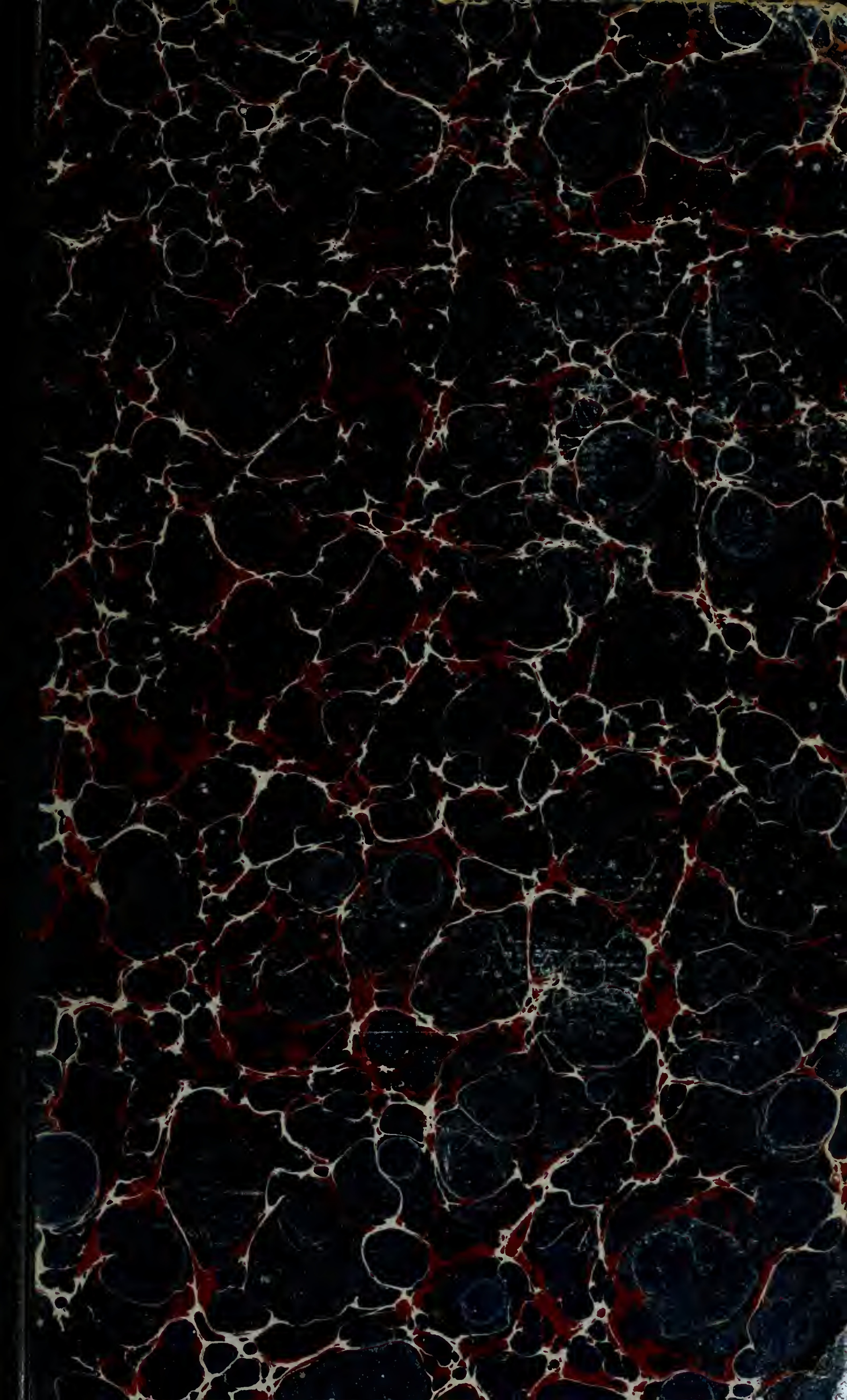






Allgemeine
Deutsche Biographie.

Zweiundvierzigster Band.

Am Schlusse des Bandes befindet sich ein Verzeichniß der im 42. Bande enthaltenen Artikel.



Allgemeine

Deutsche Biographie.

Zweiundvierzigster Band.

Werenfels — Wilhelm d. Jüngere, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1897.

Werenfels: Peter W., Dr. theol., Antistes der Kirche und Professor an der Universität zu Basel von 1675—1703, wurde geboren am 20. Mai 1627 zu Liestal (bei Basel), wo sein Vater, Joh. Jak. W., Pfarrer war. Der Urgroßvater des letzteren, Rudolf v. W., war seiner Zeit aus Bern nach Basel übergesiedelt. Peter's Mutter, Jahel Ryff, war die Tochter des gelehrten Arztes und Mathematikers Peter Ryff. Durch die Wahl des Joh. Jak. W. nach St. Martin kam die Familie nach Basel. Am Gymnasium daselbst erhielt Peter seine humanistische Ausbildung, an der Universität die theologische. 1647 wurde er Candidat; 1649 ward er von der theologischen Facultät neben Lukas Gernler, seinem späteren Vorgänger in der Antisteswürde, dem Statthalter der Festung Breisach, Joh. Ludw. v. Erlach, als Hofprediger empfohlen. Gernler wurde ihm vorgezogen. Aber schon 1650 kam W., durch Empfehlung der Facultät, als Hofprediger zum Grafen Friedrich Kasimir von Ortenburg bei Passau, auf drei Jahre. Ende 1653 wurde er heimberufen, als Nachfolger Gernler's im Amt eines städtischen Gemeinhelfers. 1655 ersuchte Graf Friedrich Kasimir von Hanau-Lichtenberg, mit Rücksicht auf seine reformirte Gemahlin, Sibylla Christina von Anhalt, die theologische Facultät von Basel um einen geeigneten Geistlichen für seine reformirten Unterthanen im Dorfe Wolfisheim bei Straßburg und in dessen Umgebung. So kam W. dahin für ungefähr ein halbes Jahr und erwies sich in der That als der geeignete Mann, durch seine hervorragende Predigtgabe, wie durch seine maß- und tactvolle Art im Besprechen der confessionellen Differenzpunkte, insbesondere der Abendmahlslehre. Seine Abschiedspredigt vom 1. Juli 1655, über Judä V. 20, wurde auf besonderes Verlangen der Gräfin gedruckt und der hohen Frau gewidmet.

In die Heimath zurückgerufen, fand er seinen Vater sterbend. Der überaus erbauliche Tod des Mannes, wie dessen Bitte im Todeskampf: „Ultimus agon restat; Domine ne desere me, ne te deseram!“ ist dem Sohne unvergeßlich geblieben bis auf sein eigenes Sterbebette. Am 11. December 1655 wurde Lukas Gernler Antistes und W. folgte demselben als Archidiakonus und Mitprediger am Münster. Er verehelichte sich 1656 mit Margaretha Grynäus, Tochter des Pfarrers Samuel Grynäus zu St. Leonhard. Von den zehn Kindern, welche sie ihm bis 1671 gebar, fünf Söhnen und fünf Töchtern, überlebten ihn drei Söhne und zwei Töchter. Sein erstgeborener ist der berühmt gewordene Theologe Samuel W.

Neben seinem Pfarramte docirte W. 1656 bis 1658 aushülfsweise für den im Urlaub abwesenden Joh. Jak. Buxtorf hebräische Sprache. Während der Pest, welche 1667 und 1668 die Stadt schwer heimsuchte, zeichnete sich der muthige und glaubensstarke Seelsorger aus. In seinen Frühgottesdiensten predigte er in serie über den 91. Psalm. 1669 erschienen diese Predigten, nebst einer Dankpredigt über Joh. 5, 14, in einem Bande als: „Petri Werenfelsii Davids Pest-Artzney. Basel, bei Jacob Werenfels 1669." Neben viel gelehrtem Ballast, nach damaligem Zeitgeschmack, enthalten diese Predigten kräftige und praktische Gedanken und innige Mystik.

Besondere Beachtung verdient aus jener Zeit überdies eine, bei Anlaß der Erneuerung des Rathes am 20. Juni 1668 von W. im Münster über 1. Mos. 41, 38 gehaltene „Christl. Predigt von Bestellung des Regiments", welche nicht nur vorzüglich disponirt ist und als Rede bedeutend, sondern auch eine erfreuliche Freimüthigkeit und Unerschrockenheit athmet im Strafen der eingerissenen „Aemtersucht und Gabenfresserei", welche das politische Leben Basels zu verderben drohte, und welche auch 1691 zu einer förmlichen Revolution führte.

Es bedeutete eine Beförderung für W., als derselbe 1671 zum Pfarrer bei St. Leonhard gewählt wurde. 1674 übertrug man ihm auch das Inspectorat des reorganisirten Waisenhauses. Nach Gernler's Tod (9. Febr. 1675) wurde W. am 11. Mai 1675 zum Pfarrherrn am Münster gewählt durch die Gemeinde, und folgenden Tages durch den Rath zum Antistes und Archidecan der Kirche Basels zu Stadt und Land. Mit dieser obersten kirchlichen Würde war von Amtswegen eine theologische Professur an der Universität verbunden. Seit 1647 gab es drei theologische Lehrstühle mit Rangordnung: vorerst wurde einer Professor Locorum Communium et Controversiarum, dann Professor Veteris Testamenti, und dann Professor Novi Testamenti. W. lebte lange genug, um jeden dieser Lehrstühle eine Reihe von Jahren innehaben zu können, den ersten von 1675 bis 1685, den zweiten 1685 bis 1696, den dritten 1696 bis 1703. Seine akademische Laufbahn als Dr. theol. eröffnete er mit einer Inauguralrede „über die verschiedenen Kunstgriffe, deren die römische Kirche sich bedient, um die Akatholischen zu ihrem Glauben hinüber zu ziehen". Dogmatik lehrte er an Hand des rühmlichst bekannten „Compendii Wollebiani". In seinen alttestamentlichen Vorlesungen beendigte er Gernler's begonnene Auslegung der Psalmen und bearbeitete den Propheten Daniel so, daß seine Zeitgenossen auf den Druck dieses „opus dignissimum" hofften. Hinsichtlich des N. T's. werden besonders seine Vorlesungen über die Apostelgeschichte erwähnt. Ein stattlicher Quartband auf der Basler Univ.-Bibliothek (K. A. H. III, 10) enthält seine lateinischen „Disputationes Theologicae", über 32 Themata. Eine Aufzählung derselben an dieser Stelle gestattet der verfügbare Raum nicht. „In litterarisch-historischer Beziehung der Beachtung werth" findet Hagenbach zwei derselben „De Waldensibus", gehalten 1695 und 1700, unter Betheiligung von Waldenser Theologen, die in Basel studirten. Die wissenschaftliche Methode Werenfels' war noch durchaus die der üblichen Scholastik mit ihren Affirmativen und Negativen und ihren kühnen logischen und dialektischen Deductionen. Neue Bahnen hat er nicht gewiesen; er stand durchaus auf dem Boden des seit 1662 in der theologischen Schule Basels geltenden „Syllabus Controversiarum" und der „Formula Consensus", welche die schärfste Dordrechter Lehre von der Prädestination und die Inspirationslehre „quoad vocalia hebraica" vertrat. Sie war, wenn schon erst nach Gernler's Tod auf Empfehlung der Geistlichkeit (incl. Werenfels') vom Rathe zum „beständigen Gesetz" erhoben (1675), dennoch wesentlich Gernler's Werk. Antistes W. bot vielmehr, aus seiner milden Gesinnung heraus, schon 1686 bereitwilligst

Hand zur Beseitigung der Verpflichtung auf diese Consensformel, den Vorstellungen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und einem Gesuche des Rathes von Basel entgegenkommend. Sie wurde 1723, zum guten Theil durch die Bemühungen seines Sohnes Samuel, förmlich und endgültig abgeschafft. W. suchte in allen seinen Reden und Schriften stets den Frieden und die Einigkeit im Geist, wenn auch nicht eine formale Union, mit den Lutheranern, deren dogmatische Differenzen von der reformirten Lehre er als „errores circa fundamentum“ zu bezeichnen pflegte. Von seinen gedruckten akademischen Vorträgen sei noch erwähnt der übliche lateinische Panegyricus auf seinen verstorbenen Amtsvorgänger: „Icon Theologi eximii . . . Lucae Gernleri.“ 1676. Zu drei Malen war er Rector magnificus, elf Male Decan der theologischen Facultät, zwei Mal hatte er als Promotor drei Doctores theol. zu creiren.

Die Hauptthätigkeit Werenfels' lag auf dem praktischen Gebiet, dem des Kirchenregimentes und der pastoralen Wirksamkeit. In ersterer Hinsicht galt es, die Ansprüche, welche der seit der Reformation mit seinem Domcapitel nach Freiburg i. Br. und, nach der Einnahme Freiburgs durch die Franzosen, 1678 nach Arlesheim übergesiedelte Bischof von Basel auf sein früheres Besitzthum in der Stadt immer wieder erhob, abzuweisen und doch Ludwig XIV. nicht zu reizen, welcher nach dem Rhein vordrängte, Straßburg 1681 einnahm und katholisirte und in Basels unmittelbarer Nähe die Festung Hüningen baute. Da mußte der Antistes das protestantische Bewußtsein wach halten und doch auch wieder „verschaffen, daß man in den Predigten und Gebeten die Papisten nicht allzusehr choquire“. Nach der Aufhebung des Edictes von Nantes (22. Oct. 1685) wuchs die Einwanderung französischer Refugianten und bald auch vertriebener Waldenser nach der Schweiz und insbesondere nach Basel ins Riesige an. Nicht nur die Aufbringung der zu ihrem Unterhalt nöthigen Geldmittel durch jährliche Steuern der Bürgerschaft während eines starken Jahrzehntes ward eine drückende Last (vgl. Mörikofer, Gesch. der evangel. Flüchtlinge in der Schweiz. Leipzig 1876); sondern Frankreich drohte beständig mit der Sperre der im Sundgau fälligen Einkünfte Basels, und man wollte die Aufnahme der französischen Exulanten darstellen als einen Bruch der Staatsverträge mit Frankreich. Damals gaben die juridische Facultät, und im Namen der theologischen Antistes W. ihre muthigen Gutachten ab an den Rath, welche sowol vom rechtlichen, als vom christlichen und kirchlichen Standpunkt aus, die Aufnahme der Verfolgten rechtfertigten und postulirten, (vgl. Ullii Collectanea, Tom. II auf der Basler Univ.-Bibl.) und Basel hat seine Pflichten gegen die Glaubensgenossen redlich erfüllt.

Im J. 1691 artete eine, in ihren Anfängen wohlbegründete Bewegung in der Bürgerschaft, gegenüber einer corrupten und corrumpirenden Oligarchie, leider in eine kleine Revolution aus, welche schließlich mit Gewalt und einigen Hinrichtungen unterdrückt wurde, und von welcher weniger Früchte zurückblieben, als wünschbar gewesen wäre. Antistes W. und die Geistlichkeit, welche anfänglich ebenfalls die Bewegung befürwortet hatten, sahen sich später genöthigt, der in Ungesetzlichkeit sich verirrenden entgegenzutreten. Das Genauere hierüber geben: Abel Burckhardt, Bilder aus der Geschichte von Basel. Fünftes Heft: Das einundneunziger Wesen. Basel 1882. — Dr. Karl Burckhardt, Die Begehren der Basler Bürgerausschüsse im J. 1691. Beiträge zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von der historischen Gesellschaft in Basel. Bd. VIII. Basel 1866. — Peter Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. Bd. VII. Basel 1821.

Die kirchlichen Verfügungen und Verordnungen, welche W. erlassen, zur Berücksichtigung älterer stellenloser Candidaten, zur Hebung der Wochengottes-

dienste sowie des Jugendunterrichtes in Schule und Kirche (durch sein sogen. „Nachtmahlbüchlein“ 1686), zur Bereicherung der Liturgie (durch Gebete, Installationsformular u. dgl.), zu feierlicherer Gestaltung der Taufe, welche er in Verbindung brachte mit dem öffentlichen Gottesdienst 1699, haben wesentlich locales, kaum allgemeineres Interesse. Dagegen verdienen seine zahlreichen gedruckten Predigten alle Beachtung und erfreuten sich mit Recht großer Beliebtheit. Außer den weiter oben bereits erwähnten, sei hier noch seine sogenannte „Nachtmahls-Predigt“ über Matth. 26, 26—29 genannt, die er 1689 in einem bescheidenen Wochengottesdienst gehalten hatte, und die er, etwas erweitert, dem Druck übergeben mußte. Sie war so vorzüglich, daß er eine zweite Auflage derselben vorbereitete, als der Tod ihn abrief, und daß sein Sohn Samuel sie 1705 doch nochmals edirte. In welchem Geiste sie gehalten ist, erhellt schon aus dem Motto, das er ihr vorgesetzt: Genes. 13, 8. Lieber, laß nicht Zank sein zwischen mir und dir! — In seinem letzten Lebensjahre noch veröffentlichte er einen stattlichen Quartband „Außlegung der Sonntäglichen Evangelien durch das gantze Jahr“ (Basel 1702); bekannt unter dem Namen: „Petri Werenfelsii Dominicalia.“ In der reformirten Kirche Basels waren die Perikopen durch die Serienpredigten über ganze Bücher der h. Schrift nicht völlig verdrängt, sondern zum Theil für die Nachmittagsgottesdienste beibehalten worden. Das Vorwort zu der Sammlung spricht sich darüber sehr gut und besonnen aus. — Ueberdieß sind gegen 200 Leichenpredigten, nebst einigen Casualreden anderer Art von W. gesammelt worden. Seine Schriften füllen im ganzen mindestens sechs starke Bände.

Bis ans Ende durfte er thätig sein, mit ungeschwächter Geisteskraft. Am Himmelfahrtsfest 1703 predigte er noch Vor- und Nachmittags im Münster, dann legte er sich zu kurzer Krankheit nieder; seine letzten Gedanken waren Himmelfahrtsgedanken. Sein Wahlspruch war das von ihm selbst verfaßte Distichon:

Petra salutis eras puero, juvenique, viroque;
Auxilio ne me desere, Christe, senem!

Und betend ist er heimgegangen am 23. Mai 1703, 76 Jahre alt und 3 Tage. Sein Nachfolger rief in der akademischen Gedächtnißrede der Versammlung zu: „Nec doleamus quod tales amiserimus, sed gaudeamus quod tales habuerimus!“

Von Werenfels' Schriften waren mir zugänglich: „Ikon Theologi ... D. Lucae Gernleri“ (Basil. 1676); „Disputationes Theologicae“ (Fascic. 1675—1702); „Davids Pest-Artzney“ (Basel 1669); „Petri Werenfelsii Concionum Funebrium Fascicc. VII“; „Dominicalia“ (Basel 1702, mit Werenfels' Bildniß); Em. Ullii S. M. C. Collectanea. Manuscript auf der Basler Kirchenbibliothek, mit Gutachten u. dgl.

Ueber Werenfels' Person, Familie, Schriften sind besonders zu vergleichen: Athenae Rauricae. Basel 1778. — Alex. Wolleb's Leichenpredigt und Zwinger's Oratio Parentalis im oben gen. Band „Conc. Funebrium“. — Jac. Christ. Iselin, Histor. und geogr. Lexikon, Basel 1728. — Hans Jacob Leu, Allg. Helvet. Lexikon, Zürich 1764. Mit reichlichen Angaben über Werenfels' Werke und Familie. — Karl Buxtorf-Falkeisen, Antistes und Prof. P. Werenfels. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht der Realschule. Basel 1856. — K. R. Hagenbach, Die theol. Schule Basels und ihre Lehrer, von Stiftung der Hochschule 1460 bis zu De Wette's Tod 1849. Zur 4. Säcularfeier der Univ. Basel verfaßt .... Basel 1860, Schweighauser. — K. R. Hagenbach, Krit. Gesch. der ersten Basler Confession u. s. w. Basel, H. Georg 1857. — Peter Ochs, Gesch. der Stadt und Landschaft Basel. Basel 1821. Bd. VII. — Haller, Bibl. der Schweiz. Gesch.

A. v. Salis.

Werenfels: Samuel W., Dr. und Professor der Theologie von Basel (Schweiz), erstgeborener Sohn des dortigen Antistes Peter W. (s. o.) und der Margaretha Grynäus, wurde geboren am 1. März 1657, als sein Vater noch Archidiakonus am Münster zu Basel war. Schon als Schüler übertraf er die Genossen weit an Begabung und Leistungen und erweckte außergewöhnliche Hoffnungen für die Zukunft. 1670 kam er auf die Hochschule, zeichnete sich aus durch seine Beherrschung der classischen Sprachen, ein elegantes Latein, und ging, nach Absolvirung seiner philosophischen Studien und Prüfungen (1671 und 1673), zum Studium der Theologie über. Er pflegte aber auch nun mit Sorgfalt die Sprachforschung, insbesondere des Hebräischen und des Griechischen, durchdrungen von der Ueberzeugung, wer die göttlichen Offenbarungen verkündigen und dolmetschen wolle, dürfe der Sprachen, in welchen dieselben niedergelegt sind, nicht unkundig noch unmächtig sein. Auch die Wichtigkeit gründlicher Kenntniß der Profan-, wie der Kirchengeschichte für ein richtiges und volles Verständniß der heiligen Schriften erkannte er damals schon in hohem Maße. Mit großem Fleiß warf er sich zielbewußt vorzüglich auf das Schriftstudium, ohne die übrigen Disciplinen zu vernachlässigen.

Am 19. October 1677 wurde W. „cum adplausu“ als Candidat in das Ministerium aufgenommen. Dann hielt er sich, — statt nach alter Uebung sofort ferne Länder zu bereisen, — einige Zeit in Zürich, Bern, Lausanne und Genf auf.

Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt hätte er gerne ein Pfarramt übernommen, aber seine schwächliche Gesundheit wies ihn auf einen andern Weg, der Kirche zu dienen, und so entschloß er sich zur akademischen Laufbahn. Man übertrug ihm zunächst (1684, I, 23) ein Vicariat für den melancholischen Professor der Logik, Samuel Burckhardt J. U. D., dann (21. Juli 1685) die Professur der griechischen Sprache. Folgenden Jahres holte er die bis dahin unterlassene größere Studienreise nach, besuchte, in Gesellschaft des Engländers Gilbert Burnet, des späteren Bischofs von Salisbury, und des Baslers Friedrich Battier, Heidelberg, Belgien, Flandern, Brabant, Friesland, Bremen, einen großen Theil Deutschlands, und kehrte mit gekräftigter Gesundheit heim. Am 18. Februar 1687 wurde er zum Professor eloquentiae ernannt. W. hatte selbst eine große rednerische Gabe und suchte diese nun auch in den Schülern zu wecken. Er bekämpfte ein falsches Pathos, empfahl bei aller Eleganz der Rede Einfachheit und Natürlichkeit. Zur Uebung im freien Vortrag verschmähte er auch dramatische Spiele nicht (vgl. seine „Oratio de comediis“). Aber vor eitler Disputirsucht, welche in der Theologie großen Schaden angerichtet habe, konnte er nicht genug warnen (vgl. seine Abhandlung „De logomachiis eruditorum“). Er ging hierin freilich oft auch so weit, als leeres Wortgezänk zu betrachten, was auf tieferen Unterschieden geistiger Begriffe beruhte. Und sein Vorschlag, durch ein Universalwörterbuch, in welchem eine genaue Definition aller Begriffe gegeben wäre, den vielfach aus Mißverständnissen, Mißdeutungen und falscher Consequenzmacherei entspringenden Lehrstreitigkeiten vorzubeugen, war ebenso unpraktisch und undurchführbar, als wohl gemeint.

Am 15. September 1696 endlich trat er in den Lehrkörper der theologischen Facultät ein, von nun an akademischer College seines Vaters, zunächst als Professor controversiarum et Loc. Com. (Polemik und Dogmatik), nachdem er am 9. Juni desselben Jahres zum Dr. theol. war promovirt worden durch Joh. Rud. Wettstein in glänzender Versammlung, welcher der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach mit Gemahlin und Sohn beiwohnten. Er hielt seine Inauguralrede über die Frage: „Mit welchem Rechte behaupten die Papisten, den Häretikern brauche man sein Wort nicht zu halten?“ (Qua ratione Pontificii do-

ceant, haereticis fidem non esse servandam?) — W. blieb, wie hernach in seinen dogmatischen und polemischen Vorlesungen überhaupt, nicht stehen bei Behandlung alter, abgestandener Controversen, sondern besprach die Vorgänge der neueren Zeit, welche allgemeines und actuelles Interesse boten. Zur Erholung vor Antritt seines neuen Amtes machte er einen Aufenthalt in Neuenburg, wo er mit Friedrich Osterwald, in Genf, wo er mit Alfons Turretini, und endlich in Paris, wo er mit dem gelehrten Benedictiner Bernhard Montfaucon enge Freundschaft schloß, die später noch reiche Früchte tragen sollte.

Am 5. October 1703, kein volles Halbjahr nach dem Tode seines Vaters, wurde ihm die Professur des Alten Testaments übertragen, und er las eine praktische Auslegung der Psalmen. Seine Bedeutung aber lag weniger auf dem speciellen Gebiet der alttest. Exegese, das ihm nun zugewiesen war, als vielmehr darin, daß er, von hier aus, in die Exegese überhaupt die Grundsätze einer neueren gesunden Hermeneutik einführte, sie aus den Fesseln der confessionellen Dogmatik befreite und zur allein richtigen grammatisch-historischen Erforschung und Erklärung des Schrifttextes und seines ursprünglichen Sinnes gestaltete (vgl. seine damalige Antrittsrede „De scopo quem scripturae Interpres sibi proponere debet"). Den üblich gewordenen Mißbrauch der Bibel geißelte W. mit dem bekannten Epigramm:

Hic liber est, in quo quaerit sua dogmata quisque,
Invenit et iterum dogmata quisque sua.

Sein Ruf war inzwischen in die Ferne gedrungen. Eine durch Vitringa vermittelte Berufung an die Universität Franeker hatte er 1704 ausgeschlagen. Dagegen konnte er die Ehre nicht abweisen, die ihm die englische Gesellschaft „zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern" erwies, als sie ihn 1707 zu ihrem Mitgliede ernannte. Dasselbe that auch die Berliner „Societät der Wissenschaften" (1709). Mit seinen französischen Freunden Osterwald und Turretini unterhielt er lebhaften Verkehr. Sie bildeten, eins in edler irenischer Gesinnung, das bekannte schweizerische theologische Triumvirat. Als 1710 die französische Gemeinde in Basel zeitweise nur einen Geistlichen besaß, predigte W. am 4. Mai selbst, nahm 1711 die Stelle eines Kirchenältesten an und hielt nun öfters die französische Predigt, zu großer Erbauung der dankbaren Zuhörerschaft. Diese Predigten, „Sermons sur des vérités importantes de la Religion", zum Theil schon einzeln erschienen 1711 und 1712, wurden gesammelt und herausgegeben in Basel 1715 in 8°, später mehrmals neu aufgelegt in Basel (1716, 1720, 1744, 1756), Amsterdam (1716), Genf (1720). — Sie erschienen ferner, ins Deutsche übersetzt (von Simon Grynäus, Pfarrer zu St. Peter), in Basel (1717, 1733, 1739), in Frankfurt und Leipzig (1717, übersetzt von Dr. Ph. Troschel), in Berlin (1781); ins Holländische übersetzt zu Utrecht (1764).

Den 26. Mai 1711 endlich wurde er zum Professor des Neuen Testaments ernannt, und konnte er hinfort bis an sein Ende diesem seinem eigentlichen Lieblingsfach sich widmen. Ueberall suchte er, ohne der Gründlichkeit des Wissens Eintrag zu thun, die Theologiestudirenden auf ihren künftigen praktischen Beruf hinzuweisen und ihnen vor allen Dingen Das zu bieten, wessen sie im kirchlichen Amt bedürften. Er bezeichnete es als einen Mangel, daß kein Lehrstuhl für praktische Theologie bestehe und versuchte, wenigstens privatim in engerem Kreise den Jünglingen nach dieser Richtung hin die nöthige Anleitung zu geben. Darauf bezieht sichs wohl, wenn die „Athenae Rauricae" berichten, er habe wöchentlich in drei Stunden unterrichtet, nicht nur in den vorgeschriebenen zwei. In den Jahren 1705 und 1722 führte er das Rectorat der Hochschule.

Wie W. in der Wissenschaft dem unfruchtbaren Dogmatismus und den unerbaulichen Controversen eine möglichst reine Schrifttheologie entgegenstellte, so

bekämpfte er auch im Praktischen das todte Kirchenthum und die nur zu oft mit demselben verbundene sittliche Rohheit, wie sie sich u. A. bei den damaligen Orthodoxen gerne zeigte in den Anfeindungen gegenüber dem Pietismus. Da warnte er wohl:

> Deprime quantumvis Pietistas; dummodo ne quis
> Quam primum pius est, sit Pietista tibi.

oder:

> Res odiosa tibi est Pietismus; at excute mentem:
> Forte etiam pietas res odiosa tibi est.

Er schätzte persönlich den Grafen von Zinzendorf sehr und konnte es nicht verstehen, daß man demselben, bei seiner Anwesenheit in Basel, nicht eine Predigt im Münster angetragen habe. Zinzendorf seinerseits widmete ihm einen poetischen Nachruf, worin es u. A. hieß:

> Wo ist des großen Gamaliels,
> Des Doctor Samuel Werenfels
> Abgelegte Hülle?
> Wo ruht's Gebeine?
> Sagt mir's, damit ich noch drüber weine
> Vor seinem Volk!
>
> Werenfels gehet und Osterwald
> (Munter und freudig) wird gleichwohl alt;
> Wenn nun der auch hingeht,
> Wo sind die Alten,
> Die überm Lamm noch steif gehalten?
> Kyrieleis!

Auch den großen getrennten Kirchenparteien gegenüber war Werenfels' Stellung eine irenische. An der katholischen Kirche bekämpfte er nur die Anmaßung, die allein seligmachende Kirche sein zu wollen, während er mit Personen, die dieser Kirche angehörten, in freundschaftlichem Verkehr stand.

Vor allem aber lag ihm, wie seinen Freunden, die Union der beiden protestantischen Kirchen am Herzen (vgl. seine Abhandlungen „Ueber die Vereinigung der Protestanten", die zum Theil auch seinen Predigten angehängt ist); aber nicht ein aufgedrängter formeller Consensus, eine erzwungene Uniformität der Doctrin, — was ein ärgeres Joch, als das Papstthum, werden könnte; sondern gegenseitige Anerkennung in Liebe und Demuth, und — was er für sofort erreichbar hielt bei gutem Willen: Abendmahlsgemeinschaft! — Nicht im Verstande, sondern im Herzen fand W. das wahre Hinderniß der Vereinigung; und dieses müßte wegfallen, wenn wir, ehe wir Andern den Himmel zuschließen wollen, vorerst suchten, selbst unseres Heils gewiß zu werden.

Solchen Gedanken und Hoffnungen gab W. auch Ausdruck in dem Vorwort, mit welchem er die von ihm besorgte zweite Auflage der „Christlichen Nachtmahlspredigt" seines Vaters a. 1705 begleitete, welche in ihrer Tendenz durchaus seinem irenischen Sinne entsprach. In derselben Absicht hielt er 1722 seine Rectoratsrede, „Oratio de vero et falso Theologorum zelo", und betrieb er mit Erfolg 1723 die völlige Beseitigung der, in Basel freilich längst außer Gebrauch stehenden Formula Consensus, welche den Zwiespalt zwischen der lutherischen und der reformirten Kirche nähre.

Nichts konnte gewiß diesem klaren Verstand und friedliebenden Gemüth verdrießlicher sein, als jener ärgerliche „Wettsteinische Handel" (vgl. den Art. Joh. Jac. Wettstein), in den er noch gegen Ende seines Lebens, ca. 1730, hineingezogen wurde. In die Verurtheilung und Entsetzung Wettstein's hatte er zwar gewissenshalber einstimmen müssen, weil der kühne Kritiker nach Werenfels' eigener Ueberzeugung das „Fundament des Glaubens" antastete; aber die leidenschaftliche Art, wie der ganze Proceß geführt wurde, verletzte ihn tief, so

daß er sich von den Besuchen des theologischen Conventes zurückzog und sein Gesuch um Entlassung von seiner Professur nur zurücknahm unter der Bedingung zeitweiligen Urlaubes, um in der Stille der Pflege seines Seelenheils zu leben, während er den ihm zufallenden Gehalt für fromme Zwecke verwendete. Das war der tiefere Grund seiner späteren Zurückgezogenheit und kaum nur seine Altersgebrechlichkeit, wie aus dem Bericht der „Athenae Rauricae“ zu schließen wäre. Im 84. Lebensjahre durfte er seine ruhmvolle Wirksamkeit abschließen mit einem seligen Sterben, am 1. Juni 1740.

Seine zahlreichen philosophischen und theologischen Abhandlungen, welche bei verschiedenen Anlässen erschienen, wurden gesammelt herausgegeben in Basel 1710 in 8° als „Sylloge Dissertationum Theologicarum“, ebenso in 2 Bdn. 1716 in Amsterdam; — später vermehrt als „Opuscula theologica, philosophica et philologica“ (Basel 1718, Lausanne 1739 in 4°; Lugd. Bat. 1772, II, 4°, Basel 1782, III, 8°). — Auch sie wurden ins Holländische übersetzt: „Bondel van Theologische Verhandlingen door den Heere Sam. Werenfels, uit het Latein vertald“ (Amsterd. 1723 in 8°).

Eine gute u. zieml. vollständige Aufzählg. von Werenfels' Schriften gibt besonders: Hans Jacob Leu, Allg. Helv. Lexikon; Zürich 1764. — Haller, Bibl. der Schweiz. Gesch. II, N. 161—1614. — Athenae Rauricae (v. Herzog) T. I., pag. 57 ff. — Hanhart, Wissenschaftl. Zeitschrift von Lehrern der Basler Hochschule 1824. — K. R. Hagenbach, Die theol. Schule Basels und ihre Lehrer. Programm v. 1860, S. 37 ff. — Hagenbach † (Bernhard Riggenbach): Artikel über Samuel Werenfels in Herzog's Realencykl., II. Aufl. — Ueber seine französ. Predigt und Correspondenz vgl. L. Junod: Sam. Werenfels et l'église franç. in: Chrétien évang., avril 1868; und Histoire de l'égl. franç. de Bâle, Lausanne 1868. — E. de Budé: Lettres inédites adressées à J. A. Turrettini, Genève 1887 III. — Museum Helveticum II, partic. VIII. (Turici 1748) hat Brief an J. F. Osterwald v. 1715. — Vgl. K. R. Hagenbach, Gesch. d. Basler Conf. und Pet. Ochs, Gesch. d. Stadt u. Landsch. Basel, Bd. VIII. — Eine Würdigung seiner theolog. Richtung gibt: Alex. Schweizer, Centraldogmen II, 776 ff. — Dorner, Gesch. d. prot. Theol., S. 439. — Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands, Neustadt 1835 IV, S. 688—90 u. 907. A. v. Salis.

Werfer: Albert W., Dr. theol., katholischer Schriftsteller und Dichter, geboren am 27. Septbr. 1815 zu Neresheim als der Sohn des dortigen, alsbald hernach nach Ellwangen versetzten Oberamtsphysicus, † am 21. Septbr. 1885 in Ellwangen, widmete sich nach in Tübingen und München absolvirten Studien dem Priesterstande, erhielt im J. 1840 die Priesterweihe, war dann einige Zeit Vicar bei Pfarrer Walter von Kirchbierlingen, dem vormaligen letzten Prälaten des Prämonstratenserreichsstifts Marchthal, hierauf Repetent am Wilhelmsstift zu Tübingen, später Pfarrer und Schulinspector von Essendorf und Otterswang in Oberschwaben, als der er im J. 1882 resignirte, um sich in seine zweite Heimath nach Ellwangen zurückzuziehen, welcher Stadt er zeitlebens mit warmer Anhänglichkeit zugethan blieb. Im J. 1877 wurde er auf das Universitätsjubiläum von der kath.-theol. Facultät von Tübingen zum Ehrendoctor der Theologie promovirt. Neben seinem Berufe, welcher ihn namentlich als Schulinspector in Anspruch nahm, suchte und fand er Erholung und Muße in den schönen Künsten, seinem Lieblingsfelde, und war schriftstellerisch ziemlich productiv. Die Aufzählung all seiner zahlreichen, zum Theil in Kehrein's kath. Schriftstellerlexikon ꝛc. verzeichneten Werke und Schriften würde hier zu weit führen. Außer einer im J. 1858 im Vereine mit Fz. X. Steck in Ulm bei Ebner herausgegebenen „großen illustrirten Heiligenlegende ꝛc.“, seinen „Lebensbeschrei-

bungen ausgezeichneter Katholiken" (1852/66), so von P. Spee, S. J., B. Holzhauser, der Schwester M. Crescentia von Kaufbeuren, von Bischof Wittmann, Alex. v. Hohenlohe, Möhler und Brentano u. A., der gelungenen historischen Novelle: „Ubald, der Landsknecht des Truchseß Georg v. Waldburg" (1865), dürfen besonders die von ihm (1855/57) veröffentlichten „Erinnerungen" aus dem Leben seines Onkels und Görners Christoph Schmid, in dessen Fußstapfen als Jugendschriftsteller er mit glücklichem Erfolge getreten war, seine „Poesie der Bibel" (1875), ein schönes gehaltvolles Buch, die anziehenden Volksbücher: „Gottes Herrlichkeit in seinen Werken" (1861, spätere Auflage mit der neuen 1870 herausgekommenen Folge: „Gottes Herrlichkeit im Geiste des Menschen") und sein letztes, ihm sehr ans Herz gewachsenes, durch Gehrts prächtig illustrirtes Werk der „Nachfolge Christi" von Thomas von Kempen (1872), hervorgehoben werden, wozu er noch zahlreiche Artikel in das Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, in Zeitungen, Zeitschriften, so in das „d. Volksblatt", „kath. Sonntagsblatt", die „Sonntagsfreude", den „kath. Volks- und Hauskalender" lieferte; daneben war er auch Maler und Poet; und wenn er auch als ersterer bloß Dilettant war und es ihm etwas an Schulung und Ausbildung gebrach, so durfte ihn doch mancher Farbenkünstler um die Stimmung beneiden, welche er in seinen Landschaftsbildern hervorzubringen wußte und die den geborenen Dichter nicht verleugnen. Eine freudige Genugthuung bereitete ihm noch am Abende seines Lebens die Zulassung eines seiner Bilder in die Ausstellung des Künstlerhauses von Baden-Baden im J. 1884 — eine seiner letzten irdischen Eitelkeiten und Schwächen, von welchen auch der Verewigte nicht ganz frei war. Als Dichter, als welcher er schon im J. 1843 zu Augsburg ein Epos: „Quentin Messis" in 12 Gesängen, und hübsche Gedichte 1851 in Tübingen herausgab, darf er nach seiner poetischen Anlage, Empfindung und Stimmung füglich noch der schwäbischen Dichterschule beigezählt und ihm jedenfalls unter den gleichzeitigen kath. schwäbischen Sängern, als P. Georg v. Waldburg-Zeil, S. J., Karl Wilh. Frdr. Stempfle, Ed. Vogt u. A. die erste Stelle zugewiesen werden. Obwol als katholischer Landpfarrer an sich ziemlich isolirt und von der Außenwelt abgeschlossen, riß er sich doch manchmal aus seinem einförmigen Leben los und suchte früher auf Reisen, so nach Italien, Tirol, München, Augsburg, Baden-Baden 2c. das ihm Abgehende zu ersetzen und knüpfte zahlreiche litterarische Bekanntschaften an, so mit Wolfgang Menzel, der ihn auch in seinen „Denkwürdigkeiten" anerkennend erwähnt, dem Dichter und Oberst Jul. Ernst Günthert, seinem nachmaligen Biographen, P. Schwarz in Michaelbeuren, dem Philosophen Planck und vielen Anderen; bekannt ist seine Freundschaft mit dem Prof. Hefele, dem nachmaligen Bischofe von Rottenburg, der gräflich Königsegg'schen Familie in Aulendorf 2c. W. war eine innerliche, poetische, feinfühlige, dabei aber empfindliche Natur; für alles Schöne und Edle begeistert, war er ebenso allem Eitlen, Schwindelhaften oder gar Gemeinen im Innersten abhold. Im Verkehre war er, namentlich früher, liebenswürdig, munter, oft von schalkhaftem Humor; doch bildeten heiterer Sinn und geistvolles Witzwort mehr die deckende Hülle eines tiefer angelegten Innern, das ernste Auffassung und Sprache in wichtigen Dingen und Zeitlagen keineswegs ausschloß. In späteren Jahren ward er durch seine für eine Natur, wie die seinige, nicht günstige Vereinsamung mehr in sich gekehrt und zurückhaltend, zuweilen infolge von körperlichen Gebrechen, aber auch von bittern Erfahrungen launisch und gar nervös. Für die Pastoration auf dem Lande unter den Bauern war W. freilich weniger geeignet und überwogen seine Leistungen als Schulmann die des Pfarrers. Sein Platz wäre auf einem katholischen Lehrstuhl für Aesthetik und Litteratur, überhaupt für die schönen Künste und Wissenschaften gewesen. In kirchlicher Richtung war er milde und

tolerant, ohne seinem gläubigen Standpunkte etwas zu vergeben. Politisch war W. national gesinnt, wenn er auch den deutschen Krieg von 1866 und den „Culturkampf" aufs tiefste beklagte.

Nekrologe rc. im Deutschen Volksblatt zu Stuttgart, Nr. 214 u. 241 von 1885 sowie (von Günthert) in Nr. 135—148 von 1890. — In der in Dr. J. B. Heindl's Galerie berühmter Pädagogen rc. enthaltenen Lebensskizze Werfer's ist mehr dessen pädagogische Wirksamkeit gewürdigt. — Werfer's Bildniß (in Holzschnitt) — er war von kleiner untersetzter Statur mit geist- und ausdrucksvollem Auge — findet sich im württ. kath. Volkskalender von 1887 auf S. 37. P. Beck.

Werf: Peter Adriansz van der W., Bürgermeister von Leiden, wurde 1523 als Sohn eines Sämischgerbers, der nicht, wie der Sohn nach seiner Werkstatt (holl. werf) genannt wurde, sondern den Zunamen Vermeer erhielt, geboren. Acht Jahre später erlitt der Vater als Wiedertäufer den Tod. Der Sohn blieb dem Ketzerglauben treu, scheint sich aber den Reformirten angeschlossen zu haben. Als Alba herannahte, emigrirte er nach Emden. Schon im nächsten Jahre (1568) reiste er im Auftrag Oraniens mit einem in Leiden ansässigen Edelmann, dem Herrn v. Swieten, in geheimer Sendung nach Holland: zwei Jahre später aufs neue, um Geld für Oraniens geplante Expedition zu sammeln. Er scheint diese Aufgabe mit Geschick gelöst zu haben und erwarb sich die Gunst Oraniens, der ihn, als er im J. 1572 nach der Revolution in Holland zurückgekehrt war, nicht allein in seinen besonderen Schutz nahm, sondern auch bei der durch die Umstände gebotenen Magistratsänderung in die Regierung seiner Stadt einführte: und zwar gleich als Bürgermeister, eine für einen nicht zu den Regenten gehörigen Bürger seltene Auszeichnung. So geschah es, daß er 1574, als Leiden von den Spaniern belagert wurde, als ältester Bürgermeister, der im zweiten Jahre das Amt führte, die Stadtregierung zu leiten hatte. Seine drei Collegen waren, wie die meisten Regenten, nicht eben fest in ihrer protestantischen Gesinnung, was ihm die Stelle recht schwer machte. Doch van der Does (Janus Douza), Oraniens Commissär Bronckhorst und namentlich der Stadtschreiber Van Hout hielten den dann und wann Wankenden aufrecht, auch als die Noth in der eingeschlossenen Stadt aufs höchste gestiegen war. Das hat ihm den Namen eines Helden eingebracht, der im Volksmund als Vertreter des Kampfes bis aufs Messer fortlebt, wenn auch jetzt die Erzählung seines heroischen Angebotes, den eigenen Körper dem Volke zur Speise zu überlassen, kaum noch geglaubt wird. Gewiß ist es, daß Douza ihm seiner Charakterschwäche wegen nicht traute, daß er in der Rathsversammlung der Unterhandlung mit dem Feinde, wenn auch nicht kräftig, das Wort redete, und daß Oranien, als er nach der Befreiung der Stadt die Regierung änderte, ihn nicht wieder ernannte. Später hat er jedoch öfters in der Regierung auch als Bürgermeister gesessen und ist im Anfang des Jahres 1603, von seinen Mitbürgern hochgeehrt, gestorben. Die Tradition hat sich so stark erwiesen, daß auch das 1875 errichtete Denkmal der Belagerung die Statue van der Werf's trägt.

Vgl. außer den gewöhnlichen Quellen der Zeit und Litteratur (speciell Fruytiers' Corte Beschryvinghe), die von Fruin meisterhaft herausgegebenen Oude Verhalen van het beleg en ontzet van Leiden (Haag 1874). Auch dessen Beleg en ontzet der stad Leiden in 1574 und van Vloten, Leidens Belegering en ontzet. — Die sonstige Litteratur hat weniger wissenschaftlichen Werth. P. L. Müller.

Werff: Adrian van der W., Maler, wurde als Sohn eines Müllers am 21. Januar 1650 zu Kralingen bei Rotterdam geboren. Er war Schüler des Portraitmalers Cornelis Picolett und später des Eglon van der Neer, der

in den Jahren 1663 bis 1679 in Rotterdam lebte, und eignete sich den glatten, in der Zeichnung und Malerei gleich sorgfältigen Stil seines Meisters an, der heut zu Tage als porcellanern verrufen ist. Den größten Theil seines Lebens verbrachte er in Rotterdam, wo er in den Jahren 1691 und 1692 dem Vorstand der dortigen Malergilde angehörte. Vorübergehend lebte er in Düsseldorf an dem Hofe des Kurfürsten Johann Wilhelm, der ihn zu seinem Hofmaler und später sogar zum Ritter ernannte. Aus diesem Umstande erklärt sich die große Anzahl seiner Gemälde in der alten Münchener Pinakothek, die nicht weniger als dreißig Bilder von seiner Hand besitzt. In der Dresdner Galerie ist er mit zwölf und in der Eremitage zu St. Petersburg mit elf Bildern vertreten. Einige seiner frühesten Bilder findet man in der Schweriner Galerie, einige seiner spätesten im Louvre zu Paris. Aber auch in den übrigen Sammlungen ist er mit einem oder mehreren Bildern vertreten. Denn er war ungemein fruchtbar und zeigte sich merkwürdig vielseitig in der Wahl seiner Stoffe, die er durchweg in einem kleineren Formate behandelte. Außer Portraits schuf er Genrebilder jeder Art, indem er bald biblische oder mythologische, bald idyllische und häusliche Scenen entwarf. Außerdem beschäftigte er sich auch mit der Architektur und Bildhauerei und brachte es zu beträchtlichem Reichthum und großem Ansehen bei seinen Zeitgenossen. Er starb zu Rotterdam am 12. November 1722. Sein jüngerer Bruder Pieter van der W., geboren 1665, † 1721, war sein Schüler und malte einige Bilder mit ihm gemeinschaftlich.

Vgl. H. Riegel, Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte II, 342—345. Berlin 1882. — Kunsthistorische Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Gemälde. Beschreibendes Verzeichniß von E. von Engerth II, 546, 547. Wien 1884. — A. Woltmann und K. Wörmann, Geschichte der Malerei III, 841—844. Leipzig 1888. H. A. Lier.

Werkmeister: Benedict Maria Leonhard v. W., katholischer Theolog, geboren zu Füssen im Allgäu am 12. October 1745, † zu Stuttgart am 16. Juli 1823. Die Eltern ließen ihn wegen seiner Begabung nach Zurücklegung der Volksschule im Geburtsorte zu Schongau studiren. Im J. 1757 fand er infolge der Verwendung eines Verwandten Aufnahme in der Benedictiner Reichsabtei Neresheim, wo er nach Vollendung der philosophischen Studien im Herbst 1764 in das Noviziat eintrat und am 5. October 1765 das Ordensgelübde ablegte; er erhielt den Klosternamen Benedict Maria. Die theologischen und kirchenrechtlichen Studien machte er zuerst durch zwei Jahre im Ordenshause, in den zwei folgenden in dem Ordensstudium zu Benedictbeuern, worauf er 1769 zum Priester geweiht wurde. Er wurde dann Novizenmeister trotz seiner Jugend. Wie wenig der Ordensstand schon damals seinen Neigungen und Anschauungen entsprach, geht aus seinen eigenen Worten hervor, daß es das einfachste gewesen wäre, seinen Novizen zu sagen: „Gehe fort, der Mönchsstand taugt nicht“, aber nicht das klügste und schicklichste in jener Lage; denn „die jungen Leute würden an dieser Erklärung nur Anstoß genommen, und einen andern Novizenmeister erhalten haben. Ich wäre dann lebenslänglich unter besondere Aufsicht gestellt und von allem weiteren wohlthätigen Einfluß auf meine Umgebung entfernt worden. Ich hätte nichts anderes gewonnen, als daß ich mich für den Staat und die Kirche unbrauchbar gemacht hätte. Es war daher mein Entschluß, in diesem mir anvertrauten Wirkungskreise so viel Licht zu verbreiten, als die Klugheit und die Umstände gestatteten“. Er stand mit dieser Theorie der Heiligung des Mittels durch den Zweck auf demselben Standpunkte, den Franz Berg, welchem wir diese Mittheilung verdanken, selbst einnahm. Er vertrat hierauf zwei Ordensbrüder im Lehramte der Philosophie, wurde von 1772—1774 Lehrer der Philosophie am Lyceum in Freising, von 1774—1777

Bibliothekar, Archivar und Secretär des Fürstabts in Neresheim, von 1778 bis 1780 wieder Lehrer der Philosophie in Freising. Aufs neue ins Ordenshaus zurückgerufen leitete er hier bis 1784 die höheren und niederen Studien als Director, war zugleich Lehrer des Kirchenrechts und Bibliothekar. Sein Leben nahm eine neue Wendung durch den im Mai 1784 angenommenen Ruf des Herzogs Karl Eugen von Württemberg zum Hofprediger in Stuttgart. Bald nach dessen Tode (24. October 1793) verabschiedet zog er sich nach Neresheim zurück, obwol er sich schon im J. 1790 hatte säcularisiren lassen. Als Hofprediger im J. 1795 zurückgerufen nahm er im folgenden Jahre auf Präsentation des Frhrn. v. Palm die Pfarrei Steinbach (OA. Eßlingen) an. Im J. 1807, nachdem die Concordatsverhandlungen sich zerschlagen hatten, ernannte der König Friedrich ihn unter Beibehaltung der Pfarrei zum katholischen geistlichen Rathe. In dieser Stellung hat er namentlich den Hauptantheil an der Abfassung der Schulordnung vom 10. September 1808 gehabt, wofür er mit dem den Personaladel herbeiführenden Civilverdienstorden belohnt wurde, 1818 mit dem neugestifteten Orden der württemb. Krone. Am 10. October 1816 erfolgte seine Ernennung zum Mitgliede der Oberstudiendirection, am 10. December 1817 zum Oberkirchenrath. — W. begann seine schriftstellerische Thätigkeit schon 1773 und setzte sie fort bis 1816. Alle seine Schriften, von denen die meisten anonym erschienen, obwol seine Urheberschaft bald bekannt wurde, dienen dem Zwecke, in der Kirche eine Reform herbeizuführen auf dem Gebiete der Liturgie, der Lehre und der Verfassung. Er vereinigt in sich die verschiedenen Richtungen, in denen die Aufklärung der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Litteratur wie in der Gesetzgebung seit Josef II. und auch seitens vieler Bischöfe sich geltend machte. Die Gesinnungsgenossen standen überall mit einander in Verbindung. W. war befreundet mit dem radicalen Felix Anton Blau, dem er einen warmen Nachruf in der Jahresschrift widmete, worin er ihn als „Muster aller katholischen Theologen" pries „an Freimüthigkeit, Wahrheitsliebe und ruhiger Prüfung verjährter Meinungen", mit dem Mainzer Professor Anton Josef Dorsch, stand Wessenberg nahe und auch in Verbindung mit Protestanten, unter anderen mit Gottlieb Jakob Planck. Der Standpunkt, welchen er einnahm, war dem in der römisch-katholischen Kirche schnurgerade widerstrebend. Dies zeigt sich am schärfsten in der Schrift „Thomas Freikirch, oder freimüthige Untersuchungen über die Unfehlbarkeit der katholischen Kirche. Von einem kath. Gottesgelehrten" (Frankf. u. Leipz. [in Wirklichkeit Göttingen] 1791), welche die Unfehlbarkeit der Kirche verwirft. Schon früher hatte er auf diesem Standpunkte stehend in seinen „Beiträgen zur Verbesserung der kath. Liturgie" (Ulm 1789), die geistliche Gewalt als eine rechtliche geleugnet. In anderen Schriften und Aufsätzen fordert er eine gänzlich moderne Erziehung des Clerus, vertritt die Zulässigkeit der vollen Säcularisirung der Priester, die Lösbarkeit der Ehe nach den Grundsätzen, wie sie bei den Protestanten gelten, deren vom Bande geschiedene Ehen er auch nach katholischen Grundsätzen für gelöst hält, tritt ein für die Aufhebung des Cölibats u. s. w. Niemals war seitens seiner vorgesetzten geistlichen Behörden wegen dieser Ansichten gegen ihn vorgegangen worden. Dies und sein tadelloser Wandel — ihn muß auch Longner, der ihn am schärfsten beurtheilt, anerkennen; er hilft sich mit den Worten: „Das Leben ist oft besser als die Theorie" —, seine niemals gegen die geistliche Moral verstoßenden Grundsätze machen es erklärlich, daß man ihm in Württemberg eine maßgebende Stellung auf dem kirchlich-politischen Gebiete gab, der dem Staate principiell das Recht zusprach, selbständig die kirchlichen Disciplinarvorschriften zu ändern und festzustellen. Von großem Einflusse wurde sein „Entwurf einer neuen Verfassung der deutschen katholischen Kirche im deutschen Staatenbunde. Gedruckt im deutschen

Vaterlande“ (1816). Dieser räth ab von einer Regelung der katholischen Kirchenverhältnisse durch ein förmliches Concordat mit dem Papste, befürwortet lediglich eine Anerkennung der wesentlichen Rechte des Papstes, wie sie die gallikanisch-josephinische Theorie annahm, verlangt Festsetzung der einzelnen Punkte der Kirchenverfassung durch Staatsgesetz, welches dem Papste zur Annahme vorzulegen sei. Es wurde dieser Entwurf an die Mitglieder der in Frankfurt zur Regelung der katholischen Kirchensachen tagenden Conferenz (1818) vertheilt; er hat wesentlich mitgewirkt auf die „Allgemeinen Grundsätze, nach welchen in deutschen Staaten ein Concordat abzuschließen wäre“, die von W. und Jaumann, Rath des Generalvicariates, ausgearbeitet seitens der württembergischen Regierung vor Eröffnung jener Conferenz den zur Verhandlung aufgeforderten Regierungen zugestellt wurden. Da die landesherrliche Verordnung vom 30. Januar 1830, welche in den Staaten der Oberrheinischen Kirchenprovinz die gesetzliche Grundlage für die Verhältnisse von Staat und Kirche bis in die fünfziger bezw. sechziger Jahre blieb, im ganzen auf dem von W., Wessenberg und Koch vertretenen Standpunkte steht, so ist sein Einfluß ersichtlich sehr bedeutend gewesen. Ebenso hat er einen solchen auf weite Kreise des Clerus geübt, nicht bloß durch seine Schriften, sondern auch durch die von ihm gegründete Zeitschrift „Jahresschrift für Theologie und Kirchenrecht der Katholiken“ (Ulm 1806 bis 1815, 4 Bde.). Wenn auch die Strömung innerhalb der römischen Kirche eine gänzlich andere in Deutschland geworden ist und W. zu denjenigen gehört, auf die sich die Lauge des Hasses und Hohnes in den Schriften der neuesten römisch-katholischen Schriftsteller in reichem Maße ergießt, so bleibt ihm ein Andenken gesichert als einem Manne, welcher im Leben die Grundsätze des Christenthums bethätigte und aus Ueberzeugung und Liebe zum Vaterlande ein Ziel verfolgte, dessen Erreichung nicht gelang, ja mit den vorgeschlagenen Mitteln nicht gelingen konnte.

Gradmann S. 789 (Schriften bis 1789). — Felder II, 500. — Nekrolog (1823) I, 578. — Longner, Beitr. z. Gesch. d. oberrhein. Kirchenprovinz, S. 288 ff. — Brück, Die rationalistischen Bestrebungen im kathol. Deutschl., S. 21 f. — Mejer, Zur Gesch. d. röm.-deutschen Frage I, 255. 262; II, 1. S. 43 f.; II, 2. S. 129. 145. 169. 172. 185. 222. — Vieles bei Schwab, Franz Berg, an verschiedenen Orten. — Meine Gesch. III, 277.

v. Schulte.

Werle: Lambert von W., Abt des Klosters Eldena, aus einer der ältesten von Westfalen nach Greifswald eingewanderten Familien, welche schon im J. 1316 in den Stadtbüchern genannt wird, vielleicht ein Enkel des Rathsherrn Konrad v. W. (1400—6), tritt zuerst im J. 1477 unter den Eldenaer Klosterbrüdern hervor, und war seit 1479 Hofmeister der Rügischen Güter. Nach dem Tode des Abtes Nikolaus (1486) von einem Theile des Convents zu dessen Nachfolger bestimmt, mußte er bald darauf einer Gegenpartei weichen, welche den aus der Gegend von Neustadt-Eberswalde gebürtigen Cist. Gregor Groper zum Abte wählte. Als dieser jedoch durch seinen zügellosen Lebenswandel Anstoß gab und die Güter des Klosters verschwendete, vereinigten sich die Brüder aufs neue zu Werle's Wahl, und entsetzten jenen unwürdigen Vorstand seines Amtes. Lambert hatte nun, nachdem Groper (1491) im Gefängniß verstarb, einen langwierigen Proceß gegen dessen Freunde zu führen, der erst (1494) von der Römischen Curie zu seinen Gunsten entschieden wurde. Seitdem war er, bis zu seinem am 21. December 1500 erfolgten Tode, mit großem Eifer bemüht, die unter seinem Vorgänger eingetretenen Schäden zu beseitigen, die Klostergüter zu vermehren, sowie die Bibliothek und die Bildung des Convents zu heben, und vertrat auch die Abtei als Prälat unter den Ständen auf

den pommerschen Landtagen. Der ihm zum Andenken errichtete Grabstein ist noch erhalten, und enthält sein Bildniß in ganzer Figur, in der Cist.-Tracht mit dem Krummstabe und Brevier; neben ihm ist sein Hund Ajax dargestellt, während ein Spruchband die Worte (Hiob 19, 21) „Miseremini mei saltem vos, amici mei“ enthält.

Pyl, Gesch. des Klosters Eldena, S. 155 ff., 479 ff., 723 ff. — Lib. Civ. Gr. XIV, 46 (1316); XVI, 143 (1403). — Gesch. d. Grfsw. Kirchen, S. 775. — Balt. Stud. III, 2, S. 151. Pyl.

Werler: Veit W., Humanist und Philologe, aus Sulzfeld in Franken (im jetzigen bairischen Kreis Unterfranken), geboren in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts. Der Name wird verschieden geschrieben: Vitus Wirle, Vitus Werle, Werler, Verlerus, Würler. Im Wintersemester 1500/1 wurde er in Leipzig inscribirt; schon um Fastnacht 1501 wurde er Baccalaureus und um Fastnacht 1507 Magister der freien Künste. Zu seinen Lehrern gehörte Hermann von dem Busche, der „Wanderprediger des Humanismus“, wie man ihn genannt hat, der 1503—1507 in Leipzig lehrte. Im J. 1516 wurde er vom Bischof von Bamberg, Georg von Limpurg, zum Hofmeister und Reisebegleiter seines Neffen Karl berufen, mit dem er nach Ingolstadt ging. Hier wurde er am 10. Januar 1517 als Würzburger Kleriker (clericus Herbipolensis) eingeschrieben. Nach zwei Jahren zogen die beiden nach Pavia, von wo aus W. Venedig besuchte und den gelehrten Joh. Baptista Egnatius kennen lernte. Auf der Heimreise Wien aufsuchend, erhielten sie die Nachricht vom Tode des Bischofs Georg von Bamberg, der im Mai 1522 gestorben war, und kehrten deshalb sofort nach Franken zurück. Im Herbste desselben Jahres ist W. in Wiesensteig (jetzt im württembergischen Oberamt Geislingen), wahrscheinlich als Stiftsherr. Vielleicht war diese Stelle die Belohnung für seine Thätigkeit als Reisebegleiter. Vermuthlich hat er in der weltabgeschlossenen Einsamkeit von Wiesensteig bis an seinen Tod, dessen Jahr wir nicht kennen, gelebt. — Mit mehreren Humanisten stand W. in freundschaftlicher Verbindung, so z. B. mit Helius Eobanus Hessus, dem bekannten neulateinischen Dichter. Außerdem wechselte er Briefe mit Willibald Pirckheimer, wovon sich zwei erhalten haben. Auch Luther war er anfangs nicht abgeneigt, wenn gleich ihm dessen Heftigkeit bald mißfiel. In Leipzig, wo er magister legens, wenn auch nicht eigentlich Professor war, gehörte Camerarius, der bei ihm Plautus hörte, zu seinen Schülern. Seine litterarische Thätigkeit fällt in die Leipziger Zeit von 1511—1515. Damals erschienen von ihm bei dem Drucker Melchior Lotter die Episteln des Horaz (1512 u. 1513), fünf lateinische Dialoge Lucian's (Palinurus, Scipio, Virtus, Scapha, Hercules) 1513, Valerius Maximus (1510), Cicero's Schrift de oratore, besonders aber zwölf Comödien des Plautus in 16 verschiedenen noch existirenden Drucken. Eine Vergleichung dieser Drucke mit den Italienern lehrt, daß er, wie es auch sein Lehrer Busch machte, kaum etwas anderes that, als daß er die Ausgaben von Saracenus und Baptista Pius wiederholte. Obgleich er 1512 den „vetus Codex“ des Plautus, der jetzt in der Vaticana ist, von Martin Polich von Melrichstadt (Mellerstadt) erhalten hatte, hat er denselben nicht benutzt. Mit seiner Bibliothek kam diese wichtige Handschrift 1516 nach Bamberg. Hier nahm sie Camerarius an sich, und aus dessen Nachlaß kam sie in die Heidelberger Bibliothek. Durch die Eroberung Heidelbergs 1622 wanderte sie mit der Palatina nach Rom. So ist der Name Werler's mit der Geschichte des Plautustextes unzertrennlich verknüpft. — Bis auf Fr. Ritschl war dieser Humanist so gut wie vergessen. Erst Ritschl's Scharfsinn, unterstützt durch die reichen Kenntnisse Heerwagen's auf dem Felde der Gelehrtengeschichte, hat den verdienten Mann wieder ins Licht der Geschichte gerückt.

Vgl. Fr. Ritschl's Kleine philologische Schriften III (Leipzig 1877), S. 78—119, V (1879), S. 40—92, wo auf S. 61 ff. auch Briefe und Gedichte Werler's abgedruckt sind.

K. Hartfelder.

Werlhof: Johann W., Rechtslehrer, geboren zu Lübeck am 12. März 1660, † in Helmstedt am 25. April 1711. Der gleichnamige Vater war ein angesehener, wissenschaftlich gebildeter Bürger in Lübeck; die Mutter, Dorothea Elisabeth entstammte der Gelehrtenfamilie Meibom, und war eine Tochter des bekannten Arztes und Polyhistors Johann Heinrich Meibom, der nach mehrjähriger Lehrthätigkeit in Helmstedt zu Lübeck starb. . . . . W. bezog erst 15 Jahre alt die Universität Helmstedt, an der er sechs Jahre philosophische, hauptsächlich aber juristische Vorlesungen besuchte; zu seinen hervorragenderen Lehrern zählte Professor Conring, unter dem er vor seinem Abgange von der Handelsschule seine „Dissertatio politica de maritimis commerciis“ (Helmstedt 1680) vertheidigte. 1681 trat er eine größere Reise an und besuchte für kurze Zeit Kassel, Marburg, Gießen, dann Frankfurt a/M. und Speyer, den damaligen Sitz des Reichskammergerichtes, um das Verfahren dieses höchsten Gerichtshofes durch eigene Anschauung an Ort und Stelle kennen zu lernen. Von hier wandte er sich nach Freiburg i/Breisgau, Tübingen und Straßburg, wo er ein volles Jahr als Schüler des berühmten Obrecht zubrachte, dessen täglicher Tischgenosse er war und dessen belehrende Unterweisungen seine juristischen Studien wesentlich förderten. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalte an den Akademien zu Basel und Genf bereiste er Frankreich bis an die spanische Grenze, und boten ihm die größeren Städte der Provence durch ihre geschichtlichen Denkmale mannichfache Anregung. Auf dem Rückwege berührte er Toulouse, Bordeaux, Nantes, dann Orleans, wo er die völkerrechtliche Doctrin des Hugo Grotius unter dem Titel: „Positiones Miscellaneae“ vertheidigte, und aus diesem Anlaß (Spätherbst 1682) mit vieler Auszeichnung zum Licentiaten der Rechte ernannt wurde. Im Februar 1683 kam er nach Paris, und suchte auch hier seiner Gewohnheit gemäß den Umgang mit hervorragenden Gelehrten. Er gedachte über Belgien, dessen größere Städte und namhafte Juristen er besuchte, nach England zu gehen; allein die Kunde von dem unerwarteten Ableben seiner Mutter bewog ihn zu unverweilter Heimkehr. Er traf nach mehr als dreijähriger Abwesenheit im Frühjahre 1684 zu Hause ein, wo er nach Conring's Ableben seinem Wunsche gemäß am 22. Juli 1686 an dessen Stelle in Helmstedt zum Professor des öffentlichen Rechts ernannt wurde. Zehn Jahre später (1696) zum Doctor juris civilis erklärt, erhielt er die öffentliche, ordentliche Professur der Institutionen und des Strafrechtes, welche er am 19. November 1696 mit einer Rede: „De arctissimo Jurisprudentiae et civilium studiorum nexu“ (Helmstedt) antrat. — 1700 wurde er zum Rector der Universität erwählt und einige Jahre später (1708) von Herzog Anton Ulrich unter Verleihung des Hofrathtitels zum ersten Professor des Codex befördert, welche Stellung er nur drei Jahre bekleidete, da er am 25. April 1711 im 52. Lebensjahre mit Tod abging. W., der eine auserlesene Fachbibliothek besaß, galt bei seinen Zeitgenossen als gründlich gebildeter Jurist, und wird ihm eine sehr sorgfältige Behandlung der übertragenen Rechtsgutachten (Responsa) nachgerühmt. Die von ihm hinterlassenen Gedichte zeugen von ungewöhnlicher dichterischer Begabung. Er schrieb mehrere Dissertationen, Abhandlungen und Poëmata, welche Schriften J. H. v. Seelen im 3. Teil seiner Athenarum Lubec. aufzählt.

W. war mit einer Tochter des Helmstedter Professors Paul Heigel verheirathet. Sein ältester Sohn, Johann Heinrich (geboren zu Helmstedt 1692), ein begabter, strebsamer junger Mann, der gleich seinem Vater die Rechte studirte,

trug sich mit dem Plane, eine Gesammtausgabe der Schriften seines Vaters zu veranstalten, starb jedoch vor eigentlicher Inangriffnahme als Student am 31. October 1717 in einem Alter von 25 Jahren.

Progr. Memoria Jurisconsult. illustr. J. Werlhof d. 25. Apr. 1711 (Helmstadii). — Zedler's Real-Encyklop. sub voce Werlhof. — J. H. von Seelen, Athenae Lubecens. Pars III, Sect. 1, S. 164—177.

Eisenhart.

Werlhof: Paul Gottlieb*) W., berühmter Arzt des 18. Jahrhunderts, wurde am 24. März 1699 in Helmstedt geboren. Er widmete sich dem Studium der Heilkunde in seiner Vaterstadt besonders unter Leitung seines nahen Verwandten Meibom und des Chirurgen Heister, daneben genoß er aber auch den Unterricht des Theologen und Historikers Treuer, sowie anderer Lehrer der vaterstädtischen Universität. Nach beendigten Studien ließ er sich als Arzt in Peine bei Hildesheim nieder und erlangte erst später (1723) die Doctorwürde in Helmstedt mit der Inauguralabhandlung: „De medicina sectae methodicae veteris ejusque usu et abusu“. Auf den Rath des hannöverschen Leibmedicus August v. Hugo siedelte W. 1725 nach Hannover über, wo er dem kurz vorher verstorbenen Arzte Joh. Andr. Plohr in der Praxis succedirte und dessen Tochter heirathete. Durch seine glücklichen Curen und eine Reihe von gelehrten Arbeiten gelangte er bald zu so großem Ansehen, daß er 1729 zum Hofmedicus ernannt wurde und als Nachfolger von Spieß einen Ruf nach Helmstedt erhielt, den er aber ablehnte. 1742 wurde er letzter Leibarzt, 1760 rückte er nach dem Tode des oben erwähnten v. Hugo in seine Stelle als erster Leibarzt ein. Seine Genossen in diesem Amt waren damals Ebel, Polycarp v. Leyser in Celle und die Göttinger Professoren Richter und Roederer. Trotz mehrfacher anderweitiger Berufungen an auswärtige Höfe und Universitäten, die er seinen großen ärztlichen Erfolgen und seiner bedeutenden Gelehrsamkeit verdankte, verblieb W. bis an sein Lebensende Hannover treu und starb hier nach längerem Leiden am 26. Juli 1767. — W. gehört zu den bedeutendsten und angesehensten Aerzten der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Er war ein außerordentlich gelehrter Arzt, bedeutender Sprachkenner — noch in seinem 64. Lebensjahre erlernte er das Schwedische — ein ausgezeichneter Diagnostiker und glänzender Stilist, der sich auch als Dichter einen Namen gemacht hat. Seine Gedichte, (herausgegeben von der deutschen Gesellschaft in Göttingen. Mit Vorrede Herrn D. Albrecht Haller's, Hannover 1749. 2. Aufl. 1756), fanden bei den Zeitgenossen, besonders bei seinem Freunde A. v. Haller lebhaften Beifall. Heutzutage ist der poetische Werth derselben ungleich viel geringer als ihr culturhistorischer Werth und das litterarhistorische Interesse, das sich an sie knüpft. Doch hat sich von den drei „geistlichen Stücken“, mit denen die Sammlung beginnt, das letzte, ein „Bußlied aus dem 130. Psalm. 1742“ mit dem Anfange „Herr, der du in der Höhe wohnest“, bis in die jüngste Zeit im Lüneburger Gesangbuch erhalten. Mit A. v. Haller unterhielt er sein Leben lang innige, freundschaftliche Beziehungen und einen lebhaften Briefwechsel in englischer und französischer Sprache. W. ist speciell die Berufung Haller's an die neu gegründete Georgia Augusta in Göttingen zu verdanken, wie er denn überhaupt an der Errichtung der Göttinger Universität einen großen Antheil (neben v. Münchhausen) genommen hat. Schon 1733 erstattete er ein ausführliches Gutachten über die neu zu errichtende medicinische Facultät, für die er drei Professoren und die Gründung eines Hospitals empfahl. Die Freundschaft Werlhof's mit Haller hatte nicht bloß in

---

*) Nicht Gottfried, dies ist ein Irrthum verschiedener Quellen. Bei Latinisirung, z. B. unter dem Kupferstich bei Brucker, nennt er sich dementsprechend auch Theophilus.

der wissenschaftlichen Gemeinschaft, sondern auch ganz besonders in der poetischen Beschäftigung ihre Ursache. — In der Geschichte der Heilkunde, speciell der Pathologie ist Werlhof's Name und Andenken durch die nach ihm benannte Krankheit verewigt, den sogenannten „morbus maculosus Werlhofii“, eine Art von mit Blutflecken und blutigen Hautausschlägen einhergehender Affection, deren Symptomencomplex er zuerst im Zusammenhang erkannte und schilderte. W. verfaßte ferner ein epochemachendes Werk über die Wechselfieber, betitelt: „Observationes de febribus praecipue intermittentibus et ex harum genere continuis etc.“ (Hannover 1732, 1745; Venedig 1757, 1764; deutsch: Kopenhagen 1785). Historisch bemerkenswerth ist eine andere Schrift über die Blattern, betitelt: „Disquisitio medica et philosophica de variolis et anthracibus, ubi de utriusque affectus antiquitatibus signis, differentiis, medelis disserit“ (Hannover 1735). Eine Gesammtausgabe seiner Schriften, zu denen noch mehrere Aufsätze im Commercium litterarium Norimbergense und anderen Zeitschriften gehören, veranstaltete Wichmann in 3 Theilen (Hannover 1775—76). — Als Arzt und Mensch war W. außerordentlich beliebt, „ebenso groß als praktischer Arzt, wie verehrungswürdig als Mensch“, wie es in einem der zahlreichen Nachrufe heißt. „Seine Clientel reichte von Moskau bis nach Rom. Er war in allen Familien von Hannover Herr und Meister aller Herzen, ein feiner Hofmann, ein Mann von großem politischem Einfluß und unglaublich dienstfertig, gütig, hülfreich, großmüthig, schnell zur Hülfe und voll Gefühl für jedes Menschen Noth“ (Zimmermann). — W. war zwei Mal verheirathet. Nach dem Tode seiner ersten Frau (1742) heirathete er 1743 die verwittwete Frau des Professors der Rechte Hartmann in Kiel, Sarah geb. Scriver, Tochter des Etatsraths Scriver in Kiel. Aus dieser Ehe entstammte der spätere hervorragende hannoversche Jurist Wilhelm Gottfried W.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 245 u. die daselbst genannten Quellen. — Jacob Bruckner, Bilder-sal, siebentes Zehend, Augsburg 1743. — Rambach, Anthologie, Bd. 4, S. 424. — Richter, Biographisches Lexikon, S. 442. — Bode, Quellennachweis, S. 169. — Goedeke, 2. Aufl., Bd. 4, S. 19. — Ferner einen gelehrten und gründlichen Aufsatz des Geheimen Justizraths Professor Dr. Frensdorff, betitelt: Briefe zweier hannöverscher Aerzte an Albr. v. Haller (in der Zeitschr. d. histor. Vereins für Niedersachsen, Hannover 1891, S. 103—159; die übrigen Seiten bis zum Schluß des Artikels S. 199 betreffen v. Zimmermann). Pagel.

Werndl: Joseph W., Generaldirector der österreichischen Waffenfabriks-Gesellschaft, geboren zu Steyr in Ob.-Oesterr. am 26. Februar 1831, † ebendaselbst am 29. April 1889. Seine Eltern, Leopold und Anna W., betrieben anfänglich eine Bohrerschmiede, die sie noch in den zwanziger Jahren zu einer kleinen Fabrik erweiterten, in welcher Gewehrbestandtheile erzeugt wurden. — W. besuchte zuerst durch sechs Jahre die Normalschule seiner Vaterstadt, erlernte dann in Wien bei dem Gewehrfabrikanten Fruhwirth die Büchsenmacherei und in seiner Heimath die Feilenhauerei. Nun begab sich der junge Mann auf die Wanderschaft, wobei er in den verschiedensten Werkstätten und Fabriken sich jene praktischen Kenntnisse aneignete, die ihn später in den Stand setzten, alle Arbeiten seiner Fabrik bis ins kleinste Detail selbst beurtheilen und controlliren zu können. 1849 ließ sich der thatendurstige Jüngling ohne Wissen seiner Eltern in Wien freiwillig zu einem Chevaulégersregimente assentiren, wurde aber bald auf Betreiben seiner Eltern „commandirt beurlaubt“. Nach Steyr zurückgekehrt, etablirte er sich zuerst selbständig und beschäftigte in einer „Schleife“ etwa ein Dutzend Arbeiter. Nach dem Tode seines Vaters 1855 unterstützte er seine Mutter auf das thatkräftigste in der Fortführung des Geschäftes, das er

auf jede Weise zu heben suchte; 1862 übernahm er die selbständige Leitung desselben. — Sogleich ging nun W. mit der ihm eigenen Energie daran, sein Etablissement, in dem bisher nur Waffenbestandtheile zur Lieferung für die Waffenfabriken in Wien, Prag und Ferlach erzeugt wurden, in eine selbständige Waffenfabrik umzuwandeln. Kaum hatte er das erreicht, so suchte er in directe Geschäftsverbindung mit Amerika zu treten, woher gerade damals während des Bürgerkrieges viele Waffenbestellungen in Europa einliefen. W. reiste selbst nach Amerika. Seinen beabsichtigten Zweck konnte er zwar nicht erreichen; dafür aber lernte er auf dieser Reise die Gewehrerzeugung lediglich mittelst Specialmaschinen kennen, und nach seiner Rückkehr ging er sofort daran, dieses System consequent und rasch auch in Steyr durchzuführen. So kam es, daß seine Fabrik in kurzer Zeit eine der leistungsfähigsten Europas wurde. — 1867 vereinigte er sich mit seinen Brüdern Franz und Ludwig zur Firma J. F. Werndl u. Comp. Als nach dem Jahre 1866 die österreichische Regierung an die Einführung des Hinterladersystems schritt, war das „Werndl-Gewehr" es, das unter mehr als hundert eingereichten Systemen als das beste befunden und angenommen wurde. 80 000 Vorderlader wurden in das neue System umgewandelt, und nach und nach die Bewaffnung der ganzen österreichischen Armee mit dem Werndl-Gewehre durchgeführt. Die Fabriksanlagen mußten abermals vergrößert werden, und 1869 wurde die Firma J. F. Werndl u. Comp. in eine Actiengesellschaft mit dem Titel: Oesterreichische Waffenfabriks-Gesellschaft umgewandelt, deren Generaldirector Jos. W. blieb. — Rastlos war er für die Weiterentwicklung der Unternehmung thätig. Als 1873 die deutsche Regierung das „Mauser-Gewehr" einführte, gelang es der Umsicht und Energie Werndl's, für die österreichische Waffenfabrik die Lieferung eines großen Theiles dieser Gewehre und großer Quantitäten von Gewehrbestandtheilen zu erhalten. Die tadellose und schnelle Ausführung dieser Bestellung begründete den Weltruf des Steyrer Etablissements. Bald liefen große Neubestellungen von Frankreich, Griechenland, Rumänien, Montenegro &c. und selbst von außereuropäischen Staaten, namentlich von Persien ein. — Anfangs der achtziger Jahre trat durch längere Zeit ein Stillstand in der Waffenerzeugung ein, tausende von Arbeitern mußten entlassen werden; für die übrigen aber sorgte W. durch eine Reihe von anderen Unternehmungen. Eins der größten davon ist die von ihm angeregte elektrische Ausstellung in Steyr im J. 1884. — Mit der Einführung der Repetirgewehre kam neues Leben in die österreichische Waffenfabrik. Die Neubewaffnung des österreichischen Heeres mit dem Mannlicher-Gewehr wurde ihr fast ausschließlich übertragen, und kurz vor seinem Tode gelang es W., für dieselbe auch von Deutschland die Bestellung von 250 000 Repetirgewehren zu erhalten. Beim Tode Werndl's beschäftigte die Steyrer Fabrik etwa 8000 Arbeiter, die wöchentlich etwa 8000 Gewehre herzustellen im Stande waren. — Der Actien-Gesellschaft selbst hat W. eine vortreffliche Organisation gegeben. Für die Arbeiter war er ein wahrer Vater; für sie und ihre Familien baute er eine große Anzahl netter, gesunder Wohnungen; die Stadt Steyr, insbesondere die Armen verehren ihn noch heute wegen seiner humanen Schöpfungen als ihren größten Wohlthäter. — W. war seit dem Jahre 1853 mit Caroline, einer Tochter des Messerfabrikanten Heindl in Wieserfeld, vermählt; dieser Ehe entsprossen fünf Kinder, drei Söhne: Franz, Ludwig und Eduard, und zwei Töchter: Caroline und Anna, von denen erstere mit Baron Imhof, letztere mit Josef Graf Lamberg vermählt ist. — 1894 wurde W. auf dem Franz-Josef-Platz in Steyr ein von Prof. Victor Tilgner in Wien in Erz ausgeführtes Monument gesetzt, dessen Enthüllung am 10. November desselben Jahres stattfand.

Dickinger.

Werneburg: Johann Friedrich Christian W., geboren am 1. September 1777 zu Eisenach, † am 21. November 1851 zu Jena. W. hatte sich anfänglich dem Wunsche seines Vaters entsprechend dem Kaufmannsberufe gewidmet; seine Neigung zur Mathematik bewog ihn indeß, die betretene Laufbahn bald wieder zu verlassen. Er besuchte die Universitäten Jena und Leipzig, auf welch letzterer er 1799 mit einer Dissertation über das Duodecimalsystem zum Dr. phil. promovirte. Darauf zog er sich zunächst für einige Jahre in seinen Heimathsort zurück. 1803 habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität Göttingen, verließ jedoch, durch die damaligen Zeitverhältnisse bewogen, schon im J. 1805 die Stadt wieder, um abermals für längere Zeit in seine Heimath zurückzukehren. 1808 wurde er durch den Großherzog Karl August als Lehrer der Mathematik am Pageninstitut zu Weimar angestellt, und während der Jahre 1812—14 war er in gleicher Eigenschaft am Gymnasium zu Eisenach thätig. Seit 1818 war er Privatdocent und Professor extraordinarius an der Universität Jena.

Von seinen Schriften heben wir hervor: „Kurze Darstellung eines Zahlen- und darnach gegebenen Maaß-, Gewichts- und Münzsystems“ (Leipzig 1800); „Beweis, daß unter allen möglichen Zahlen- und diesen gleichartigen Theilungssystemen nur dasjenige das einzig vollkommene ist, in welchem jede höhere Einheit aus taun (zwölf) nächst niederen Einheiten besteht“ (Leipzig 1800); „Der Philosoph oder Weltweise, wie er sein und nicht sein soll, muß, darf und kann u. s. w.“ (Leipzig 1800); „Kurze wissenschaftliche Darlegung der Unhaltbarkeit und Grundlosigkeit sowohl des transcendental-idealistischen Systems von Fichte, als auch des Systems der eiteln Genußlehre seiner Gegenfüßler und des kritischen Systems“ (Leipzig 1800); „Neu verbesserte gründliche Theorie des Windmühlenflügels“ (Leipzig 1800); „Allgemeine neue, weit einfachere Musikschule für jeden Dilettanten und Musiker. Mit einer Vorrede von J. J. Rousseau“ (Gotha 1812); „Merkwürdige Phänomene an und durch verschiedene Prismen; zur richtigen Würdigung der Newtonschen und der Goethe'schen Farbenlehre“ (Nürnberg 1817); „Ueber die zeitherige Bestimmung der Dauer eines Pendelschlages und der Fallhöhe in einer Sekunde“ (Eisenach 1817). Schrieb außerdem Lehrbücher der Arithmetik und lieferte Aufsätze in J. Fr. Reichardt's „Musikal. Monatsschrift“, in Voigt's „Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde“, in Oken's „Isis“, in Gilbert's „Annalen der Physik“ u. a. m.; hatte auch Antheil an Pierer's „Encyklop. Wörterbuche“.

Vgl. Neuer Nekrolog d. Deutschen. 29. Jahrg., 1851. Weimar 1853. — Pütter, Versuch einer akademischen Gelehrtengeschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen (fortgesetzt von Saalfeld). Dritter Theil von 1788—1820. Hannover 1820. Vierter Theil von 1820—1837. Göttingen 1838. — Meusel, D. gelehrte Teutschland. Lemgo 1827. — Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch. Robert Knott.

Werneburg: Johann Wilhelm Adolf W., Forstmann, geboren am 2. August 1813 in Heiligenstadt (im Fürstenthum Eichsfeld), woselbst sein Vater als Präfecturrath in westfälischen Diensten stand, † am 21. Januar 1886 in Erfurt. Nachdem sein Vater 1816 als Mitglied der Regierung nach Erfurt versetzt worden war, besuchte er von seiner Schulpflichtigkeit an das Gymnasium in Erfurt bis 1830 und dann noch 1½ Jahre lang das kölnische Gymnasium in Berlin. Vom Herbste 1831 bis dahin 1832 genügte er seiner Militärpflicht als Einjähriger bei dem 24. Infanterieregiment zu Erfurt. Hierauf wurde er 1833 in das preußische reitende Feldjägercorps aufgenommen und bildete sich drei Jahre lang in den Oberförstereien Schleusingen, Lohra und Liebenwerda praktisch aus. Nachdem er 1835 die Feldmesserprüfung bestanden hatte, wurde

er 1836 zur Forstakademie Eberswalde commandirt, wo er zwei Jahre studirte. 1838/39 absolvirte er die Oberförsterprüfung. Seine Anstellung als Oberförster der königlichen Oberförsterei Schleusingen-Neundorf (im Regbezk. Erfurt), welche er schon vom 1. März 1841 ab commissarisch verwaltet hatte, erfolgte durch Patent vom 7. März 1842. Am 1. Februar 1848 wurde er in gleicher Eigenschaft auf die Oberförsterei Neubrück (im Regbezk. Frankfurt a. d. O.) versetzt. Am 1. Juli 1852 zur Vertretung des Forstinspectors v. Waldaw nach Erfurt beordert, wurde er am 6. April 1853 definitiv zum Forstinspector ernannt. Am 13. Juli 1857 erhielt er den Titel „Forstmeister"; am 9. Februar 1863 wurde er zum Forstmeister mit dem Range eines Regierungsrathes ernannt. Im September 1865 mit Wahrnehmung der Geschäfte des Oberforstbeamten beauftragt, erhielt er am 8. Februar 1868 den Charakter als Oberforstmeister. Hierauf erfolgte endlich im Februar 1869 seine Ernennung zum wirklichen Oberforstmeister und Mitdirigenten der Forstabtheilung bei der Regierung zu Erfurt. Auf seinen Wunsch wurde er am 1. Juli 1881 pensionirt; jedoch behielt er seinen Wohnsitz in Erfurt bei.

W. war ein nicht nur forstlich, sondern auch naturwissenschaftlich hochgebildeter Mann. Von Haus aus etwas ideal angelegt und von regem wissenschaftlichen Streben erfüllt, fand er — obschon durch seinen umfangreichen dienstlichen Wirkungskreis stark in Anspruch genommen — doch noch Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit. Seine Arbeiten bewegen sich auf den Gebieten der Waldbau-, Forstschutzlehre und der Entomologie. Bekannt wurde er zunächst durch zwei Abhandlungen in Grunert's Forstlichen Blättern („Zur Waldschutz-Frage" im 14. Heft, 1867, S. 1—47 und „Zur Plänterwirthschafts-Frage" im 16. Heft, 1868, S. 97—114). Schon hier trat er mit großer Wärme und Entschiedenheit für die „geregelte" Plänterwirthschaft als die im Principe dem Gedeihen der Wälder am meisten entsprechende Behandlungsweise ein. In einem späteren Aufsatze: „Ueber den geregelten Plänterbetrieb" (Danckelmann's Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, VII. Band, 1875, S. 434) bricht er eine nochmalige Lanze für diese Waldform, namentlich gegenüber dem uniformen Kahlschlagbetriebe. In seiner Eigenschaft als Oberforstbeamter war er zugleich bemüht, den hier ausgesprochenen Ansichten auch bei der Bewirthschaftung der seiner Obhut unterstellten Waldungen möglichste Ausdehnung zu verschaffen, und zwar besonders in den auf Muschelkalk stockenden Buchen-Mischbeständen des Eichsfeldes. Hier suchte er die Ueberführung der gleichalterigen Hochwaldbestände in Plänterbestände durch Löcherhiebe zu bewirken. In den Hochwaldrevieren des Thüringerwaldes begnügte er sich damit, in die Verjüngungen möglichst reichen Ueberhalt von Tannen und Buchen einwachsen zu lassen und die meistens aus Mittelwald aufgewachsenen Buchen selbst auf sehr geringen Bodenclassen (Sandboden) zu erhalten bezw. als Laubholz zu verjüngen. Die Thatsache, daß man den von ihm als allgemeine Wirthschaftsform angebahnten regelmäßigen Plänterbetrieb — abgesehen von Höhenlagen und steilen, flachgründigen Hängen — neuerdings in den betreffenden Oertlichkeiten verlassen und sich wieder dem schlagweisen Hochwaldbetriebe zugewendet hat, legt den Schluß nahe, daß die von W., der zu viel von der Natur erwartete, von seiner Wirthschaft erhofften günstigen Erfolge nicht eingetreten sind. Es kann dies nicht befremden, da W. mit der Empfehlung des Plänterbetriebs, dem starke Schattenseiten eigenthümlich sind, viel zu weit ging. — In der Durchforstungsfrage weist er in einem kurz vor seinem Tode geschriebenen sehr ruhig und verständig gehaltenen Aufsatze (in Danckelmann's Zeitschrift ꝛc., XVIII. Jahrg., 1886, S. 185) die Borggreve'sche Plänterdurchforstung mit vollem Rechte als eine Theorie von höchst zweifelhaftem Werthe auf so lange zurück, als nicht durch langjährige, umfassende und exacte

Untersuchungen dargethan sei, daß infolge dieser Durchforstungsmethode wirklich bessere Bestände erzogen und eine namhafte Steigerung des Zuwachses erzielt werde. — Sonstige von ihm in der obengenannten Zeitschrift niedergelegte Abhandlungen und Mittheilungen sind: „Zur Vogelschutzfrage" (I. Band, 1869, S. 96); „Die Wirthschafts- und Verwaltungs-Ergebnisse in den Königl. Forsten des Regierungsbezirks Erfurt im Jahre 1866" (II. Band, 1870, S. 150); „Der Wanzenbaum" (V. Band, 1873, S. 129); „Tortrix viridana" (daselbst, S. 236); „Noch etwas über das Ringeln der Spechte" (VIII. Band, 1876, S. 274). Ursprünglich stellte er die These auf, daß der Specht insektenfreie Stämme deshalb behacke und ringele, um Bastfasern (bezw. Rindenfleisch) zu genießen. Später neigte er sich aber der König'schen Hypothese, daß das Ringeln lediglich zum Zwecke des Saftgenusses erfolge, zu. — Endlich war er auch ein sehr gründlicher Schmetterlingskenner. Sein Buch „Der Schmetterling und sein Leben" (1874) behandelt die ästhetische und praktische Bedeutung der Falter in einer höchst anziehenden und nach manchen Richtungen hin sogar eigenartigen Weise, die selbst dem erfahrenen Lepidopterologen neue Seiten bietet.

W. war als hervorragende wissenschaftliche Kraft in den 1870er Jahren wiederholt Mitglied der Forst-Ober-Examinationscommission und Vorsitzender der Commission für die Jägerprüfungen bei den Bataillonen 4 und 10. Außerdem fungirte er mehrmals als Vorsitzender bei den Jahresversammlungen des Vereins thüringischer Forstwirthe.

Forstliche Blätter, Neue Folge, 1886, S. 111 (Nekrolog von Grunert). — Amtliche und private Mittheilungen. R. Heß.

Werneck: Wilhelm W., österreichischer Militär- und Augenarzt, von dessen Lebensgeschichte nichts weiter bekannt ist, als daß er anfangs in Braunau im Innviertel eine Privatheilanstalt für Augenkranke besaß und später nach Salzburg übersiedelte, wo er 1843 starb. W. hat sich mannichfache Verdienste um die Augenheilkunde erworben. Die Wissenschaft verdankt ihm werthvolle, besonders histologische, Untersuchungen über die Entwicklung der Linse und Linsenkapsel, Experimente über die Folgen der Verwundung des Linsensystems und über traumatische Erkrankungen des Auges überhaupt (publicirt in v. Ammon's Zeitschr. 1834—1835, IV—V), Forschungen über contagiöse Augenentzündungen, Versuche mit Bromquecksilber, der Zinnoberräucherungscur bei Syphilis, dem salzsauren Golde, dem Piperin beim Wechselfieber und beim Tripper, den Wirkungen von Emetin, Strychnin, Strammonium, Belladonna und Hyoscyamus auf das Auge (publicirt in Clarus' und Radius' Beiträgen zur med. und chir. Klinik 1833—34) und manches andere. Auch veröffentlichte er: „Kurzgefaßte Beiträge zur Kenntniß der Natur, der Entstehung u. s. w. des Hospitalbrandes" (Salzburg 1840); „Ueber die künstliche Mundwinkel- und Lippenbildung durch blutige Umschlagung der Mundhaut" (v. Graefe's und v. Walther's Journal 1830).

Biogr. Lex. VI, 245. Pagel.

Wernekink: Franz W. wurde am 19. Februar 1764 zu Vischering geboren. Er studirte in Göttingen Medicin und Naturwissenschaften und besuchte namentlich die Vorträge von Blumenbach, Langenbeck und Hausmann. Von den Naturwissenschaften zog ihn hauptsächlich die Botanik an. Er wurde daher auch, nachdem er die Doctorwürde erlangt hatte, zum Professor der Botanik ernannt, übte aber daneben auch die ärztliche Praxis aus; später wurde er Medicinalrath in Münster. Er starb daselbst am 6. Februar 1839. Von seinen Werken sind zu erwähnen: „Icones plantarum sponte in episcopatu Monasteriensi nascentium" (Monasterium Westphalorum 1798); „Abhandlungen über einige Classen von Pflanzen, die in unserem Hochstifte wild wachsen" (im Münsterschen

Intelligenzblatt 1799); „Der Garten für die deutsche Flora zu Münster" (im Rhein.-Westfälischen Anzeiger 1821); „Erfahrungen über die Wirkungen des Vipernbißes" (in den Abhandlungen der ärztlichen Gesellschaft zu Münster 1829). Außerdem erschienen noch kleinere Aufsätze in Gilbert's Annalen der Physik; Poggendorff's Annalen, Leonhard's Zeitschrift für Mineralogie und Oken's Isis.

W. Heß.

Wernekink: Friedrich Christ. Gregor W., Sohn des Professors und Medicinalrathes Franz W., wurde in Münster in Westfalen am 13. März 1798 geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, studirte er von 1814—17 auf der dortigen Universität Medicin und Naturwissenschaften und bezog darauf die Universität Göttingen, um hauptsächlich Blumenbach, Langenbeck, Stromeyer und Hausmann zu hören. 1820 setzte er seine Studien in Gießen fort. Nachdem er am 13. November desselben Jahres die Doctorwürde erlangt hatte, habilitirte er sich als Privatdocent daselbst. Schon im folgenden Jahre erhielt er die Stelle eines Prosectors, wurde am 26. Mai 1825 zum außerordentlichen Professor der Medicin und am 22. September 1826 zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt. Er trug Nervenlehre, Anatomie und Mineralogie vor. Seine Vorträge waren sehr besucht und fanden große Anerkennung. W. war ein außerordentlich kenntnißreicher, tüchtiger Gelehrter, der voraussichtlich noch viel für die Wissenschaft geleistet haben würde, wenn ihn nicht ein früher Tod ereilt hätte. Außer einigen kleineren Aufsätzen in verschiedenen Zeitungen hat W. kein größeres Werk hinterlassen. Die Ausarbeitung seiner Vorträge über Nervenkunde für den Druck, zu welcher Sömmering ihn aufgefordert hatte, vereitelte der frühe Tod. W. starb am 23. März 1835 an einer Gehirnentzündung.

W. Heß.

Werner: W. Graf von Grüningen. Nachdem Herzog Eberhard im J. 939 mit den Waffen in der Hand gegen König Otto I. gefallen war, trennten sich die hessischen Gaue von dem übrigen Frankenlande los und zerfielen in eine Anzahl unabhängiger, nur unter dem Kaiser stehender Gebiete und Herrschaften, in denen zahlreiche Grafen und Herrengeschlechter schalteten. Nächst den bekannten Grafen von Ziegenhain sind es besonders zwei Familien, welche auf die Geschicke des Landes großen Einfluß gehabt haben und demgemäß dem Forscher öfters entgegentreten, nämlich diejenige der Gisonen oder der Burggrafen von Gudensberg und jenes Grafenhaus, welches nach dem gleichförmigen Namen seiner Glieder das Wernerische genannt wird und dessen letzter Sproß im J. 1121 mit Werner von Grüningen ins Grab sank. Dunkel sind die Uranfänge, zweifelhaft die Ursitze dieser Geschlechter und nur als Hypothese kann es angesehen werden, wenn der Historiker, welcher zuerst systematisch in diese verwickelten Verhältnisse Licht zu bringen versuchte, wenn Wenck die Vermuthung ausspricht, daß die genannten Familien Seitenlinien des Salisch-Wormsischen Königshauses, die Ahnherren der ersteren Brüder Herzog Konrad's des Weisen gewesen seien. An und für sich hat diese Annahme nichts unwahrscheinliches, denn einerseits besaß Konrad der Weise, jener Ahnherr der fränkischen Kaiser, Brüder, die wir zwar nicht mit Namen genannt finden, die aber doch mit ihm in die Erbtheilung eintraten, andererseits war auch das Salisch-Wormsische Haus in Hessen begütert, wie es scheint, durch eine Heirath der Tochter König Konrad's I. mit dem Vater Konrad's des Weisen, Werner, dem Begründer des Salisch-Wormsischen Hauses. Es wäre deshalb immerhin möglich, daß jene zweifelhaften Brüder Herzog Konrad's als jüngere Glieder der Familie diese hessischen Güter bei der Theilung erhalten hätten.

Wenden wir uns nun dem Wernerischen Grafengeschlecht selbst zu, so stoßen wir zunächst auf einen W. (I.), dessen Tod ein Fuldisches Sterberegister in das

Jahr 982 setzt: es würde dies jener hypothetische Bruder Herzog Konrad's des Weisen sein und der Stammvater der Grafen Werner. Sein Nachfolger ist unbekannt, vielleicht ein Graf Gerlach, der zu Anfang des 11. Jahrhunderts lebte. Der nächste in der Geschlechtsfolge, ohne daß jedoch eine genaue Verwandtschaftsbeziehung zu seinen Vorgängern irgendwie feststände, ist W. II.; er wurde im Feldzug Kaiser Heinrich's III. gegen Herzog Brezeslaus als königlicher Bannerträger in Böhmen erschlagen (1040) und hinterließ einen Sohn W. III., der in jenem Jahre noch minderjährig war. Das Leben des letzteren fiel in die unruhigen Zeiten König Heinrich's IV; ein bevorzugter Liebling desselben, war er ständig um dessen Person und begleitete denselben auch im J. 1066 von Goslar nach Ingelheim. Als seine Leute in diesem Dorfe plünderten und mit den Bauern ins Handgemenge geriethen, eilte der Graf zu Hülfe und wurde bei dieser Gelegenheit von einem Hersfeldischen Leibeignen, oder nach anderen Nachrichten von einer Tänzerin, mit der Keule erschlagen. Graf W. war mit Williburg, einer Tochter des Grafen Rudolf von Achalm und der Adelheid von Wülfingen, vermählt und hinterließ ein einziges Kind, Werner IV., den Grafen von Grüningen.

Wie sein Vater so war auch der Graf von Grüningen ein eifriger Anhänger Heinrich's IV., doch nahm er an den blutigen Kämpfen gegen die Sachsen, welche des öfteren auch Hessen in Mitleidenschaft zogen, zunächst keinerlei Antheil, weil er zu jener Zeit noch in ganz jugendlichem Alter gestanden haben muß; es ergibt sich das aus dem Umstand mit Sicherheit, daß sein Vater in dem Berichte von dessen Tode (1066) als junger Mann bezeichnet wird (juvenis tam ingenio quam aetate ferox). Die erste bestimmte Kunde, die wir über das Leben des Grafen selbst haben, zeigt ihn in seinen Beziehungen zu den mütterlichen Verwandten. Von sieben Söhnen des Grafen Rudolf, Werner's Großvater, waren vier in früher Jugend, ein fünfter, Werner im J. 1077 als Bischof von Straßburg gestorben und somit im J. 1089 noch zwei am Leben, nämlich die beiden ältesten, Cuno und Luitold. Dieselben, kinderlos, stifteten das Kloster Zwiefalten, doch waren die Güter, mit denen sie ihre Stiftung begabten, Allode und so konnte denn nach ihrem Tode von Seite der weiblichen Erben, den Nachkommen ihrer Schwestern, gegen die Schenkung Einspruch erhoben werden. In dieser Hinsicht kam besonders Graf W. von Grüningen in Betracht, der als der einzige Sohn und Erbe der ältesten Schwester Williburg, den Rechten und Sitten des Landes gemäß den nächsten Anspruch hatte. Die Oheime fanden es daher für räthlich, die Angelegenheit noch zu ihren Lebzeiten mit dem Neffen zu ordnen und veranstalteten eine Versammlung zu Bempfingen, einem Dorf im Oberamt Urach, vor welcher W. auf jene Klostergüter öffentlich verzichtete, dagegen zur Entschädigung bezw. als Erbtheil seiner Mutter, mehrere Güter und Patronate, so zu Mezingen und Eningen, besonders aber das Schloß Achalm erhielt. In ähnlicher Weise wurden später auch die Kinder der jüngeren Schwester Mechtild, welche an den Grafen Konrad von Lechsmünd (Horburg) vermählt war, abgefunden; die dritte Schwester Beatrix kam als Aebtissin nicht in Rechnung. Die Zwiefalter Annalen berichten von Graf W. weiter, daß er Zeit seines Lebens ihrem Kloster sehr zugethan gewesen und dasselbe auf jede Weise zu fördern bemüht war. So veranlaßte er den Kaiser Heinrich V. das Dorf Ebersheim i. Elsaß anzukaufen und dem Kloster zuzuwenden, ungeachtet er als Achalmischer Erbe auf dies Dorf, ein Erbstück seines in das Kloster getretenen Oheims Liutold, selbst Anspruch zu machen berechtigt gewesen wäre; auch seinen Ministerialen gestattete er, ihre Lehengüter an das Kloster zu verkaufen. Als einen Act der von ihm gehandhabten Justiz berichtet dieselbe Quelle, daß er zweien seiner Ministerialen, Folbert und Luit-

hold, wegen verschiedener Vergehen die Augen ausstechen ließ und die Uebelthäter darauf dem Kloster zuführte; wie Wenck sagt, oculirte er ihnen durch dieses Verfahren die Liebe zum Mönchsleben ein.

In den Urkunden jener Zeit kommt W. mehrfach vor. Am 4. März 1101 bezeugte er in Gemeinschaft mit dem Grafen Giso eine Urkunde des Erzbischofs Ruodhard von Mainz, worin derselbe die Rechte der Altarhörigen der Stiftskirche zu Fritzlar bestätigt. Wenige Monate darnach, am 3. August, war er in der Umgebung des Kaisers Heinrich IV., als dieser der Abtei Prüm das Gut Pronsfeld restituirte, welches dem Stift durch Graf Heinrich von Limburg entrissen war. Auf diese Urkunde, welche früher unbeachtet geblieben ist, hat zuerst v. Schenk aufmerksam gemacht und ist dieselbe aus dem Grunde von besonderer Wichtigkeit, als W. darin als Graf von Grüningen bezeichnet wird (uuernerus de grûninche comes); die beiden wenig späteren Zwiefaltener Gründungsberichte nennen ihn und seine Gattin Gisela ständig von Grüningen. Zugegen war W. auch bei dem feierlichen Act, als die Nonnen von Lippoldsberg a. Weser vor einer großen Versammlung von Geistlichen, Grafen, Edlen und Ministerialen das Versprechen ablegten, die Ordensvorschriften genau zu erfüllen; man setzt die Urkunde in die Zeit zwischen 1095 bis 1101. Auch im J. 1103 kommt W. urkundlich vor; der Erzbischof Ruodhard restituirte damals dem Stift Fritzlar gewisse Güter, welche ein Ritter Gerlach und dessen Vater dem Kloster entzogen hatten. Bei dieser Gelegenheit führt W. den Titel Vogt (des Stiftes Fritzlar), ebenso im J. 1109, wo der mehrfach erwähnte Ruodhard die alten Rechte der Altarhörigen des Erzstiftes Mainz bezw. der Fritzlarer Kirche wiederherstellt. Graf W. war außerdem noch Vogt des Stiftes Kaufungen in Hessen. Die Vogtei über Fritzlar mögen schon seine Vorfahren erworben haben, dagegen ist diejenige von Kaufungen wahrscheinlich erst durch seinen Vater, den Günstling Heinrich's IV. an ihr Haus gekommen; diese letztere Vogtei führte der Graf von Grüningen auch im Titel, wie wir aus einer interessanten Urkunde wissen, die er im J. 1102 dem Kloster ausstellte. Dieselbe macht uns mit weiteren Ereignissen seines Lebens bekannt: Graf W. war einige Zeit vorher von seinen Feinden gefangen genommen und hatte das Versprechen geben müssen, ein hohes Lösegeld zu zahlen. In seiner Noth habe er sich an die Aebtissin von Kaufungen, Diemud, gewandt mit der Bitte, sich für ihn zu verbürgen oder ihm mit Geld behülflich zu sein; nach langem Bitten habe sie sich endlich bewegen lassen, ihm einen goldenen Becher auf eine bestimmte Zeit zu leihen. Weil der Graf jedoch in seinen übrigen bedrängten Umständen den Rückzahlungstermin nicht einhalten konnte, so mußte sich derselbe nach vielfachen Ermahnungen der Aebtissin und des Bischofs Johann von Speier dazu verstehen, dem Kloster 10 Hufen Landes in Ochshausen und Krumbach (bei Kassel), sowie in Venne und Ritte (bei Gudensberg) abzutreten.

Die Thatsache, daß der Graf ein so bedeutendes Opfer brachte, wirft hinlänglich Licht auf seinen Charakter; auch in früheren Jahren war er schon immer eifrig bestrebt gewesen, zu Gunsten der Kirche auf seine Rechte zu verzichten, durch Hingabe von irdischem Besitz sich der Fürsprache der Heiligen zu versichern, wie das unter anderem aus Schenkungen erhellt, die er den Klöstern Zwiefalten und Hirschau a. d. Nagold machte. Diese Neigung nahm mit der Zeit mehr und mehr zu; gleich den schwäbischen Klöstern wußten auch die in Hessen des Grafen Großmuth zu rühmen, besonders das Benedictinerstift Hasungen, dem er Güter zu Erfurt bei Borken und zu Rengshausen (?) westl. Rotenburg überwies. So kann es denn kein Wunder nehmen, daß der Graf, kinderlos, wie er war, endlich im Alter noch daran ging, selbst ein Kloster zu erbauen. Wie erzählt wird, hatte er den Kaiser Heinrich V. auf einer Reise durch Hessen

begleitet und wurde bei dieser Gelegenheit durch den Anblick der schönen Aue, welche Eder und Fulda bei ihrem Zusammenfluß bilden, auf den Gedanken gebracht, an dieser Stelle ein Kloster zu gründen. Zur Ausführung dieses Vorhabens ließ er sich vom Kaiser den dortigen Grund und Boden schenken und legte darauf mit seiner Gemahlin Gisela im J. 1113 den Grund zu den Klostermauern von Breitenau. Der Bau wurde derart gefördert, daß er schon nach sechs Jahren mit Mönchen besetzt werden konnte. Zu jener Zeit stand das schwäbische Benedictinerkloster Hirsau in ganz besonderem Rufe der Heiligkeit und strenger Observanz der Klosterregeln; Erzbischof Siegfrid von Mainz hatte deswegen einige Jahrzehnte vorher das Kloster Hasungen mit Hirsauer Mönchen bevölkert und nun verschrieb sich auch Graf W., der ohnehin durch seine mütterliche Verwandtschaft in Schwaben näher bekannt war, eine Colonie Benedictiner von dort. Auf sein Ersuchen schickte ihm der Abt Bruno im J. 1119 die ersten zwölf Mönche mit dem designirten Abt für Breitenau, Trautwin. Eine derartige Stiftung konnte sich natürlich nur erhalten, wenn dieselbe von vornherein einen ausreichenden Grundbesitz zur Verfügung hatte, weshalb der Graf denn dem Kloster seine Patrimonialgüter zwischen Werra, Rhein und Main überwies. Zu den übergebenen Gütern gehörten die Burgen Holzhausen und Alstat, sowie die Hälfte von Braubach mit Ministerialen und Hörigen. Die Ausdrucksweise der Urkunde ist, wie man sieht, keine ganz klare: zunächst — das ist nicht außer Acht zu lassen — sind als Klosterbesitz nur Grundstücke in Niederhessen bekannt, die in der Nähe des Klosters lagen, und doch hat W. ohne Zweifel noch mehr Allodialgüter besessen. Lehengüter können so wie so nicht gemeint sein. Es scheint demnach, als wenn unter den Patrimonialgütern der allodiale Theil seines dort gelegenen Vermögens zu verstehen ist; daß der Graf anderwärts noch weitere Besitzungen hatte, folgt schon aus der Begrenzung des Bezirks, selbst wenn man keine Kenntniß von dem Vorhandensein Achalmischer Güter hätte. Die Burg Holzhausen, welche auch die Sage als Wohnsitz Werner's bezeichnet, lag übrigens auf dem steilen Kegel dicht bei dem gleichnamigen Dorf, angesichts der Abtei Breitenau und die Burg Alstat in unmittelbarer Nähe von Jesberg, 2½ Meilen südwestl. von Fritzlar. (v. Schenk.)

Es war dem Grafen nicht beschieden, das Aufblühen seines Klosters verfolgen zu können, schon im J. 1121 starb er und wurde zu Breitenau beigesetzt, wo sein Grabstein noch im 17. Jahrhundert vorhanden gewesen sein soll. Das Nekrologium des Klosters Zwiefalten bestimmt seinen Todes- oder Begräbnißtag auf den 22. Februar 1121. Noch über den Tod hinaus reichte die Fürsorge des Grafen für sein Kloster. Bei seinen Lebzeiten mochte er noch zuviel mit den Gebäuden zu thun gehabt haben und so war denn der Bestätigungsbrief des Erzbischofs von Mainz noch nicht aufgesetzt, doch hatte der Graf für den Fall seines Todes einen seiner Dienstleute, Engelbold, zum Stellvertreter ernannt, um im Verein mit der Gräfin Gisela, dem Convent und den Ministerialen, seine Entwürfe zur Reife zu bringen. Nach Lage der Sache und der Zeiten Brauch konnten diese für die neue Stiftung nichts ersprießlicheres thun, als daß sie den Diöcesan, den Erzbischof von Mainz ins Interesse zogen, d. h. das Kloster dem hl. Martin zu Mainz übergaben. Erzbischof Adelbert bestätigte (7. Juli 1123) nicht nur die ganze Stiftung, sondern ertheilte ihm auch die Privilegien der freien Abts- und Vogtwahl, unterstellte es dem Mainzer Stuhle unmittelbar und stattete es außerdem noch mit einigen Höfen und Zehnten aus. Engelbold und die übrigen Betheiligten scheinen damals auch den Grafen Ludwig von Thüringen, den nachmaligen ersten Landgrafen, zum Vogt des Klosters bestellt zu haben. Die unten bezeichneten Rechte und Güter des Grafen von Grüningen in Hessen gingen auf die Gisonen über, wenn sich auch der Beweis von dieser

Gütererwerbung aus dem einzigen, noch dazu urkundenlosen Jahre, das die Gisonische Familie die Wernerische überlebte, nicht ins einzelne führen läßt. Das Verwandtschaftsverhältniß, welches diesen Erbgang herbeiführte, ist noch unaufgeklärt; neuerdings ist man geneigt, denselben durch eine Verbindung des Grafen von Grüningen mit dem Bilstein'schen Hause zu erklären: der letzte Giso IV. Graf von Gudensberg war mit Kunigunde, einer Gräfin v. Bilstein vermählt und hinterließ bei seinem schon 1122 am 12. März erfolgten Tode seinen Besitz dem später thüringischen Landgrafenhaus, dem Grafen Ludwig. Auch die Verhältnisse dieses Erbfalles sind nicht weniger dunkel als die oben erwähnten: fest steht nur, daß Landgraf Ludwig infolge einer ehelichen Verbindung den Gisonischen (Wernerischen) Besitz auf sein Haus brachte. Von diesem ging derselbe wie bekannt im folgenden Jahrhundert auf die Landgrafen von Hessen über. Was die Klostergebäude noch anlangt, so war deren Ausbau zur Zeit jenes Besitzwechsels, als Erzbischof Adelbert den Bestätigungsbrief ertheilte (1123), noch nicht vollendet, erst der zweite Abt Heinrich, welcher Trautwin 1132 nachfolgte, brachte die Gebäude vollends in Stand.

Die Gemahlin Werner's, Gisela, deren Herkunft nicht bekannt ist (vielleicht eine Gräfin v. Bilstein?), starb erst um's Jahr 1155; in jenem Jahre verträgt sich nämlich ein Geistlicher, welcher der Gräfin Geld vorgeschossen hatte, mit dem Kloster Breitenau über die Pfandgüter, welche das Kloster gern an sich ziehen wollte. Wenck zieht daraus den Schluß, daß sie erst kurz vorher gestorben ist.

Als Besitzungen des Grafen von Grüningen sind bekannt: 1. In Württemberg die Burg Achalm nebst Zubehör und einige benachbarte Achalmische Güter; 2. In Hessen die Grafschaft Maden mit dem Gaugericht über einen großen Theil des fränkischen Hessengaus (Niederhessen.) Ueber die Ausdehnung des Sprengels ist man jedoch nicht völlig im klaren: im J. 1107 werden 7 Dörfer dicht nördlich und südlich bei Kassel als in der Grafschaft liegend genannt [Wahnhausen, Frommershausen, Ober- und Niedervellmar, Heckershausen, Ramershausen (†) und Guntershausen], begütert war der Graf ferner (1102) in 4 Orten dicht südöstl. von Kassel und südwestl. von Gudensberg [Ochshausen, Krumbach, Venne und Ritte], sowie zu Erfurt und Umgegend, ca. 1½ Meilen südlich von Fritzlar. Zu den benachbarten Besitzungen außerhalb Hessens gehört weiter sehr wahrscheinlich die Vogtei über das Wormsische Stift Weilburg a. Lahn. Im J. 1103 ist ein Graf W. Vogt über die diesem Stift zustehende Kirche zu Breidenbach im Hessengau, westl. von Marburg. Mit ziemlicher Sicherheit kann man ferner annehmen, daß der Graf von Grüningen auch Burggraf zu Worms war; als solcher kommt ein Graf W. von 1106—1116 vor und wird im J. 1122 von Bischof Buggo von Worms bezeichnet als gestorben ohne Söhne und Erben (defunctus sine filiis et herede). Derselbe W. hatte bis zu seinem Tode das Dorf Bischofsheim von Worms zu Lehen (Neckarbischofsheim zwischen Heidelberg und Wimpfen.) Im J. 1116 ist er sammt seinem Schwiegersohn Albert von Kislau — aus dem freien Herrengeschlecht, das sich nach der Burg nördl. von Bruchsal nannte, — Zeuge in einer zu Worms ausgestellten Kaiserurkunde, nach Arnold wäre er dann auch identisch mit dem gleichnamigen Grafen W. von Neckarau bei Mannheim, der in einer Mainzer Urkunde genannt wird (1090). Wie v. Schenk sehr richtig bemerkt, wäre es ein in hohem Grade auffälliges Zusammentreffen, wenn in dieser Gegend zwei Grafen Werner, also der von Grüningen und der Burggraf von Worms um dieselbe Zeit ohne männliche Erben zu hinterlassen verstorben wären. Dazu kommt noch der Umstand, daß der hessische Graf W. die Vogtei Weilburg von Worms zu Lehen trug und daß die Zeugen sowol der Urkunde von 1116 wie die der oben erwähnten, der Aebtissin Diemud von Kaufungen ausgestellten, jener Gegend entstammen, mit-

hin die Verbindungen Werner's auf den mittelrheinischen Bezirk hinweisen. Bei der Stiftung von Breitenau wird zwar Albert von Kislau mit seiner Gattin nicht erwähnt, sie würden also vor dem Jahre 1123 ohne Descendenz gestorben sein, oder Werner's Tochter wäre bei ihrer Verheirathung abgefunden worden.

Es erübrigt noch, der so zweifelhaften Abstammung der Vorfahren Werner's von Grüningen einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Im Gegensatz zu unserer, im Eingang dieser Darstellung, vorgetragenen Hypothese Wenck's, im Gegensatz zu Stälin, Giesebrecht und Gfrörer gelangte v. Schenk zu einer abweichenden Ansicht, indem er die Heimath der ältesten Grafen Werner außerhalb Hessens, in Schwaben sucht. Der verdienstvolle Forscher stützt diese Vermuthung auf folgende Punkte: Aus einer Kaiserurkunde vom Jahre 1158 geht hervor, daß Graf Uto von Katlenburg ein Gut seiner Gattin Beatrix zu Nürtingen (südöstl. von Stuttgart) im Neckargau, sowie ein anderes zu Holzhausen im Hessengau, gelegen in der Grafschaft Werner's, dem Kaiser Konrad (1024—1039) gegen Allodificirung der Grafschaft im Lisgo und des Harzes zu eigen gegeben hat. Das Nürtinger Gut schenkte König Heinrich im J. 1046 an Speier und bezeichnet es als in der Grafschaft Werner's im Neckargau gelegen. Der aus diesen Thatsachen abzuleitende Schluß liegt nahe: Der Graf W. im Neckargau (urkundlich von 1024—1046) und der Graf W. im Hessengau (urkundlich 1024—1040), der Vorfahr des von Grüningen müssen identisch sein! Leider ist der volle Beweis hierfür nicht zu erbringen, weil das Original jenes Tauschvertrags des Grafen Uto nicht erhalten zu sein scheint. Diese Vermuthung wird übrigens dadurch noch gestützt, daß die hessischen Werner zweifellos mit einer schwäbischen Familie, den Grafen von Achalm verschwägert waren, sowie daß der letzte jenes Stammes nach einem Orte Grüningen genannt wird, der sich in Schwaben, bei Zwiefalten im Neckargau wiederholt findet. Auch die Gemahlin jenes Grafen Uto wird „von Schwaben" genannt; Gebhardi hält sie für eine Gräfin von Oberstenfeld, dieselbe gehört aber sehr wahrscheinlich zu der Familie der Grafen Werner, wenn man annimmt, daß die besprochenen Güter Nürtingen und Holzhausen zu ihrer Mitgift gehört haben. Es wäre ein besonderer Zufall, wenn sie in zwei weit von einander entfernten Gauen Besitzungen gehabt hätte, denen ein und derselbe Graf W. vorstand, ohne daß zwischen ihr und dessen Familie eine Verbindung bestanden hätte. Alles in allem genommen: die Grafen Werner in Hessen, deren letzter als Graf von Grüningen verstorben, sind ein schwäbisches Geschlecht.

Wie v. Schenk hervorhebt, hat sich dies schwäbisch-hessische Grafenhaus von Grüningen nach derselben Burg genannt, nach welcher später das württemberger Haus hieß, also nach der alten Burg bei Riedlingen am Südfuß der Alb, von der noch ein mächtiger Thurm erhalten ist. Die wiederholte Erwähnung von nach Grüningen benannten Ministerialen Werner's in den Zwiefaltener Geschichtsquellen spricht ebenfalls für diese Ansicht. In dem der Burg unmittelbar benachbarten Kloster hätte man wol den Besitzer der Burg Achalm schwerlich ohne weiteres nach einem vom Kloster weiter entfernten oder gar hessischen Schlosse bezeichnet.

Wenck, Hessische Landesgeschichte, Bd. 3, S. 11 ff. — Gustav Schenk zu Schweinsberg, Das Wernerische Grafenhaus im Neckargau, Hessengau, Lahngau u. zu Worms i. Correspondenz-Blatt des Gesammtvereins d. deutsch. Geschichts- u. Alterthumsvereine, Jahrg. 23 (1875), S. 49 ff. u. S. 85. — Bei Beiden Verzeichniß der Quellen; außerdem: Landau, Hessengau, S. 34. — Kindlinger, Geschichte der deutschen Hörigkeit, S. 229 u. 233. — Adolf Fey, Das ehemalige Benediktinerkloster Breitenau, in „Hessenland", Jahrg. X., Nr. 7, 8, 9.

Wilhelm Christian Lange.

Werner (Wezilo), Erzbischof von Magdeburg, wurde nach dem Tode seines Vorgängers Engelhard durch den Einfluß seines Bruders, des Erzbischofs Anno von Köln, auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben, obgleich das Domcapitel einen andern Domherrn aus seiner Mitte erwählt hatte. Ueber Werner's Vorleben wissen wir nichts, es steht nicht einmal fest, aus welchem Geschlechte er stammte. Wahrscheinlich war er ein Sohn Walther's v. Steußlingen in Schwaben, doch wird er auch den Grafen v. Dassel oder denen v. Sonnenberg zugerechnet. Dagegen ist der Name der Mutter, Eggela, sicher bezeugt durch eine Inschrift an ihrem Grabe im Dom zu Magdeburg. — Seine Regierung ist für das Erzstift nicht von Segen gewesen, da er sich zu der dem König Heinrich IV. feindlichen Partei der Sachsen schlug. Zwar wurde das Erzstift nicht in dem Maße wie das benachbarte Stift Halberstadt (Bischof Burchard, Buco) heimgesucht, aber doch blieben die Grenzen des Magdeburger Stifts nicht verschont, wenn auch Bruno in seinem Bellum Saxonicum es anders darstellt. Als sich die sächsischen Großen dem Kaiser unterwarfen, wurde W. eine Zeit lang in Goslar in Haft gehalten, bis der König sich infolge seines Streites mit dem Papste Gregor gezwungen sah, die Gefangenen loszulassen. W. schloß sich sogleich wieder Heinrich's Feinden an und nahm wol auch an der Wahl des Gegenkönigs Rudolf theil. Wenigstens war er bei dessen Heere in der Schlacht bei Mellrichstadt (1078). Hier ergriff er mit dem Bischof von Merseburg die Flucht und wurde unterwegs von Landleuten in Thüringen erschlagen. Sein Leichnam wurde in Magdeburg in der Kirche des Klosters U. L. Frauen begraben, weil er diese Kirche neu erbaut und beschenkt hatte.

Hoffmann, Geschichte der Stadt Magdeburg (2. Aufl.) 1. Bd. — Magdeb. Geschichtsblätter IV, S. 80 ff. Hertel.

Werner, Erzbischof von Mainz (1259—1284), nach seiner eigenen Erklärung der Familie Eppstein angehörig, aus welcher die Mainzer Erzbischöfe Siegfried II. (1200—1230) und Siegfried III. (1230—1249) hervorgegangen waren, widmete sich schon frühe dem Dienste der Kirche in Mainz, woselbst er, wie er dies dankbar anerkannte, seine Ausbildung erhalten hatte. Durch einen klaren Verstand und durch reiches Wissen ausgezeichnet, gelangte er bald zu höheren geistlichen Stellungen, die ihm Gelegenheit boten, sich eine große Gewandtheit in Geschäftsangelegenheiten anzueignen. Das hohe Ansehen, welches er sich als Propst von Mariengreden, St. Peter und zuletzt als Propst am Dome erworben, führte nach dem Tode des Erzbischofs Gerhard zu seiner Berufung auf den erzbischöflichen Stuhl (October 1259) und zu der Stellung, in welcher er fünfundzwanzig Jahre lang mit Nachdruck und Erfolg in die Geschicke Deutschlands eingegriffen hat. Am Ende des ersten Jahres nach seiner Ernennung trat W. die Romreise an, um die Bestätigung des Papstes zu erlangen. Begleitet von seinem Vetter Reinhard von Hanau und auf dem Wege durch die Schweiz von dem Grafen Rudolf von Habsburg beschützt, unternahm W. im October 1260 die Reise nach Rom, die den gewünschten Erfolg hatte, indem er die Weihe und das Pallium dort erhielt. Nach Mainz zurückgekehrt hielt er, einer in Rom erhaltenen Anregung folgend, ein Provinzialconcil ab, das sich mit der Beschaffung der Mittel zur Abwehr der Tartaren, daneben aber auch mit Fragen der kirchlichen Disciplin, insbesondere mit ernster Bestrafung des Concubinats von Geistlichen beschäftigte (1. Mai 1261). Gleich bei diesem ersten öffentlichen Auftreten gab er zu erkennen, wie er beabsichtige, jeder Beeinträchtigung seiner Rechte und jeder Schädigung des Erzstiftes mit Entschiedenheit entgegenzutreten. So verhängte er noch während des Concils (4. Mai 1261) über die Tochter der h. Elisabeth, die Wittwe des Herzogs von Brabant, und deren Sohn Heinrich die Excommunication, weil diese sich weigerten, seit

langer Zeit der Mainzer Kirche vorenthaltene Lehen zurückzuerstatten; erst als ihm die verlangte Genugthuung gewährt worden, ließ W. sich zu einer Verständigung und Aufhebung des Kirchenbannes herbei (10. September 1263). Mit gleichem Nachdruck steuerte er auch den Friedensstörungen im Reiche und namentlich am Rhein. Zwei Gegenkönige, Richard von Cornwallis und Alfons von Castilien, standen sich im Reiche einander gegenüber, der eine im wesentlichen auf Betreiben des Erzbischofs von Köln, der andere auf Vorschlag des Erzbischofs von Trier erwählt, beide außer Stand, festen Fuß im Reiche zu fassen. Während der hierdurch entstandenen Wirren machten sich Fürsten, Ritter, Städte und Geistliche der schwersten Willkürlichkeiten schuldig, denen gegenüber nur die Selbsthülfe aufkommen konnte. Zu den Bedrängern des Mainzer Erzstiftes zählte Philipp von Hohenfeld, der Vertreter des Königs Richard. Erzbischof W. verstand es, sich diesen Gegner vom Halse zu schaffen. Als nämlich Erzb. W. sich anschickte, einen Fürstentag zur Wahl eines anderen Königs zu berufen (1262), hielt es König Richard an der Zeit, dem Treiben des Hohenfels ein Ende zu machen und mit Erzb. W. sich zu verständigen. Nachdem Hohenfels Ersatz für die den Mainzer Stiftern und Klöstern zugefügten Schädigungen geleistet (7. Januar 1263), unterblieb die Wahl, deren Ankündigung in Rom insofern Besorgniß erregt hatte, als man dort an die Möglichkeit der Bewerbung und Ernennung des Sohnes von Konrad IV. dachte. Erzb. W. wurde von König Richard auch noch dadurch gewonnen, daß dieser ihm den Schutz der Reichsgüter auf der linken Rheinseite übertrug, während die Güter der rechten Rheinseite dem Könige Ottokar von Böhmen, den W. zu Prag im J. 1261 gekrönt hatte, in gleicher Weise unterstellt wurden.

Erzb. W. war der rechte Mann für eine solche Aufgabe, ging doch die Sorge um den Bestand seines Landes Hand in Hand mit der Bekämpfung der im Reiche und namentlich am Rhein eingerissenen Zügellosigkeit. Mit großer Klugheit begegnete er drohenden Fehden durch rechtzeitige Verständigung mit den Gegnern und versöhnte er entzweite Reichsstände miteinander. Zur Sicherung des Landfriedens wirkte er sowol auf dem Reichstage (1269), als auch durch Vereinbarungen mit anderen Ständen. Wo es Noth war, griff er zu den Waffen, so in den Jahren 1269 und 1270, wo er gegen Friedensstörer und Zollfrevler einen Zug gegen Bacharach und einen gegen den Oberrhein veranstaltete. Mit zwei Fürsten, die das Mainzer Erzstift schädigten, mit Herzog Albrecht von Braunschweig und Landgraf Heinrich von Hessen, konnte er nicht fertig werden. Vorerst half er sich damit, daß er über beide Fürsten den Kirchenbann verhängte. Den größten Dienst leistete W. dem Reiche nach dem Tode des Königs Richard (2. April 1272) durch die Herbeiführung der Wahl von Rudolf von Habsburg. Seinen Bemühungen gelang es, das große Unheil abzuwenden, das dem Reiche bei einer zwiespältigen Wahl bevorstand. Diese Sorge war insofern begründet, als verschiedene Bewerber um die Krone sich einstellten, darunter König Ottokar von Böhmen. Mit großer Klugheit bereitete er die Wahl vor. Erst nachdem er eine Verständigung zwischen einem der Bewerber, Herzog Ludwig von Baiern, und dem Erzbischof von Köln und dann mit dem Erzbischof von Trier, hauptsächlich im Sinne einer Wahl Rudolf's, herbeigeführt hatte, berief er die Wahlfürsten auf den 29. September 1272 nach Frankfurt zusammen. Der Erfolg der Wahl entsprach den Bemühungen des Erzb. W., sie war eine einstimmige. Wie für die Wahl, so war W. auch für deren Bestätigung in Rom in hervorragender Weise thätig. In Erkenntniß dessen, was er dem Erzb. W. verdankte, war König Rudolf stets bereit, den Wünschen Werner's entgegenzukommen.

Was König Rudolf als sein nächstes Ziel bei der Wahl verkündete, die

Herstellung der Ruhe in Deutschland, das konnte er nicht sofort ins Werk setzen, da Hindernisse verschiedener Art erst noch zu beseitigen waren und namentlich der Widerstand eines großen Reichsfürsten ernste Schwierigkeiten bereitete. Von der Wahl ausgeschlossen, verweigerte König Ottokar von Böhmen die Anerkennung des Königs, der nunmehr zum Kampfe genöthigt war. Bevor Erzb. W. an dem Zuge gegen den König von Böhmen theilnahm, hatte er noch mit Schwierigkeiten im eigenen Gebiete zu kämpfen, die ihren Grund in dem Widerstand der Mainzer Dienstmannen und der Bürger der Stadt gegen die von Seiten des Erzbischofs erstrebte Befestigung der landesherrlichen Gewalt hatten. König Rudolf, der dem Erzb. W. alle der Mainzer Kirche ertheilten Privilegien, Schenkungen und Rechte am 26. November 1274 bestätigt hatte, brachte im Januar 1276 eine Verständigung zwischen W. und den Mainzern zu Stande. Auch mit Erfurt gerieth W. in Streit. Erzb. W. erwiderte den von Rudolf ihm geleisteten Dienst durch die Theilnahme an dem Zuge gegen Böhmen (1276). Damit gab er auch zu erkennen, daß er zu dem Könige stehen wolle, nachdem vorübergehend die Beziehungen beider zu einander etwas gestört gewesen, namentlich zur Zeit, als Erzb. W. mit dem, dem König Rudolf abholden Erzbischof von Köln und mit dem Erzbischof von Trier das alte Bündniß erneuert hatte (16. September 1275).

Nach Mainz zurückgekehrt mußte W. wieder zu dem Schwerte greifen. Zunächst ging er gegen Heinrich von Hessen vor, wobei er den kürzeren zog (1277) und dann gegen den Grafen Johann von Sponheim, der den von dem Erzbischof abgeschlossenen Kauf des Schlosses Böckelheim nicht anerkennen wollte. Ungeachtet einer schweren Niederlage bei Gensingen (Ende 1279) fiel Johann von Sponheim im Bunde mit Rheingraf Siegfried von Stein in das Rheingau ein und richtete großen Schaden an, worauf Erzb. W. die Burg Rheinberg zerstörte. Auch hier führte König Rudolf eine Versöhnung und die Entschädigung des Erzstiftes herbei (11. December 1281). Zur selben Zeit (13. December 1281) beschwor W. den von König Rudolf auf fünf Jahre festgesetzten Landfrieden (abgedruckt in Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde I, 385 ff.). Auch darin förderte W. die Ruhe im Reiche, daß er die Aussöhnung des Erzbischofs von Köln mit Rudolf von Habsburg herbeiführte (26. Juli 1282).

Half Erzb. W. dem Könige bei Wahrung des Friedens im Reiche, so war er auf der anderen Seite nicht minder eifrig auf Wahrung der landesherrlichen Rechte, sowie darauf bedacht, die Mitwirkung der Wahlfürsten bei Ausübung der kaiserlichen Gewalt, namentlich bei Verfügungen über Reichsgut, zu sichern. Mit derselben Sorgfalt, mit welcher er sich den Reichsgeschäften widmete, lag er auch den Pflichten seines geistlichen Amtes ob, wobei er es namentlich nicht an Vermehrung der äußeren Mittel seiner Kirche fehlen ließ. Sein am 2. April 1284 erfolgter Tod ward zu einem fühlbaren Verluste für das Reich und das Erzstift.

Vgl. Böhmer-Will, Regesten der Mainzer Erzbischöfe, II. Band und namentlich die auf S. LXXV angeführte Litteratur.

Bockenheimer.

Werner, Markgraf der Nordmark, † 1014, entstammte einem alten vornehmen Geschlechte Nordthüringens, dem der Grafen v. Walbeck, und war der Sohn des Markgrafen Lothar (s. A. D. B. XIX, 257); nach dem Vater seiner Mutter, der Lothringerin Godila, hatte er den Namen Werner erhalten. Schon früh traf Lothar seinetwegen eine Eheberedung mit dem Markgrafen Ekkehard von Meißen, der ihm für den genannten Sohn seine Tochter Liutgard in aller Form versprach. Später scheint letzterer, wol veranlaßt durch die hohe Gunst, in der er beim Kaiser stand, für die Tochter höhere Pläne gehegt zu haben; er

löste die Verlobung auf und zog sich dadurch den tödtlichen Haß der Walbecker zu. W. aber suchte mit Gewalt zu seinem Rechte zu kommen. Während Markgraf Ekkehard mit dem Kaiser in Italien und die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, der Liutgard zur Erziehung anvertraut war, auf einer Versammlung in Derenburg weilten, entführte er 998 mit Hülfe seiner Vettern Heinrich und Friedrich, aber wol ohne Wissen des Vaters, die ihm vorenthaltene Braut mit Gewalt aus den Mauern Quedlinburgs und brachte sie vor den nachsetzenden Verfolgern nach Walbeck in Sicherheit. Auf die Frage von Werner's Vater und einem Vasallen Ekkehard's erklärte Liutgard, daß sie bei ihrem Verlobten bleiben wollte. Die Fürsten aber setzten auf die Anfrage der Aebtissin einen Tag nach Magdeburg an, wo das Paar — sponsum cum contectali nennt sie Thietmar IV, 26 bezeichnend — seine Schuld bekennen oder verurtheilt werden sollte. Bußfertig und barfuß stellte sich W. hier ein, erbat und erhielt Verzeihung, indem er die Gemahlin zurückgab, die dann Mathilde, wol in guter Absicht für die Liebenden, wieder mit sich fort führte. Als dann Markgraf Ekkehard am 30. April 1002 gestorben war, kehrte Liutgard freiwillig zu ihrem Gatten zurück; im Januar 1003 scheint die Hochzeit gefeiert zu sein. Bald darauf, am 25. Januar 1003, starb Lothar auf einer Reise im Westen von Deutschland. Den Bemühungen seiner Wittwe Godila gelang es, daß König Heinrich II. die Lehen und die Verwaltung der Nordmark, wol schon während seines Aufenthalts in Sachsen um Ostern 1003, gegen Zahlung von 200 Mark Silber auf Lothar's Sohn W. übertrug. Ein Widersacher von diesem war Dedo von Meißen, der sich mit Dietburg, einer Tochter jenes Markgrafen Dietrich (Grafen v. Haldensleben?) verheirathete, von dem 983 die Nordmark in den Besitz von Werner's Vater Lothar übergegangen war. Schon im Juni 1009 hatte Dedo in Magdeburg den Kaiser gegen W. einzunehmen versucht. Doch waren die damals erhobenen Klagen nicht zur Entscheidung gekommen, da W. krank war und der Pfalzgraf Burchhard deshalb die Hegung des Gerichtes verschoben hatte. Da griff man in der Weise der Zeit zur Selbsthülfe. Auf Dedo's Anstiften wurde Wolmirstedt, ein Allod der Walbecker, niedergebrannt. Bald darauf lauerte W. bei dem Dorfe Mose unweit Wolmirstedt Dedo auf, überfiel und überwältigte ihn, obwol dieser ihm an Mannschaft weit überlegen war. Dedo selbst fand den Tod in dem Treffen, das wol am 13. November (9. Juli?) 1009 stattfand. Wegen dieser Gewaltthat wurde W. um Weihnachten desselben Jahres von dem Könige in Pöhlde der Nordmark entsetzt, die nun Bernhard, der Sohn jenes 983 abgesetzten Markgrafen Dietrich, erhielt. Mehrere Jahre darauf, am 13. November 1012, starb in Wolmirstedt Werner's Gemahlin Liutgard, die vor ihrem Tode noch den ihr nahestehenden Vetter ihres Gemahls, den Bischof Thietmar von Merseburg, hatte rufen lassen, der ihr die letzte Oelung ertheilte. Hatte die fromme Frau noch einen besänftigenden Einfluß auf den ungestümen Gemahl ausüben können, so kam ein solcher jetzt gänzlich in Fortfall. Wol schon früher hatte er, der Markgrafschaft beraubt, Verbindungen mit dem Polenkönige Boleslaw angeknüpft, die jetzt so offenkundig wurden, daß König Heinrich, während er im Februar 1013 in Magdeburg verweilte, ihn vor sich fordern ließ. Er scheute sich der Ladung zu folgen. Es ward daher die Acht über ihn gesprochen, und seine Güter wurden als die eines Rebellen beschlagnahmt. Doch glückte es ihm, durch Opfer an Gut und Geld die Gnade des Königs und das Heimathsrecht zurück zu erlangen. Aber auch danach kam er nicht zur Ruhe. Nochmals versuchte er mit Gewalt eine Frau sich zu erringen. Es war Reinhilde, Herrin von Beichlingen, die er — ob im Einverständniß mit ihr, oder durch Andere getäuscht, muß dahin gestellt bleiben — trotz ihrem dem Könige gegebenen Versprechen, ohne seine Zustimmung keinen Gatten zu wählen, mit gewaffneter Hand

entführte. Das Wagniß ist schon geglückt, als der Hülfruf eines Gefährten ihn in die Burg zurückzieht. Er wird umzingelt und verwundet, leistet aber so mannhaften Widerstand, daß niemand ihn mehr anzugreifen wagt; doch muß er sein Pferd im Stich lassen, um durch einen kühnen Sprung von der Mauer die Freiheit zu gewinnen. Durch einen nachfallenden Stein schwer verletzt, erreicht er noch die Seinigen, die ihn bis Wiehe in das Haus eines königlichen Amtmanns bringen. Dieser meldet dem König den Vorfall, der sogleich drei Edle abschickt, die ihn vor seinen Richterstuhl nach Merseburg schaffen sollen. Da der Kranke den weiten Weg nicht mehr zurücklegen kann, so läßt ihn einer der Drei, der ihm befreundete Graf Wilhelm von Weimar, in ein festes Haus nach Allerstädt unweit Memleben schaffen, um ihn so am Entrinnen zu hindern und besonders vor seinen Feinden zu schützen. Der Spruch der Fürsten machte die Entscheidung der Sache von der Stellungnahme Reinhilde's abhängig: sei die Entführung ohne ihren Willen geschehen, so habe W. sein Leben verwirkt, im anderen Falle aber sei es das Beste, daß er sie als Ehefrau heimführe. Ein Rechtstag war nach Alstedt schon angesetzt, doch es kam nicht mehr zum Austrage, da W. schon vorher, am 11. November 1014, seinen Wunden erlag. In allen Ehren wurde er zur Linken seiner Gattin in Walbeck beigesetzt, wo auch sein Großvater Lothar 986 die letzte Ruhe gefunden hatte. Jetzt ist dort von den Gräbern keine Spur mehr vorhanden. — Graf W. ist ein charakteristischer Vertreter der Tugenden und der Mängel des Ritterthums seiner Zeit. Ohne höhere Ziele, die seinem Wesen einen festen Halt, seinem Leben würdige Aufgaben gesteckt hätten, verschwendete er nutzlos in Fehden und Abenteuern seine Kräfte. Zur Gewaltthat geneigt und stets gern bereit mit dem Schwerte dreinzuschlagen, den Freunden aber in der Noth ein treuer Freund, besaß er die Eigenschaften, die man von einem Ritter der Zeit forderte in so hohem Grade, daß auch der Kaiser und selbst der Sohn jenes Dedo, den er erschlug, seinen frühen Tod aufrichtig beklagten. Nachkommen hat er nicht hinterlassen.

Vgl. besonders die Chronik von Thietmar von Merseburg, dem Vetter Werner's. — Meibom's Walbeckische Chronik hg. von Abel (Helmstedt 1749). — v. Raumer's Regesta historiae Brandenburgensis. — Hirsch, Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Heinrich II., Bd. I u. II.

P. Zimmermann.

Werner, Bischof von Straßburg 1001—1028, stammte aus dem Geschlecht der Habsburger, zu dessen Ahnherren er gezählt werden darf. Von Kaiser Otto III. zum Bischof von Straßburg eingesetzt wurde er erst nach dessen Tode am 4. Mai 1002 ordinirt. Gleich die Anfänge seines Episcopats wurden durch außerordentliche Wirren und kriegerische Unruhen gestört. W., durch freundschaftliche Bande von Jugend an mit dem Baiernherzog Heinrich verknüpft, war für dessen Wahl zum deutschen König mit Energie eingetreten, ihn traf dafür der Angriff des Kronprätendenten, des Herzogs Hermann von Schwaben, der das Elsaß verwüstend durchzog und auch der Stadt Straßburg sich bemächtigte. Mit wechselndem Glücke suchte W. Widerstand zu leisten, kaum entging er einmal der persönlichen Gefangennahme, bis im October 1002 Herzog Hermann sich König Heinrich II. unterwarf. Zur Entschädigung für seine Verluste erhielt W. vom König die alte, reichbegüterte Abtei St. Stephan in Straßburg. Auch später hatte er sich noch mancher Gunstbezeugung von Seiten Heinrich's zu erfreuen. So verlieh ihm dieser im J. 1014 die Abtei Schwarzach, die freilich nur sehr kurze Zeit im Besitz der Straßburger Bischöfe blieb und im J. 1017 gab er ihm einen sehr umfangreichen Forst- und Wildbann, der das ganze mittlere Elsaß vom Rhein bis zum Gebirge umfaßte. Wir finden W. vielfach in der Umgebung des Kaisers, so Pfingsten 1007 auf den Synoden zu

Mainz und Frankfurt bei der Gründung des Bisthums Bamberg, ferner wahrscheinlich als Theilnehmer bei dem Romzug des Jahres 1014, weiter 1016 auf dem großen Reichstag zu Frankfurt, 1018 im Octbr. zu Basel bei der Münstereinweihung, im April 1020 zu Bamberg bei der Weihe des St. Stephansstiftes durch Papst Benedict VIII., Ende 1022 in Westfalen. Am bezeichnendsten für das enge Verhältniß beider und zugleich für die Gesinnung Heinrich's ist vielleicht jener an die Existenz der Königspfründe am Straßburger Domstift wahrscheinlich sich knüpfende sagenhafte Zug aus des Kaisers Leben, wonach er der Krone entsagen und in die Reihen der Straßburger Domherren eintreten wollte und nur auf Werner's Gebot davon Abstand genommen habe. Auch die Waffen führte er für den Kaiser, so leitete er 1020 mit einigen alamannischen Großen einen siegreichen Angriff auf Burgund. Nur auf geistlichem Gebiet gerieth er in einen gewissen Gegensatz zu Heinrich, indem er den selbständigen Reformbestrebungen seines Metropoliten, des Erzbischofs Aribo von Mainz, sich eifrig anschloß und mit den übrigen Suffraganen desselben auf der Höchster Synode 1024 Stellung gegen den Papst nahm. Nach des Kaisers Tode wirkte er mit besonderer Rührigkeit für die Wahl des Saliers Konrad des Aelteren, bei dem er sehr rasch die gleiche feste Vertrauensstellung gewann wie bei Heinrich. 1025 im Sommer sehen wir ihn im Gefolge Konrad's II. am Oberrhein, 1027 begleitet er ihn auf der Romfahrt. Wir finden ihn dann noch bei der Entscheidung des Gandersheimer Streits thätig, bis er Konrad's Auftrag erhält, eine kaiserliche Gesandtschaft nach Byzanz zu führen und dort im makedonischen Kaiserhause für Konrad's Sohn, den jungen Heinrich, eine Gemahlin zu werben. Mit glänzendem Gefolge und zahlreichem Troß trat W. die Reise an, aber an Ungarns Grenzen von König Stephan zurückgewiesen mußte er den Weg durch Baiern und über den Brenner wählen, um von Venedig aus nach schwieriger Ueberfahrt Constantinopel zu erreichen. Trotz der günstigen ersten Aufnahme, welche die Gesandtschaft fand, verfehlte sie ihr Ziel, die Verhandlungen schleppten sich hin, bis W. kurz vor Kaiser Constantin's Tode nach kurzer Krankheit am 28. October 1028 starb. Ohne daß er seinen Herzenswunsch erfüllen konnte, das heilige Land zu betreten, fand er seine letzte Ruhestätte in der oströmischen Kaiserstadt. An Werner's Namen knüpft sich die Gründung des Klosters Muri im Aargau, wenn auch der Stiftungsbrief von 1027 für unecht erklärt werden muß, ferner spielt er eine wichtige Rolle in der Baugeschichte des Straßburger Münsters, das unter ihm einen umfangreichen Neu- und Ausbau erfuhr. Sind davon auch nur spärliche Reste in der Krypta und anderswo noch erhalten, so gehen doch wahrscheinlich auf ihn die Grundrißmaaße des gewaltigen Bauwerks überhaupt zurück. Für sein lebendiges Interesse an der Wissenschaft und der Bildung des Clerus zeugen seine zahlreichen Büchergeschenke an die Straßburger Domkirche.

W. Wiegand.

Werner: Abraham Gottlob W., der berühmteste Mineralog seiner Zeit und Begründer einer besonderen, von ihm als Geognosie bezeichneten Wissenschaft, entstammte einer Familie, welche seit langer Zeit im Eisenhüttenwesen thätig war. Geboren wurde W. am 25. September 1749 (nach Anderen 1750) zu Thomendorf-Wehrau in der Oberlausitz, wo sein Vater, Abraham David W., als Inspector des gräflichen Solms'schen Eisenhüttenwerks Dienste leistete. W. genoß nur den einfachen Schulunterricht der Waisenhausschule zu Bunzlau und trat nach seiner Confirmation im 15. Lebensalter zur Unterstützung seines Vaters als Hüttenschreiber in den praktischen Betrieb ein. Neben seinen dienstlichen Arbeiten beschäftigte er sich hier nebenbei eifrig mit dem Lesen technischer Schriften und gewann durch die Kenntniß der Mineralien einer kleinen Sammlung

seines Vaters ein ganz besonderes Interesse für dieselben. Da seine durch den angestrengten Dienst geschwächte Gesundheit den Besuch der Heilquellen von Karlsbad nöthig machte, kam er auf der Reise dahin nach Freiberg, wo der Anblick der großartigen Berg- und Hüttenwerke, sowie der prächtigen Mineraliensammlungen einen so mächtigen Eindruck auf den empfänglichen Geist des jungen Mannes ausübte, daß in ihm der lebhafte Wunsch entstand, sich weiter in der Bergwerkswissenschaft auszubilden. Sein Vater bewilligte ihm den Besuch der zwei Jahre vorher gegründeten Bergakademie in Freiberg, die er zu Ostern 1769 bezog. Hier lenkte bald der Fleiß und Eifer des jungen Akademikers sowie seine rasch gewonnenen außergewöhnlichen Kenntnisse die Aufmerksamkeit seiner Lehrer, namentlich des Berghauptmanns P. v. Ohain, auf ihn; der letztere gestattete W., seine reiche Mineraliensammlung zu besuchen, die W. rasch aufs gründlichste kennen lernte. W. fühlte bald das Bedürfniß, das Versäumte seiner Jugendbildung nachzuholen und besuchte zu diesem Zwecke und um sich auch noch weiter auszubilden 1771 die Universität Leipzig, wo er hauptsächlich sprachlichen, naturwissenschaftlichen und juristischen Studien oblag. Hier nahm er unter den älteren Schriften zunächst von Gehler's „De characteribus fossilium externis“ nähere Kenntniß und versuchte diese Schrift, deren Inhalt mit seinen eigenen bisher gewonnenen Anschauungen am meisten übereinstimmte zu übersetzen. Doch fühlte er bald deren Unzulänglichkeit und unternahm in ähnlichem Sinne eine selbständige Ausarbeitung, die er auch als erste seiner ohnehin spärlichen Publicationen noch als Student unter dem Titel „Abhandlung über die äußeren Kennzeichen der Fossilien“ 1774 drucken ließ. In dieser Schrift legte W. den Grund zu seiner weiteren wissenschaftlichen Laufbahn und stellte darin das Princip fest, welches ihn in allen seinen späteren Forschungen leitete, das Lehrgebäude, das er nur weiter ausbaute, verbesserte und vervollständigte. Er bezeichnete es als Hauptaufgabe der Mineralogie, die sog. Fossilien (Mineralien) nur nach äußeren Kennzeichen so rasch als möglich sicher zu bestimmen und in die Reihe der übrigen Mineralien systematisch an einer ihrer Natur entsprechenden Stelle einzuordnen in dem Sinne, wie dies Linné für die Pflanzen und Thiere gelehrt hatte. Nach dem Besuch der Universität kehrte W. ins elterliche Haus zurück und bereitete sich zu einer größeren wissenschaftlichen Reise vor, als ihn unverhofft ein Ruf als Inspector bei der Bergakademie in Freiberg und Lehrer der Mineralogie überraschte. Er zögerte nicht diesem so ehrenvollen und aussichtsreichen Anerbieten Folge zu leisten und trat zu Ostern 1775 diese Stelle an. W. begann seine Lehrvorträge in der bisher üblichen Weise, in welcher Mineralogie, Gebirgslehre und Bergbaukunde ungetrennt und vermengt behandelt wurden. Indem er seinen Aufenthalt in Freiberg mit dem ihm eigenen Eifer zur genauen Erforschung der sächsischen Bergwerke und der Gebirgsverhältnisse des Landes benutzte und wie kaum ein Anderer sich darin die genauesten Kenntnisse erwarb, erkannte er bald die Unzulänglichkeit, in den Lehrvorträgen die bisher zusammengefaßten Stoffe der sog. Mineralogie weiterhin ungetrennt zu behandeln und versuchte zunächst Mineralogie und Bergwerkskunde gesondert vorzutragen. In bergbaulicher Richtung veröffentlichte er 1788 einen praktisch wichtigen Aufsatz „Von den verschiedenen Graden der Festigkeit der Gesteine als Hauptgrund von der Hauptverschiedenheit der Hauerarbeiten“ (Bergm. Journal 1788). Weiter schied er dann die Lehre von den Fossilien d. h. von den einfachen, sichtbar nicht gemengten Mineralien, die er Oryctognosie nannte, von der Betrachtung der Gebirgsarten als Mineralgemenge nach dem Vorgang des Schweden Cronstedt und hielt zum ersten Mal 1779 gesonderte Vorlesungen über die Gebirgslehre, die er später (1785) in erweiterter Form als eigene Wissenschaft „Geognosie“ nannte. Zunächst war es die

Förderung der Mineralogie, welche seinen über alle Länder verbreiteten Ruhm als größten Mineralogen begründete und von überallher Zuhörer nach Freiberg herbeizog. Es war nicht sowol das streng wissenschaftliche System in der Behandlung dieses Wissenszweiges, welches sich ja auch für die Dauer nicht zu halten vermochte, weil es zu wenig die von Berzelius eingeleiteten chemischen und die von Hauy meisterhaft behandelten krystallographischen Verhältnisse berücksichtigte, als die ganz außergewöhnliche Gabe eines begeisterten und Begeisterung erweckenden Lehrvortrags, welche ihm seinen großen Ruf verschaffte. Er bildete zuerst eine Schule der Mineralogie, zu welcher namentlich seitdem er auch besondere Vorträge über die neue Wissenschaft „Geognosie" zu halten begonnen hatte, wie einst im Mittelalter nach Bologna und Paris jetzt nach Freiberg alle Lernbegierigen, selbst ältere Männer, herbeiströmten. W. schwebte als Vorbild der Altmeister der bergmännischen Wissenszweige Agricola und für Mineralogie insbesondere die Schriften Cronstedt's vor, von welchen er auch eine Uebersetzung aus dem Schwedischen begann, aber nur bis zum ersten Theil 1780 zur Veröffentlichung brachte. Als einleitende Schrift war seine Abhandlung von den verschiedenen Mineralien-Sammlungen, aus denen ein vollständiges Cabinet bestehen soll (Samml. d. Phys. u. Naturw. I. Bd. 1781), erschienen. W. nahm die Cronstedt'sche Haupteintheilung der Mineralien in vier Classen, nämlich in die erdigen, salzigen, brennlichen und metallischen Stoffe nach ihren Grundbestandtheilen oder chemischen Zusammensetzung an, schied aber von denselben alle Erden und Steine, die Versteinerungen, die Naturspiele, Bildsteine, Atmosphärilien und Kunstproducte aus und vervollkommnete das System wesentlich nach seinem früher aufgestellten Grundsatze, die Mineralien nach bloß äußeren Kennzeichen unter Berücksichtigung der Gestalt der abgesonderten Stücke zu bestimmen, nach verschiedenen Richtungen. Hierbei legte er vorzüglich Gewicht auf die Farbe in ihren feinsten Abtonungen, auf die Beständigkeit der Krystallgrundformen, von denen er sechs kennen lehrte, und auf die Veränderung derselben durch Abstumpfung und Zuspitzung, ohne jedoch bis zum Erkennen der eigentlichen Krystallgesetze durchzudringen. Gleichzeitig hielt er das specifische Gewicht für so wichtig, daß er sogar dessen Abwägung mit der Hand für ein gutes Hilfsmittel erklärte. Von chemischer Behandlung wollte er nur die einfache Anwendung von Scheidewasser benützt wissen. Darnach theilte er die vier erwähnten Classen der Mineralien weiter nach den Mischungsverhältnissen in Gattungen und diese, je nachdem die Fossilien in zwei oder drei speciellen Kennzeichen von einander Abweichungen zeigen, in Arten. Einen besonderen Vorzug verlieh W. seinem Mineralsystem durch eine Vereinigung der Nomenclatur, für die er den Grundsatz aufstellte, daß die Benennung der Art unterscheidend, sach- und sprachrichtig, bezeichnend, kurz, festgesetzt und einzig sein soll. Nebenbei führt er die Bezeichnung nach um die Wissenschaft verdienten Personen ein wie z. B. Prehnit, Scheelit u. s. w. Bedauerlicher Weise besorgte er selbst keine Veröffentlichung dieses seines Mineralsystems, sondern überließ dies zunächst einem mit seinen Lehren wohlvertrauten Schüler Hoffmann, der unter Werner's Augen die Herausgabe zu besorgen begann, aber starb, ehe er das Werk 1811 beenden konnte; dasselbe wurde dann 1811—1818 von dem später berühmten Mineralogen Breithaupt zum Abschluß gebracht. Ohne sein Wissen und seinen Willen war auch 1816 im Prager Hesperus ein nicht ganz correcter Abdruck nach dem Collegienhefte erschienen. Nach Werner's Ableben wurde auf Anordnung des Oberbergamtes in Freiberg von Bergrath Freiesleben „Werner's letztes Mineralsystem" 1818 in Druck gelegt. Die Literatur hat sonst nur kleinere von W. selbst besorgte Abhandlungen über einzelne Mineralien mit Ausnahme des zweibändigen, aber weniger wichtigen Werks „Ausführl. u. system.

Verzeichniß des Mineralcabinetts d. Bergh. v. Ohain" 1795 aufzuweisen, wie: „Geschichte, Charakteristik und kurze chemische Beschreibung des Apatits" (Bergm. Jour. 1788); „Aeußere Beschreibung des Cyanits" (ebd. 1790); „Aeußere Beschreibung des Olivins, Krysoliths, Berils und Krysoberils" (Bergm. Journ. 1790); „Beschreibung eines arsenikalischen Silbererzes" (Leipz. Samml. z. Naturgesch. u. Phys. I. Bd. 1781); „Ueber Erzeugung von Gypskrystallen in alten Halden" (das. II. Bd.); „Anmerkungen zu Wiedemann, Ue. einige ungarische Fossilien" (Bergm. J. 1789, I. Bd.) und zu einem Schreiben des Cheval. Napion (das. 1789, II. Bd.). Nicht unerwähnt darf Werner's Verdienst um die Förderung der mineralogischen Wissenschaft bleiben, das er sich darauf erwarb, daß er in Freiberg eine eigene Verkaufs- und Eintauschniederlage für Mineralien errichtete, um genau bestimmten Arten, welche ihm von dankbaren Schülern aus allen Ländern massenhaft zugeschickt wurden, eine möglichst große Verbreitung zu sichern.

Auch als Lehrer der Bergwerkskunde und des Hüttenwesens leistete W. theoretisch und praktisch Vorzügliches. Als Mitglied des sächsischen Oberbergamtes in Freiberg trug er Vieles zur Verbesserung im Berg- und Hüttenwesen bei, obgleich eine größere Wirksamkeit bei diesen Behörden durch ein gespanntes Verhältniß zu deren Vorstande v. Heynitz und dem ersten Rath v. Charpentier, der in wissenschaftlichen Dingen Werner's Ansichten nicht theilte, sogar feindlich gegenüberstand und durch Werner's unentschlossenes und zögerndes Verhalten im Geschäftlichen, stark beeinträchtigt wurde. Eine mineralogisch bergbauliche Kartirung Sachsens war schon früher begonnen worden; W. nahm dieselbe nunmehr in die Hand, vervollkommnete sie nach den neuen wissenschaftlichen Principien und war eifrigst bemüht, eine möglichst vollkommene geognostische Karte des Landes, auf welcher die verschiedenen Gebirgsglieder durch besondere Farben kenntlich gemacht wurden, herzustellen.

War Werner's Verdienst um die Förderung der mineralogischen Wissenschaft, hauptsächlich durch Bildung einer eigenen Schule schon wohlbegründet und sein Ruf als unübertrefflicher Lehrer durch begeisterte Schüler überallhin verbreitet worden, so steigerte sich dieser Ruhm in noch höherem Maße dadurch, daß er durch Begründung einer neuen Wissenschaft „Geognosie" als erster Lehrer auftrat und daß es ihm gelang, diesen jugendlichen Wissenszweig durch die selten erreichte Meisterschaft des mündlichen Vortrags in bezauberndem Glanze aus früherem Dunkel hervorleuchten zu lassen. Auswärtige Gelehrte des Fachs lernten die deutsche Sprache, um der gleichsam neu entdeckten Lehre des Freiberger Professors folgen zu können. Die später berühmtesten Gelehrten des Fachs saßen als Lernende zu Füßen des hochverehrten Mannes, ein Alex. v. Humboldt, Leop. v. Buch, Weißbach, Mohs, Raumer, v. Schlotheim, Steffens, Reuß, Karsten, Flurl, Baader, d'Aubisson, de Villefosse, Pusch, Hawkins, Jameson, Del Rio, Esmark, Ramondini und hunderte von Gelehrten und Praktikern des montanistischen Fachs. Zwar bestanden schon im hohen Alterthume gewisse Meinungen über die Entstehung der Erde und der nach und nach erfolgten Veränderungen auf derselben. Es waren aber nur philosophische Speculationen, selten auf nur einzelne beobachtete Naturerscheinungen gegründete Theorien. Auch bekämpften sich schon von Alters her die Ansichten über die Wirkung des Feuers und des Wassers bei der Bildung des Erdkörpers als Plutonismus und Neptunismus. Es gab schon lange vor W. einzelne hervorragende scharfe und nüchterne Beobachter über die Beschaffenheit des Bodens und der Steine, welche diesen zusammensetzen, wie der Däne Steno in Italien, Palissy, der Töpfer, in Paris, Bergleute wie Füchsel und Lehmann in Deutschland, Saussure in der Schweiz, Hutton in Großbritannien, Pallas in Rußland und Andere, welche aus den gemachten Wahrnehmungen folgerichtige Schlüsse

zogen, die Gesetzmäßigkeit und die regelmäßige Aufeinanderfolge der Gesteinslager erkannten, ihre Zusammengruppirungen richtig beurtheilten und die Bedeutung der Versteinerungen würdigten. Aber das Alles war zerstreut und ohne inneren Zusammenhang da oder dort ausgesprochen worden. Indem nun W. die bis dahin mit der Mineralogie und Bergbaukunde verquickte Materie über den Bau des Erdkörpers und seine Gesteinszusammensetzung aus ersteren Wissenszweigen herausschälte und von eigenen vielfältigen Beobachtungen geleitet ein zusammenhängendes und systematisch geordnetes Ganzes als Lehre der Erdkunde oder Geognosie besonders seit 1785 zum Vortrag brachte, gründete er auch in dieser Richtung eine glänzende Schule, deren Lehre in erstaunlich rascher Weise fast allgemeine Anerkennung und die weiteste Verbreitung selbst bis in die fernsten Gegenden der Erde fand. Die Gründung dieser Schule und das Leben, welches W. dieser jungen Wissenschaft einzuhauchen verstand, bleibt Werner's großes unsterbliches Verdienst, wenn auch Mehreres seiner von ihm mit eigenwilliger Zähigkeit festgehaltenen und von seinen dankbaren Schülern ohne kritische Prüfung übernommenen und, solange W. lebte, vertheidigten Ansichten sich später als nicht haltbar erwiesen hat, vielfach sogar dem rascheren Fortschritt der Wissenschaft hemmend entgegenstand. Ueberdies besaß W. einen nur engen, auf ein kleines Gebiet eigener Erfahrungen und Beobachtungen beschränkten Gesichtskreis, weil er niemals größere wissenschaftliche Untersuchungsreisen außerhalb Sachsens und seiner nächsten Umgebung unternahm und keine außersächsischen Verhältnisse kennen lernte. Daß es jedoch überhaupt eine geognostische Wissenschaft und eifriges Forschen auf ihrem Gebiete gab, das verdankt man einzig und allein W. Ueber seine geognostische Lehre besitzen wir leider ebenso wenig wie über sein mineralogisches System eine von W. selbst verfaßte und veröffentlichte Schrift. Er konnte zu einer solchen Publication nicht veranlaßt werden theils aus einer ihm eigenthümlichen Scheu vor Veröffentlichungen, theils aus Ueberhäufung mit Arbeit, theils auch, wie es scheinen möchte, weil er der Meinung war, daß bei dem stetigen Fortschreiten dieses Wissenszweiges das, was geboten werden konnte, noch nicht völlig reif und abgeschlossen sei. Die Kenntniß seiner Lehre besitzen wir nur aus einzelnen kleineren Aufsätzen, welche W. verfaßte und aus meist gegen seinen Willen veranstalteten Vervielfältigungen seiner Vorlesungshefte. Am vollständigsten macht uns vielleicht ein nach seinem Tode durch Druck bekannt gemachter Vortrag, welchen er im März 1817 in der Gesellschaft für Mineralogie in Dresden gehalten hatte (Schrift. d. Gesellsch. für Min. in Dresden I, 1813) „Allgemeine Betrachtung über den festen Erdkörper“ mit den letzten geognostischen Anschauungen Werner's bekannt. Unter Beseitigung aller speculativen Hypothesen stellt er hier zunächst den Begriff von Stein- und Erdarten als Mineralgemenge fest und lehrt sie ihrer Natur nach unterscheiden. Dann weist er auf die Ordnung hin, in welcher die verschiedenen Gebirgsgesteine meist in Schichten auftreten, folgert aus deren lagermäßigen Ausbildung und dem Vorkommen von Versteinerungen ihre ausschließliche Entstehung aus Wasser und zwar in wagerechter Lage und an der Stelle, wo sie sich jetzt noch vorfinden. Alle Veränderungen, welche an der Erdoberfläche wahrzunehmen sind, faßt er als durch Wasserfluthen bewirkte Umbildungen und Zerstörungen mit Ausnahme nur örtlicher Aenderungen infolge von Einstürzen auf, ohne daß hierbei irgend einem aus der Tiefe der Erde wirkenden Einfluß eine Betheiligung zugestanden wird entgegen der Behauptung Anderer, daß viele Gesteine von unterirdischem Feuer erzeugt seien. Die wenigen wirklich von Feuer beeinflußten Gesteine, wie z. B. die Lava und die Vulkane, erklärte W. als Erzeugnisse beschränkter unterirdischer Steinkohlenbrände (Versuch e. Erklärung d. Entstehung d. Vulkane durch die Entzünd. mächt. Stein-

kohlenschichten in Höpfner's Magazin 1789, IV. Bd., S. 240). Damit ist Werner's Standpunkt als der eines Neptunisten in ausgedehntestem Sinne des Wortes gekennzeichnet, welcher selbst die vulkanische Entstehung des Basaltes und ähnlicher Gesteinsarten läugnet. Die ausgebildete Werner'sche Schule unterschied sechs Classen mit ungefähr 36 Formationen von Gesteinsbildungen, nämlich 1. Uranfängliche Gebirgsarten, bei deren Bildung hauptsächlich Krystallkräfte wirksam waren, mit den Formationen Granit, Gneiß, Glimmerschiefer, Urkalk, Syenit, Serpentin, Thonschiefer, Porphyr und Quarz; dann 2. Uebergangsgebirge, welches zuerst nicht unterschieden, später von W. zwischen älteres und jüngeres Gebirge eingeschaltet wurde, weil es zwar eine gewisse geognostische Aehnlichkeit mit ersterem besitzt, jedoch bereits wenn auch weniger zahlreiche organische Ueberreste umschließt, besteht als vermittelndes Glied aus Uebergangsthonschiefer, Grünstein, Kieselschiefer, Kalkstein und Grauwacke. An dasselbe reiht sich 3. das Flötzgebirge an, wozu Thonschiefer, älterer Sandstein, Rothliegendes, Alpenkalk (hauptsächlich Zechstein), Steinsalz, älter und jüngerer Gyps, Jurakalkstein, jüngerer Sandstein, jüngerer Kalkstein (Muschelkalk) und Kreide gerechnet werden. Die 4. Classe, das Trappgebirge, besteht aus Basalt, Mandelstein, Kohle, Porphyrschiefer, Grünstein und Basalttuff. 5. Aufgeschwemmtes Gebirge, als jüngste Wasserablagerung umfaßt Nagelfluh, Kalktuff, Seifenbänke, niedriges Land und endlich schließt die Reihe mit 6. den vulkanischen Gebirgsarten, von welchen angenommen wird, daß sie aus Kohlenbränden entstanden seien. Anfänglich ging W. von der genaueren Feststellung des Begriffs einer Gebirgsformation nach dem Vorgange von Füchsel aus, hob die Bedeutung und Wichtigkeit der Schichtung, des Verhaltens derselben im Streichen und Fallen hervor und lehrte die gleichmäßige und ungleichmäßige Lagerung kennen. Dabei legte er mehr Gewicht auf die mineralische Beschaffenheit der Gesteine, als auf die Lagerungsfolge, wie aus einer ohne sein Wissen veröffentlichten Abhandlung: „Klassifikation und Beschreibung der verschiedenen Gebirgsarten", 1787 hervorgeht. Sehr eingehend befaßte er sich mit der Schilderung der Urgebirgsgesteine, die er am besten aus eigener Anschauung im Erzgebirge kennen gelernt hatte, weniger mit dem sog. Flötzgebirge. Auch legte er nach seinen persönlichen Erfahrungen in Sachsen weniger Werth auf das Vorkommen von Versteinerungen, auf welche doch schon Füchsel in zutreffender Weise zur Unterscheidung der verschiedenen Lagen die Aufmerksamkeit gelenkt hatte, die aber erst durch Smith's eingehende Beobachtungen in England in ihrer wahren Bedeutung erkannt wurden. Mit großer Gründlichkeit behandelte W. die auch praktisch für den Bergbaubetrieb wichtige Frage über die Entstehung der Gänge: „Neue Theorie vom Entstehen der Gänge" 1781, welche er durch Bildung von Gebirgsspalten und deren Ausfüllung mit von den umgebenden Gesteinsmassen verschiedenen Mineralsubstanzen von oben her erklärte und deren relative Altersverschiedenheit und Unterscheidung nach Gangformationen erkennen lehrte. Wie bei allen Gesteinen mit Ausnahme der eigentlichen Vulkane nahm er auch für den Basalt auf Grund von dessen petrographischer Aehnlichkeit mit dem sog. Flötztrapp, der ihm ganz unzweifelhaft als ein Absatz aus Wasser galt („Ueber d. Trapp der Schweden" im Bergm. Journ. II, 1793) eine neptunische Entstehung an und glaubte dies als ganz unzweideutig richtig durch seine Beobachtungen an dem Basaltvorkommen des Scheibenbergs nachweisen zu können („Bekanntmachung e. am Scheibenberger Hügel über die Entstehung des Basalts gemachten Entdeckung" im Intelligenzblatt d. allg. Litt. Zeit. 1788 u. im Bergm. Journ. II. Bd., 1788). Weil hier Basalt, Wacke, Thon und Sand alle in einander verliefen, müsse auch der Basalt wie der Sand und Thon wässrigen Ursprungs sein. Die auffallend kegelförmig gestalteten Kuppen der Basaltberge erklärte er für ausgenagte Ueberbleibsel uranfänglich mächtiger

Flötzlager („Ü. d. Vorkommen des Basalts auf Kuppen" u. s. w. im Bergm. Journ. I, 1789 mit Vorbemerk. u. Anmerk. zu Eversmann, Ü. e. an d. Basaltberge König Arthur's Sitz gemachte Beobachtung das. I, 1789). In seiner Auffassung bestärkte ihn auch das Vorkommen von Holzstämmen in den Wacken von Joachimsthal („V. d. Butzen-Wacken zu Joachimsthal" in Crell's Chem. Ann. 1789; „Vorbemerkungen und Anmerkungen zu Faust's Nachricht von d. auf d. Meißner in Hessen über Steinkohlen und bituminösem Holze liegenden Basalt" im Bergm. Journ. I, 1789). Ueber diese neptunistische Theorie der Entstehung des Basaltes entbrannte nun ein heftiger, lang andauernder Streit zwischen Neptunisten und Vulkanisten. Vorbereitet durch Hutton's Annahme, daß Basalt, Porphyr, Granit u. s. w. feuerflüssigen Ursprungs sei (Plutonismus) und in Uebereinstimmung mit der in Frankreich durchwegs herrschenden vulkanischen Theorie war in Deutschland zuerst von Bergrath Voigt in Ilmenau, einem Schüler Werner's, auf Grund zahlreicher Beobachtungen in basaltischen Gebirgen der Kampf gegen den inzwischen fast zur Alleinherrschaft durchgedrungenen Werner'schen Neptunismus begonnen worden. In dem zwischen W. und Voigt mit großer Heftigkeit und selbst Leidenschaft geführten Streite beharrte W. in einer letzten Erklärung („Schlußbemerkungen gegen Voigt" im Bergm. Journ.) trotz der überzeugenden Darstellung Voigt's bei seiner Ansicht. Fortgeführt wurde dieser Kampf zuerst zwischen Voigt und Wiedemann und Anderen bis über Werner's Tod hinaus, wobei viele der Schüler Werner's aus Anhänglichkeit an den geliebten und hochverehrten Lehrer, oft gegen bessere Ueberzeugung, wenigstens solange W. lebte, den Neptunismus vertheidigten. W. selbst blieb wenigstens gegen außen seiner Annahme treu, selbst als einer seiner ergebensten Schüler, Weiß, von einer Reise in die Auvergne zurückgekehrt, ihn durch gewichtige Gründe von der Unhaltbarkeit derselben zu überzeugen versucht hatte. Erst L. v. Buch's umfassende Untersuchungen verhalfen dem Vulkanismus zum Siege, der nun in überschwänglicher Weise ausgebeutet wurde. Werner's Verdienste um die Förderung der mineralogischen und geognostischen Wissenschaft fanden reichliche Anerkennung durch seine Ernennung zum Mitgliede der meisten Akademien und vom Institut de France. In seiner dienstlichen Stellung war er 1792 zum Bergcommissionsrath und 1799 zum Bergrath ernannt und 1816 mit dem Ritterkreuz des sächsischen Ordens für Verdienst und Treue ausgezeichnet worden. Sein stets schwächlicher Gesundheitszustand nöthigte ihn fast jährlich zu einem Besuch der Karlsbader Heilquellen; ein erneuertes Unwohlsein veranlaßte ihn 1817 behufs ärzlicher Consultation zu einer Reise nach Dresden, wo er heftig erkrankte und am 30. Juni verschied. In der Domkirche in Freiberg fand er eine durch eine einfache Gedenktafel bezeichnete Ruhestätte. W. war unverheirathet und hinterließ eine reiche Mineraliensammlung und Bibliothek, die theils als Geschenk, theils durch Kauf in den Besitz der Bergakademie in Freiberg übergingen.

Blöde, Werner's Nekrolog in Schrift. d. mineral. Gesellsch. in Dresden 1819. — Böttiger, Vorlesung am Erinnerungstage von Werner's Tod in Schrift. der mineral. Gesellsch. in Dresden 1820. — S. G. Frisch, Lebensbeschreibung A. G. Werner's, Leipzig 1825. — T. L. Hasse, Denkschrift z. Erinnerung an die Verdienste des Bergrath Werner, Dresden 1848. — Die Geschichte u. jetzigen Verhältnisse d. k. s. Bergakademie in Freiberg 1866.

v. Gümbel.

Werner: Adam W. von Themar, geboren ungefähr 1470, † zu Heidelberg 1537, humanistischer Dichter und Jurist. — Geboren in dem Städtchen Themar an der Werra (ungewiß in welchem Jahre), bezog er die Hochschule Heidelberg, wo er am 1. October 1484 inscribirt wurde und den 12. November

1485 das Baccalaureatsexamen bestand. Sodann wurde er Lehrer an der Lateinschule zu Neustadt a. H. Aus diesem Wirkungskreise schied er 1488 mit einem lateinischen Abschiedsgedichte an die innig geliebten Schüler, um Erzieher der Söhne des Kurfürsten Philipp von der Pfalz (1476—1508) zu werden. Hauptsächlich der älteste Sohn Philipp's, der spätere Kurfürst Ludwig V. (1508—1544), scheint sein Zögling gewesen zu sein. In welchem Verhältniß er zu Johannes Reuchlin stand, welchen der Kurfürst 1497 zum „obersten Zuchtmeister" seiner Söhne ernannte, ist nicht klar. Neben der pädagogischen Thätigkeit am kurfürstlichen Hofe geht eine akademische an der Universität Heidelberg einher. So las er z. B. 1489 über Persius, 1491 über Juvenal und 1492 über Statius. Der Kurfürst gewährte ihm freigebig die Mittel, um sich den nöthigen akademischen Grad in der juristischen Facultät zu erwerben. In dieser scheint er bald zu Ansehen gekommen zu sein: bis 1506 las er über Institutionen, bis 1509 über den Codex, bis 1518 die Nova iura, bis 1522 das Decretum und bis zu seinem Tode Decretales. Ueberhaupt scheint er ein angesehenes Mitglied der Universität gewesen zu sein; denn drei Mal, in den Jahren 1497, 1504 und 1510 bekleidete er das Amt eines Rectors der Hochschule, und 1519 wurde er Assessor an dem Reichs-Vicariats-Hofgericht zu Worms. In seinen jüngeren Jahren betheiligte sich W. eifrig an dem damals lebhaften Teiben der Humanisten in Heidelberg, wie man aus seinen lateinischen Gedichten sieht, die ich zum ersten Mal aus der in Karlsruhe befindlichen Originalhandschrift herausgegeben habe. Wir finden ihn da im Verkehr mit guten Namen des oberrheinischen Humanismus, die nur zum Theil in Heidelberg wohnten. Beispielsweise seien genannt Johannes v. Dalberg, genannt Camerarius, kurpfälzischer Kanzler und Bischof von Worms, der gefeierte Gönner der rheinischen Humanisten, der kunstfertige Poet Konrad Celtis, der wiederholt in Heidelberg einkehrte, der gelehrte Abt Johannes Trithemius von Sponheim, der Beziehungen zum pfälzischen Hofe unterhielt, Dietrich Gresemund von Mainz, mit dem W. eifrig lateinische Briefe wechselte, der fromme Jakob Wimpfeling von Schlettstadt, welcher längere Zeit an der Hochschule Heidelberg lehrte, der berühmte Johannes Reuchlin, der sich 1496 aus Württemberg nach Heidelberg flüchtete, u. a. Besonders vertraut scheint der fromme W. mit mehreren Mönchen gewesen zu sein, die theilweise seine Schüler gewesen sind. In dem Streite über die unbefleckte Empfängniß Maria's, welcher die Gemüther der oberrheinischen Humanisten um die Wende des 15. Jahrhunderts lebhaft beschäftigte, scheint er seine Meinung gewechselt zu haben. — Seine lateinischen Gedichte, deren es über 170 sind, und die sehr verschiedene Versmaße aufweisen, sind im Werthe sehr verschieden. Am schönsten dürften die mit religiösem Inhalte sein, wie die an die Jungfrau Maria, Jesu, den heiligen Sebastian u. s. w. Der Dichter ist zugleich ein fleißiger Uebersetzer classischer Schriftsteller ins Deutsche. Eine Heidelberger Handschrift, die vermuthlich von ihm selbst herrührt, enthält Uebersetzungen Vergil'scher Eklogen, einer Satire des Horaz, einer Schrift Xenophon's, aber auch der Komödie Abraham von der Nonne Roswitha. Diese Uebersetzungen scheinen auf Wunsch des Kurfürsten Philipp, der ein Gönner der humanistischen Wissenschaften war, von W. angefertigt worden zu sein. In diesen Arbeiten, für die er größtentheils keine Vorgänger hatte, scheint er den Hauptnachdruck auf die Deutlichkeit gelegt zu haben. Doch hält er immerhin einen Vergleich mit anderen zeitgenössischen Uebersetzern, wie Reuchlin und Dietrich von Pleiningen, recht wohl aus. Ist W. auch kein leuchtender Stern an dem humanistischen Himmel, so bleibt er doch eine achtungswerthe Erscheinung, geschätzt von hochbedeutenden Zeitgenossen und getragen durch eine lautere Persönlichkeit.

K. Hartfelder, Werner von Themar, ein Heidelberger Humanist. Karls=

ruhe 1880. — K. Hartfelder, Deutsche Uebersetzungen classischer Schriftsteller aus dem Heidelberger Humanistenkreis. Berlin 1884. — K. Morenweg, Johann von Dalberg, ein deutscher Humanist u. Bischof. Heidelberg 1887.

Karl Hartfelder.

Werner: Adam Friedrich W., der deutsche Hofpoet König Friedrich's III. von Dänemark, ward zu Anfang des 17. Jahrhunderts zu Saalfeld in Ostpreußen geboren. Der Landsmann Robert Robertins studirte vermuthlich gleich diesem in Königsberg und suchte während des dreißigjährigen Krieges zunächst in Danzig und dann in Kopenhagen als Notar ein Unterkommen. 1644 besang er einen Seesieg Christian's IV. über die Niederländer; bald darauf (spätestens 1646) erhielt er den Titel eines Hofdichters. Er heirathete 1659 die Wittwe des Hofchirurgen Schneider, Katharina geb. Glaser, und starb im April 1672 zu Kopenhagen. — Von seinen Werken sind zu nenneu: 1) „Deutsche Poemata" (Kopenhagen 1647, mit einem von seinem Freunde Karel van Mander gezeichneten und von Albert Haelwegh gestochenen Titelblatte); 2) „Carminum libellus I" (1657),; „libellus II" (1670); 3) „Vergnügung und Unvergnügung" (Ballet. 1650); 4) „Der lobwürdige Cadmus", Oper, componirt von Kaspar Förster (1663); auch ins Italienische übersetzt von Girolamo Pignani; 5) Verse zu einer um 1657 erschienenen Ausgabe der von Haelwegh gestochenen Icones regum Daniae (Kopenhagen, Jörgen Holst); 6) Lobverse vor Terkelsen's Sjunge-Chor (1653) und an andern Stellen.

Werner's Lyrik charakterisirt sein Soröer Freund Konrad Hesse unbewußt treffend, wenn er ihn einen Auszug Opitzens, Tscherning's und Dach's nennt; namentlich mit dem Königsberger Dichter hat er oft den leichten Fluß und den herzlichen Ton gemeinsam. In seinen Oden und Trauergedichten findet er gleich Dach ergreifende Töne für die Vergänglichkeit alles Irdischen („Wir bauen große Häuser"), für die Wonne der Seligen, für das Gefühl des Gottvertrauens („O, selig seyd ihr Frommen". „Wer Gott in reinem Hertzen trägt"), wenn auch bisweilen eine Geschmacklosigkeit stört: „Auß Parieß bist du gekommen in das schöne Paradieß". Seine Naturbilder, so das Horaz nachgeahmte „Vides, ut alto Pregela murmure" oder die Schilderung des einziehenden Winters, beruhen weniger auf eigener Beobachtung als auf dichterischer Tradition. Bisweilen freilich stoßen wir selbst in den Hirtenliedern von Sylvia und Korydon auf unconventionelle Züge, so auch in dem Gedichte auf seinen isländischen Hund Rubin. Dabei ist W. bedacht, in den Schranken bürgerlicher Wohlanständigkeit zu bleiben. Den Liebesliedern an Melida fügt er regelmäßig die Bemerkung hinzu, daß er sie in eines Freundes Namen gedichtet habe; und dem Opitzischen Bekenntniß „Ich liebe meine Schäferinn" läßt er die ehrbare Glosse folgen: „Die Weißheit ich verstehe". Den Freunden in Königsberg, Danzig und Kopenhagen gelten die Anbind- und Lösebriefe und die zahlreichen Gelegenheitspoeme. Die Hochzeitsgratulation variirt W. in hergebrachter Weise, bald an die Jahreszeit, den Namen oder Stand der Gefeierten anknüpfend, bald mit einer biblischen Scene aus der Patriarchenzeit oder aus der Hochzeit von Cana einleitend. Die gleichfalls hergebrachten Zweideutigkeiten der Hochzeitsräthsel fallen ziemlich grob aus, wie W. im Scherze überhaupt leicht unbeholfen wird. Die dactylische Ode an Dorinde, in der er Dach's Anke van Tharaus auf die Melodie „Allemahl allemahl geyt et so to" nachahmt, enthält z. B. die Zeilen: „Du hast den Rock nur, die Hosen hab Ich; wann ich wil herrschen, so ehrest du mich", während er anderwärts das Lob der frommen, tüchtigen Hausfrau in ansprechender Weise singt. Daß die Gelegenheitsgedichte auch für die Kenntniß der Kopenhagener Gesellschaft, der Hofleute, Gelehrten und Bürger, von Werth sind, soll hier nur angedeutet werden.

Paludan, Fremmed Indflydelse paa den danske Nationalliteratur i det 17. og 18. Aarhundrede 1887, S. 173, 198, 317. — Bobé, Euphorion 3, 469—475 (1896). — In Goedeke's Grundriß fehlt Werner.

J. Bolte.

Werner: August Hermann W., tüchtiger Arzt und Gründer ausgezeichneter Kinderheilanstalten, geboren am 21. Juni 1808 in Stuttgart, † am 18. Juni 1882 in Ludwigsburg, war der Sohn des tüchtigen Oberpräceptors Georg Andreas W. und der Juliane Johanne Hartmann, einer Tochter des bekannten Waisenhausvaters Israel Hartmann von Ludwigsburg. Frömmigkeit, Gottvertrauen, Menschenfreundlichkeit waren eigentlich Erbstück in der Familie, sie bildeten auch die Grundeigenschaften in dem Charakter von A. H. W., der seine Vornamen und damit seine Ziele nach August Hermann Francke erhalten hatte. Innerlich fein organisirt, schon als Knabe streng gegen sich selbst, wollte er anfangs Theologie studiren, wählte dann aber doch die Medicin, offenbar um in der leidenden Menschheit viel gutes wirken zu können; zeitlebens aber blieb eine starke theologische Ader in ihm, sodaß er nicht bloß stets eifrig auch für das ewige Ziel und die religiöse Belehrung seiner kranken Kinder sorgte, sondern gern für sich Predigtdispositionen ausdachte. Nach eifrigen Studien in Tübingen, München, wo er viel mit Schubert umging, und Würzburg ließ er sich in Neckarsulm als praktischer Arzt nieder (Herbst 1832) und hatte bald eine sehr große Armenpraxis mit wenig Einkommen und großen Arbeiten und Ausgaben. Dies blieb so, auch als er 1834 nach Ludwigsburg übergesiedelt war. Dort war er zugleich Arzt am Männerzuchthaus und am Mathildenstifte; bald faßte er den Entschluß, für arme scrophulöse und sonst gebrechliche Kinder eine Heilanstalt zu gründen. Von allen Seiten, besonders auch vom königlichen Hause (Herzogin Henriette) mit Beiträgen unterstützt, durch Reisen in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz und Frankreich vorbereitet, eröffnete er am 23. Juli 1841 seine Anstalt mit 12 Kindern in einem Miethlokal, bis später eigne Gebäude für diese edlen Zwecke von ihm gebaut wurden, die sich immer mehr vergrößerten und Raum für 60—70 Kinder gewähren. In den Jahren 1841—66 wurden 1928 arme Kinder dort aufgenommen und behandelt und an $^{4}/_{5}$ war die Liebesarbeit nicht vergeblich. In Wildbad wurde eine Zweiganstalt „Herrenhülfe“ im J. 1854 errichtet, welche Raum für 40 Kinder bietet, in Jagstfeld die Soolbadeanstalt Bethesda, auch für bemittelte Kinder bestimmt. Seit 1867 widmete W. sich der Ausbildung männlicher Krankenwärter, besonders auch für den Kriegsfall; aus dem Diakonenhaus in Ludwigsburg (1868) gingen viele Stadtmissionare, Privatkrankenwärter hervor, im Kriege von 1870—71, wo Werner's Anstalten ganz mit Verwundeten belegt waren und wo W. selbst von Straßburg 50 Kinder holte, zeigte die Anstalt, was sie leisten konnte. Im Mai 1879 reihte W. endlich, von der edlen Prinzessin Wilhelm veranlaßt, noch ein Haus für gebrechliche Mädchen, das Maria-Marthastift, seinen bisherigen Gründungen an. Aufs treueste wurde er in dieser aufopfernden menschenfreundlichen Wirksamkeit, die in einer Welt voll Jammer sich bewegte, unterstützt von seiner ausgezeichneten Gattin Karoline Katharine Gmelin (Trauung 3. October 1837). In ihren zahlreichen Kindern zogen sich die Eltern eben solche treue und gleichgesinnte Genossen ihrer Arbeit heran; in Anstalten und Haus herrschte ein frommes, aber doch heiteres Leben, verschönt durch die dichterische Begabung Werner's, ein Erbstück seiner Mutter. Dem reich gesegneten Leben des edlen Menschenfreundes, dessen Thun die allgemeinste Anerkennung fand, machte ein Lungenleiden am 18. Juni 1882 ein Ende.

Dr. A. H. Werner, der Kinderheilanstaltsvater. 1884.

Theodor Schott.

Werner: Christoph W. (nicht Christian, wie er fälschlich hier und da genannt ist) muß im 17. Jahrhundert ein wohlangesehener und geachteter Musiker gewesen sein. Wir können dies, obwol wir nur ganz dürftige Kenntniß über sein Leben haben, aus manchen Einzelheiten entnehmen. Ueber die Zeit seiner Geburt, über seine Herkunft und künstlerische Ausbildung wissen wir nichts genaueres. Im J. 1646 ließ er zu Danzig einen Band „Motetti seu Concerti" drucken und 1649 zu Königsberg i. Pr. „Musicalische Arien oder Melodeyen über etliche Heilige Lieb- und Lob-Lieder Herrn Michael Albini". Auf dem Titelblatt beider Werke nennt er sich Musikdirector an St. Katharinen in Danzig. Als Kaspar Förster sen. 1652 in Danzig starb, verwaltete W. das Amt eines Musikdirectors an St. Marien bis 1655, in welchem Jahre es Kaspar Förster jun. übernahm (G. Döring, Z. Gesch. der Musik i. Preußen, Elbing 1852, S. 58). Wann W. starb, weiß man nicht. — In besonders intimer Beziehung scheint W. zu dem Warschauer Capellmeister Marco Scacchi gestanden zu haben, der mit dem Danziger Organisten an St. Marien, Paul Siefert, eine heftige Bücherfehde führte (s. Vierteljahrsschr. f. M. 1891, S. 420 ff.). Unter denen, die an Scacchi über sein „Cribrum Musicum" Zuschriften richteten, befand sich auch W. Auch Scacchi pflegte mit ihm die Correspondenz (Mattheson, Ehrenpf., S. 70) und er widmete ihm sogar ein ungedruckt gebliebenes Lehrbuch über die Composition (s. Mattheson, Vollk. Capellm., cap. 68 f.; Hamb. Stadtbibl.). W. nahm andererseits in der Vorrede zu seinen Arien Scacchi's Autorität für sich in Anspruch. — Seinen Compositionen nach gehört W. durchaus zur geistigen Gefolgschaft H. Schützens. Seine Arien (Expl. in der kgl. Bibl. Berlin) haben nach Werner's eigener Aussage Schützens Psalmen (Becker) zum Vorbild gehabt. Die „Motetti seu Concerti" (in einer gleichzeitigen Copie von M. Weckmann erhalten, K. N. 206, Stadtbibl. Lüneburg) sind Solomotetten für 1 oder 2 Stimmen mit oder ohne Instrumentenbegleitung; dazu gehört auch das handschriftlich überlieferte „Morti tuae tam amarae" (Emil Bohn, Breslauer Handschr.-Katalog, S. 174). Die gleichfalls handschriftliche Michaelismotette „Es erhub sich ein Streit" (s. Artikel „Weckmann") trägt das glänzende Gepräge der Schütz'schen concerthaften Motette (geistl. Concert). In einem alten, verschollenen Lüneburger Katalog standen noch die genauen Titel von 2 weiteren Stücken (Junghans, Progr. des Johanneums, 1870, S. 29). Max Seiffert.

Werner: Franz W., katholischer Geistlicher, geboren zu Mainz am 21. October 1779, † daselbst 1845, war Kanonikus zu St. Stephan daselbst, seit 1803 Domdechant. Er ist Verfasser des Werkes „Der Dom von Mainz und seine Denkmäler. Nebst Darstellung der Schicksale der Stadt und Geschichte seiner Erzbischöfe bis zur Translation des erzbischöflichen Sitzes nach Regensburg" (Mainz 1827—36, 2 Bände). Reusch.

Werner: Franz W., katholischer Theologe, geboren zu St. Pölten am 26. October 1810, † daselbst am 17. Februar 1866. Er machte seine Gymnasialstudien zu Melk, die theologischen zu Wien. 1834 zum Priester geweiht, wirkte er einige Zeit in der Seelsorge zu Tulln, trat dann zur Fortsetzung seiner theologischen Studien und zur Vorbereitung auf die Promotion in das Weltpriesterbildungsinstitut zu St. Augustin in Wien, war dann wieder einige Zeit zu Krems in der Seelsorge thätig und wurde 1838 Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts im Seminar zu St. Pölten. 1848 war er als Abgeordneter für Melk Mitglied des Frankfurter Parlaments. 1852 wurde er Domcapitular in St. Pölten und zugleich Director des Seminars, 1861 Dompropst. 1845 veröffentlichte W. unter dem Namen Mylitor die Schrift „Der Hermesianismus vorzugsweise nach seiner dogmatischen Seite dargestellt und beleuchtet." In der Zeitschrift für Kirchenrecht von Seitz von 1813 stehen einige Aufsätze

von W. über die Ehe: „Die Auflöslichkeit einer ursprünglich ungemischten nicht christlichen, später aber durch die Bekehrung Eines Gatten gemischt gewordenen Ehe, im Falle das eheliche Zusammenleben wegen des christlichen Bekenntnisses durch den ungläubig gebliebenen Ehetheil aufgehoben wird"; „Dogmatisch-speculative Darstellung des Begriffes der Unauflöslichkeit der Ehe"; „Exegetischer Versuch über Matth. 19, 9 u. 5, 32—34". Die von W. entwickelte Ansicht wurde 1844 bekämpft von P. Schleyer (s. A. D. B. XXXI, 477) in dem Aufsatze „Ueber die neutestamentliche Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe mit Rücksicht auf Prof. Werner u. Paulus in Heidelberg." W. antwortete 1845 in dem Aufsatze „Ueber den neutestamentlichen Ehescheidungsgrund." In der Seitz'schen Zeitschrift 1864 steht noch ein Aufsatz von W. „Ueber die Decrete des Concils von Trient über die Aufstellung eines Capitularvicars." Außerdem ist noch zu nennen die Schrift „Ueber den kirchlichen Ablaß" (1856). W. war auch Mitarbeiter an dem Freiburger Kirchenlexikon, der Wiener theologischen Zeitschrift, der Linzer Zeitschrift „Hippolytus" und der Katholischen Blätter aus Tirol.

Hurter, Nomenclator III, 952. — Werner, Gesch. der kath. Theologie, S. 350, 415, 611. — Wurzbach, Lexikon 55, 46. — A. Kerschbaumer, Dr. F. Werner. Ein Lebensbild, in der Oesterr. Vierteljahrschrift 1866, S. 314. — Nekrolog von K. Werner im Bonner theol. Lit.-Blatt 1866, S. 181.

Reusch.

Werner: Franz von W., Diplomat und Dichter unter dem Namen Murad Efendi, wurde als der Sohn eines in Kroatien ansässigen Gutsbesitzers deutscher Nationalität am 30. Mai 1836 zu Wien geboren. Auf seinem Knaben- und Jünglingsalter lagert ein Schleier, der uns das Wachsen und Werden dieses ungewöhnlichen Menschen verhüllt, und insbesondere über seinen Bildungsgang stehen keinerlei positive Nachrichten zu Gebote, obwol gerade dieser angesichts der Vielgewandtheit und geistigen Versabilität Werner's erhöhtes Interesse gewähren würde. Verschiedenartige Anspielungen, Vergleiche, Reminiscenzen mit Bezug auf Sage, Geschichte und Poesie des hellenischen Alterthums machen eine genaue Bekanntschaft damit zur Gewißheit, auch wenn wir nicht neuerdings Werner's Gymnasialbesuch bestätigt gehört hätten, eingestreute Citate deutscher Classiker zeigen ihn gut belesen, französisches Argot und intimere Brocken des Englischen sprachlich beschlagen, wie er später auch in den Hauptidiomen des islamitischen Orients heimisch ward und persischer Sprache und Litteratur neben Studien über „den ottomanischen Parnaß" sogar eine tiefere Hingabe gewidmet hat. Auch die politischen Ereignisse der Neuzeit in ihren Zusammenhängen müssen zeitig seinen Blick gefesselt haben; wenigstens greifen seine cultur- und socialgeschichtlichen Betrachtungen über das Verhältniß des Sultanreiches zum Abendlande fortwährend auf ältere und neuere Vorgänge zurück. Auf derartige Kenntnisse läßt dasjenige seiner Bücher schließen, das ganz und gar auf Erfahrungen seines eigenthümlichen Lebenswegs beruht und trotz ausgesprochener Absicht, nicht „die Memoirenlitteratur zu bereichern", Gottlob einige Einzelanhaltspunkte liefert und die Sphäre seiner Wirksamkeit in großen Zügen farbig widerstrahlt. Ein Buch gesammelter Erinnerungen aus den drittehalb Jahrzehnten seiner Wanderfahrten als türkischer Staatsdiener wäre zweifellos ebenso packend wie belehrend ausgefallen. Mag sein, daß er es bei längerem Leben doch noch, vielleicht anonym, geschrieben hätte. Aber im ganzen scheint der türkische Charakterzug, nicht nach der Vergangenheit des Menschen zu forschen, namentlich nicht deren Vorkommnisse gleichsam chronologisch abzustempeln, den er wiederholt sympathisch erwähnt, ihn bewogen zu haben, dem Fremden jene

undurchdringliche Hülle von Romantik nicht zu lüften, wie sie die Motive seiner bürgerlichen Laufbahn uns versteckt.

Ein frühreifer Knabe voll Wißbegier, noch mehr aber voll brennender Sucht, die Welt kennen zu lernen, da zumal, wo sie sich nicht nach Durchschnittsregeln fortschiebt, so hat man sich diesen „Jung-Werner" vorzustellen, und ein wenig zum Abenteuerlichen mag seine Phantasie in dem seltsamen Völker-, Sprachen-, Sittengemisch des Kroatien seiner Jugend angereizt worden sein. Noch ohne Flaum auf den Lippen ist er österreichischer Husar gewesen, aber schon 1853 oder Anfang 1854 in die türkische Armee übergetreten, er, der sich, wie er erzählt, „kein Heil außer dem blankgeputzten Metall, dem schwarzgeglänzten Lederzeug und außerhalb dem Dogma des alleinseligmachenden ‚Schick' denken" konnte. W. stand bei einem der zwei disciplinlosen sogenannten „polnischen Regimenter", den einzigen christlichen des türkischen Heeresverbandes, wo fast alle Officiere polnische Emigranten waren und der bekannte zwei Mal convertirende Dichter Michael Czaïkowski, seit 1851 zum Prophetenglauben abgeschwenkt, als Mohammed Sadyk Pascha das Commando dieser „ottomanischen Kosacken" führte, um das Polenreich wieder aufzurichten. Natürlich fühlte sich der nicht eben thatenlustige, am wenigsten renommistische W. da nicht wohl, benutzte also die nächste Gelegenheit, um seine rasch erworbene Einsicht in die türkischen Zustände — schon 1854 begegnen wir ihm auf einer Reise in Nord-Kleinasien in innigem Connex mit der eingeborenen Gesellschaft — an erster Stelle, bei der Regierung selbst zu verwerthen. 1854 nach dem Krimkriege, an dem er wol kaum activ theilnahm, kam er ins türkische Ministerium des Aeußern, wo er, wie ja überhaupt damals die Staatsmaschine lebhafteren Gang annahm, am ehesten befriedigt zu werden hoffte. Dabei hat er den Familiennamen „Murad Efendi" eingetauscht, was keineswegs Pseudonym ist, nicht freilich seine römisch-katholische Confession. Dieser letzteren hing er übrigens mit völliger Unabhängigkeit an und macht gelegentlich aus seiner Hinneigung von abendländischer Pfaffen-Unduldsamkeit und Frömmigkeitsheuchelei zur factischen Glaubensfreiheit in der Türkei gar kein Hehl. Von Haus aus vorurtheilslos, hat sich W. zu immer reinerer Objectivität gegenüber seinem Adoptivvaterlande emporgerungen, und wie er dabei seine deutsche Abkunft nie verleugnet, sich aber möglichst in die Eigenart seiner neuen Landsleute und ihrer Civilisation versenkt hat, beleuchtet hübsch ein Absatz des Vorworts der „Türkischen Skizzen": „Eigenthümliche Verhältnisse haben den Oesterreicher, also den deutschen Orientalen in die Lage gesetzt, das Wesen des Ottomanen kennen zu lernen, sein Leben zu leben, und in früher Jugend schon in seiner Denkart zu denken. Dabei ward es ihm gegeben, das Angeschaute, Erfahrene als Deutscher darzustellen", eben in diesem Buche.

Anfangs 1858 finden wir W., der schon vorher, als man seine hervorragenden Fähigkeiten durchschaut hatte, dem originellen mächtigen Großvezier (Küprisli, d. h. Cypriot) Mehemed Pascha beigegeben gewesen (Werner's „Türkische Skizzen" III, 152 ff. ist er sein conterfeit), „soeben aus den Reihen des Heeres in das Auswärtige Amt übergetreten" als Secretär des Kemal Effendi, außerordentlichen Commissars zur Beschwichtigung der Herzegowina und der Montenegriner, auf dem unsichern Boden der bosnischen Provinzen. Halb unfreiwillig vom Kriegsschauplatze, dessen Scenerie er köstlich reproducirt, über die österreichische Grenze verschlagen, schied er ein für alle Mal aus dem Verwaltungressort, und von Stund an gehört er der Diplomatie. Zunächst betraute man ihn mit mehreren Specialmissionen, 1859 nach Bukarest, 1860 nach Palermo. 1864 wurde er Consul für das Banat — wie er sich einmal bezeichnet „für Südungarn" — mit dem Amtssitze zu Temesvar, an der Wende 1872 auf 73

Generalconsul in Venedig, 1874 in Dresden. 1876 zum Botschaftsrath in Paris designirt, trat er diesen Posten nicht an, sondern wurde zu Beginn 1877 vom Großvezier Edhem Pascha, seinem besonderen Gönner, in sein Cabinett berufen und im Sommer desselben Jahres zum Ministerresidenten für Schweden und Norwegen, sowie gleichzeitig für die Niederlande ernannt, 1880 mit Rang und Titel eines bevollmächtigten Ministers und außerordentlichen Gesandten bekleidet. Wie er in seinen vorhergehenden Stellungen durch Ordensdecorationen sowie durch Medaillen für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet worden war, so trat er zu den beiden Souveränen, bei denen er jetzt beglaubigt war, in enge persönliche Beziehungen: der scandinavische König Oskar II., der bekanntlich selbst dichterisch thätig, wandte ihm seine engste Neigung zu, und Wilhelm III. von Holland ließ eigens für ihn eine große goldne Medaille prägen, die auf der einen Seite des Königs Brustbild, auf der andern eine lateinische, Werner's Verdienst um Kunst und Wissenschaft als Grund der Verleihung angebende Aufschrift trug. Mitten aus dieser glänzenden Carrière, auf dem Gipfel männlicher und schriftstellerischer Kraft, nach der glücklichen Ehe mit der vorherigen Tragödin Henriette Ebell, riß ihn ein unbarmherziger Tod am 14. September 1881 im Haag.

Die schriftstellerische Ader hat sich bei W. wol früh geregt. Denn die Ausbeute seiner Jugendlyrik, „Klänge aus dem Osten“, soll er nach Angaben von einer Seite schon 1859 herausgegeben haben (oder 1865?), sicher ist erst ein Druck davon aus dem Jahre 1869. Auf demselben Felde lag die Sammlung „Durch Thüringen“ (1870), und auch dann hat er öfters sein empfindungs- und gedankenvolles Gemüth glücklich in analogen Versen ausströmen lassen: „Ost und West. Gedichte“ (1877, 3. Aufl. 1881), „Balladen und Bilder“ (1879, 3. Aufl. 1885), der „Festgruß zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs (Peter) von Oldenburg“ (1878), wozu auch das köstliche Büchlein „Nasreddin Chodja. Ein osmanischer Eulenspiegel“, 1878 in drei Abdrücken (4. Aufl. 1890 bezw. 1894) erschienen, hinzutritt. Dies letztere stellt sichtlich eine Lieblingsarbeit von ihm dar und erweist an seinem Theile den hohen Grad von Werner's steigender Anpassung an orientalisch-mohammedanische Denk- und Ausdrucksweise. Der Inhalt ist nicht so sehr „westöstlicher Humor in ergötzlicher, bisweilen barocker Fassung“, wie Gottschall sagt, sondern dichtet aus genauester Kenntniß der volksthümlichen Elemente, die den Schalksnarren Naßreddin Chodja von Brussa gebaren und bis dato in unvermindertem Ansehen bei Hoch und Gering fortleben ließen, die Fülle umlaufender Schabernack-Anekdoten nach. In strenger sich anlehnender Fassung findet man letztere in „Die Schwänke des Naßr-ed-din und Buadem von Mehemed Tewfik, deutsch von E. Müllendorf“ (1890; Reclam's Universalbibliothek); in Deutschland scheint auf diesen mohammedanischen volksmäßigen Spaßmacher zuerst K. Fr. Flögel, Geschichte der Hofnarren (1789), S. 176—179, Bezug genommen zu haben, wo Nasureddin Chodscha aus Jengi Scheher als Hofnarr des Sultans Bajazet im 14. Jahrhundert erscheint. Und die schon oben charakterisirten „Türkischen Skizzen“ (2. Aufl. 1878), unleugbar der verläßlichste Wegweiser in die uns noch vielfach exotisch dünkenden Verhältnisse im Padischah-Reiche, liegen auf demselben Brett: „diese fesselnden Blätter, bei aller Freude am morgenländischen Wesen objectiv gehalten, traten während des russisch-türkischen Kriegs (1876 bis 1878) manchen in Europa verbreiteten Vorurtheilen über osmanisches Volksleben und osmanischen Volkscharakter entgegen, ohne die schweren Schäden des osmanischen Staatslebens irgend in Abrede zu stellen“.

Eine eigene Seite an W. bildet der Dramatiker. Die fruchtbarste Thätigkeit als solcher, zu der es ihn überhaupt am meisten trieb, fällt in die Jahre

seines Temesvarer Consulats. Seine hervorragendste Leistung ward das türkische Reformstück „Selim III.“, 1872 am Wiener Burg- und am Dresdener Hoftheater mit Erfolg aufgeführt und damals in Wien, später in Reclam's Universalbibliothek gedruckt: der Sultan und sein modern denkender Minister Hussein werden durch verständnißlose Conservative mit einander verhetzt, und die Neugestaltung des Staats wird illusorisch, als eine Potiphar-Verwicklung dazutritt: Hussein, beschuldigt, seines Herrn Favoritin Zuleicha zu lieben, weist thatsächlich deren Antrag ab, Selim läßt ihn tödten, stirbt aber selbst gegen die Janitscharen (1870). „Marino Faliero“ (1871), die vereitelte Revolution des bekannten Dogen behandelnd, mischt theatralisch herausgearbeitete Knappheit mit heißester Leidenschaft, spiegelt den Anlaß in venetianischen socialen Scenen und Faliero's Zorn über Steno's matte Bestrafung für seiner Gattin Schimpf, den Ausgang in der letzteren Geschwätzigkeit. „Mirabeau“ (1875) setzt der dramatischen Steigerung von vornherein Schranken durch eine supponirte Wechselneigung des Helden und der Königin Marie Antoinette und läßt den Gifttod des verrätherischen Revolutionsmannes gerechtfertigt aussehen. „Johanna Gray“ bleibt trotz sein ausgeklügelter Verschlingung der politischen Fäden ziemlich unwirksam, weil es bei diesem Stoffe nicht gelingen konnte, der Heldin die Eigenschaft eines Spielballs von tyrannischen Egoisten zu benehmen; jedoch ist die psychologische Ergründung anstatt massiger Geschehnisse hier schon merklich fortgeschritten. „Ines de Castro“ (1872), die Geschichte von der kronprinzlichen Mesalliance, führt zur Katastrophe, indem das ehrgeizige Edelfräulein den Geliebten in den Kampf wider seinen Vater treibt. Man erkennt, daß leider Werner's Kraft, die fast stets die Töne des echten Pathos findet und richtig anzubringen weiß, leicht versagt, wo man vor der Entscheidung ein großes Motiv die Handlung fest zusammenfassen zu sehen erwartet; da tritt dann gewöhnlich ein Conglomerat morgenländischer Bilder und Blumen und Schillerscher Rhetorik als Ersatz ein. Die sprachliche und innerliche Charakteristik der Personen ist höchst sorgsam gepflegt und in der Revision für die dreibändige Gesammtausgabe der „Dramatischen Werke“ (1881), deren Druck in Leyden W. noch kurz vor seinem Tode überwachte, noch verfeinert. Die in letztere mit aufgenommenen Lustspiele „Durch die Vase“ (1875), „Bogadil“ (1874), „Professors Brautfahrt“ (1874, als Schwank bezeichnet), „Mit dem Strom“ (1874) sowie das dreiactige Alpenschauspiel „Auf dem Kreuzhof“ stehen hinter jenen Tragödien hohen Stils weit zurück, mögen auch einzelne komische Conflicte und nicht übel combinirte Situationen vorkommen; sie sind freilich auch im Verlaufe ganz kurzer Zeit, zumeist 1874, geschrieben und übrigens sämmtlich in Prosa, wie auch das moderne Trauerspiel „Mirabeau“ und, nach Shakespeare's Art, gewisse Stellen der andern, wo es der Stoff nahelegt. Außerdem schrieb W. ein einactiges Lustspiel „Ein Roman“ (1874), das möglicher Weise als zu actuell von der Gesammtausgabe aus derselben Ursache ausgeschlossen blieb wie das Drama „Auf dem — Hof“; dies hat er nur unter vertrautesten Freunden vorgelesen, eine Mittheilungsform, die er sehr gern anwandte und außerordentlich wirkungsvoll beherrschte. Durch diese Kunst gelang es ihm auch, die Aufführung mehrerer seiner Bühnenerzeugnisse durchzusetzen, während er für das heutige Repertoire todt ist. Unverdientermaßen ist W., der viel zu jung für seine dichterische wie für seine staatsmännische Entwicklung gestorben ist, jetzt so gut wie ganz vergessen: er war ein hoch und eigen begabter Mensch und entfaltete seine Talente in nicht alltäglichem Gange mit starkem Willen und Vollbewußtsein. Ein Jahrhundert früher wäre er wol zum „Kraftgenie“ ausgewachsen.

Die Hauptdaten zuerst bei Frz. Brümmer, Dtschs. Dichter-Lexikon II, 79, dann in dessen Lexik. d. dtsch. Dichter und Pros. d. 19. Jhs. III, 75; Born-

müller, Biogr. Schriftsteller-Lex. d. Gegenw. S. 517 f., ein in Meyer's Conversationslex.[5] XII, 642 (vgl. auch Stern's Lex. d. dtsch. Nationallit. S. 258) verbesserter Artikel; der in Brockhaus' Konversationslex.[14] XVI, 642 ist aus dem vom Unterzeichneten eingelieferten verkürzt. Am eingehendsten bis jetzt Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. LV, 49—51, wo noch angeführt werden: Wiener illustr. Extrablatt, 1872, 24. Mai, Feuilleton: „Ein Wiener Türk"; Magazin f. Literatur des In- u. Auslandes, 1880, Nr. 34, Kleine Rundschau; Illustrirtes Musik- u. Theaterjournal 1876, S. 1149. Vgl. ferner R. v. Gottschall, Die dtsch. Nationallit. des 19. Jhs.[6] IV, 148—150, wo besonders der Dramatiker behandelt ist, und A. Klaar, Gesch. d. mod. Dramas in Umrissen, S. 274 f. Die unabsichtlich autobiographischen Andeutungen der „Türkischen Skizzen" wurden bisher nicht berücksichtigt. Ein Porträt Werner's steht vor seinen Gedichten „Ost und West". Das oben in Anführungszeichen gegebene Votum über die actuelle Wirkung der „Türkischen Skizzen" ist von Ad. Stern in Meyer's Deutschem Jahrbuch 1879—80, S. 363.

Ludwig Fränkel.

Werner: Friedrich W., geboren am 28. Mai 1659 zu Flemmingen, einem bei der Landesschule Pforta gelegenen Dorfe. In Pforta vorgebildet studirte er seit 1680 in Leipzig, ward dort 1684 mag. phil., 1693 bacc. theol., 1699 Prediger an der Barfüßer Kirche, 1714 desgleichen an der Thomaskirche, 1721 Diaconus an der Nikolaikirche, 1737 Archidiaconus daselbst; 1723 lic. theol. 1741, kurz vor seinem Tode, D. theol., † am 21. April 1741. Seine mehr der praktischen Exegese des A. und N. T.'s angehörigen Arbeiten und asketischen Schriften findet man bei Jöcher IV. Bd., Sp. 1902 verzeichnet.

C. Siegfried.

Werner: Friedrich Bernhard W., schlesischer Zeichner, wurde wahrscheinlich 1678 zu Camenz in Schlesien geboren. Ueber sein Leben ist wenig bekannt. Er verließ zum Leidwesen seiner Lehrer, welche den begabten Jüngling ungern scheiden sahen, sehr früh die Schule (in Breslau?), um seinem Wandertriebe zu folgen. Da er eigene Mittel nicht besaß, aber doch die Welt sehen wollte, wurde er, wie sein Großvater, der in Glatz die Stelle eines Wachtmeister-Lieutenants bekleidete, Soldat und fand durch die Verwendung des Obersten Bettendorf vom Holsteinischen Regiment, der sich für ihn interessirte, Gelegenheit, sein großes zeichnerisches Talent unter der Leitung eines tüchtigen Lehrers zu entwickeln. Da ihm das Soldatenleben bald nicht mehr behagte, nahm er seinen Abschied und hatte das Glück, von Augsburger Kunstverlegern große Aufträge zu erhalten, die er um so freudiger annahm, als es zu ihrer Ausführung ausgedehnter Reisen bedurfte, die ihn nicht nur durch alle Theile Deutschlands, sondern auch durch die Niederlande, die Schweiz, Italien und die österreichischen Länder führten. W. hatte den Titel eines Königl. Preußischen Scenographus und Reducteurs und scheint auch im Auftrage der preußischen Regierung Aufnahmen gemacht zu haben. Er starb hochbetagt zu Breslau 1778 (?). Wir besitzen eine große Anzahl von ihm gezeichneter Prospecte und Ansichten, die meist in Augsburg erschienen und auch von dortigen Meistern, wie Martin Engelbrecht und Johann Georg Merz, gestochen wurden. Ganz hervorragende Verdienste hat W. sich um seine Heimathsprovinz Schlesien erworben, welcher seine künstlerische Thätigkeit in erster Linie gewidmet war, und deren Städte, Kirchen, Klöster und Schlösser er in sehr zahlreichen Blättern zeichnerisch verewigt hat. Seine wichtigsten Werke sind: 1. „Scenographia urbium Silesiae. Impensis Homanniorum Heredum" 1752. — 2. „Accurater Abriß und Vorstellung der merckwürdigsten Prospecte sowohl der berühmtest und prächtigsten Plätze als Kirchen und anderer publiquen Gebäude der Welt-gepriesenen Stadt

Breßlau . . . verlegt von Martin Engelbrecht . . . in Augspurg". — 3. „Perspectivische Vorstellung derer Von Sr. Königl. Maytt. in Preußen dem Land Schlesien allergnädigst concedirten Bethäuser Wie auch derer . . . Drey Privilegirten Fridens und 6 Gnaden Kirchen . . ." Ao. 1748. — Daneben existirt von ihm handschriftlich als das werthvollste, was er geschaffen hat, eine fünf Foliobände umfassende „Topographia seu Silesia in Compendio oder Schlesien In einer kurzen Verfassung mit Viel gezeichneten Sowohl Special als General Charten, Prospecten . . . Excerpirt und zusammengetragen und vollendet Anno 1765", eine Art historisch-geographischer Beschreibung Schlesiens, die durch ihren Reichthum an sauber ausgeführten, wie der Verfasser versichert, durchweg nach der Natur gefertigten Zeichnungen schlesischer Städte, Kirchen, Schlösser u. s. w., hohe Bedeutung für schlesische Topographie und Lokalgeschichte besitzt. Das — so viel bekannt — einzige vollständige Exemplar dieser „Topographia" befindet sich auf der Stadtbibliothek zu Breslau. Max Hippe.

Werner: Georg Friedrich W., merkwürdig als eifriger Vorkämpfer für die Lehre vom Lichtäther, geboren in Darmstadt am 16. September 1754, † in Gießen am 23. April 1798, gehört zugleich der philosophischen Aufklärung des vorigen Jahrhunderts an. Seine Lebensumstände stehen ausführlich bei Strieder, wo man auch die deutlichsten Merkmale seines Fleißes, Erfindungsgeistes und leichter Orientirung in den verschiedensten Fächern, bei jeder Gelegenheit sieht. Nachdem er alle Classen des Pädagogiums zu Darmstadt durchlaufen, studirte er während längerer Zeit für sich reine und angewandte Mathematik nebst den Kriegswissenschaften, erfand 1776 eine bequeme Methode topographischer Landesaufnahmen, wurde 1778 Ingenieurlieutenant und Professor der Meßkunst und Fortification zu Gießen, 1790 Ingenieurhauptmann und ordentlicher Professor der Kriegswissenschaften, 1795 Ingenieurmajor mit Beibehaltung seiner anderen Stellen. 1788 begründete er gegen die Newton'sche Lichtmaterie die von ihm neugestaltete Theorie des Aethers und kam dadurch in Streit mit dem Göttinger Lichtenberg, der sich hier zu sehr als vorsichtigen Mann und Anhänger des Alten bewies. Daneben wandte sich W. auch zur Philosophie und suchte ihr, um die Veränderlichkeit der Systeme zu heben, eine sichere Grundlage zu verschaffen, die er vom Physischen und Physikalischen hernahm. So entstand sein „Versuch einer Aetiologie, erster Theil", das wirkliche Erscheinen des Buchs wußte aber 1792 der Gießener Superintendent Bechtold, welchem W. seine bessere Wohnung nicht hatte abtreten wollen, ein ganzes Jahr lang wegen angeblich ketzerischer Sätze zu verhindern, in welcher Verlegenheit W. von seinem Freunde, dem Justizrathe v. Knoblauch (s. A. D. B. XVI, 307) ritterlich vertheidigt wurde. Der Proceß behält eine gewisse Merkwürdigkeit durch eine dabei gefallene Aeußerung von Werner's Landesherrn, dem Landgrafen Ludwig X. „daß unter Höchst Ihrer Regierung freien Untersuchungen der Vernunft keine Schranken gesetzt werden sollten, sie möchten auch hinführen, wohin sie wollten". Der gehabte Verdruß ließ Wernern die Aetiologie nicht fortsetzen, die aber nach ihrem Erscheinen das philosophische Evangelium des gießen-dillenburg-braunschweigischen Aufklärungskreises ward und noch jetzt manches Brauchbare enthält. Ein früher Tod hinderte die weitere Thätigkeit dieses für Wahrheit und Recht in seltenem Grade begeisterten Mannes. Die Folgezeit hat ihn durch den Sieg der Undulationstheorie gegen Lichtenberg's Ausstellungen gerechtfertigt, den Streit selbst s. in des Letzteren Werken edd. Lichtenberg und Kries IX, 361—432, den Proceß der Aetiologie in Archenholzens Minerva VIII, 477—511. Werner's Schriften sind bei Meusel und Strieder aufgezählt.

Sam. Baur, Allg. histor. Handwörterb. alter merkw. Personen, die in

dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrh. gestorben sind, Ulm 1803, Spalte 1069. — Meusel, Lexik. der 1750—1800 verstorb. Schriftsteller, XV. Leipz. 1816, S. 22. — Strieder, Grundlage z. e. hess. Gelehrtengesch. XVII, Mbg. 1819, S. 1—8. Knoblauch v. Hatzbach.

Werner: Gregor Joseph W., geboren um 1695, † am 3. März 1766 zu Eisenstadt in Ungarn, war ein tüchtiger Componist von ernster, gediegener Schulung und seit 1728 Capellmeister, später Obercapellmeister der Fürsten Esterhazy in Eisenstadt. Ueber seine Herkunft ist nichts bekannt. Als fürstlich Esterhazy'scher Capellmeister war er Joseph Haydn's Vorgänger im Amte, und seine Werke wurden von diesem hoch in Ehren gehalten. Sein Stil war der allgemeine Stil der guten, ernsten Musik seiner Zeit, wie sie etwa in Joh. Jos. Fux und Ant. Caldara ihre Hauptvertreter hatte. Ihm stand der musikalische Ausdruck höher als der äußere Glanz seiner Werke; diese standen daher in dem Rufe, daß sie „schön, aber schwer" seien. Für den Gebrauch der ihm unterstehenden Capelle schrieb er eine große Anzahl von Kirchenmusikwerken, Messen, Requiem, Vespern, Psalmen, Hymnen, Litaneien, Antiphonen, Lamentationen, Charfreitags-Oratorien u. dgl. m. und eine kleinere Zahl von Symphonien, Partiten, Orgel- und Clavierconcerten, Sonaten, Pastorellen u. dgl. Verschafften ihm diese Werke den Ruf eines trefflichen Contrapunctisten, so erwarb er sich doch seinen weitesten Ruhm und eine gewisse Popularität durch seine schnurrigen, derb-komischen Burlesken und Buffonerien, die durch längere Zeit sehr beliebt und verbreitet waren. Am bekanntesten waren „Zwey neue und extralustige musikalische Tafel-Stücke: 1. Der wienerische Tandl-Markt; 2. Die Bauern-Richterwahl". Diese wurden zu Augsburg gedruckt. Ebenda erschien auch 1748 sein „Neuer und sehr curios-musikalischer Instrumental-Kalender", in dem u. a. die Eigenschaften der einzelnen Monate musikalisch illustrirt werden. Aus seinem Nachlasse gab Joseph Haydn sechs Fugen für Streichquartett bei Artaria in Wien heraus, wie er auf dem Titelblatte ausdrücklich angibt „aus besonderer Achtung gegen diesen berühmten Meister".

C. F. Pohl, Joseph Haydn. Bd. 1. E. Mandyczewski.

Werner: Gustav W., evangelischer Theologe, Reiseprediger und hochverdienter Gründer der unter seinem Namen bekannten gemeinnützigen Anstalten (Wernerische Stiftung) in Reutlingen, geboren am 12. März 1809 in Zwiefalten (Württemberg), wo sein Vater, Johs. W. Finanzbeamter war, † in Reutlingen am 2. August 1887, ist eine der eigenthümlichsten Erscheinungen des schwäbischen Stammes in diesem Jahrhundert. Von seinen Ahnen, unbemittelten Handwerkern, besonders von seinem energischen, sehr gebildeten und strebsamen Vater, welcher später hohe Staatsämter bekleidete, erbte W. die zähe Beharrlichkeit, die ausdauernde Kraft und den einfachen genügsamen Sinn, der für sich bedürfnißlos ist, gegen andere aber von Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit überfließt, sowie den Trieb zu nie rastender Thätigkeit; auch eine schöne musikalische Gabe war auf ihn, den ältesten einer zahlreichen Geschwisterschar, übergegangen; von seiner Mutter Friederike Christiane geb. Fischer ist weniger bekannt; vielleicht ist ihr Einfluß in dem zarten Gemüth des feinorganisirten, schüchternen und in sich gekehrten, wohlbegabten Knaben zu finden. Zum Geistlichen bestimmt durchlief er die gewöhnlichen Bildungsanstalten der württembergischen Theologen, das niedere Seminar in Maulbronn und das höhere in Tübingen (1823—32). Durch hervorragende wissenschaftliche Tüchtigkeit zeichnete er sich in keinem von beiden aus, das Studium der Philosophie, besonders der Hegel'schen zog ihn gar nicht an, um so mehr Swedenborg, dessen Schriften er durch den Bibliothekar Tafel und den Justizrath Hofacker kennen lernte. Der mystische Inhalt der neuen Offenbarung fesselte W. sehr, zum großen Leidwesen seines

Vaters, dessen rationalistische einfache Frömmigkeit allerdings in ziemlichem Gegensatze dazu stand und der einen schlimmen Einfluß auf die religiöse Entwicklung seines Sohnes befürchtete. Diese Befürchtung ging glücklicherweise nicht in Erfüllung, W. hat sich den specifisch theosophischen Lehren Swedenborg's nie hingegeben, so wenig als er dem spiritualistischen Treiben eines Eschenmayer oder Justinus Kerner huldigte; jedoch hat er stets auch in vorgerückten Jahren gerne Swedenborg's Schriften gelesen und sich an ihnen erbaut, und ein Sauerteig swedenborgischer Ansichten ist doch in seiner theologischen Anschauung zu erkennen, besonders in der Erwartung einer neuen durch Gottes Gerichte eingeleiteten Weltentwicklung, welche W. gern die johanneische, das Zeitalter der Liebe nannte. Allerdings hat W. nie eine eigentlich systematische Darstellung seiner Lehre gegeben, sie war wohl auch nie streng ausgebildet, mehr hervor trat der Gegensatz gegen einige kirchliche Lehren, sowie das Ueberwiegen der praktischen Thätigkeit mit den auf diese hinzielenden theologischen Grundsätzen. Auch die Baur'sche Richtung, in deren Anfangszeit Werner's Studienjahre fielen, hatte keine Einwirkung auf ihn, er blieb stets positiv bibelgläubig, fragte auch gern nach Herrnhutischer Weise das Loos der Bibel. Herbst 1832 ging er nach Straßburg, arbeitete an einer neuen Uebersetzung der Bibel, nahm auch eine Zeit lang eine Lehrerstelle an dem Cuvier'schen Institute an; dem Einflusse Hofacker's, der ihn ganz für Swedenborg gewinnen wollte, wäre er beinahe unterlegen; die Warnungen seiner Eltern bewahrten ihn davor, ebenso vor dem Entschlusse, nach Wiesbaden zu gehen und die auf der dortigen Bibliothek befindlichen Reden der h. Hildegard herauszugeben. Diesem unsichern Hin- und Herschwanken, welches sich auch in dem eigenthümlichen Buche: „Er bei uns. Durch Annchen Lineweg von St. Gallen" 1839 (den nachgeschriebenen Reden einer Somnambule Namens Wegelin) zeigte, ging eine andere fruchtbare Anregung zur Seite, welche den jungen Mann endlich auf den Weg führte, in welchem er seine bedeutende Begabung geltend machen konnte. In dem Hause Wegelin's wurde er mit den Bestrebungen und Erfolgen Oberlin's, des trefflichen Pfarrers im Steinthal, bekannt (s. A. D. B. XXIV, 99); was der fromme Mann mit seinen uneigennützigen Anstalten durch Gottes- und Menschenliebe gewirkt hatte, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf W., der schon im Freundeskreise von Maulbronn Beweise der aufopferndsten Liebe gegeben hatte; dem tief in ihm liegenden Bestreben, nichts gewöhnliches, alltägliches zu leisten, war die rechte Bahn gewiesen.

Anfang des Jahres 1834 kehrte W. in die Heimath zurück und Juni desselben Jahres wurde er Vicar in Walddorf bei Tübingen. Seine ganze Kraft widmete er der großen Gemeinde mit ihren Filialen; seine klaren, einfachen aber eindringlichen Predigten wurden sehr gern gehört und bald in Abschriften verbreitet, sein ernstes Dringen auf Buße, wobei er sich den Propheten Jeremia zum Vorbild nahm, blieb nicht ohne Eindruck und Erfolg. Besonders gern widmete er sich der Kinderwelt, deren Herzen zu gewinnen er eine außerordentliche Begabung hatte, bald wandelte er auch in Oberlin's Bahnen. Im October 1837 gründete er in seiner Gemeinde eine Kleinkinder- und Industrieschule, unterstützt von zwei einfachen, aber treuen, frommen Mädchen, dem „Bäsle" und dem „Rosebäbele". Die Verhältnisse lagen in dem württembergischen Walddorf ähnlich wie in dem elsässischen Steinthal; Werner's Schulen waren Bedürfniß und wurden bald als große Wohlthaten empfunden, so daß ihm von vielen Seiten her, auch von auswärts, Gaben zuflossen und er ebensolche Schulen in einem Filial ins Leben rufen konnte. Schon damals leitete ihn der Gedanke, dem Ganzen den Charakter einer christlichen Familie zu geben und zu bewahren, und noch mehr wurde er in dieser Anschauung bestärkt und in weitere Liebes-

thätigkeit hineingeführt, als er im August 1838 am Grabe einer armen Taglöhnersfrau, welche sechs Waisen hinterließ, das zweijährige verwaiste Töchterlein, welches „ihn gar so lieb angeschaut hatte", als Pflegekind annahm und für dasselbe sorgte; es war der Erstling einer beinahe zahllosen Schaar von Kindern, welche sich in dem Laufe eines halben Jahrhunderts um den „Vater Werner" sammelte. Ebenfalls damals schon wurde W., dessen Predigt- und Liebesthätigkeit vielfach Aufmerksamkeit erregt und Anklang gefunden hatte, häufig aufgefordert, Erbauungsstunden (Zirkel nannte er es) auswärts (Reutlingen, Stuttgart u. sonst) zu halten; der Ernst seiner Worte, die Innigkeit seines Gemüthes trugen dazu ebensoviel bei, als seine natürliche Rednergabe und die helle volltönende Stimme. Bald aber erhoben sich mißgünstige, gehässige Stimmen, besonders von den Pietisten (Gemeinschaften) ausgehend; infolge davon verbot das Consistorium, welches gegen den „musterhaften", wegen seiner Liebesthätigkeit sehr belobten Vicar nicht ungünstig gesinnt war, nach den bestehenden Verordnungen ihm das Halten von Privaterbauungsstunden. W., der in seiner religiösen Freiheit und Wirksamkeit nicht beschränkt sein wollte, legte am 3. December 1839 seine Kirchenstelle nieder, um in Reutlingen ein Erziehungsinstitut zu gründen. Am 14. Februar 1840 zog er mit dem Bäsle und zehn Pflegekindern in Reutlingen ein, beinahe ganz mittellos, aber getragen von einem unerschütterlichen Gottvertrauen und fest entschlossen, durch keine Bedenklichkeiten einer kaltherzigen Schicklichkeit oder durch die Angst vor etwas Ungewöhnlichem in seinen Plänen sich stören zu lassen. Reutlingen, die gewerbfleißige Stadt am Fuße der Achalm, wurde von da an der Hauptsitz seiner Wirksamkeit, das Mutterhaus seiner Anstalten; gerade die sogenannten „Reutlinger Artikel" wurden mit Eifer gepflegt, die Zahl der von ihm angenommenen verwahrlosten und armen Kinder nahm stetig zu, sodaß er im J. 1842 schon ein Haus erwerben mußte und dies mit Hülfe der Beiträge konnte, die ein immer weiter sich ausdehnendes Bekanntwerden, auch in der Schweiz, im Elsaß, in Frankfurt und anderen Orten, stets reichlicher fließen machte. Um seinen Kindern eine rechte Heimath zu geben heirathete er am 8. November 1841 Albertine Zwißler, die Tochter eines Reutlinger Kaufmanns, und Vater und Mutter W., wie sie von den Anstaltskindern (eigene waren ihnen versagt) genannt wurden, gingen allen im Beispiele herzlicher Liebe, großer Einfachheit und Sparsamkeit voran; es war auch sein Grundsatz, seine Kinder im Gegensatz von den in andern Anstalten erzogenen an den gewöhnlichen Vorkommnissen, besonders an der Noth und den Sorgen des täglichen Lebens Antheil nehmen zu lassen. Sein früher ziemlich schwächlicher Körper hatte sich sehr gekräftigt; bei seinem Reisepredigeramt muthete er sich große Wanderungen zu Fuß und sehr häufiges Reden zu, er vermochte die Anstrengungen großer Tagemärsche, mehrerer Versammlungen an einem Tage und die Arbeitslast und Sorge für das ganze Anwesen zu tragen. Im Jahr 1840 hatte er 10 Stationen in Württemberg. Es war begreiflich, daß diese in Schwaben bisher ungewohnte Art geistlicher Thätigkeit mannichfach Anstoß erregte, aufs neue entbrannte der Kampf mit den Pietisten, die durch den nicht ganz gerechten Vorwurf, daß ihr Glaube fast keine Früchte zeige, gereizt waren; in mehreren Anklageschriften (Barth, Warum nimmst Du den Swedenborgianismus nicht an? 1843; Vaihinger, Der Swedenborgianismus und seine neuesten Erscheinungen, 1843) wurde W. als Zugehöriger zu dieser Secte behandelt, was er entschieden läugnete. Durch Ministerialentscheidung vom 5. November 1841 war die Frage über seine Reisepredigerthätigkeit gelöst worden: die Erlaubniß zu seinen Versammlungen hatte der Ortskirchenconvent zu geben; daß damit einer ziemlichen Willkürlichkeit freier Spielraum gelassen war, lag bei der verschiedenen Stellung, welche die evangelische Geistlichkeit zu W. einnahm, auf

der Hand. Denn es fehlte ihm auch nicht an warmer Anerkennung von dieser Seite (vgl. die Schrift v. H. Werner „Drei Tage im Hause G. Werner's" 1843); die volle Versammlungsfreiheit brachte ihm dann das Jahr 1848. In keiner Weise betheiligte er sich damals an der politischen Bewegung, wohl aber erkannte er mehr als viele andere die drohende sociale Gefahr, welche sich damals zum ersten Mal zeigte; ihr in seiner Weise zu begegnen, war von dort an Werner's eifriges Bemühen. Die Nothzeiten am Anfang der fünfziger Jahre, hervorgerufen durch Mißwachs und Geschäftsstockung, mit dem Elend und der Verarmung, welche sie über weite Kreise der ländlichen und gewerblichen Bevölkerung brachten, spornten W., der ein scharfes Auge für das Unglück in allen Formen hatte, zu eifrigster Thätigkeit an; er wagte den kühnen Versuch, Industrie und Landwirthschaft zur Versorgung verwahrloster, geistig, sittlich und körperlich verkommener Menschen in christlichem Geiste dienstbar zu machen, diese Leute und wer sonst in seine Gemeinschaft eintrat, in einem vom Geiste der christlichen Liebe beseelten Organismus zu vereinigen und jeden nach dem Maß seiner Kräfte, mochten sie groß oder klein sein, zu verwenden. Im Frühjahr 1850 kaufte er eine Papiermühle in Reutlingen, am 7. Mai 1851 wurde sie eröffnet; im Anfang des Jahres 1854 gründete er seine erste Filialanstalt durch Erwerbung eines Anwesens in Fluorn, bald reihten sich andere daran in verschiedenen Gegenden Württembergs; im J. 1860 betrug ihre Zahl 20, in welchen neben Landwirthschaft verschiedene Gewerbe (Sattlerei, Schneiderei, Buchbinderei u. a.) getrieben wurden, selbst eine mechanische Werkstätte mit Graveur- und Silbergeschäft war damit verbunden. 1748 Personen, darunter sehr viele Verkrüppelte, Kränkliche und Kinder waren darin beschäftigt, 1282 Morgen Güter besaß die Gemeinschaft im J. 1862. Die Mittel dazu waren W. hauptsächlich durch freiwillige Gaben zugekommen; die Seele des Ganzen, das Haupt dieser patriarchalischen, christlichen Gemeinschaft war W., auf ihm lastete die Hauptsorge und die Verantwortlichkeit des Unternehmens, welches sehr in die Größe gewachsen war. Auch nach einer andern Seite hatte sich Werner's Stellung verändert; im November 1849 reichte die Diöcese Eßlingen eine Eingabe an die Oberkirchenbehörde ein mit der Aufforderung, W. zu veranlassen, über seine Stellung zu der Augsburgischen Confession sich auszusprechen. Es war eine unnöthige Provocation Werner's, der in seinen Predigten die dogmatischen Punkte, in welchen er von der Kirchenlehre abwich, zu vermeiden pflegte. Verschärft wurde dieser Angriff durch die indiscrete Veröffentlichung von Werner's Erklärung an das Consistorium mit Beisätzen, welche Werner's Lehre sehr verdächtigten. Hierauf gab er am 2. Februar 1851 eine officielle Erklärung ab, in welcher er die Anerkennung der Verpflichtung für den evangelischen Geistlichen Württembergs, sich keine Abweichungen von der evangelischen Lehre zu erlauben, verneinte und seine Abweichung von derselben in der Lehre von der Erbsünde, der Dreieinigkeit, dem Versöhnungstode Christi und der Rechtfertigung aussprach. Der Oberkirchenbehörde, welche stets eine große Mäßigung und Billigkeit gegen W. gezeigt hatte, blieb daraufhin nichts übrig, als ihn aus der Liste der Candidaten der Theologie zu streichen (31. März 1851). Es war ein schwerer Schlag für W., der seine Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche stets festhielt, und keine Ehre für die damals vielgeltenden pietistischen Kreise Württembergs. In richtiger Erkenntniß der Lage und seiner eigenen Kraft vermied W., eine Secte zu gründen, er und seine Anhänger blieben im Zusammenhang mit der Landeskirche und die folgende Zeit hat die Gegensätze sehr gemildert und W. die verdiente Anerkennung auch von Seiten solcher gebracht, welche dogmatisch und kirchlich mit ihm nicht auf demselben Boden standen. Seine Predigerthätigkeit setzte er fort, aber wegen der Fülle der anderen Arbeiten mußte er sie erheblich einschränken, seit 1854 widmete

er sich der Reisepredigt weniger, fliegende Blätter wie der „Friedensbote“ und die „Sendbriefe aus dem Mutterhause“, später die „Friedensblätter“ hielten seine Anhänger in religiöser Verbindung mit ihm.

Aber W. hatte sich mit seinen Unternehmungen eine Last aufgeladen, deren Bewältigung weder die Kraft eines einzelnen, noch seine technischen Kenntnisse, noch seine finanziellen Mittel gewachsen waren. Der Kauf der Papiermühle in Reutlingen erwies sich als unvortheilhaft und Verlust bringend, bei manchen Anhängern nahm die Begeisterung für ihn ab, sein Grundsatz, alle Personen aufzunehmen und zu beschäftigen, führte ihm manche unbrauchbaren Leute zu, für den Gewerbebetrieb fehlte es vielfach an technisch geschulten Kräften, ebenso an einer kaufmännischen Buchführung. Beinahe mit Naturnothwendigkeit wurde er in größere Unternehmungen hineingeführt, so besonders durch Bau und Einrichtung einer großartigen Papierfabrik in Dettingen (O. A. Urach.) Am Stephanstag 1861 wurde sie eingeweiht, aber die dazu aufgenommenen Gelder führten den Zusammenbruch herbei. Trotz vielfacher Anstrengungen seiner Schweizer und Frankfurter Freunde sah sich W., dessen Wechsel protestirt wurden und dem manche Kündigungen zukamen, genöthigt, am 23. November 1863 bei dem Oberamtsgericht Reutlingen den Concurs anzumelden, er übergab die Regelung der Schulden dem Gerichte. In einer öffentlichen Erklärung stellte er die Sachlage dar, seine Schuld in edlem Muthe keineswegs verschweigend, aber zugleich auch hervorhebend, wie er nur aus Liebe zu seinem Gott und Volk diese Werke unternommen habe. Es war ein entsetzlich schwerer Schlag für W., aber er trug denselben mit Demuth und Ergebung, und wenn die hohe Gestalt des Reisepredigers seitdem gebückt einherschritt, so war sein Vertrauen und seine Thatkraft nicht gebrochen; er täuschte sich auch nicht in dem Glauben an Hilfe. Diese kam von allen Seiten; in den weitesten Kreisen hatte die Erkenntniß von dem wohlthätigen Wirken Werner's Wurzel gefaßt. Schon im December erschienen in den öffentlichen Blättern Aufrufe zu seinen Gunsten, ein Landescomitee bildete sich zu seiner Unterstützung, reichlich flossen die freiwilligen Beiträge, der Ertrag eines Bazars in Stuttgart, der vom königlichen Hause sehr beträchtlich gefördert wurde, fiel ihm zu, und endlich bewilligten die Landstände am 10. August 1865 eine Beisteuer von 50 000 fl. Ein Actienverein wurde gegründet, welcher die Werner'schen Anstalten übernahm, strenge Buch- und Kassenführung eingerichtet und die industriellen Geschäfte von der Verwaltung der Rettungshäuser getrennt; um die Pfandgläubiger zu befriedigen, wurden zehn entfernter gelegene Anstalten verkauft. In dem schwierigen Liquidationsproceß und bei der Neugründung nahm W. eine eigenthümliche Stellung ein; er besaß eine Actie im Werthe von 150 000 fl., war Mitvorstand des Actienvereins, aber doch in demselben sehr gebunden, während er allein andererseits das geistige Haupt der ganzen Gemeinschaft sein konnte und bleiben mußte. Diese lichtete sich in den Jahren der Bedrängniß sehr; es galt den treuen Rest zu sammeln und so kehrte W. in seinen älteren Tagen wieder mehr zu den Anfängen seiner Thätigkeit zurück, das Verwahrloste, Arme zu retten. Im J. 1870 waren sämmtliche Anstalten wieder unter seiner Hand und Leitung, der Actienverein, welcher noch fortbestand, unterstützte die Ausdehnung und den Ausbau derselben, sodaß z. B. in Reutlingen neben dem Bruderhaus ein Kinder- und Krankenhaus sich erheben konnte und eine Möbel- und Holzwaarenfabrik erbaut wurden; die Dettinger Papierfabrik lieferte reiche Erträgnisse und da der Actienverein nicht gegründet war, um gute Dividende zu erzielen, so kamen dieselben den übrigen Anstalten zu Gute. So wurde die schwere Krisis überstanden, die späteren Jahre haben dem Unternehmen keinen Schaden gebracht und um alles in seinem Geiste zu erhalten, errichtete W. am 30. März 1881 die Stiftung zum Bruderhaus,

um das geistige und leibliche Wohl der Nebenmenschen zu fördern, den Armen und Verlassenen eine Heimath zu schaffen und diese im Geiste christlicher Bruderliebe zu verwalten; ihr ganzes Vermögen schrieben er und seine Frau derselben zu. Am 1. Mai 1887 betrug der Personenstand 1002 Pfleglinge, darunter 253 Nichtwürttemberger.

So gestaltete sich der Lebensabend Werner's schön und friedvoll; die verdiente Anerkennung wurde ihm von allen Seiten zu Theil, voran ging das königliche Haus; schon 1860 hatte König Wilhelm I. die Anstalten besucht und sein warmes Interesse ausgesprochen, König Karl und Königin Olga folgten diesem Beispiele; als W. im November 1883 schwer erkrankte, war die Theilnahme, die Frage nach seinem Befinden eine außerordentliche, 1884 ernannten ihn die Reutlinger zum Ehrenbürger ihrer Stadt. Auch das Verhältniß zur evangelischen Geistlichkeit hatte sich völlig geändert, der Pietismus hatte seine frühere Macht verloren und die Anschauung war überhaupt eine freiere unbefangene geworden. „Innere Mission“ war ein Schlagwort der Zeit und wenn W. auch eine zurückhaltende, schüchterne Schwabennatur besaß, nie an solchen Versammlungen und Congressen Theil nahm, weil sein praktischer Sinn Thaten sehen wollte, so hatte er doch Beziehungen zu Wichern und es durfte ihn mit Genugthuung erfüllen, wenn die jungen Theologen von dem benachbarten Tübingen nach Reutlingen kamen, um seine Anstalten zu besuchen, ihn kennen zu lernen und in Vielem zum Vorbild zu nehmen. Ein Versuch jedoch, der im J. 1880 von befreundeter Seite gemacht wurde, den Consistorialbeschluß von 1851 wieder rückgängig zu machen und Werner wieder mit allen Ehren in den geistlichen Stand einzusetzen, scheiterte aus verschiedenen Gründen. Aufmerksam, mit warmer Theilnahme verfolgte der sein Vaterland innig liebende Mann die großen Ereignisse der Zeit; schwer trug er an dem Bruderkampf im J. 1866, aber mit hoher Freude begrüßte er die Erfolge des Jahres 1870, die heiligen Zeichen einer neuen Zeit, den Eintritt Württembergs in den Norddeutschen Bund. In das eroberte Straßburg führte er einen Wagen mit Lebensmitteln beladen, um als Rückfracht eine Schar verwaister Kinder mitzunehmen, deren Zahl sich allmählich bis auf 80 erhöhte. Sein Bestreben zu der Versöhnung der Reichslande mit Altdeutschland beizutragen fand auf elsässischer Seite nicht durchaus die verdiente Würdigung, umgekehrt stimmte er mit ganzem Herzen der Socialpolitik zu, welche die Kaiserbotschaft vom 17. November 1881 eröffnete. Am 19. September 1882 starb nach langen Leiden Werner's Frau, er selbst spürte die Beschwerden des nahenden Alters besonders in der Abnahme des Gehörs, und der Unermüdliche, welchem früher nur die Abwechslung in der Arbeit Erholung gewesen war, sehnte sich nach der ewigen Ruhe. Aber mit derselben Treue wie früher sorgte er für seine Pfleglinge, die Kinder, die Lehrlinge, die Krüppel und Armen; rührend und wahrheitsgetreu ist dies verewigt in dem schönen Bilde von R. Heck, welches W. darstellt ein zerlumptes kleines Mädchen auf dem Arme, seine Linke legt sich um die Schulter eines Knaben, ein Greis an der Krücke, ein Mädchen mit dem Strickstrumpf blicken dankbar und vertrauend zu der hohen Gestalt des Mannes empor, dessen Antlitz die edelste Menschenfreundlichkeit ausdrückt. Die andere Seite seines Wirkens, seine Thätigkeit als Reiseprediger hat Th. Schüz dargestellt, wie W. in einer Scheune stehend einer andächtigen Menge predigt. Am 12. März 1887 feierte er noch einmal im Kreise „seiner Familie“ seinen Geburtstag, von einer Reise in die Schweiz kehrte er angegriffen zurück, am Pfingstmontag besuchte er die Fabrik in Dettingen zum letzten Mal, dann konnte er das Bett nicht mehr verlassen. So lange noch ein Fünklein Kraft in ihm war, hielt er von dort aus seine Ansprachen, bis er am 2. August 1887, Abends 7 Uhr sanft entschlief. Eine allgemeine

Theilnahme von den Höchsten bis zu den Niedersten hatte er während seines Krankseins zu erfahren, als ein Verlust nicht blos für seine Anstalten, sondern für das ganze Land wurde sein Tod angesehen. Eine hervorragende Erscheinung im Schwabenland ist dieser Mann gewesen, der ebenso eigenthümlich als bescheiden, ebenso thatkräftig als tiefsinnig, mit dem scharfen Blicke christlicher Liebe die Gebrechen seiner Zeit und seines Volkes erkannte und mit frommem Gottvertrauen sein Leben und seine Kraft einsetzte, um nach Kräften zu retten und zu helfen, eine Sonderstellung einnehmend in der Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit, wie in der der socialen Bewegung.

Schriftstellerisch ist W. eigentlich nicht hervorgetreten, abgesehen von dem oben erwähnten Buche; dagegen kamen Predigtsammlungen von ihm heraus und seine Reden, Vorträge und Ansprachen wurden wie erwähnt vielfach im Drucke verbreitet. Eine ausführliche und zusammenfassende Lebensbeschreibung hat sein Pflegesohn, P. Wurster herausgegeben: G. Werner's Leben und Wirken nach meist ungedruckten Quellen 1888; vgl. sonst die angeführten Schriften von Barth und Vaihinger, den Art. von Schäffle: Ein Stück verunglückter Organisation der Arbeit in Schwaben, in Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, 22. 539 ff.; G. Werner und seine Anstalten in ihrer Stellung zur evangelischen Kirche 1864; die G. Werner'schen Rettungsanstalten in Reutlingen 1870, die Nekrologe im Schwäbischen Merkur 1887, 9. August; Allgemeine Zeitung 1887, Beil. N. 247 f. (Freihofer). Theodor Schott.

Werner: Johannes W., Astronom und Mathematiker, geboren am 14. Februar 1468 zu Nürnberg, † ebenda im J. 1528 (genauer Todestag nicht bekannt). Das äußere Leben dieses hervorragenden, erst in neuerer Zeit seinem vollen Verdienste nach gewürdigten Gelehrten verlief einfach. Er genoß die gelehrte Bildung, welche die Pfarrschulen seiner Vaterstadt — andere gab es dort damals noch nicht — ihm bieten konnten, und zog mit 25 Jahren in das gelobte Land der Wissenschaft, nach Italien, wo er fünf Jahre geblieben zu sein scheint. Von 1498 an weilte er wieder in Nürnberg, wo er verschiedene Pfarrstellen bekleidete, zuletzt diejenige am Kirchhofe zu St. Johannis. Daß er in seinen späteren Jahren sich der Reformation zugewandt habe, ist als sicher anzunehmen, da die Reichsstadt ihren Geistlichen das lutherische Bekenntniß — allerdings aber mit Beibehaltung vieler äußerer Formen des Katholicismus — vorgeschrieben hatte. Wie Doppelmayr berichtet, gehörten alle Freistunden, die W. von seiner amtlichen Thätigkeit erübrigte, den mathematischen Wissenschaften, weil diese durch ihre Klarheit den menschlichen Geist am meisten erfreuen müßten. In der That hat er auch als Schriftsteller hervorragendes geleistet, und daß er auch auf die Gewerbethätigkeit und auf die mechanischen Künste, durch welche das damalige Nürnberg sich hervorthat, anregend gewirkt habe, wird ausdrücklich bezeugt. Ein wohlhabender Glockengießer, Sebald Behaim, ließ durch W. eine — leider verloren gegangene — Uebersetzung der euklidischen „Elemente“ anfertigen, indem er zugleich die Bedingung stellte, daß jedem Satze ein Beispiel praktischer Anwendung beigefügt sei. Der Lohn für diese Arbeit soll ein hoher, eher fürstlich denn bürgerlich zu nennender gewesen sein.

Wir werfen zuvörderst einen Blick auf Werner's Thätigkeit als mathematischer Schriftsteller. Sein „Libellus arithmeticus, qui complectitur quaedam commenta arithmetica“, mußte leider ungedruckt bleiben, weil sich kein Verleger dafür finden wollte, und nur durch die aufopfernde Freundschaft des aus Augsburg stammenden, damals aber in Wien ansässigen „Buchführers“ Alantsee kamen wenigstens die geometrisch-astronomischen Schriften an die Oeffentlichkeit. Ein inhaltschwerer Sammelband vereinigt die geometrischen Abhandlungen („Libellus Joannis Verneri Norimbergensis super viginti duobus elementis conicis. Ejusdem

commentarius, seu paraphrastica enarratio in undecim modos conficiendi ejus problematis, quod cubi duplicatio dicitur. Ejusdem commentatio in Dionysodori problema, quo data sphaera sub data secatur ratione. Alius modus idem problema conficiendi, ab eodem Joanne Vernero novissime compertus, demonstratusque.“ Norimbergae 1522). W. betrachtet die Curven der zweiten Ordnung auf dem Kegel selbst und erweist sich als höchst geschickter Synthetiker, der den projectivischen Methoden der Folgezeit mit Glück und Geist vorarbeitet. Die Untersuchungen über die altberühmte Aufgabe, einen Würfel unter Beibehaltung seiner Gestalt zu verdoppeln, erweisen sich als von gründlicher geschichtlicher Kenntniß dessen getragen, was schon früher über den Gegenstand gedacht und geschrieben worden war; auch versteht W. es sehr geschickt, eine kubische Gleichung, auf welche man bei der erwähnten Kugeltheilung geführt wird, durch die Durchschnittspunkte zweier Kegelschnitte zu lösen. Von einem anderen hierher gehörigen Werke Werner's („Tractatus resolutorius, qui prope pedisequus existit libris datorum Euclidis“) ist uns bloß der Name bekannt, der auf eine Beschäftigung mit dem, was die Alten „geometrische Analysis“ nannten, hindeutet.

Mit den geometrischen Arbeiten des eifrigen Mannes stehen diejenigen zur mathematischen Geographie in engster Beziehung. Zunächst ist hervorzuheben der ohne Jahreszahl herausgekommene Ptolemaeus-Commentar („Joannis Verneri Norimbergensis recens interpretamentum in primum librum Geographiae Cl. Ptolemaei“), worin nicht bloß die Lehren des genannten Werkes erläutert, sondern auch selbständige Gedanken in nicht geringer Zahl eingestreut werden. Am meisten hat uns seine Paraphrase der von Ptolemaeus angegebenen Projectionsmethoden zu interessiren, weil dieselbe hinüberleitet zu einem eigenen Schriftchen des Autors über Kartenprojektion. Dasselbe („Libellus Joannis Verneri Norimbergensis de quatuor aliis planis terrarum orbis descriptionibus“) ist dem um die Pflege der Wissenschaft in Nürnberg so hoch verdienten Patricier Wilibald Pirckheymer gewidmet. Allerdings ist Werner's Leistung keine völlig originale, und insbesondere war es sein Freund, der kaiserliche Hofmathematicus Stabius, der bei dieser Arbeit Gevatter stand, allein nichtsdestoweniger kennzeichnet letztere einen bedeutenden Fortschritt in der Netzentwurfslehre. Die Thatsache, daß es flächentreue Abbildungen, d. h. ebene Kugelbilder gibt, bei denen stets zwischen Original und Copie das gleiche Flächenverhältniß obwaltet, ist mit dem Namen unseres W. untrennbar verknüpft. Beachtenswerth ist ferner der Commentar Werner's zu dem mathematisch-geographischen Werkchen eines Byzantiners Amiruccius, denn hier gibt W. erstmalig die allgemeine Regel, wie für zwei durch ihre sphärischen Coordinaten gegebenen Punkte der Kugelfläche deren kürzeste sphärische Entfernung berechnet werden kann.

Um auch dem Astronomen W. gerecht zu werden, sei zuerst betont, daß er den aus dem Mittelalter stammenden, aber erst von Regiomontan in seinem wahren Werthe erkannten Jakobstab, das bequemste Beobachtungswerkzeug des Zeitalters, verbesserte und praktische Tabellen zum Gebrauche desselben construirte. Zur Bestimmung der Polhöhe des Ortes empfahl er dasjenige Verfahren, welches den genannten Bogen als das arithmetische Mittel aus den Höhen der oberen und unteren Culmination eines Circumpolarsternes darstellt. Auch ist auf ihn der glückliche, wennschon vor Erfindung des Fernrohres keiner eigentlichen Verwerthung fähige Gedanke zurückzuführen, daß die geographische Länge am sichersten durch Beobachtung sogenannter Monddistanzen gefunden werden könne. Gern beschäftigte er sich mit der Sonnenuhrkunde, welche seinen geometrischen Neigungen viel Stoff darbot; der oben erwähnte Stabius ließ sich von W. bestimmen, an die Südwand der St. Lorenzkirche zu Nürnberg jene schöne Sonnenuhr zu zeichnen, welche nach ihrer im J. 1885 erfolgten Renovierung die Aufmerksamkeit

aller Beschauer auf sich zieht. Nur in einem Punkte war W. als Astronom weniger glücklich. Seine „Summaria enarratio theoricae motus octavae sphaerae“ dient nämlich der von ihm zähe festgehaltenen Ansicht, daß das Zurückgehen der Aequinoctialpunkte kein ganz gleichmäßiges sei, und indem er so die veraltete arabische Trepidationstheorie wieder aufleben lassen wollte, mußte er den berechtigten Tadel des Coppernicus über sich ergehen lassen.

Endlich gebührt W. das hohe Lob, consequente, Jahre hindurch fortgesetzte Witterungsbeobachtungen angestellt zu haben („Canones sicut brevissimi, ita etiam doctissimi, complectentes praecepta et observationes de mutatione aurae clarissimi mathematici Joannis Verneri, ed. J. Schoener“, Nürnberg 1546). Freilich waltet in den Erklärungen noch ganz der astrometeorologische Wahn vor, allein die Aufzeichnungen selbst werden dadurch nicht berührt; sie charakterisiren vielmehr so ziemlich den höchsten Stand, welchen die Witterungskunde vor der Erfindung der Meßinstrumente zu erreichen im Stande war.

Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730, S. 31 ff. — Chasles, Geschichte der Geometrie, deutsch von Sohncke, Halle a. S. 1839, S. 629 ff. — Günther, Johann Werner von Nürnberg und seine Beziehungen zur mathematischen und physischen Erdkunde, Halle a. S. 1878. — Günther, Der Wapowski-Brief des Coppernicus, Mittheilungen des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn, 2. Heft, Thorn 1880. Günther.

Werner: Johannes W., Arzt des 16.—17. Jahrhunderts, studirte in Helmstedt, wo er unter den Auspicien von Jacob Horst, seinem nachmaligen Schwiegervater, die Doctorwürde erlangte, war anfangs Stadtphysicus in Halberstadt und folgte 1599 einem Rufe als außerordentlicher Professor nach Helmstedt. Zuletzt siedelte er nach Hannover über, wo er noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebte. Er schrieb u. a.: „Libri II de therapeutica, sive sanitatis restituendae ratione artificiosa“ (Frankfurt 1596).

Kestner's med. Gelehrtenlex. S. 914. Pagel.

Werner: Joseph Freiherr v. W. (geboren zu Wien am 24. December 1791, am 8. Februar 1842 vermählt mit Henriette Pauer von Friedau, kinderlos, † zu Graz am 4. Juli 1871), war der Sohn jenes bekannten zuerst kurtrier-, später kurkölnischen Rechtslehrers und Hofrathes Johann Ludwig W., welcher von Kaiser Leopold II. ob seiner hervorragenden juristischen Kenntnisse im J. 1791 in das Reichshofrathscollegium nach Wien berufen worden war und hier in seinem neuen Vaterlande inmitten einer Elite von Rechtskundigen, getragen von der vollen Gnade seiner Monarchen eine glanzvolle juristische Laufbahn durchlebte.

Sein ältester Sohn Joseph, von welchem wir hier handeln, wurde ihm von seiner Frau Marie Agnes v. Breunig kurz nach seiner Uebersiedlung nach Wien geboren. Der Vater ließ ihm eine sorgfältige Erziehung zu theil werden.

Nach absolvirten Gymnasialstudien bei den PP. Piaristen in Wien und nach fleißigem Besuche der Vorlesungen der Juristenfacultäten zu Wien, Würzburg und Göttingen promovirte W. an der letzteren und wurde gleich darauf noch im December 1811, also kaum 20 Jahre alt, zum Legationscommis bei der österreichischen Gesandtschaft in Paris ernannt. Thatsächlich trat W. den diplomatischen Dienst erst im März 1812 an, dessen erste Stufen er in äußerst rascher Weise erklomm. Nachdem er in der polnischen Campagne von 1812 zur Unterstützung des Legationsrathes Floret nach Wilna beordert worden war, finden wir ihn bei den Congreßunterhandlungen zu Chatillon (Februar und März 1814) und in der Folgezeit in der Kanzlei Metternich's verwendet (Metternich war damals in Paris). Bereits am 2. November 1814 wird er zum Legationssecretär ernannt. Das diplomatische Zigeunerleben sollte hiemit noch sein Ende nicht

erreicht haben. Er kommt aus der Kanzlei Metternich's in Paris nach London, von dort Beginn 1815 nach Wien, um am Wiener Congreß dem zweiten österreichischen Bevollmächtigten Wessenberg als Secretär zu dienen. Nachdem er dann neuerdings Metternich nach Mailand begleitet hatte, belohnt dieser endlich den so verwendbaren Präsidialsecretär mit dem Posten des 1. Secretärs der österreichischen Gesandtschaft in Berlin Juli 1816. Volle 16 Jahre war er hier die Säule der Mission. Sagt doch sein Missionschef Graf Zichy selbst von ihm in einem Berichte vom (8.) October 1817: „Werner est un serviteur zélé et intelligent qui mérite exception à tout égard“. Er lieferte durch seine klaren Berichte so sehr den Beweis für seine eminent diplomatische Geschäftstüchtigkeit, daß Metternich ihn, als das Referat der auf die deutschen Bundesstaaten bezüglichen Angelegenheiten in der Staatskanzlei durch den Rücktritt des Hofrathes v. Kreß 1832 erledigt worden war, noch in seiner seit 1819 bekleideten Charge eines Legationsrathes zur Uebernahme dieses Referates nach Wien berief. Januar 1834 zum wirklichen Hofrath und geheimen Staatsofficial an dieser Stelle ernannt, führte W. das „deutsche“ Referat bis zu den Märztagen des Jahres 1848. Die Bestände des österreichischen Staatsarchivs sind vollgefüllt mit den geistigen Elaboraten Werner's über die wichtigsten Staatsfragen Deutschlands in dieser Zeitepoche. Die kleine steilstehende Schrift Werner's gab mit ihren harten aber leserlichen Zügen allen österreichischen Missionschefs in Deutschland die Richtschnur für ihre Handlungsweise an, und lenkte auch Metternich's weiche, leicht hingeworfene Handschrift da und dort den Gedankengang seines eisernen Mitarbeiters in andere Bahnen, so darf doch der Kopf und die Hand, welche des Staatskanzlers oft flüchtige Ideen erst in die wahre Form zu gießen verstanden, nicht unterschätzt werden. Viel was Metternich heißt ist Werner, doch nur wenig was Werner heißt, ist Metternich. Dem ist es zuzuschreiben, daß W., da der Staatskanzler im März 1848 gefallen war, dennoch als werthvolle Arbeitskraft auch von dessen Nachfolgern Ficquelmont und Wessenberg zur Mitarbeiterschaft in der Leitung der Staatskanzlei berufen ward. Und als auch Wessenberg im October fiel und nach der Pacification Wiens Fürst Schwarzenberg das Portefeuille der äußeren Angelegenheiten übernahm, war einer seiner ersten Vorschläge an den Kaiser, W. in der Eigenschaft eines Unterstaatssecretärs in das Ministerium des Aeußern zu seinem Stellvertreter zu ernennen. Die kaiserliche Resolution vom 1. December fiel in diesem Sinne aus, und durch sie öffnete sich für W. die Aufgabe, jene Reorganisation der ehemaligen Staatskanzlei durchzuführen, welche Schwarzenberg erwünscht und die veränderten Verhältnisse erheischten. Auf politischem wie administrativem Gebiete arbeitete W. im Sinne Schwarzenberg's wie dessen Nachfolgers Buol durch volle zehn Jahre zur Zufriedenheit seiner Chefs, zum Vortheile seines Ressorts, nicht immer im Sinne freien Denkens. Eine gewisse Starrheit, bei aller zur Schau getragenen Schmiegsamkeit war ein besonderes Charakteristikon Werner's. Eben mit ihr mochte sich Graf Rechberg, seit Mai 1859 sein neuer Chef, nicht befreunden und so ward W. von seinem Posten enthoben und durch Decret vom 17. November 1859 zum österreichischen Gesandten in Dresden ernannt, wo er wieder 10 Jahre mit ungebrochener Arbeitskraft seinen Pflichten oblag, und dies mit solchem Geschick, daß ihn der königlich sächsische Hof nur mit dem tiefsten Bedauern aus diesem Posten scheiden sah, als ihn sein Monarch am 28. October 1868 von dort abberief und in den Ruhestand versetzte. Durch die Verleihung des Großkreuzes des St. Stephansordens, der höchsten Auszeichnung, würdigte Kaiser Franz Joseph nachmals die Verdienste des Scheidenden, die er längst früher durch allmähliche Verleihung fast sämmtlicher österreichischen Orden, der geh. Rathswürde ꝛc., der Mitgliedschaft

des österreichischen Herrenhauses anerkannt hatte. Die ausländischen Souveräne hatten gleichfalls ihre Anerkennung der diplomatischen Tüchtigkeit Werner's durch zahlreiche Ordensverleihungen an ihn Ausdruck gegeben. Nach einem kurzen Ruhestande wurde der bisher so thätige, nun zur Thatenlosigkeit verurtheilte 81jährige Greis vom Tode ereilt.

Es war eine ganze Individualität, die da ausgerungen hatte. Ein ausgezeichneter, musterhafter Beamte, doch kein Minister, ein Generalstabschef, kein Feldherr. Er zog mit allen Kräften in ehrlichster Weise an den Strängen, während Andere, oft minder Befähigte im Wagen saßen und feierlichst die Zügel in den Händen hielten. Allein sich selbst in den Wagen zu setzen, verbot ihm nicht bloß jene Tradition, die es einem Bartenstein einstmals und einem Thugut später nie verzieh, daß er Geschichte hatte machen wollen, sondern es hielt ihn von solch einem tollkühnen Unternehmen bei all seiner Starrheit, noch die stete Furcht, irgendwo anzustoßen, und seine bis zum äußersten gehende Pedanterie ab, jene Pedanterie, die im gewöhnlichen Leben oft vom Uebel ist, die aber für ein Staatswesen die unheilvollsten Folgen haben kann. Bei all dem soll der großen wissenschaftlichen Bildung Werner's, seiner ehrlichen Achtung vor fremdem Wissen und Können die volle Würdigung werden. Wäre er in einer freieren Zeit geschult worden und in ihr emporgewachsen, so hätte sich bei ihm die platonische Achtung vor Wissenschaft und Streben in die mächtige, thatkräftige Beschützerin derselben verwandelt, ihm selbst zur Genugthuung, und dem Staate zu Nutz und Frommen. v. Györy.

Werner: Karl W., katholischer Theologe, geboren am 8. März 1821 zu Hafnerbach in Niederösterreich, † am 14. April 1888 zu Wien. Er machte seine Gymnasialstudien 1831—36 zu Melk, die philosophischen 1837—38 zu Kremsmünster, die theologischen 1839—42 zu St. Pölten, dann 1842—45 in dem Weltpriesterbildungsinstitut St. Augustin zu Wien, wo er sich den theologischen Doctorgrad erwarb. 1847 wurde er Professor im Seminar zu St. Pölten, 1870 Professor des neutestamentlichen Bibelstudiums an der Wiener Universität, 1880 Ministerialrath im Cultusministerium, auch Consistorialrath in St. Pölten und Propst von Zwettl. Seit 1872 war er correspondirendes, seit 1874 wirkliches Mitglied der Wiener Akademie. In seinen ersten schriftstellerischen Arbeiten (aber nur in diesen) gibt sich W. als Schüler des Wiener Philosophen A. Günther zu erkennen: „System der christlichen Ethik" (3 Bände, 1850); „Grundlinien der Philosophie (1855); „Grundriß der Geschichte der Moralphilosophie" (1851); „Enchiridion theologiae moralis" (1863); „Zur Orientirung über Wesen und Aufgabe der christlichen Philosophie in der Gegenwart" (1868); „Ueber Begriff und Wesen der Menschenseele" (1860); „Speculative Anthropologie vom christlich-philosophischen Standpunkte" (1870); „Religionen und Culte des vorchristlichen Heidenthums" (1871). Die meisten und verdienstvollsten Schriften von W. sind Beiträge zur theologischen Litteraturgeschichte. Sie zeichnen sich alle durch stoffliche Reichhaltigkeit aus, lassen aber hie und da Schärfe und Selbständigkeit des Urtheils vermissen; hierher gehören: „Geschichte der apologetischen und polemischen Litteratur der christlichen Theologie" (5 Bände, 1861—67), „Geschichte der katholischen Theologie Deutschlands seit dem Trienter Concil bis zur Gegenwart" (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. Herausgegeben durch die histor. Commission bei der kgl. Akademie der Wissenschaften. 6. Band 1861, 2. Aufl. 1889). Ferner gehören hierher die Monographien: „Der h. Thomas von Aquin" (3 Bände, 1858); „Franz Suarez und die Scholastik der letzten Jahrhunderte" (1860); „Beda der Ehrwürdige und seine Zeit" (1875); „Alcuin und sein Jahrhundert" (1876); „Die Scholastik des spätern Mittelalters" (5 Bände, 1881—87); „Die italienische Philosophie

des 19. Jahrhunderts" (Rosmini, Gioberti, Mamiani u. s. w., 1884—88). Dazu kommen noch die in den Schriften der Wiener Akademie veröffentlichten Abhandlungen: „Der Entwicklungsgang der mittelalterlichen Psychologie von Alcuin bis Albertus Magnus" (1870); „Die Psychologie des Wilhelm von Auvergne" (1873); „Wilhelm's von Auvergne Verhältniß zu den Platonikern" (1873); „Die Kosmologie und Naturlehre des scholastischen Mittelalters" (1874); „Die Psychologie und Erkenntnißlehre des Johannes Bonaventura". W. schrieb auch einige Artikel für das Bonner theologische Litteraturblatt (1866 u. 67), für die erste Auflage des Freiburger Kirchenlexikons und viele für die Allgemeine Deutsche Biographie.

Hurter, Nomenclator III, 1809. — Wurzbach, Lexikon 55, 62. — Literar. Handweiser 1888, S. 378. Reusch.

Werner: Karl Friedrich Heinrich W., Aquarellmaler, wurde am 4. October 1808 zu Weimar als Sohn eines Gesang- und Clavierlehrers geboren. Schon als Kind führte er ein Wanderleben, das er später so sehr liebte. Er folgte seinen Eltern nach Mannheim und Würzburg und kam mit neun Jahren nach Leipzig, wo seine Mutter ein Engagement als Sängerin an dem unter Küstner's Leitung stehenden Stadttheater erhielt. Zunächst im Hempel'schen Institut und dann nach seiner Confirmation durch den Pastor Fritsche in Quesitz bei Lützen vorgebildet, wollte W. Baumeister werden und erlernte auch bei dem Zimmermeister Lüders das Zimmerhandwerk. Im J. 1824 bezog er die Leipziger Kunstakademie und bildete sich bei Hans Veit Schnorr v. Carolsfeld im Zeichnen aus. Nachdem er sodann in den Jahren 1826 bis 1827 an der Leipziger Universität Cameralia studirt hatte, ging er nach München, um sich an der unter Gärtner's Leitung stehenden Architektenschule weiter auszubilden. In München kam er zu der Ueberzeugung, daß sein Talent ihn nicht auf das Baufach, sondern auf die Malerei hinweise. Er entschloß sich also, Maler zu werden, warf sich aber namentlich, seiner Vorbildung entsprechend, auf das Architekturbild. So zeichnete er im J. 1831 nach seiner Rückkehr von München eine Menge ältere sächsische Baudenkmäler, welche Dr. Puttrich erwarb, um sie für sein Werk über die Baudenkmale des Mittelalters in Sachsen zu verwerthen. Durch eine Anzahl seiner besten Arbeiten, die in Dresden ausgestellt waren, zog er die Aufmerksamkeit des Generaldirectors der Akademie der bildenden Künste, des Grafen Vitzthum v. Eckstädt, auf sich. Die Protection dieses einflußreichen Mannes verschaffte ihm die Verleihung des großen sächsischen Reisestipendiums auf drei Jahre. Vor dem Antritt seiner Reise besuchte er in dem ersten Märztage 1832 noch einmal seine Geburtsstadt Weimar. Bei dieser Gelegenheit hatte er das Glück, von Goethe — vierzehn Tage vor dessen Tod — empfangen zu werden, der sich nach Durchsicht seiner Studienmappe günstig über das Gesehene äußerte, indem er erklärte: „Wer solche PäsPässe hat, der kann getrost nach Italien reisen." Hierauf begab sich W. über Venedig, Bologna und Florenz nach Rom, wo er zwanzig Jahre blieb und sich durch seine Aquarelle einen bedeutenden Ruf erwarb. Unter den Bildern, die in dieser seiner römischen Periode entstanden, werden die Studien aus Pompeji, sowie eine Mappe von in Sicilien aufgenommenen Ansichten von saracenischen Baudenkmälern hervorgehoben. Nach sicilianischen Motiven sind auch die beiden Oelgemälde der Berliner Nationalgalerie, „Der Dom von Cefalu" (1838) und „Im Palast Zisa zu Palermo" (1852) gemalt. Ferner entstanden in Rom die zwei großen Pendants: „Der reiche und der arme Mann" und die zwei späteren Zwillingsbilder „Venedig einst und jetzt". Im J. 1848 schuf er eines seiner größten Aquarelle, den „Triumph des Dogen Andrea Contarini nach der Schlacht bei Chioggia", und mehrere Jahre später vollendete er die „Einschiffung der Catarina Cornaro nach

Cypern". Mit den deutschen Künstlern in Rom verkehrte W. auf das angenehmste und intimste. Im J. 1840 rief er den deutschen Künstlerverein ins Leben und leitete ihn mehrere Jahre hindurch als Vorsitzender. Als Rom nach der französischen Belagerung unter Oudinot im J. 1849 merklich an Fremdenbesuch verlor und damit die Aussichten auf Verdienst geringer wurden, siedelte W. im J. 1851 nach Venedig über, wo er ein Meisteratelier errichtete, aus dem unter anderen namhaften Künstlern Luigi Passini hervorging. Um dieselbe Zeit knüpfte er Verbindungen in London an, wo er beim Hofe und in der Aristokratie vortreffliche Aufnahme fand und zum Mitglied der „Institutes of Painters in Watercolours" ernannt wurde. Nach seiner zweiten Vermählung mit einer Holsteinerin, die ihn fortan auf allen seinen Reisen begleitete, gründete sich W. ein Heim in Leipzig, das er seitdem als seine eigentliche Heimath betrachtete und hoch hielt. Während des Winters von 1856 auf 1857 besuchte W. mit seiner Gattin und seinem Schüler Romako Spanien und hielt sich längere Zeit in Granada auf, wo er in der Alhambra eingehende Studien machte. Damals entstand das im Leipziger Museum aufbewahrte Aquarell: „Inneres eines spanischen Hauses in Granada." Der Aufenthalt in Spanien weckte in ihm die Sehnsucht nach dem Orient. Im Herbste 1862 machte er sich zum ersten Mal auf die Reise nach Jerusalem auf und besuchte die heiligen Stätten Palästinas. Dann ging er nach Aegypten, hielt sich aber damals nur kurze Zeit in Kairo und Alexandria auf. Er hatte die interessantesten Stätten des heiligen Landes aufgenommen und ließ nun ein großes Farbendruckwerk in London unter dem Titel: „Jerusalem and the Holy Places" bei Moore und Macqueen erscheinen. Im J. 1864 kehrte er mit seiner Frau zu längerem Aufenthalt nach Aegypten zurück. Auf dieser Reise drang er bis jenseits des ersten Kataraktes nach Nubien vor und besuchte die Prachtmonumente Oberägyptens, namentlich auch die Insel Philae und die Landschaft von Theben. Die Rückreise führte ihn über Jaffa nach Jerusalem, Bethlehem, Hebron, Damaskus und Beirut. Als Frucht dieser zweiten Orientreise haben wir die „Nilbilder", eine Folge von in Buntdruck ausgeführten Blättern, anzusehen, die W. im Anfang der siebziger Jahre bei Gustav W. Seitz in Wandsbeck bei Hamburg erscheinen ließ. Er lebte damals vorübergehend in Hamburg, kehrte aber sehr bald wieder nach Leipzig zurück, von wo aus er im Frühling 1875 eine Fahrt nach Griechenland unternahm. In den nächsten Jahren fesselte ein schweres Siechthum den Künstler an das Krankenlager; doch war er auch in dieser Zeit nicht müßig, sondern betheiligte sich an der Illustration des bekannten Werkes von Ebers: „Aegypten in Wort und Bild." Als er genesen war, begab er sich wiederum nach dem Süden und verbrachte den Winter von 1877 auf 1878 mit seiner Familie in Sicilien. Zu Michaeli 1882 trat er als Lehrer der Aquarellmalerei an der Akademie zu Leipzig ein, in welcher Stellung er noch lange thätig war, da ihn erst am 10. Januar 1894 nach nur kurzem Leiden der Tod aus dem Leben abrief. Inzwischen aber hatte die Aquarellmalerei zumeist in Folge der Erfindung neuer Farben, die sie befähigen, mit der Oelmalerei sieghaft in Wettbewerb zu treten, so gewaltige Fortschritte in Bezug auf Leichtigkeit der Handhabung und coloristische Durchbildung gemacht, daß das einst allgemein geltende Urtheil, daß sich die Aquarelle Werner's, der nur ein guter Zeichner war, durch Kraft und Brillanz der Farbe auszeichnen sollten, nicht mehr verständlich war. Wer seine Art kennen lernen will, kann das am besten im Leipziger Museum thun, das acht Aquarelle von seiner Hand aufbewahrt. Auch in Leipziger Privatbesitz ist eine große Anzahl seiner Arbeiten übergegangen, und ebenso ist er in den Sammlungen der verschiedenen sächsischen Königsschlösser gut vertreten.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon XXI, 300—302, München 1851. — Die Gartenlaube, Leipzig 1865, S. 676—678. — Illustrirte Zeitung, Leipzig 1874, LXIII, 31 und 1894, CII, 72. — M. Jordan, Beschreibendes Verzeichniß der Kunstwerke in der kgl. National-Galerie zu Berlin, 3. Aufl., Berlin 1877, S. 301—302. — Verzeichniß der Kunstwerke im städtischen Museum zu Leipzig, 17. Aufl., Leipzig 1888, S. 13. — L. Nieper, Die königliche Kunstakademie und Kunstgewerbeschule in Leipzig, Festschrift und amtlicher Bericht, Leipzig 1890, S. 27—30.

H. A. Lier.

Werner: Michael Gottfried W., Jurist, geboren zu Neunkirchen im Bambergischen am 26. December 1716, besuchte das Gymnasium zu Oettingen und seit 1734 die Universität zu Wittenberg, wo er am 29. October 1739 unter Aug. Leyser promovirte. Er wurde dort dann 1746 außerordentlicher, 1752 ordentlicher Beisitzer der Juristenfacultät, folgte 1761 einem Ruf als ordentlicher Professor der Rechte nach Erlangen, rückte 1767 von der vierten in die dritte Lehrstelle vor, wurde aber 1772 seiner Dienste entlassen, nachdem unangenehme Händel im Spruchcollegium den Collegen das Zusammenwirken mit ihm verleidet hatten. Seitdem lebte er als Privatgelehrter in Erlangen, bis zu seinem Tode, der am 13. August 1794 eintrat. Er wird geschildert als ein Gelehrter von gründlicher Gelehrsamkeit und erfreulicher Formgewandtheit, aber unerträglich zänkischem Charakter. Seine Arbeiten können besondere Bedeutung nicht beanspruchen; sie beziehen sich hauptsächlich auf Civil- und Kirchenrecht, in letzterem besonders auf die Rechte der Domcapitel.

Fikenscher, Gelehrten-Geschichte der Universität zu Erlangen, 1, 223 fg. — Meusel, Lexik. u. s. f., 15, 31 fg. — v Schulte, Gesch. der Quellen und Litteratur des kan. Rechts. b 137.

Ernst Landsberg.

Werner: Johann Paul v. W., königlich preußischer Generallieutenant, geboren am 11. December 1707 zu Raab in Ungarn, trat 1724 beim Husarenregimente Ebergényi, später Csaky, jetzt Nádasdy Nr. 9, in welchem auch sein Vater stand, in den österreichischen Heeresdienst, machte 1734 den Feldzug in Italien und 1737 bis 1739 den Türkenkrieg mit, zeichnete sich aus, kam aber nur langsam vorwärts, woran wol theilweise die Schuld trug, daß es ihm an Fürsprache fehlte, daß er lutherischen Glaubens und unbemittelt war. Im August 1741 sandte Feldmarschall Graf Neipperg dem Hofkriegsrathe ein Gesuch ein, in welchem W. um Conferirung einer Compagnie bat. In den beiden schlesischen Kriegen zeichnete dieser sich mehrfach aus. Ueber die Thaten, welche er damals gethan hat, berichtete Winterfeld (s. u.) bei den demnächstigen Verhandlungen über Werner's Uebertritt in das preußische Heer, daß er „1. derjenige gewesen, welcher im Anfang der 1. Campagne den Coup auf die Schulenburg'sche Escadron bei Baumgarten und zwar mit 60 Husaren gemacht, 2. den Oberst Malachowski bei Glumpenau gefangen genommen, 3. die Enterprise auf das Bandemer'sche Regiment bei Leubus geführt habe". Auch in den Niederlanden focht er aus Anlaß des österreichischen Erbfolgekrieges. Als er zu diesem Ende 1746 mit der Vorhut des Herzogs Karl von Lothringen über den Rhein ging, erhielt er eine Wunde am Fuße, die einzige in seinem langen Kriegsleben. Aber man wollte ihm in Oesterreich nicht wohl. Als er 1747 bat, ihn unter Belassung einer Compagnie in ein anderes Regiment zu versetzen, berichtete sein Chef Nádasdy, daß er zu keiner Stabscharge tauglich sei.

Anders dachte über ihn Friedrich's des Großen Generaladjutant Hans Karl v. Winterfeld, welcher die Zeit seiner Curaufenthalte in Karlsbad gern benutzte, um aus österreichischen Diensten brauchbare Officiere, namentlich von den Husaren, in preußische herüberzuziehen. W. hatte neue Verdrießlichkeiten ge-

habt. „In der letzten niederländischen Campagne“, schreibt Winterfeld, „wäre ihm ein junger nichtswürdiger Mensch zum Major vorgezogen worden, welcher den Platz vom General Nádasdy erkauft, und als er sich darüber beschwert und seine Entlassung begehrt habe, hätte ihn Nádasdy zum Profoß setzen lassen. Prinz Karl hatte sich zwar dafür interessirt, das geschehene Unrecht durch Beförderung wieder gut zu machen; indeß, es blieb halter beim alten und W. suchte preußischen Dienst“. Schon 1749 kommt er in den Standesacten des k. k. Heeres nicht mehr vor, am 5. December 1751 ward er als aggregirter Oberstlieutenant beim Husarenregimente v. Wechmar (Nr. 6) in preußischen Diensten angestellt, am 26. October 1753 erhielt er eine frei gewordene Escadron, am 3. Februar 1757 wurde er, als Wechmar (s. A. D. B. XLI, 368) den Abschied nahm, an seiner Stelle Chef des braunen Husarenregiments und Oberst. Winterfeld hatte damals berichtet, daß W. nicht allein besonders brav sei, sondern auch die Husaren-Maximen aus dem Grunde verstände, an den Expeditionen, wodurch der General Nádasdy sich Ruhm erworben, habe W. allezeit mit den größten Antheil gehabt und Prinz Karl hätte ihn öfters in den wichtigsten Angelegenheiten gebraucht, da er denn allezeit, was ihm committiret, geschickt und glücklich ausgeführt habe. Von all diesen ihm nachgerühmten guten Eigenschaften hat W. im siebenjährigen Kriege vielfache Proben abgelegt.

Bald nachdem er das Commando des Regiments übernommen hatte, führte er das letztere ins Feld. Beim Einmarsche von Schwerin's Heere in Böhmen führte er die Vorhut der von Fouqué befehligten Colonne, erbeutete am 25. April ein großes österreichisches Magazin in Jungbunzlau, focht bei Prag, dann unter Zieten bei Kolin und Moys und ward darauf nach Schweidnitz gesandt, ließ sich aber nicht wie Warnery (s. A. D. B. XLI, 175) in die Festung einschließen, sondern streifte in Schlesien umher und bestand namentlich am 29. October ein glückliches Gefecht gegen die Panduren bei Klettendorf in der Nähe von Breslau. Unter Zieten kämpfte er standhaft und tapfer am 22. November in der verlorenen Schlacht bei Breslau; in der siegreichen, am 5. December bei Leuthen gelieferten, stand er unter Driesen, der sich hier mit Ruhm bedeckte, bei der sich daran schließenden Verfolgung des geschlagenen Feindes nach Böhmen war wieder Zieten sein Vorgesetzter. Bei Beginn des Feldzuges von 1758 rückte er unter dem Könige nach Mähren; als die Belagerung von Olmütz aufgehoben wurde, gehörte er mit seinem Regimente zur Nachhut, welche mit Ordnung und Geschick den Rückzug deckte. Der König wandte sich alsbald nach der Neumark, W. blieb unter dem Markgrafen Karl in Schlesien und erwarb durch mehrere glücklich bestandene Zusammenstöße des Königs Anerkennung, welcher dieser, wie überhaupt seiner Zufriedenheit mit Werner's und seiner Husaren Diensten, durch des ersteren am 17. December außer der Reihe erfolgte Beförderung zum Generalmajor und durch die Verleihung des Ordens pour le mérite Ausdruck gab. Während des Ueberfalles bei Hochkirch am 14. October befand W. sich bei dem abgesonderten Corps des Generals v. Retzow und vereitelte in Gemeinschaft mit dem Regimente Bayreuth-Dragoner die Versuche der Cavallerie des Prinzen von Baden-Durlach Daun's Erfolge auszubeuten, am 26. d. M. hatte er an dem ruhmvollen Reitergefechte unter der Landeskrone bei Görlitz Antheil. Den Winter auf 1759 brachte W. mit seinem Regimente, dem General Fouqué unterstellt, in der Gegend von Troppau zu und unter diesem stand er im nächsten Jahre an den Grenzen Schlesiens den Oesterreichern gegenüber, in steter Berührung mit denselben, aber ohne daß er Gelegenheit gehabt hätte sich bei den bedeutenderen Kriegsvorfällen hervorzuthun. Die Winterquartiere, welche er alsdann zu decken hatte, befanden sich in Oberschlesien. Bei Landeshut, wo Fouqué am 21. Juni 1760 gefangen wurde und das eine Bataillon der braunen Husaren

focht, war W. persönlich nicht zugegen. Ende Juli war das Regiment in Niederschlesien unter seinem Commando bei der Armee des Prinzen Heinrich wieder vereinigt. Als er am 5. August mit der aus zwei Husarenregimentern und zwei Freibataillonen bestehenden Vorhut bei Parchwitz einen starken feindlichen Posten überfallen und übel zugerichtet hatte, machte ihm der Prinz ein Geschenk von 2000 Thalern. Letzterer stieß dann zur Armee des Königs, W. aber blieb unter General v. der Goltz den Russen gegenüber. Da diese sich unthätig verhielten, ward W. mit seinen Husaren und drei Bataillonen Infanterie zu einem Streifzuge gegen die bei Bunzlau stehenden Oesterreicher unter Beck entsandt, denen er am 27. August die Kriegscasse und viele Gefangene abnahm. Noch glänzender verlief ein Unternehmen, welches ihm im nächsten Monate vom Könige übertragen wurde, der Entsatz der von den Russen und Schweden zu Wasser und zu Lande bedrohten Festung Kolberg. Am 6. September marschirte er zu diesem Zwecke mit seinem Regimente (außer zwei Schwadronen) und drei Bataillonen Infanterie, wozu unterwegs 150 Dragoner stießen, von Glogau an der Oder ab. Kolberg war durch eine russisch-schwedische Flotte, welche ein Belagerungscorps von 6000 bis 8000 Mann herangeführt hatte, von der See und auf der Landseite schwer bedrängt und nur noch einer kurzen Spanne Zeit hätte es bedurft, die Festung in die Hand der Angreifer zu bringen, da erschien am 18. September überraschend der in Gewaltmärschen herangerückte W. und Kolberg war gerettet. Mit Zurücklassung seines Lagers und zahlreicher Geschütze hob der Gegner die Belagerung auf; nur auf dem Wege zur Stadt, in der Nähe der letzteren, hatte W. Gefechte zu bestehen gehabt. Eine Gesellschaft von Vaterlandsfreunden, an deren Spitze der Philosoph Sulzer stand, ließ zum Andenken eine Denkmünze schlagen; zwei Stücke derselben, ein jedes 31 Ducaten schwer, befahl der König in Gold auszuprägen und übersandte sie an W. und an den Commandanten v. der Heyde (s. A. D. B. XII, 346). Während des übrigen Theiles des Jahres 1760 stand W. in Vorpommern wider die Schweden im Felde, im Januar 1761 wurde er gegen die Russen nach Hinterpommern entsandt. Hier empfing er vom Könige aus Leipzig das vom 20. Februar datirte Patent als Generallieutenant, er übersprang dadurch die älteren Husarengenerale Rüsch und Malachowski, auch verlieh der König ihm eine Domherrnstelle zu Minden. In Pommern aber erlitt Werner's bisher so glücklich verlaufene Theilnahme am Kriege eine jähe Unterbrechung. Am 12. September wurde er von den Russen bei Treptow an der Rega überfallen und, nachdem sein verwundetes Pferd unter ihm zusammengebrochen war, gefangen genommen. Er wurde zunächst nach Königsberg, als Zar Peter III. zur Regierung gekommen aber nach Petersburg gebracht. Dieser überhäufte ihn mit Auszeichnungen und Geschenken und bot ihm den Eintritt in russische Dienste an; als W. den Vorschlag ablehnte, ließ er ihn frei. W. kehrte im Frühjahr 1762 zum Könige nach Schlesien zurück, wo man ihm alsbald den Befehl eines abgesonderten Corps übertrug, mit welchem er in Oberschlesien einen Theil des österreichischen Heeres zu beschäftigen und von der Verwendung auf wichtigeren Kriegsschauplätzen abzuziehen hatte. Er entledigte sich seines Auftrages mit Geschick, wichtigere Ereignisse fielen nicht vor. Als dann die dort befindlichen Truppen verstärkt und dem Herzoge von Braunschweig-Bevern unterstellt wurden, entsandte dieser ihn zu Beitreibungen nach Mähren. Nachdem der Auftrag erfüllt war, blieb W. auf dem Kriegsschauplatze in Schlesien thätig, ohne daß er Gelegenheit gefunden hätte sich besonders hervorzuthun.

Nach Friedensschluß bezog das Regiment von neuem seine kleinen oberschlesischen Garnisonen, aus denen der Bairische Erbfolgekrieg dasselbe abrief. W.

erhielt das Commando eines fliegenden Corps. So wenig thatenreich der Krieg verlief, so fand er doch Gelegenheit sich auszuzeichnen, indem er am 11. August 1778 das Lager der Avantgarde des Feldmarschallieutenant Botta unter General v. Knebel bei Glomnitz westlich von Troppau überfiel. — W. starb am 24. Januar 1785 auf seinem Gute Bitschin im Kreise Tost-Gleiwitz, ohne den Schwarzen Adlerorden empfangen zu haben, welchen der König ihm vorenthielt wie er es bei Wedel, dem Dictator (s. A. D. B. XLI, 410), gethan hatte. Werner's Name ist auf einer der Ehrentafeln des Friedrichsdenkmals unter den Linden in Berlin verzeichnet. Daß er den König auf dessen Ritte vom Schlachtfelde bei Molwitz habe entschlüpfen lassen, ist eine Sage, welche aller Begründung entbehrt. — W. war seit 1756 mit einem Fräulein v. Schimonski verheirathet, sein Mannesstamm erlosch schon mit dem einzigen seiner Söhne, welcher ihn überlebte. 1767 hatte der König ihm eine Amtshauptmannschaft verliehen.

Mittheilungen des k. und k. Kriegsarchivs, Neue Folge, I. Band, Seite 213, Wien 1887. — H. Freiherr v. Wechmar, Braune Husaren, Berlin 1893. B. Poten.

Werner: Friedrich Ludwig Zacharias W. wurde geboren in der Mitternachtsstunde des 18. auf den 19. November 1768 zu Königsberg, wo sein Vater Professor der Beredsamkeit und Geschichtskunde war und neben andern Aemtern auch das eines Theatercensors innehatte. Der trotz Kränklichkeit und Pedanterie allbeliebte Mann starb jedoch schon 1782, und der Knabe, der seinem Schmerze in einem wehmüthigen, wenn auch etwas pathetischen Gedicht einen frühreifen Ausdruck verlieh, kam nun ganz unter den Einfluß seiner Mutter, die, eine Nichte des Arztes und Dichters Joh. Valentin Pietsch, des Lehrers Gottsched's, hochbegabt aber religiös überspannt war. Im Jahre ihres Todes schrieb W. an Karl Regiomontanus (Pseudonym für K. F. Fenkohl) über sie: „diese heilige Kunstseele, die an Geist und Phantasie noch immer das erste Weib ist, das ich gekannt habe“, und noch im Prolog seines letzten Werkes, der „Mutter der Makkabäer“ bezeichnete er sie als Phönix-Pelikan; auch Hippel nannte sie „eine Frau, die jeden Gegenstand mit Adlerblicken durchschaue“. Kaum richtig ist es, wenn E. T. A. Hoffmann ihren späteren religiösen Wahnsinn, in dem sie sich selber für die Jungfrau Maria und den Sohn für Christus hielt, schon in dessen Knabenjahre zurückverlegt, jedenfalls aber werden wir die ganze Erziehung des Dichters, der die feste Männerhand fehlte, als eine unglückliche bezeichnen müssen. Er verkehrte als Knabe viel im Hause eines Oheims, der gegenüber der katholischen Kirche wohnte und besuchte fleißig das Theater, sodaß ihm also frühe schon die beiden schließlich sein ganzes Leben bestimmenden Mächte, Bühne und Katholicismus, nahetraten. Im Herbste 1784 bezog der Jüngling die Universität seiner Vaterstadt als Jurist und hörte auch bei Kant; die stärksten Eindrücke aber empfing er von der Lectüre Rousseau's, mit dessen Todestag er lange Zeit seine Jahresrechnung begann, wie er auch noch 1808 auf seiner ersten Schweizerreise zu allen durch diesen seinen Heiligen geweihten Städten des Genfersees mit Inbrunst wallfahrtete. 1789 erschien eine erste kleine, von der Kritik nicht unfreundlich empfangene Sammlung Gedichte, die einen ziemlich engen Anschluß an ältere Vorbilder, besonders an Bürger und Claudius zeigen, und deren längstes Stück, eine Blaubartgeschichte „Der Schlüssel“ in zwei Gesängen nach Wieland's Vorbild den alten Stoff mit wenig Witz und viel Behagen als komische Erzählung behandelt. Im gleichen Jahre schrieb er auch Theaterrecensionen für die Königsberger „Preußische Monatsschrift“. 1790 führte ihn eine kurze Reise nach Berlin und Dresden, wo er sich neben der Kunstbegeisterung insbesondere für Rafael, dessen Namen uns von da an in den Gedichten öfter begegnet, schon einem ziemlich wüsten Leben

scheint hingegeben zu haben: ein Schwanken zwischen dem durch die Erziehung genährten frömmelnd mystischen Streben über diese Welt hinaus und der in seiner Natur tief eingewurzelten gemeinen Sinnlichkeit, wie es nun immer mehr sein Leben, dem jeder feste Halt fehlte, bestimmte. 1792 geht er in Königsberg mit einer gewöhnlichen Dirne durch und läßt sich in Warschau mit ihr trauen; er lebt in Rousseau'scher Naturbegeisterung kurze Zeit auf einem kleinen Gut bei seiner Vaterstadt, zieht dann in untergeordneter Stellung als Kammersecretär nach Petrikau und muß von da schon 1794 wegen des Ausbruchs des Madalinsky'schen Aufstandes flüchten. Ueber Berlin und Frankfurt a. O. kommt er wieder nach Königsberg, ohne eine bessere Stellung, die er suchte, erlangt zu haben; er trifft seine Frau, die sich inzwischen mit einem Andern getröstet hatte, in Marienwerder und geht nach Thorn, wo er die Petrikauer Kammer wiederfindet. Zu Johanni 1794 wird er, immer noch ohne Gehalt, an die Kammer zu Plozk versetzt, trennt sich bald darauf von seinem Weibe, das unterdessen in Königsberg mit einem Komödianten gelebt hatte, und führt nun ein freies Junggesellenleben, sodaß er selber noch viel später die zwei Jahre, die er in Plozk verblieb, als „die glücklichsten, frohesten und heitersten seines Lebens" betrachtete. Unter anderen Gedichten schrieb er im Sommer 1794 einen „Schlachtgesang der Polen unter Kosziusko", der nach seinem eignen Worte „viel unverdiente Celebrität" erhielt. 1796 wurde er mit Gehalt nach Warschau versetzt und ergab sich in der liederlichen Stadt, die am besten mit seinen Worten an Regiomontanus „alle Laster zügellos, kein schuldloser Genuß" charakterisirt wird, erst recht einem liederlichen Leben, ohne doch völlig darin aufzugehen. Auch der Freimaurerei trat er um diese Zeit näher, hauptsächlich unter dem Einfluß des Oberlotterieassessors Joh. Jak. Mnioch (1765—1804), eines hochbegabten, freidenkenden Mannes, der auch litterarisch vielfach thätig war. W. wurde innig mit ihm befreundet und verdankte dem „heiligen Künstler" nach eignem Eingeständniß viel. Er erhielt in der Loge zum goldenen Leuchter den Meistergrad und das Amt des Redners, schrieb 1798 mehrere Logengedichte und zur selben Zeit die stark katholisirenden Strophen „Maria". 1799 auf Urlaub in Königsberg ließ er sich mit einer „Demoiselle J. die eine Legion Liebhaber gehabt" verkuppeln und heirathete sie „aus Tollheit, aus Ekel vor dem Coelibat, halb auch aus Interesse ohne alle Liebe". Wieder in Warschau fand er in dem jungen, als Auscultator dahin versetzten Hitzig, seinem späteren Biographen, einen getreuen Jünger, und jetzt erst regte sich zum ersten Male der Dramatiker in ihm: 1800 begann er seine „Söhne des Thales" und gab der besonders im ersten Theile bedeutsam heraustretenden sympathischen Jünglingsfigur des Schotten Robert d'Oredin die Züge seines Freundes, mit dem er allwöchentliche, von ernsten Gesprächen belebte Ausflüge zu der im dichten Walde gelegenen Camaldulenser Abtei Bielany unternahm. Die so leichthin geschlossene Verbindung mit seiner Frau konnte nicht dauern: eine die Gatten etwas näher zusammenführende Schwangerschaft endete bald mit einer Fehlgeburt und im Frühling 1801 wurde nach anderthalbjährigem Bestand auch diese „jämmerliche" zweite Ehe geschieden. Schon im August des gleichen Jahres ging W. eine ebenso leichtsinnige dritte ein mit einer achtzehnjährigen Polin, die der leicht Entzündliche leidenschaftlich liebte, und von der er später noch schreibt: „außer meiner seligen Mutter kenne ich kein Weib von einer so glühenden Phantasie". Im folgenden Winter rief ihn seine schwerkranke Mutter nach Königsberg; dort vollendete er sein erstes Drama und kehrte auch im nächsten Sommer nach einigen Monaten in Warschau in seine Heimathstadt zurück, um in immer wieder verlängertem Urlaub der Mutter nahe zu sein. In eifriger Arbeit vollendete er den zweiten Theil seiner „Söhne des Thales" noch im J. 1803, in dem

auch der erste gedruckt erschien. Das ganze Werk predigt in romantischer Verworrenheit Ideen, die W. damals auch im Leben in That umsetzen wollte. Ein Kreis von Jüngern, darunter als begabtester der junge Rafael Bock, hatte sich um ihn gebildet, er stand in eifrigem Verkehr mit einem seltsamen Mystiker, dem Prediger Christian Mayr, und suchte durch den nach Berlin zurückgekehrten Hitzig Anschluß an die Führer der Romantik, insbesondere an A. W. Schlegel, während Friedr. Schlegel, Tieck, Wackenroder und Schleiermacher seine liebste Lectüre bildeten. Jetzt sollte Ernst gemacht werden mit den Ideen, mit welchen die Romantiker bisher nur gespielt hatten, er wollte eine Verbindung aller Edlen zum Zwecke der Vergöttlichung des Menschengeschlechts gründen, die, als eine Art geheimen Ordens gedacht, der in sich einigen Dreiheit Liebe, Kunst und Religion überall zum Siege verhelfen sollte. Diese selben Ideen sind es, die seinem Drama „Die Söhne des Thales" zu Grunde liegen. Das überlange, in zwei Theile von je sechs Acten (I. Die Templer auf Cypern, II. Die Kreuzesbrüder) zerfallende Werk behandelt, in der Technik sichtlich von Tieck's Vorbild beeinflußt, den Untergang des Templerordens, dessen Geschichte W. eingehend studirt hatte, und zeigt in seiner Mischung theatralisch äußerst wirksamer Scenen und mystisch verworrener Auftritte, in denen die ganze Tiefe religiöser Schwärmerei sich aussprechen will, schon die beiden Hauptzüge fast aller seiner Dramen. Die eigentliche Persona agens, eben „das Thal", das Werner's eigene Zukunftskirche, einen von ihm geschaffenen „idealisirten Katholicismus", verkörpert, erinnert an Goethe's Mächte des Thurmes in dem von den Romantikern so hoch gepriesenen Wilhelm Meister; das Ganze ist eigentlich nur für Freimaurer völlig verständlich, deren Lehre durch romantische Umbildung gereinigt, verjüngt und auf eine höhere Stufe gehoben werden soll. So will das Werk, dem, vom dramatischen Standpunkt aus betrachtet, jede Concentration auf eine Hauptperson mangelt, und das so in einzelne oft nur lose verknüpfte Scenen und Scenengruppen zerfällt, „das Evangelium des neuen Bundes" predigen und zerfließt schließlich ganz in Mystik. — Am 24. Februar 1804 starb Werner's Mutter am gleichen Tage wie sein Freund Mnioch, und dies erschütternde Zusammentreffen bestimmte noch Jahre nachher den schon im Titel ausgesprochenen dies fatalis seines einzigen Schicksalsdramas; sie hinterließ ihm ein Vermögen von 12 000 Thalern. Er ging nach Warschau zurück und lernte dort jetzt E. T. A. Hoffmann kennen; auch den alten Freund Hitzig fand er wieder. Aber er fühlte sich ans kalte Dienstjoch festgeschmiedet und suchte mit allen Kräften von Warschau, wo ihm auch die Familie seiner Frau schwer auflag, loszukommen. So schickte er sein Werk an Goethe nach Weimar, an Dalberg nach Erfurt, an Iffland nach Berlin und schrieb Besprechungen für die Litteraturzeitungen von Halle und Jena; aber seine Wünsche und Hoffnungen richteten sich am stärksten auf Berlin: Iffland und das ihm unterstellte Nationaltheater sollten die Träger seiner neuen Kunst werden. In dieser Aussicht hatte er den Stoff seines zweiten schon in Königsberg begonnenen Trauerspiels „Das Kreuz an der Ostsee" gewählt: die Eroberung des heidnischen Preußens durch die deutschen Ordensherren. Jetzt beendete er dessen ersten Theil „Die Brautnacht", aber auch hier gerieth ihm die Ausführung durchweg romantisch und mystisch. Die Metren wechseln rasch zwischen Trochäen, Stanzen, Terzinen, Sonetten u. s. f., sodaß E. T. A. Hoffmann, der die dazu nöthige Musik componirte, mit Recht sagen konnte: „dieses Kreuz kreuzige einen wirklich mit allen nur möglichen Formen der neuen Schule"; das Stück rechnet stark auf die Hülfe der Tonkunst und verschmäht auch sonst nirgends äußerliche, opernhafte Effecte. Die eigentlich handelnde Person, der Geist des heiligen Adelbert, ist eine allem Menschlichen entrückte Wunderfigur, deren Walten immer räthselhaft, öfter ganz unverständlich

bleibt. Dagegen sind neben wirksamen Bühnenscenen besonders die Frauengestalten, die „einen Cyclus polnischer Weiblichkeit“ geben, und unter ihnen Malgona, das Porträt der dritten Gattin des Dichters, wohlgelungen. Aber die zu Grunde liegende Empfindung ist unrein und führt nach Karoline Herder's Wort „zu einer krankhaften Mischung von Heilands- und Begattungsliebe“. Vom zweiten Theile, den W. in seinen letzten Lebensjahren noch beendigt haben soll, der aber trotz aller gegentheiligen Angaben nie (auch nicht 1820 bei Wallishauser in Wien) im Druck erschienen ist, waren einige Hauptscenen von großer Wirkung schon damals ausgeführt. An Schiller's Todestag, 9. Mai 1805, schickte er den ersten an Iffland. Dieser sandte zwar als Zeichen seiner Verehrung für den Dichter 25 Ducaten, lehnte aber die Aufführung in schmeichelhaftester Weise ab. Versagte sich ihm so die Bühne, so suchte er nun Chamisso, der sich an ihn gewandt hatte, und dessen Freundeskreis zur Ausbreitung seiner Ideen zu gewinnen, jedoch ohne Erfolg. — Endlich im Herbste 1805 sollte sich sein Hauptwunsch erfüllen: Geheimerath Kunth, der mit dem Minister vom Stein nach Warschau gekommen war und sich in Werner's Frau verliebt hatte, verschaffte ihm eine Secretärstelle bei Minister Schrötter, und so traf der Dichter im October in dem heißersehnten Berlin ein. Nach einigen ehelichen Auftritten, bei denen die Gatten abwechselnd die Rollen des Schuldigen und des Großmüthigen spielten, kam es noch vor Jahresschluß zur Scheidung, und bald darauf heirathete Kunth die ehemalige Frau Werner's, mit der dieser übrigens in freundlicher Beziehung blieb, und die er noch in seinem Testamente bedachte. Mit dem Beginn des neuen Jahres begann W. sein bekanntestes und bis heute gelesenstes Drama „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“, wozu ihm Johannes v. Müller die geschichtlichen Quellen verschaffte, und vollendete es in wenigen Monaten. Nachdem er noch den Schluß nach einer Anregung des Cabinetsrathes v. Beyme umgearbeitet hatte (erst in dieser neuen Fassung erscheint Luther unter den Bilderstürmern), fand am 11. Juni 1806 die erste Aufführung statt und erzielte einen solchen Erfolg, daß binnen einem Monate vierzehn weitere folgen konnten. Der Dichter erhielt das damals unerhört hohe Honorar von 500 Thalern. In der Titelrolle gab Iffland eine seiner vielbewunderten Glanzleistungen, auch las er noch im selben Sommer das Stück in mehreren Städten vor. Aber wieder erscheint der Held, der bald in den behaglich ausgeführten, häuslichen Scenen an Iffland'sche Lieblingsfiguren, bald, in seinen derben Zügen, an Goethe's Götz erinnert, in der Hauptsache als ein mystisch-visionärer Heiliger ohne eigene Kraft, als willenloses Werkzeug einer höheren Macht, und ähnlich ist auch das weibliche Gegenstück Katharina von Bora gehalten. Viel Allegorie und Symbolik ist, besonders gegen den Schluß hin, auch in diesen volksthümlichen Stoff hineingeheimnißt, und das Ganze wird unwahr bis zur Verzerrung. Im einzelnen ist manches wahrhaft poetisch herausgearbeitet, und vorzüglich sind wieder die theatralischen Massenscenen, der Reichstag von Worms etwa, aber wieder wird die Musik, gelegentlich mit charakteristischem Effect die beiden Confessionen contrastirend, zur Steigerung der Wirkung in opernhafter Weise herbeigezogen. „Der Eindruck des Ganzen ist widrig religiös“ schrieb Zelter in seinem Bericht an Goethe, und dieser fällte auf Grund der ihm allein bekannten „Söhne des Thales“ das auch hier gültige, scharfe Urtheil: „das sollen nun Ideen heißen und sind nicht einmal Begriffe“. — Nach einem kurzen Ausflug nach Dresden erlebte W. den Einzug Napoleon's in Berlin, und bald darauf veranlaßte Iffland trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse den Dichter zu einer Umarbeitung des ersten Theils der „Söhne des Thales“ für die Bühne, die er mit 75 Thalern honorirte. Aber die erste Aufführung am 10. März 1807 war einem Durchfall verzweifelt ähnlich, was W.,

der alle Schuld daran nur Iffland's allzu effectvoller Inscenirung beimaß, zum Entschlusse brachte, nicht mehr für die Bühne zu schreiben; er blieb diesem Entschlusse so wenig treu, als den meisten andern seines Lebens. In Berlin war in dieser politisch so trüben Zeit wenig für ihn zu hoffen, und so begann jetzt die lange Epoche seiner Wanderschaft, seines Unstätseins, die, innerlich abgeschlossen durch den Uebertritt zur katholischen Kirche 1810 in Rom, äußerlich bis zu seiner Festsetzung in Wien (1814) andauerte. Zunächst lockte die Donaustadt zum ersten Male: ein Wiener Schauspieler, der in Berlin neue Kräfte anwerben sollte, machte ihm Hoffnungen, und so reiste er denn Ende April über Dresden und Prag nach Wien. Trotz seines Entschlusses, dem Drama zu entsagen, vollendete er schon in Prag eine neue Tragödie „Attila, König der Hunnen“, worin die Gottesgeißel, zu der ihm doch der „Normaltyrann“ Napoleon zum Vorbilde gedient hatte, bald als unbeugsamer Vertreter des ewigen Rechtes, bald als weich empfindender, unter seiner Mission leidender Mensch dargestellt wird, und das schon im Luther angedeutete mystische Liebessystem, dessen Verkündigung der Dichter nun zu seinem Lebenszwecke machte, zum ersten Mal in voller Breite entwickelt wird; Vorbedeutungen und Wunder spielen auch hier eine große Rolle. Wien mit seinem vielgestaltigen, leichten Leben, von dessen Eindrücken er einige in Sonetten festhielt, behagte ihm ganz besonders, aber die Censur beanstandete den „Attila“, und doch hing die Möglichkeit einer Anstellung von einem Bühnenerfolg ab. So vollendete er rasch seine „Wanda, Königin der Sarmaten“, eine Art Amazonendrama, das im Gegensatz zu allen früheren Werken klar und einfach gebaut ist und besonders zur Aufführung geeignet erscheint, wenn auch im letzten Acte der Mysticismus wieder mächtig durchbricht, und der Geist Libussa's Werner's Liebesevangelium in einer überlangen, bei späteren Aufführungen in Weimar durch ein Sonett ersetzten Rede verkündigen muß. Auch mit Berlin knüpfte er wieder an und sandte einen größtentheils schon früher gedichteten scenischen Prolog zur Friedensfeier an Iffland, aber dieser lehnte in höflichster Weise ab, und die Wanda wurde in Wien zurückgewiesen. So verließ er denn Ende September die ihm liebgewordene Stadt und ging zunächst nach München, wo er Friedr. Jacobi und Schelling kennen lernte. Auf den nun folgenden Reisen, die im einzelnen zu verfolgen hier zwecklos wäre, zeigt sich uns überall dasselbe Bild: während W. einerseits mit den Vornehmen in regem geistigen Verkehr steht, überall sein mystisches Liebesevangelium verkündet und damit besonders bei den Damen Erfolge erzielt, läßt er andrerseits seiner Sinnlichkeit freien Lauf und notirt in seinem Tagebuch mit cynischer Offenheit die verschiedenen Abenteuer mit gemeinen Dirnen. Seine mit Vorliebe in Sonettenform gefaßte Wanderlyrik besingt nur die erste Seite, aber im Leben mischen sich ihm Himmlisches und Irdisches fortwährend, und haltlos schwankt er zwischen sublimer Mystik und thierischer Wollust hin und her: den harmonischen Ausgleich wahren, echten Menschenthums, wie ihn in schönster Weise der von ihm so hochgepriesene Dichter der Iphigenie verkörperte, hat er nie gefunden. Von München ging er über Stuttgart, wo ihn die mimischen Darstellungen der Hendel-Schütz zu einem Sonette begeisterten, nach Frankfurt und weiter nach Thüringen. In Jena trat er am 1. December 1807 im Frommann'schen Hause zum ersten Male Goethe gegenüber, dem er seine Reisesonette vortrug. Noch 1822, als er längst auf ganz andern Bahnen wandelte, und der Olympier sich schweigend von ihm abgewandt hatte, gedenkt er in seiner Selbstbiographie dieses Tages in folgenden Worten: „... Größeres stand ihm bevor, als er im December 1807 zu Jena das erste Mal den universellsten und klarsten Mann seiner Zeit (den Mann, dessen Gleichen Niemand der ihn sah, jemals wiedersehen wird), den großen, ja einzigen Goethe

und sodann an dessen Hand zu Weimar den deutschen Normalfürsten erblickte". Damals feierte er ihn aufs begeistertste in seinen Sonetten als Helios und Sonnenkoloß, und gab durch ein Charadensonett auf Minna Herzlieb den Anlaß zu Goethe's eigenen Dichtungen in gleicher Form. Auch in Weimar machte er sich als „Liebesgesell" durch anschmiegsames Wesen rasch beliebt und gewann selbst Herder's Gattin, obgleich ihr seine Mystik gar nicht behagte; er trug in Anwesenheit der Herzogin bei Goethe sein „Kreuz an der Ostsee" und später auch den „Attila" vor und schloß einen hohen Freundschaftsbund mit Sophie v. Schardt, ohne doch daneben auf die niedere Minne zu verzichten. Zum Geburtstag der Herzogin Luise ließ Goethe am 30. Januar 1808 die „Wanda" aufführen, und diese Vorstellung, die durch ein Gebet Werner's eröffnet und mit seiner Bekränzung durch junge Mädchen geschlossen wurde, fand großen Beifall. Aber wie es scheint, wurden seine „Attacken auf hübsche Mädchen" in der Gesellschaft bekannt und machten ihn, wenigstens für den Augenblick, unmöglich; so dichtete er denn sein Abschiedslied und zog nach Berlin, Iffland lehnte jedoch die „Wanda" trotz des Weimarer Erfolges ab. Er wanderte also weiter von Stadt zu Stadt, an den Rhein, den er bis Köln bereiste, dann in die Schweiz, die er großentheils zu Fuß und als Begleiter des Kronprinzen von Baiern durchzog, nach Oberitalien bis Mailand und Genua, und wieder in die Schweiz, wo er nun Pestalozzi in Yverdon aufsuchte, am Genfersee Wallfahrten nach allen von Rousseau geweihten Orten unternahm und endlich bei Frau v. Staël in Coppet, die er in Interlaken kennen gelernt hatte, eine dreiwöchentliche Rast hielt. Da traf er A. W. Schlegel und Oehlenschläger, Benjamin Constant und Sismondi, und Alle, vor allen aber seine geistvolle Wirthin suchte er in schlechtem Französisch zu seinem mystischen Religions- und Liebessystem zu bekehren. Anfang November ging er nach Paris, kehrte aber schon nach vier Wochen in die Heimath zurück und wandte sich wieder nach Weimar, vielleicht in der stillen Hoffnung, dort am Theater Goethe's Nachfolger zu werden, da dessen Stellung schon damals durch die Intriguen der Jagemann erschüttert war. Weihnachten 1808 traf er ein und brachte wahrscheinlich sein neues Trauerspiel „Kunegunde, die Heilige", für welches er in Coppet legendare und historische Quellen eifrig studirt hatte, schon fertig mit. Auf ganz verklausulirten Voraussetzungen baut sich aus Zufällen und Eingriffen des geheimnißvoll im Hintergrunde stehenden Klausners Romuald eine an die Genovefa erinnernde legendenhafte Handlung zusammen, in deren mystischer Luft Wunder ganz alltäglich erscheinen, und die trotz einiger Prachtscenen, wie etwa das Turnier des Gottesgerichtes, nirgends dauernd zu fesseln vermag; denn Alles geschieht außerhalb der Schranken wirklichen Menschenthums, und die Hauptfigur, die Poppenberg mit Recht „eine hysterische Heilige" nennt, bleibt uns völlig gleichgültig. Mit Goethe, der sich kurz nach Werner's Ankunft über dessen „schiefe Religiosität" tüchtig erzürnt hatte, stellte sich nochmals ein leidliches Verhältniß her, ja er dichtete auf Goethe's Veranlassung und vielleicht sogar im Wettstreit mit ihm den Einacter des Fluches „Der 24. Februar", während Goethe in gleicher Form den Segen behandeln wollte, den Plan aber nicht ausführte, und auch Werner's Stück erst 1810 auf die Weimarer Bühne brachte; damals verglich er es dem darob empörten Wieland gegenüber mit Branntwein. Das kleine, wie die „Heilige Kunegunde" erst 1815 gedruckte Werk, nach dem „Blunt" von Moritz und Tieck's „Abschied" und „Karl von Berneck" das früheste deutsche „Schicksalsdrama" im engeren Sinne, hat durch seinen meisterhaften Bau und die gewaltige Bühnenwirkung eine weit über diese Vorläufer hinausgehende Bedeutung erlangt und steht an der Spitze jener ganzen Reihe von Schauerstücken, die unter dem bezeichneten Namen zusammengefaßt zu werden pflegen. Goethe's

Einfluß ist es zuzuschreiben, daß dieses Mal (und es ist das einzige Mal in Werner's ganzem Schaffen!) alle Mystik bei Seite gelassen wird, und nur die geheimnißvolle Macht des freilich schon hier kleinlich und fratzenhaft erscheinenden „Schicksals“ in das menschliche Geschehen eingreift. Dabei muthet das Drama durch die Kraft der Stimmungsmalerei, die es entwickelt, ganz modern an, und der Dichter gibt der einfachen, aber schaudervollen Criminalgeschichte persönliche Züge, indem er sie nach dem, ihm von seiner Schweizerreise her bekannten, einsamen Wirthshaus Schwarenbach (er selber schreibt Schwarrbach) an der Gemmi verlegt und als dies fatalis den seiner vielgeliebten Mutter und seinem edlen Freunde Mnioch gemeinsamen Todestag wählt. — In Weimar stand damals W. beim Herzog Karl August, den er durch die drastische Erzählung seiner Liebesabenteuer trefflich zu unterhalten verstand, in besonderer Gunst: er bezog als Wohnung das Haus der Primadonna Jagemann und aß oft mit dem Fürsten und dessen Geliebten. Im April 1809 verlieh ihm der Fürst-Primas Dalberg, ebenso wie zu gleicher Zeit Jean Paul, ein Jahresgehalt von 1000 Reichsgulden. Er blieb noch bis Ende Mai in Weimar und ging dann nach Jena zu Goethe, der durch Werner's Intimität mit seiner Feindin Jagemann schwer gekränkt sich doch völlig mit ihm aussöhnte und sich an dem derben, kräftigen „Ehestandslied: Die drei Reiter“, das ihm W. mehrfach vortragen mußte, baß ergötzte. So schieden sie in voller Herzlichkeit: sie sollten sich nie wiedersehen, und die Bahn des Unstäten führte ihn immer weiter ab von den klaren stetig höher steigenden Wegen Goethe's. Dalberg, den der Dichter nun dankeshalber in Frankfurt aufsuchte, gab ihm die Wahl des Wohnortes frei, und so wandte er sich nach einer abermaligen Rheinreise wieder in die Schweiz zu seiner „Aspasia“ Frau v. Staël, in deren Salon eine Aufführung des „24. Februar“ veranstaltet wurde, und die ihn im Entschlusse einer Romfahrt bestärkte. Nach achtwöchentlicher Rast in Coppet zog er nach Süden und traf am 9. December in der ewigen Stadt ein. Zunächst ließ er sich behaglich treiben im vollen Strome des römischen Lebens, verkehrte mit dem Prinzen Friedrich von Sachsen-Gotha und mehreren Künstlern und suchte daneben seine sinnliche Lust in gewohnter Weise zu befriedigen, nach seinen eigenen Worten „gehetzt von Reu zu Gier, von Gier zu Reu“. Aber auch seine letzte, innerlich wie äußerlich wichtigste Umwandlung sollte ihm von Goethe kommen. Anfangs 1810 las er „die Wahlverwandtschaften“ und eine Stelle darin über Ottiliens Entsagung packte ihn so, daß auch er seinem Sündenleben zu entsagen beschloß. Doch damit nicht genug, Alles sollte neu werden; er trat zum katholischen Glauben über. Was seine Dichtungen bisher fast ausnahmslos gepredigt, den Bund aller Edlen zur Vergöttlichung der Menschheit, sein mystisches Liebessystem, jenes Aufgehen des Liebenden im Geliebten ohne die irdische Vermischung: all das fand er erfüllt und vollendet in der katholischen Kirche. So legte er nach ernster Vorbereitung schon am 19. April (Gründonnerstag) 1810 (nicht 1811, wie einem spätern Irrthume Werner's in seinem Testament zufolge fast überall zu lesen steht) sein Glaubensbekenntniß in die Hände seines Lehrers, des Abbate Pietro Ostini vom Collegio Romano, ab, und im Tagebuche, wo er bisher genau seine Ausschweifungen aufzeichnete, finden wir nur noch das Verzeichniß täglicher geistlicher Uebungen und Gebete: der einstige „Liebesgesell“ wird zum „Santo Wernero“, wie man ihn nun in Rom nannte. Ein kurzer Ausflug nach Neapel brachte ihm als Haupterlebniß das Januariuswunder: gerade in dem Augenblick, da er zu Gott gefleht hatte um ein Zeichen, ob er recht gehandelt mit seinem Uebertritt, floß das Blut. Wieder in Rom zeigte er auch in Bekehrungsversuchen den fanatischen Eifer des Proselyten; er rühmte sich später, fünf Deutsche in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückgeführt zu

haben. Selbst bei Marianne Jung, die damals mit ihrem Pflegevater und späteren Gatten Willemer die ewige Stadt besuchte, probirte er es, freilich ganz erfolglos. Sein Entschluß, auch die letzten Consequenzen zu ziehen und Priester zu werden, stand fest, aber theils seine Eigenschaft als Neubekehrter, theils die in den politischen Verhältnissen bedingte Entfernung des Papstes von Rom verzögerte die Ausführung desselben. Werner's lyrische Dichtung wird jetzt eine fast ausschließlich geistliche, er besingt Italien als das Land des Heils und des Schönen und versucht sich auch in epischen Canzonen, die Rafael's Leben und seine Stanzen behandeln, aber Fragment geblieben sind. Im Sommer 1811 lebte er längere Zeit bei den Capuzinern in Albano, dann wieder in Rom, wo er in einem nahen menschlich schönen Verhältnisse zu seinen Hauswirthen, ganz einfachen Leuten, stand und deren jüngstes Kind aus der Taufe hob. Im gleichen Jahre erschienen die „Klagen um seine Königin Luise von Preußen", die er schon kurz nach ihrem Tode (19. Juli 1810) geschrieben, in einem Separatdrucke: ein wahrhaft schönes Gedicht auf die geliebte Fürstin ohne jede aufdringlich katholisirende Färbung. Anfang 1812 suchte er vergeblich den in Rom eingetroffenen Prinzen Bernhard von Weimar zu bekehren; einen größeren Theil des Jahres verbrachte er in Florenz. Als im folgenden Overbeck übertrat, schrieb er sich ein großes Verdienst daran zu. Aber er glaubte sein Ziel in der Heimath rascher erreichen zu können, und so verließ er denn Rom am 22. Juli 1813, suchte bei und durch Dalberg seinem Zwecke näher zu kommen und setzte sich in dessen Sprengel zu Frankfurt a. M. fest. Die Kirche forderte von ihm einen Widerruf seiner Irrthümer, und er schrieb jenes ungeheuerliche Gedicht in Nibelungenstrophen „Die Weihe der Unkraft", das schon in dieser Ueberschrift gegen den Nebentitel seines populärsten Werkes polemisirte, obgleich wahrlich sein Luther mehr vom katholischen Heiligen, als vom willensstarken Kirchenreformator an sich hatte, und das nach Varnhagen's Worten „halb faselnd, halb trunken" den Sieg der Verbündeten besang. Nach heftigen Selbstanklagen trat er darin als Prediger des Glaubens und der Demuth auf, eitel und schwächlich zu gleicher Zeit: ein kläglicher Widerruf eines eigenartigen und reichen, wenn auch nie zu voller künstlerischer Höhe gereiften poetischen Schaffens. Es wurde 1814 als Ergänzungsblatt zur deutschen Haustafel gedruckt; schon im Jahre vorher waren in Frankfurt Werner's „Kriegslied für die zum heiligen Kriege verbündeten deutschen Heere" und bald darauf sein „Tedeum zur Einnahme von Paris" in gleicher Weise als Separatabdrucke erschienen. Auch mit Goethe suchte er sich sowol in einem Briefe, den fünf Sonette „an Helios" begleiteten, als in dem damals geschriebenen „Prolog zum 24. Februar", worin er von Aspasia und Helios Abschied nahm, wie auch später nochmals in der Vorrede zur „Mutter der Makkabäer" auseinanderzusetzen, nicht ohne selbst hier leise Bekehrungsversuche zu machen; Goethe antwortete nicht mehr direct, schrieb aber unterm 6. Februar 1814 jene kräftigen, derben, den Nagel auf den Kopf treffenden Verse „Herr Werner ein abstruser Dichter", die erst in der Weimarer Ausgabe (V 1, 195) aus dem Nachlasse veröffentlicht wurden. Ende Januar 1814 trat W. in das Priesterseminar zu Aschaffenburg und empfing am 16. Juni die Weihen. Mitte August traf er in Wien ein, und damit begann eine neue letzte Periode seiner Wirksamkeit: als Prediger erhielt er in der glänzenden Stadt, wo bald darauf der Congreß eröffnet wurde und ganz Europa sich zusammenfand, einen ungeheuren Erfolg. Ein wahrer Abraham a Sancta Clara redivivus verstand er es, Vornehm wie Gering gleichermaßen zu fesseln, sodaß es Mode wurde ihn zu hören; auch auf der Kanzel fratzenhaft bis zur Unanständigkeit, verschmähte er kein Mittel, um Effect zu erzielen. Er verkehrte viel im Hause des Regierungsrathes v. Pilat, dem damaligen Centrum des katho-

lischen Wiens; dort traf er Friedrich Schlegel und den Pater Hoffbauer, dessen Andenken er 1820 ein langes Gedicht weihte. Ein volles Jahr, vom Frühling 1816 bis zum Frühling 1817, verbrachte er in der Familie des edlen Grafen Choloniewsky zu Kamieniec in Podolien, wo er auch zum Ehrendomherr des Cathedralcapitels erwählt wurde. Im übrigen pflegte er den Winter in Wien, den Sommer in verschiedenen Provinzen der österreichisch-ungarischen Staaten zu verleben. Neben der geistlichen Lyrik, die seine letzten Jahre erfüllte und in den fünfundzwanzig Gedichten der „geistlichen Uebungen für drei Tage" gipfelte, schrieb er noch, durch eine schwere Krankheit im November 1817 unterbrochen, eine letzte Tragödie „Die Mutter der Makkabäer", ein Märtyrerstück, dessen Helden nur durch Gott stark sind. Die Titelfigur Salome, die weitaus am besten gelungen ist, trägt manche Züge von Werner's eigener Mutter; aber in der Handlung spielt überall ein directes Eingreifen himmlischer Mächte mit, und in den übrigen Figuren hat die Gestaltungskraft stark nachgelassen. Einzelne scenische Massenwirkungen, wie der opernhafte großartige Triumphzug des Antiochus und Aehnliches, lassen noch den ehemaligen effectsichern Theatraliker erkennen. Seit November 1819 lebte er im Hause des Erzbischofs zu Wien, des Grafen v. Hohenwarth. Im J. 1821 machte er das Noviziat bei den Redemptoristen durch, trat aber nach Vollendung desselben wieder aus, theils weil er sich schon kränklich fühlte, theils und noch mehr aus inneren Gründen: das christliche Ordenswesen entsprach nicht seinem Ordensideale. Er zog wieder zu den Augustinern, in deren Kloster er schon früher gelebt hatte, und predigte in der letzten Zeit seines Lebens eifriger als je bis kurz vor seinem Tode. Noch am 5. Januar bestieg er zum letzten Male die Kanzel. Einer sich zuletzt rasch verschlimmernden Lungenkrankheit erlag er am 17. Januar 1823. Hochbegabt als Dramatiker hat er doch kein bleibendes Werk von künstlerischer Vollendung zu schaffen vermocht, und auch für sein Leben gilt die Bezeichnung, die Goethe 1828 gelegentlich für seine Schriften brauchte: ein „Complex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Mißgriffen und Extravaganzen, Frömmlichkeiten und Verwegenheiten".

Selbstbiographie Werner's in Felder und Waitzenegger, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon d. deutschen kathol. Geistlichkeit III. Landshut 1822. — Jul. Ed. Hitzig, Lebens-Abriß Friedrich Ludwig Zacharias Werners. Berlin 1823. — Prof. Dr. Schütz, Zacharias Werner's Biographie u. Charakteristik (nebst Mittheilungen aus dessen Tagebüchern), 2 Bde. Grimma 1841 (als Bd. XIV u. XV der „Ausgewählten Schriften"). — Heinrich Düntzer, Zwei Bekehrte, Zacharias Werner und Sophie von Schardt. Leipzig 1873. — Friedrich Schubart, Zacharias Werner in Weimar (Erinnerungen an Goethe V) in Schnorr's Archiv f. Lit.-Gesch. IV. 1875. — Jakob Minor, Die Schicksalstragödie in ihren Hauptvertretern. Frankfurt a. M. 1883. — Jakob Minor, Das Schicksalsdrama (Kürschner's Deutsche National-Litt. Bd. 151). — v. Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaiserth. Oest. LV, 72—90. 1887. — Felix Poppenberg, Zacharias Werner. Mystik und Romantik in den Söhnen des Thales. Berlin 1893. — Felix Poppenberg, Ein erotischer Mystiker (Magazin f. Litteratur LXII, Nr. 28, 1893). — Goedeke, Grundr. z. Gesch. d. deutschen Dichtg. 2. Aufl. Bd. VI, 90—95. 1895.

Sulger-Gebing.

Wernher: Bruder W., hervorragender Spruchdichter aus der Zeit des Minnesangs. Er war ziemlich sicher ein Oesterreicher und seine Sprüche lassen sich in nahezu lückenloser Reihe von 1217—50 datiren; und da er den Kreuzzug Leopold's VII. von Oesterreich 1217 (an dem auch Neidhart von Reuenthal theilnahm) mitmachte, da ferner auch seine frühesten Gedichte schon eine feste

Manier zeigen, so mag er etwa 1190 geboren sein. Noch in der Zeit zwischen August 1241 und Juni 1243 nennt er sich einen Laien; auch scheint er verheirathet gewesen zu sein und Kinder gehabt zu haben. Schwerlich darf man (mit Burdach und Schulte) annehmen, daß er schließlich noch geistlich ward. Vielmehr bezeichnet der Titel „Bruder" ihn wohl nur als Genossen der Bruderschaft von Wallfahrern zum heiligen Grabe. W. war ein Spielmann, der den Vortrag lehrhafter und besonders auch politischer Sprüche zum Lebensberuf hatte und damit auf die Gunst der großen Herren angewiesen war. Allzureich ist sie ihm wohl nicht zu Theil geworden: er schilt fortwährend über die Kargheit der Reichen und klagt, sogar von dem vielgepriesenen Friedrich von Oesterreich unbeschenkt geblieben zu sein. Doch lobt er verschiedene Herren: König Heinrich, den Gönner Neifen's und Winterstetten's, Poppo VII. von Henneberg, den Bruder des Minnesängers Botenlauben, den Grafen Wilhelm von Hunenburg († vor 1249), den mit Lichtenstein befreundeten Hartnit von Ort († 1244) und Andere. Sein politisches Interesse wendet sich vorzugsweise den österreichischen Angelegenheiten zu. Friedrich den Streitbaren, den er nach dem Tode lobte, und noch Ottokar ging er mit Mahnworten an. Aber er nimmt auch an dem großen Kampf zwischen Kaiser und Papst theil, anfangs als Anhänger Friedrich's II., später (wie mehrere seiner Genossen, auch Walther von der Vogelweide selbst) von ihm abtrünnig, übrigens im Ganzen mit merkwürdiger Unabhängigkeit der Gesinnung: er tadelt den Kaiser, der den gelobten Kreuzzug nicht leistete, aber auch den Papst, der Böses mit Bösem vergelte. Eine gewisse Selbstständigkeit des Urtheils darf man dem ernsten Mann schon zutrauen, wenngleich sie schwerlich ganz frei von der Rücksicht auf die politische Stellung seiner Gönner blieb. Um solche zu finden, durchzog er Oesterreich, Schwaben, die Rheinlande; weitere Reisen scheint er (von seinem Kreuzzug abgesehen) nicht unternommen zu haben. Diese Wanderzeit fällt hauptsächlich in die Jahre 1237—43, vielleicht auch noch in die von 1219—29. Ottokar's Wahl zum Herzog von Oesterreich 1251 scheint W. nicht mehr erlebt zu haben. Er erntete nicht geringen Ruhm, wie die Zahl der erhaltenen Gedichte (78 Strophen) zeigt, wird unter den berühmten Sängern wenigstens in Einer litterarhistorischen Stelle (von Meister Robin) aufgezählt und ging in die Zwölfzahl der legendarischen Gründer der Singschule über.

Der Ruhm war nicht unverdient. W. bewährte auf einem allerdings beschränkten Gebiet ein hervorragendes Talent und durfte wohl von Roethe „der Meister des Spruchstils" genannt werden. Mit Benutzung älterer, rein gnomischer oder rein bettelhafter Muster hatten die Fahrenden seit Walther's großem Beispiel sich in dem „Spruch" ein Gefäß für jegliche Art allgemeinerer Meinungsäußerung hergestellt, welches (trotz häufigen Wechsels in der äußeren Form, der aber doch auch einen gewissen Durchschnittscharakter nicht antastete) etwa dieselbe Rolle spielte wie das Sonett in dem Italien der letzten Jahrhunderte. W. besonders weiß diese poetischen Flugblätter mit sicherer Meisterschaft zu redigiren. Wie er etwa in einer nicht langen Klagestrophe über den Tod Ludwig's von Baiern (1231) dessen politische Thätigkeit knapp vorzuführen versteht, wie er seine Sätze klar und doch ohne trockenen Schematismus (der dann bald einriß) gliedert, das verdient hohe Anerkennung. Gern geht er von einem Gleichniß aus und weiß Spannung auf die Anwendung zu erwecken. Gewisse Lieblingsmotive kehren dabei wieder: wie ein Haus gezimmert, eingerichtet, von den Flammen verzehrt wird; wie ein Blinder von einem Führer geleitet wird; wie der Wanderer sich einen Dorn in den Fuß tritt und hinkt; wie der arme Mann sich reich träumet — alles Gegenstände aus dem täglichen Leben des wandernden Spielmanns und doch mit Geist auf

die höchsten Fragen angewandt. Auch fehlt es seinen Sprüchen nicht an feiner Beobachtung: das böse Weib und der schwache Mann, die sittenlose Mutter, der die Tugend ihrer Tochter ein Vorwurf ist, treten im Gleichniß auf. Doch hat seine Menschenkenntniß einen stark pessimistischen Zug: nach drei Tagen ist der Freund oder der Gatte vergessen. Schelten ist überhaupt seine Leidenschaft, wie er selbst gesteht; die Verdrossenheit einer Verfallzeit, die Unzufriedenheit der aus der Mode kommenden Sänger, aber auch der Gegensatz eines ernsten Temperaments zu der Frivolität seiner Umgebung haben daran ihren Antheil. Er ist aufrichtig fromm; er hat ein bestimmtes Idealbild des rechten Ritters vor Augen und erklärt sich mit vereinzelten Tugenden nicht abspeisen lassen zu wollen; er denkt gern an die letzte Stunde und mahnt nicht blos zur Freigebigkeit, sondern auch zur Treue, besonders gegen alte Freunde. Immerhin sind die moralischen Nutzanwendungen seiner Sprüche weniger originell als die Einleitungen. Da gestattet er sich die kühnsten Bilder und vergleicht den Kaiser, der ein in der Noth gethanes Gelübde nicht halten will, mit dem Affen, der sich von dem Skorpion retten läßt und den Lohn schuldig bleibt; er findet für die Einsamkeit der ins Ungewisse fahrenden Seele den schönen, auf urgermanischer Anschauung beruhenden Ausdruck: „weh daß die Seele keine Sippe hat." Während er sonst die directe Apostrophe und die Personification mit Maß verwendet, wird das „Lob", mit dem er sich Gönner wirbt, in immer neue Gleichnisse eingekleidet: es ist ein Haus, das man bewohnt, ein Pferd, auf dem man reitet, eine Fackel, die uns leuchtet. Man darf es ihm vielleicht glauben, daß er gern mehr loben würde; seine wiederholte Warnung vor Zweizüngigkeit erweckt umsomehr Zutrauen als er gern das Gefühl der Verantwortlichkeit betont.

Seine Form entbehrt höherer künstlerischer Ansprüche; sie ist dem inhaltlichen Bedürfniß angemessen und nähert sich gern modernen Gestaltungen, dem Alexandriner, der Stanze. Reminiscenzen, besonders an Walther, fehlen nicht ganz, tragen aber kaum einen andern Charakter als die gelegentliche Verwendung von Sprichwörtern und Volksglauben. Ebenso hält er sich auch, wie Roethe rühmt „wie kein Anderer von der schädigenden Freude an gelehrtem Krimskrams frei"; er bringt nur eben was er braucht. Aus dem gleichen Grunde scheint er die Sitte nicht mitgemacht zu haben, durch ein Minnelied sich als ganzer Dichter zu legitimiren. Es heißt aber, von allen andern Gegengründen abgesehen, die Grenzen seines Vermögens völlig verkennen, wenn man ihm des Vornamens wegen Wernheres Gärtners „Meier Helmbrecht" zuschieben wollte; zu dieser Ruhe breit epischer Erzählung fehlte dem schwarzgalligen Schelter Alles, vor allem das Behagen am Detail. Aber auch ohne jenes Kleinod mittelalterlicher Lebensschilderung gedichtet zu haben, bleibt er eine ansehnliche Erscheinung in der Geschichte unserer Dichtung und unserer politischen Kämpfe.

Text: v. d. Hagen, Minnesinger 2, 227—35; 3, 11—20.

Biographisches: v. d. Hagen 4, 514. Bartsch, Liederdichter S. LII; K. Meyer, Untersuchungen über das Leben Reinmar's von Zweter und Bruder Wernher's, Basel 1866, S. 76 f. Lamey, Bruder Wernher. Diss., Würzburg 1880. H. Doerks, Bruder Wernher, Progr. Treptow a. R. 1889. (Gegen Grimme Alemannia 22, 43 f. vgl. Schulte, Zs. f. d. Alterthum 39, 239). Für die Identification mit Bruder Wernher noch C. Schroeder, Pfeiffer's Germania 10, 455 f.

Litterarhistorisches außer an den angeführten Stellen noch Burdach, Reinmar und Walther, S. 135; Roethe, Reinmar v. Zweter, S. 37. 194. 220. 223. 227. 269. 305. 309. 321. 339 auch Anm. 78 und 94.

Richard M. Meyer.

Wernher: Wernher der gartenære (Gärtner), mittelhochdeutscher Dichter, ist uns nur als Verfasser des, 1934 bez. 1908 Reimverse umfassenden Gedichts vom „Meier Helmbrecht“ bekannt. Ihn irgendwie bestimmter zu localisiren, ist deswegen unmöglich, weil unsere einzige Quelle seine eigene Namensnennung in dem Dativ ‚tihtære, Wernher der gartenære‘, den Schlußworten seines Werkes, nebst den innerhalb des letzteren und durch es gelieferten fraglichen inneren Indicien sind. Kein Zweifel besteht darüber, daß W. bajuvarischen Stammes und am untern Inn beheimathet und wohl auch längere Zeit ansässig war. Sollte er, wie manche annehmen und wofür allerdings Form und Ausdruck seines dichterischen Schaffens sprechen, ein ‚fahrender Mann‘ gewesen sein, also nie einen ausgedehnteren festen Aufenthalt besessen haben, dann müßte man unbedingt die Gegend, die als Schauplatz der Handlung nunmehr unbestritten bleibt, als die seiner Geburt und Kindheit betrachten. Sehr viel hat aber die schöne, auch genug begründete Vermuthung Keinz’ für sich, daß Wernher der gartenære, für dessen Vereinigung mit ‚Bruder Wernher‘ auch gar nichts direct spricht, nicht, früherem Ansatze gemäß, einen ‚Wanderer‘ (von mhd. ‚garten‘) d. h. einen Spielmann, oder den aus ‚Garten‘ = Garda stammenden meine, sondern einen ‚Gärtner‘ und zwar den Pater Gärtner aus der Zahl der Klosterbrüder des Klosters Ranshofen unweit der Stadt Braunau am Inn. Denn dort, im sogenannten Inn-Viertel, das ehemals bayerisch, seit dem 18. Jahrhundert österreichisch ist, spielt das in dem Gedichte erzählte Drama auf jeden Fall, wie die ungemein sorgfältigen Nachforschungen von Keinz unwiderleglich festgestellt und bis in allerlei Einzelheiten der Oertlichkeiten-Benennung dargethan haben. Es würde dabei sehr wenig verschlagen, wenn Schlickinger’s neuerliche Verschiebung der Scenerie um ein kleines Stück nach Norden — nicht die Bauerngüter Lenz-Nazl, sondern die Höfe Bauer und Hartl wären danach dem Helmbrechtanwesen gleichzusetzen — richtig wäre; jedoch liegt kein Grund vor, sie angemessener als jene seit dreißig Jahren fast allseitig angenommene Fixirung erscheinen zu lassen. Der Weilhartswald, der sich östlich von dem bairischen Grenzstädtchen Burghausen in einem Bogen um die Salzach bis an deren Mündung in den Inn hinzieht, ist gewissermaßen der Mittelpunkt der Localität und unmittelbar in wie an ihm liegen mehrere der für die Ereignisse in Betracht kommenden Punkte. Stimmt man nun Keinz’ Identificirung des Verfassers mit dem Pater Gärtner des Ranshofener Klosters zur Zeit, da die sichtlich wirklichen Ereignissen ohne wesentliches Andere nacherzählte Geschichte sich begab, bei, so braucht man über die genaue Kenntniß der ganzen Gegend, der herrschenden Lebensverhältnisse und Volksanschauungen und die hervorragende epische Kleinkunst wie sie Zug um Zug sich verrathen, nicht verwundert zu sein. Denn, wie Keinz bemerkt, der genannte Functionär hatte „auch die Obliegenheit, alljährlich das ganze Gebiet des Klosters zu durchwandern und die Bauern in der Obstbaumzucht und Küchengärtnerei zu unterrichten. Noch jetzt wissen die Leute von den drei letzten Patres, welche diese Stelle inne hatten, besonders von einem Pater Theobald, hübsche Anekdoten zu erzählen“, und ein noch heute fortlebendes Schnaderhüpfel als typische Eingangsstrophe zum Trutzliedsingen hebt an: „meinst frei, du kannst singen wie ein Gartner Pfaff?“, was leicht eine Reminiscenz an einen dichterisch berufenen Mönch jenes Amts sein mag. Die Zeit der Entstehung ist nach alledem für das Gedicht nicht genau bestimmbar: nach Neidhart’s von Reuenthal (f. A. D. B. XXXIII, 395) Tode (V. 217) gewiß, vor Rudolf’s von Habsburg Ordnung der durch das Faustrecht und Raubritterthum des Interregnums eingerissenen Wirren höchst wahrscheinlich. Den ersteren terminus hat man zum Ausgang gewählt, auf letzteres Factum aber noch nicht geachtet: man wird um 1250 oder kurz danach ansetzen können, andere freilich capriciren

sich auf ein paar Jahre vorher und zwar ohne jeden positiven Anhalt auf ganz bestimmte; von Belang ist das nicht.

Der Inhalt der „Meier Helmbrecht"-Novelle — so ist sie weit eher zu betiteln als, wie meist, als „älteste deutsche Dorfgeschichte" — ist häufig wiedererzählt bez. resumirt worden, klar und fein von Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, II, 1, S. 51—63. Hier wiederholen wir die geschickte Herausschälung des sachlichen und ethischen Kerns, die L. Speidel an wenig beachteter und nachträglich schwer zugänglicher Stelle gab: „Die Dichtung, der ein wirkliches Geschehniß zu Grunde liegt, erzählt, wie der Sohn des Bauers Helmbrecht, von Uebermuth geplagt, unter die Raubritter geht, viele Schandthaten vollbringt und schließlich als geblendeter Bettler schmählich endet. In den Gesprächen zwischen Vater und Sohn liegt das Mark der Dichtung. Schöner, herzlicher, eindringlicher ist der Ackerbau nie gepriesen worden, als von dem alten Helmbrecht. Er sagt das seinem Sohne, der dem Alten den Rücken kehren will. Die Arbeit der Bauern, meint er, nützt dem Armen und dem Reichen; manche Frau wird durch sie schön, mancher König durch ihr Erträgniß gekrönt; ja, von deiner Arbeit genießt Wolf und Adler und alles lebendige Geschöpf auf Erden. Wie schön, wie im besten Sinne menschlich ist die Wendung, daß auch die Thiere und unter diesen selbst die ärgsten Feinde des Landmannes des Ackerbaues froh werden. Mit den Thieren zu theilen, ist alte deutsche Sitte. Dem jungen Helmbrecht schlagen indessen die wärmsten Worte des Vaters nicht ans Gemüth; er geht eigensinnig seinem Schicksale entgegen. Nach einem Jahre spricht er wieder bei seinem Vater vor und wird gastlich aufgenommen. Ein zweites Mal, als ihn das Gericht ereilt hatte und er, verstümmelt an Fuß und Hand, als blinder Bettler von einem Knaben geführt, am Helmbrechtshof anpochte, wies ihn der Alte unbarmherzig von der Schwelle. So wehe es ihm auch thut — denn er ist doch sein Kind und steht blind vor ihm — so ruft er doch seinem Knechte zu: ‚Knecht, sperre, stoße den Riegel vor: eher behielte ich Einen, den ich nie gesehen, bis zu meinem Tode bei mir, als daß ich Euch ein halbes Brot gäbe.' Aber die Mutter — im gap diu muoter doch ein brôt in die hant als einem kinde. Die Dichtung schildert neben einem kreuzbraven Landmann den Uebermuth der Bauern, die Entartung von an sich tapferen Eigenschaften. Ein Geistlicher hat sie geschrieben, dem der derbe Humorist in geschlechtlichen Dingen und der lehrhafte Moralist wiederholt ins Genick schlägt. Er gibt sich durchaus als einen Freund des Volkes." Die im vorletzten Satze geübte Kritik entspricht nicht dem Sinne des mittleren 13. Jahrhunderts und insbesondere den Schichten, aus denen das Gedicht hervorgegangen und für die in erster Linie es berechnet war.

Die Treffsicherheit, mit der die socialen und culturellen Zustände in die Handlung verflochten werden, muß schon in der Zeit des Bekanntwerdens gewirkt haben; Otacker's österreichische Reimchronik (zwischen 1290 und 1318) und der czechische Schriftsteller Stitný im 14. Jahrhundert verwenden Helmbrecht's Wesen bez. Namen zur Bezeichnung tadelnswerthen Betragens. Die Gesunkenheit des Adels, das großmannsüchtige Emporstreben des Bauernthums werden gleichmäßig unparteiisch gegeißelt, ohne didactischen Predigtton, sondern durch treu dem Leben abgelauschte Schilderung: so ist das Werkchen eine culturhistorische Quelle ersten Ranges und ein Juwel deutschvolksthümlicher realistischer Erzählungskunst, dessen sittliche Höhe auch seinen ästhetischen Werth hoch über die ihm am nächsten verwandten Dichtungen, Neidhart's dörflerische Lieder und Heinrich Wittenweiler's „Ring", hinaushebt.

Das Gedicht ist in zwei Handschriften überliefert, der Ambraser in Wien aus dem Anfange des 16., und dem Anhange zu einer Titurel-Copie auf der Berliner Königl. Bibliothek aus dem 15. Jahrhunderte. Die jüngere ist sicher

originaler, da die Berliner Fassung die Oertlichkeiten auf allgemein bekannte in Oberösterreich zwischen Wels und Traunberg überträgt. J. Bergmann druckte die Wiener 1839, v. d. Hagen willkürlich die Berliner 1850 („Gesammtabenteuer“ III, 271—235, vgl. S. LXXIV ff.); kritische Ausgaben der ersteren mit Benutzung der andern von M. Haupt 1842 (Ztschr. f. dtsch. Altert. IV, 318—385), Keinz (1865; 2. Aufl. 1887), Lambel (1872 in „Erzählungen und Schwänke“, 2. Aufl. 1883), Piper (1889, in Kürschner's „Dtsch. Nationalliteratur“ III), Bötticher (1891, in seinen mit Kinzel herausgegebenen Denkmälern d. älteren deutschen Literatur II 2, 69 ff.). Neuhochdeutsche Uebersetzungen von K. Schröder (1865), Pannier (1876), Oberbreyer (1879, in Reclam's Universalbibliothek, meist aus beiden vorgenannten zusammengestoppelt und sonst werthlos), L. Fulda (1889, in Hendel's Gesammtbibl. d. Literatur). Letztere ist musterhaft und auch mit einer ausgezeichneten Einleitung ausgestattet, die alle sachlichen Fragen selbstständig erledigt und das Gedicht ästhetisch schön würdigt. Das Hauptsächlichste der litterarhistorischen und topographischen Daten ergaben Friedrich Keinz' Untersuchungen in den vier übersichtlichen Abschnitten vor seiner Ausgabe, den Sitzungsberichten der Münchener Akad. d. Wissensch. philol.-histor. Classe 1865, I, S. 316—331, dem Hefte „Ueber die Helmbrechtkritik in Pfeiffer's Germania“ (München 1866) und der Anzeige und scharfen Abfertigung von M. Schlickinger, „Der Helmbrechtshof und seine Umgebung. Separatabdruck aus dem 51. Jahresbericht des museum Francisco-Carolinum in Linz“ (1893) im Anzgr. f. dtsch. Alterth. und deutsche Lit. XX, 258—266 (dagegen nun wieder Schlickinger, Ztschr. f. dtsch. Philol. XXIX, 218—223). Die Detailbeiträge zum Verständniß des Werkes bis 1884, bei Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. dtsch. Dchtg.[2] I, S. 113 verzeichnet, sind bei Lambel und Keinz benutzt. Von diesen sind die Auslassungen K. Schröder's, des Uebersetzers — nicht die rechtshistorischen R. Schröder's — meist antiquirt (seine Verquickung unseres W. mit dem Bruder Wernher widerlegt außer andern auch F. Lamey's Würzburger Dissertation über letzteren, 1880, S. 39 f.), ebenso die Pfeiffer's in „Forschung u. Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums“ I, S. 5 ff., die die Localisirung der Berliner Handschrift im Traungau als echt (wie Guppenberger, Progr. des Gymns. Kremsmünster 1871) erwiesen zu haben wähnt. Bemerkenswerth bleiben A. Rudloff's „Untersuchungen zu Meier Helmbrecht von W. d. G.“ (Rostocker Dissert. 1878), die W. engen Zusammenhang mit Neidhart und der höfischen Didaktik zuschieben. W. Stöwer, das Culturhistorische im Meier Helmbrecht von W. dem Gärtner (1891; Keinz, Dtsch. Ltrztg. 1891, 1929; recs. von O. Zingerle, Anzg. f. dtsch. Alterth. XIX, 297—299; Seemüller, Ztschr. f. österreich. Gymn. 43, 527) ist viel reichhaltiger als die auf das Gedicht selbst beschränkte Breslauer Programmabhandlung A. Inowraclawer's, „Meier Helmbrecht, von W. d. G., eine Quelle für deutsche Alterthumskunde“ (1882). Rich. Müller, Zum Meier Helmbrecht, Ztschr. f. Dtsch. Alterth. XXX, 95—103, ebenfalls für die österreichische Localisirung, bringt nichts erhebliches. Lambel besprach i. Ltrtbl. f. germ. u. röm. Phil. XIII, 369—374, Keinz' 2. Ausgabe, Fulda und G. Bötticher's Ausgabe. Letztere erfüllt ihren pädagogischen Zweck, nicht so die „für Schule und Haus“ bestimmte Kastration Wohlrabe's (1884), dagegen die Bearbeitung in Ed. Niemeyer's „Erzählungen u. Geschichten a. d. deutschen Mittelalter“ (1886). Der oben benutzte Aufsatz L(udwig) Sp(eidel)'s steht im Feuilleton d. „Neuen Freien Presse“ Nr. 10772 (19. Aug. 1894), „Aus Mattighofen“. Einige Kleinigkeiten bieten Edw. Schröder, Bewillkommnung von Keinz' Neuauflage dtsch. Litrtrztg. 1887, 1271 (Textcorrecturen), ferner das Referat ebendarüber im Liter. Cntrlbl. 1887, 1633 (für vor 1250), R. Sprenger i. d. German. XXXVII, 414. Eine gutgerathene Uebersicht über „Metrik und Stilistik im Meier Helmbrecht“ spendete die Leipziger Dissertation

Joh. Helsig's, die freilich nur schon gewürdigte Eigenthümlichkeiten belegte und an die verschiedenen Hypothesen-Probleme kaum einmal rührte: er tritt ohne weiteres auf Keinz' Seite, zu dessen Text er eine Reihe Verbesserungsvorschläge gibt, und schließt sich an die akademische Auslegung Rud. Hildebrand's an, deren Resultate schon dessen Freund Keinz mehrfach verwerthet. Zu den ungemein malerischen Namen von Helmbrecht's Spießgesellen vgl. auch Grotefend i. d. „Mittheil. d. Vereins f. Gesch. u. Alterth. zu Frankf. a. M.“ VII, S. 369 f. über ähnliche Bildungen im Hessischen. Die maßgebenden Litterarhistoriker ziehen W. alle heran: Gervinus, Koberstein, Wackernagel citirt Pfeiffer u. a. O.; vgl. W. Scherer, G. d. d. L., S. 227 (ders. Klein. Schrft. I, 715 f.), Fr. Vogt in Paul's Grundriß d. germ. Philol.[1] II, 1, 289. Aber obwol auch die populären Handbücher (W. Menzel, G. d. dtsch. Dchtg. I, 433; H. Kluge, G. d. dtsch. Nat.-Lit. § 19; Oltrogge, Gesch. d. dtsch. Dchtg., S. 75) Inhalt und Bedeutung darlegen, ist das classische Erzeugniß längst nicht nach Gebühr bekannt. Will man diesen ältesten Dichter unverfälschten oberdeutschen Bauernlebens — der in K. Schröder's nettem Aufsatze über „die höfische Dorfpoesie des deutschen Mittelalters“, in Gosche's „Jahrbuch f. Literaturgesch.“ I, mit Recht nur für einzelne Eigenthümlichkeiten, S. 52—64 (S. 73 zur zeitlichen Datirung) herangezogen wurde, freilich vor Keinz' grundlegenden Mittheilungen (vgl. Gosche ebd. S. IX) — neben einen Gestalter ähnlicher Situationen und Conflicte aus unseren Tagen stellen, so darf man nur an Ludwig Anzengruber, nicht aber an P. K. Rosegger oder gar erst an Berthold Auerbach und seine Schule denken: bei aller großartigen Objectivität der ‚Milieu‘-Schilderung verstehen es eben nur Wernher und Anzengruber, durch die Unmittelbarkeit der bäuerlichen Art zu packen und durch Zuspitzung der daraus entquellenden Conflicte zu erschüttern. Der vierte Aufsatz von Edward Tompkins Mc. Laughlin, Studies in mediaeval life and literature (New-York u. London, 1894) gibt eine englische Prosaübersetzung des „Meier Helmbrecht“.

Ludwig Fränkel.

Wernher: Adolf W., gelehrter Chirurg, war am 20. März 1809 in Mainz geboren, studirte, für die Universität in Mannheim und Darmstadt vorbereitet, von 1825—1832 in Gießen, Heidelberg, Berlin und Halle und wurde am 4. August 1832 in Gießen zum Doctor promovirt. Nach einer wissenschaftlichen Reise, auf der er vorzugsweise Paris und London besuchte, ließ er sich 1834 als praktischer Arzt in Offenbach a. M. nieder, erhielt daselbst die Stelle eines Physicatswundarzts, siedelte aber schon 1835 nach Gießen über, nachdem er zum Professor extraordinarius und zum Assistenzarzt an der dortigen chirurgischen Klinik ernannt worden war. Erst 1831 war in Gießen ein eigenes Universitätskrankenhaus durch Adaptirung einer Kaserne errichtet worden und in demselben wurde W. Assistent des Professors der Geburtshülfe Ritgen, dem auch die chirurgische Klinik unterstellt war. Jedoch schon 1837 wurde W. zum Ordinarius und zum Director gedachter Klinik ernannt, die nun bald bei seinem Interesse für die Wissenschaft, bei seinen gediegenen Kenntnissen, seinem rastlosen Schaffen und entschlossenen Handeln ein verändertes Aussehen gewann. Dabei war W. auch ein vortrefflicher Lehrer, dessen Vorträge sich durch große Klarheit und übersichtliche Anordnung einerseits, so wie durch Gewandtheit des Ausdruckes und Lebendigkeit der Schilderung anderseits auszeichneten. So war es damals, als er sein Amt antrat und so blieb es später während der langen Zeit, die ihm in seinem Berufe zu wirken beschieden war. Ein so vorzüglicher und kenntnißreicher Chirurg W. war, so war die operative Seite seines Faches doch nicht seine Hauptstärke; dagegen erwarb er sich durch unermüdlichen Fleiß, in Verbindung mit seinem vorzüglichen Gedächtniß, eine außergewöhnliche Gelehr-

samkeit und sein Wissen erstreckte sich nicht bloß auf sein eigenes Fach, sondern betraf auch andere, zu einer gediegenen allgemeinen Bildung gehörende Wissenschaften. Als Schriftsteller machte er sich, außer einer größeren Zahl von Abhandlungen in Zeitschriften und Broschüren, hauptsächlich durch sein in vier Bänden von 1846—1857 erschienenes Hauptwerk „Handbuch der allgemeinen und speciellen Chirurgie", dessen umgearbeitete zweite Auflage (Bd. 1, 1862, 63) leider unvollendet geblieben ist, einen Namen. Außerdem regte er vielfach seine Schüler zu litterarischer Thätigkeit an und entstand mit seiner Unterstützung namentlich eine größere Anzahl vortrefflicher Dissertationen. — Die Professur der Chirurgie war indessen nicht Wernher's einziges Lehramt, denn im J. 1848 wurde er auch zum Professor der pathologischen Anatomie und zum Director der pathologisch-anatomischen Sammlung ernannt, die im Laufe der Jahre aus dem 1837 auf Antrag der medicinischen Facultät angekauften Soemmerring'schen anatomischen Museum und der bei der Gießener Klinik und Poliklinik entstandenen Sammlung hervorgegangen war. Das übernommene Nebenamt gab W. Anlaß, sich mit allem Eifer auch mit pathologisch-anatomischen Studien, namentlich der mikroscopischen Untersuchung krankhafter Geschwülste, die damals bei den Chirurgen noch wenig üblich war, zu beschäftigen, Studien, die sowol seinem Handbuche zu gute kamen, als auch von mehreren seiner Schüler veröffentlicht wurden. In dem neu erbauten Anatomiegebäude fand die gedachte Sammlung, die fortdauernd sich durch Wernher's eigene Arbeiten und durch die Zuwendungen seiner Schüler vergrößerte, dann auch (1849) eine vorzügliche Aufstellung. — 1846 hatte W. auch die Direction des akademischen Hospitals übernommen und war nunmehr in der Lage, zahlreiche Verbesserungen in dessen Einrichtung und Verwaltung durchzuführen. — Im J. 1858 hatte W. das Unglück, sich durch Infection ein schweres Augenleiden zuzuziehen, das ihn, mit mehreren Nachschüben in den folgenden Jahren, lange Zeit von seiner Klinik fern hielt, sein Sehvermögen beeinträchtigte und ihm die praktische Thätigkeit, namentlich das Operiren nicht unwesentlich erschwerte. Mit um so größerem Eifer aber widmete er sich litterarischen Studien, die in eigenen Arbeiten und in Dissertationen veröffentlicht wurden. Zunehmende Abneigung gegen praktische Thätigkeit veranlaßte ihn, am 1. Mai 1878 in den Ruhestand zu treten. Einige Zeit danach siedelte er nach Mainz über, um im Kreise seiner Angehörigen seine letzten Lebensjahre zuzubringen, aber auch in dieser Zeit war er noch litterarisch thätig. Sein Tod erfolgte im 75. Lebensjahre am 14. Juli 1883.

Die großen Verdienste, welche sich W. in seiner 43jährigen akademischen Thätigkeit erworben hatte, waren staatlicherseits durch Titel- und Ordensverleihungen, von Seite der Universität dadurch anerkannt worden, daß die philosophische Facultät ihm 1849 die Ehrendoctor-Würde verlieh, während er 1874 zum Rector gewählt wurde. Sein 50jähriges Doctorjubiläum (1882) wurde von der Universität und seinen zahlreichen Schülern festlich begangen.

W. war von ziemlich heftigem Temperament, leicht aufbrausend, wo er Unrecht witterte, ein Feind jeglichen Schwindels, in der Wissenschaft wie im Leben, aber ein guter, wohlwollender, gern hülfsbereiter, mit einem glücklichen Humor, einem ihn nie verlassenden Gedächtniß begabter Mensch, ein angenehmer, anregender und belehrender Gesellschafter.

Bose in v. Langenbeck's Archiv für klinische Chirurgie, Bd. 30, 1884, S. 172—185 (mit einem 29 Nummern umfassenden Verzeichniß von Wernher's litterarischen Arbeiten). E. Gurlt.

Wernher: Johann Wilhelm W., großherzoglich hessischer Geheimer Staatsrath, wurde am 4. Februar 1767 zu Zweibrücken geboren, als der Sohn

des herzoglich zweibrückischen Regierungsraths Wilhelm W. Nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt zum Juristen bestimmt, besuchte er die Universitäten Straßburg und Mainz. Nach seiner Rückkehr ins elterliche Haus, Ostern 1787, wurde er zum Accessisten bei der Regierung ernannt und im J. 1789 zum wirklichen Secretär, wobei er besonders in Archivalgeschäften und zu geschichtlichen Ausarbeitungen verwendet wurde. Bei Ausbruch des Krieges zwischen dem revolutionären Frankreich und Deutschland war Zweibrücken durch seine Nähe hart an der Grenze besonders bedroht und ging eine allgemeine Furcht und Flucht aller Fürsten, der Beamten, der Geistlichkeit, des Adels und der Geschäftsleute der Ankunft der Franzosen voraus. Die Zweibrücker Regierung hatte sich 1792 im Herbste nach Kastellaun geflüchtet. W. war beim Beginn des Krieges zum Stadtschultheiß von Zweibrücken ernannt worden. Da die höheren Behörden alle ausgewandert waren, so lag in seiner Hand die Summe aller Justiz- und Administrationsgewalt für die Stadt und Umgegend. Er war bereit, für das Unterkommen und die Ernährung der wechselnden Truppen, bald Franzosen, bald Deutsche, nach Kräften zu sorgen. Mit der Revolution und ihren Partisanen hielt er keine Genossenschaft, vielmehr trat er oft mit Entschlossenheit dem Gesindel der Patrioten entgegen, ohne darin von der französischen Militärbehörde beirrt zu werden, die selbst jene Leute verachtete. Er sorgte für die ihm anvertraute Stadt und bemühte sich, die Bewohner über die schwere Zeit mit dem geringsten Schaden hinwegzubringen. Die französischen Befehlshaber erkannten dies in gleicher Weise mit Achtung an, wie die Bewohner selbst. Von den Franzosen war er eine Zeit lang außer öffentlicher Thätigkeit gesetzt, nachher aber wieder als Agent bei der Municipalität in Zweibrücken, sodann durch die Wahl seiner Mitbürger und mit Genehmigung der französischen Regierungscommission als Richter des Kantons Zweibrücken und als Mitglied des Appellationsgerichts angestellt. Während der kritischen, gefährlichen Zeit von 1794 bis 1798 handhabte er Ruhe und Ordnung, suchte mit Erfolg die Kriegslasten soviel als möglich zu mildern und keine Schulden zu machen. Dabei konnte niemand ihm den Vorwurf des Eigennutzes machen, indem er manche lucrative Stelle, die ihm von französischer Seite angeboten wurde, ausschlug und auf dem Posten ausharrte, den ihm sein rechtmäßiger Souverän anvertraut hatte, obschon die Umstände nicht erlaubten, seinen Gehalt zu bezahlen. Zuerst im J. 1798, als das Land auf französische Art organisirt wurde und W. in Zweibrücken Collisionen mit den neuen französischen Beamten zu befürchten hatte, ging er nach vorheriger Erlaubniß seines Souveräns von Zweibrücken nach Mainz. Er beschäftigte sich mit der Advocatur und hatte Gelegenheit, denjenigen Dienste zu leisten, die ihm auf Befehl des Königs von Baiern empfohlen wurden. Im August 1798 wurde er zum Ergänzungsrichter bei dem Tribunal des Departements ernannt. 1802 erhielt er die Mission, bei den jenseitigen Regierungen die den Mainzer Hospicien gehörigen Revenuen, Capitalien und andere Zuständigkeiten zu reclamiren. In demselben Jahre ward er vom Präfecten Jeanbon St. André zum Specialrichter in Mainz berufen und in dieser Eigenschaft durch Consularbeschluß bestätigt. Es konnte nicht fehlen, daß ein Kriegszustand, der länger als zehn Jahre gedauert hatte, der Wechsel der Regierungen, die Unsicherheit der Zukunft, die Auflösung und Hoffnungslosigkeit vieler der alten Regimes, sowie die Unordnung der Revolution und die Unbekanntschaft des neuesten französischen Regiments mit Personen und Sachen, die Bande der geselligen Ordnung lockerten und Elementen Muth und Bedeutung gaben, die in einem geordneten und älteren Staate nur sporadisch und verstohlen aufzutreten wagen. Die Räuberbande von Johannes Bückler, vulgo Schinderhannes (s. A. D. B. XXXI, 281) war ein Ergebniß dieser Zeit und die Er-

richtung eines Specialgerichthofes, zusammengesetzt aus Civil- und Militärpersonen, ein gesetzlich außerordentliches Mittel zur Unterdrückung dieser außerordentlichen Zustände. W. fiel die Aufgabe des Untersuchungsrichters zu, welche zu lösen eine Arbeitskraft gleich der seinigen erheischte. Nach der Aburtheilung der Räuberbande des Schinderhannes am 21. November 1803 gab W. seine Demission, weil er von nun an die Stelle als ein Kanonikat ansah. In demselben Jahre ward er Mitglied des Wohlthätigkeitsausschusses der Stadt Mainz und trat in die Departementsgesellschaft der Wissenschaften und Künste. Bei der damaligen Veränderung in der Organisation des Justizwesens ward er zum Anwalt bei den Tribunalen in Mainz ernannt und wurde außerdem Mitglied der Mainzer Schulcommission. Mit seinem Amte waren große Einnahmen verbunden und war W. in der Lage, größere Liegenschaften zu erwerben, wozu sich bald die Gelegenheit fand, als in dem nahen Nierstein ein Gut zur Ersteigerung ausgeboten wurde. Dieses Gut wurde bald ein starkes Band der Familie und eine fortlaufende Veranlassung zu angenehmer Thätigkeit für W., der sich mit dem Gedanken trug, sich im höheren Alter ganz auf dieses Gut zurückzuziehen. Im J. 1804 zum Fiscalanwalt ernannt wurde er zum Corps législatif vorgeschlagen und zum Mitglied des allgemeinen Departementalrathes gewählt, als welches er die Verbalprocesse redigirte. Von der Rechtsschule zu Paris erhielt er 1805 das Diplom als Licentiat der Rechte. Da man seltsamerweise militärische Talente in ihm entdeckte, so ernannte ihn das Ministerium zum Hauptmann der Nationalgarden, doch schickte er schon nach dreimonatlichem Dienste sein Brevet zurück. 1807 übertrug man ihm ergänzungsweise die Stelle eines Präfecturrathes und ein Jahr darauf wurde er Agent judiciaire des trésor public im Departement vom Donnersberg. Früher schon war er Mitglied der Appellationscommission in Rhein-Schifffahrtsoctroi-Angelegenheiten geworden; seine Collegen waren von Seiten Frankreichs der Präfect Jeanbon St. André und von Primatischer Seite der Minister Graf v. Beust. In dieser Eigenschaft war er auch Mitglied der Untersuchungscommission über das Rechnungs- und Verwaltungswesen des Generaldirectors Eichhof. Im J. 1811 ernannte ihn Napoleon zum Präfecturrath. Er hatte bis dahin vorzüglich seine Advocatur getrieben, seitdem ertheilte er in Sachen, die seines Amtes nicht waren, nur Consultationen. Seiner Stellung gemäß erhielt er zugleich einen akademischen Grad als licenciat de droit. Man wählte ihn zum Mitglied der nach Paris bestimmten Deputation, um der großen Feierlichkeit beizuwohnen, bei welcher Napoleon seinem Sohne als künftigem Herrscher Frankreichs huldigen lassen wollte. Diese Deputation genoß in der Hauptstadt mancherlei Ehren und Auszeichnungen; W. erhielt den Orden der Réunion. In demselben Jahre wurde er Mitglied des Ausschusses für die Kuhpockenimpfung. Eine schwere Erkrankung, die operative Hülfe nöthig machte, entzog ihn im Frühjahr 1812 für längere Zeit seiner Wirksamkeit, doch wurde er noch in demselben Jahre Mitglied des Wahlcollegiums und als dessen Secretär Mitglied des Büreaus. Bei dieser Wahl, sowie bei den vorherigen war W. von mehreren Collegien als Suppléant des Candidats au Corps législatif erwählt und zum Mitglied der Verwaltung des Schulfonds ernannt. Durch den Krieg mit Rußland, in welchem Mainz die Hauptheerstraße für das französische Heer war, wurden die Geschäfte für die Administration des Departements sehr vielfache, doch steigerten sie sich noch bedeutend im folgenden Jahre. Nach der Schlacht bei Leipzig wälzte sich das geschlagene Heer der Franzosen auf Mainz, ein merkwürdiger, jammervoller Anblick: alle Truppengattungen aufgelöst, Hunger und Krankheit im Gesicht. Die Einquartierung dieser Massen war unmöglich; wie bei einem Biwack lagen die erschöpften Soldaten auf den Straßen der Stadt; alle disponiblen öffentlichen

Gebäude wurden mit Kranken gefüllt und diese starben zu vielen Hunderten. Im Hause Wernher's wurden, als in das Chaos einigermaßen Ordnung kam, drei Generäle mit zahlreichem Stab und Dienerschaft einquartiert. Für die Familie Wernher's fehlte es unter diesen Umständen geradezu an Raum; W. ließ daher die Seinigen nach Nierstein bringen. Er selbst blieb vorerst in Mainz, wo ihn schon sein Amt festhielt, da der Präfect Jeanbon St. André gestorben, sein Nachfolger, der Herzog von Ahrenberg noch nicht eingetroffen war. Von Tag zu Tag wurde aber der Aufenthalt in Mainz immer bedenklicher. Der Typhus ging von den Soldaten auf die Bürger über und forderte täglich zahlreiche Opfer. Das jenseitige Rheinufer wurde von den Alliirten besetzt und das Vorlager der Franzosen von Hochheim nach Mainz zurückgedrängt. In der Nacht vom 2. auf den 3. Januar 1814 langten die ersten russischen Vedetten vor Mainz an. Die Gemeindeobrigkeit war auf dem Rathhause der Stadt versammelt, W. zu den russischen Truppen gegangen, um mit ihnen das nöthige zu besprechen, denn man war vor dem ersten Auftreten der gefürchteten Kosaken sehr besorgt. Doch ging alles glatt vorüber. General Graf Sacken war den nach Metz retirirenden Franzosen nachgezogen; Mainz wurde von der Ferne beobachtet. Späterhin wurde das anders: Russen, bergische und herzoglich sächsische Landwehr bildeten ein wirkliches Blokadecorps. Die Franzosen wurden in die Festungen zurückgedrückt, der Herzog von Coburg commandirte in Bodenheim und in Nierstein lag ein Park russischer schwerer Reservegeschütze, dessen Commandeur lange im Wernher'schen Hause im Quartier war. Da man die Belagerung von Mainz voraussah, wollte W. sich nicht diesen Schrecknissen aussetzen; er folgte daher den Seinigen schon in den letzten Tagen des December nach Nierstein. Der Uebergang erfolgte; ein Herr Henon ward als Intendant mit der Verwaltung des Departements beauftragt. Er berief alle öffentlichen Beamten nach Worms, um den Subjectionsrevers zu unterschreiben. W. erschien mit jenen des Mainzer Bezirks. Diese äußerten den Wunsch, es möge, da sie von Mainz abgeschnitten seien, ein Tribunal für den Bezirk extra muros errichtet werden und W. solle die Stelle als Präsident annehmen; er bat um Bedenkzeit, um einen Organisationsplan entwerfen zu können. Diesen Plan schickte er an Herrn Henon nach Kaiserslautern, ehe dieser aber hierauf Antwort aus dem Hauptquartier erhielt, hatte er um Autorisation gebeten, einen Präfecten für das Departement zu ernennen und W. dazu vorgeschlagen. Da W. in seiner Eigenschaft als Präfecturrath den abwesenden Präfecten ohnehin zu ersetzen hatte, so nahm er den Vorschlag an und war acht Tage als Präfect in Kaiserslautern. Während dieses Vorgangs hatte sich in Frankfurt die Generalverwaltung unter dem Freiherrn v. Stein gebildet. Ein Herr v. Otterstedt kam als oberster Verwaltungschef für das Departement Donnersberg nach Kaiserslautern und bat W., ihn mit seinem Rath und seiner Localkenntniß zu unterstützen. Die Stelle eines Präfecten hörte damit auf. Der von W. in Kaiserslautern versammelte Departementsrath wünschte, daß W. dem ganz fremden Verwalter Beistand leisten möge, letzterer schloß sich diesem Begehren an und W. war aufopfernd genug nachzugeben. In dieser Zeit hielt er, ohne Materialien, ohne Mitarbeiter, ohne litterarische Hülfe, bloß aus dem Gedächtniß arbeitend, die Maschine zusammen und es gelang ihm, soviel wie möglich Ordnung zu halten, so toll es auch herging. Man bot ihm manche Stellen an: als die eines Gubernialraths und mehrere Unterpräfecturen; doch lehnte er sie ab, weil er sich nicht zu weit von den Seinigen trennen wollte. Um ihn zu entfernen, ersannen Menschen, denen er im Wege stand, das Märchen, als ob er mit den Franzosen im Einverständniß sei. Die Lüge war zwar schlecht erdacht und handgreiflich, dem ungeachtet hatte er Stubenarrest. Die Person, die man als

Werkzeug gebraucht hatte, gestand jedoch, daß es sich um eine verleumderische Erfindung handle, nannte diejenigen, die ihn vorgeschoben hatten, konnte aber nichts beweisen und ward in Speyer zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt. Zur Genugthuung wurde W. zum Präsidenten des Tribunals in Mainz ernannt. Die Seinigen, welche er seines oft wechselnden Aufenthaltes wegen nach Mannheim gebracht hatte, konnten darauf wieder nach Mainz zurückkehren. Für ihn aber begann nun eine neue, höchst geschäftsvolle Lebensperiode. Während des Krieges und der Blokade von Mainz war eine Menge von rechtlichen Verwicklungen für die Abwicklung in ruhigeren Zeiten vorbehalten worden, wodurch eine förmliche Ueberfluthung des Gerichtes entstand. Es war der Stolz Wernher's, keinerlei Rückstände zu dulden, wie er überhaupt eine prompte, einfache, die Sache zur Ruhe und zum Ende bringende Justiz einer gelehrten, künstlichen und subtilen vorzog und dafür sorgte, daß auf eine billige und gerechte Weise jeder Streit ein Ende nehme, der die häusliche Ruhe und die Sicherheit des Vermögens der Bewohner störe. Die provisorischen Zustände des Landes — „Im Namen der hohen alliirten Mächte" — gingen zuerst in eine österreichisch-bairische Administration in Worms, dann mit dem 1. Juli 1816 in eine Abtretung an das Großherzogthum Hessen über, das dafür das bisher innegehabte Herzogthum Westfalen an Preußen abtrat. Vorerst blieb dies jedoch ohne Einfluß auf Wernher's Amtsverhältnisse. Der Friede von Paris am 30. März 1814 hatte zwar Frankreich der Verpflichtung überhoben, Geldentschädigungen für Lieferungen und Gelderhebungen an die siegenden Staaten zu leisten, dagegen blieben Ansprüche von Privaten an Frankreich unberührt. Solche Ansprüche älteren und neueren Ursprungs gab es in großer Menge. Bei vielen Dingen war es aber zweifelhaft, an welches Forum in Frankreich man sich zu wenden habe. W. nahm sich dieser Sache an, eine Commission wurde mit Vorbereitung der Liquidation mit Frankreich durch die hessische Regierungscommission in Mainz mit dem Datum des 3. September 1816 beauftragt und W. erhielt dabei den Vorsitz. Die Aussicht auf Verhandlungen ohne absehbares Ende wurde durch die Transaction vom 25. April 1818 (Aachener Congreß) zu einem erfreulichen, wirklichen Schluß gebracht. Frankreich verpflichtete sich, in 12 Raten durch Einschreibung auf das Hauptbuch der französischen Staatsschuld eine Aversionalsumme zu zahlen, welche für das Großherzogthum Hessen 3 950 000 Frcs. betrug. — W. siedelte, nachdem er auch noch als Präsident der Verwaltung des Mainzer Universitätsfonds, sowie als Mitglied der Pfandhausdeputation gewirkt und Ordnung in die vollständig verwahrlosten Zustände gebracht hatte, nach Darmstadt über. Man richtete in Hessen, nachdem auf die politischen Stürme Ruhe eingetreten war, sein Hauptaugenmerk auf die unvollkommenen Zustände der bürgerlichen Gesetzgebung und die große Verschiedenheit der geltenden Civilgesetze im Großherzogthum und beschloß, diesen wichtigen Gegenstand der Staatsverwaltung einer durchgreifenden Verbesserung zu unterwerfen, um durch Gleichförmigkeit der Gesetzgebung das Band zwischen den alten und den neuen Unterthanen auf beiden Ufern des Rheines fester zu knüpfen. W. wurde behufs Entwerfung des neuen Civilgesetzbuches zum Mitglied der Gesetzredactionscommission ernannt. Nachdem am 4. November 1816 für die Appellation an den Mittelgerichten und einstweilen auch für die Cassation vor denselben und den Untergerichten in Mainz ein provisorisches Obergericht eingesetzt worden war, wurde am 25. Juni 1818 auf gleiche Weise ein provisorischer Cassations- und Revisionsgerichtshof für die Cassationsgesuche von Urtheilen dieses Obergerichts in Darmstadt gebildet, bei dem zum Präsidenten der Kanzler der Landesuniversität Gießen, Dr. v. Grolmann und zum Generalstaatsanwalt der Kreisgerichtspräsident W. ernannt wurde. Zugleich wurde er dabei zum Mitglied des Mini-

sterriums mit dem Titel eines geheimen Referendärs, späterhin Staatsraths, ernannt. Um dem Ministerium eine größere äußere Würde zu geben, erhielt Herr v. Grolmann bald darnach die Stellung als Staatsminister und W. erhielt sammt seinen Collegen im Ministerium den Titel eines Geheimen Staatsrathes und wurde Präsident des Cassationshofes. Zu den besonderen Gegenständen seiner Amtsthätigkeit gehörte die Vorsorge für den Haushalt der Gemeinden im Großherzogthum: in Rheinhessen war vieles in Ordnung zu bringen, in den beiden andern Provinzen machte die Durchführung der neuen Gemeindeordnung viele Arbeit. Zu den den Ständen vorgelegten Gesetzen, an welchen W. einen besondern Antheil hatte, gehörte besonders das Conscriptionsgesetz, welches er auch vor der Kammer vertheidigt hat. — In den letzten Jahren seines Lebens befiel den bis dahin ungewöhnlich rüstigen und kräftigen Mann ein schweres äußeres Leiden, das ihn einem längeren Siechthum entgegentrieb und auf ein langes Kranken- und Schmerzenslager warf. Wenn sich auch die Lebenskraft später wieder etwas hob, so daß er selbst noch den Sitzungen des Cassationshofes präsidiren konnte, so hörte doch eine größere Geschäftsbetheiligung auf. Bald sanken die Kräfte wieder rapid und W. starb am 7. Juni 1827 im Alter von 60 Jahren.

Nach einem eigenhändigen curriculum vitae Wernher's und einem Aufsatz seines ältesten Sohnes, des hessischen Ständeabgeordneten, auch Mitgliedes des Frankfurter Parlamentes von 1848, Wilhelm W. in Nierstein.

Wernher.

Wernher: Michael Gottlieb W., Rechtsgelehrter, geboren zu Neunkirchen in Franken am 21. December 1716, † zu Erlangen am 13. August 1794. Mich. Gottl. W. kam mit seinem Vater, Johann Christoph W., der Prediger in Neunkirchen gewesen und 1723 Conrector in Oettingen wurde, dorthin, besuchte das Gymnasium daselbst und bezog 1734 die Universität Wittenberg. Er hörte philosophische und juristische Vorlesungen; erstere namentlich bei Baumeister, letztere vorzüglich bei Leyser, unter dessen Vorsitz er am 29. October 1739 mit der Inauguraldissertation: „De appellatione in caussis criminalibus etc." (Vitebergae 1739) den Grad eines Doctors beider Rechte erwarb. Er hielt darauf juristische Vorträge und wurde 1746 zum außerordentlichen, 1752 als Assessoren-Substitut zum ordentlichen Beisitzer der Juristenfacultät ernannt, 1761 als 4. ordentlicher Professor der Rechte nach Erlangen berufen, welche Stelle er im April 1762 mit einer Rede „de singulari, eximiaque academiae Frider. Erlangensi felicitate" antrat, und rückte 1767 in die dritte Lehrstelle ein. W. befaßte sich auf dem Katheder wie in seinen Schriften vielfach mit dem protestantischen Kirchenrechte. Er galt als tüchtiger Jurist, hatte aber einen unverträglichen, zanksüchtigen Charakter, der ihn bei seinen Collegen sehr mißliebig machte. Als ihm nun überdies in der „Schweinfurter Gollischen Sache" Fälschung eines Facultätsurtheiles und dessen Versendung nach Schweinfurt vorgeworfen wurde, erhielt er auf Vorstellung der Universität vom Markgrafen Alexander „ohne weiteres" seinen Abschied. Auf erhobene Beschwerde bei dem Reichshofrathe gegen den Markgrafen mußte zwar nach dem Ausspruche dieses Gerichtshofes W. unter voller Schadloshaltung „plenarie" wieder in seine Professur eingesetzt werden. Allein bei dessen feierlicher Einführung verließen sämmtliche Professoren den Saal, und mieden jeden Umgang mit ihm, worauf ihn Markgraf Alexander alsbald seines Dienstes entließ (1772). W. lebte nun als Privatmann in Erlangen, wo er im August 1794 starb. Einen Beweis seines böswilligen Charakters gibt u. a. die Schrift „Kayser Carl V. Ehrenrettung und Vertheidigung rc." (Nürnb. 1782), worin er einige Gelehrte in höchst schmähsüchtiger Weise angriff. Als Erwiderung erschien im folgenden Jahre (Christian Karl am Ende) „Ehrenrettung einiger ver-

dienstvoller Gelehrten gegen die Verleumdungen Herrn Prof. Wernher's zu Erlangen 2c." (Nürnberg 1783). W. verfaßte etwa achtzehn Dissertationen und Abhandlungen theils civil-, theils kirchenrechtlichen Inhalts, sie sind aufgezählt bei Fikenscher, Vollst. akad. Gel.-Gesch. d. Univ. Erl. 1. Abth., S. 225—27, bei Weidlich, Jetztleb. Rechtsgel., bei Meusel und anderwärts.

Ein älterer Bruder unsres Gelehrten, Johann Georg W., geboren zu Neunkirchen am 3. April 1712, studirte einige Zeit mit seinem jüngeren Bruder Mich. Gottl. die Rechte zu Wittenberg, wurde sodann Docent in Göttingen, schrieb als solcher einige juristische Dissertationen und war zuletzt Bürgermeister in Einbeck und Landsyndikus des Fürstenthums Grubenhagen. Er starb als solcher am 26. Januar 1786.

(Mich. Gottl. W.): Fikenscher a. a. O. und die dortselbst S. 223 aufgeführte Litteratur; Meusel XV, 32; Baader, Bair. Schriftst.-Lex. S. 319. — (Joh. Georg W.): Weidlich, Gesch. d. jetztleb. Rechtsgel., Th. 2, S. 617; Pütter, Gel.-Gesch. d. Univ. Göttingen, Thl. 1, S. 108, Th. 2, S. 66; Meusel XV, 30. v. Eisenhart.

Wernick: Fritz W., Reiseschriftsteller, wurde am 13. September 1823 zu Elbing geboren. Er mußte dem elterlichen Willen folgen und des Vaters Gewerbe, die Hutmacherei, erlernen. Nachdem er dies 1839—43 zu Liegnitz erledigt hatte, arbeitete er in Geschäften zu Wien, Paris und Berlin und trat dann daheim in die Fabrik ein. Die Bewegung vom Jahre 1848, die ihn zum Antheil am politischen Leben des Geburtsortes veranlaßte, dazu der Umgang mit Männern wie Friedrich Kreyßig, dem Litterarhistoriker, und Max von Forckenbeck riefen in dem jungen Gewerbtreibenden den Sinn für alle die Bildungsinteressen, die er infolge jenes Zwanges seit der Schulzeit hatte hintansetzen müssen, wieder wach. Mit doppeltem Eifer holte er durch Selbststudium das Versäumte nach, übergab dann, nachdem er sich durch nachdrückliche kaufmännische Emsigkeit die erforderliche finanzielle Unterlage gesichert hatte, die ererbte Firma einem Vetter (endgültig 1867) und verleugnete fürder sogar den ehemaligen Hutmacher so gänzlich, daß man nach seinen eigenen stets etwas abgebrauchten Hüten gewiß keinen geschulten Fachmann vermuthet hätte. Auch sonst stellte er sich allmählich völlig unabhängig und wirkte seit 1867, getreu seiner Ueberzeugung, an dem führenden liberalen Preßorgan seiner Heimathsprovinz, der „Danziger Zeitung", mit. Mit herzlicher Neigung für intime Localhistorie und einem entsprechenden Griffel, um Geschautes und Erforschtes festzuhalten, begabt, veröffentlichte er 1865 ein „Elbinger Wanderbuch, ein illustrirter Führer durch Elbing und seine Umgebungen". „Das kleine Handbuch" beabsichtigte bescheiden, „die Eindrücke und Erfahrungen, die auf vielfachen Wanderungen und Ausflügen durch die Umgegend Elbings während einer langen Reihe von Jahren erworben wurden, einheimischen und fremden Naturfreunden mitzutheilen". Die in den „knappen historischen Notizen" enthaltene „Fülle interessanter Daten und Vorgänge" deutet die Wichtigkeit des noch fehlenden Geschichtswerks über Elbing an; W. weist auf das interessante Material bei Fuchs, Beschreibung von Elbing, u. a. hin, zu dessen Bearbeitung „eine kundige und geschickte Hand" nöthig sei. Wie schon hier das geschichtliche und landschaftliche Moment die Rubriken „Statistisches" und selbst „Fremdenführer durch die Stadt" stark im Hintergrunde läßt und kleines illustratives Beiwerk verwerthet, so zieht „Danzig. Ein Führer durch die Stadt und ihre Umgegend" (1873) letzteres noch plastischer heran und „hauptsächlich bietet sich das kleine Buch als Führer durch die Umgegend an. So interessant und sehenswerth die Stadt auch sein mag, so ist es doch zumeist ihre landschaftliche Umgebung, die an den nordischen Küsten nicht ihres Gleichen findet, welcher die

Besucher Danzigs sich zuwenden". Aeußerlich gibt sich das Buch als „einfachen Fremdenführer" und legt da namentlich auf die architektonische Seite Gewicht. Am Schlusse des Vorworts zu beiden Büchern erklärt sich W. zufrieden, wenn der Führer seinen Lesern einen Theil der Genüsse vermittelt, die er selbst in dieser „herrlichen Natur" durchkosten durfte. 1888 behandelte sein Buch „Elbing" als Nr. 3 der „Nordostdeutschen Städte und Landschaften" das Thema seines schriftstellerischen Debuts, nachdem 1869 sein „Elbinger Wanderbuch" eine „veränderte Auflage" des letzteren, 1873 und 1877 erweiterte Revisionen des Danziger Führers das zweitgenannte Buch erneuert hatten.

Berührt es bei solchem Drange wundersam, daß es fürder W. zu regelmäßigem Schweifen durch schöne oder seltsame Lande in die Ferne trieb? Neben einer umfänglichen Lectüre in guten Sachen alter, neuer, neuester Herkunft erkannte er in verständnißvollem Reisen das bildendste Moment der Gegenwart. So hat er besonders Italien und zwar wiederholt mit verstärkendem und ergänzendem Besichtigen bis zum südlichsten Winkel durchstreift, ist auf der hesperischen Halbinsel von einem merkwürdigen Flecke zum andern gewandert, hat England und Frankreich genau, nicht etwa mit dem Operngucker des flüchtigen Bädeker-Touristen, unter die Lupe genommen, sich Europas Osten, Rußland sowol wie die Balkanländer ordentlich angeschaut, endlich die Vereinigten Staaten bei Anlaß der Philadelphiaer Weltausstellung — vergleiche seine Schrift „Paris und die Weltausstellung 1878" (Haus- u. Reisebibliothek Bd. I) —, achtsam und offenen Blicks. Von all diesen Spaziergängen spendeten ungenirte frische Niederschläge im Feuilleton verschiedener Tagesblätter Anderen die Möglichkeit, im Geiste ihn zu begleiten und sich nach all den anschaulich geschilderten Plätzen zu versetzen. Die daraus erwachsenen Bücher enthalten nämlich nicht etwa kahle und kalte Beschreibungen, sondern farbenvolle Volks- und Lebensgemälde, ohne falschen Firniß zwar, aber mit schlagenden Beobachtungen verbrämt; es sind: „Sommerfrischen. Eine Wanderung zu den schönsten und beliebtesten gastlichen Stätten in den deutschen Bergen" (1875), „Olympia und seine Alterthümer. Eine Osterfahrt in den Peloponnes", das nett die imponirende Gewalt aller großen Kunst abspiegelt, ohne sich antiquarische Belehrung anzumaßen, „Reisebilder aus Südfrankreich" (1879, 2. Aufl. 1888), mit Woldemar Kaden zusammen „Nach dem Süden. Wanderungen durch die Schweiz und die Riviera" (1882) und endlich die fünfbändige Folge „Städtebilder", 1879—80 gesammelt, Wernick's in jedem Betracht erheblichste Leistung. Die bedeutendsten Metropolen, die anerkannten Verkehrs- und Culturcentralen treten innerhalb dieser Bände vor unser Auge, und zwar stehen die erstgewonnenen Eindrücke, als die Mehrzahl jener rasch sich umwandelnden Städte von ihrem gegenwärtigen Wesen mannichfach abwichen, neben solchen von jüngeren Besuchen. Diese „schnellskizzirten Augenblicksbilder" wollen „treu, wahr, anschaulich" sein. Sie dürften jedoch leicht höheren Anspruch erheben; denn diese ernst gemeinten, sorgfältig angelegten, sauber ausgeführten Reisestudien verrathen den Stift eines berufenen Schilderers, der es für unredlich und zwecklos halten würde, bloße Abschnitzel aus der Briefmappe aneinanderzukleben. Und gerade die Beschäftigung mit dem Aeußeren und Inneren halbverflossener Perioden nebst den unaufdringlichen Parallelen mit den bis heute daraus entwickelten Verhältnissen verleihen dem Ganzen das Gepräge culturgeschichtlicher Bedeutsamkeit. Ein feiner Stift vergegenwärtigt alles Architektonische, dringt aber auch in die Geheimnisse der Völkerpsychologie ein, so daß diese kundigen und anmuthenden Darstellungen thurmhoch über den landesüblichen oberflächlichen Touristenerinnerungen und mit an der Spitze der modernen Reiselitteratur belletristischen Schlags stehen. Die Physiognomie der besuchten Großstädte und

Provinzen wird künstlerisch reproducirt und der Charakter aus allerlei sorgfältigen Einzelmerkmalen herausdestillirt. Obschon er bei dem letzteren oft als Forscher, bisweilen wie ein methodischer Historiker verfährt, treten der Weltmann und der naiv genießende Freund des Imposanten und Interessanten nirgends in den Hintergrund. Demgemäß und im Absehen auf das erwartete breitere Lesepublicum ist die Schreibweise, Wernick's ganzer Art getreu, plauderhaft im guten Sinne, dabei nie seicht und schönrednerisch. Das ist schon deshalb ausgeschlossen, weil W. bei dem factisch-ästhetischen Anreize der Städte, ihrem Baustile und Verwandtem, dem Grade des Kunstsinns und dem geistigen Treiben überhaupt, stets mit warmer Vorliebe verweilt. Diese eben ist nur ein Stück seines schönen Enthusiasmus, der seine Skizzen immer durchweht und unmerklich auf den Leser übergeht. Daher erwarb sich die Serie Beifall und Antheil, ist freilich jetzt nach Ungebühr wenig bekannt, gelesen, berücksichtigt.

Und so ist auch Wernick's litterarischer Gesammterscheinung nicht ihr Recht geworden. Bloß Eingeweihte und Engbefreundete nahmen W. ganz ernst. Das genannte Werkchen über Olympia, das dessen eindringlicher Schilderung eine der romantisch gestimmten Hinreise voraus- und allenthalben umschauende „Wanderungen im Peloponnes“ nachschickt, sehen die Zunft-Archäologen über die Achsel an, und zu dem kurzen gehaltvollen Hefte über „das Kunstgewerbe auf den Ausstellungen zu Mailand und Stuttgart“ (1882), Nr. 5 der allerdings nicht von Akademikern getauften „Sammlung (12) kunstgewerblicher und kunsthistorischer Vorträge“ über „Die Kunst im Hause“ (1881—86), dem ein eingehender „Führer durch die Kunst-Gewerbe-Ausstellung zu Leipzig 1879“ vorausgegangen war, mögen die Herren vom ‚Bau‘ sich ähnlich verhalten haben; und doch entpuppt er sich als ein gründlicher Kenner und selbständiger Beurtheiler dieses jungen Sonderfachs.

Das rührte W. freilich wenig. Seit Jahrzehnten war er gewohnt, seine eigene Straße zu ziehen und sich seine Weg- und Strebeziele vorzustecken. Als abgerundete Persönlichkeit, die sich nicht um Etikettenschablone kümmerte und nach dem à la mode-Tone nichts fragte, kannten ihn seine Bekannten auch auf dem Pflaster der Weltstadt Berlin, wo er so häufig, vor oder nach dem Ausfluge Station gemacht hat. Das derbe, kraftvolle Wesen mit seinem nicht eben abgezirkelten Ausdrucke machte den stattlichen Mann, der „noch im Alter höchst ansehnlich mit seinem prachtvollen weißen Vollbart und der hochgewölbten flammenden Stirn“ war, zu einer wahrhaft individuellen Gestalt. Prüde war er nie und nimmer, er, der nie einem weiblichen Wesen näher getreten. Aber gerade seine Geradheit und Schlichtheit, gepaart mit einer seltenen Aufnahmefähigkeit für alle bewegenden Ideen der Zeit ließen ihn eine stets gern begrüßte Erscheinung in Gelehrten-, Künstler- u. a. Kreisen sein. Das freute ihn, der sich so gar nicht hervor- und herandrängte, innig, wie er aufrichtig befriedigt war, wenn einmal sein Eingreifen, unternommen auf Grund sachlicher Ueberzeugung, Positives gestiftet hatte. Beispielsweise als er 1855 Heinrich Laube mittelbar aufmerksam gemacht hatte, daß in Elbing „ein junges Mädchen Komödie spiele, so geistvoll und reizend, wie er es auf seiner Reise durch ganz Deutschland nicht wieder gefunden“, die daraufhin sofort nach Wien auf die erste Staffel ihrer Triumphe engagirte Friederike Goßmann. Immer wieder nach den bis in die Sechziger ausgedehnten Streifzügen in der Heimathsstadt landend, wo er bei Verwandten ausspannte, ordnete und ausarbeitete, ist er dort, schon auf der 1890er Reise durch schwere Erkrankung zu früher Rückkehr gezwungen, am 2. September 1891 gestorben.

Kurze äußerliche Lebensabrisse in Bornmüller's Schriftsteller-Lex. S. 761 f. und Meyer's Konversationslexikon[4] XVII, 826 f. Sehr hübsches Gedenkblatt,

das der Originalität nach persönlicher Kenntniß gerecht wird, von P(aul) S(chlenther), 37. Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1891 (13. Septbr.), mit einigen kleinen, unwesentlichen Irrthümern. Lehrreich die hinter den einzelnen Bänden der „Städtebilder" abgedruckten Stimmen der Presse, deren lauteste die der „Schlesischen Zeitung" 1878, Nr. 838 ist. Der Ursprung des Engagements der Goßmann bei H. Laube, Das Burgtheater. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte, S. 300 u. 303, angedeutet auch von Schlenther.

Ludwig Fränkel.

Wernicke: Christian W. (Wernigke, Warneck u. s. w.), Epigrammatiker, sagt, er sei „von Abkunft väterlicher Seite ein Sachse, von mütterlicher Seite ein Engelländer und von Geburt ein Preuße". Erst 1888 hat Neubaur seine Jugendzeit, Elias den weiteren Lebensgang aufgeklärt. Der Vater Johannes, Stadtsecretär in Elbing, aus Alsleben, hatte sich 1647 mit Cordula Smith von Cuerdley, die einem alten englischen Adelsgeschlechte entstammte, vermählt. Als ihr zweites Kind wurde unser W. im Januar 1661 geboren. Schon 1669 des Vaters beraubt, durchlief er frühreif die Schulen Elbings und Thorns und zeigte sich siebzehnjährig als flinken Schwulstpoeten: „Die vom Himmel-Aganippen herstammende Krippen-Klippen beehret mit ungeschikten Lippen Christian Wernigke D. F. K. B." Wirklich der freien Künste beflissen, mit mannigfachen, besonders sprachlichen und litterarischen Kenntnissen ausgestattet, wandte er sich nach Hamburg und studirte seit 1680 bei Morhof in Kiel, aus dessen „Polyhistor" er lernte, ohne sich an seine so dürre Stubenpoesie zu binden. Drei Jahre lang bei Rantzaus in Stellung, feierte er die Gräfin Katharina Hedwig als Amaryllis und verfaßte einige saubere Eklogen, die mit den landläufigen blümeranten Schäfereien wenig gemein haben. Er schloß bedeutende dänische Verbindungen und wirkte längere Zeit als politischer Privatagent in England, bis ihn unliebsame Wirren nach Hamburg führten, wo er sich wieder der Litteratur zuwandte (Vorrede 1704: es ward „der längst entschlaffene poetische Geist wiederum erwecket"), satirische Händel mit Postel und Hunold ausfocht und mit Hagedorn's Vater befreundet war. Seit 1708 war er dänischer Gesandter in Paris unter Ludwig XIV. und der Regentschaft; eine Masse diplomatischer Acten hat Elias ans Licht gezogen. Gewiß nicht ohne eigene Schuld gerieth der selbstbewußte, herbe Mann in Hader und Bedrängniß; auch durch Krankheit gebrochen, verließ er Frankreich, um in Kopenhagen am 5. September 1725 zu sterben.

Seine Dichtungen lassen sich in einem schmalen Band zusammenfassen, und W. hat früh geschwiegen. Bodmer erneuerte 1740 das Pamphlet gegen Postel, 1749 die „Ueberschriften", von denen zuletzt L. Fulda in Spemann's „Nationallitteratur" Bd. 39 eine gute Auswahl bietet; eine kritische Ausgabe ist dringend zu wünschen und seit längerer Zeit von Elias versprochen. Etliche Epigramme sind den Engländern durch Coleridge vermittelt worden. W. darf als geistreichster, freister deutscher Schriftsteller auf der Scheide des 17. und des 18. Jahrhunderts gelten. Lessing hat ihm sein Lob nicht versagt; Hagedorn rühmt ihn früher: „Wer hat nachdrücklicher den scharfen Witz erreicht? . . . An Sprach' und Wohllaut ist er leicht, an Geist sehr schwer zu übertreffen." Gegen seine Form erhebt Gervinus, und wer dem ausgezeichneten Historiker nachschreibt, ungerechte Anklagen, denn lateinisch-Logauische Satzgebilde wie „So schön! daß einer nicht, die schöner ist, kan mahlen" sind bei W. sehr selten; auch hat Gervinus irrthümlich den nur auf das 10. anekdotische Buch bezüglichen Wink Wernicke's, daß er „was andre wol erfunden, wol erzehle", verallgemeinert, da es doch den andern Büchern nicht an einer Fülle von eigenen Gedanken und Motiven gebricht und W., allerdings nur hie und da dem lyrischen Sinngedicht Logau's sich nähernd, die ausgetretenen Geleise Owen's verläßt, ohne sklavisch dem

Martial zu folgen. Er will mit Uebertragungen aus Sannazaro begonnen haben.

1697 erschienen „Ueberschrifften [so] oder Epigrammata": das 1. Buch, das spätere 2. und 24 Nummern des 3., wol ziemlich getreu nach der Jugendhandschrift; aber sechs Bücher waren schon länger fertig. Das Jahr 1701 brachte acht Bücher, der „Poetische Versuch" 1704 deren zehn, so daß wir die meisten Epigramme in zwei oder drei Redactionen besitzen, denn W. ließ sich, Sinn und Vers umbildend, Boileau's aimez donc la raison und das Stilgebot polissez-le sans cesse et le repolissez gesagt sein. In J. G. Meister's verständigen „Unvorgreifflichen Gedancken von teutschen Epigrammatibus", die es scharf mit dem hochnäsigen Bouhours zu thun haben und die Entwicklung der Gattung bei uns seit Opitz verfolgen, wird der „Anonymus" schon 1698 belobt, nur sei er manchmal etwas „obscur"; öffentlich aber finden wir den Meister des Epigramms erst 1708 außerhalb der Hamburgischen Polemik mit Namen genannt. Eine vornehme, kühle, stolze Natur widmet W. seinen Anfängen in späteren Vorreden und Noten und Aenderungen, als er z. B. das erste Buch auflöste, eine scharfe Selbstkritik. War er ehemals mit der Wendung, der Centaur reite auf sich, wohlzufrieden gewesen, so schalt er das nun bizarramente pensato. Jugendliche Heroiden, in denen auch er dem unvermeidlichen Marinismus und zugleich der gräflichen Amaryllis gehuldigt, parodirte er mit frivolem Spott über die Abälard und Eginhard, dieselben Schläge gegen sich selbst und das früh verlassene Vorbild Hofmannswaldau kehrend, dessen Heldenbriefen er auch mit burlesken Knittelreimen antwortete. Sonst ist seine Form der Alexandriner, und in dies Maß streckt er gern ältere Kurzzeilen, ohne deshalb leeres Füllsel anzubringen; vielmehr geht seine Form auf das Gedrungene, Präcise, Gespitzte aus. „Wie Funken die aus Stahl zerstreut zu springen pflegen" seien die Epigramme, sagt er, ein praktischer Vorgänger der Lessing'schen Lehre von der Ueberraschung. Er ist von Haus aus viel streitlustiger, stachliger, maliciöser, persönlicher als Logau und verschmäht die stumpfe Weibersatire des Helden Rachel, aber auch die ungehobelte plattdeutsche Landskraft Lauremberg's. Er gewinnt auch stereotypen Vorwürfen witzig eine neue Seite ab, und seine ergötzliche Frivolität — wenn etwa der junge Ehemann recht zeitig aufsteht, um sich auszuruhen — wird nie unsauber. Auch die harmlose Lustigkeit fehlt nicht: der dumme Mönch katalogisirt ein hebräisches Werk als „noch ein Buch das an dem End anfänget". Aber scharfe Ironie, treffsicherer Hohn waltet vor bei diesem weltklugen Mann, der die ungebildeten Edelleute und den hüstelnden bedächtigen Diplomaten abschildert und vom Hofleben nicht blos aus litterarischer Ueberlieferung berichtet. Manchmal verfällt er einem unbehaglichen Pessimismus, sich selbst am wenigsten schonend: er erschrecke vor seinem Spiegelbild. Aristokratisch wehrt er den Pöbel, den Pickelhäring Diogenes, das Puppenspiel, das derbe Volksmäßige ab und unterscheidet sich so weit von dem Verfasser der „Veer Scherzgedichte", daß er höhnt, Thrax schelte das Hochdeutsch verlogen: „er glaubet es besteh die deutsche Redlichkeit In Grobheit und in Nieder Sächsischer Sprach." Gern sehen wir ihn dieselbe schroffe Haltung gegen geckenhafte Deutschfranzosen, noch lieber als Protestanten höherer Ordnung gegen Religionszänker herauskehren. Philosophisch reichgebildet, in alter und moderner Litteratur ungemein belesen, huldigt er mit Boileau, vom Dichter vollständige Kenntniß der Welt, zumal des Hofes fordernd, einer vornehmen Poetik. Wir beobachten die Verfeinerung seines Geschmacks, wenn er allgemach vom Lob oder Halblob der ungleichen Schlesier Lohenstein und Hofmannswaldau zu Angriffen und Todesurtheilen übergeht, ganze Sträuße des sinnlich wuchernden oder absurd ausschweifenden Schwulstes zerzaust, lauderwälsche Tropen belacht, Epigramme auf die Marmelballen und

Ambratöpfe schnellt, ironische Musterverzeichnisse anlegt und des neuen bon sens voll den deutschen Dichtern sagt: eure Schönen sind ja nur leblose Steinbilder mit Achataugen, Rubinlippen, Alabasterbusen, euer Sang ein bloßes Schellenspiel, eure ganze Kunst „ein unverständlich Nichts durch aufgeblasne Wort in wohlgezehlte Reim zu bringen". Auch die Nürnberger Klingeldichter verspottet er. Seine Angriffe auf Hofmannswaldau's Briefe und einzelne Verse Lohenstein's riefen den lahmen Sänger Wittekind's, Postel in Harnisch gegen den Wecknarr oder Narrweck — W. antwortete weitschweifig 1701 mit dem „Heldengedicht Hans Sachs genannt", dessen Motiv, Stelpos Krönung, sammt den billigen Namenwitzen dann in den Fehden zwischen Leipzig und Zürich fortspukt. Darauf griff der liederliche Litterat Hunold-Menantes die Epigramme an und gab, von W. 1704 S. 301, 324 ff. als „deutscher Mävius" vernichtend abgefertigt, eine an sogenannten Retourkutschen, aber auch an Personalien reiche Komödie „Der thörichte Pritschmeister" zum besten, um W. durch Geträtsch über bedenkliche Londoner Abenteuer menschlich und durch die Aufdeckung von Plagiaten — doch handelt es sich nur um unbewußte Reminiscenzen aus den Alten, aus Richelet u. a. — litterarisch bloßzustellen. Diese Händel wecken kein tieferes Interesse; die Hauptsache ist Wernicke's überlegene Stellung mitten in den großen stilistischen Auseinandersetzungen seiner Zeit. Den Bouhours, der einen bel esprit in Deutschland für unmöglich erklärte, hat W. nicht blos durch patriotische Entrüstung widerlegt, gegen die schlechten Uebersetzer oder gegen den Purismus Zesen's und andrer wohlmeinender Wäscher sich auf die hohe Warte einer internationalen Bildung und zugleich einer nationalen Gesinnung geschwungen: er machte den dreisten Witz „Die deutsche Sprach hat die Franzosen", aber er betonte auch, die Nachbarn seien allerdings unsre Lehrer in der „sogenannten critique". Der schlesische Schwulst ist ihm eine Krankheit. Er predigt Vernunft wie Boileau:

> Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt wohl. Der Reim? geschickt.
> Das Wort? in Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt.

Aber kräftiger als der Meister des Art poétique wiederholt er die paulinische Losung, für Kinder sei die Milch, für Männer starke Speise, und der Gegner niederdeutscher Dialektpoesie ist doch zu eigenrichtig, um sich eine correcte Sprache dictiren zu lassen und meißnischer oder schlesischer Anmaßung gegenüber auf seine „preußischen" Wörter zu verzichten. Klar scheidet er zwei Richtungen, den Marinismus und die zu niedrige Schreibart Chr. Weise's, und erwartet Heil vom preußischen Hofe (d. h. von Boileauisch gebildeten Männern wie Canitz): „sintemahl sich an demselben einige vornehme Hoffleute hervor gethan, welche Ordnung zu der Erfindung; Verstand und Absehn zur Sinnligkeit; und Nachdruck zur Reinligkeit der Sprache in ihren Gedichten zu setzen gewust." Gewiß hat der Mann, der den Schulfuchs witzig verlachte, nach welchem „keiner lesen kan, als der mit Brillen lieset", die Litteratur seinerseits oft durch das Glas eines ironischen Diplomaten betrachtet, aber wir kennen vor Liscow, ja vor Lessing keinen klareren, gescheiteren Kopf. Vgl. auch Herder's „Adrastea".

Goedeke 3, 339. — L. Neubaur, Jugendgedichte von Christian Wernigke, Königsberg 1888 (Altpreußische Monatsschrift Bd. 25); vgl. Anzeiger der Zeitschrift für deutsches Alterthum 33, 341. — J. Elias, Christian Wernicke. 1. Buch [Biographie; die Vorrede skizzirt nur ganz kurz den Inhalt des 2. und 3.: Kritik, Polemik; Epigrammatik], Münchener Dissertation 1888. Portrait und Facsimile in Könnecke's Bilderatlas.

Erich Schmidt.

Wernigerode: Grafen von W. Das streitbare Geschlecht der Grafen von W. nimmt unter den edeln Familien Niedersachsens eine angesehene Stelle ein. Aus dem nordharzischen Vorlande entsprossen, tritt es zwischen 1103 und 1133 mit einem ersten Adalbert oder Albrecht in die beurkundete Geschichte ein. Der Grafentitel war bei ihnen erblich geworden, aber ihre reichsamtlich verwaltete Grafschaft lag im Darlingau und am Elm. Von dort zogen sie unmittelbar an den Fuß der Harzberge, wo sie das Geschlecht der Grafen Theti und Wikker und der Edlen von Veckenstedt beerbten und wohl schon von Anfang an den weitragenden Gipfel des Gebirges zu ihren Gütern zählten, während sie weiter unten Besitzungen der Stifte Corvei, Gandersheim, Meißen, Quedlinburg und weltlicher Fürsten, wie des Herzogs Lothar, der Pfalzgrafen von Sachsen, Albrecht's des Bären, der Grafen von Ravensberg und Dassel früher oder später hinzu erwarben. Für die Geschichte ist ihre Hauptbedeutung darin zu suchen, daß sie mit großer Beharrlichkeit mitten vor dem Nordharze ein abgerundetes, nach dem Hauptorte und Herrschaftssitze genanntes Grafschaftsgebiet schufen, das auch nach ihrem 1429 erfolgten Aussterben als besonderes staatsrechtliches Gebilde bis in unsere Tage fortbestand, ja in Beziehung auf Kirche und Schule noch fortdauert. Der Urenkel des genannten ersten Adalbert, Konrad II., trug 1268 Schloß Wernigerode mit Zubehör den Markgrafen von Brandenburg zu Lehn auf. Dessen Sohn, der fünfte Albrecht (1268—1320), tritt in der Verfolgung jenes auf die Mehrung der Gerechtsame und Besitzungen des Hauses gerichteten Strebens in so schroffer Weise hervor, daß er in erster Reihe unter denen zu nennen ist, die während Kaiser Heinrich's VII. Zuge nach Italien zur Verfolgung seiner Reichspolitik den Frieden des Reiches störten, so daß der Papst vergeblich den Kaiser um Hülfe anrief und den größten Theil der Fürsten und verschiedene Städte Norddeutschlands zur Bewältigung des Friedensstörers ermahnte. Wieder ist es Albrecht's V. Enkel Konrad V. (1325—1373), der in wenig ansprechender Weise, aber vom Glück begünstigt, die Gefangennahme eines Regensteiner Vetters ausbeutet, und als der Sohn einer braunschweigischen Herzogstochter von dem diesem Hause angehörigen Bischof Albrecht II. von Halberstadt begünstigt, bei dem schweren Kampfe um die Herrschaft im Harzgau 1343 einen hohen Siegespreis ohne eigentlichen Kampf davonträgt in einer bedeutenden Abrundung seiner Grafschaft. Noch bekannter in der geschichtlichen Ueberlieferung, aber in ganz anderem Sinne, ist dieses Konrad Neffe Graf Dietrich, der am 22. Juli 1386 durch eine Veme eines gewaltsamen Todes starb. Wenn aus frommen Beweggründen, wie sie dem Geiste der Zeit entsprachen, des Gevemten Brüder Konrad und Heinrich die Theobaldikapelle über Wernigerode gleich nach 1400 gründeten, so ist überhaupt zu bemerken, daß die bis zum Letzten des Geschlechts vorherrschende Richtung auf Kampf und Fehde keineswegs die Bethätigung an geistlichen und kirchlichen Stiftungen ausschließt; als merkwürdigste ist die Gründung des Familienstifts zu S. Georg und Silvester in Wernigerode zu erwähnen. Auch geistliche Stellen nahmen die jüngeren Söhne öfter ein. So war Albrecht's IV. gleichnamiger Sohn seit 1227 Domherr, seit 1245 und bis 1265 Dompropst zu Magdeburg, Walter 1323—1325 Domherr zu Hildesheim, Gebhard II. zwischen 1306 und 1317 Domherr zu Halberstadt, Albrecht VII. 1339 Dompropst zu Magdeburg. Aber während von all diesen weltlichen und geistlichen Gliedern des Hauses die geschichtliche Ueberlieferung nicht so viel bietet, um ein genaueres Bild ihres Wesens und Schaffens daraus entwerfen zu können, so ist uns dies vergönnt bei

Albrecht VIII., als Bischof von Halberstadt A. IV., der in seiner Stellung als Kirchenfürst und wegen seines Thuns und Wesens ein allgemeineres Interesse

in Anspruch nimmt. Als Sohn des obengenannten Grafen Konrad V. und einer Edlen von Warberg 1346 geboren, wurde er von Kind auf für den geistlichen Stand bestimmt und, erst zwölfjährig, 1358 zum Propst von S. Bonifatii in Halberstadt erwählt. Seine erste Erziehung und Unterweisung soll er bei den Augustiner-Einsiedlern zur Himmelpforte bei Wernigerode erhalten haben. Als Propst zu S. Bonifatii hatte er seinen eigenen Hofmeister. Aber die in der Heimath gewonnene Ausbildung setzte er draußen auf der Hochschule fort, und im J. 1366 begegnen wir dem Zwanzigjährigen als Studenten des kanonischen Rechts zu Montpellier in Languedoc. Auf das Gesuch des Bonifatiusstifts wurde er damals als dessen Propst bestätigt, mußte aber dem Papst Urban V. unter Bürgenstellung geloben, wegen der in zu jugendlichem Alter erfolgten Wahl zu dieser Würde 104 Mark an die apostolische Kammer zu zahlen. Ein Jahr später folgt er seinem tüchtigen kirchlichen Oberherrn Bischof Albrecht III. von Halberstadt im Panzer und mit dem Schwerte gegen Bischof Gerhard von Hildesheim, wird aber am 3. September 1367 in dem für die Halberstädter unglücklichen Treffen zwischen Dinklar und Farmsen gefangen genommen. Kurz vor oder im J. 1375 legt A. seine Propsteiwürde zu S. Bonifatii nieder und wird Propst des herzoglichen Familienstifts in der Burg Dankwarderode zu Braunschweig, eine Würde, die er 1383 wieder an Otto, Sohn des Herzogs Magnus II. abtritt. Entweder sogleich oder bald darnach wird er als Dompropst zu Halberstadt Haupt der dortigen Stiftsgeistlichkeit. Lebhaft tritt er für deren Rechte den Ansprüchen der Bürgerschaft gegenüber ein. Der Streit hierüber wird 1407 durch einen Vergleich zu Gunsten der ersteren beigelegt. Der ihm sehr gewogene Bischof Albrecht III. wies ihm 1387 den Archidiaconat von Eisleben zu; zu Anfang des 15. Jahrhunderts wurde er dagegen Archidiacon zu Utzleben. A., der fünfmal einen Bischofswechsel erlebte, hatte besonders zwischen 1390 und 1400 in dem ungeistlichen Vetter Bischof Ernst, einem geborenen Grafen von Honstein, einen beschwerlichen Oberherrn. Als aber 1406 sein Vetter Heinrich von Warberg Bischof wurde, war A. sechzigjährig der Aelteste im Domcapitel. Da lag es denn so nahe, daß nach dessen zu Weihnachten 1410 erfolgtem Ableben der Krummstab auf A. überging und daß er in den Urkunden schon ein paar Monate vor der im April 1411 erfolgten Wahl als Bischof bezeichnet wird. Obwol er nun mit Recht als ein Mann des Friedens bezeichnet wird, so war er doch schon ein Jahr nach seiner Wahl in der fehdereichen Zeit genöthigt, das Schwert zu ziehen. Als nämlich im Juli 1411 die v. Schwichelt von ihrer Feste Harzburg aus einen Raubzug ins Halberstädtische unternommen und bei dem Rückzuge in der Nähe von Derenburg den Edlen Otto von Warberg, einen Vetter des Bischofs, getödtet hatten, verband dieser sich mit den Herzögen Bernhard, Heinrich und Otto von Braunschweig, den Städten Goslar, Magdeburg, Braunschweig, Halberstadt, Osterwiek und den Grafen und Edlen der Harzgegend. Vom 14. September bis 25. December 1412 wurde die Harzburg belagert und bezwungen. Da aber die v. Schwichelt vertragsbrüchig wurden, so mußte die ehemalige Reichsburg aufs neue belagert werden. Nach Eroberung der Feste wurden die v. Schwichelt zu besserer Beobachtung der Friedensbedingungen genöthigt. Am liebsten suchte der Bischof durch Bündnisse mit Fürsten und Städten dem Ausbruch von Krieg und Fehde vorzubeugen, so durch ein solches, das er am 1. Mai 1414 mit Goslar und den Herzögen Bernhard und Otto von Braunschweig und ein anderes, das er schon zu Anfang jenes Jahres mit den Landgrafen von Thüringen schloß. Dennoch fehlte es nicht an Fehden, wie denn eine solche, in die ihn Graf Heinrich von Honstein-Heldrungen verwickelte, erst kurz vor seinem Ableben durch einen Frieden beendet wurde. Im J. 1413 sah A. sich selbst genöthigt, dem kriegssüchtigen Bischof Johann

von Hildesheim abzusagen, und wir hören von dieser Fehde bis zum Jahre 1418. Mehr noch als durch diese äußeren Kämpfe wurde das Regiment Bischof Albrecht's durch einen inneren Gegensatz unter den Bürgern seiner Hauptstadt beunruhigt, der schon unter seinem Vorgänger hervorgetreten war. Geführt von einem kühnen verwegenen Manne, dem langen Matthias oder Langematz von Heudeber und den Seinigen, erstrebte ein gegenüber den bevorrechteten Rathsgeschlechtern benachtheiligter Theil der Bürger gewaltsame Aenderungen im Rath zu Gunsten des größeren Theils der Gemeinde. Und als die Heudeber hatten fliehen müssen, bedrängten diese die Stadt von außerhalb mit Fehde und der Klage beim westfälischen Gericht. Als dann im Sommer 1413 nach der von Heudeber Rückkehr verschiedene an der Spitze ihrer Widersacher stehende Rathsfamilien zur Flucht genöthigt wurden, bedrängten nun diese, auf deren Seite der Bischof stand, ihre Vaterstadt. Erst am 30. April 1417 gelang es Albrecht's Bruder Graf Heinrich von Wernigerode, einen Vergleich zustande zu bringen, sodaß wenigstens etliche Jahre Ruhe herrschte und der Bischof, der nach Kräften seinen geistlichen Aufgaben gerecht wurde, am 11. September 1419 im Frieden dahinscheiden konnte, eifrig beschäftigt mit dem im Jahre vorher begonnenen Neubau der Pfarrkirche S. Martini in dem Mitteldorfe Gröningen unfern seiner gewöhnlichen bischöflichen Residenz. A. war keine durch außergewöhnliche Thaten und Geistesgaben ausgezeichnete Persönlichkeit, aber ein würdiger Vertreter des Bisthums im Sinne der abendländischen Kirche im Mittelalter. Getreu ihren Satzungen und eifrig in deren Erfüllung bewahrte er dabei die besondere Art seiner Herkunft und Abstammung. Die Vorliebe für seine engere Geburtsheimath, für das Geschlecht, dem er entsprossen, aber auch die treue Fürsorge und Dankbarkeit gegen seine treue Dienerschaft ist theils in seinen eigenhändig niederdeutsch aufgesetzten letztwilligen Bestimmungen, theils in manchem urkundlichen Schriftstück bezeugt. Sein ritterliches Wesen erkennen wir nicht nur an der Betheiligung am heißen Kampfe zu Dinklar, sondern auch an den Waffenrüstungen, die seine bischöflichen Gemächer zierten. Ein entscheidendes Zeugniß für sein edles redlich-biederes Wesen gibt das lebhafte Interesse des trefflichen Bischofs Albrecht III. geborenen v. Rikmersdorf für ihn ab.

Ueber B. Albrecht IV. vgl. den größeren Aufsatz im Jahrgang 28 (1895) der Zeitschr. des Harzvereins für Gesch. und Alterthumskunde S. 695—739.

Ed. Jacobs.

Wernsdorf: eine adelige Familie aus Böhmen, die der Religion wegen nach Sachsen zog. Angehörige derselben waren protestantische Prediger in Chemnitz und Schönewalde in Kursachsen. An letzterem Orte wurde Gottlieb W. (4) geboren, von dessen sechs Söhnen hier Erwähnung verdienen: I. Gottlieb (5), Vater von Gottlieb (6) und Christian Friedrich (1); II. Ernst Friedrich (3), Vater von Gregor Gottlieb (7); III. Johann Christian (8), Vater von Christian Gottlieb (2).

Christian Friedrich (1), geboren zu Danzig am 26. April 1751, studirte zu Danzig und Leipzig, wurde daselbst 1775 Baccalaureus der Theologie, 1776 Candidat des geistlichen Ministeriums, 1785 Pfarrer zu Großzünder im Danziger Werder und starb am 27. Januar 1795.

Vgl. J. G. Meusel, Lexikon Bd. 15 (1816), S. 35.

Christian Gottlieb (2), geboren zu Helmstedt 1762, Magister und seit 1787 außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Helmstedt, der er bis zu ihrer Auflösung, Ostern 1810, angehörte. Er starb am 29. Juni 1822.

Ein Verzeichniß seiner Schriften gibt Hamberger-Meusel's Gelehrt.

Teutschland Bd. VIII (1800) S. 461, XVI (1812) S. 202, XXI (1827) S. 506.

Ernst Friedrich (3), geboren zu Wittenberg am 18. December 1718, studierte in Schulpforta und seit 1736 zu Leipzig, erwarb hier 1742 den Titel eines Magisters der Philosophie und das Recht, Vorlesungen zu halten. 1746 ebenda außerordentlicher Professor der Philosophie geworden, erhielt er 1750 das theologische Baccalaureat, 1752 die ordentliche Professur der christlichen Archäologie und 1756, bevor er einem Rufe als ordentlicher Professor der Theologie nach Wittenberg Folge leistete, die theologische Doctorwürde. Seine Wittenberger Stelle bekleidete er bis zu seinem am 7. Mai 1782 erfolgten Tode, noch lange überlebt von seiner Frau Eleonore Elisabeth geb. Nitzsch.

Vgl. Neues gel. Europa. Th. XII, S. 1030—1040; XIX, S. 740—754. — Meusel's Lexikon Bd. XV, S. 35—37.

Gottlieb (4), geboren zu Schönewalde am 25. Februar 1668, bezog trotz seiner großen Armuth, die ihn nicht einmal den geringen Preis für das Convictorium entrichten ließ, die Universität Wittenberg. Hier erwarb er sich das Wohlwollen des bejahrten Professors Kaspar Löscher, der ihn als Informator seiner Kinder annahm und dadurch einige Jahre lang dem drückendsten Mangel entzog. Bereits 1689 zum Magister creirt, las er später vor zahlreichen Zuhörern über Logik, Moral und Geschichte, ergriff aber, da ihm der Oberhofprediger Carpzov eine außerordentliche theologische Professur in Aussicht stellte, plötzlich dies Studium und vertheidigte 1698 die Abhandlung de autoritate librorum symbolicorum, wurde professor theologiae extraordinarius und im Jahre 1700 Doctor der Theologie. Nach dem Ableben des ordentlichen Professors Hanneken (1706) trat er an dessen Stelle in die Facultät ein, erhielt 1710 die Propstei an der Schloßkirche, bald darauf die Generalsuperintendentur der Diöcese Wittenberg und von dem Herzog von Weißenfels den Charakter als Kirchenrath. Auch seine Ehe mit Margaretha Nitzsch (geb. 1673, † 1744), der Tochter des Geheimraths und Kanzlers des Bischofs von Lübeck, war eine äußerst glückliche zu nennen. Bei seinen Zuhörern, die ihn nur noch „Vater Wernsdorf“ nannten, war er ungemein beliebt; sie gestatteten ihm sogar, jede von den Studierenden begangene Leichtfertigkeit in der nächsten Vorlesung zu rügen. Besonders zog sie die Klarheit und Eleganz seiner Rede an, die sie mitunter freilich auch für eine weniger gründliche Behandlung der Sache selbst entschädigen mußte. Als er am 11. Juli 1729 starb, war die Trauer um ihn eine allgemeine: außer sämmtlichen Studenten mit Trauermantel und Degen gab ihm die ganze Bürgerschaft das letzte Geleite. — Seine litterarischen Verdienste würdigte schon 1719 J. Chr. Colerus (s. A. D. B. IV, 403) in besonderer Schrift und eine Ausgabe seiner „Disputationes academicae“ mit Anmerkungen, Vorrede und Biographie des Verfassers veranstaltete 1790 in zwei starken Quartbänden der Wittenberger Theologe Chr. Heinr. Zeibich. Diese Schriften behandeln größtentheils die brennenden Streitfragen der Zeit — die Controverse mit den Mystikern und Hallensern, mit dem Unglauben und Indifferentismus — mit schätzenswerther Ruhe und Rücksichtnahme auf die Gegner und sind zum Theil heute noch nicht ohne Bedeutung.

Vgl. A. Tholuck, der Geist der luth. Theologen Wittenbergs. Hamb. u. Gotha 1852. S. 295 ff.

Gottlieb (5) war am 8. August 1717 zu Wittenberg geboren. Nachdem er dort und in Merseburg studiert, wurde er 1738 in Wittenberg Magister der Philosophie und Beisitzer der philosophischen Facultät. Im J. 1743 als Professor der orientalischen Sprachen an das akademische Gymnasium zu Danzig berufen, erhielt er daselbst 1748 auch die Professur der Beredsamkeit und Dicht=

kunst und betheiligte sich lebhaft an den zur Hebung der Anstalt unternommenen Bemühungen. Unvergeßlich hat er seinen Namen durch viele die alte griechische und römische Litteratur fördernde Schriften gemacht, von denen besonders seine kritischen Ausgaben der griechischen Gedichte des Manuel Philes (Leipzig 1768 u. Danzig 1773) und der Reden des Sophisten Himerios (aus d. Nachlasse herausgeg. von s. Bruder Joh. Christian, Göttingen 1790) hervorzuheben sind. Aber nicht zufrieden damit, selbst den Wissenschaften zu dienen, suchte er die Liebe zu ihnen auch in Anderen auf alle Weise zu erwecken. So regte er 1754 in Danzig die Actus solennes wieder an, die derart in Vergessenheit gerathen waren, daß er die Feierlichkeiten derselben erst in einem Programme genau beschreiben mußte, und hielt seinen Pensionären, wie den Frauen und Kindern seiner Collegen an Winterabenden geographische Vorlesungen. Sein Tod, der am 22. Januar 1774 erfolgte, wurde besonders von der Anstalt hart empfunden.

Vgl. Himerii Sophistae Eclogae et declamationes rec. Gottl. Wernsdorfius (cum Joa. Chr. Wernsd. narratione de vita, studio ac moribus Gottl. W.), auch Wernsdorf's Porträt enthaltend. — Theod. Hirsch, Gesch. des acad. Gymnasiums in Danzig (Progr.) 1837 S. 55 u. 1858 S. 11. — Meusel's Lexikon Bd. 15, S. 37—40.

Gottlieb (6), am 10. April 1747 zu Danzig geboren, besuchte bis zu seinem 18. Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt, an Vater und Mutter (einer geb. Verpoorten) rege Theilnehmer und Förderer seiner Studien findend. 1765 ging er nach Wittenberg, um sich der Jurisprudenz zu widmen, aber auch in den Sprachen, der Geschichte, Naturwissenschaft und Philosophie seine Kenntnisse zu vermehren. Seit 1769 hielt er dort Vorlesungen über Rechtsgeschichte und juristische Praxis, wurde 1771 Advocat, 1772 Protonotar der Akademie und Hofmeister bei dem Sohne des damaligen Cabinetsministers Freiherrn v. Ende, 1773 Doctor der Rechte, 1774 Hofadvocat, 1778 Magister, 1783 außerordentlicher Beisitzer der Juristenfacultät, 1788 öffentlicher Lehrer des Lehnrechts, 1790 der Institutionen, dann Assessor des Schöppenstuhls und der kursächsischen Hofgerichte und rückte schließlich in seiner Facultät bis zum Professor Digesti veteris vor; einen Ruf an das Appellationsgericht zu Dresden hatte er abgelehnt. Die schnell einander folgenden Beförderungen hatte er nicht nur dem geachteten Namen und den Verbindungen seiner Familie, sondern auch seiner eigenen Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit im Umgange zu verdanken. Kurz nach der 300jährigen Jubelfeier der Universität, an der er noch theilgenommen, entriß ihn ein hitziges Fieber am 11. November 1802 ganz unerwartet seinen Freunden, nachdem er ein Jahr vorher auch die letzte noch lebende Tochter — er war seit 1774 mit Christane Elisabeth Strauß verheirathet — verloren hatte. Seine Schriften, juristische Dissertationen und Programme, sind in Hamberger-Meusel's gel. Teutschland Bd. VIII (1800) S. 462 u. X (1803) S. 829 verzeichnet.

Vgl. Friedr. Schlichtegroll, Nekrolog der Teutschen. Bd. 3. Gotha 1805, S. 57—62. P. Bahlmann.

Gregor Gottlieb (7), angesehener sächsischer Schulmann im Anfange des 19. Jahrhunderts, stammte aus einer Gelehrtenfamilie, die im 16. Jahrhundert in Chemnitz angesessen, im Anfange des vorigen Jahrhunderts durch den Wittenberger Professor der Theologie Gottlieb W. (1668—1729) (s. Nr. 4) zu Ansehen gelangte. Dieser hatte drei Söhne: 1. der gelehrteste war der jüngste, Johann Christian (s. Nr. 8), der in Schulpforta und Wittenberg gebildet, 1752 bis 1793 Professor der Rhetorik und Poesie in Helmstedt war und die

Poetae latini minores (Altenburg 1780 ff., 6 Bde.) herausgab. 2. Sein ältester Bruder war Gottlieb W. (s. Nr. 5) (1717—1774), Professor der Rhetorik und Poesie am akad. Gymnasium zu Danzig. Von ihm sind zwei Söhne bekannt: Christian Friedrich (s. Nr. 1), der als Pfarrer in seiner Heimath 1795 starb und Gottlieb (s. Nr. 6), der bis 1802 ordentlicher Professor der Rechtswissenschaft und Consistorialassessor zu Wittenberg war. 3. Der mittlere Bruder war Ernst Friedrich (s. Nr. 3), seit 1746 Professor der Philosophie in Leipzig, seit 1756 der Theologie in Wittenberg. Dessen Sohn war Gregor Gottlieb W. Am 9. November 1776 zu Wittenberg geboren, hier und in Halle bei F. A. Wolf gebildet, wurde er 1800 nach Naumburg a. S. als Substitut des dortigen Domschulrectors berufen und übernahm 1801 die selbständige Leitung der Anstalt. Er starb am 31. Mai 1834.

Ueber Schriften und Litteratur vgl. F. A. Eckstein, Nomenclator Philologorum. Leipzig 1871, S. 613. — Pierer, Universal-Lexikon. 26. Band. Altenburg 1836, S. 44 f. — Allgem. Deutsche Real-Encyklopädie f. die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon. 9. Orig.-Aufl. 15. Bd., S. 232 f. — E. M. Oettinger, Moniteur des Dates. Dresde 1858. Tome V, p. 187c; Tome IX. Tome deuxième du supplément par H. Schramm-Macdonald. Leipzig 1880, p. 181a. — A. H. Kreyßig, Album d. evang.-luth. Geistlichen im Königreiche Sachsen. Dresden 1883, S. 66, 476. — M. Hofmann, Pförtner-Album. Berlin 1893, S. 330. — F. Koldewey, Gesch. d. klass. Philologie auf der Universität Helmstedt. Braunschweig 1895. — Himerii Sophistae quae reperiri potuerunt . . . recensuit . . . Gottlieb Wernsdorfius. Gottingae 1790, S. 11—50: De vita, studiis ac moribus Gottlieb Wernsdorfii von Jo. Chr. Wernsdorf mit Nachrichten über die Familie.

Georg Müller.

Johann Christian (8) entstammte der Familie, der Deutschland außer ihm noch verschiedene andere tüchtige Gelehrte zu verdanken hat (s. o.). Sein Vater, Gottlieb (s. Nr. 4) (vgl. Jöcher, Gel.-Lex., IV, 1904—1906; Hirsching-Ernesti, Hist.-litter. Handbuch, XVI, I, 220—229), der 1729 zu Wittenberg als Senior der theologischen Facultät und Generalsuperintendent des sächsischen Kurkreises gestorben ist, stand bei den Zeitgenossen in hohem Ansehen und galt für eine der vorzüglichsten Stützen der lutherischen Orthodoxie. Von den sechs Söhnen, die dieser hinterließ — einer war schon vor ihm gestorben — bekleidete der älteste, der gleichfalls den Vornamen Gottlieb führte (s. Nr. 5), am akademischen Gymnasium zu Danzig seit 1743 die Professur der hebräischen und griechischen Sprache, von 1748 bis zu seinem Tode im J. 1774 die der Eloquenz und Poesie (vgl. Meusel, Gel.-Lex., XV, 37—40). Der zweite, Ernst Friedrich (s. Nr. 3), ist 1782 in seinem Geburtsorte als Nachfolger seines Vaters auf dem theologischen Lehrstuhle aus dem Leben geschieden (vgl. Hirsching-Ernesti a. a. O., XVI, I, 216—220; Meusel a. a. O., XV, 35—37). Beide haben sich, wie in ihrer amtlichen Thätigkeit, so auch als Schriftsteller vortheilhaft bekannt gemacht. Auch auf Gregor Gottlieb W., von dem bereits oben (s. Nr. 7) des näheren die Rede gewesen ist, hat sich die virtus patrum wie ein kostbares Erbtheil übertragen. Von allen Mitgliedern der Familie W. verdient aber nicht zum wenigsten der vierte Sohn des anfangs erwähnten Generalsuperintendenten W., der, dem dieser Artikel insonderheit gewidmet ist, daß sein Name wegen seiner gründlichen und umfassenden Gelehrsamkeit bei der Nachwelt rühmend erwähnt wird.

Johann Christian W. wurde zu Wittenberg, nicht, wie fast überall irrthümlich berichtet wird, am 11., sondern nach Ausweis des Kirchenbuchs der dortigen Pfarrkirche am 6. November 1723 geboren. Nach dem frühen Tode des Vaters fand der noch nicht Sechsjährige an seiner Mutter, Margaretha Katharina geb.

Nitzsch, eine ebenso liebevolle wie strenge und sorgfältige Erzieherin. Seinen ersten Unterricht erhielt er durch Privatlehrer, seine fernere Schulbildung auf der Wittenberger Lateinschule sowie in Schulpforte, wo er die Zeit von 1735 bis 1741 als Schüler und Hausgenosse des Rectors Friedrich Gotthilf Freitag (s. A. D. B. VII, 350) zubrachte. Dieser ausgezeichnete Gelehrte, dessen auch Joh. August Ernesti als seines Lehrers dankbar gedenkt (Narratio de Gesnero in den Opusc. orat., p. 308), verstand es, den befähigten Jüngling nicht sowol durch seine Unterrichtsstunden, die wegen allzugroßer Weitschweifigkeit nicht zu fesseln vermochten, als vielmehr durch sein Beispiel und durch geschickte Ermunterungen zu einer eifrigen Beschäftigung mit den griechischen und römischen Schriftstellern anzuspornen. Was diesen besonders anzog, waren die Dichter, wie er denn selbst schon als Schüler sich nicht bloß in der Handhabung der lateinischen Prosa, sondern auch im Bau lateinischer Verse eine seltene Fertigkeit erwarb. Daß er daneben auch für die deutsche Poesie Interesse gewann und später Ehrenmitglied des Bremischen Dichterbundes (societatis teutonicae Bremensis collega honorarius) wurde, ist vor allem dem Umstande zuzuschreiben, daß gleichzeitig mit ihm u. a. Joh. Andreas Cramer (s. A. D. B. IV, 550 f.), die beiden Brüder Joh. Elias und Joh. Adolf Schlegel (s. A. D. B. XXXI, 378—384; 385—387), zuletzt auch Klopstock (s. A. D. B. XVI, 211—226), der alten berühmten Fürstenschule im Thale der Saale als Schüler angehört haben. Im September 1741 begab sich W. nach Wittenberg zurück und widmete auf der dortigen Hochschule seine Zeit anfangs theologischen und philosophischen, bald aber fast ausschließlich humanistischen Studien. Im J. 1744 wurde er zum Baccalaureus der Philosophie ernannt, erwarb 1747 die venia legendi, ließ die Gelegenheit, am Wittenberger Gymnasium eine Lehrerstelle zu erhalten, unbenutzt und trat 1748 in die philosophische Facultät als Adjunctus ein. Schon dachte man in den maßgebenden Kreisen daran, ihm eine außerordentliche Professur zu übertragen, als ihm auf Betrieb des Abts Carpzov (s. A. D. B. IV, 22 f.; Koldewey, Gesch. der Philologie auf der Universität Helmstedt, S. 165 ff.) von Herzog Karl I. von Braunschweig an der Helmstedter Hochschule die erledigte Professur der Eloquenz und Poesie angeboten wurde. W. folgte dem Rufe und eröffnete seine Thätigkeit an der Julia Carolina im Herbst 1752 mit einem Programme „de vestigiis rhetoricis in poetis veteris Latii satiricis“. Er verblieb an seinem neuen Wohnorte bis zu seinem Tode am 25. August 1793. Dreizehn Jahre vorher hatte ihm sein Landesherr den damals noch seltenen und sehr ehrenvollen Charakter eines braunschweig-lüneburgischen Hofraths verliehen. Seit 1779 war er Mitglied der herzoglichen Schulcommission, der die Aufsicht über das in dem genannten Jahre von Fr. Aug. Wiedeburg begründete Philologisch-pädagogische Seminar und das damit verbundene Pädagogium oblag (vgl. Koldewey a. a. O., S. 154).

Das Arbeitsfeld, das sich in Helmstedt vor W. aufthat, war von vornherein nicht günstig. Die dortige Universität hatte unter dem heftigen und niemals ganz überwundenen Schlage, der ihr durch die Errichtung der Georgia Augusta in dem benachbarten Göttingen versetzt worden war, schwer zu leiden. Ihre Einkünfte waren geschmälert, die Zahl der Studirenden in bedenklicher Weise verringert. Dazu kam, daß die Alterthumsstudien um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wie überall in Deutschland, so auch im Braunschweigischen tief darniederlagen. Der Professor des Griechischen fand in der Regel nur Zuhörer, wenn er in seinen Vorlesungen für Theologen die neutestamentlichen Schriften behandelte; dem Lateinischen aber, das ja gerade W. zu vertreten hatte, war von der allgemeinen Werthschätzung, deren es sich früher zu erfreuen gehabt hatte, nur noch ein nicht allzu großer Rest geblieben. Im Verkehr der Staatsmänner

hatte es der Sprache Ludwig's XIV. Platz machen müssen; auf den akademischen Lehrstühlen und in den Schriften der Gelehrten trat es mehr und mehr zurück; die alte Bestimmung, wonach jeder Studirende vor seinem Eintritte in eine der drei oberen Facultäten sich noch eine Zeit lang mit den einzelnen Zweigen der philosophischen oder Artistenfacultät, vor allem auch mit der lateinischen Sprache und Litteratur beschäftigen sollte, war längst vergessen; seine Latinität und kunstvolle Versification gereichten zwar immer noch zur Zierde, aber von den äußeren Vortheilen, die sie einstmals den Humanisten gebracht hatten, war kaum noch ein Schatten zu bemerken; nur für die Theologen, namentlich für solche, die sich vor Erlangung eines kirchlichen Amtes dem Lehrberufe zu widmen gedachten, bildeten gute lateinische Kenntnisse noch einen werthvollen Besitz, aber auch hier waren die meisten der Ansicht, daß das, was sie von der Schule mitgebracht hatten, einer weitern Vervollkommnung nicht bedürfe; ein besonderer Stand der Gymnasiallehrer endlich, dem die Pflege der Alterthumswissenschaft als Lebensberuf obgelegen hätte, war noch nicht vorhanden. Unter diesen Umständen würde auch der geschickteste Docent als Lehrer der Philologie in Helmstedt einen schweren Stand gehabt haben. Unglücklicherweise aber fehlte W. die Gabe, die reichen Schätze seines Wissens in einer anziehenden und fesselnden Form darzulegen. Sein Auftreten war befangen und zaghaft, sein Vortrag stockend und ungelenk, zuweilen bis zu einem Grade, daß er bei den Zuhörern einen beängstigenden Eindruck hervorrief. So kam es, daß seine Vorlesungen, in denen er außer der Rhetorik, der lateinischen Stilistik, der Interpretation römischer Dichter und Prosaiker, den römischen Alterthümern und der römischen Litteraturgeschichte auch Numismatik, griechische Schriftsteller, ältere Kirchengeschichte und Patristik behandelte, bei der akademischen Jugend keineswegs den Beifall fanden, den sie wegen ihres echt wissenschaftlichen Charakters verdient hätten. Auch bei den lateinischen Reden, die W. als Professor der Eloquenz öffentlich zu halten hatte, kam der werthvolle Inhalt, der kunstvolle Ausbau, der sorgfältig gefeilte Ausdruck infolge der angedeuteten Eigenthümlichkeiten nicht zu rechter Geltung. Dagegen blieb seinen Schriften das Lob und die Anerkennung der Zeitgenossen nicht versagt. Vor allem schätzte man die erstaunliche Belesenheit, die darin hervortritt. Ihre Zahl ist sehr bedeutend. Außer den kurzen Abhandlungen, mit denen er vier Jahrzehnte lang von Semester zu Semester die Helmstedter Vorlesungsverzeichnisse begleitete, sind es meist Reden, Gedichte und Dissertationen. Sein Hauptwerk ist eine Ausgabe der „Poetae latini minores“, von denen der sechste Band erst nach seinem Tode von seinem Sohne, Christian Gottlieb W., herausgegeben, der siebente und letzte aber ungedruckt geblieben ist (Theil I bis V, 1, Altenb. 1780—1788; Th. V, 2 bis VI, Helmst. 1791—1799). Von den kleineren Werken haben besonders seine vier Abhandlungen über die alexandrinische Lehrerin der Philosophie Hypatia (Wittenb. 1747—1748) Beachtung gefunden.

In seinem Privatleben zeigte sich W. als ehrenwerther und rechtschaffener Charakter; aber Argwohn und eine weitgehende Empfindlichkeit hinderten ihn, mit seinen Schülern und Amtsgenossen in einen näheren geselligen Verkehr zu treten. Verheirathet war er mit der Wittwe eines früheren Collegen, des Professors der Medicin Hofrath Gerike zu Helmstedt, einer Tochter des Superintendenten Förster zu Neustadt im Hannöverschen. Von seinen beiden Kindern, einem Sohne und einer Tochter, besaß jener, der schon erwähnte Christian Gottlieb W. (vgl. Koldewey a. a. O., S. 174 f.), wie der Vater ausgezeichnete philologische Kenntnisse; aber die akademische Wirksamkeit, die er auf der Julia Carolina bis zu deren Auflösung im J. 1810 als außerordentliches Mitglied der philosophischen Facultät entwickelte, wurde durch bedauerliche Eigenthümlich-

keiten, Jähzorn, Mißtrauen und Schwermuth, in hohem Maße beeinträchtigt. Er iſt 1822 zu Helmſtedt als Privatmann geſtorben. Die Tochter war mit dem Wittenberger Profeſſor der Theologie und Generalſuperintendenten Ludwig Nitzſch verheirathet, der nicht bloß wegen ſeiner eigenen Gelehrſamkeit, ſondern auch als Vater ſeiner drei gelehrten Söhne, des Zoologen Chriſtian Ludwig, des Theologen Karl Immanuel und des Philologen Gregor Wilhelm Nitzſch, ſowie als Großvater des Hiſtorikers Karl Wilhelm Nitzſch, in den Blättern der Litteraturgeſchichte auf das ehrenvollſte verzeichnet ſteht (ſ. A. D. B. XXIII, 718—742).

Vgl. Harles, Vitae philolog. III, 116—145. — Friedr. Aug. Wiedeburg, Oratio qua Jo. Christ. Wernsdorfii memoriam concioni funebri commendavit. Helmst. 1793. Auch abgedr. in Wiedeburg's Philolog.-Pädag. Magazin II (Humaniſt. Mag. V), 291—312. — Schlichtegroll, Nekrolog auf das Jahr 1793, S. 245—267. — Bruns, Verdienſte der Profeſſoren zu Helmſtedt um die Gelehrſamkeit, S. 66 f. — Hirſching-Erneſti, Hiſt.-litter. Handbuch, XVI, 1, 229—240. — Meuſel, Lexikon der von 1750 bis 1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller, XV, 40—46. — Koldewey, Geſch. der claſſiſchen Philologie auf der Univerſ. Helmſtedt, S. 147—151.

Friedrich Koldewey.

Werſebe: August v. W., Geſchichtsforſcher, geboren am 14. Mai 1751 zu Meienburg, † daſelbſt am 13. Januar 1831. Die Familie, nach Werſabe (Werſebe, Wersby) im Oſterſtadiſchen am rechten Weſerufer zwiſchen Bremen und Geeſtemünde zubenannt, iſt ſeit dem 12./13. Jahrhundert nachweisbar und gehörte zur Bremiſchen Ritterſchaft. Unter den „guden luden“, die der Stadt Lüneburg auf Sold dienten, kam 1371 Ghiſeke van Wersby bei der Abwehr der von Herzog Magnus d. J. verſuchten „instiginge“ um. In der ſpäteren Zeit theilte ſich die Familie in die zwei nach den Gütern Meienburg und Caſſebruch (Kerſebruch), beide nördlich von Bremen, bezeichneten Linien. Auguſt v. W., Sohn des 1769 verſtorbenen Regierungsrathes Otto Wilhelm v. W. zu Stade, ſtudirte in Göttingen ſeit Oſtern 1768 die Rechte, wurde 1771 Auditor bei der Juſtizkanzlei zu Stade, 1776 außerordentlicher, 1777 ordentlicher Juſtizrath daſelbſt und 1783 durch landesherrliche Ernennung Oberappellationsrath von der adeligen Bank. 1800 auf ſein Anſuchen mit dem Charakter eines Landdroſten entlaſſen, lebte W. ſeitdem der Bewirthſchaftung ſeines Gutes Meienburg und wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung, daneben auch in ſeiner ſtändiſchen Eigenſchaft als Aſſeſſor des Bremen- und Verdenſchen Hofgerichts zu Stade und ſeit 1814 auch als Landrath der Bremen-Verdenſchen Ritterſchaft thätig. Litterariſch trat er zuerſt 1815 hervor. Seine „Bemerkungen über die gleiche Beſteuerung der Provinzen des Königreichs Hannover“, gegen die Schrift des Hofraths Sartorius (ſ. A. D. B. XXX, 392), ſeines Collegen in der erſten allgemeinen Ständeverſammlung Hannovers, gerichtet, bekämpften die von der Regierung geplanten Steuerreformen und redeten der Aufrechterhaltung der Exemtionen das Wort. Seinen Namen in der Geſchichte der Wiſſenſchaft verdankt W. einer Thätigkeit auf anderem Gebiete. In ſeiner Muße hatte W. hiſtoriſche Studien als Dilettant begonnen, dann aber ernſthaften Geſchmack an der Geſchichte des Mittelalters gefunden, ſich eine Bibliothek geſammelt und zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit den in Niederdeutſchland im 12. Jahrhundert geſtifteten Colonieen zugewandt. Das Ergebniß war das zweibändige Werk: „Ueber die niederländiſchen Colonieen“, das auf Werſebe's eigene Koſten (Hannover 1815—16) erſchien und gegenüber frühern und ſpätern Behandlungen des Gegenſtandes die Bedeutung dieſer Colonieen viel weniger hoch anſchlägt. Am 1. Januar 1820 hatte die Königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen auf Veranlaſſung des Oberamtmanns Wedekind (ſ. A. D. B. XLI, 392), der ihr eine goldene Medaille im Werthe

von 25 holländischen Ducaten zur Verfügung gestellt hatte, eine außerordentliche Preisaufgabe ausgeschrieben: Beschreibung der Gaue zwischen Elbe, Saale und Unstrut, Weser und Werra. W., mit dem Gegenstande schon länger beschäftigt, bewarb sich um den Preis und erhielt ihn am 10. November 1821 zuerkannt. Die Arbeit seines Mitbewerbers Dedekind (s. A. D. B. V, 15), die, allein eingereicht, den Preis erhalten hätte, mußte sich, da sie an Gründlichkeit und Localkenntniß hinter der von W. zurückblieb, mit dem Accessit begnügen. Im Druck erschien Wersebe's Schrift erst 1829. Vorangegangen war ihr schon 1826 die Abhandlung: „Ueber die Völker und Völkerbündnisse des alten Teutschlands." Erst nach Wersebe's Tode wurde der Aufsatz: „Ueber die Vertheilung Thüringens zwischen den alten Sachsen und Franken" in Hesse's Beiträgen zu der teutschen, besonders thüringischen Geschichte des Mittelalters (Hamburg 1834—36) veröffentlicht. Eine Reihe kleinerer Arbeiten Wersebe's erschien in dem Neuen vaterländischen Archiv und in dem Hannoverschen Magazin. So achtungswürdig Wersebe's Leistungen als die eines Mannes sind, der, historisch ungeschult, sich nach einer praktisch-richterlichen Thätigkeit der Erforschung der vaterländischen Geschichte widmete, so werthvoll sie auch durch ihre ernste und eindringende Forschung für ihre Zeit waren, einen dauernden Erfolg haben sie nicht errungen. Ihrer Form ist die Herkunft aus Excerpten anhaften geblieben; der Text verschwindet oft vor den Anmerkungen. Mag ihrem Inhalt die Kenntniß des Localen zu Gute kommen, der Verfasser ist zu sehr darauf aus, neue Ansichten aufzustellen und sich in einer Zeit zu bewegen, zu deren Aufhellung Sprachkenntniß unentbehrlich ist, die er nicht besitzt und geringschätzt.

Neues vaterländ. Archiv 1831, Heft 4. — Archiv des Vereins für Geschichte zu Stade I, 76. — Urkundenbuch der Stadt Lüneburg II (1875), Nr. 717. — Pütter, Selbstbiographie II, 460 (W. zu früh angesetzt, da er erst 1768 April 23 immatriculirt ist). — Gött. gel. Anzeigen 1817 St. 42; 1820 St. 1; 1821 St. 190, 191; 1826 St. 184. F. Frensdorff.

Wert: Jacob W., auch de Wert geschrieben, ein Niederländer, den J. Alb. Ban (Bannius) in der Vorrede zu seinen Zangh-Bloemzel von 1642 als einen Antwerpener bezeichnet. Da er in der Todesanzeige am 23. Mai 1596 mit 60 Jahr alt verzeichnet wird, so ist er 1536 geboren. Schon als Knabe kam er nach Italien und war zuerst bei der Marchesa della Padulla (Maria di Cardona) Knabensänger, dann kam er zum Grafen Alfons von Nuvolara (Novellara liegt im Herzogthum Reggio); möglich auch, daß er eine Zeit lang an der Hofcapelle in Mantua diente. 1563 scheint er Capellmeister beim Herzoge von Sessa, Consalvo Fernandes di Cordova gewesen zu sein, wie aus der Dedication zum 3. Buche seiner Madrigale ersichtlich ist. Canal in seiner Schrift della Musica in Mantova 1881 p. 52 sagt zwar, daß er nie in Ferrara war, dennoch sagt W. in der Dedication zum 8. Buche Madrigale, welches er dem Herzoge von Ferrara widmet, daß er die meisten dieser Madrigale in Ferrara componirt habe und sie daher wol keinem anderen als Sr. Hoheit widmen könne. Canal wird so weit Recht haben, daß W. dort kein öffentliches Amt bekleidete, doch nach obigem Ausspruche wird man seinen Aufenthalt daselbst nicht ableugnen können. Im J. 1565 wurde er nach dem Tode Giov. Contino's als Capellmeister an der Mantuaner Hofcapelle angestellt. Am 3. Juli dieses Jahres erhielt er Urlaub um seine Heimath zu besuchen. Bei der Rückreise hielt er sich im Frühjahre 1566 in Augsburg auf, wohin sich Kaiser Maximilian einen Reichstag zur Abwehr der Türkengefahr einberufen hatte und scheint im Herbste wieder in Mantua eingetroffen zu sein. Den 3. Februar 1567 geht er wahrscheinlich in Begleitung des Herzogs nach Venedig. Im gleichen Jahre beginnen die Klagen über die Intriguen seiner Untergebenen, besonders eines ge-

wissen Agostino Bonvicino, der ihm sogar seine Frau verführt haben soll. Auch später macht ihm seine Frau viele Sorgen, so im J. 1580, wo sie wegen Verschwendung ins Gefängniß geworfen und ihrer Güter beraubt wurde. 1568 ward er vom Herzoge Alfonso Gonzaga nach Novellara für einige Zeit zur Aushülfe erbeten. 1574 erhält er vom Herzoge von Mantua den Auftrag die Festlichkeiten für den Empfang Heinrich's III. in Mantua in hervorragender Weise musikalisch zu verherrlichen und bittet sich dahin betreffende Vorschläge aus. 1580 ertheilt ihm die Stadt Mantua auf ewige Zeiten für seine Person und seine Nachkommen beiderlei Geschlechts das Bürgerrecht. Zu gleicher Zeit erhält er vom Staate für langjährige treue Dienste als Ehrengeschenk 942 Ducaten 4 Lire und 2 Assi, die dem Fiscus aus der Verurtheilung des Häretikers Girolamo Tornara zugefallen waren. Er bekleidete auch an der Hofkirche S. Barbara zu Mantua die Capellmeisterstelle. Bei Canal l. c. und in Straeten's La musique aux Pays-Bas, Bd. 6, S. 328 ff. befinden sich noch viele Actenstücke und Schreiben, die von allerlei Persönlichem handeln, meistens Klagen über den oder jenen. (Haberl gibt im Jahrbuche 1886, S. 34 ff. einen Auszug aus Canal's Werk.) W. war ein ungemein fruchtbarer Componist und seine Druckwerke haben sich sehr zahlreich erhalten. Seine Motetten sind in mehreren Auflagen erschienen und an Madrigalen besitzen wir elf Bücher in mehrfachen Auflagen. Seine frühesten Werke, die mit dem Jahre 1558 beginnen, zeigen noch manche Härte und Steifheit in der Erfindung und der Harmonie, doch nach und nach erreichte er eine Meisterschaft, die ihm unter den damaligen Zeitgenossen den ersten Rang neben Palestrina sichert. Besonders das 11. Buch ist mir genauer bekannt, in dem sich ganz vortreffliche Madrigale mit ansprechender Melodik, munterer Beweglichkeit und einem einschmeichelnden Wohlklange befinden. In diesem letzten Buche, welches 1595 im August erschien, also wenige Monate vor seinem Tode, spricht er in der Dedication sich über sein nahes Ende sehr bewußt aus. Er sagt: „Mit diesen Madrigalen will ich meine Arbeiten beenden und hoffe auf ein seliges Ende, denn die Schwere der Jahre ist drückend und die Kräfte abnehmend." In neuen Ausgaben sind bis jetzt nur 3 fünf-, sechs- und siebenstimmige Motetten erschienen (s. mein Verz. neuer Ausg. alter Musikwerke, S. 202). Rob. Eitner.

Werth: Johann Graf v. W., kurfürstlich bairischer und k. k. österreichischer General der Cavallerie, wurde im letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts zu Büttgen im jetzigen Kreise Neuß des damaligen Herzogthums Jülich geboren. Seine Eltern waren einfache Landleute, wenn auch der Vater aus einem ostfriesischen Adelsgeschlechte hervorgegangen sein soll und die Mutter eine geborene v. Streithagen war. Der Sohn wuchs ohne Unterricht auf und soll sogar „der ersten Anfangsprima unkundig" gewesen sein. Seine Heimath war einer der Schauplätze, auf denen die damaligen spanisch-niederländischen Kämpfe ausgefochten wurden und eine der Hauptwerbestellen für die mit dem Namen Wallonen bezeichnete spanische Reitertruppe. In diese trat „als ein richtiger Soldat von Fortun", wie er mit Stolz später selbst sich nannte, Johann v. W., indem er als gemeiner Reiter unter Spinola Dienste nahm. Am 22. Januar 1622 ward er nach der Einnahme von Jülich zum Lieutenant befördert, bald nachher wurde er Rittmeister, doch wird sein Name in der Geschichte jenes Zeitabschnitts des dreißigjährigen Krieges nicht eher genannt als bis W. im J. 1630 in den Diensten des Kurfürsten von Baiern als Oberstwachtmeister im Regimente Eynatten erscheint. Siebenzehn Jahre lang hat er alsdann Maximilian I. und der katholischen Sache, der er, so wenig sie damals den wahren Gegenstand des Kampfes bildete, von ganzem Herzen ergeben war, treu gedient und sich den Ruf eines hervorragenden Reiterführers erworben. Daß seine Leistungen bald

Anerkennung fanden, beweist seine Ende 1632 geschehene Ernennung zum Titularobersten, welcher zu Anfang des nächsten Jahres die Bestallung als wirklicher Oberst zu Roß folgte. Schon bei Nürnberg war er hervorgetreten, dann hatte er eine Heeresabtheilung in der Oberpfalz befehligt, hatte eine schwedische Reiterabtheilung, welche von der Donau zu Horn an den Rhein zog, überfallen und derart zugerichtet, daß nur acht Mann entkommen sein sollen, hatte im December den Grafen Hohenlohe bei Herrieden geschlagen und darauf, am 17. d. M., zwischen Nürnberg und Ansbach drei feindliche Regimenter zur Uebergabe genöthigt, in den ersten Tagen des Januar 1633 zwischen Kalenberg und Rothenburg einen großen Wagenzug mit Lebensmitteln erbeutet und die Bedeckung gefangen genommen. — Gleich darauf wurde ihm ein größerer Wirkungskreis angewiesen. Am 31. Januar ward ihm das Münch'sche Kürassier-Regiment conferirt und er „in der oberen Pfalz vandt Stüfft Aichstett für einen Commandanten angestellet“. Gegen diese Landestheile war Bernhard von Weimar, um sich mit Horn zu vereinigen, im Anmarsche aus Franken nach der Donau begriffen, der Vorhut des ersteren brachte W. am 3. März bei Pretzfeld eine empfindliche Niederlage bei, welche ihren Führer Bulach, obgleich Werth's Anschlag, diesen in Ebermannstadt zu überfallen, fehlgeschlagen war, veranlaßte in das Bambergische zurückzukehren. Im März rückte Herzog Bernhard selbst heran. In der Nacht zum 3. April erschien W. vor dessen Quartiere zu Herrieden, erbeutete 500 Pferde, zog sich darauf vor dem überlegenen Feinde nach Ornbau zurück, hielt den Feind hier, nachdem er selbst in 48 Stunden 120 km zurückgelegt hatte, durch ein hartnäckiges Gefecht drei Stunden lang an der Altmühl fest und zog sich dann unverfolgt zurück. Die Vereinigung der gegnerischen Heerestheile hatte er nicht hindern können, sie vollzog sich bei Donauwörth. Werth's nächste Aufgabe war nun München zu decken. Daneben aber benutzt er jede sich ihm bietende Gelegenheit den Schweden Abbruch zu thun. Wiederum in einer Nacht, dieses Mal in der zum 4. October, überfällt er ein Reitercorps unter dem Generalmajor Sperreuter in den Quartieren zu Mering, Kaufering und Friedeiching, schlägt am 11. die Reste desselben zwischen Gunzenhausen und Weißenburg aus dem Felde, hebt in der Nacht zum 21. den Oberst Taupadel, welcher Eichstädt vor dem auf dem Wege dahin begriffenen W. schützen wollte, mit seiner Mannschaft im Städtchen Spalt auf und nimmt am 26. Eichstädt durch Capitulation. Auch zur Einnahme von Neuburg durch Aldringen am 3. August hat er wacker mitgeholfen. Aber dem übermächtigen Feinde gegenüber konnte er den Fall von Regensburg am 5. November nicht abwenden und auch aus seinen Schanzen im Winkel zwischen Donau und Isar wurde er vertrieben, aber, sobald er einige Freiheit der Bewegung hatte, schlug er vier feindlichen Reiterregimentern in Amselfing, Geltolfing und Aiterhofen die Quartiere auf und selbst der früh eingetretene strenge Winter setzte seinen Unternehmungen kein Ziel. Freilich war er nicht immer glücklich und nur mit genauer Noth rettete er sich eines Tages, nachdem er sich vom Pferde geworfen, in die schneebedeckten Berge des Bairischen Waldes. Aber seiner Unternehmungslust thaten solche Widerwärtigkeiten keinen Abbruch. Während im folgenden Jahre 1634 bis zum Ende des Monats Juli das Hauptinteresse der Kriegführung sich um die Eroberung von Regensburg drehte, unternahm W. an der Spitze von bairischen und kaiserlichen Truppen zahlreiche Züge auf verschiedene Theile des Kriegsschauplatzes, die von der Wildheit und Zuchtlosigkeit seiner Truppen ein trauriges Zeugniß ablegen, sie spiegeln in einer erschreckenden Weise die ganze Rohheit der Zeit und die Vernachlässigung der Mannszucht durch die Führer wider. Dann gab der Tag von Nördlingen, der 6. Septbr., W. zum ersten Male Gelegenheit Befähigung als Reiterführer in der Schlacht zu bethätigen, seinen ungestümen Angriffen auf den feindlichen linken Flügel war

vornehmlich der Sieg zu danken. Sein Verdienst anerkennend, verlieh der Kaiser ihm den Reichsfreiherrnstand. Der Kurfürst ernannte ihn zum Feldmarschall-lieutenant und gab ihm ein zweites Regiment, das erledigte Gamis'sche, welches W. mit dem seinigen zu einem Dragonerregimente verschmolz; er hatte eingesehen, daß die Cavallerie, um zu Unternehmungen, wie er sie ausführte, geschickt zu sein, eine Feuerwaffe haben müsse; indem er ihr diese in Gestalt einer Muskete gab, schuf er sich eine Truppe, welche in gleicher Weise für alle Art cavalleristischer Verwendung geeignet war, wie die Neuzeit es von der gesammten Reiterei verlangt. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß W. auf diesem Wege bahnbrechend vorgegangen sei, es hatte vielmehr die Schußwaffe bereits vielfach bei der Cavallerie Eingang gefunden. Zunächst aber war er in unablässiger Verfolgung hinter dem geschlagenen Feinde her. Unter einer Reihe von Kämpfen gelangte er an den Rhein, im Januar 1635 überschritt er diesen auf einer Eisdecke und besetzte Speier. Auf dem linken Ufer des Stromes stand er dort in diesem Jahre mit dem vertriebenen Herzoge Karl von Lothringen, der sein verlorenes Land zurückgewinnen wollte, den Franzosen gegenüber und weit in das feindliche Gebiet dehnte er, Schrecken verbreitend und reiche Beute, worunter Lebensmittel den wichtigsten Bestandtheil bildeten, zurückbringend, seine Streifzüge aus. Verpflegungsrücksichten nöthigten jedoch am Ende des Jahres das Heer zum Rückzuge, worauf W. im Elsaß Winterquartiere bezog. Aber nur für kurze Zeit. Dann zog er in das Luxemburgische, vereinigte sich mit Piccolomini und versuchte mit diesem vergeblich sich der Stadt Lüttich zu bemächtigen, Ende Juni 1636 mußten sie abziehen.

Inzwischen war ein Plan gereift, dessen Ausführung den hellsten Glanz auf seine Erscheinung geworfen und das Andenken an Werth's Namen bis auf den heutigen Tag in Frankreich bekannt gemacht hat. Im Volksliede spielt noch gegenwärtig Jean de Wert eine Rolle „qui fit pleurer le Roy de France“ und „a fait trembler le cardinal“ (Richelieu); das Lied beginnt mit den Worten „Petits enfants, qui pleurera?“ und dient dazu unartige Kinder zur Ruhe zu bringen. Der Plan zielte darauf hin, den Schauplatz des Krieges in das Herz von Frankreich zu verlegen, den König in seiner Hauptstadt heimzusuchen. Ohne Zuthun des Kurfürsten, aber nicht gegen den Willen desselben, ging W. auf das Vorhaben ein. Seine Stellung war durch die für „des römischen Kaisers Majestät und des heiligen römischen Reiches Kriegsheer“ nach Abschluß des Prager Friedens vom Jahre 1635 getroffenen Anordnungen, auf welche wir zurückzukommen haben, eine andere geworden, als sie früher gewesen. Im Juli 1636 brach er mit den ihm unterstellten elf Regimentern aus dem Hochstifte Lüttich auf, vereinigte auf dem rechten Maasufer seine Truppen mit denen des Cardinalinfanten, Prinz Thomas von Savoyen, und Piccolomini's, überschritt bei Dinant den Fluß und bildete nun die Vorhut des auf 20 000 Reiter und 12 000 Mann zu Fuß geschätzten kaiserlichen Heeres, welches sich in die Picardie ergoß. Zunächst nahm er seinen Weg in das gangbare, gerade auf Paris zuführende Thal der Oise, am 10. August fiel das feste La Chapelle, ein Theil des Heeres rückte alsdann auf Guise, ein Theil auf Vitry und Werth's Reiter breiteten sich über das Land bis zur Somme aus. Die Haltung Guebriant's, welcher zu Guise den Oberbefehl führte, verlegte dem Cardinalinfanten den Weg durch das Oisethal und bewog ihn, sich gegen die Somme zu wenden. Auch diese wurde, nachdem Catelet gefallen war, überschritten, die wilden Reiter trugen Furcht und Schrecken bis unter die Mauern von Compiegne, die Städte Roye und Montdidier brachten ihnen ihre Schlüssel entgegen; W. vermaß sich binnen kurzem den Doppeladler vor dem Louvre aufzupflanzen und legte seine Absicht, in Paris einzureiten, mit warmen Worten dem Cardinalinfanten vor,

aber dieser, in seinem Zaudergeiste durch Piccolomini bestärkt, wollte bedächtiger vorgehen und sich zunächst eines festen Punktes an der Somme, als Rückhalt für weitere Unternehmungen, versichern. Er wählte Corbie und schickte sich an, dieStadt zu belagern. Werth's Reiter setzten inzwischen ihre Züge in dem Lande zwischen Oise und Somme fort, sie vernichteten in mehreren Gefechten die einzelnen ihnen entgegentretenden feindlichen Abtheilungen und streiften bis nach Saint-Denis. Soyecourt, der Commandant von Corbie, beeilte sich am 15. August die Stadt zu übergeben, aber der richtige Augenblick, um Werth's kühnen Plan ins Werk zu setzen, war bereits versäumt. König Ludwig XIII. und sein Rathgeber, der Cardinal Richelieu, hatten sich rasch ermannt, das ganze Land stand auf, alle Kreise des Volkes drängten sich zu den Waffen, boten Männer und Geld und schon in den letzten Tagen des August standen 50 000 Streiter bei Compiegne, bereit die frechen Eindringlinge aus Frankreichs Grenzen zu vertreiben. Unter diesen Verhältnissen entschloß der Cardinalinfant sich zu freiwilligem Rückzuge, der unbehelligt von statten ging. W. befand sich jetzt bei der Nachhut, aber er begnügte sich nicht damit den Rückzug zu sichern; wo er nur konnte, fügte er dem Feinde Schaden zu. Am 28. September schlug er nächtlicherweile dem Obersten Degenfeld bei Montigny zwischen Doulens und Corbie die Quartiere auf, dann versah er das belagerte Corbie, welches die Spanier erst am 14. November übergaben, mit Vorräthen.

W. bezog nun Winterquartiere im Lütticher Lande. Die Freude an dem Ruhme seiner Thaten hatte den Unmuth, welchen der Kurfürst über seine Eigenmächtigkeit empfand, beseitigt und der Cardinalinfant bat um die Belassung der kaiserlichen Truppen bei seinem Heere. Daher blieb W. ihm unterstellt. Aber die Ruhe dauerte nicht lange, alsbald erhielt er die Weisung, nach dem Hessischen aufzubrechen, um zu Götz zu stoßen. In Köln machte er Rast. Da ward ihm die Kunde, daß hessische Völker unter Melander im Anzuge seien, um die noch von den Franzosen behauptete, aber von kaiserlichen Völkern hart bedrängte Feste Hermannstein (jetzt Ehrenbreitstein) zu entsetzen und den Belagerten Lebensmittel zuzuführen. Diesen Plan zu vereiteln, brach W. am 28. Januar 1637 von Köln auf, griff Melander, der schon unter den Mauern des Hermannsteins angelangt war, am 30. gegen Tagesanbruch an, zersprengte die Bedeckung, nahm ihre Wagen und machte sich dann selbst an das Werk, die Feste zu belagern. Es dauerte lange bis er zum Ziele kam, in der Zwischenzeit streifte er im Lande umher und soll sogar zu einem Kriegsrathe in Wien gewesen sein. Erst am 28. Juni capitulirte der Commandant, dann schickte W. sich an, das von Ramsay vertheidigte Hanau zu nehmen, aber ehe er ernstliche Anstalten dazu treffen konnte, entsandte ihn der Kurfürst schon Mitte Juli an den Oberrhein, welchen Bernhard von Weimar vom Elsaß aus zu überschreiten drohte. Zu diesem Zwecke hatte dieser sich beim Dorfe Wittenweier, in der Nähe des Fleckens Rheinau zwischen Straßburg und Breisach gelegen, einen festen Uebergang geschaffen, um dessen Besitz sich nun eine Reihe von erbitterten Kämpfen entspann, in deren einem W. durch eine ihm in den Hals gedrungene Pistolenkugel verwundet wurde und die am 2. November mit der Einnahme der von den Weimaranern und den Franzosen errichteten Schanzen endeten. W. führte nun seine Truppen nach Schwaben in die Winterquartiere, er selbst begab sich nach München und Augsburg um seine Wunde heilen zu lassen. Aber schon Anfang 1638 wurde er dabei gestört. Herzog Bernhard von Weimar, den seine im Jura bezogenen Unterkünfte nicht ernähren konnten, machte sich auf, um in den Oesterreich unterthänigen Waldstätten der Schweiz einen besseren Aufenthalt zu erlangen; unterwegs belagerte er Laufenburg, um sich der dortigen festen Rheinbrücke zu bemächtigen, für deren ausreichende Sicherung W. schon im Herbste

eingetreten war. Er selbst und Savelli brachen sofort aus ihren entlegenen Winterquartieren auf, am 28. Februar begegneten sich die Heere und es kam zum ersten Treffen von Rheinfelden, welches zum Nachtheile der Weimaraner ausfiel. Aber die Sieger beuteten ihren Erfolg nicht aus, sie überließen sich der Ruhe, wurden am 3. März von ihren Gegnern überraschend von neuem angegriffen, entscheidend geschlagen und in alle Himmelsgegenden zersprengt; fast sämmtliche höhere Führer, soweit sie nicht gefallen waren, geriethen in Gefangenschaft, unter ihnen W., welcher sich dem Grafen von Nassau in der Person von dessen Kapitänlieutenant ergeben hatte. Vergebens suchte Götz ihn zu befreien, als man ihn zunächst nach Benfeld brachte. Der Streich mißlang. Es handelte sich nun darum, wo er ferner verwahrt werden sollte. W. betrachtete sich als den Gefangenen des Herzogs von Weimar und rechnete darauf, daß dieser ihn alsbald gegen den bei Nördlingen in Gefangenschaft gerathenen schwedischen Feldmarschall Horn auswechseln würde, aber der Herzog mußte dem Drängen des Kardinals Richelieu nachgeben, welcher begreiflicherweise den lebhaften Wunsch hegte, den gefürchteten Jean de W. in französischen Gewahrsam zu bringen. Diesen, der sich kräftig dagegen sträubte, daß die Pariser ihn begaffen sollten, beschwichtigte der Herzog, indem er ihm versicherte, daß er s e i n Gefangener bleiben, daß er als General gehalten und daß auf seine baldige Auswechslung Bedacht genommen werden solle. Die Verwirklichung des letzteren Versprechens ließ lange auf sich warten, in Beziehung auf die ihm zugesagte Behandlung wurden Werth's Erwartungen weit übertroffen. Schon seine Reise nach Vincennes gestaltete sich zu einem Triumphzuge, von Nah und Fern strömte die Bevölkerung herbei, um den berühmten Krieger zu sehen, den sie voll Staunen und Ehrfurcht begrüßten, auf Befehl des Königs wurde dieser überall mit großer Auszeichnung empfangen und glänzend bewirthet. Die Zeit, die er sodann am Hoflager Ludwig's XIII. verlebte, waren Jahre frohen Lebensgenusses, die vornehme Welt zog ihn mit fast zudringlichem Eifer in ihre Kreise, edele und hochgebildete Frauen, wie die mannigfach zu diplomatischen Sendungen gebrauchte Gemahlin des Marschalls Guebriant und die classisch gebildete Gattin von Hugo Grotius, der damals Schweden am französischen Hofe vertrat, suchten seine Gesellschaft, sogar sein Trinken und sein Tabakrauchen wurden bewundert und frei durfte er sich bewegen, nur sein Ehrenwort fesselte ihn. Trotzdem begrüßte er freudig die Stunde der Befreiung aus goldener Knechtschaft, als sie endlich schlug. Herzog Bernhard war inzwischen gestorben, ohne daß er sein W. gegebenes Versprechen hatte ausführen können; als letzterer im Januar 1641 schon nach Nancy gebracht war, um gegen Horn ausgewechselt zu werden, starb Baner und die kaiserliche Heeresleitung hielt nicht für rathsam, dem Feinde einen Ersatz in der Person von Horn zur Verfügung zu stellen, so daß die Auswechslung erst am 24. März 1642 bei Dümlingen unweit Lohr vor sich ging, wohin W. von seinem letzten Aufenthaltsorte Breisach gebracht wurde. Für diesen, mit welchem gleichzeitig in Stettin zwei höhere österreichische Offiziere in Freiheit gesetzt wurden, zahlte der Kaiser außerdem eine bedeutende Geldsumme.

W. eilte nun über München nach Wien, um, nachdem er am 31. Mai vom Kaiser und vom Kurfürsten zum General über die Cavallerie mit einem Monatsgehalte von 1200 Gulden ernannt worden war, wieder auf dem Kriegsschauplatze zu erscheinen. Es geschah am Niederrheine auf dem linken Ufer des Stromes, wo Hatzfeld und Wahl den Franzosen und Weimaranern unter Guebriant gegenüber standen. Am 5. August stellte ihn im Lager von Zons bei Köln der Erzbischof, ein Bruder des Kurfürsten Maximilian I., als kaiserlichen, kurbairischen und kurkölnischen Generallieutenant der Cavallerie vor. Der Rest des Jahres verlief ohne daß entscheidende Schläge geführt wären, jeder Theil

suchte in der ausgehungerten Gegend sich zu halten, so lange es ging und nur Streifzüge, welche im Interesse der Verpflegung unternommen wurden, führten zu kriegerischen Zusammenstößen, die zu Gunsten bald der einen, bald der anderen Partei ausfielen. Am 26. September entging W. bei einem solchen in der Nähe von Lindberg mit genauer Noth einer neuen Gefangenschaft. Die Erschöpfung des Landes nöthigte endlich Guebriant zum Abzuge. Er wandte sich nach dem südwestlichen Deutschland, wohin Ende October seine Gegner ihm folgten. Winterquartiere gab es zunächst noch nicht. Am 31. Januar 1643 versuchte W. dem Feinde zwischen Hoppach und Schorndorf die Quartiere aufzuschlagen, aber der Plan ging fehl; um sich zu retten, durchschwamm er mit seinen Reitern die eisigen Fluthen der Rems; dann zog Guebriant sich aus dem Württembergischen gegen den Rhein zurück, wobei W. ihm möglichsten Abbruch that. Jetzt erst trat einige Ruhe ein. W. widerfuhr damals eine herbe Kränkung. Als es sich um die Besetzung der Stelle eines Oberbefehlshabers der bairischen Truppen handelte, wurde ihm am 31. Mai Mercy, ein Jüngerer, vorgezogen. Der größte Theil des Jahres verstrich unter Hin- und Herziehen ohne Kämpfe von bedeutendem Umfange und größerer Tragweite, das Ende des Feldzuges aber ward durch eine empfindliche Niederlage bezeichnet, welche die französisch-weimarischen Truppen, während ihr Höchstkommandirender, der Marschall Guebriant, zu Rotweil auf dem Todtenbette lag, am 24. November bei Tuttlingen erlitten. Es war ein Ueberfall im großen Stile, um das Gelingen hatte W. das Hauptverdienst. Im Mai des Jahres 1644 finden wir ihn in Köln, ohne zu wissen, was ihn dahin geführt hat, ob es eine Sendung aus Anlaß der Sitzungen des westfälischen Kreistages, ob es Werbeangelegenheiten gewesen sind oder ob er seine Besitzungen im Jülicher Lande hat besuchen wollen. Bei dieser Gelegenheit veranstaltete Graf Geleen, dem die Truppen jenes Kreises unterstellt waren, ein großes Gelage, bei welchem W. den kaiserlichen Oberst Grafen de Merode erstach, als sie in der Trunkenheit einen Ehrenhandel ausfochten. Bald aber erprobte er sein Schwert auf einem würdigeren Kampfplatze. Am 24. Juli war Freiburg in bairischen Besitz übergegangen. Turenne und der Herzog von Enghien, bekannter unter dem Namen der große Condé, nahten mit starker Macht, um die verlorene Stadt wiederzugewinnen, zu deren Schutze Mercy eine starke Stellung genommen hatte. An zwei blutigen Schlachttagen, dem 3. und dem 5. August, ward er in derselben angegriffen, aber beide Male wies er seine Gegner zurück, namentlich bei der Entscheidung am zweiten Tage wirkte W., der seine Reiter absitzen und zu Fuß kämpfen ließ, hervorragend mit. Als dann Mercy sein Heer über den Schwarzwald nach Villingen zurückführte, deckte W. die Bewegung; in den letzten Monaten des Jahres befand er sich am Mittelrhein, wo er durch Ueberraschung der Gegner Mannheim und Höchst einnahm.

Im J. 1645 begegnen wir ihm auf einem neuen Kriegsschauplatze, auf dem böhmischen. Mit 3000 Mann hatte der Kurfürst ihn dorthin zu Götz gesandt und mit diesem theilte er die Niederlage, welche am 6. März Torstenson bei Jankau ihnen beibrachte. Werth's stürmischer Kühnheit und einem Irrthume, den er bei der Besetzung einer Anhöhe begangen haben sollte, maß einer der geschlagenen Generale, Hatzfeld, die Hauptschuld an dem Mißgeschicke bei, welches auch W. genöthigt hatte sein Heil in eiliger Flucht zu suchen. Anfang April war er wieder bei Mercy in Schwäbisch-Hall und am 5. Mai half er diesem bei Herbsthausen unweit Mergentheim Turenne schlagen; er befehligte hier zuerst den linken Flügel; als dieser seine Aufgabe erfüllt hatte, eilte er mit seiner Reiterei nach dem rechten und trug auch dort zu siegreichem Ausgange bei; über den Main bis weit nach Hessen hinein folgte er dem geschlagenen Feinde. Condé's Erscheinen mit einem neuen Heere bewog Mercy nach Württemberg zurückzukehren.

Beim Dorfe Allerheim in der Nähe von Nördlingen nahm er eine feste Stellung. In dieser griff Condé ihn am 1. August an. In fruchtlosem Ringen um den Besitz der von Mercy besetzten Oertlichkeiten schien der Feind seine Kräfte zu erschöpfen, da brach W., welcher auf dem linken Flügel befehligte, hervor, warf über den Haufen was ihm gegenüberstand und verfolgte die Fliehenden zwei Stunden weit, dann kehrte er um, sah sich aber in der Meinung, daß der rechte Flügel ebenfalls gesiegt habe, getäuscht, und fand eine ganz andere Lage der Dinge vor als er gedacht hatte. Die Schlacht war verloren und W. mußte sich sagen, daß, wenn er seine Truppen anders verwandt hätte, die bairischen Waffen wiederum, wie bei Herbsthausen, mit Lorbeer geschmückt worden wären. Mercy war gefallen und am folgenden Tage führte W. das geschlagene Heer an die Donau zurück. Zum zweiten Male mußte er jetzt erleben, daß nicht er, sondern wiederum ein jüngerer General an die Spitze des bairischen Heeres gestellt wurde. Am 25. September wurde Geleen zum Feldmarschall ernannt. Die Geschehnisse von Allerheim werden den Kurfürsten in der Ansicht bestärkt haben, daß W. kein Feldherr sei, auch war er selbst seit längerer Zeit in Unterhandlungen mit Frankreich getreten, welche voraussichtlich seine Sache von der des Kaisers trennen würden, weshalb er den Wunsch hatte, an der Spitze seiner Truppen einen Mann zu sehen, der ihm mehr ergeben sei als dem Kaiser und dies bezweifelte er bei W. mit Recht. Trotz ihres Erfolges sahen sich die Franzosen bald darauf genöthigt, über den Rhein zurückzugehen, ihre Gegner hefteten sich an ihre Fersen und W. gab dabei neue Proben seiner kriegerischen Begabung; wäre Erzherzog Leopold Wilhelm auf seinen Vorschlag, sich dem abziehenden Feinde vorzulegen, eingegangen, so würden wol wenige Feinde das andere Ufer des Stromes erreicht haben. Die Ermattung beider Parteien, verbunden mit dem Einflusse, welchen die bairischen Unterhandlungen auf die Kriegführung äußerten, stempelten die letztere im J. 1646 zu einer schleppenden; W. befand sich bald hie bald da im deutschen Reiche, immer thätig und unternehmend, aber ohne daß er durch besondere Thaten hervorgetreten wäre.

Das nächste Jahr brachte in seinem ganzen Lebensgange einen vollständigen Wechsel, einen grundlegenden Umschwung, hervor. Am 14. März 1647 schloß Kurfürst Maximilian zu Ulm für Baiern und Kurköln mit den Kronen Frankreich und Schweden Waffenstillstand. Das getroffene Abkommen bedeutete freilich kein Bündniß mit den bisherigen Gegnern, aber es schuf eine den kaiserlichen Interessen höchst nachtheilige Neutralität und versetzte die bairischen Generale in eine sehr peinliche Lage. Sie hatten seit Abschluß des Prager Friedens einen besonderen Generalseid zu leisten, in welchem die bairische Armada als ein dem Kurfürsten vom Kaiser anvertrautes Reichscorps bezeichnet wurde und waren nicht nur dem Kurfürsten sondern auch dem Kaiser verpflichtet, während die übrigen Officiere und die Soldaten nur dem ersteren schwuren. Der Kaiser aber betrachtete die von den Generalen befehligten Truppen als Reichsvölker und sich selbst als ihren Kriegsherrn. W. schwankte, es war ihm nicht klar, auf welche Seite er zu treten habe, aber die Dankbarkeit gegen den Kaiser, der ihn aus der Kriegsgefangenschaft befreit hatte, seine Anhänglichkeit an die Sache, der er sein Lebelang gedient hatte, und an die katholische Kirche, deren Interessen er für gefährdet hielt, überwogen, zumal jesuitische Einflüsse sich zu Gunsten der letzteren bei ihm geltend machten und seine Bildung ihn nicht befähigte, die in Betracht kommenden rechtlichen Fragen nach Gebühr zu würdigen. Maximilian berief ihn nach München, um durch mündliche Unterredungen sich seiner zu versichern. Kaiser Ferdinand wies ihn an, sich von dem Kurfürsten loszusagen und die ihm unterstellten Völker mit den kaiserlichen zu vereinen. W. gehorchte dem Befehle und machte den Versuch, die bairischen Regimenter über die Grenze

zu führen, aber diese weigerten sich, dem Gebote nachzukommen, sie kündigten ihm den Gehorsam auf und W., den der Kurfürst geächtet und auf dessen Kopf er einen Tallia von 10 000 Thalern gesetzt hatte, mußte fliehen. Am 10. Juli warf er sich, nur vom Generalwachtmeister Spork und einigen Dienern begleitet, zu Villingen, wohin er die Truppen beordert hatte, auf das Pferd und brachte sich nach Böhmen in Sicherheit. Kaiser Ferdinand empfing ihn gütig und freundlich. Er hob die Achtserklärung auf, stellte ihn persönlich in feierlicher Musterung dem Heere als General der Cavallerie vor und verlieh ihm die Grafenwürde. Um ihn für die Verluste an seinen Gütern, die der Kurfürst, soweit er sie erreichen konnte, verwüstet und beschlagnahmt hatte, zu entschädigen, schenkte er ihm die Herrschaft Benatek, an der Iser bei Jungbunzlau belegen, auf der einst Tycho de Brahe gelebt hatte, und suchte ihn vor der Welt durch Schreiben zu rechtfertigen, die er an den Kurfürsten und an dessen Officiere richtete. Den Letzteren umzustimmen, gelang ihm nicht. Auch nachdem am 7. September die Festsetzungen des Ulmer Vertrages rückgängig gemacht waren und die bairischen Truppen sich von neuem mit den kaiserlichen vereinigt hatten, blieb er W. höchst ungnädig gesinnt; es hatte dazu beigetragen, daß Werth's Gegner ihm vorgespiegelt, dieser habe sich Maximilian's und seiner Räthe bemächtigen und sie dem Kaiser überliefern wollen.

Schon vorher aber hatte W. unter Melander von Holzappel, welcher jetzt den Oberbefehl des kaiserlichen Heeres führte, in Böhmen gegen die Schweden im Felde gestanden und in gewohnter Weise durch tapfere Thaten dem neuen Kriegsherrn seine Dankbarkeit kundgegeben. Anfang October verschwindet er vom Kriegsschauplatze, vermuthlich hatte der Einfluß des Kurfürsten seine Entfernung veranlaßt. Im Sommer 1648 erscheint er von neuem, die Schweden hatten ganz Baiern überschwemmt, der Kurfürst war nach Salzburg geflohen, in seiner Noth konnte er nichts dagegen einwenden, daß W. mit seinem alten Kriegsgefährten Ottavio Piccolomini herbeieilte, um seine Staaten zurückzuerobern. Wieder zeichnete W. sich durch die Ausführung einer Reihe von kühnen, theils fehlgeschlagenen, theils gelungenen Reiterstreichen aus, so durch die Störung eines Jagdvergnügens der höchsten feindlichen Anführer, die er am 6. October bei Feldmoching im Walde zwischen München und Dachau unternahm und die eine Anzahl der letzteren in seine Gewalt lieferte. Den Schlußact seines Kriegslebens bildet ein Angriff auf die schwedische Nachhut, den er am 13. October bei Rain machte; sehr wenig fehlte, daß hier eine Stückkugel, noch dazu von befreundeter Seite kommend, seinem Leben ein Ende gemacht hätte. Am 8. November erhielt er auf dem Wege nach Cham die Nachricht, daß endlich der Friede zu Stande gekommen sei. Er zog sich in die Stille des Landlebens nach Benatek zurück und ist dort schon am 16. Januar 1652 an einer hitzigen Krankheit gestorben. — W. war dreimal verheirathet, zuerst mit Gertrud von Genth, dann mit einer Gräfin Spaur und darauf, seit dem 3. Juli 1648, wo er zu Linz seine letzte Ehe einging, mit einer Gräfin Kufstein; es überlebten ihn eine Tochter Irmgardis, durch welche sein Stamm in dem Geschlechte der Freiherren Raitz von Frentz am Niederrheine fortblüht, und ein nachgeborener Sohn, der unvermählt gestorben ist. Außer der Herrschaft Benatek besaß er eine Reihe von anderen Gütern: Bodenstein bei Waldsachsen in der Oberpfalz, welches ihm 1638 geschenkt, Burain bei Bruchsal und eins im Rheingau, mit dem er schon früher belehnt war, und Odenkirchen nebst einem prächtigen Schlosse im Jülicher Lande, die Freigebigkeit der Fürsten und die Beute seiner Kriegszüge hatten ihn zum reichen Manne gemacht. Die wenigen Bilder, welche von ihm vorhanden sind, zeigen einen starkentwickelten Schädel mit dichtem wolligen Haupthaare und dunklem Schnurr- und Knebelbarte, eine gedrungene, kräftige Gestalt.

Parnassus boicus, II, 135. München 1722. — Rheinischer Antiquarius, III, 1, 100. Coblenz 1861. — J. Würdinger, Militär-Almanach für das Jahr 1858, S. 190, München. — F. Münich, Geschichte des Königlich Bairischen 1. Chevaulegers-Regiments, S. 195. München 1862. — Jahrbuch der militärischen Gesellschaft, München 1881/82 (Vortrag des Premierlieutenants Pfülf). München 1882. — Lebensbeschreibungen von F. W. Barthold (Johann von Werth im nächsten Zusammenhange mit der Zeitgeschichte), Berlin 1826; W. von Janko, Wien 1874; Fr. Teicher, Augsburg 1877.

B. Poten.

Wertheim: Gustav W., Dermatolog in Wien, daselbst am 28. October 1822 als Sohn des Arztes Zacharias W. (1780—1852) geboren und am 8. Januar 1888 gestorben, studirte in Wien unter Rokitansky, Skoda, Hebra, Hyrtl, erlangte 1847 die Doctorwürde, 1865 die Stellung als k. k. Primararzt an der k. k. Rudolfsstiftung und wurde in demselben Jahre außerordentlicher Professor für Dermatologie und Syphilis an der Wiener Universität. Von seinen litterarischen Arbeiten führen wir nach der unten bezeichneten Quelle an: „Versuche mit Einimpfung von Tuberkelsputum und von Vaccinallymphe und von beiden Stoffen zugleich am Hunde" (Zeitschr. d. k. k. Gesellsch. d. Aerzte zu Wien 1851); „Ueber den Gang der Pulsfrequenz und der Exsudationsintensität während des Vaccineprocesses beim Menschen (ebd. 1853); „Ueber Sykosis" (ebd. 1861); „Ueber die Abhängigkeit von Form und Standort der syphilitischen Hautgeschwüre von den Spaltbarkeitsverhältnissen der allgemeinen Decke" (Med. Jahrbücher XVII); „Analytische Diagnostik der Krankheiten im Gebiete der Dermatologie und Syphilidologie, verbunden mit therapeutischen Rathschlägen" (Wien 1881); „Differentialdiagnose der verschiedenen syphilitischen Geschwüre" (Wiener Medicinische Blätter 1887) u. a.

Biogr. Lex. VI, 249 u. 1038. Pagel.

Wertheim: Theodor W., geboren am 25. December 1820 in Wien, Dr. phil., Chemiker, Entdecker des Coniins. Er war Privatdocent in Wien, dann 1853—1860 Professor an der Universität zu Pest, dann wieder in Wien, ging von da 1861 nach Graz; kehrte im Mai 1864 nach Wien zurück, starb aber schon am 6. Juli 1864 daselbst. Correspondirendes Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften. Er veröffentlichte zahlreiche Untersuchungen über das Knoblauchöl, über Piperin, Chinin, Coniin in Liebig's Annalen der Chemie.

Poggendorff, Biogr.-Litt. Handwörterb. Oppenheimer.

Werther: Heinrich August Alexander Wilhelm Freiherr v. W., preußischer Diplomat, geboren am 7. August 1772 zu Königsberg i. P., † am 7. December 1859 zu Berlin, gehörte einer neumärkischen Familie v. W. an, die im 18. Jahrhundert auftaucht und angeblich aus Thüringen stammt. Von der bekannten thüringischen Familie der Freiherrn und Grafen von Werthern unterscheidet sie sich jedoch nicht nur durch die Schreibweise des Namens und das Wappen, sondern auch durch den Titel, indem sie anfänglich nicht freiherrlich war. Heinrich v. W. war der Sohn Philipp August's v. W., der 1802 als preußischer Generallieutenant und Chef des 6. Dragonerregiments starb. Er widmete sich anfänglich gleich seinem Vater dem Militärdienst, bis er 1807, wol infolge der Herabsetzung der preußischen Heeresstärke, als Capitän den Abschied nahm. In dieser Zeit ernannte ihn König Friedrich Wilhelm III. zu seinem Kammerherrn. Wenige Jahre darauf (1810) ging er zum diplomatischen Dienst über und nannte sich seitdem Freiherr v. W. Er trat zuerst mehr in den Vordergrund, als 1819 der Gesandtschaftsposten in London neu besetzt werden sollte. Nominell Gesandter in Madrid, weilte er fortgesetzt in Berlin und betrieb seine Versetzung nach England. Nachdem seine Ernennung für die Posten in

Cassel, Stuttgart und Frankfurt in Erwägung gezogen worden war, setzte Bernstorff endlich im October 1821 seine Entsendung nach London gegen den Willen des alternden und an Einfluß einbüßenden Hardenberg durch. W. galt den liberalen Kreisen Varnhagen's als Ultra, doch lernten diese ihn zugleich als angenehmen, umgänglichen Mann kennen, der Sinn für Kunst und Litteratur besaß. In London blieb er bis zum Sommer 1824. Dann ging er als Gesandter nach Paris. Diesen Posten hat er fast 14 Jahre (1824—1837) versehen und sozusagen in ihm seinen Hauptwirkungskreis gefunden. Er erwies sich als einen klugen Beobachter, der durch conciliantes Wesen die langen Jahre seiner Gesandtschaft hindurch die besten Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich zu vermitteln wußte. Freilich entging ihm 1828 das verdeckte Spiel Frankreichs gegen die preußische Handelspolitik. Mit allen Kräften kämpfte er gegen das Aufkommen der Ultramontanen in Frankreich an, von dem er den Ausbruch einer Revolution befürchtete, worin er gegenüber dem neben ihm nach Berlin berichtenden Alexander v. Humboldt Recht behielt. Dem Ministerium Polignac begegnete er mit großem Mißtrauen und warnte es, mit den Vertretern der andern Großmächte, dringend vor dem Verfassungsbruch. Freilich konnte er auch die Haltung der Kammern nicht billigen. Als ihn König Friedrich Wilhelm III. im Frühjahr 1831 an die Seite des kranken Bernstorff zur Leitung der Geschäfte berufen wollte, lehnte W. in richtiger Erkenntniß seiner Fähigkeiten ab, da er sich nicht zum Befehlen geschaffen fühlte. In jener Zeit hatte er auch mit dem „Flüchtling“ Heine zu thun, der ihn zu überzeugen suchte, daß er nichts böses gegen Preußen im Schilde führe. 1833 wurde er zum Wirklichen Geheimen Rathe mit dem Prädicat Excellenz ernannt. Nach dem Tode Ancillon's (19. April 1837) berief ihn der König von Paris ab, um ihm an Stelle des Verstorbenen die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu übertragen. Diesmal wagte W. nicht abzulehnen. Er wurde mit Patent vom 13. Januar 1837 zum Staats- und Cabinetsminister der Auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Zu diesem schwierigen Posten war er nicht der rechte Mann, weil er nichts Gebieterisches hatte. Auch neue Gedanken vermochte er nicht in die Regierung hineinzutragen. Indes verstand er es, ihr eine größere Selbständigkeit zu bewahren als es Ancillon gethan hatte. Ihm waren in Paris die Schliche Oesterreichs und Rußlands zur Genüge bekannt geworden, um vor ihnen auf der Hut zu sein. Auch verdankt ihm Preußen, daß der Bau der wichtigen Köln-Antwerpener Bahn durchgesetzt wurde. Als Heine sich ihm abermals durch Vermittlung Varnhagen's zu nahen suchte und seine Unterstützung für ein Zeitungsunternehmen begehrte, mußte dieser Verhöhner des Preußenthums erfahren, daß er von W. nichts zu erwarten habe. Jedoch geschah in der Politik vieles gegen Werther's Willen, weil ihm nicht die Gabe verliehen war, sich Einfluß zu verschaffen. Bald lastete die Bürde des neuen Amtes schwer auf ihm. Hatten die Berliner schon früher gewitzelt: „W. sei der Gesandte, Humboldt aber der Geschickte“, so spotteten sie jetzt über „Werther's Leiden“. Immerhin vermochte es sein ausgleichendes, vermittelndes Wesen noch einige Jahre ein ungetrübtes Verhältniß mit Frankreich aufrecht zu erhalten. Als Czar Nikolaus stürmisch strenge Maßregeln gegen die polnischen Flüchtlinge in Paris verlangte, versagte er ihm rundweg seine Unterstützung und legte dem Könige dar, daß jede Nachgiebigkeit den russischen Kaiser zu neuen ungemessenen Forderungen veranlassen würde. Recht mißlich war seine Lage bei dem Kölnischen Bischofsstreit insbesondere durch die Thorheit der preußischen Vertreter beim Vatican. Am 2. Februar 1838 verlangte er endlich kategorisch Bunsen's Abberufung aus Rom. Seine schon früher aufgetretene Abneigung gegen die Ultramontanen verschärfte sich in dieser Zeit. Er hoffte jedoch, daß sie sich durch ihren Eifer selbst zu Grunde richten würden. In der orientalischen Krisis von 1840 verfolgte er unentwegt eine

friedliche Politik im Gegensatz zum Drängen Rußlands, indem er die Ansicht vertrat, daß bei der Schwäche Oesterreichs und der kleinen Staaten die ganze Last eines Krieges gegen Frankreich auf Preußen fallen würde. Als Ziel Preußens bezeichnete er die Erhaltung des osmanischen Reichs unter Mitwirkung Frankreichs. Schon bald nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's IV. hatte man von Werther's Rücktritt gemunkelt. Jedoch erst im August 1841 reichte er seinen Abschied ein. Am 6. October 1841 meldete die Staatszeitung seinen Rücktritt. Er trat, nachdem er kurze Zeit darauf infolge der Erkrankung seines Nachfolgers, des Grafen Maltzan, noch einmal provisorisch mehrere Monate die Geschäfte geführt hatte, mit dem Range eines Oberstmarschalls in den Ruhestand. Schon unter dem 6. Februar 1841 hatte der König durch Werther's Erhebung in den Freiherrnstand die Führung dieses Titels gutgeheißen. Einige Jahre hat W. auch die Sinecure eines Chefs des Departements für die Angelegenheiten des Fürstenthums Neufchatel und Valengin versehen. Als dies Amt arbeitsreicher wurde, gab er es wieder ab. Politisch trat er nicht mehr hervor. Eine Gunstbezeugung des Königs war noch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens. Nach Alexander v. Humboldt's Tode figurirte er als der älteste Kammerherr. Als er am 7. December 1859 starb, war er als politische Person fast völlig vergessen. Seiner Beerdigung wohnte u. a. der Prinzregent bei. W. war seit dem 18. September 1797 mit Josephine Gräfin von Sandizell verheirathet, die ihm am 8. November 1853 durch den Tod entrissen wurde.

Freiherrnkalender 1875. — Varnhagen's Tagebücher und Blätter aus der preußischen Geschichte. — (Varnhagen) Briefe von Heine. Leipzig 1865. — v. Canitz, Denkschriften, 2. Band. Berlin 1888. — Treitschke's Deutsche Geschichte, Band 3—5. H. v. Petersdorff.

Werther: Karl (Anton Philipp) Freiherr v. W., preußischer Diplomat, geboren am 31. Januar 1809 zu Königsberg in P., † am 8. Februar 1894 zu München, hat bei den wichtigsten Ereignissen der neueren deutschen Geschichte eine bemerkenswerthe Rolle gespielt. Als der Sohn des ebenfalls als Diplomat hervorgetretenen Heinrich v. W. (siehe oben) trat er, nachdem er im Juni 1830 die erste juristische Prüfung bestanden hatte, Ende 1832 in die diplomatische Laufbahn und wurde nach abgelegter diplomatischer Prüfung 1834 Legationssecretär in München. In derselben Eigenschaft kam er 1835 in den Haag. 1836 wurde er dem Schwiegersohn Wilhelm's v. Humboldt, Heinrich v. Bülow, in London als Legationsrath beigegeben. Zur selben Zeit ernannte ihn Friedrich Wilhelm III. zum Kammerherrn. Der junge Diplomat begeisterte sich für den feinfühligen Bülow auf das lebhafteste. Bei der langwierigen belgischen Conferenz in London kam er öfter, besonders 1839, in die Lage den überarbeiteten kranken Chef zu vertreten. 1840 wurde er nach Paris versetzt und hatte so Gelegenheit die orientalische Krisis dieses Jahres an einem wichtigen Orte genau zu verfolgen. Schon Ende 1841 wurde er als außerordentlicher Gesandter nach der Schweiz (Bern) geschickt, womit gewisse Kreise (Varnhagen), die ihn für unfähig hielten, nicht zufrieden waren. Von dort kam er 1844 als Gesandter nach Athen, wo er bis 1849 blieb. Damals (30. Juli 1846) verheirathete er sich mit der achtzehn Jahre jüngeren Mathilde Gräfin Oriola (geboren 3. Februar 1827). Mit seiner Versetzung nach Kopenhagen im J. 1849 begann die Zeit, in der sein Name auf das engste mit den bedeutsamsten Ereignissen verknüpft werden sollte. Am dänischen Hofe hatte er es besonders mit der Verzichtleistung des Augustenburgers und der Erbfolgeordnung zu thun. Im Frühjahr 1854 wurde er zum Gesandten in Petersburg bestimmt, um die schwierigen Verhandlungen wegen des Ausgleichs zwischen Oesterreich und Rußland zu führen.

Man scheint damals eine hohe Meinung von seinen Fähigkeiten gehabt zu haben; denn in den maßgebenden Kreisen der Gerlach u. s. w. wurde auch sein Name unter den möglichen Candidaturen für das auswärtige Ministerium genannt. Einige Wochen vor seinem Abgang nach Rußland betraute ihn König Friedrich Wilhelm IV. zeitweilig mit der Wahrnehmung der Geschäfte eines Unterstaatssecretärs des Auswärtigen. Er hatte mit dem König, Leopold Gerlach, dem Gesandten in Wien Alvensleben, Dohna, Gröben und Balan eingehende Besprechungen. Im Juni ging er nach Petersburg ab. Bekanntlich drehten sich die mit dem russischen Kanzler Nesselrode zu führenden Verhandlungen hauptsächlich um die vier österreichischerseits geforderten Zugeständnisse. Als Aufpasser der Kamarilla stand ihm der Militärbevollmächtigte Graf Münster zur Seite. Nach dem Pariser Frieden erhielt er den Titel Excellenz (5. Juni 1856). Bei Beginn der italienischen Verwicklungen ersah man ihn wiederum aus, um einen Ausgleich herbeizuführen. Doch war sein Ansehen inzwischen entschieden etwas gesunken. Denn Leopold Gerlach bemerkte spöttisch zu seiner Sendung: „Der gute akkommodante W., der weder imponirt, noch Vertrauen einflößt“. Mehr und mehr trat bei ihm als Hauptzug seines Wesens die ausgleichende Natur hervor, die sich mit allen auf das freundschaftlichste stellt und auf das ängstlichste jedem Verdruß aus dem Wege geht. Er war darin seinem Vater ähnlich, nur daß die conciliante Art bei ihm noch ausgeprägter gewesen zu sein scheint. Mit dem Leiter der österreichischen Politik, Graf Rechberg, befand er sich bald auf dem herzlichsten Fuße, aber derartig, daß in verständigen politischen Kreisen zu Berlin, wie denen Theodor's v. Bernhardi, arg räsonnirt wurde über die schwächliche Vertretung Preußens durch ihn. Auch sonst nahm er nicht immer eine glückliche Stellung bei Beurtheilung der preußisch-deutschen Politik ein, indem er sich u. a. (1859) gegen den vernünftigen Antrag Usedom's auf Herstellung der kurhessischen Verfassung von 1831 erklärte. Nicht leicht war seine Aufgabe in der Krisis des Zollvereins von 1863 und bei den handelspolitischen Erörterungen mit Oesterreich. Kaum waren diese beendigt, da rückte die Entscheidung in der schleswig-holsteinischen Frage heran. W. hat mit Balan den Wiener Frieden paraphirt und am 30. October 1864 unterzeichnet. Mit dem neuen Leiter der österreichischen Politik, Graf Mensdorff, war er auch sofort eng befreundet. Das hinderte nicht, daß es zu argen Mißverständnissen wegen Schleswig-Holsteins kam. Ein solches Mißverständniß, in das ihn die Verschlagenheit des österreichischen Diplomaten Biegeleben brachte, erwies sich als höchst unangenehm für W. Während des Krieges von 1866 war W. Vertreter des Grafen Bismarck im Ministerium des Auswärtigen zu Berlin. Er führte auch die Conferenzen mit dem österreichischen Bevollmächtigten v. Brenner zu Prag, die am 23. August 1866 zur Unterzeichnung des Prager Friedens durch ihn als preußischen Vertreter führten. Nach dem Kriege wurde er wiederum in Wien beglaubigt und als rechter Vetter Beust's, des neuen leitenden Ministers, wußte er sich auch mit diesem trefflich zu stellen. Freilich war er dort nicht gerade auf Rosen gebettet. Denn Beust sagt ganz richtig: „Jedes neue Gesicht wäre in Wien angenehmer gewesen als dasjenige des Mannes, mit dem man vor der erlittenen Niederlage zu thun gehabt hatte.“ Wenn Graf Bismarck ihn doch daselbst beließ, so wird er vermuthlich ein besonders großes Vertrauen zu der versöhnlichen Natur seines Gesandten gehabt haben. Indeß gab es doch in der Folge verschiedene Reibungen, so bei der Pester Krönung, wegen der Begünstigung der welfischen Umtriebe durch Beust, bei Auseinandersetzungen über die Entstehung des letzten Krieges u. s. w. W. wurde höchst schlecht behandelt und man fand es daher gerathen, ihn im October 1869 als norddeutschen Botschafter nach Paris zu entsenden. Der dortige Aufenthalt wurde verhängnißvoll für seine diplomatische

Laufbahn und für seinen geschichtlichen Namen. Wohl selten hat es sich schlagender gezeigt, daß versöhnliche Naturen, die sich sonst als höchst befähigt für das schwierige Amt der hohen Diplomatie erwiesen haben mögen, in entscheidungsschweren Augenblicken die ungeeignetsten Vertreter der Mächte sind, als bei der Mission Werther's in Paris. Das Interesse an dieser Mission beschränkt sich auf wenige Julitage des Jahres 1870. Nachdem König Wilhelm sich zum Gebrauch der Brunnenkur nach Ems begeben hatte, brach W. am 4. Juli dorthin von Paris auf, um seinem Herrn aufzuwarten. Bei seinem Abschiede von dem seit dem 15. Mai ernannten auswärtigen Minister, seinem alten Bekannten von Wien her, Herzog von Gramont, forderte dieser ihn nachdrücklich auf, dem Könige die angebliche Gefährdung der Lage durch das Auftauchen der hohenzollernschen Candidatur vorzustellen. W. fühlte sich dem in Ems eingetroffenen Benedetti am frühen Morgen des 9. bewogen zu erklären, daß der König dem Prinzen Leopold die Annahme der Candidatur nach den Hausgesetzen nicht habe verbieten können, daß er also schwerlich die Entsagung befehlen oder anrathen könne. Wie man weiß, vermochte er jedoch dadurch nicht zu verhindern, daß Benedetti den König aufsuchte. Am 12. Juli war W. bereits wieder in Paris bei Gramont, der eben die Nachricht vom Verzicht des Hohenzollern erhielt. Jetzt war es, wo Gramont das Ansinnen stellte, daß König Wilhelm eine Art Entschuldigungsbrief schreiben sollte, wozu er gleich den Entwurf aufsetzte. W. wies die Zumuthung des Herzogs nicht zurück, sondern versprach dem Könige Kenntniß von den Wünschen Gramont's zu geben. Sowie Graf Bismarck von diesem schwächlichen Verhalten seines Gesandten Nachricht erhalten hatte, schickte er ihm (am 13.) mit einem scharfen Verweise den Befehl zu, auf der Stelle wegen Unwohlseins Urlaub zu nehmen und Paris zu verlassen. Als W. diese Weisung erhielt, verlor er vollends den Kopf, indem er wiederum Gramont aufsuchte, mit dem naiven Geständniß, daß er in einer mißlichen Lage wäre, da ihn seine Regierung scharf getadelt hätte, weil die französische Zumuthung überhaupt von ihm angenommen worden wäre. Er solle jetzt abreisen. Durch solche Ungeschicklichkeit wurde die gefahrvolle Lage noch gespannter. So kam es, daß W. vom Bundeskanzler in der Reichstagsrede vom 20. Juli vor dem Lande bloßgestellt wurde. Nach Beendigung des Krieges wurde er dann auch verabschiedet (Juli 1871). Er nahm seinen Wohnsitz in München. Jedoch nach drei Jahren entsann sich der Leiter der deutschen Politik wieder seiner, indem er ihn im Mai 1874 zum deutschen Botschafter in Konstantinopel ernannte. Er mochte Werther's Geschmeidigkeit und Gewandtheit bei dieser Gelegenheit wieder verwerthen können. Auch war W. ja ein gewiegter Kenner der orientalischen Verhältnisse. Bis zum Beginn des russisch-türkischen Krieges (Frühjahr 1877) hat W. den Botschafterposten bei der Pforte bekleidet und das deutsche Reich auch in der seit Ende 1876 zur Regelung der türkischen Wirren in Konstantinopel tagenden Botschafterconferenz vertreten, die bekanntlich infolge des Widerspruchs Sultan Abdul Hamid's fruchtlos verlief. Dann trat er endgültig in den Ruhestand und zog sich abermals nach München zurück, wo er auch einst seine diplomatische Laufbahn begonnen hatte. 1879 verlieh ihm des Königs Gnade den Schwarzen Adlerorden. Nach seiner recht wechselreichen staatsmännischen Thätigkeit ging er, wie Ferd. Gregorovius, der ihn in München kennen und schätzen lernte, treffend dem gemeinsamen Freunde Hermann v. Thile schrieb, „ruhig unter die Philosophen oder Eremiten," „als ein Mann, der weiß, daß der Mensch sein Leben anzusehen hat wie den Schatten einer Wolke, die vorüberzieht". Am 2. Juni 1889 verlor er seine Frau. Am 8. Februar 1894 starb er selbst, 85jährig. Er hinterließ einen Sohn, der 1877, und eine Tochter, die 1874 katholisch geworden war.

Reichsanzeiger 12. Febr. 1894. — Freiherrnkalender 1896. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold's v. Gerlach. Band 2, Berlin 1892. — Sybel, Begründung des deutschen Reiches. — Beust, aus dreiviertel Jahrhunderten, Band 2, Stuttgart 1887. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben Theodor's v. Bernhardi III, Leipzig 1894, S. 278. — Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssecretär Hermann v. Thile, Berlin 1894. — Gabriele v. Bülow, Tochter Wilhelm's v. Humboldt, Berlin 1893.

H. v. Petersdorff.

Werthern: Dietrich von W., Doctor beider Rechte, Kanzler des deutschen Ordens und Rath Herzog Georgs von Sachsen, entstammte einer alten thüringischen Familie, die urkundlich nachweisbar seit Kaiser Siegmund's Zeit (1420) im Besitz des Reichserbkammerthürhüteramtes war; die alte, bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts meistgebrauchte Namensform ist Werterde, Dietrich selbst schreibt sich stets Wertter. Als zweiter Sohn des Hans v. W., der sich in sächsischen Kriegs-, Verwaltungs- und diplomatischen Diensten bewährt hatte, wurde Dietrich am 28. September 1468 auf dem väterlichen Schlosse Wiehe in Thüringen geboren. Seine wissenschaftliche Ausbildung erlangte er in Erfurt (immatriculirt Ostern 1479) und besonders seit 1486 zu Bologna, wo er 1491 zum Procurator der deutschen Nation gewählt wurde und 1495 den juristischen Doctortitel erwarb. Mit Herzog Friedrich, dem zweiten Sohne Herzog Albrecht's des Beherzten von Sachsen, der 1498 Hochmeister des deutschen Ritterordens wurde, kam W. im Herbst 1498 nach Preußen und war Anfangs in inneren Verwaltungssachen thätig, die ihn auch in der Folgezeit gelegentlich mit beschäftigten. Seine Hauptthätigkeit aber entfaltete er im diplomatischen Dienst und wurde bald einer der vielbeschäftigtsten Diplomaten seiner Zeit. Schon im Sommer 1499 war er mit einer Mission an seines Herrn Bruder, Herzog Georg von Sachsen, betraut, der dem Hochmeister beständig ein getreuer Berather war. Das eigentliche Arbeitsgebiet für W. sollten jedoch die polnischen Angelegenheiten werden. Bei jedem Hochmeisterwechsel erneuerten sich die Verhandlungen mit Polen, das auf seinen im zweiten ewigen Frieden von Thorn 1466 erlangten Rechten bestand und von dem neuen Hochmeister die Beschwörung des Friedens und den Huldigungseid verlangte, der ihn in drückende Abhängigkeit von Polen brachte. Friedrich suchte sich dieser Verpflichtung in der Hoffnung auf die Hilfe des Reiches, zu dem er wieder in ein engeres Verhältniß treten wollte, zu entziehen. Zusammen mit verschiedenen Ordensgebietigern unternahm nun W. in den folgenden Jahren zahlreiche Gesandtschaften. Kaum aus Deutschland, wohin er 1499, 1501 zweimal, 1502, 1503 geschickt war, zurückgekehrt, mußte er nach Polen (so 1501 dreimal, 1503, 1504), zum Bischof von Ermland (1501, 1504, 1505, 1506) in unablässigem Wechsel; dort galt es sowol die Lauheit des Königs Maximilian zu überwinden, der dem Hochmeister zwar die Ablegung des Huldigungseides untersagte und mit Ermahnungen und Versprechungen nicht kargte, thätig jedoch nie eingriff, als auch die wenig opferbereiten deutschen Fürsten, den Adel und besonders auch den Deutschmeister für die Ordenssache zu erwärmen, hier die Polen hinzuhalten und den wiederholt drohenden offenen Kriegsausbruch durch Entschuldigungen, Vermittelungsversuche und Ausgleichsverhandlungen zu verhüten, wobei dem Orden die zweimaligen Thronwechsel 1501 und 1506 zu statten kamen, und mit dem Ermländer waren Streitpunkte über Grenz-, Verwaltungs- und Hoheitsfragen zu regeln oder die Vermittelung des zu Polen hinneigenden Prälaten in den polnischen Verwicklungen zu suchen. W., der zwischen dem 19. März und 8. April 1504 Kanzler geworden war, hatte bei diesen Missionen reichliche Gelegenheit seinen Eifer und seine Geschäftskenntniß zu bethätigen; während die anderen Gesandten wechseln, ist er bei fast

sämmtlichen wichtigeren diplomatischen Actionen betheiligt, erscheint somit als der Hauptvertreter der polnischen Politik des Hochmeisters. Seiner Stellung entsprechend gehörte er zu der Regentschaft, die bei Friedrich's Reise nach Deutschland im Mai 1504 die Landesverwaltung übernahm. Von einer Sendung an den römischen König und den Deutschmeister, an Brandenburg, Sachsen, Pommern und Magdeburg im Sommer 1506 kehrte er jahrelang nicht nach Preußen zurück, da 1507 der Hochmeister selbst nach Deutschland kam, um sein Land nicht wiederzusehen. Für Werthern's persönliche Verhältnisse wurde diese Reise dadurch bedeutungsvoll, daß sie zum Abschluß eines Ehebündnisses führte. Auch in den folgenden Jahren war er mehrfach in Geschäften des Hochmeisters, zugleich aber auch denen Herzog Georg's thätig, so 1509 und 1510 als Gesandter auf den Reichstagen zu Worms und Augsburg. Bedeutend tritt W. aber am Ende des Jahres 1510 hervor. Als der Hochmeister zu kränkeln anfing, trat man in seiner Umgebung der Nachfolgefrage näher und faßte den jungen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Ansbach ins Auge, über dessen Eintritt in den Orden schon verhandelt worden war; besonders Bischof Job von Pomesanien und W. waren in diesem Sinne thätig. Beim Eintreffen der ansbachischen Räthe im December 1510 war der Bischof nach Preußen abgereist, Georg's Beauftragter erschien nicht und der Comthur Nicolaus Pflug hielt sich absichtlich fern, um Aufsehen zu vermeiden, denn am 14. December war Hochmeister Friedrich gestorben und sein Tod sollte weiteren Kreisen zunächst geheim bleiben. So lag dem Kanzler allein und zunächst auf eigene Hand ohne Ermächtigung der Ordensgebietiger die verantwortungsvolle Aufgabe ob, mit den Brandenburgern am 18. December in Zwickau zu verhandeln, und es gelang ihm, diese Vorberathungen in gedeihliche Bahnen zu leiten, so daß dann der vom Orden bevollmächtigte Ordensmarschall und Oberstspittler, die mit ihm am 11. und 12. Februar 1511 die Unterhandlungen mit Albrecht selbst und dessen Bruder Casimir zu Chemnitz pflogen, bald zum Abschluß kamen und Albrecht's Wahl gesichert war. Die Einführung der Hohenzollern in das Ordensland Preußen ist also wesentlich mit als Werk des Kanzlers W. zu betrachten.

Er widmete nun mit gleichem Eifer dem neuen Hochmeister seine Dienste, so im April 1511 bei einer Gesandtschaft an Georg, im Mai 1512 auf dem Reichstage zu Trier und einer Tagsatzung der Ordensgebietiger zu Koblenz, erscheint aber seit Ende 1510 auch als Rath Georg's, der ihn im October und November 1512 zu den Petrikauer Verhandlungen abordnete; aber wie alle früheren blieben auch diese Besprechungen, wobei auch W. als sachkundiger Vertrauensmann des Ordens mit hervortritt, bei dem hartnäckigen Festhalten des Polenkönigs am Thorner Frieden erfolglos. Nach 1512 finden wir W. nicht mehr im diplomatischen Dienst des Ordens, auch sein Kanzleramt hat er abgegeben, doch war er noch jahrelang in enger Verbindung mit Albrecht, dem er bei zahlreichen Besorgungen unpolitischer Art diente, so bei den Auseinandersetzungen mit dem Grafen Hans v. Hohnstein und dessen Erben wegen Schadenersatzforderungen 1513 (bezw. schon 1511) bis 1516, beim Ankauf von Salpeter 1513, 1514, bei der Einlösung des 1508 vom Herzog Georg an Bischof Job von Pomesanien verpfändeten Amtes Weißensee im Mai 1513; wiederholt diente er Andern mit seiner Fürsprache beim Hochmeister, der ihm im Juni 1513 auch einen Beweis seines Dankes durch ein Ehrengeschenk gab. Mehrere Schreiben der Jahre 1514—1516 liefern auch Zeugnisse seiner treuen Gesinnung für einen ihm einst nahestehenden Mann und seines Taktgefühls: wiederholt legte er dem Hochmeister nahe, daß es zur Ehre des Todten und auch des Ordens selbst nöthig sei, das Grab des Comthurs Nicolaus Pflug mit einem Denkstein zu zieren. 1520 kam er nochmals in Beziehungen zu Polen, als bei den erneuten Ver-

handlungen Albrecht's mit König Siegmund im April zu Thorn auch Herzog Georg wieder Gesandte, darunter W., zur Vermittlung entsandte, doch hatte auch dieser Versuch kein Ergebniß. Inzwischen war er in sächsischen Missionen unablässig thätig gewesen. Seit 1513 war er mit den friesischen Angelegenheiten betraut; im Januar 1514 gelang es ihm, beim Kaiser in Innsbruck endlich die Verkündigung der Reichsacht gegen Georg's Gegner, den Grafen Edzard von Ostfriesland, durchzusetzen; infolge anderweitiger Verwicklungen in den Niederlanden durch geldrisch-französisches Eingreifen blieben jedoch die sächsischen Bemühungen umsonst. Im Februar 1515 war W. wieder in Innsbruck beim Kaiser, um ihn zur eigenen Uebernahme Frieslands gegen eine Abfindungssumme zu bewegen; man kam aber bei Maximilian's haltloser Politik noch zu keinem Abschluß. Im December 1516 traf er zu Verhandlungen mit dem Erzbischof von Mainz in Erfurtischen Angelegenheiten in Hagenau beim Kaiser ein und begleitete Maximilian im Januar 1517 nach den Niederlanden, wo er bis Ende Mai bald am Kaiserhofe zu Antwerpen, Breda, Mecheln, bald am Hofe des jungen Königs Karl von Spanien zu Brüssel rastlos und nachdrücklich bemüht war, die gerechten Geldforderungen seines Herzogs zur Geltung zu bringen. Seine zahlreichen, langen, eigenhändigen Berichte an Georg liefern werthvolle Beiträge zur Kenntniß der dortigen Verhältnisse und bieten zugleich schöne Zeugnisse für Werthern's ehrenwerthe Denkweise auch in der Politik und für sein persönliches vertrautes Verhältniß zu seinem Landesherrn. Bei diesem Aufenthalt in den Niederlanden betraute Georg ihn als wissenschaftlich gebildeten Mann mit einer Sendung an den gerade damals in Brüssel weilenden Erasmus von Rotterdam, um den Humanisten nach Sachsen einzuladen. Folgte auch Erasmus dieser Einladung nicht, so bahnte Werthern's Botschaft doch einen schriftlichen Verkehr zwischen dem Fürsten und dem Gelehrten an. Das im eigenhändigen Concept des Herzogs leider undatirte Schreiben, das zugleich für den Gesandten ein Ehrenzeugniß bildet, ist als erstes Schreiben dieses Briefwechsels zwischen Georg und Erasmus beachtenswerth; bisher unbestimmt zwischen 1516—1518 angesetzt, läßt es sich durch den Nachweis, daß in den ersten Monaten des Jahres 1517 W. und Erasmus gleichzeitig in den Niederlanden weilten, mit größter Wahrscheinlichkeit als in diese Zeit gehörend bestimmen. Auch bei anderen Staatsgeschäften finden wir ihn betheiligt, so 1514 und 1525 bei Sendungen an Hessen, 1515 in den Beziehungen Sachsens zum Stift Quedlinburg, 1521 und 1522 in der Hildesheimer Stiftsfehde, 1524 und 1525 in Verhandlungen mit den Ernestinern und im Bauernkriege, 1515, 1522 und 1526 auf den Reichstagen von Freiburg, Nürnberg und Regensburg. Auch für den Reichstag zu Speyer 1530 war er mit Anton von Schönberg schon designirt, wurde aber dann durch Dr. Johann Spiegel ersetzt. Seine letzte, mir bekannte diplomatische Mission gehört in den März 1530, als er mit Christoph v. Carlowitz von Georg nach Krakau gesandt wurde, um bei dem Polenkönig Siegmund auf einen Ausgleich in den Streitigkeiten zwischen König Ferdinand und dem von den Türken unterstützten Fürsten Johann Zapolya von Siebenbürgen hinzuwirken. Wiederholt begleitete er den Herzog auch auf seinen Reisen, so 1518 nach Augsburg, 1521 nach Nürnberg. Nicht minder wurde er in inneren Landesangelegenheiten zu Rathe gezogen, zu schiedsrichterlichen Handlungen, zu Untersuchungen bei Uebelständen und Vergehen, besonders auch solchen, die geistliche Dinge oder Personen betrafen vornehmlich in den Jahren 1526—28, zu Verhandlungen mit den Landständen u. s. w.

Seine Stellung in den großen religiösen Zeitfragen war, wie dies bei einem vertrauten Rathe Herzog Georg's zu erwarten ist, streng katholisch. Wiederholt bediente sich Georg gerade seiner Feder zur Abfassung scharfer Verfügungen

gegen Abweichungen von der Lehre der alten Kirche und Hinneigung zu lutherischen Anschauungen, vor allem gegen die Mißachtung der Messe und den Gebrauch des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, wie in mehreren von Werthern's Hand aufgesetzten Schreiben des Herzogs an seine Söhne, die 1522 in seiner Abwesenheit die Landesregierung führten, wobei Luther's Vorgehen als „unchristlicher Aufruhr" verurtheilt wird. Sehr heftig gegen Luther spricht sich W. auch in einem seiner Berichte vom Nürnberger Reichstage am 19. December 1522 aus: er mahnt den von Luther geschmähten Fürsten, er solle „sich des bösen Stücks nicht bewegen lassen", denn Luther schmähe alle Fürsten; „man befinde aus diesen bübischen Händeln, was er vor einen Geist in sich habe", der ihm lohnen werde; wenn man nicht aufpasse, „werde er fürwahr eine große Bosheit zu Wege bringen". Auch über die Ehe habe „der teufelische Mönch ein unverschämtes Büchlein ausgehen lassen". Bemerkenswerth ist auch die Erkenntniß der drohenden Bauernunruhen „der Menschen Herzen seien jetzt voller Gift und Bosheit und sonderlich sei zu besorgen, daß ein Bundschuh vorhanden ist". Noch in den letzten zwanziger Jahren benützt ihn Georg zum Einschreiten gegen verdächtige Geistliche, am Schlusse seines Lebens muß seine Anschauung aber, trotz anscheinender principieller Festhaltung seines Glaubensstandpunktes, gemäßigter geworden sein, wenigstens wollte er seinen Sohn (nach Albinus, der jedoch den Vorfall gegen das Zeugniß der Acten ins Jahr 1529 verlegt, war es der älteste Sohn Wolfgang), auf Rath einiger Lehrer von Leipzig nach Wittenberg schicken, wo er in den alten Sprachen besonders bei Melanchthon mehr lernen könne, doch solle sich der Jüngling „Martinus Händel" nicht annehmen, wie W. selbst am 9. Mai 1536 an Georg schrieb, der deshalb über die Lässigkeit der Leipziger Professoren, die den Ruf ihrer Hochschule schädigten, sehr erzürnt war.

Bald darauf starb W. auf Schloß Beichlingen am 4. September 1536 und fand in der Stadtkirche zu Cölleda seine Ruhestätte, wo sein Grabstein mit Recht seine Thätigkeit als Gesandter hervorhebt; war er doch darin so geschätzt, daß wiederholt andere Fürsten ihn vom Herzog Georg sich ausbaten, wenn sie einen besonders geschickten, rechtschaffenen Berather und Vertreter brauchten, so Markgraf Casimir von Ansbach 1518 bei seinen Streitigkeiten mit Nürnberg, der Hochmeister Albrecht noch 1521, wo Werthern's sonstige Beziehungen zu ihm und den preußisch-polnischen Fragen doch gelöst waren. Ueber seine Familienverhältnisse ist noch zu erwähnen, daß er und gleichzeitig sein jüngerer Bruder Hans sich am 22. September 1506 zu Heldrungen mit ihren Stiefschwestern Margarete und Anna von Miltitz vermählten; bei ihres Vaters Tode 1533 theilten sie die Besitzungen, Dietrich erhielt die 1519 vom Grafen Adam v. Beichlingen erkaufte Herrschaft Beichlingen nebst Cölleda, Werthern und Brücken, Hans Wiehe, Frohndorf und Allerstedt (sämmtlich in der Provinz Sachsen im nördlichen Thüringen gelegen). Dietrich's Ehe, die nach mehrfachen Aeußerungen seiner Schreiben zu schließen, eine glückliche war, entsproßten zwei Töchter und drei Söhne, Wolfgang, Philipp und Anton (s. im folgenden).

Wolfgang von W., Dietrich's ältester Sohn, geboren am 26. Juni 1519 zu Wiehe, studirte 1536 zu Leipzig, wobei sein Vater besonderes Gewicht auf guten Unterricht in den alten Sprachen legte (s. oben); seine weitere Ausbildung übernahm Georg Fabricius, der bekannte spätere Rector der Meißner Fürstenschule und sächsische Historiograph. In dessen Begleitung zog W. im April 1539 nach Italien, studirte in Padua und besuchte Bologna, Mailand, Genua und andere Orte Oberitaliens; 1541 bereisten sie mit dem späteren Arzt und Leipziger Professor Wolfgang Meurer die Ostküste Italiens von Venedig über Ravenna bis Ancona, gingen über die Apenninen nach Rom, im Frühling 1542 nach Neapel, zurück über Rom, Siena, Pisa, Florenz, Bologna (hier 1543 immatriculirt

stiftete W. am 27. Mai in die Matrikel der deutschen Nation ein Gedächtnißblatt an seinen Vater), Ferrara, Padua; im October 1543 trafen sie wieder in Beichlingen ein. Ueberall hatten sie die Alterthümer besichtigt und Beziehungen zu hervorragenden Gelehrten angeknüpft. W. blieb diesen gelehrten Neigungen und Verbindungen sein Leben lang getreu und erfreute sich selbst des Rufes eines namhaften Sprachkenners. Nach Albinus gerieth er mit seinen Landesherren, den Kurfürsten Moritz und dann August von Sachsen, wegen der von ihm und seinen Brüdern beanspruchten Reichsstandschaft der Grafschaft Beichlingen in Streit und zog sich dadurch (nach Jovius aber wegen der unbegründeten Beschuldigung übler Reden über beide Fürsten) deren Ungnade zu. Näheres war nicht zu ermitteln, actenmäßig belegbar ist jedoch, daß Kaiser Karl V. im August 1548 auch den Werthern'schen Brüdern als Inhabern der Grafschaft Beichlingen direct, also wie den unmittelbaren Reichsständen, das Augsburger Interim nebst Befehl zur Durchführung übersandte, daß sie aber bezw. in ihrer Abwesenheit ihr Vormund Heinrich von Witzleben sich in correcter Weise an Kurfürst Moritz als ihren Landesherrn wandten, der ihnen ausdrücklich erklärte, er sei nicht nur Landesfürst, sondern auch Lehnsherr der Grafschaft Beichlingen, die alten Grafen und auch die v. W. hätten sie vom Hause Sachsen zu Lehen gehabt und seien zu Dienst verpflichtet, wie andere Unterthanen aus der Ritterschaft; sie hätten deshalb den Kaiser von diesem Rechtsverhältniß in Kenntniß zu setzen. Auch bei einem zweiten Versuch, der von reichswegen gemacht wurde, die Inhaber der Grafschaft Beichlingen als Reichsstand zu behandeln, als es nämlich galt, die nach den früheren Reichsanschlägen auf der Grafschaft liegende Beitragssumme für die Türkensteuer zu erheben, bestritten in den sechziger Jahren die Werthern'schen Brüder als sächsische Landstände ihre Verpflichtung gegen das Reich und Kurfürst August nahm sich ihrer kräftig an, so daß ein sie mit der Reichsacht bedrohender Proceß am Reichskammergericht niedergeschlagen wurde. 1545 hatte sich W. nach Straßburg zu Johann Sturm begeben und noch zwei Jahre den Unterricht dieses berühmten Lehrers genossen; 1547 bereiste er Frankreich, lebte ein Jahr in Paris und kam Ende 1548 nach Hause zurück. Weist schon das Verhalten gegenüber Karl's V. Forderung 1548 auf die Beilegung etwaiger früherer Streitigkeiten mit dem Kurfürsten Moritz hin, so zeigen sich ferner selbst deutliche Beweise vom Vertrauen des Landesherrn. Wenn auch W. in Staatsgeschäften weit weniger hervortritt, als sein Vater, so hat er sich von ihnen trotz seiner gelehrten Neigungen doch keineswegs ganz ferngehalten. Im April 1553 war er mit Melchior v. Ossa und anderen als Gesandter Moritzens zu den Verhandlungen abgeschickt, die durch Gesandte König Ferdinand's, der Kurfürsten Moritz von Sachsen und Joachim II. von Brandenburg, des Herzogs Heinrich von Braunschweig, des Landgrafen Philipp von Hessen und der Bischöfe von Bamberg und Würzburg in Eger zur Festsetzung eines Landfriedensbundes gepflogen wurden und am 6. Mai zur Verbriefung eines Bundesabschieds führten. Auf der Heimkehr den Nachstellungen des mit Moritz verfeindeten Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach glücklich entgangen, folgte W. dem Aufgebot seines Herrn und nahm mit stattlichem Gefolge im Juni und Juli zugleich mit seinen Vettern Heinrich und Georg v. W. (Georg geboren am 22. April 1515, † am 25. November 1576 zu Wiehe, Rath und Gesandter des Kurfürsten August, Oberhofgerichtsassessor zu Leipzig, Stammvater aller jetzt blühenden Linien der Grafen und Freiherrn v. W.), Anton v. W. (nicht Wolfgang's Bruder Anton) auf Kleinballhausen und Hans v. W., theil am Kriegszug des Kurfürsten gegen den Markgrafen Albrecht und an der Schlacht bei Sievershausen. Kurfürst August, der seinem in dieser Schlacht gefallenen Bruder folgte, nahm alsbald die begonnenen Bundesverhandlungen wieder auf und schickte neben den übrigen früheren Gesandten auch W. mit zu dem Bundes-

tag in Zeitz, woselbst vom Ende September bis Ende October 1553 weitere Verhandlungen zwischen den obengenannten Fürsten, außer Hessen, über die Ausgestaltung der Bundesartikel geführt wurden. Im Januar 1555 ernannte ihn Kurfürst August mit zum Gesandten für den großen Augsburger Reichstag. Für Werthern's geachtete Stellung spricht es ferner auch, daß er von der Ritterschaft auf dem Landtage von 1553 zum Vorsteher der zu gründenden adeligen Jungfrauenschule zu Salza bestimmt und auf dem Landtage von 1554 in den Berathungsausschuß über die Landesgebrechen gewählt wurde. Das väterliche Erbe besaß er Anfangs ungetheilt mit seinen Brüdern, bei der Theilung 1572 erhielt er die Grafschaft Beichlingen mit der Stadt Cölleda. Er starb unvermählt am 10. Juni 1583 auf Schloß Beichlingen.

Philipp von W., der zweite Sohn Dietrich's, geboren zu Wiehe am 24. September 1525, studirte zu Leipzig und Wittenberg, wandte sich nach Herzog Georg's von Sachsen Tod 1540 mit seinen Brüdern auf Anregung der Vettern von der Wiehe'schen Linie des Werthern'schen Geschlechts dem Protestantismus zu, ging mit seinem Bruder Anton unter der Leitung des Georg Fabricius, als dieser mit Wolfgang v. W. aus Italien heimgekehrt war, 1544 nach Straßburg, wo beide Johann Sturm's Schüler wurden und bis 1554 blieben, während Fabricius 1546 als Rector nach Meißen berufen wurde. Eine Reise durch Frankreich und Italien bis 1556 schloß sich an, auf der Philipp und Anton, wie früher ihr Bruder Wolfgang, besonders ihren wissenschaftlichen Neigungen huldigten und sich des Umgangs mit Gelehrten erfreuten, mit deren vielen sie in schriftlichem Verkehr blieben. Philipp stand dann als Rath im Dienste Kurfürst August's von Sachsen, wurde auch Assessor des Oberhofgerichts zu Leipzig und fand mehrfach im diplomatischen Dienst, so bei Sendungen an den Kaiserhof, Verwendung. Bei der Erbtheilung 1572 erhielt er die Herrschaft Werthern und Thalheim, erbte aber beim Tode seiner Brüder 1579 und 1583 auch deren Herrschaften Brücken und Beichlingen. Vermählt seit 1566 mit Anna von Hagen, starb er kinderlos auf Beichlingen am 23. December 1588. Mit ihm erlosch die von Dietrich gestiftete ältere Beichlingensche Linie, deren Besitz an die Wiehe'sche Linie, die Nachkommen von Dietrich's Bruder Hans dem Jüngeren v. W. (Rath Herzog Georg's von Sachsen, geboren am 15. December 1470, † zu Wiehe am 6. August 1534), fielen.

Anton von W., der jüngste Sohn Dietrich's, geboren zu Wiehe am 26. Mai 1528, theilte den Bildungsgang seines Bruders Philipp, lebte ganz seinen Studien, erhielt bei der Theilung 1572 die Herrschaft Brücken und starb unvermählt am 6. Juni 1579 zu Brücken.

Petrus Albinus, Historia von dem Uralten Geschlechte derer .... Graffen und Herren von Werthern (Leipzig 1705 und 1716). — S. Reinhardt, Stammbaum des ... Geschlechts derer ... Herren von Werthern, nebst P. Jovius, Gesammte Anmerkungen über besagten Stammbaum (1717). — J. G. Löw, S. R. Imperii et Caesareae Majest. Janitorum sollemne ministerium comitum et baronum de Werthern (ed. II Frankfurt 1745). — Hugo Frhr. v. Werthern, Geschichte des Geschlechts der Grafen und Freiherrn v. Werthern, 3. Theil, Stammtafeln (Erfurt 1893). — H. Weißenborn, Acten der Erfurter Universität I (Halle 1881). — Friedländer und Malagola, Acta nationis Germanicae univers. Bononiensis (Berlin 1887). — E. Joachim, Die Politik des letzten Hochmeisters in Preußen Albrecht von Brandenburg (Leipzig 1892, 1894, 1895). — O. Lehmann, Herzog Georg von Sachsen im Briefwechsel mit Erasmus von Rotterdam und dem Erzbischof Sadolet (Neustadt i. S. 1889). — F. A. v. Langenn, Christoph von Carlowitz (Leipzig 1854). — Kämmel, Artikel über G. Fabricius in der Allg. D. Biogr., Bd. VI. — F. A. v. Langenn, Doctor Melchior v. Ossa (Leipzig 1858). — Besonders aber Acten des Kgl.

Sächs. Hauptstaatsarchivs zu Dresden und L. Schwabe's und E. Joachim's Collectaneen aus Dresdner und Königsberger Archivalien im Gräflich Werthern'schen Archiv zu Beichlingen. W. Lippert.

Werthern: Ernst Friedrich Karl Aemilius Freiherr von W., königl. sächsischer Consistorialdirector, Kanzler und Conferenzminister, entstammt der Wiehe'schen Linie des Werthern'schen Geschlechts, die von des unten beschriebenen kursächsischen Geheimen Raths Georg v. W. († 1636) jüngstem Bruder Hans Heinrich (geb. 1597, † 1658) gestiftet wurde. Er wurde am 27. Febr. 1774 zu Gotha als Sohn des sachsen-gothaischen Kammerherrn und Oberstlieutenants Christian Karl Frhrn. v. W. (geb. zu Wiehe am 19. April 1734, † zu Wiehe am 8. Juni 1795) und der Friederike Luise Charlotte v. Wangenheim (geb. 1754, † 1815) geboren. Im elterlichen Hause durch Hauslehrer vorgebildet, studirte er zu Jena und Leipzig. Nach Vollendung seiner akademischen Studien wurde ihm 1795 der Acceß bei der Stiftsregierung zu Merseburg bewilligt, wo er als Auditor thätig war; im December 1796 trat er als Supernumerarassessor auf der adligen Seite am Oberhofgericht zu Leipzig an, erst 1805 rückte er hier zu einer ordentlichen Beisitzerstelle auf. Im Juni 1797 wurde er auch zum Supernumerarregierungsrath der Merseburger Stiftsregierung ernannt, wofür ihm aber erst durch kurfürstliches Rescript vom 20. December 1800 eine geringe Interimsbesoldung gewährt wurde. Als Ersatz hatte er zunächst eine Pfründe beim Domstift Naumburg erhalten, bald darauf erfolgte sein Einrücken in ein wirkliches Kanonikat des Stifts Merseburg, und so erscheint er als Domcapitular in den Staatskalendern seit 1799, dann seit 1802 als Capitular und Aedil des Stifts, seit 1805 als Scholasticus, seit 1810 wieder einfach als Domherr bis an seinen Tod. Als am 29. März 1807 der Director des Leipziger Consistoriums, Domdechant Adolf August v. Berbisdorf starb, meldete sich unter anderen Bewerbern am 22. April auch W., der dieses Directorium zugleich mit der schon vorher erbetenen Stelle eines Viceoberhofrichters zu verbinden wünschte und sich bereit erklärte, dann seinen ständigen Aufenthalt in Leipzig zu nehmen. Am 14. Mai 1807 schlug das Geheime Consilium W. vor, und am 4. Juli vollzog König Friedrich August zu Pillnitz das Ernennungsdecret zum Consistorialdirector mit besonderem Hinweis auf seine vorzüglichen Eigenschaften und die in seinen bisherigen Functionen bewährte Einsicht und Dienstbeflissenheit, mit der Verpflichtung des Wohnsitzes zu Leipzig und Entlassung von der Merseburger Regierungsrathsstelle; am 18. erfolgte durch den Dresdner Oberconsistorialpräsidenten v. Nostitz und Jänkendorf seine Einführung in das Amt. Im selben Jahre starb am 3. October der Oberhofrichter zu Leipzig, v. Ende, und am 27. Februar 1808 suchte W., der, wie erwähnt, schon früher die Viceoberhofrichterstelle erstrebt hatte, um Verleihung jener Stelle nach; trotz mehrerer stark in Frage kommender Mitbewerber übertrug der König zu Warschau am 8. Jan. 1809 in einem Rescript an das Geheime Consilium ihm dasselbe, am 23. Febr. fand zu Dresden seine Verpflichtung, am 13. März zu Leipzig seine Einweisung in das Amt statt, das bereits mehrere Werthern vor ihm bekleidet hatten, so Georg v. W. († 1636, s. unten), Friedrich v. W. († 1686 vor Antritt des Amtes, der Vater des ersten Grafen Georg, s. u. S. 127), beide aus der Beichlingenschen Linie, ferner Hans Adolf Erdmann Frhr. v. W., aus der Wiehe'schen Linie (geboren am 10. Jan. 1721, 1770 Viceoberhofrichter, 1772 Oberhofrichter, † am 18. Jan. 1803); auch unseres Karl Aemilius' Schwiegervater, Ludwig Adam v. Wuthenau († 1805), hatte diese Stelle bekleidet; Viceoberhofrichter war Georg's († 1636) Enkel Gottlob v. W. (geb. 1641, † 1682) seit 1668 gewesen.

Bei der großen Jubelfeier der Universität Leipzig im December 1809 war

W. nebst dem Gouverneur Generallieutenant v. Zastrow mit der Vertretung des Königs betraut und schuf sich und seiner Familie ein ehrendes Andenken an der Hochschule durch Stiftung von 8 Stipendien. Am 9. December 1811 wurde ihm die Inspection der Fürstenschule zu Grimma übertragen, die er bis 1815 führte. Große Mühen und Sorgen brachte ihm das Jahr 1813. Als im Vertrauen auf den Waffenstillstand Lützow's Freischaar in Leipzigs Nähe kam und der französische Gouverneur Arrighi, Herzog von Padua, ihren Parlamentär gefangen setzte und dann die bei dem verrätherischen Ueberfall zu Kitzen gefangenen Lützower am 18. Juni in die Stadt bringen ließ, entstanden belanglose Zusammenrottungen von Volkshaufen, besonders jungen Leuten, die der Gouverneur benutzte, den Belagerungszustand über Leipzig zu verhängen. Napoleon selbst trat schroff gegen städtische und akademische Rechte auf und König Friedrich August mußte am 3. Juli eine Untersuchungscommission unter Vorsitz des Conferenzministers v. Nostitz und Jänkendorf einsetzen, wobei auch W. in maßgebender Weise betheiligt war. Das trotz aller Mäßigung der Commission von Napoleon erzwungene Endergebniß war, daß der König am 17. Juli der Stadt die Polizeiverwaltung ganz entzog und ihre Oberleitung mit dem Titel eines Präsidenten des königlichen Polizeiamtes und Criminalgerichts W. übertrug, der zugleich am 18. Juli zum Geheimen Rathe ernannt wurde. Mit 500 Thlrn. Zulage brachte ihm dieses Amt zu seinen beibehaltenen beiden anderen Posten eine Fülle peinlicher Arbeit; seine Stellung zu den Stadtbehörden, die den Schlag gegen ihre Selbständigkeit auf das bitterste empfanden, war schwierig, obwol er, bei aller Festigkeit in seinem Vorgehen, doch voll redlicher Rücksichtnahme bemüht war, die Härten zu mildern und gemeinsam mit dem Stadtrath schon im August eine Aenderung vorschlug, die der Stadt einen Theil ihrer Polizeigewalt zurückgeben sollte; doch fand dieser Vorschlag keine Billigung. Als die Leipziger Schlacht den König gefangen in die Hände der Verbündeten gab und Sachsen durch das russische Generalgouvernement unter dem Fürsten Repnin verwaltet wurde, suchte W. am 14. November 1813 um Enthebung von der Präsidentenstelle nach, doch behielt ihn Repnin im Amte, das er bis 1815 in gutem Einvernehmen mit dem Rathe leitete. Widmete er somit seine Dienste, um sie in dieser schweren Zeit dem Vaterlande nicht zu entziehen, der fremden Regierung, so blieb er doch dabei ein treuer Unterthan seines Fürsten, und als im Frühjahr 1815 die sächsische Frage auf dem Wiener Congreß zur Entscheidung drängte, es für den König galt, entscheidende Entschlüsse über Sachsens Zukunft als selbständiger Staat und über das Schicksal der Dynastie zu fassen und er deshalb einige durch ihre Einsicht und Ergebenheit ausgezeichnete Staatsdiener zu sich berief, war unter diesen auch W. Alsbald nach des Königs Rückkehr wurde ihm der Lohn seiner Treue durch dienstliche Beförderung und Ehren zu theil. Doch ehe er von seinen Leipziger Aemtern schied, hatte er noch Gelegenheit, seinen Scharfblick für Reformen, die in der Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten nöthig waren, zu zeigen. Am 27. Juni 1815 erstattete er an die Regierung einen langen Bericht über die Verhältnisse des Leipziger Consistoriums, seine bisherige Verfassung nebst Bemerkungen über zeitgemäße Aenderungen, wobei er mehrfach Anregungen gab, deren Verwirklichung erst späteren Zeiten gelungen ist; deshalb seien diese Darlegungen zur Charakterisirung Werthern's hier etwas näher berührt. Mit praktischem Blick tritt er ein für die Vereinfachung des Geschäftsganges durch Aufhebung des vom Oberconsistorium vielfach abhängigen, nur eine Zwischeninstanz bildenden Leipziger Consistoriums; das Dresdner Oberconsistorium soll einheitlich für das ganze Land gelten und dafür sein Geschäftsbereich durch Abnahme untergeordneter Geschäfte entlastet werden. Der kirchliche Sinn soll durch Hebung des

Gottesdienstes belebt werden, wobei den Forderungen der neuen Zeit Rechnung zu tragen ist. W. geht da auf die Einzelheiten des Cultus ein mit Verständniß für das, was den religiösen Bedürfnissen angemessen und zuträglich ist, so hinsichtlich des Gottesdienstes und zwar des Gemeindegesangs (Wahl der Liedertexte, zeitliche Länge), der Ausscheidung weltlicher Bekanntmachungen aus der Reihenfolge der gottesdienstlichen Handlungen, der Textverlesung, der Kirchengebete, wie auch der Verbesserung der Gesangbücher, deren Revision mit zeitgemäßen Aenderungen und Nachträgen er wünscht; auch die in der alten Kirche üblichen Wechselgesänge sollen wieder eingeführt werden. Den Geistlichen soll bei der Wahl der Predigttexte größere Freiheit, besonders zur Bezugnahme auf zeitliche und örtliche Verhältnisse eingeräumt werden, die zu vielen Feiertage, desgleichen der Wochengottesdienst soll etwas eingeschränkt werden. Die jungen Theologen dürfen nach bestandener Prüfung nicht sofort in ein geistliches Amt eintreten, sondern müssen erst praktische Vorbereitungscurse bei tüchtigen Geistlichen durchmachen. Für die Aufbringung und Vertheilung der kirchlichen Gemeindelasten sollen gleichmäßige Grundsätze zur Anwendung kommen. Besonderer Neuregelung bedürfe auch die geistliche Gerichtsbarkeit der Consistorien in Ehesachen, wobei hinzuwirken sei auf eine Reform der Ehescheidungsgesetze, deren Handhabung mit festeren Gesetzesnormen auszustatten und minder der richterlichen Willkür zu überlassen sei, sodann auf Einschränkung des besonderen Gerichtsstandes der Geistlichen, ihrer Familienangehörigen und Dienstboten vor den Consistorien und Ueberweisung dieser Fälle vor die weltlichen Gerichte.

Werthern's gleich darauf erfolgte Abberufung entzog ihn diesen Bestrebungen, am 17. Juli 1815 wurde ihm das durch des bisherigen Inhabers v. Hünerbein Ernennung zum Appellationsgerichtspräsidenten erledigte Kanzleramt mit 4000 Thalern festem Gehalt übertragen und mit seiner Einweisung am 25. Juli trat er somit an die Spitze der Landesregierung, um die er sich durch die Reorganisation ihrer Verfassung und ihres Geschäftsganges große Verdienste erwarb; besonders sind seine Bemühungen für die Justizreform und die Neuordnung des Medicinalwesens zu nennen. Als äußeres Ehrenzeichen wurde ihm als einem der Ersten das Großkreuz des Civilverdienstordens verliehen, den der König am 12. August 1815 zur Belohnung der Treue in der verflossenen trüben Zeit stiftete; auch war er seit 23. December 1815 Mitglied des Ordensrathes. Außerdem war W. Ritter des königlich preußischen Johanniterordens. Bei der neuen Einrichtung des Geheimen Rathes wurde er als Kanzler am 26. Juli 1817 zu dessen ständigem Mitglied ernannt und am 19. April 1820 ihm das Prädicat eines Wirklichen Geheimen Rathes mit dem Titel Excellenz verliehen; am 3. Februar 1827 erfolgte seine Ernennung zum Conferenzminister. Geschätzt wegen seines Diensteifers und seiner Pflichttreue, wie auch geachtet als Mensch wegen seines rechtschaffenen, bescheidenen Wesens starb er am 30. August 1829 zu Dresden. In der Gütertheilung mit seinem Bruder, dem großherzogl. sächs. Major Hans Karl Leopold Frhrn. v. W. (geb. 1790, † 1834) am 29. Juli 1820 waren ihm die thüringischen Lehngüter Bachra, Lossa, Rothenberga und Allerstedt, nebst der Erbadministration der Klosterschule Donndorf zugefallen, wozu noch das 1807 erkaufte Rittergut Oberau bei Meißen kam. Vermählt hatte er sich am 27. December 1805 zu Glesien b. Delitzsch mit der Tochter des kursächsischen Oberhofrichters und Obersteuereinnehmers Ludwig Adam v. Wuthenau, Henriette Luise Armgarde (geb. am 31. Januar 1785, † am 26. November 1866), welcher Ehe drei Töchter und ein Sohn Hans Traugott (geb. 1809, † 1861) entstammten.

Leipziger Zeitung Nr. 205 vom 1. Sept. 1829. — Neuer Nekrolog d. Deutschen 1829, II (Ilmenau 1831), Nr. 300, S. 635. — H. v. Werthern,

Stammtafeln. — Sächsische Hof- und Staatskalender. — Besonders aber Acten des Kgl. Sächs. Hauptstaatsarchivs zu Dresden. W. Lippert.

Werthern: Georg von W., kursächsischer Staatsmann, wurde am 15. September 1581 zu Beichlingen geboren als Sohn des Hans v. W. (geb. am 28. März 1555 zu Wiehe, † als kursächsischer Obersteuereinnehmer im Thüringischen Kreise am 1. Mai 1633 zu Beichlingen) und der Anna v. Ponickau († 1592), und Enkel des im vorstehenden Artikel über Wolfgang v. W. erwähnten Georg v. W. Seine Ausbildung erlangte er seit 1602 auf der Universität Jena und seit 1605 durch Reisen in den Niederlanden, England und Frankreich. 1606 zurückgekehrt widmete er sich der Landwirthschaft, verheirathete sich am 9. Februar (alten Stils) 1607 mit Eleonore v. Hoym und lebte meist auf den thüringischen Gütern. Am 29. December 1615 trat er in weimarische Dienste als Geheimer und Kammerrath, in welcher Stellung er besonders die herzoglichen Domänenangelegenheiten zu leiten hatte. 1617 schied er aus Gesundheitsrücksichten aus dieser Stellung aus und übernahm wieder die Bewirthschaftung seiner Güter. Sein Vater verfügte 1617 über seine Besitzungen zu Gunsten der Söhne Georg (aus erster Ehe), Georg Thilo und Hans Heinrich (aus zweiter Ehe) und trat jedem 1620 bereits die ihm zufallenden Antheile völlig ab, wobei Georg die Herrschaften Beichlingen, Frohndorf und andere Güter, Georg Thilo Brücken, Werthern u. a., Hans Heinrich Wiehe, Allerstedt u. a. erhielt. Doch schon das nächste Jahr entzog Georgen wieder dem Landleben: sein Landesherr Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen machte ihn zu seinem Geheimen Rathe, am 24. Juni 1621 erfolgte seine Vereidigung auf dieses, unsern heutigen Ministerstellungen zu vergleichende hohe Staatsamt. Sofort darauf wurde W. als außerordentlicher Gesandter nach Wien geschickt, wo er für seinen Herrn am 3. August die Belehnung mit den Reichslehen, am 13. August die mit den königlich böhmischen Lehen des Kurhauses Sachsen empfing. In den folgenden Jahren zog er sich stets, sobald ihm sein Dienst soviel freie Zeit ließ, auf seine Güter zurück, deren Verwaltung er, ein eifriger Landwirth, sich mit Sorgfalt hingab und deren Nothlage und Verwüstung in den späteren Kriegszeiten ihm schweren Kummer bereitete. Viel Muße vergönnte ihm freilich sein verantwortungsvolles Amt und das Vertrauen seines Herrn, der in schwierigen Fällen seinen Rath am wenigsten missen mochte, nicht. Ende 1622 und Anfang 1623 weilte er als Gesandter auf dem Deputationstag zu Regensburg, wo er außer den allgemeinen Reichsangelegenheiten mit speciellen Aufträgen wegen der Sicherstellung der Schuldforderungen Johann Georg's an den Kaiser und der Verpfändung der Lausitzen zu thun hatte. Im Juni 1624 begleitete er den Kurfürsten zum Kurfürstentag nach Schleusingen, wo Sachsen den Baiernherzog Maximilian im Besitz der pfälzischen Kur anerkannte, im September 1627 auf den Kurfürstentag zu Mühlhausen zu den Verhandlungen über die Herstellung des Friedens und über die katholischen Restitutionspläne. Am 24. November 1628 übertrug ihm der Kurfürst das Amt des Oberhofrichters zu Leipzig, des Vorsitzenden in diesem obersten sächsischen Gerichtshofe für Civilprocesse, wodurch er jedoch nicht verbunden war, seinen ständigen Wohnsitz in Leipzig zu nehmen, sondern nur zu den regelmäßigen vierteljährlichen Gerichtsterminen sich einzustellen, eine Pflicht, von der ihn aber, besonders in den dreißiger Jahren, der Kurfürst häufig dispensirte, indem er ihn zur Theilnahme an den Geheimen Rathssitzungen an den Hof beorderte, denn die Stelle eines Geheimen Raths behielt W. bei. Seit dem 24. Januar 1625 war er, da seine erste Gemahlin 1622 gestorben war, mit Rahel v. Einsiedel vermählt; sein sehr glückliches Familienleben wurde jedoch oft durch schwere Krankheit, besonders Steinleiden, getrübt, das ihm auch das Reisen sehr erschwerte und ihm

in seinem Dienste hinderlich wurde. Dieser ungünstige Gesundheitszustand veranlaßte ihn auch, 1629 nicht nur um Erleichterung im Dienst zu ersuchen und sich nur noch auf ein Jahr zum regelmäßigen Besuch der Rathssitzungen zu verpflichten, sondern auch das erledigte Directorium im Geheimen Rathe auszuschlagen. Da dies auch der dienstältere Geheime Rath Joachim v. Loß that und dem Kurfürsten sonst keine geeignete Persönlichkeit zu Gebote stand, traf er den Ausweg, den Directorposten nicht definitiv zu besetzen, sondern stets dem ältesten der anwesenden Geheimen Räthe den Vorsitz zu übertragen; deshalb leitete bei Loß' seltenem Erscheinen in den Sitzungen W. meist die Verhandlungen und nach Loß' Tode (1633) führte er auch den Titel als Director des Geheimen Raths. Bei allen wichtigen Verhandlungen der Folgezeit sehen wir ihn denn auch in maßgebender Weise betheiligt, so im August 1630 zu Zabeltitz bei den Berathungen mit den brandenburgischen Räthen, die anläßlich der Zusammenkunft der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg stattfanden, im Frühjahr 1631 beim Leipziger Convent der evangelischen Stände, in den dreißiger Jahren fast immer bei den Besprechungen mit Nikolai, dem Vertreter Schwedens in Dresden, bei der Abfassung der Instructionen kursächsischer Gesandter und anderer wichtiger Schreiben. Am 10. December 1630 übertrug ihm der Kurfürst, um ihm einen neuen Beweis seiner Zufriedenheit zu geben und ihn zugleich zu vermögen, noch auf ein weiteres Jahr sich dem Dienst im Geheimen Rathe zu widmen, auch den Posten eines Oberhauptmanns von Thüringen auf Lebenszeit und gestattete ihm, nach Ablauf des Jahres nur dann an den Sitzungen theilzunehmen, wenn er zu wichtigen Geschäften eine besondere kurfürstliche Aufforderung erhielt; selbst bei völliger Invalidität sollte ihm der Geheimrathstitel nebst der halben Besoldung, die Oberhofrichterstelle aber solange verbleiben, als er ihr vorstehen könne.

In den nächsten Jahren war W. am kurfürstlichen Hofe einer der Hauptvertreter der Friedenspartei, die dem Eingreifen Schwedens in die deutschen Verhältnisse und daher auch dem unfreiwilligen Bündniß Johann Georg's mit Schweden abgeneigt war. Obwol strenger Lutheraner und mit dem damaligen Vorkämpfer der schrofflutherischen Orthodoxie, dem einflußreichen Oberhofprediger Dr. Mathias Hoe von Hoenegg, auf freundschaftlichem Fuß stehend, theilte W. nicht die schwedenfreundliche Gesinnung eines großen Theiles des sächsischen Hofes, die bei einzelnen, z. B. bei Hoe, auch mit durch schwedische Gelder bewirkt war; er und der Kammerrath Dr. David Döring galten neben dem Obercommandirenden der sächsischen Truppen Hans Georg v. Arnim als Häupter der schwedenfeindlichen Partei, die, im Geleise der alten kursächsischen Politik verharrend, im möglichsten Anschluß an den Kaiser ihr Ziel sah und deshalb besonders auf den Frieden mit diesem hinarbeitete, um im Bunde mit ihm und überhaupt durch das Zusammenwirken der deutschen Katholiken und Lutheraner die territoriale Festsetzung fremder Mächte im Reiche zu verhindern. Auf Einzelheiten von Werthern's Geschäftsführung in diesen Jahren ist hier nicht einzugehen. Nach dem Scheitern der langen geheimen Verhandlungen Arnim's mit Wallenstein durch des letzteren Tod traten 1634 die Friedensaussichten in eine günstigere Phase, als es der Friedenspartei gelang, directe Verhandlungen mit dem Kaiser in Gang zu bringen. Wesentlich auf Werthern's Einfluß ist die Wahl der Gesandten zu den Verhandlungen zurückzuführen. Auf das nachdrücklichste vom Kurfürsten aufgefordert, kam er trotz seiner Krankheit im Juni nach Dresden, während gleichzeitig sein Freund und College Nikolaus Gebhard v. Miltitz und Dr. Oppel in Leitmeritz mit den kaiserlichen Gesandten zusammentrafen; neben den officiellen Berichten, die ihm als Vorsitzenden des Raths in erster Linie zugingen, lief noch eine eingehende Privatcorrespondenz mit Miltitz, durch die er

seine Ansichten zur Geltung brachte. Seit August in Pirna fortgesetzt, führten die Verhandlungen am 24. November 1634 zu einem Präliminarabkommen, und nach den im März 1635 zu Prag wieder aufgenommenen Berathungen am 20. (30.) Mai 1635 zum definitiven Frieden. Werthern's Verdienste um die Erreichung dieses langerstrebten Zieles erkannte der Kaiser selbst durch ein besonderes Schreiben an ihn vom 31. August 1635 an. Zu Anfang des Jahres 1635 war er wieder schwer erkrankt, dann aber heimgereist; als es jedoch galt, die Verhandlungen mit den übrigen protestantischen Ständen wegen ihres Beitrittes zum Frieden zu führen, wurde er Ende Mai selbst unter Versagung des wegen der dringendsten privaten Rechtsgeschäfte erbetenen Urlaubes zurückberufen. Im September und December führte er wieder den Vorsitz in den beiden Oberhofgerichtsterminen zu Leipzig. Der Vergeltungszug der Schweden für Sachsens Parteiwechsel traf im Anfang von 1636 besonders die Gebiete Thüringens, wo auch die Werthern'schen Besitzungen lagen, sehr hart. W. begab sich nach Dresden und starb hier am 10. Juni 1636.

Aus erster Ehe stammten außer drei Töchtern und zwei frühverstorbenen Söhnen die zwei Söhne Dietrich (kursächsischer Obersteuereinnehmer, Kammerdirector und Geheimer Rath, geb. 1613, † 1658) und Wolfgang (kursächsischer Geheimer Rath, Director des Bergrathscollegiums, Oberhauptmann des Erzgebirgischen Kreises, Director der Obersteuereinnahme, geb. 1614, † 1660), deren Linien mit ihren Kindern bezw. Enkeln ausstarben. Aus der zweiten Ehe Werthern's gingen außer drei Töchtern und einem frühverstorbenen Sohne noch zwei Söhne hervor, von denen der jüngere Friedrich der Vater des im Folgenden sogleich zu besprechenden Grafen Georg v. W., des Stifters des ersten gräflichen Zweiges, der ältere, Hans (kursächsischer Kammerherr, adliger Inspector der Landesschule Pforta, geb. 1626, † 1693) der Ahnherr des heutigen gräflichen Zweiges ist.

Vgl. Albinus, Historie, und H. von Werthern, Stammtafeln (s. bei Dietrich v. W.). — G. Irmer, Die Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser 1631—1634. 3 Theile (Lpz. 1888, 1889, 1891). — Besonders aber Briefschaften des Gräflich Werthern'schen Archivs zu Beichlingen und Acten des Kgl. Sächs. Hauptstaatsarchivs zu Dresden. Eine längere biographische Skizze Georg's denke ich an anderer Stelle zu geben.

W. Lippert.

Werthern: Georg Graf von W., kursächsischer Gesandter, Cabinetsminister und Kanzler. Als Enkel des Vorigen und Sohn Friedrich's v. W. (des kursächsischen Wirklichen Geheimen Raths, Oberhauptmanns in Thüringen, designirten Consistorialpräsidenten und Oberhofrichters, geb. am 29. Juni 1630, † am 21. December 1686) und der Agnes Magdalena v. Heßler (geb. 1637, † 1665) wurde Georg zu Beichlingen am 21. Juli 1663 geboren, studirte 1680 erst zu Leipzig, dann zwei Jahre zu Jena, wo er besonders Lyncker hörte und unter ihm im December 1682 de religione obsequii disputirte, und schließlich noch zwei Jahre zu Leipzig unter Born's Leitung. Reisen über Straßburg nach den Niederlanden, England, Frankreich und zurück durch Süddeutschland schlossen seine Ausbildung ab. Bei seines Vaters Tode heimgekehrt wurde er Kammerjunker des Kurprinzen, den er 1688 auf seiner dänischen Reise begleitete. Am 22. October 1688 von Kurfürst Johann Georg III. zum Hof- und Justitienrath ernannt, ging er 1691 als Gesandter an die ernestinischen Höfe wegen der von Kursachsen beim Tode Herzog Friedrich's von Gotha beanspruchten Vormundschaft. Nach seinem Regierungsantritt erneuerte ihm Johann Georg IV. am 15. October 1691 die Hofrathsbestallung und bestimmte ihn am 15. Mai 1693 zum Viceoberaufseher der Grafschaft Mansfeld.

Am 4. Juni desselben Jahres wurde er nebst Otto Heinrich v. Friesen und Jakob Born als Gesandter nach Wien zum Lehnsempfang gesandt und verweilte von Ende Juni 1693 bis Januar 1694 daselbst, wo am 10. October die Belehnung mit den Reichslehen, am 12. December die mit den böhmischen Lehen stattfand. Nach seiner Rückkehr wurde er zum Kammerherrn befördert, dann bei Johann Georg's Tode und Friedrich August's Regierungsantritt zur Notification an die Höfe von Hannover und Celle abgeordnet, darauf mit der Entgegennahme der Huldigung im Stift Wurzen, in Treffurth und Tennstedt beauftragt, erlangte am 6. April 1694 die Bestätigung der Ernennung zum Viceoberaufseher von Mansfeld nebst der Anwartschaft auf die Oberaufseherstelle, vertauschte aber mit Genehmigung des Kurfürsten diesen Posten am 20. April 1695 mit der Oberhauptmannschaft von Thüringen. Im September dieses Jahres empfing er als Gesandter die kursächsischen Lehen des Stifts Quedlinburg und nahm die Huldigung für die Erbvogtei ein. Im Laufe des nächsten Jahres trug er sich mit dem Gedanken, sich der Bewirthschaftung seiner Güter zu widmen, doch ein wichtiger Auftrag vereitelte dies Vorhaben. Am 19. Decbr. 1696 rief Friedrich August seinen bisherigen Gesandten beim Reichstage zu Regensburg, v. Miltitz, ab und ernannte W. zum Nachfolger, der im Januar 1697 dort eintraf und nach seiner Accreditirung am 1. März bald Gelegenheit haben sollte, seine diplomatischen Fähigkeiten glänzend zu bethätigen. Die Angelegenheiten der geschaffenen neunten Kurwürde, die Friedensverhandlungen mit Frankreich u. a. beschäftigten zunächst die Comitialkreise, bald trat aber eine andere Frage dazu, die Werthern's Eifer, Vorsicht und Gewandtheit in besonderem Grade erforderte. Bei dem damals vollzogenen Glaubenswechsel des zum Polenkönig gewählten Kurfürsten von Sachsen galt es, die schwierige Frage zu lösen, ob sich unter einem katholischen Herrscher das bisher innegehabte Directorium des Corpus Evangelicorum behaupten lasse. Wesentlich Werthern's Thätigkeit, die von andern Gesandten selbst anerkannt wurde, war es mit zu danken, daß er die Directorialgeschäfte nicht nur fortführen und für Sachsen wahren konnte, sondern daß sogar unter seiner Leitung die collegialen Geschäfte sich reger anließen. In der Folgezeit waren es die Kalenderfrage, die preußische Königswürde, die Verlegung des Kammergerichts, die Zulassung des Fürstenthums Querfurt, der Stifter Naumburg und Merseburg im Fürstencollegium, am meisten aber der spanische Erbfolgekrieg und der nordische Krieg, die von Reichswegen zu übernehmende Sicherstellung der kursächsischen Lande gegen schwedische Angriffe, an deren Verhandlung der sächsische Gesandte betheiligt war. Bereits am 4. Februar 1698 hatte ihm sein König das Prädicat eines Geheimen Rathes beigelegt, am 24. Mai 1699 den zugehörigen Rang verliehen, am 28. October 1700 folgte die Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rath. Bald wurde ihm auch eine noch höhere Auszeichnung zu theil: am 12. August 1702 erhob Kaiser Leopold ihn in Anerkennung seines alten Adels und der Verdienste seiner Vorfahren und seiner selbst in den erblichen Reichsgrafenstand, der durch kursächsisches Rescript vom 7. September 1703 anerkannt wurde. Zeitweilig führte W. beim Reichstag auch das kurbrandenburgische Votum für den Grafen Metternich, den König Friedrich von Preußen in anderen Geschäften verwendete und der ihm am 10. August 1706 seine Vertretung überließ. Ebenso ließ sich auch W. wiederholt durch die preußischen Gesandten vertreten, wenn er Regensburg verließ, so vom 5. Mai 1709 an durch den Gesandten v. Henniges, als ihn König August nach Dresden berief und er im Mai an den Verhandlungen mit dem König von Dänemark über das Offensivbündniß gegen Schweden mitwirkte. Dann kehrte er nach Regensburg zurück, verließ es jedoch, mit Uebertragung seiner Functionen an Metternich am 28. December 1709, wiederum

und nahm zu Leipzig im Januar 1710 an den Berathungen mit dem König von Preußen wegen eines Einverständnisses in den nordischen Angelegenheiten theil. Im Februar 1710 in Regensburg eingetroffen, erhielt er wieder eine anderweitige Bestimmung und schon am 15. März mußte er seine Vertretung nochmals Metternich übergeben und nach den Niederlanden abreisen. Anfang April kam er im Haag an, wo er sich das ganze Jahr hindurch aufhielt. Seine Wirksamkeit galt, da die französischen Friedensverhandlungen bald abgebrochen wurden, der Regelung des Truppenlieferungsvertrags König August's mit England und den Generalstaaten von 1709, den W. am 7. Mai 1710 auf ein weiteres Jahr abschloß, ferner der Neutralitätsacte, die die sächsischen Lande vor den Schweden sichern sollte, indem sie auch die schwedischen Besitzungen in Deutschland, wie überhaupt das ganze Reich nebst Schleswig und Jütland, in die Neutralität einbezog, die durch ein von den Vertragschließenden aufzustellendes Truppencorps gewahrt werden sollte. Auf Verwirklichung dieser Truppenaufstellung zielten Werthern's Bemühungen zumeist in der zweiten Hälfte von 1710. Im Beginn des Jahres 1711 wurde er von der nominell noch immer bekleideten Regensburger Gesandtschaft abberufen und am 26. Februar der von W. selbst vorgeschlagene Geheime Rath v. Bose zu seinem Nachfolger ernannt. Die früher schon von seinem Großvater und Vater innegehabte Oberhauptmannsstelle von Thüringen hatte W. bereits vor seinem Regensburger Posten bekleidet; am 27. August 1709 erhielt er abermals die Anwartschaft darauf, und, nach seiner Rückkehr nach Dresden im Januar 1711, die Oberhauptmannschaft selbst am 24. Februar 1711. Dieser finanziellen Verbesserung war noch am 30. September 1710 eine bedeutende Rangerhöhung vorhergegangen, indem ihn der König zum Cabinetsminister machte. Als August im Mai 1711 nach Polen reiste, nahm er W. mit sich, der deshalb am 19. Mai für seine neue Stellung außer dem Gehalt eine bedeutende Sonderzulage erhielt und den König von Krakau aus im Juni auch nach Jaroslaw zur Zusammenkunft mit Zar Peter von Rußland begleitete. Ende Juni 1711 kehrte er nach Dresden zurück, begab sich im Juli nochmals nach dem Haag zu Verhandlungen wegen der nordischen Neutralitätsangelegenheiten und Rückberufung des sächsischen Contingents vom Heer der Verbündeten, reiste aber schon im August nach Frankfurt a. M. Bei Kaiser Josef's I. Tod hatte in der üblichen Weise Kursachsen das Reichsvicariat übernommen und zum Mitgliede des unter Vorsitz des Kanzlers v. Friesen eingerichteten Vicariatscollegiums war auch W. mit bestellt worden; im Juli war er nebst Friesen zum Gesandten für die Kaiserwahl Karl's VI. ernannt worden und weilte als solcher von Ende August bis Anfang November in Frankfurt. Während des Winters hielt er sich beim Könige im Feldlager von Stralsund bis in den Januar 1712 auf; im März führte ihn eine neue Mission wegen der Friedensunterhandlungen in die Niederlande, die ihn bis zum Frühling 1713 meist zu Utrecht beschäftigte. Im März 1713 kehrte er nach Dresden zurück, ging, um Preußen zum engern Anschluß an die nordischen Verbündeten zu bewegen, nach Berlin und vom September bis December zum König nach Warschau. Im folgenden Jahre hielt er sich, abgesehen von einer Teplitzer Cur im Juni, meist zu Dresden auf, dann vom September 1714 an wieder bis zum August 1715 in Polen beim König, dessen besonderes Vertrauen in dienstlichen Sachen er genoß, während derselbe einst im Januar 1710 vertraulich geäußert hatte, daß „W. nicht sein Mann sei“. Seine mit dem Alter zunehmende Kränklichkeit ließ ihn aber einen minder häufigen Reisen ausgesetzten Dienst erstreben und August kam seinen Wünschen dadurch entgegen, daß er ihm am 15. November 1715 das durch

Friesen's Rücktritt freigewordene Kanzleramt der Landesregierung und gleichzeitig das Directorium des Geheimen Rathes verlieh. Die folgenden Jahre verlebte W., außer kürzeren Reisen im Lande und Curen in Teplitz und Karlsbad, nun in Dresden an der Spitze der innern Landesverwaltung, während er als Vorsitzender des Geheimen Raths auch mit seinem bisherigen Wirkungskreis, den auswärtigen Angelegenheiten, in Verbindung blieb. In letzterer Eigenschaft stand ihm auch in Vertretung des Königs die oberste Leitung der evangelischen Religionsangelegenheiten in Sachsen zu, auf deren persönliche Leitung August 1697 zu Gunsten des aus Protestanten bestehenden Geheimen Raths verzichtet hatte, und in dieser Stellung hatte W. seit 1717 sich nochmals mit derselben Frage zu befassen, um die er sich dereinst in Regensburg verdient gemacht hatte: mit den beim Religionswechsel des Kurprinzen aufs neue aufgerollten Streitigkeiten über die Führung des Directoriums im Corpus Evangelicorum durch den katholischen Kurfürsten von Sachsen. Anläßlich der Vermählung des Kurprinzen verlieh ihm der König am 20. August 1719 den polnischen Weißen Adlerorden. Am 4. Februar 1721 starb W. zu Dresden. Ueber seine privaten Verhältnisse ist noch zu erwähnen, daß er anfangs die väterlichen Güter gemeinsam mit seinem Bruder Friedmann besaß, daß 1705 aber die Theilung und 1708 die wirkliche Besitzscheidung stattfand, wobei der jüngere Bruder Beichlingen, Georg Neuenheilingen und Großneuhausen erhielt. Vermählt hatte W. sich am 10. Septbr. 1689 auf Scharfenberg bei Meißen mit Rahel Helene (geb. 1676, † 1736), der Tochter des Geheimen Raths und Oberhauptmanns des Meißnischen Kreises Haubold v. Miltitz; von zwei Söhnen und vier Töchtern überlebten ihn drei Töchter und ein Sohn Georg (geb. 1700, † 1768), mit dessen Söhnen Johann Georg Heinrich († 1790) und Jakob Friedmann († 1806) dieser erste gräfliche Zweig im Mannesstamme ausstarb.

P. Albinus, Historie, und H. v. Werthern, Stammtafeln, wie vorher. Georg's Biographie in J. Zedler's Gr. vollst. Universallexikon, Bd. 55 (Halle 1748), S. 715—723. — A. Frantz, Das katholische Direktorium des Corpus Evangelicorum (Marburg 1880). — Biographische Aufzeichnungen im Gräfl. Werthern'schen Archive zu Beichlingen; besonders aber Briefschaften und Acten des Königl. Sächs. Hauptstaatsarchivs zu Dresden. W. Lippert.

Werthern: Georg Freiherr von W., später Graf und Herr von Werthern-Beichlingen, wurde am 20. November 1816 auf dem Schlosse seines Vaters, Beichlingen in Thüringen, geboren. Sein Vater war der spätere Großherzoglich sächsische Oberkammerherr Ottobald Freiherr v. W., seine Mutter eine geb. v. Rotberg aus Baden. Seine erste Ausbildung erhielt W. im elterlichen Hause zu Beichlingen und Weimar, dann wurde er der Landesschule Pforta anvertraut und verließ dieselbe 1836. Er studirte auf den Universitäten Bonn und Berlin, arbeitete als Auscultator beim Stadtgericht in Berlin und als Referendar bei den Regierungen zu Potsdam und Merseburg, und verließ im J. 1845 den Staatsdienst, um mehrere Jahre auf Reisen und auf dem Lande zu verbringen. Im Februar 1848 wurde er der preußischen Gesandtschaft in Turin als Attaché beigegeben und traf zur selben Zeit dort ein, als der Gesandte Graf Redern wegen des Ausbruches des Krieges gegen Oesterreich seinen Posten verließ. W. hatte sofort die Vertretung des Gesandten zu übernehmen und bewährte sich so gut, daß er unter Entbindung von der Prüfung sehr bald zum Legationssecretär und Geschäftsträger ernannt wurde und noch 1½ Jahre in letzterer Eigenschaft verblieb. Dann wurde er nach einander Legationssecretär in Madrid, Wien und St. Petersburg. Im J. 1859 wurde er Ministerresident, bald darauf Gesandter in Athen, 1862 in gleicher Eigenschaft nach Constantinopel und zu Ende desselben Jahres nach Lissabon versetzt und vermählte sich 1863 mit Gertrud

v. Bülow. 1864 vertauschte er Lissabon mit Madrid und erhielt im J. 1867 seine Ernennung nach München.

Die Aufgabe des preußischen Gesandten war damals nach den Ereignissen von 1866 keine leichte. Es kam darauf an, die weitverbreitete, durch den Krieg geschärfte Abneigung gegen Preußen zu überwinden, die Herstellung aufrichtiger Freundschaft anzubahnen und der künftigen politischen Einigung den Weg zu ebnen. W. erfaßte seine Aufgabe mit Begeisterung und widmete ihr 20 Jahre lang seine besten Kräfte. Durch seine Mutter hatte er selbst viel von der lebhafteren und gemüthvollen süddeutschen Art und gewann schnell ein feines Verständniß für den bairischen Volkscharakter. Diese Eigenschaften machten ihn zum geeigneten und erfolgreichen Vertreter der preußischen Politik. Seine amtliche Thätigkeit im einzelnen darzustellen, wozu seine Aufzeichnungen das Material bieten würden, ist die Zeit noch nicht gekommen. Es gelang ihm, durch Offenheit und Geradheit in hohem Maße das Vertrauen der bairischen Staatsmänner zu gewinnen und der deutschen Sache wichtige Dienste zu leisten. Aber auch über die amtlichen und höfischen Kreise hinaus suchte er unablässig für die nationale Idee zu wirken und namentlich auch mit den Kreisen der Gelehrten, Künstler und des Bürgerthums Beziehungen anzuknüpfen. Hochgebildet und von idealer Gesinnung erfüllt nahm er an allen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen regen Antheil. Seine hohe Stellung und ungemeine Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr machten es ihm möglich, in kurzer Zeit mit den meisten der bedeutenden Künstler und Gelehrten, die damals in München wirkten, Beziehungen anzuknüpfen, und mit mehreren schloß er enge Freundschaft. Sein Haus wurde einer der besuchtesten Mittelpunkte für das geistige Leben Münchens, und die Rückwirkuug dieser Beziehungen auf die politische Stimmung war bedeutend, da in der damaligen politischen Zerrissenheit die Einheit in Wissenschaft und Kunst eines der wirksamsten Bindemittel für die nationale Zusammengehörigkeit war.

Im Jahre vor dem Ausbruch des Krieges gegen Frankreich erlebte W. einen politisch bedeutsamen Zwischenfall, der nach seinen Aufzeichnungen dargestellt werden soll. Im September 1869 erschien bei ihm der ihm von Madrid her bekannte spanische Staatsrath und Deputirte Don Eusebio de Salazar y Mazaredo und erinnerte ihn an eine Unterredung, die im J. 1866 in Biarritz stattgefunden hatte. Damals war in einem Kreise spanischer Politiker erörtert worden, wen man nach dem voraussichtlichen Sturz der Königin Isabella auf den Thron setzen solle. Alle vorgeschlagenen Candidaten fanden Bedenken, da sagte zum Schluß der mitanwesende W., auf den einzigen geeigneten wäre keiner der Herren verfallen; das sei, aus den bekannten Gründen, der Erbprinz von Hohenzollern. Diese Aeußerung war Salazar im Gedächtniß geblieben und als in der That alle andern Pläne gescheitert waren, hatte er die Zustimmung des Marschalls Prim gewonnen und sich nach München begeben, um W. zu bitten, ihn beim Fürsten Hohenzollern einzuführen. W. begleitete ihn am folgenden Tage nach der Weinburg, stellte ihn dem Fürsten vor und es entspannen sich daraus die bekannten Verhandlungen, an denen W. übrigens keinen Theil mehr nahm. Allem Anschein nach hat W. den Gedanken der hohenzollernschen Candidatur, der so gewaltige Folgen haben sollte, zuerst ausgesprochen.

Beim Ausbruch des Krieges zeigte es sich, wie gründlich die Stimmung in Baiern seit 1866 verwandelt war. Durch den hochherzigen Entschluß des Königs trat Baiern ohne Zögern an die Seite seines Verbündeten und die im Lande ausbrechende Begeisterung bewies, daß der Sinn des großen Kampfes in Baiern wohl verstanden wurde. Durch den Eintritt Baierns wurde der Bau des neuen Reiches zum Abschluß gebracht; W. hatte an diesen schwierigen Verhandlungen

selbstverständlich wichtigen Antheil und hatte das Glück, die Ideale seiner Jugend verwirklicht zu sehen und selbst an bedeutender Stelle daran mitarbeiten zu können, ein Bewußtsein, welches ihn für den Rest seines Lebens mit Freude und Dank gegen Gott erfüllte. Nach dem Kriege folgten ruhige Jahre, die dem Ausbau der neuen Einrichtungen gewidmet waren. W. blieb noch 17 Jahre auf dem ihm lieb gewordenen Posten, mehrfach angebotene Beförderungen ausschlagend, und stets unablässig bemüht, die Entstehung von Verstimmungen zu verhüten und die Opfer, die für die Einheit zu bringen waren, so wenig als möglich fühlbar zu machen. Daß sich in diesen Jahren das Verhältniß Baierns zum Reiche wahrhaft bundesfreundlich und zu beiderseitiger Befriedigung gestaltete, daran hatte er, wie von den berufensten Beurtheilern anerkannt wurde, ein wesentliches Verdienst.

Nachdem W. im J. 1878 durch den Tod seines Vaters Erbe des Familienbesitzes und des damit verbundenen Grafentitels geworden war, wurde er im J. 1888 durch den Tod seines Bruders veranlaßt, seinen Abschied zu erbitten, und die Verwaltung seines Besitzes zu übernehmen. Dort lebte er noch sieben Jahre in kaum verminderter Frische des Geistes und Körpers, lebhaft theilnehmend an allen Vorgängen der Politik und des geistigen Lebens, als Jäger und Freund der Natur seine Erholung suchend. Am 2. Februar 1895 setzte ein plötzlicher sanfter Tod seinem Leben ein Ende. W.

Werthes: Friedrich August Clemens W., Dichter, am 12. October 1748 in Buttenhausen in Württemberg geboren, empfing seine wissenschaftliche Ausbildung in Mannheim, Düsseldorf, Venedig, Lausanne, Münster und Erfurt, wo er ein eifriger Schüler und warmer Verehrer Wieland's war, lebte einige Zeit als Privatgelehrter und ward dann Erzieher zweier jungen Grafen Lippe-Alverdissen, die er auch auf die Hochschule nach Göttingen begleitete. Er machte ferner größere Reisen in Deutschland, der Schweiz und Italien, lernte auf einer derselben im Hause Friedrich Heinrich Jacobi's im Juli 1774 auch Goethe kennen, von dessen Person und Genius er sich bereits damals in höchstem Maße begeistern ließ (vgl. Goethe-Jahrbuch, Bd. 7, S. 206 fg.), und war auch mehrere Jahre ein Hauptmitarbeiter, eine Zeit lang selbst Mitredacteur des „Teutschen Merkur", während er zugleich mit Wieland's Feinden, den Mitgliedern des Haines in Göttingen, in nähere Verbindung trat. Aus dieser Zeit stammen seine Hirtenlieder, die er gesammelt unter der Aegide Wieland's und mit dessen „Verklagtem Amor" (1772) herausgab. Es sind meist kleine, harmlose Sachen, die zwar nicht so oft wie die Geßner'schen und andere an sentimentalen Ueberschwenglichkeiten leiden, dafür aber um so mehr an faden Trivialitäten, wenn ihm auch hie und da einmal ein munterer Liederton glückt (so in dem Liede: Die schöne Gegend: „O süßes Entzücken! o schöne Natur, o fröhliches Blicken in lachende Flur"); der Rhythmus freilich läßt recht oft viel zu wünschen übrig. Auch sein väterlicher Freund Wieland hat nicht gerade eine hohe Meinung von seiner poetischen Begabung, wie seine Worte an Gleim andeuten, den er am 3. November 1771 um seine Hülfe, W. eine Stellung als Hofmeister zu verschaffen, anspricht. „Anlage und Empfindsamkeit", heißt es da („Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland" Bd. 3, S. 80 f.), „scheint er zu haben und so unvollkommen seine Versuche noch sind, so scheint er mir doch einige Aufmunterung zu verdienen. Ein unwiderstehlicher Hang, sagt er, trieb ihn zu den holden Künsten der Musen; er hatte keinen Anführer, keinen Freund, keine Aufmunterung, wenig Bücher. Er ist also mehr zu bewundern, daß er nicht gar nichts ist, als daß er nicht etwas besseres ist."

Im J. 1782 wurde W. dann auf den Lehrstuhl der Aesthetik an die 1781 zur Hochschule erhobene Karlsschule nach Stuttgart berufen, legte aber andert-

halb Jahre später dies Amt nieder und siedelte nach Wien über, wo er nun litterarisch thätig war. Von Wieland bereits im Juni 1783 dem einflußreichen Vicekanzler der Hofkanzlei, Freiherrn Tobias v. Gebler, aufs wärmste empfohlen (vgl. „Auswahl denkwürdiger Briefe von Wieland" Bd. 2 S. 64), wurde W. am 13. October 1784 vom Kaiser auf Vorschlag der Studienhofcommission als Nachfolger Szerdahelyi's zum Professor der schönen Wissenschaften an der Universität Pest ernannt. Von Werthes' poetischen Arbeiten ist aus dieser Zeit besonders sein Trauerspiel in 3 Aufzügen „Niklas Zrini oder die Belagerung von Sigeth" zu nennen, eine in Prosa geschriebene Behandlung des Unterganges des bekannten ungarischen Helden, die W. in der Hauptsache aus den historischen Erzählungen von Budina und Reusner entlehnt hat, an deren Darstellung er sich eng, oft bis zur reinen Uebersetzung ganzer Stücke, anschließt. Und wiederum sehr stark, wenn auch nicht allein auf Werthes' Drama fußt Körner's gleichnamige Tragödie, deren Sprache freilich ungleich schwungvoller ist als der meist äußerst nüchterne Dialog bei W. „Aber hinter dieser lessingisirenden Prosa', sagt Kade („Grenzboten" 1889, Bd. 1) in allzuhoher Meinung von W., „birgt sich oft ein großer Seelenkampf, und wie „Julius v. Tarent sich nicht vor der „Braut von Messina" zu schämen braucht, so darf auch W. getrost zu Körner aufblicken". Werthes' Stück wurde noch im Jahre seines Erscheinens (1780) von dem Advocaten und Tafelrichter Stefan Csépán v. Györgyfalu ins Ungarische übersetzt und am 20. August 1793 in Ofen zum ersten Male aufgeführt. Ein weiteres, um diese Zeit von W. geplantes Stück über Matthias Corvinus ist nicht erschienen.

Im Frühjahr 1791 erhielt dann W. seine Entlassung aus der Pester Professur; doch ist es ungewiß ob er sie wirklich, wie es heißt, aus Gesundheitsrücksichten erbat oder wegen der neuen politischen Verhältnisse nach dem Tode Josef's II. mehr dazu gedrängt wurde. Er kehrte nun in seine Heimath zurück, lebte zunächst eine Zeit lang als Privatmann und übernahm dann die Leitung des württembergischen Regierungsblattes in Stuttgart, wo er schließlich mit dem Titel eines Hofrathes am 5. December 1817 starb. Außer den bereits genannten Arbeiten ist W. noch mit weiteren Gedichten, Dramen, Singspielen, Abhandlungen, vor allen Dingen aber als eifriger Uebersetzer aus dem Griechischen, Französischen und besonders dem Italienischen hervorgetreten. Obgleich seinen Uebertragungen überall große Schwerfälligkeit und sklavisches Anlehnen an das Original vorgeworfen wird, hat er sich doch hauptsächlich durch seine in Prosa geschriebene, durchweg sinngetreue, aber auch äußerst nüchterne Verdeutschung der Dramen Carlo Gozzi's (5 Bde. 1777—79), den er auch persönlich kennen gelernt hatte, ein großes Verdienst und großen Beifall erworben. Es folgten seiner Uebertragung alsbald Aufführungen verschiedener Stücke Gozzi's an mehreren deutschen Bühnen (Gotha, Hamburg, Berlin u. a.), wie denn auch Schiller's Bearbeitung der „Turandot" sich im wesentlichen, vielfach selbst im Ausdrucke, an Werthes' Vorbild anschließt.

Außer den bereits erwähnten Nachweisen über W. ist noch besonders zu berücksichtigen: Wurzbach, Biographisches Lexikon 55, 132 fg., wo sich auch eine genaue Aufzählung seiner Schriften findet; ferner: Bischoff, Theodor Körner's „Zriny"; Ders. im Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Bd. 90. — Heinrich in der Ungarischen Revue, Bd. 13. — Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte, Bd. 1. — Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. 13. — Köster, Schiller als Dramaturg. — Gradmann, Das gelehrte Schwaben 1802, S. 771. — Schwäbisches Magazin 1775, S. 665 und 1776, S. 615.

Max Mendheim.

Weſcht: Heinrich W. aus Dernburg bei Hildesheim, verfaßte 1575 als Schulmeiſter oder Pfarrer zu Erfurt eine deutſche Komödie, in der er, wie uns eine Notiz Dunkel's erkennen läßt, verſchiedene Märchen vom Glücke eines Einfältigen und von der fehlgeſchlagenen Berechnung des Neiders zuſammengeſtellt hatte. Der Bauer Conon bringt dem franzöſiſchen Könige Ludwig XI. eine auf ſeinem Acker gewachſene rieſige Rübe und erhält dafür reichen Lohn, ebenſo Pyrrhia, der eine Laus von des Königs Kleid abnimmt, während Hofleute, die es ihnen gleichthun wollen, nur Spott und Schläge ernten. Auch bei einer Wahl zwiſchen einer goldenen und bleiernen Büchſe oder zwiſchen zwei Broten, von denen eins mit Goldſtücken gefüllt iſt, fällt das Glück nicht dem liſtigen Neider, ſondern dem Unſchuldigen in den Schoß. Die Quelle dieſes dem braunſchweigiſchen Rathe Achaz v. Veltheim zu Dernburg gewidmeten Stückes war vermuthlich das Convivium fabulosum in den lateiniſchen Geſprächen des Erasmus (vgl. Oeſterley zu Kirchhof's Wendunmut 2, 39. 41; 1, 285 und zu Gesta Romanorum 109).

Dunkel, Hiſtor. critiſche Nachrichten von verſtorbenen Gelehrten 3, 870 (1757—60). — Der Erfurter Druck iſt verſchollen. J. Bolte.

Weſel: Gerhard v. W., Kölner Rathsherr. Seit 1487 ſaß W. im Kölner Rathe, damals ſchon ziemlich bei Jahren, da er bereits nach 9 Jahren ſeinen Wunſch nach Entlaſtung von den Geſchäften mit der Rückſicht auf ſein Alter und ſeine Körperſchwäche begründete. Vielleicht übte auch die Mißſtimmung, daß ſeine von einer außerordentlich ſcharfſinnigen Erkenntniß der Mängel zeugenden Projecte zur Hebung der traurigen ſtädtiſchen Finanzlage bei den regierenden Herren keinen Anklang fanden und daher nicht durchgeführt wurden, Einfluß auf dieſen Schritt. Denn noch im J. 1509 wurde er zum letzten Male in den Rath gewählt. In den Jahren 1494, 1497, 1502 und 1507 war er Bürgermeiſter der Reichsſtadt. 1491—94 war W. Beiſitzer auf der Samſtagsrentkammer, d. i. Mitglied der ſtädtiſchen Schuldenverwaltung, 1495—96 Rentmeiſter. In die Jahre 1490—93 fallen vier Entwürfe von ſeiner Hand, welche die Beſſerung der ſtädtiſchen Finanzen bezwecken. Urſprünglich hatte er an eine Converſion der Schuld und an Rentenablöſung gedacht, in den ſpäteren Entwürfen dagegen ſchlug er eine directe Steuer vor und appellirte an den Patriotismus der reichen Bürger, von welchen er eine freiwillige Beihülfe zur Schuldentilgung verlangte. Aber gerade dieſe letzten weitgehenden Pläne, welche mit der bisherigen Praxis völlig brachen, fanden in den maßgebenden Kreiſen kein Verſtändniß. Man hatte ſich zu ſehr daran gewöhnt, die ſtädtiſchen Ausgaben durch Erhebung von Acciſen und Rentenverkäufe zu beſtreiten und ſtatt für gemeinnützige Zwecke Geld zu opfern, ſich ſelbſt durch den Mißbrauch der Macht zu bereichern. Erſt der Aufſtand von 1512—1513, in welchem die Köpfe der regierenden Herren fielen, erzwang eine Umkehr von dem alten Schlendrian und die durch den vorausſichtigen W. geforderte Reform der Finanzverwaltung und insbeſondere zum erſten Male die Einführung einer directen Abgabe in der Form einer Vermögensſteuer.

Auch als Geſandter an den königlichen Hof hat ſich W. um ſeine Vaterſtadt verdient gemacht. Daß er den litterariſchen Beſtrebungen zugeneigt war, beweiſt ſein Verkehr mit dem Humaniſten Petrus Ravennas, der 1506—08 in Köln lehrte.

Knipping, Das Schuldenweſen der Stadt Köln in der Weſtdeutſchen Zeitſchrift f. Geſchichte u. Kunſt, XIII (1894), 372—377. Keuſſen.

Weſenbeck: Mathäus W. (Wesenbecius), Rechtsgelehrter, geboren in Antwerpen am 25. October 1531 als das 12. von 13 Geſchwiſtern, unter denen ſich 12 Knaben befunden haben ſollen, welche die Namen der Apoſtel führten,

† in Wittenberg am 5. Juni 1586. Die Eltern Wesenbeck's, sowol der Vater Petrus, gelehrter Rathsherr zu Antwerpen, wie auch die Mutter, Babara Cylia entstammten wohlhabenden und angesehenen Familien der reichen Handelsstadt. Mathäus, sehr frühzeitig geistig auffallend entwickelt, wurde schon im 14. Jahre mit seinem älteren Bruder Andreas nach Löwen gesandt, um dort bei Gabriel Mudäus (van der Muyden von Bercht) — der kurz vorher zum Professor juris ernannt worden war, — die Rechte zu studiren. Mathäus unterhielt auch während seines Löwener Aufenthaltes mit letzterem einen lebhaften geistigen Verkehr, bewahrte ihm zeitlebens ein dankbares Andenken und nannte sich mit Vorliebe dessen Schüler. Am 18. Juni 1550 wurde der erst 19jährige zum Licentiaten der Rechte promovirt, ging im Sommer zu weiterer Ausbildung nach Paris, besuchte sodann einige Provinzen Frankreichs, und trat nach etwa zwei Jahren hauptsächlich wegen des zwischen Karl V. und Heinrich IV. ausgebrochenen Kriegs die Rückreise an, welche wegen der Märsche und Unruhen mit manchen Gefahren verbunden war. Einmal hatte sich W. vor den feindlichen Truppen in einen festen Platz geflüchtet; dieser wurde jedoch nächtlicher Weile mit List genommen, und sollte die gesammte männliche Bevölkerung über die Klinge springen. Der Reisende kam jedoch — (nach der Narratio de M. Wesenb.) — durch besondere Fügung Gottes unversehrt bei den Seinigen an. Bald darauf verlor er zu seinem tiefen Schmerze seine äußerst fromme Mutter (1552) und siedelte nun für immer nach Deutschland über. Zu jener Zeit hatte Philipp II. den Thron bestiegen, in den Niederlanden die finstere Inquisition eingeführt; W. aber war während seines Löwener Aufenthaltes unter strengen Gebetsübungen ein eifriger Anhänger des lutherischen Bekenntnisses geworden, und so mögen confessionelle Erwägungen den Hauptgrund zur Wahl einer neuen Heimath gegeben haben. In der bereits erwähnten „Narratio“ führt der Verfasser weiter aus: Er habe sich bald nach dem Tode seiner Mutter durch einen bestimmten Vorgang von hier (Antwerpen) vertrieben, infolge maßgebender Erwägungen nach dem politisch etwas ruhigeren südlichen Deutschland (in Germaniam superiorem) gewandt. Dort — mit der Gegend unbekannt, fremd, durch mancherlei Schwierigkeiten hin- und hergeworfen, von allen, selbst den Seinigen verlassen, ja verzweifelnd habe ihm Gott in gnädiger Fürsorge einen leidlichen Ort (locum mediocrem, d. i. Jena), ein Weib, wissenschaftliche Arbeiten, und andere zu einem erträglichen Leben nöthige Hülfsmittel verschafft. W. ließ sich in Jena nieder, eröffnete dort 1557 seine juristischen Vorlesungen, wurde am 21. Februar 1558 als der erste Doctor juris der neu gestifteten Hochschule promovirt, und verehelichte sich zu jener Zeit mit Katharina, einer Tochter des in hohem Ansehen stehenden sächsischen Kanzlers Franz Burchardt von Weimar, mit dem er auf freundschaftlichem Fuße verkehrte. Nach der Hochzeit erzählte man sich in Jena, W. sei in seinem juristischen Uebereifer während des Mahles in sein Studirzimmer geschlichen, und habe dort bis 2 Uhr Nachts gearbeitet.

Am Kilianstage 1560 wurde W. von dem ihm befreundeten Professor Johann Stigel als Zeuge zu einer Kindtaufe geladen. Auf Verlangen des Superintendenten Winter sollte er sich als Taufzeuge zur „sächsischen Confutation“ bekennen, und wurde von diesem wegen seiner entschiedenen Weigerung vom Taufacte, ja sogar von der Abendmahlsgemeinschaft ausgeschlossen. Nun erhob sich ein unerquicklicher theologischer Streit mit langathmigen Beschwerden an den Herzog, welche W. seinerseits in lateinischer Sprache abfaßte, da er sich des Deutschen nicht so mächtig wußte. Zum Schlusse wurde Winter von seinem Amte entfernt, und W. auf die Augsburgische Confession und Luther's Katechismus „admittirt“.

Im December 1568 war zu Wittenberg der Hauptlehrer des römischen

Rechtes, Johann Schneidewin, mit Tod abgegangen; an seine Stelle wurde W. gerufen, welcher seine Collegien am 12. August 1569 mit einer Rede über Papinian eröffnete, in der er diesen als sein classisches Vorbild verehrte, und dessen menschliche Größe mit beredten Worten feierte. Die Freude der ehrenvollen Berufung wurde indeß durch trübe Ereignisse sehr geschmälert. Noch vor der Uebersiedlung starb eine blühende Tochter, ziemlich gleichzeitig in Heidelberg Wesenbeck's vertrautester Freund, der Jurist Victorinus Strigel, und Ende August 1569 verlor er nach 12jähriger Ehe, seine Gattin. Im Sommer 1572 wurde ihm durch den Kanzler des Kurfürsten Friedrich II. Christoph Eheim (oder Ehem) die Lectura Codicis in Heidelberg angeboten. Aus der Rückantwort, d. dto. 5. September 1572 entnehmen wir, daß unser Gelehrter neben dem Professorengehalte zu 200 Thaler als Beisitzer des Consistoriums und Schöppenstuhls 400 Thaler bezog. Außerdem ist bekannt, daß Fürstenhäuser und hohe Adelige W. gegen ansehnlichen Jahresgehalt als Rathgeber und Anwalt bestellten und er klagt wiederholt über den Abbruch, welchen durch zahlreiche Gutachten und Responsa seine wissenschaftliche Thätigkeit erleide. In gedachter Rückantwort nennt sich W. „maritus“ und „pater plurium liberorum“; er scheint somit zu einer zweiten Ehe geschritten zu sein. Die Berufung nach Heidelberg zerschlug sich, weil die Universität nicht im Stande war, die gestellten pecuniären Anforderungen zu erfüllen, und wurde der erledigte Lehrstuhl mit Hugo Donellus (Doneau aus Chalons-sur-Saone) besetzt, der sich damals vorübergehend in Genf aufhielt. W. aber, in reiferen Jahren von Gicht und Steinbeschwerden häufig heimgesucht, weshalb er in den letzten Jahren meistentheils zu Hause las, blieb in Wittenberg, wo er als Schriftsteller und Lehrer, namentlich auch auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes, eine sehr fruchtbare Thätigkeit entfaltete, welcher am 5. Juni 1586 der Tod in Wesenbeck's 56. Lebensjahre ein Ende setzte.

W. neigte ohngeachtet seiner hervorragenden Begabung und seiner social wie pecuniär günstigen Verhältnisse zum Trübsinn. Die Trennung vom Heimathlande empfand er stets schmerzlich, und dessen Leiden fanden in seinem Innern mächtigen Widerhall. Dieser melancholische Zug erhielt reichliche Nahrung einerseits durch seine schweren körperlichen Leiden, anderseits durch seinen Hang zum Pietismus. Lag er doch angeblich jeden Tag fünf Stunden im Gebete, und bildete das neue Testament seine Lieblingslectüre, das er zum öfteren las, dessen Handexemplar er mit Anmerkungen versah, und in das er die Sentenz schrieb:

„Sit liber hic vitae, Christe benigne, meae.
Hoc in coelesti sit mea vita libro.
Vita mea sit in hoc vitae libro!“

sowie am Ende den Hexameter:

„Magnum opus et lectu dignum multoque favore.“

Im Einklange hiermit ist auch das von W. auf sich gedichtete Epitaphium, welches sich in der Stadtkirche zu Wittenberg befindet:

„Vita mihi studium fuit impensique laboris
Et dolor et gemitus assiduaeque preces.
Jova Pater miserere Mei miserere Meorum;
Solius in Christi sanguine nostra salus!“

sowie das Urtheil des Leipziger Ordinarius und Kanzlers Dr. Ulrich Mordeisen, welcher unseren Gelehrten als Jurisperitorum christianissimum et Christianorum jurisperitissimum preist.

W. besaß indeß neben seinem Trübsinn und seiner pietistischen Richtung auch sehr anerkennenswerthe Eigenschaften. Er war überzeugungstreu, charakterfest, wohlthätig gegen Nothleidende, ein liebender Gatte und aufrichtiger Freund,

wie u. a. aus den Reden über Mudäus, Burchardt, seine Gattin so wie aus der Briefsammlung des Victorinus Strigel hervorgeht. Als Jurist aber genoß er unter seinen Zeitgenossen das höchste Ansehen, und wird von diesen als Koryphäe und Leitstern der Rechtswissenschaft gefeiert.

Die seit Thomasius angenommene Ansicht, W. sei Begründer der ramistischen Juristenschule, ist (wie auch Stintzing in der Gesch. d. d. R. Wissenschaft, 1. Abthl., S. 357 u. ff. des näheren ausführt) irrig. Denn W., dessen Richtung die synthetische ist, erklärt noch 1572 im Einklange mit seinen Schriften ausdrücklich, daß er die von Mudäus gelernte Methode beibehalte, da ihm eine bessere nie bekannt geworden.

W. gab in den Vorreden zu den Prolegomena (Leipz. 1584) und zu den Exempla Jurisprudentiae (Leipz. 1585) — hauptsächlich eine Sammlung von Reden — selbst einen acht Nummern umfassenden Katalog seiner Schriften heraus. Der Grund, weshalb unser Gelehrter trotz seines unermüdlichen Fleißes für die Wissenschaft nicht noch mehr geleistet, mag neben seinen zahlreichen praktischen Arbeiten hauptsächlich in der ihm angeborenen Aengstlichkeit und Sorglichkeit liegen, mit der er an jede Veröffentlichung ging. Das umfassendste seiner Werke ist die „Consilien"-Sammlung; das litterarhistorisch bedeutsamste sind die „Paratitla". Erstere erschien in zwei Folianten zu Basel 1576, wurde bei dem 1610 revidirten württembergischen „Landrechte" mehrfach benutzt, wuchs nach des Verfassers Tod aus den hinterlassenen Papieren bis 1624 zu acht Bänden in Folio an, und gehörte zu den beliebtesten juristischen Hülfsbüchern. Im Hinblicke auf die ungemein große Zahl von Rechtsgutachten und die Thätigkeit am Schöppenstuhl konnte W. in der That behaupten, daß er „mit einem Fuß in der Praxis stehe", und war er vermöge seiner Verbindung theoretischer wie praktischer Jurisprudenz vorzüglich geeignet, an der sächsischen Gesetzgebung von 1572 sich zu betheiligen. Er bearbeitete hiefür die sogenannten Casus Wesenbecii (die zweite Controversensammlung der Wittenberger Hochschule), und war 1571 als Abgeordneter der Wittenberger Facultät bei den grundlegenden Berathungen des Leipziger und im folgenden Jahre (1572) des Meißner Conventes thätig.

Wesenbeck's Hauptschöpfung ist der „Commentarius in Pandectas vulgo Paratitla", welcher einen nachhaltigen Einfluß übte und ein volles Jahrhundert die juristische Litteratur beherrschte. Die „Paratitla" wurden zuerst bei Oporinus in Basel 1565 ausgegeben, und erschienen nun in rascher Folge mehrere Ausgaben, die letzte von Wesenbeck's Hand 1582 (Bas. fol.). Sie ist eine Neubearbeitung, durch einen Codexcommentar bereichert und führt den Titel „M. W. Comment. in Pandectas jur. civ. et Codicis Justin. libros VIII". Nach des Verfassers Tod wurden diese „Paratitla" fast ein Jahrhundert lang immer wieder gedruckt, meist mit fremden Beigaben (so wiederholt von P. Brederode; erste Ausgabe Basil. 1589, letzte ib. 1629, dann cum notis Schleifii, Bachovii, Brunnemann, Hermes u. s. f.). Neben den bekannten „Disputationes" von Hieronym. Treutler wurden die „Paratitla" rasch das angesehenste und am meisten verbreitete Lehrbuch, welches in keiner besseren juristischen Bibliothek fehlte. In Ingolstadt wurden sie gelegentlich der 1647 angeregten Reform des Rechtsstudiums als Muster und zur Benutzung empfohlen, und fast alle namhaften Rechtsgelehrten des 17. Jahrhunderts befaßten sich in irgend welcher Weise mit den Paratitlis. Otto Tabor hielt in Jena Privatvorträge über dieselben, aus Hahn's colleg. Wesenb. gingen dessen berühmte „Observationes" hervor, Struve und Lauterbach benutzten und allegirten sie mit Vorliebe in ihren Vorlesungen, und Bachov, Hermes, Budwell, Schwedendörfer, Samuel Stryck, Tabor, Vinnius und andere gaben notae, observationes oder quaestiones ad Wesenbeccium heraus;

unter diesen fanden besonders Brunnemann's Repetit. paratitla vielen Anklang; sie erschienen Francof. ad Viadr. 1665, und wurden neu aufgelegt 1671 von Stryck, dann 1688 und 1708. Auf diese Weise finden wir die Wesenbeck'sche Methode bis ins 18. Jahrhundert als die herrschende. — Einige Jahre nach dem Erscheinen der „Paratitla“ 1573 veröffentlichte W. auf Ansuchen der Erben den von seinem Wittenberger Amtsvorgänger, Johann Schneidewin, im Manuscripte fast vollständig fertig gestellten Institutionencommentar, indem er ihn ergänzte und mehrfach mit Noten begleitete. Da Schneidewin in seinem Werke über den Institutionenstoff hinausgreift, das ganze praktische Recht, das kanonische, die Reichsabschiede, die Halsgerichtsordnung, selbst Consilien und Präjudicien in dasselbe aufnimmt, überschreitet das stark angewachsene Buch die Grenzen eines einleitenden Lehrbuches. 1596 veranstalteten P. Brederode und Dionysius Gothofredus eine neue Ausgabe mit Annotationen. — W. spricht sich an einigen Stellen seiner Schriften über die Methode des Rechtsstudiums in einer Weise aus, welche auch heute noch volle Beachtung verdient. Nach seiner Ansicht finde sich das beste, was über die Methode des Studiums gesagt ist, in einem Briefe des Duarenus (Opera Cynosura juris p. 17, dat. Biturig. 1544), den er nur ergänzen wolle. Die Hülfsmittel der Jurisprudenz sind die Dialectik und die Ethik mit Geschichte, ohne deren Kenntniß „jurisprudentia caeca“ ist. Man beginne mit der Institutionenvorlesung, und wende sich dann zur Lectüre der Pandecten. Bei alledem hüte man sich vor Subtilitäten; man solle nicht das zum täglichen Gebrauche in die Praxis Gehörige nur flüchtig berühren, und das Hauptaugenmerk verwickelten Schwierigkeiten zuwenden; er spreche hier aus Erfahrung, denn als er mit seinen Freunden in die Praxis getreten, hätten sie wahrgenommen, daß die auf der Praxis ferne liegende Dinge angewandte Mühe nutzlos gewesen, und daß gerade in dem, was ihnen bis dahin gering erschienen, die eigentliche Kraft und Wesensmacht der Jurisprudenz liege. Deshalb hätten sie bei Verhandlungen und Aburtheilung von Rechtsstreitigkeiten gar oft das nöthigste nicht gewußt, weil sie das Nichtnothwendige mit zu vieler Mühe gelernt hätten. In der Litteratur verkennt er nicht die großen Fortschritte der neueren Wissenschaft, allein trotzdem sind die Alten nicht zu entbehren wegen ihres großen Reichthums von praktischen Fällen, sie sind Männer von Geist, die nicht im Dunkel der Schule dahinlebten, sondern mitten im Leben gestanden sind. — Eine eingehende Besprechung der Wesenbeck'schen Schriften findet sich in Stintzing's Geschichte der Rechtswissenschaft. Wesenbeck's Brustbild ist in zwei Größen (beide kl. 4⁰) von einem ungenannten Schneider ziemlich derb in Holz geschnitten.

Nachrichten über sein Leben in der oratio de Mudaeo etc. (Witeb. 1572) abgedruckt in den Exemplis Jurisprud. (Lips. 1585, p. 75—120) u. W. Papinianus cum aliis quibusdam miscell. lectione non indign. (Witeb. 1570). — Rauchbar, Oratio de vita et obitu Wesenbeckii (Witeb. 1587), danach: Adami Vitae, S. 270. — Sincerus, Vitae, T. 3, p. 155. — Gundling, Otia 3, S. 240 ff. — Zeuner, Vitae prof. jur. in acad. Jenensi, p. 18—27. — Stintzing, Gesch. d. dtschn. Rechtswissenschaft, 1. Abthl., S. 353—366 u. 780, Abthl. 2, S. 290. — Preger, Flacius 2, S. 135 u. ff. — Hautz, Die Juristenfacult. d. Univ. Heidelberg (Lpzg. 1853). — Schletter, Die Konstitutionen August's v. Sachsen, S. 47, 54, 58.

v. Eisenhart.

Wesenfeld: Arnold W., geboren in Bremen, wurde auf der dasigen höheren Schule zur Universität vorbereitet und studirte dann in Frankfurt a. O. Theologie, Philosophie und schöne Wissenschaften. Bald wurde er an ebe dieser Universität zum Professor der Logik, Ethik und Metaphysik ernannt, und

später zum dirigirenden Bürgermeister daselbst gewählt. Gestorben ist er 1727. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Dissertatio de natura definitionis“ (Frankf. 1692); „Dissertationes IV de philosophia sectaria et electica“ (ebd. 1694); „Diss. de iniuria hominis in se quoad animam et dignitatem hominis“ (ebd. 1691); „Georgica animae et vitae“ (ebd. 1696); „Passiones animi“ (ebd. 1713); „Versuch einer Verbesserung der Moral unter den Christen“ (ebd. 1726); „Theosophia theoretico-practica“ (ebd. 1721); „Der mitten unter den Christen Christus suchende aber vergeblich findende Heide“ (ebd. 1718); „Methodus disserendi et conferendi, h. e. ratio et via recte disserendi“ (ebd. 1729).

Jöcher, Allg. Gelehrtenlex. — Zedler's Univ.-Lex. —i—

Wesling: Andreas W. (Wisling), gebürtig aus Osnabrück, studirte in Köln und erwarb daselbst den Magistergrad. Gegen das Ende des Jahres 1546 kam er als Lehrer des Hebräischen an die Akademie zu Königsberg, wurde aber von dort durch die osiandristischen Streitigkeiten ebenso wie noch in demselben Jahre der am 8. Mai 1551 zu seinem Nachfolger berufene Stancarus vertrieben. W. ging nach Wittenberg, wo er mit Melanchthon in Beziehung trat, der ihn am 10. Sept. 1552 dem Rostocker Professor der Theologie Draconites (s. A. D. B. V, 371) empfahl, durch dessen Vermittlung er 1553 als Professor der hebräischen Sprache nach Rostock berufen wurde. Hier arbeitete er trotz seines vorgerückten Alters mit jugendlicher Frische und Kraft für das Gedeihen der Universität und bot besonders alles auf, die darniederliegenden hebräischen Studien zu fördern. Als der Tod ihn am 4. Januar 1577 abberief, hatte er erreicht, daß nicht nur die hebräischen Sprachstudien als ein nothwendiges Glied der theologischen Wissenschaft betrachtet und gepflegt, sondern auch die alttestamentlichen Studien, deren Bedeutung vorher nur Wenige erkannt, gebührend geschätzt und getrieben wurden. Für den Eifer und die Liebe zur Sache, womit er gewirkt, zeugt noch heut ein Legat, das er für drei Studirende der Theologie ausgesetzt, die auf das Hebräische besonderen Fleiß verwenden müssen. Kein Wunder, daß sein Verlust allgemein betrauert wurde und zumal die am härtesten betroffene Universität — deren Mitglied, Joh. Freder, ihm auch ein Epitaphium widmete — sich an seiner Bestattung hervorragend betheiligte.

Vgl. Joh. K. Opitz, De tribus Wesselingiis, doctis Westphalis. Mindae 1740 (Programm). — D. H. Arnoldt, Historie der Königsberg. Universität. Th. II, S. 358; Zus. S. 63. — O. Krabbe, Die Univers. Rostock im 15. u. 16. Jahrh., Th. I, S. 548 ff. P. Bahlmann.

Wessalius: Johannes W., ein niederländischer Musiker des 16. Jahrhunderts, der um 1568 als Sänger in der Hofcapelle zu Dresden angestellt war und an Martini 1572 vom Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg zum Capellmeister an der Berliner Hofcapelle mit 150 Gulden und für jede Woche einen Thaler Kostgeld angestellt wurde. Das Anstellungsdecret in Schneider's Geschichte der Oper zu Berlin 1852, p. 7 und ebendort S. 10 im Anhange eine Bittschrift um Geldunterstützung vom Jahre 1577. Er starb im Juni 1582 zu Berlin. Der in den Wittenberger Matrikelbüchern im Februar 1555 gezeichnete Joh. Wesselius aus Hamburg scheint ein anderer zu sein, angenommen, daß wirklich Hamburg seine Geburtsstadt war. Vom obigen W. besitzen wir drei Gelegenheitsgesänge von 1568 und 1581, die ihn als trefflichen und gut geschulten Musiker kennzeichnen. Rob. Eitner.

Wessel: Franz W., Bürgermeister von Stralsund und Förderer der hier (1524—25) eingeführten Reformation, war der Sohn des dortigen Brauers Hans W. aus dessen Ehe mit Otke Strelow und am 30. September 1487 geboren. Nachdem er (1497—99) die Schule der Marienkirche besucht und bei

Mathias Löwe auch die Anfangsgründe der lateinischen Sprache gelernt hatte, begab er sich (1499—1507) auf längere kaufmännische Reisen nach Dänemark, Schonen, den Ostseeprovinzen und nach Holland, um eine praktische Lebenserfahrung zu gewinnen. Auch nahm er, dem Sinne jener Zeit gemäß, an mehreren Wallfahrten theil, u. a. fuhr er (1508) zu Schiff durch die Nordsee, an der englischen und französischen Küste nach S. Jago de Compostella in Spanien, sowie (1510) nach Sternberg, Einsiedeln, Aachen und Trier, wobei er manche Abenteuer und Lebensgefahren zu überwinden hatte. Nach dem Tode seines Vaters (1509) zu ansehnlichem Wohlstande gelangt, verheirathete er sich (1511) mit Margarete Lange, einer Tochter des Rathsherrn Ludeke Lange (1494—1530), und war in seinem Hause, sowie bei anderen Gastlichkeiten ein beliebter Gesellschafter, der durch Erzählungen von seinen Reisen und kunstvolle Spiele seine Umgebung zu erheitern wußte. Im Interesse seiner Vaterstadt war er unermüdlich thätig, u. a. im Kriege mit dem König Johann von Dänemark (1511), da er mit Böten und Geschützen den Stralsunder Hafen vertheidigte und auf diese Art vielen seiner Mitbürger das Leben rettete, sowie als Provisor der Marienkirche (1516), deren erst vor einem Menschenalter vollendete Thurmspitze von ihm durch Ergänzung des frühzeitig vergangenen Bauholzes und der entwendeten eisernen Verbandstücke vor dem Umsturze bewahrt wurde. Im Zusammenhange mit dieser Baute steht auch wol die von ihm ausgeführte Anlage eines Eichengehölzes und eines Teiches in unmittelbarer Nähe der Stadt. Ein noch höheres Verdienst erwarb sich W. dadurch, daß er, in Gemeinschaft mit L. Vischer, B. Buchow, C. Böke, B. Prütze, J. Trittelvitz und Chr. Lorber, die evangelische Lehre, welche (1523 ff.) zuerst von Georg v. Ukermünde und dann von Chr. Ketelhodt (s. A. D. B. XV, 666) in Stralsund gepredigt wurde, gegen die Geistlichkeit, namentlich gegen den Administrator des Bischofs von Schwerin, G. Wardenberg und den Oberpfarrherrn H. Steinwehr (s. A. D. B. XXXVI, 25), und den BM. Z. Oseborn und dessen Anhänger im Rathe in Schutz nahm, wobei ihn auch der von einer diplomatischen Reise heimkehrende BM. Schmiterlow (s. A. D. B. XXXII, 37), unterstützte. In Anerkennung dieser Verdienste und zugleich mit der Absicht, die evangelische Partei im Rathe zu stärken, wurde W. dann (1524), nach des BM. Trittelvitz Tode, von dessen Nachfolgern Chr. Lorber und R. Moller in den Rath gewählt, und, nebst B. Buchow, vorzugsweise mit der Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten beauftragt, da dieselben nach der Flucht der katholischen Geistlichen und bei dem Mangel lutherischer Prediger einer besonderen Aufsicht bedurften. In dieser Stellung leitete er die Entfernung der Heiligenbilder aus den Kirchen, die Aufhebung der Klöster, die Inventarisirung der geistlichen Güter und Anstellung protestantischer Prediger. Auch vertrat er die Stadt bei den Zeugenverhören in ihrem Processe gegen H. Steinwehr (1527—30), und bei ihrer Fehde mit dem Abte von Neuencamp (1528), sowie auf dem Landtage zu Treptow (1534). Ebenso betheiligte er sich an den Verhandlungen Stralsunds mit den pommerschen Herzogen und auf den Hansatagen, namentlich während des von Wullenweber (1534—37) gegen Dänemark unternommenen Krieges, wobei er der Stadt aus seinem bedeutenden Vermögen wiederholt große Vorschüsse an Geld leistete, und häufig in Lebensgefahr gerieth. Als dann der BM. Lorber in richtiger Erkenntniß, daß jener Krieg hoffnungslos sei, durch Entfernung des Stralsunder Siegels dem Vertrage der Städte mit Albrecht von Mecklenburg seine Anerkennung versagte, gab W., vermöge seiner praktischen Lebenserfahrung, nicht nur seine Zustimmung, sondern reichte ihm überdies noch sein Taschenmesser zur Beschleunigung seines Vorhabens, und hatte auch bald darauf (1537), als Zeuge bei der Krönung des an Albrecht's Stelle gewählten König Christian III. in Kopenhagen, die

Genugthuung, daß seine Voraussicht sich bewahrheitet habe. Im J. 1541 zum Bürgermeister erwählt, wirkte er in gleicher Weise für das Wohl seiner Vaterstadt, und vertrat dieselbe auch, in Gemeinschaft mit Chr. Lorber (2. Oct. 1541), bei der Huldigung des Herzogs Philipp I. Infolge eines durch die Predigten des religiösen Schwärmers Peter Suleke, und dessen Gefangennehmung entstandenen Aufruhrs, erlitt W. jedoch (1. Febr. 1559) einen Schlaganfall, welcher ihn verhinderte, die Kirche und die Rathssitzungen zu besuchen. In dieser Zeit bis zu seinem Tode (19. Mai 1570) erwarb er sich noch durch mehrere Stiftungen und Anordnungen, besonders um die Marienkirche ein hohes Verdienst, welche, im Zusammenhang mit seinen Aufzeichnungen in der von ihm (1555) der Kirche geschenkten Bibel, seiner Schilderung des katholischen Cultus und seinem im Stralsunder Rathhaus aufgestellten Bildniß ihm ein bleibendes ehrenvolles Andenken erhalten.

Gerh. Dröge, Leben Fr. Wessel's, in Mohnike's Asg. v. Sastrow's Leben III, 264—324. — Dinnies, stemm. Sund. — Etlike Stucke, wo it vormals im Pawestdhome thom Stralsunde gestahn, d. Fr. Wessel beschreven, 1550, hrsg. v. A. Balthasar, Pom. Kirchenr. (ius past.) II, 876 ff., Rühs, Pom. Denkw. 162 ff. u. Zober, 1837. — Die Aufzeichnungen der Wessel'schen Bibel v. 1555, h. v. Zober 1837 und Stralf. Chroniken III, 507—527. — Vgl. auch Mohnike u. Zober, Stralf. Chron. I, 17, 35, 38, 47, 68, 117, 119, 144, 145, 152, 223, 245. — Kantzow, h. v. Kosegarten II, 344, 363. — Mohnike, Sastrow's Leben I, S. LIX—LXII, 127—131. — Fock, Rüg.-Pom. Gesch. V, 86 ff. 142 ff. — Pyl, Pom. Genealogien II, 303.

Pyl.

Wessel: Hans W. (auch Wechsel, Wesel geschrieben), Goldschmied in Lübeck, entstammte einer Familie, in welcher im 16. Jahrhundert die Gold- und Silberarbeit heimisch war. Statius W., vermuthlich Hans Wessel's Vater, ist als gesuchter Goldschmiedemeister von 1512—1530 in Lübeck nachweisbar, die letzten Jahre als Münzmeister. Ein vielgenannter anderer Statius W. war 1604—1614 lübeckischer Münzmeister. Hans W., dessen Geburtsjahr und Jugendzeit noch unaufgehellt ist, hat seine Lehrzeit außerhalb Lübecks durchgemacht (er kommt im Lehrlingsbuche von 1509—1620 nicht vor), war 1553 in Dänemark, wo er im Dienste des Königs Christian III. gearbeitet haben muß. Im Herbste 1553 folgte W. „mit seinem Werkzeug und Rüstung" einem Rufe des Kurfürsten August von Sachsen, dessen Gemahlin Anna eine dänische Prinzessin war, nach Dresden und wurde am 1. September 1555 und abermals am 1. October 1558 als „Abgießer" für Gold-, Silber- und andere Metallarbeiten, auch Gyps, angestellt, hatte auch sonst Goldschmiedearbeiten zu liefern. Der Wortlaut der Bestallung sowie ein Passierbrief vom 22. November 1558 erklärt es, daß W., der sich jedesmal auf Erfordern und Kosten des Kurfürsten zu diesem zu verfügen hatte, gleichzeitig, während er im Dienst stand, doch auch in Lübeck thätig sein konnte, wo er von 1556—1561 und 1566—1580 vielfach Lehrlinge in seine Werkstatt nahm. In dem Passierbriefe rühmt der Kurfürst Wessel's Geschicklichkeit, der so sehr in der fürstlichen Gunst war, daß er im Februar 1560 eine Einladung zur Hochzeitsfeier seiner Tochter mit dem Lübecker Münzmeister Joachim Dalemann an den Kurfürsten richten durfte, welcher mit Bedauern erklärte, nicht Folge geben zu können. Als W. im selben Jahre nach Dresden zurückkehrte, brachte er aus Lübeck außer zwei bestellten Instrumenten ein Trinkgeschirr mit, welches „wie ein Roß" gemacht war. Die Gunst beruhte wesentlich auf der Mitwirkung Wessel's bei der Ausführung des großartigen Grabmonumentes, welches Kurfürst August seinem 1553 gefallenen Bruder Moritz im Dom zu Freiberg zu setzen beschlossen hatte. Von W. selbst rühren zwar

nur die zehn, den Sarkophag tragenden in Messing gegossenen Greifen her, im übrigen war er der Beirath und Vermittler zwischen den ausführenden Künstlern. Ueber die Abrechnung der Kosten gerieth er mit seinem Gönner in Zwiespalt, sodaß dieser sich schließlich am 5. Mai 1563 mit Beschwerde an den Rath von Lübeck wandte. Der weitere Verlauf ist aus den Acten nicht ersichtlich.

In Lübeck gerieth W. als Anhänger des Physicus Lambert Friedland, welcher einen seit 1568 mit dem geistlichen Ministerium über die Erbsünde und Abendmahlslehre entbrannten Streit 1574 wieder angefacht hatte, mit der Geistlichkeit und Obrigkeit in Mißhelligkeiten, die ihn mit anderen angesehenen Gewerbetreibenden schließlich vor die Wahl stellten, ins Gefängniß oder aus der Stadt zu wandern. W. zog nach Wismar, erwirkte dann 1579 zwar eine commissarische Verhandlung in Lübeck, blieb aber als „stolzer, hoffärtiger, ungebrochener Kopf“ (wie ihn der Superintendent nannte) bei seiner Meinung und sollte fernerhin die Stadt meiden. Trotzdem traten im Herbst, wie im Sommer 1580 noch Lehrlinge bei ihm ein. Im J. 1585 soll er für den Administrator des Stifts Ratzeburg Münzen geprägt haben (Masch, Geschichte d. Bisth. Ratzeburg, Lübeck 1835, S. 519). Vor Johannis 1587 war W. jedenfalls todt, da „Cathrina seligen hans wessels hußfru“ genannt wird. In den Jahren 1571 bis 1576 waren ihm vier Kinder verstorben, ob außer der an den Münzmeister J. Talemann verheiratheten Tochter noch Kinder ihn überlebt haben, ist unbekannt. Jedenfalls war Hans W. ein bedeutender Künstler nicht nur im Goldschmiedesache, sondern er war auch überdies, wie es in einer Urkunde heißt, im Stande „ettliche sonderliche vnd verborgene nutzliche Kunst“ zu lehren.

Ueber einen zweiten Goldschmied Hans Wessel, der 1553 bei dem Meister Jacob Bruns in Lübeck in die Lehre trat, hat sich bisher nichts weiter feststellen lassen.

Goldschmiedeacten im Staatsarchiv zu Lübeck. — Zeitschrift f. Museologie, Jg. 5 (1882), N. 2, S. 11. — Neues Archiv f. Sächsische Geschichte u. A., Bd. 4 (1883), S. 122 ff. — Beschreibende Darstellung der Bau- und Kunstdenkmäler des Königr. Sachsen, Heft III (Amtshauptmannschaft Freiberg), S. 41. — Cornel. Gurlitt im Kunstgewerbeblatt, N. F. III (1887), S. 218 ff., 240 f. — Starcke, Lübeckische Kirchenhistorie (an den im Register angeführten Stellen). Th. Hach.

Wessely: Eduard W., Bildhauer, geboren zu Bürgstein (bei Haida in Böhmen) am 31. Januar 1817, † zu Prag am 24. October 1892, Sohn des Bildhauers Anton W., kam, nachdem er schon im zweiten Lebensjahre den Vater verloren, zu seinem Großvater, dem Bürgsteiner Holzschnitzer Franz Wessely. Nebst guter Schulbildung erhielt der Knabe hier seiner Neigung nach Unterricht in der Holzschnitzerei, und wurde dann behufs weiterer Ausbildung, 1830, beim Prager Holzbildhauer Wenz. Schuhmann untergebracht. Es war das die Werkstätte, in welcher auch die berühmt gewordenen Bildhauer Joseph und Emanuel Max ihre Lehrjahre verbracht hatten. Dort vorerst nur im Schnitzen von Ornamenten eingeübt, gewann W. nach seiner Aufnahme in die Akademie für bildende Kunst, doch bald den Muth zu figuralen Ausführungen, wofür ihn die ebenso umsichtige wie liebevolle Schulung Director Kadlik's (s. A. D. B. XIV, 785) ermuthigte. Dem erfolgreichen Fortschreiten entsprachen auch die 1838 und 1839 erworbenen „akademischen Preise“. Von 1845 an war W. Schüler von Joseph Max, der ihm Anleitung gab für das Modelliren in Thon, wie für die Bearbeitung des Sandsteins. Nach kurzem auch dessen Assistent im Modellirunterricht an der Gewerbeschule, von 1848—1863 selbständiger Lehrer des Modellirens an der Gesellenschule des Katholikenvereins, trat W. in dieser Periode bereits mit künstlerischen Leistungen in die Oeffentlichkeit. Sein Können erweiterte sich

bedeutend durch wiederholte Reisen — nach Nürnberg, München, Wien und Oberitalien. Seine Ausführungen kennzeichnet von da ab entschieden jene der Idee des Gegenstandes angemessene Formgebung und seine Individualisirung, die es eben zuwege bringt, daß monochrome plastische Gebilde als geistig belebte Wesen auf den Beschauer wirken. In rascher Folge entstanden Werke in Holz, Stein, Alabaster, Elfenbein und in Marmor. Vorwiegend zwar mit Aufträgen für Kirchen bedacht, kam er dennoch zu einer Reihe außerkirchlicher, monumentaler Darstellungen. So die Apostelfiguren am alten Uhrwerke des Prager Altstädter Rathhauses; sieben geschichtliche Gestalten für das fürstlich Rohan'sche Schloß Sichrow; eine Anzahl von Modellen zu Decorationen in den Sälen des großherzoglichen Museums zu Weimar; die Modelle zu den Prager Straßen-Gascandelabern u. s. w. Das Jahr 1874 brachte W. wieder in die Lehrthätigkeit, und zwar als Lehrer des Modellirens an der Prager Staatsoberrealschule. Bei seiner großen Rüstigkeit erlitt dadurch sein Schaffen keine Einbuße. Ein mir von ihm noch bei Lebenszeit übermitteltes Verzeichniß seiner hervorragendsten Werke, zeugt überhaupt von einer unerschöpflichen Thatkraft bis in sein hohes Alter. — Nach dem Zeitlaufe geordnet, beginnt das Verzeichniß von 1851 an, mit einem 1,90 m hohen Crucifix (aus Lindenholz) für Miklos in Ungarn; aus 1852, vier Terracotten für das gothische Mausoleum des St. Lucasaltars in der Teinkirche zu Prag; Madonna — 1,90 m hoch, für die Seminarkirche zu Budweis (1858); Crucifix mit zwei anbetenden Engeln für Saaz (1859); die gleiche Darstellung für den Hochaltar der Karlshof-(Prager) Kirche; zwei Statuen, St. Wenzel und St. Johann Nep. (1,90 m hoch) für die Abteikirche zu Braunau in Böhmen (1860); St. Peter und Paul (1,90 m) nach Kalsching (1861); St. Johannes Bapt. und St. Joseph, für Reichsstadt (1864); sechs Statuetten für die Kanzel der Prag-Karolinenthaler-Kirche (1864); neun Statuetten zum gothischen Seitenaltar in der Teinkirche (1865); Statue des hl. Wenzel, 2,50 m hoch, aus Sandstein; vier Statuen, die hl. Wenzel, Maximilian, Barbara und Katharina darstellend, 1,90 m hoch für die Kirche in Wodlochowitz (1868—1871); Madonna mit dem Jesuskinde (1869); Immaculata, 1,74 m hoch; vierzehn kleinere Statuen für die Domkirche in Königgrätz; Madonnen für Radlow, Tarnow und Zarow in Galizien; Crucifix 1,40 m hoch, für Heiligenkreuz (Böhmen, 1864); zwölf Statuen für die Decanatkirche zu Politschka (1861—1871); sechs Statuen böhmischer Landespatrone für die Piaristenkirche in Nepomuk; Statue der hl. Klotilde, 1 m hoch, für die Friedländer Schloßcapelle (1872); Christus als Gärtner, 1 m, für Rokitzan; St. Peter, Paul, Wenzel und Adalbert, für Prelautsch; für die Stadtkirche in Aussig an der Elbe: den Salvator, den Gekreuzigten, St. Joseph mit dem Kinde, St. Antonius und Franciscus, St. Barbara und Katharina, den Pastor Bonus, die Trinität und als Gruppe den Gekreuzigten mit Maria und Johannes aus 1873—74; zehn Statuetten für einen gothischen Altar in der Schloßcapelle zu Miramare; zwei Terracotten für das Grabmal des Grafen Franz Thun-Hohenstein, Kunst und Wohlthätigkeit vorstellend (1874); Christus und die vier Evangelisten an die Kanzel der Kirche zu Schlan; Crucifix (1,70 m) in das Stift zu Marienbad (1875). Im selben Jahre vollendete er noch Altarfiguren für die Gotteshäuser in Königgrätz, Dimokur, Königsaal und St. Adalbert in Prag. — Der Folgezeit gehören sechs Statuen von 1,75 m Höhe, für die Prager St. Ignatiikirche an; die letztvollendete datirt aus 1883; im J. 1884 entstanden nebst der Madonna, die Statuen des hl. Franz v. Assisi und der hl. Elisabeth, für das kaiserliche Oratorium in der Prager Domkirche; zugleich eine prächtige Kindergruppe am Giebel der Orgel im Künstlerhause „Rudolphinum". Ins Jahr 1887 gehören eine große Kreuzigungsgruppe für die fürsterzbischöfliche Schloßcapelle in Breschan bei Prag und sieben Statuen für die Erkercapelle

des Prager altstädtischen Rathhauses. Als letzte Werke Wessely's, an welchen er mit besonderer Vorliebe arbeitete, sind die für das Gotteshaus seines Heimathsortes, Bürgstein, zu nennen. Es ist die überlebensgroße, polychromirte heilige Katharina von Alexandrien am Hochaltare und der gekreuzigte Heiland über dem Scheidebogen des Presbyteriums. Beide entstanden von 1890 auf 91. Echter Künstler, dem es anlag für die bescheidenste Entlohnung Gediegenes zu leisten, auch anderweitig anspruchslos, genoß Wessely ungesucht allgemeine Hochachtung; diese galt ebenso dem liebenswürdigen Kunstgenossen, wie dem musterhaften Familienvater. In sachlicher Richtung, für die Holzbildhauerei, entstand durch seinen Tod in Prag eine nicht leicht wieder auszufüllende Lücke.

Bohemia, 26. Oct. 1892. — Eigene Aufzeichnungen.

Rudolf Müller.

Wessely: Joseph Eduard W., Kunstschriftsteller († 1895), wurde geboren am 8. Mai 1826 in Welletau in Böhmen als der erstgeborene Sohn eines Mühlenbesitzers Franz Wessely. Dem Wunsche seiner Mutter Anna geb. Falta gemäß schlug er die geistliche Laufbahn ein. Er besuchte zunächst von 1834—43 das Gymnasium zu Jungbunzlau und bezog dann die Universität Prag, wo er von 1843 bis 1850 weilte und neben den vorgeschriebenen Lehrgegenständen auch Vorlesungen über classische Litteratur, griechische Philologie, Aesthetik, Geschichte der Philosophie, Staatsgeschichte u. s. w. hörte. Am 1. October 1845 trat er in den ritterlichen Orden der Kreuzherren mit dem rothen Stern; 1850 wurde er zum Priester ordinirt. Da er von Jugend auf eine besondere Vorliebe für die Kunst empfand, so besuchte er auch die Prager Malerakademie. Der Großmeister seines Ordens J. Beer leistete diesen künstlerischen Bestrebungen Wessely's kräftigen Vorschub und ertheilte ihm 1856 auch die Erlaubniß, zu seiner weiteren Ausbildung auf ein Jahr nach Italien zu gehen, wo er die längste Zeit in Rom zubrachte und sich besonders mit dem Copiren mehrerer classischer Gemälde beschäftigte. Schon früher (1852) hatte er begonnen, Kupferstiche zu sammeln, und seit 1855(—1869) war er auch in der Radirkunst thätig. Diese Beschäftigung setzte er mit regem Eifer in Wien fort, wo ihm 1861 die Seelsorge der Pfarre St. Karl auf der Wieden anvertraut wurde und wo die reiche Kunstsammlung der Albertina u. a. seinen Arbeiten trefflich zu statten kam. Erweitert wurde sein Blick 1865 durch eine längere Studienreise durch Deutschland, Holland und Belgien und einen Besuch der Museen in London und Paris. In demselben Jahre trat er zum ersten Male als Schriftsteller hervor mit einem Werke über Wallerant Vaillant (2. Aufl. 1881). Der Erfolg, den er hiermit hatte, bestimmte ihn, auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts zu schreiten. Im J. 1866 verließ er den Orden und seine österreichische Heimath und trat in Breslau, wohin er sich zunächst begab, zu der evangelischen Kirche über. Er schlug sich anfangs mit der Einnahme aus seiner schriftstellerischen Thätigkeit ehrlich durch und siedelte dann nach Berlin über, wo er vom 1. Januar 1869 ab als Diätar am Kgl. Kupferstichkabinette beschäftigt wurde. Inzwischen hatte er sich mit Katharine Bourdet geb. Tille, der Wittwe seines Freundes des Landschaftsmalers Karl Joseph Bourdet in Wien († 1859) verheirathet. Am 1. Mai 1877 wurde er zum Directorialassistenten der Kgl. Museen ernannt. Wenige Monate später (6. Juli) starb in Braunschweig der Kupferstecher Friedrich Knolle, der als Inspector des Herzoglichen Museums die dringend nothwendige Neuordnung von dessen reicher Kupferstichsammlung begonnen hatte. Bei der umfassenden Kenntniß, die W. von Kunstdrucken jeder Art besaß, erschien er für die Fortsetzung der Arbeit als der geeignete Mann, und es gelang ihn für diese Aufgabe zu gewinnen. Am 1. April 1878 trat er seine Stellung als Museumsinspector in Braun-

schweig an, und er hat hier mit ausdauerndem Fleiße, großer Sorgfalt und Sachkunde die Kupferstichsammlung der Anstalt von Grund aus neu geordnet und katalogisirt; durch das liebenswürdige Wesen, mit dem er hier den Benutzern stets entgegen kam, steht er bei ihnen allen in bestem Andenken. Unterm 17. December 1885 wurde ihm der Professortitel verliehen. Neben seinen dienstlichen Arbeiten entfaltete W. noch eine rege schriftstellerische Thätigkeit; er verfaßte theils Monographieen über einzelne Künstler und ihre Werke, wie Jan de Visscher und Lambert Visscher (1866), über Alb. Bloteling (1867), in dem Krit. Verzeichnisse von Werken hervorragender Kupferstecher (Hamburg 1887—89) über Georg Fr. Schmidt (B. 1), Rich. Earlom (B. 2), John Smith (3), Adriaen van Ostade (5) und Jacob Gole (6), theils schrieb er allgemeinere Werke über die Kupferstechkunst und ihre Geschichte, wie den zweiten Band des von Andresen unvollendet hinterlassenen „Handbuchs für Kupferstichsammler" (1873, Ergänzungsheft 1885), eine „Anleitung zur Kenntniß und zum Sammeln der Werke des Kunstdrucks" (1876, 2. Aufl. 1886, ins Russische übersetzt 1882); „Das Ornament und die Kunstindustrie auf dem Gebiete des Kupferstichs" B. I, II (1876—77), „Die Maler-Radirer des 18. Jahrh." (1877), eine „Geschichte der graphischen Künste" (1891); theils behandelte er wie in seiner „Iconographie Gottes und der Heiligen" (1874) besondere kunstarchäologische Stoffe oder auch Gegenstände von vorwiegend culturgeschichtlicher Bedeutung, wie in seinen „Landsknechten" (1877) u. a.; außerdem schrieb er eine große Anzahl von Aufsätzen in verschiedenen Encyclopädien, Zeitschriften und Zeitungen, sowie eine erhebliche Reihe von Artikeln für die Allg. D. Biogr. — Ein Schlaganfall, der W. am 25. Juli 1892 traf, nöthigte ihn zur Beschränkung seiner Thätigkeit; er erlangte die alte Frische nicht wieder, litt an Herzschwäche und ist am 17. März 1895 der Influenza erlegen. Ihn überlebten außer seiner Wittwe (die am 1. Mai 1896 starb) fünf Kinder, von denen einige aus der ersten Ehe seiner Frau stammten. Das älteste von diesen, Karl Bourdet, ist Professor an der Kgl. Kunstakademie und Kunstgewerbeschule in Leipzig. P. Zimmermann.

Wessely: Josefine W., Schauspielerin, wurde nach ihrer eigenen Angabe am 18. März 1860 in Wien als die Tochter eines ehrsamen und wohlhabenden Schuhmachermeisters geboren, der ihr eine gute Erziehung zu Theil werden ließ, indem er sie in ein Mädchenpensionat schickte. Hier mußte sie in einer der üblichen Faschingsaufführungen die Hauptrolle in dem Einacter: „die Milchschwestern" spielen. Seitdem stand der Entschluß bei ihr fest, ihr Leben der Bühne zu widmen. Erst dreizehn Jahre alt, aber körperlich über ihr Alter entwickelt, erhielt sie die Erlaubniß, bei dem Schauspieler Friese dramatischen Unterricht zu nehmen. Es zeigte sich jedoch bald, daß Friese nicht die geeignete Persönlichkeit zur Ausbildung ihres Talentes war. So blieb sie eine Zeit lang sich selbst überlassen, bis sie nach Eröffnung der Schauspielschule am Wiener Conservatorium Gelegenheit fand, sich an dieser Anstalt für ihren späteren Beruf vorzubereiten. Sie trat hier zum ersten Mal öffentlich als Franziska in Laube's „Karlsschülern" auf und erntete sofort lauten Beifall. Dadurch wurde Dr. Förster auf sie aufmerksam und engagirte sie für das Leipziger Stadttheater, dessen Leitung ihm kurz vorher übertragen war. Am 1. Juli 1876 erfolgte ihr Debüt in Leipzig als Luise in Schiller's „Kabale und Liebe". Sie fand bei dem Leipziger Publicum enthusiastische Aufnahme und galt bald als dessen erklärter Liebling, namentlich nachdem sie in Berlin im Juli 1877 durch ihre Betheiligung an dem Gastspiel der Wiener Burgschauspieler Lewinsky, Hartmann und Hallenstein allgemeines Aufsehen erregt hatte. Die hauptsächlichsten Rollen, in denen sie in jener Zeit auftrat, waren Melitta in Grillparzer's „Sappho", Emilia Galotti,

Luise Millerin, Clärchen in Goethe's „Egmont", Marie Beaumarchais in dessen „Geschwistern" und Gretchen im „Faust". Nach einem erfolgreichen Gastspiel wurde sie am 7. Mai 1879 trotz ihrer Jugend an die Wiener Hofburg engagirt und schon im J. 1884 durch ein kaiserliches Decret lebenslänglich für dieses Institut verpflichtet, nachdem sie einige Jahre vorher bei Gelegenheit der Münchener Mustervorstellungen durch die Verleihung der Ludwigsmedaille ausgezeichnet worden war. Aber obwol es ihr auch in Wien gelang, gelegentlich große Erfolge zu erzielen, blieben ihre Leistungen doch von der Kritik nicht unbestritten. Ihre Stellung war nicht entfernt so sicher wie in Leipzig, und sie hatte mancherlei Anfeindungen und Zurücksetzungen zu erfahren. Ob diese unangenehmen Verhältnisse oder nur die Ueberanstrengung in ihrem Beruf den Grund zu ihrem Leberleiden, dem sie am 13. August 1887 in Karlsbad erlag, gelegt haben, mag dahingestellt bleiben. Zum letzten Mal trat sie in Wien am 2. Mai 1887 in der Titelrolle von Dumas' Fils „Denise" auf. Sie war seit längerer Zeit mit dem Grafen Dufour-Waldenrode verlobt, starb aber kurze Zeit vor der festgesetzten Vermählung. Bei ihrem Begräbnisse in Wien zeigte sich, wie groß die Zahl ihrer Verehrer auch in der Kaiserstadt war, da sich alle Schichten der Bevölkerung daran betheiligten.

Vgl. Wurzbach L, 172—173. — Dekamerone vom Burgtheater. Wien, Pest, Leipzig 1886. S. 287—294. — An der schönen blauen Donau. Wien 1886. I, S. 225. — L. Meiche, Erinnerungen an Josephine Wessely, Leipzig 1887. — Deutscher Bühnen-Almanach. 52. Jahrg. Hsrg. von Th. Entsch. 1888. S. 275. 276. H. A. Lier.

Wessely: Moritz August W., Arzt, als Sohn eines Arztes am 15. October 1800 zu Bleicherode (Regbez. Erfurt) geboren, studirte in Halle und Göttingen, erlangte an letztgenannter Universität 1823 mit der Inaugural-Abhandlung: „Diss. sistens icteri gravioris observationem singularem" die Doctorwürde, hielt sich darauf 5 Jahre lang in Paris auf, wo er sich besonders unter Civiale in der operativen Technik zur Behandlung von Steinleiden ausbildete, kehrte darauf nach Deutschland zurück, absolvirte das Staatsexamen in Berlin, trat zum Christenthum über und ließ sich als Arzt zunächst in seiner Vaterstadt, später in Nordhausen nieder, wo er trotz mehrfacher anderweitiger ehrenvoller Berufungen ständig verblieb und als herzoglich nassauischer Geheimer Hofrath und königlich preußischer Sanitätsrath am 7. März 1850 starb. Er war ein scharfsinniger Beobachter und tüchtiger, besonders als Chirurg und Steinoperateur geschätzter Arzt. 1848 übernahm er an Stelle des durch seine parlamentarische Thätigkeit in Frankfurt abgehaltenen Dr. W. Hoffbauer vorübergehend die Redaction der „Allgemeinen Medicinischen Central-Zeitung", gründete später selbst ein ähnliches Blatt zusammen mit L. Bloedau unter dem Titel: „Neue Zeitung für Medicin" und „Medicinal-Reform", das zu Anfang 1849 ins Leben trat und einen großen Leserkreis fand. W. war übrigens ein Nachkomme des berühmten jüdischen Gelehrten und Dichters Hartwig Naphthali W. Ein Sohn von W. ist der Berliner Sanitätsrath August Hermann W.

Biogr. Lex. VI, 250. Pagel.

Wessely: Wolfgang W., Orientalist und Rechtsgelehrter, geboren zu Trebitsch in Mähren im J. 1801 als Sohn eines jüdischen Arrendators, genoß — zum Rabbiner bestimmt — die traditionelle einseitige Erziehung als „Bachur". Erst mit 14 Jahren gelangte er dazu, einen moderneren Bildungsgang einschlagen zu können. Unter Entbehrungen studirend absolvirte er in Prag das Gymnasium, bezog die Universität und erlangte 1828 die philosophische, 1833 die juristische Doctorwürde. Während er in Prag das Amt eines Religionslehrers bekleidete, bereitete er sich für die akademische Laufbahn vor. Das Jahr 1847 findet ihn

als Privatdocenten für hebräische und rabbinische Sprache und Litteratur an der philosophischen Facultät in Prag. Im J. 1848 wurde er mit anderen Juristen von dem Justizminister Frhrn. v. Sommaruga zum Studium des reformirten Strafverfahrens in die Rheinprovinzen und nach Belgien gesandt; sein Bericht soll auf die nachfolgende erste Einführung der Schwurgerichte in Oesterreich von Einfluß gewesen sein. Im folgenden Jahre habilitirte er sich an der juridischen Facultät in Prag, wurde 1851 außerordentlicher Professor an der philosophischen, 1852 außerordentlicher, 1861 ordentlicher Professor an der juridischen Facultät und bekleidete beide Aemter bis an sein Lebensende, 21. April 1870. An der philosophischen Facultät las er über hebräische Grammatik, Litteratur und Archäologie, an der juristischen über Strafrecht, Strafproceß, Encyclopädie, Rechtsphilosophie und Völkerrecht.

Die litterarischen Arbeiten Wessely's sind zumeist in Zeitschriften zerstreut. Unter den selbständigen Publicationen wären bemerkenswerth: Ein biblischer Katechismus unter dem Titel: „Netib Emuna“, der als Leitfaden zum jüdischen Religionsunterrichte viel benutzt wurde, eine Ausgabe der jüdischen Gebete mit deutscher Uebersetzung, und eine Monographie über die Befugnisse des Nothstandes und der Nothwehr nach österreichischem Rechte (1862). Eine größere Arbeit über mosaisches und talmudisches Recht blieb leider unvollendet; Bruchstücke davon sind in der „Neuzeit“ (Wien 1869, 1870) veröffentlicht.

Ungewöhnliche Vielseitigkeit und eiserner Fleiß charakterisiren W. als Gelehrten. Eine politische Rolle hat der bescheidene Mann nie spielen wollen; und dennoch hat er in einer innerpolitischen Frage eine hervorragende Stellung eingenommen. In dem Kampfe der Juden um Gleichberechtigung war er einer der thatkräftigsten Anführer und Bahnbrecher. Die meisten seiner Auszeichnungen und Ehrenstellen, von dem Convictsstipendium des armen Studenten bis zum Ordinariate an der altehrwürdigen Karl Ferdinands-Universität, hat er als erster, oder zum mindesten als einer der ersten Juden in Oesterreich erlangt. Sein Ansehen innerhalb des Judenthums benutzte er, um in fortschrittlichem Sinne zu wirken.

Wurzbach 50, 182. — Teichmann in v. Holtzendorff's Rechtslexicon, 3. Aufl. — „Presse“, Wiener Abendbl. v. 22. April 1870. — Augsburger Allg. Ztg. 1861, S. 4177a; eod. 1870, S. 1825 f. (Auszug aus der „Presse“). — „Die Neuzeit“, Wien, 29. April 1870.

Alexander Löffler.

Wessenberg: Ignaz Heinrich Karl Freiherr von W., Herr zu Angringen und Feldkirch im Breisgau, geboren zu Dresden am 4. November 1774, † zu Konstanz am 9. August 1860. Der Vater, Karl Philipp v. W., war zur Zeit der Geburt kursächsischer Conferenzminister und Obersthofmeister, die Mutter eine geborene Gräfin Thurn-Valsassina, sie starb im J. 1779. Seine Kinderjahre verlebte er beim Großvater in Feldkirch (Pfarrdorf im Dekanat Breisach), dessen Patronat der Familie v. W. zusteht, unter der Leitung eines geistlichen Hofmeisters. Auf den vortrefflich veranlagten Knaben übte der tief religiöse, patriotisch gesinnte und aufgeklärte Vater großen Einfluß. Nach eigener Erzählung machte ihn der im zehnten Jahre genossene Beichtunterricht zum Skrupulanten. Der Ausbruch der Revolution von 1789 machte auf den Jüngling wie auf viele begabte Männer einen tiefen Eindruck, auch er sah in ihr „die Morgenröthe neuer goldner Zeiten aufgehen“; der die Familie treffende Verlust eines bedeutenden Besitzes im oberen Elsaß erschütterte seine Auffassung nicht. Zu diesen Eindrücken gesellte sich die große Verehrung des Vaters vor Kaiser Josef II., dessen Tod der Vater den Kindern mit den Worten kundgab: „es müßten schwere Prüfungen bevorstehen, da ein solcher Regent so früh aus dem

Leben geschieden sei". Im Herbst 1790 kam er mit dem älteren Bruder Johann Philipp an die von Exjesuiten geleitete Schule bei St. Salvator in Augsburg. Die Methode des Unterrichts sagte dem Jüngling, trotz der Fortschritte, die er machte, nicht zu. Nachdem er im J. 1792 eine Dompräbende an dem Hochstifte zu Konstanz und eine zweite an dem zu Augsburg, eine dritte in Basel erhalten hatte, willigte sein Vater ein, daß er Augsburg verließ und sich dem Studium der Theologie in Dillingen zuwandte. Der Unterricht des Philosophen Josef Weber, des Dogmatikers Benedict Zimmer, welche in Kant's Geiste lehrten, und Sailer's wurde für seine Richtung entscheidend. Die Entfernung Sailers vom Dillinger Lehramte (November 1794) verleidete ihm diesen Ort, der Tod seines Vaters folgte bald. Er ging jetzt nach Würzburg, wo er neben theologischen Vorlesungen namentlich bei Samhaber und Schmidlein hörte und an den schriftlichen Uebungen derselben mit großem Erfolge theilnahm. Für sein Leben von Bedeutung wurde, daß er in Würzburg den damaligen Coadjutor von Mainz und Konstanz Karl Theodor v. Dalberg persönlich kennen lernte. Im J. 1796 ging er nach Wien und hörte hauptsächlich bei Dannenmayr. Seine Stellung brachte ihn in die höchsten Kreise und zur Begegnung mit Männern wie seinem Vetter Metternich, dem letzten Reichsvicekanzler F. v. Colloredo-Mansfeld, Johannes v. Müller u. a. Der Aufenthalt selbst gab ihm vor allem einen tiefen Einblick in das Getriebe, welches sich infolge des Friedens von Campo Formio (17. October 1797) einstellte, in dem jeder auf Kosten des anderen zu gewinnen suchte. Von neuem traf W. auch mit Dalberg in Wien zusammen, welcher im Auftrage seines Coadjutus, des Fürstbischofs von Konstanz, Maximilian Christoph v. Rodt, den Plan des Kurfürsten von Trier und Fürstbischofs von Augsburg, Clemens Wenzel von Sachsen, die Gebiete des Bischofs von Konstanz und Fürstabts von Kempten als Entschädigung für die Verluste auf dem linken Rheinufer zu erhalten, welcher Plan vom kurtrierischen Minister v. Dominique in Wien betrieben wurde, zu durchkreuzen suchte. W. verließ Wien im Frühjahr 1798 und schlug seinen Wohnsitz in Konstanz auf, wo er den Studien oblag. Eine Unterbrechung bildete im folgenden Jahre der Beisitz in der geistlichen Regierung zu Augsburg, welcher ihm wegen der dort herrschenden Grundsätze nicht behagte. Es beginnt mit dem Jahre 1800 eine entscheidende Wendung in dem Leben Wessenberg's. Um dessen öffentliches, mit dem Jahre 1801 beginnendes Wirken zu verstehen, ist es nothwendig, sich den Einfluß klar zu machen, welchen die genannten Lehrer auf ihn geübt haben. Dazu kommt der Eindruck der politischen Ereignisse, nicht minder der von dem Wirken des Würzburger Fürstbischofs Franz Ludwig v. Erthal, welches der Nachfolger in gleichem Geiste fortsetzte, die geistige Strömung, welche in dem größten und bedeutendsten Theile der katholischen Litteratur jener Zeit herrschte, und in den Grundsätzen der Humanität und Duldung, der Bekämpfung der päpstlichen Uebergriffe, des Jesuitismus ihr Ziel sah. Auch die genaue Kenntniß der kirchlichen Zustände, die sich gerade in dem rein katholischen Oesterreich und in den geistlichen Gebieten gebildet hatten, trugen bei. Zweifelsohne hat seit 1800 Dalberg einen großen Einfluß auf W. gehabt. Dieser war mit dem Tode des Fürstbischofs v. Rodt (14. Januar 1800) Bischof von Konstanz geworden und bot ihm das Generalvicariat dieser Diöcese an, zu welcher ein großer Theil der Schweiz (23 Dekanate, die heutigen Kantone Zürich, Luzern, Uri mit Ausnahme des Thales Ursere, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug, Appenzell, St. Gallen mit einigen Ausnahmen, Schaffhausen, ein Theil von Aargau, Thurgau, Solothurn östlich der Aar) gehörte. Bevor er dies Amt antrat, was anfangs 1802 geschah, brachte er eine Zeit bei seinem erkrankten Oheim, dem Dompropst Grafen Thurn in Regensburg zu. Hier gab er sich große Mühe, die Säcularisation

zu verhindern und trat in der Schrift „Ueber die Folgen der Säcularisation" (Zürich 1801), welche anonym erschien, während des Regensburger Aufenthalts dafür ein, daß der Lüneviller Friede nur eine theilweise Säcularisation gemeint haben könne, wie eine solche allein dem Westfälischen Frieden bekannt sei, nicht die zuerst von katholischen Fürsten vorgenommene Vernichtung. Er sieht als Folgen der gänzlichen Säcularisation den Untergang der deutschen Staatsverfassung, die Unterdrückung der katholischen Kirche, die Verschlingung der kleineren Staaten durch die größeren, den Niedergang des Kaiserthums und den Verfall des Hauses Habsburg, die Unsicherheit des Eigenthums u. s. w. Daß diese Bestrebungen erfolglos blieben, kann nicht Wunder nehmen, wenn man die Strömungen und Bestrebungen in Betracht zieht, welche sofort nach dem Abschlusse des Lüneviller Friedens eintraten und in dem Reichsdeputationshauptschlusse des Jahres 1803 ihren vorläufigen Abschluß fanden. Glücklicher war W., der im selben Jahre 1801 von Dalberg in die Schweiz entsandt wurde, um die Rechte und Güter der Hochstifte und deutschen Reichsstände in der Schweiz zu retten; die Mission gelang ihm dergestalt, daß P. Pius VII. in einem Breve vom 20. November 1801 seine Anerkennung und seinen Dank ausdrückte. Es war dies der erste und einzige Fall, in welchem W. sich des Wohlgefallens der Curie zu erfreuen hatte. Mit dem Jahre 1802 begann die Thätigkeit desselben als Generalvicar. Er war 27 Jahre alt, hatte keinerlei praktische Erfahrungen in der Seelsorge, welche er als bloßer Minorist nicht üben konnte, nicht geübt hatte; gewiß besaß er viele und schöne Kenntnisse und den besten Willen. Er sagt (Beck S. 96): „Das Bild eines großen geistig religiösen Berufes stand mir unaufhörlich vor der Seele, mein fester Entschluß, ganz diesem Berufe zu leben und ihm mit Beseitigung aller selbstischen Rücksichten mein volles Kraftmaß zu widmen, brachte Klarheit, Heiterkeit und Zuversicht in mein Inneres, die mich mitten unter Kämpfen und Mühseligkeiten stets aufrecht erhielten und nie verzagen ließen. Ich setzte mein volles Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit und den guten Willen der vielen Einzelnen, die sich nur nach Ermuthigung von der Oberbehörde sehnten, um ein ächt christliches Leben in ihren Gemeinden zu wecken und das Gestrüpp von Mißbräuchen und Unordnungen, das ihm widerstrebte, allmählich auszurotten." Diese als Rückblick auf sein Leben und Streben geschriebenen Worte geben zweifelsohne seine Tendenz genau an. Aber wenn er schon bei Antritt seines Amtes so klar sah, ging er offenbar von einem theoretisch zusammengestellten Plane aus; denn sein Wirken liefert den Beweis, daß er nicht bloß an dem einsetzte, was noththat und für das wirkliche kirchliche Leben von unmittelbarem Erfolg sein konnte, sondern auch verschiedene Maßregeln ergriff, welche theils verfrüht, theils nicht nöthig waren, und welche gerade den Gegnern geeignete Handhaben boten, ihn zu stürzen. Hierzu kam eine unleugbare Uebereilung, alles von ihm als schlecht oder veraltet Angesehene so rasch als möglich mit Stumpf und Stil auszurotten oder zu bessern, die ihm den Blick für das verschloß, was erreichbar war. Er besaß auch ein zu großes Selbstvertrauen, dieses hinderte ihn, die vorhandenen und sich bildenden Gegenströmungen genügend zu würdigen. Wessenberg's Wirksamkeit liegt offen zu Tage in einer Reihe von Erlassen und Verordnungen. Er begann am 5. Januar 1803 damit den Seelsorgern die Pflicht einzuschärfen, an Sonn- und Festtagen Vormittags eine Predigt oder einen homiletischen Vortrag, Nachmittags eine Christenlehre zu halten, an den übrigen Festtagen mindestens die eine oder andere zu halten, weil sie „sonst ohne Seelennutzen" bleiben; er gebot in einer zweiten Verordnung vom selben Tage den Seelsorgern den fleißigen Schulbesuch, die Abhaltung des Religionsunterrichts, die Sorge für die Sommerschulen u. s. w.; eine dritte vom selben Tage ordnete die regelmäßige Abhaltung

von Pastoralconferenzen an, die durch spätere eingehend geregelt wurden; am 11. März wurde die Verlesung des Evangeliums nebst einem viertelstündigen Unterricht über einen Text desselben an Sonn- und Feiertagen befohlen. Diese Anordnungen, andere betreffend die Disciplin und das Verhalten des Clerus, insbesondere hinsichtlich des Wirthshausbesuches, Verordnungen über den Geschäftsgang, über die Vorbildung, die Prüfung der Geistlichen, die Kirchenbücher, die Visitationen, sind in jeder Hinsicht als zweckmäßig anzusehen, sie haben unzweifelhaft zur Besserung der Zustände beigetragen und sind auch nicht Gegenstand der römischen Beschwerden geworden. Ebenso vortrefflich und unanfechtbar waren Verordnungen, welche die Mißbräuche bei den Leichenbegängnissen der Geistlichen, das Zusammenströmen von Geistlichen an den Kirchenpatronsfesten, die Einhaltung der Residenz der Pfarrer und Beneficiaten, die Communion der Kinder, die österliche Beicht und Communion und andere Dinge betrafen, namentlich die Leichenpredigten, für die nur zehn Minuten gestattet werden. Die verschiedenen Verordnungen über die Einschränkungen der Bittgänge (Wallfahrten, Processionen) und die Verminderung der Feiertage, die Verlegung der Kirchweihen u. a. lagen im Geiste der Zeit, waren ähnlich oder geradeso auch in anderen deutschen Diöcesen erlassen worden und an sich nicht zu mißbilligen, sondern zu loben, aber sie stießen an bei der gewöhnlichen Bevölkerung und boten einzelnen Geistlichen eine Handhabe. Das war noch mehr der Fall bezüglich der sehr guten Verordnung über das Opfergehen (Umgang in den Kirchen, namentlich um den Altar, wobei ein Opfer auf diesen gelegt wird, das meist dem Pfarrer zukommt), vor allem aber durch seine Anordnungen betreffs der Haustaufen, des Gebrauchs der deutschen Sprache bei liturgischen Acten, insbesondere der Frohnleichnamsprocession und der von ihm eingeführten Formulare. Ganz direct kam er in Conflict mit Rom durch eine am 10. December 1804 erlassene Verordnung über Ehegelöbnisse, welche für die rechtliche Wirksamkeit von Sponsalien die Eingehung im Pfarrhause vor Pfarrer und zwei Zeugen fordert, für die von Jünglingen unter 20, Mädchen unter 18 Jahren Zustimmung der Eltern (Vormünder) oder Ergänzung dieser durch den Richter verlangt. Manches in dieser Verordnung, worauf hier nicht eingegangen werden kann, ist sehr gut, vor allem die zweite angeführte Satzung, während die erste an sich zu weit geht; aber es ist nicht zu leugnen, daß W. vom Standpunkte des geltenden kirchlichen Rechts, welches zugleich das bürgerliche war, durch diese Verordnung seine Competenz überschritten hat. Am 15. April 1805 wurde eine Verordnung erlassen, welche befahl, von dem Nuntius in Luzern ertheilte Ehedispensen, welche ohne Mitwirkung der bischöflichen Behörde gegeben seien, nicht in Vollziehung zu setzen, sondern einzusenden, da solchen nicht von ihr untersuchten und gutgeheißenen eine Wirkung nicht zuerkannt werden könne. Damit war ein Act von schwerwiegender Bedeutung geschehen, der gewiß richtiger erst nach fruchtloser unmittelbarer Correspondenz mit dem Nuntius hätte erlassen werden sollen. Ging dieser Schritt direct gegen den Papst, so gab die Uebereinkunft mit der Regierung von Luzern vom Jahre 1806 (welche Dalberg am 1. März genehmigte; Denkschrift S. 107 ff.) in geistlichen Dingen, so manches Vortreffliche sie enthält immerhin durch einzelne Bestimmungen Anlaß zum Angriffe; sie und die behufs Errichtung des Priesterseminars intendirte Aufhebung des Klosters Wertenstein wurden in zwei Breven des Papstes vom 21. und 28. Februar 1807 scharf getadelt und ihre Aufhebung gefordert. Der für Rom angesammelte Stoff erhielt neuen Zuwachs durch das „an einige Commissariate und Decanate in der Schweiz in Betreff der gemischten Ehen" ergangene Rescript vom 3. December 1808, welches, falls gegen die Vorstellung des katholischen Pfarrers die gemischte Ehe beabsichtigt und von der Regierung bewilligt und die katholische

Kindererziehung nicht zu erreichen sei, die religiöse Kindererziehung nach dem Geschlechte zugesteht, die Verkündigung in der Kirche, die Eheeinsegnung durch den Pfarrer des Bräutigams vorschreibt, die nachfolgende „Bezeugung des Eheconsenses" vor dem andern Pfarrer zuläßt, die Taufe der Kinder nach dem Geschlechte freistellt. Das war nun freilich nicht richtig, wie das Rescript sagt, daß „es die Uebung in der katholischen Kirchenverfassung (so) mit sich bringt", da im Gegentheile der Geist der römisch-katholischen Kirchenverfassung dem entspricht, was die römische Praxis verlangte. Um zu zeigen, daß W. allzusehr Theoretiker war, sei noch auf eine Verordnung vom 18. Januar 1809 hingewiesen, welche einen Eheunterricht enthält, der am ersten Sonntag nach dem Feste der Erscheinung Christi jährlich von der Kanzel verlesen werden sollte; dazu jährlich in einer besonderen Christenlehre nur für die aus der Schule bereits entlassenen jungen Leute ein ausführlicher Unterricht über die in jedem Lande bestehenden Ehehindernisse u. s. w. Daß nichts dabei herauskommen kann, liegt auf der Hand. Am 16. März desselben Jahres erließ W. eine gute Gottesdienstordnung. Aber alles, was er zur Hebung des Schulwesens, zur Hebung der Bildung der Geistlichen, zur Besserung der Zustände der Diöcese gethan und angeordnet hatte, vermochte nicht, den Sturm abzuhalten, der sich seit dem Jahre 1811 über seinem Haupte zusammenzog. Der Nuntius Testaferata in Luzern richtete unterm 26. Januar 1811 ein Schreiben an W., worin er ihm die Ertheilung von Ehedispensen, die dem Papste vorbehalten seien, und von Entbindungen vom feierlichen Ordensgelübde u. a. vorhielt. W. antwortete am 18. März, nachdem Dalberg in einem Schreiben vom 27. Februar das Nuntiaturschreiben als „höchstanmaßlich" bezeichnet hatte, daß er, weil der Zugang zum Papste gesperrt sei, also habe handeln können, daß er aber auch in Zukunft die überflüssige Klausel „aus delegirter päpstlicher Autorität" nicht mehr gebrauchen werde. Im selben Jahre begleitete W. den Fürstprimas Dalberg zu dem von Napoleon in Paris einberufenen Concil (17. Juni bis Ende Juli), welches ohne Resultat blieb, insbesondere nicht den Erfolg der von Dalberg und W. gewünschten Errichtung einer deutschen Nationalkirche hatte. Im September 1812 weihte Dalberg ihn in Fulda zum Priester. Bald nachher trat die Wendung ein. In der Schweiz strebte man seit 1804 eine Aenderung der kirchlichen Verhältnisse an, die einen wollten gemeinsame Verhandlung aller Kantone zur Errichtung schweizerischer Bisthümer, die anderen Verhandlung der bisher zur selben Diöcese gehörigen Kantone, der „Diöcesanstände", die dritten hielten es für Sache jedes Kantons. W. hatte in allen Jahren seiner Verwaltung übersehen, daß in den Kantonen Uri, Schwyz und Unterwalden eine Richtung Platz genommen hatte, welche der seinigen schroff entgegenstand; seine liberalen Maßregeln, seine Separatabkommen mit Luzern und sein Auftreten gegen den Nuntius gaben diesem das Mittel, zu schüren und klugerweise den Gedanken der schweizerischen Selbständigkeit zu betonen. Es gelang ihm schließlich. Die zu Konstanz gehörigen Kantone, mit Ausnahme von Luzern, Zug und Aargau baten den Papst in einem Schreiben vom 16. April 1814 um die Trennung vom Bisthum Konstanz, wenn diese in aller Form Rechtens statthaben könne. Die päpstlichen Maßregeln entsprachen nicht der Bitte und Erwartung der Stände, sie setzten an die Stelle des Rechts die Willkür. Am 31. December 1814 gab der Nuntius ein päpstliches Breve vom 7. October heraus, welches scheinbar auf die Wünsche der Kantone einging, theilte aber weiter mit, daß er an Dalberg ein Breve über die vollzogene Trennung der Schweiz von der Diöcese Konstanz abgesandt habe und daß der Papst den Propst von Beromünster, Göldlin von Tieffenau, zum apostolischen Vicar für die abgetrennten Kantone ernannt habe. Das Trennungsbreve ist datirt vom 2. November 1814, das

Ernennungsbreve vom 10. Januar 1815. So hatte der Nuntius das Breve vom 7. October zurückgehalten, bis die Trennung erfolgt war, durch die Verkündigung des Verwesers vor dessen Ernennung den Papst vor die Alternative gestellt, ihn entweder zu desavouiren oder die Ernennung vorzunehmen. Die Proteste Dalberg's, des Capitels, der Kantone blieben erfolglos. Letztere beruhigten sich, Rom hatte durch Rücksichtslosigkeit gesiegt. Bevor dieses erreicht war, hatte Wessenberg's Stellung sich wesentlich verschlechtert. Im October 1813 hatte Dalberg in der Schweiz, wohin er geflohen war, dem Nuntius die Zusage ertheilt, für den schweizerischen Theil des Bisthums Konstanz einen besonderen Generalvicar in der Person eben jenes Göldlin zu bestellen. Als er dann nach Konstanz gekommen war, verschwieg er sein Versprechen, bis die schriftliche Verantwortung Wessenberg's resultatlos verlaufen war. W. forderte seine sofortige Entlassung, Dalberg ging nicht darauf ein, erfüllte das dem Nuntius gegebene Versprechen nicht, gab vielmehr W. im J. 1815 eine Urkunde, in der er ihn zum Coadjutor für Konstanz ernannte und die Erwartung aussprach, „daß die bei der Besetzung des bischöflichen Stuhles Betheiligten der Nachfolge Wessenberg's im Bisthum ihre Zustimmung ertheilen werden“. So hatte Dalberg's Charakterlosigkeit dem Nuntius die Sache leicht gemacht. Dem Wunsche Dalberg's entsprach das Capitel und die badische Staatsregierung. Der Papst aber ignorirte die Bitte um Bestätigung. Statt dieser erfolgte ein Anderes. Dalberg hatte am 24. Juli 1814 von Regensburg aus einen lamentabeln und devoten Brief über die traurige Lage der deutschen Kirche an den Papst geschrieben. Des letztern Antwort vom 2. November, also demselben Tage, der das Trennungsbreve brachte, forderte ihn auf, unter Vorhaltung seiner Vergehen, sich, wie er gelobt, gehorsam zu zeigen und „vom Amte des Generalvicars der Konstanzer Kirche zu entlassen ohne alles Zögern jenen famosen Wessenberg, über dessen verderbliche Lehren, schlechten Beispiele und verwegene Widerstrebungen gegen die Befehle des apostolischen Stuhles uns Dinge berichtet und mit den sichersten Urkunden bewiesen sind, so daß wir ihn ohne großen Anstoß für die Gläubigen und Verfehlen gegen unser Gewissen nicht länger dulden können“. Dalberg hat dies Breve nicht ausgeführt, ja es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß W. erst nach dessen Tode von ihm Kenntniß erhalten hat. W. war von Dalberg als dessen Gesandter zum Wiener Congreß geschickt; Dalberg ließ ihn in dieser Stellung, für welche er ihn wol wegen seiner Verwandtschaft mit Metternich und als jüngeren Bruder des österreichischen Ministers, bei dem er wohnte, besonders geeignet halten mochte. W. gab sich alle Mühe, beim Congresse für die Kirche das Mögliche zu retten, was hier nicht im Einzelnen ausgeführt werden kann, seine Anstrengungen blieben erfolglos. Er hat seinen Ideen auch in der ohne Druckort und anonym erschienenen Schrift „Die deutsche Kirche. Ein Vorschlag zu ihrer neuen Begründung und Einrichtung. Im April MDCCCXV“, deren Abfassung durch ihn außer Zweifel ist (die Beweise bei Mejer I, 460), niedergelegt. Sie verlangt eine Verfassung, welche „dem Episcopate in Deutschland gegen die ungebührlichen Ansprüche und Anmaßungen der römischen Curie wirksamen Schutz gewähre“, empfiehlt ein Bundesconcordat, einen Primas, möglichste Beibehaltung der alten Bisthümer, Dotation der Kirche in Grundstücken, Schutz der obersten Bundesbehörde u. s. w. Es bedarf keines Beweises, daß Rom, dem der Autor nicht unbekannt blieb, durch diese Pläne ihm nicht günstiger gesinnt wurde. Nach Beendigung des Wiener Congresses ging W. nach Frankfurt und suchte von dort aus namentlich durch eine Eingabe an die deutschen Regierungen für die Durchführung seiner Ideen zu wirken. Auf W. v. Humboldt's Ersuchen hatte er 1816 diese in einem Aufsatze niedergelegt, welcher erweitert später u. d. T. erschien „Betrachtungen

über die Verhältnisse der katholischen Kirche im Umfange des deutschen Bundes. 1818." Auch sie ist anonym, gedruckt in Karlsruhe, sicher von W. (vgl. Beck S. 224). Der Tod Dalberg's (10. Febr. 1817) hatte eine neue Wendung zur Folge. Das Konstanzer Capitel beschloß einstimmig — unter den Mitgliedern war auch Hermann v. Vicari, der spätere Erzbischof von Freiburg —, daß W. in seiner Stellung verbleiben und, solange er am Bundestage oder sonst abwesend sei, die Geschäftsführung von Dr. Reininger als Provicar fortgesetzt werden solle. Auf die Anzeige der Wahl zum Capitularvicar erfolgte mit Breve des Papstes vom 15. März die Nichtigkeitserklärung dieser Wahlen und Aufforderung zu einer neuen; es wird darin auf den Inhalt des Breve vom 2. November 1814 hingewiesen, welcher dem Capitel nicht unbekannt sei. Das Domcapitel richtete am 3. Mai an den Papst eine Antwort, die sagt, daß ihm weder des Papstes Wille der Absetzung Wessenberg's vom Amte des Generalvicars noch weniger die Gründe bekannt seien, welche den Papst zu der Nichtigkeitserklärung bewogen hätten; es wird auf dessen unbescholtenes Leben, dessen ausgezeichnete Amtsführung und hohes Ansehen namentlich beim Großherzog von Baden hingewiesen, der ihn in seiner Stellung erhalten wolle. Ein päpstliches Schreiben an den Großherzog vom 21. Mai wurde von letzterem am 16. Juni damit erwidert, daß das römische Verfahren unstatthaft sei und W. bis zur etwaigen rechtsgültigen Verurtheilung die Verwaltung behalten müsse; zugleich wird gegen die in dem Breve enthaltene Unterstellung der Diöcese Konstanz unter die Nuntiatur in Luzern Einspruch erhoben. Von diesem Beschlusse wurde dem Ordinariate Konstanz, dem Diöcesanclerus und den Staatsbehörden gleichzeitig Kenntniß gegeben. W. erklärte nach Rom reisen zu wollen, um dem Papste seine persönliche Ehrfurcht zu bezeugen und über die ihm unbekannten Anschuldigungen Aufklärung zu erbitten. Der Großherzog billigte diesen Entschluß und setzte durch ein Schreiben seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten vom 25. Juni den Kardinalstaatssecretär Consalvi hiervon in Kenntniß mit dem Ersuchen wohlwollender Aufnahme. W. reiste in Begleitung des Ex-Franziskaners Dr. Burg, welchen er zum geistlichen Rathe ernannt hatte, eines schlauen, geschäftsgewandten Mannes, welcher es einzurichten wußte, daß man ihn nicht als Genossen ansah und sich dadurch die Möglichkeit eröffnete, später als Bischof von Mainz vom Papste ernannt zu werden. Am 18. Juli 1817 kam W. in Rom an, erhielt auf die Anzeige des österreichischen Gesandten am 20. Juli Audienz bei Consalvi. Die Unterhandlungen in Rom liegen vor in Noten Consalvi's an W. vom 2. September, 16. October, 11. December 1817 und den Antworten Wessenberg's vom 12. September, 18. November, 16. December 1817. In der ersten theilte Consalvi W. die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen bezw. Beschwerden mit. Sie beziehen sich auf die bereits hervorgehobenen Punkte, sodann darauf, daß W. den Professor der Theologie, Thaddäus Dereser, trotz der Verurtheilung von dessen Lehre durch zwei Breven in Schutz genommen habe; daß für die Pfarrconcursprüfung am 5. Mai 1806 die beiden sehr verfänglichen Fragen gestellt seien: 1. „an pontificatus ab episcopatu Romano in perpetuum evelli, 2. an ille salvo ecclesiae systemate in patriarchatus commutari queat?"; daß W. über die Predigt eines Exmönchs, Alois Hekelsmüller, ein günstiges Urtheil abgegeben habe, obwol derselbe die Verehrung der Heiligen für irrig, die Andachtsübung des Rosenkranzes für lächerlich und erklärt habe, man müsse zwischen der katholischen Kirche und dem römischen Papste einen Unterschied machen; daß er schlechte Bücher verfaßt, gutgeheißen oder genehmigt habe, wodurch er offenbar dargethan habe, wie seine Lehre beschaffen sei. Es werden genannt die Jahrbücher der Curie von Konstanz, die unter seiner besonderen Leitung und Aufsicht gedruckt seien, worin (H. 8. von 1810) der Inhalt des

Buchs „Coopers Briefe" genannt werde „reiner Katholicismus" (folgt eine Angabe von Sätzen daraus, die allerdings in diametralem Widerspruche mit der katholischen Lehre stehen), Wessenberg's „Die deutsche Kirche", ein von ihm herrührendes Schriftchen „Argumenta solatii pro matribus christianis", das höchst verderbliche Lehren enthalte. W. vertheidigte sich betreffs jedes Punktes, erklärte insbesondere, daß das Breve vom 2. November 1814 „vom verstorbenen Bischof niemals weder dem Domcapitel, noch ihm mitgetheilt sei"; bezüglich Dereser's gibt er solche Auskunft, daß sie genügen konnte; die Concursfragen seien gerade gestellt worden, um sich von der katholischen Lehre der Candidaten zu vergewissern; er wies nach, daß Hekelsmüller widerrechtlich von der weltlichen Behörde entsetzt sei und die ihm imputirten Lehrsätze nicht vorgetragen habe; die Erklärung über das Coopersche Buch sagt, er habe und gewiß auch der Censor der Anzeige keine Ahnung von dessen schlechtem Inhalt gehabt und sei bereit eine Beurtheilung desselben nach den wahren Grundsätzen der Kirche verfertigen und bekannt werden zu lassen (die Anzeige ist allerdings so allgemein gehalten, daß ihr Verfasser das Schlechte nicht gemerkt hat); „die kleine Schrift, die unter dem Titel die deutsche Kirche erschienen, ist mit keiner kirchlichen Gutheißung versehen. Wenn sie Irrthümer enthält, so bin ich weit entfernt, sie gutzuheißen"; die „argumenta" habe er weder verfaßt noch habe er gehört, daß man sie ihm zugeschrieben oder daß sie die Aufmerksamkeit des h. Stuhles erregt haben. Consalvi legte W. nahe, das Amt des Capitularvicars in die Hände des Papst niederzulegen und eine Erklärung abzugeben, die etwa so lauten könne (Beck S. 291): „Er (W.) habe in Rom zwar seine vergangenen Handlungen durch Erläuterungen zu rechtfertigen gesucht; da diese aber vom h. Vater nicht durchaus befriedigend erkannt worden wären, so nähme er keinen Anstand, dasjenige was Se. Heiligkeit mißbilligt haben, gleichfalls zu mißbilligen". Hierzu konnte sich W. nicht entschließen, er erklärte in der letzten Antwort: „Nachdem ich nun meine persönlichen Gesinnungen ausgesprochen habe, welche mein großes Verlangen, den heil. Vater zu befriedigen darthun sollen, muß ich nothwendig stillstehen auf der Linie meiner Verpflichtungen gegen meinen Landesherrn, gegen das Domcapitel und die Geistlichkeit des Bisthums Konstanz und gegen Deutschland überhaupt. Diese Verpflichtungen wollen zu gleicher Zeit, wie diejenigen gegen den heil. Stuhl erfüllt werden. Ew. Eminenz werden sich leicht überzeugen, daß diese Stellung mir die wichtigsten Beweggründe darbietet, meine Rückkehr nach Karlsruhe, von wo ich mich hieher begeben habe, und wo ich von der Lage der Geschäfte meinem Landesherrn Kenntniß zu geben schuldig bin, nicht weiter zu verschieben, indem es nunmehr diesem zukömmt, dasjenige zu thun, was er angemessen erachten wird, um die Beendigung des Geschäfts herbeizuführen, nachdem ich nicht so glücklich gewesen bin, durch meine persönliche Verwendung dahin zu gelangen." Er versichert noch sich eine Ehre zu machen, jedes Opfer zu bringen, welches die Berichtigung der Angelegenheit zur Zufriedenheit aller Interessenten erleichtern könne und bittet dem Papste, den „von der Reinheit und Rechtschaffenheit seines Charakters zu überzeugen ihm unendlich am Herzen liege", diese Zuschrift vorzulegen. So reiste er unverrichteter Sache ab. Neben den amtlich betonten Gründen gab es noch andere, welche das Verhalten der Curie leiteten, so insbesondere das Verhältniß Wessenberg's zu Werkmeister, Brunner und anderen Hauptvertretern der freien Richtung. Der Großherzog von Baden erkannte nicht nur W. im Amte an, sondern befahl ihm, sich durch nichts stören und beschränken zu lassen; die Regierung veröffentlichte eine „Denkschrift", welche den Regierungen und den Decanaten zugesandt wurde. Eine Anzahl von Schriften für und gegen W. erschien. Die Vorstände der Landcapitel des Curatclerus im badischen Antheil der Diöcese Konstanz hatten

am 3. October 1817 an W. ein warmes Anerkennungsschreiben gerichtet, worin sie der Hoffnung Raum geben, „die Wahrheit werde zweifelsohne siegen und er mit der bischöflichen Mitra geschmückt zu ihnen zurückkehren, den sie mit beiden Armen umfassen und verehren werden als den ihnen durch einige Monate entrissenen, aber wiedergegebenen Vater." W. hat nicht nur bei seinen kirchlichen Gegnern, sondern auch bei anderen mannigfachen Tadel wegen seines Verhaltens in Rom und seiner Ansichten gefunden, so besonders seitens Niebuhr's, dessen Urtheil allerdings nicht als unbefangen angesehen werden kann. Erwägt man aber objectiv die ganze Handlungsweise Wessenberg's als Generalvicar und während seines römischen Aufenthalts, so kommt man zu dem Schlusse, daß er von einer falschen Voraussetzung ausgegangen ist. Offenbar ging seine Meinung dahin, daß er in seinem Streben, von welchem er sich im besten Glauben die Besserung der kirchlichen Zustände und die Herstellung einer Kirchenreform in Deutschland versprach, welche ein ideales Verhältniß zwischen Kirche und Staat herbeiführen würde, die feste Unterstützung seitens der badischen und anderer Regierungen finden werde. Er bedachte aber nicht, daß diese Factoren weder das gleiche Interesse, noch die gleiche Einsicht mit ihm hatten; er übersah, daß sich eine Strömung geltend machte, welche es Rom ermöglichte, den Bogen recht scharf zu spannen; er wurde sich nicht darüber klar, daß die staatliche Politik auf Regelung der kirchlichen Verhältnisse in jedem einzelnen Lande ging und sich wenig um andere kümmerte, wenn dieses gelang; endlich ließ er sich allzusehr von seinem guten Bewußtsein und der Schätzung seines Wirkens leiten. Nur so erklärt es sich, daß er auf den Weg nicht ging, welchen man ihm in Rom zeigte. Denn wenn er wirklich sich die Kraft zutraute zu reformiren und persönliche Opfer zu bringen bereit war, wie er das wiederholt versicherte, so durfte er die ihm abgeforderte Erklärung geben, um in die Stellung zurückzukehren, welche er einnehmen wollte. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß manche seiner Handlungen nicht berechtigt waren, und daß in Wirklichkeit von ihm nicht viel verlangt wurde. W. war, und darin lag seine Niederlage begründet, unfähig sein Unrecht einzusehen, weil er in dem Gesichtskreise des von ihm erstrebten Zustandes diesen als Maßstab für die Beurtheilung seiner Handlungen selbst anlegte und von Rom forderte, aber vergaß, daß dieses sich nur an das hielt und füglich halten konnte, was nach der einmal eingetretenen Entwicklung Recht war. W. glaubte mit dem Papste gegen den Papst gehen zu können. Das war sein Grundirrthum.

W. hielt sich nach der Rückkehr von Rom bis zum Herbst 1818 in Feldkirch auf, seitdem in Konstanz. Das bairische Concordat wurde in der angeführten badischen Denkschrift indirect, in verschiedenen Zeitungsartikeln von W. und seinen Anhängern angegriffen, weil es dessen System durchkreuzte; man stellte es als warnendes Beispiel dafür auf, daß Rom aus den Einzelverhandlungen siegreich hervorgehe und nur ein gemeinsames Vorgehen nützen könne. Ein solches bezweckten die „Frankfurter Conferenzen", welche in den Bestrebungen Wessenberg's seit seiner Rückkehr von Wien ihren Ursprung haben und von der badischen und württembergischen Regierung durchgesetzt wurden. Die auf diesen Conferenzen angenommene Declaratio für die Gestaltung der katholischen Kirchenverhältnisse und die späteren Acte der Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz (Kirchenpragmatik, landesh. Verordn. v. 30. Jan. 1830) fußen auf den Ideen von Wessenberg, Werkmeister und Koch. Am 16. August 1821 war die Circumscriptionsbulle für die Oberrheinische Kirchenprovinz Provida solersque erlassen worden, im Februar 1822 forderte die badische Regierung die Decane auf, drei Namen auf Zetteln geschrieben für den Vorschlag der Ernennung des Erzbischofs von Freiburg einzusenden. Alle Zettel enthielten an erster Stelle

den Namen Wessenberg's. Der Großherzog Ludwig, der am 8. December 1818 zur Regierung gelangt war, hatte zu W. keine Zuneigung und wußte sehr gut, daß W. in Rom unmöglich war, er wollte unter jeder Bedingung die Beilegung des Streites und die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles. Er setzte W. mit Schreiben vom 12. März, das sich absichtlich unklar ausdrückt, von der Wahl in Kenntniß und gab es Burg zur Zustellung mit dem Auftrage, W. zur Ablehnung zu bewegen. W. lehnte nicht ab, sondern erklärte, man müsse selbst wissen, was man thun wolle. Der Großherzog nahm eine Ablehnung an. Damit war Wessenberg's Candidatur gefallen. Die an ihn ergangene Aufforderung, seine Stelle als Capitularvicar an Boll abzutreten, nachdem er am 11. December 1824 in einem Briefe an Burg erklärt hatte, er werde einem apostolischen Vicar nicht weichen, lehnte er in einem gereizten Schreiben an Burg vom 24. December ab, weil er nicht in der Welt sei, um Komödie zu spielen, dessen Vorschlag sein Pflicht- und Ehrgefühl verwunde. Auch dieser Brief zeigt, wie Mejer, der ihn abdruckt (Zur Gesch. der röm.-deutschen Frage III, 335), mit Recht bemerkt, daß W. sich im Irrthum befand hinsichtlich der Ansichten der Curie, der Stellung der Regierungen und des canonischen Rechts. Am 15. October 1827 wurden vom päpstlichen Executor v. Keller die Bullen publicirt, der zum Erzbischof von Freiburg ernannte Bernhard Boll wurde am 27. October als Erzbischof installirt. W. richtete an den Klerus ein Abschiedsschreiben, welches den letzten Act seiner kirchlichen Thätigkeit bildet. Im J. 1833, bis wohin er als Mitglied des grundherrlichen Adels in der Ständekammer saß, legte er auch dieses Mandat nieder und lebte seitdem zu Konstanz der Wissenschaft und der Nächstenliebe dienend ein zurückgezogenes Dasein, welches nur Reisen nach Italien, Frankreich, Spanien, Belgien und Holland unterbrachen, die zur Erweiterung seiner Studien und zur Befriedigung seines Kunstsinnes dienten. Konstanz verdankt ihm ein großartiges Denkmal seines edlen und wohlthätigen Sinnes; sein Vermögen bestimmte er testamentarisch für eine Rettungsanstalt verwahrloster Kinder, seine Bibliothek und Kunstsammlung nebst einem Capital erhielt die Stadt.

W. veröffentlichte noch verschiedene Schriften kirchlichen bezw. kirchenpolitischen Inhalts: „Coup d'oeil sur la situation actuelle et les vrais intérêts de l'église catholique" (1825); „Die Stellung des römischen Stuhles gegenüber dem Geiste des 19. Jahrhunderts" (1833); „Die Diöcesan-Synode und die Erfordernisse und Bedingungen einer heilsamen Herstellung derselben" (Freiburg 1849). In dieser Schrift sprach er zum letztenmale öffentlich über die damals in weiten kirchlichen Kreisen erörterte Frage der Synoden, gab gute Rathschläge und Winke, aber erfolglos; denn der Geist, welcher mit dem Jahre 1848 in einen großen Theil der Geistlichen und vor allem in die Bischöfe eingezogen war, ging auf anderes als ideale Besserungen. In der Schrift „Die Eintracht zwischen Kirche und Staat auf die genaue Betrachtung des wahren Zweckes beider begründet. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verf. herausg. von Jos. Beck" (Aarau 1869) werden uns Gedanken geliefert, welche ein Bild zeichnen, das zu seiner Herstellung Kirchenregierungen fordert, wie sie sich nicht finden werden. Das große Werk: „Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts" (Konstanz 1840, 4 Bde.), liefert ein reiches, von W. gesammeltes Material, ist aber keine den an ein streng wissenschaftliches Werk zu stellenden Anforderungen genügende Arbeit. W. war kein Gelehrter im eigentlichen Sinne, hat das auch nicht zu sein beansprucht. Ihm fehlte für die theologische Seite die strenge Schulung, für die kirchenrechtliche, wie sich das schon in seinen besprochenen Maßregeln zeigte, die eingehende Kenntniß des Rechts und infolge dessen die richtige Würdigung für das, was erreichbar war. Was W. aber

auszeichnet und ihm für die Geschichte seine große Bedeutung gibt, ist dies: Er sah wie wenige seiner Zeit klar und deutlich ein, wohin das Streben der römischen Richtung unter der Herrschaft der vom Jesuitenorden gehegten und verfolgten Ideen führen werde. Wie er daher schon zur Zeit des Wiener Congresses den Jesuitenorden und sein Wirken als die größte Gefahr für Staat und Kirche schilderte, so trat er auch dem ersten Acte des Papstes Pius IX. (Encyklika Qui pluribus vom 9. November 1846) in der Schrift: „Die Erwartungen der katholischen Christenheit im 19. Jahrhundert von dem h. Stuhle zu Rom. Auf Veranlassung des Rundschreibens Pius' IX. an die sämmtlichen Bischöfe" (Zürich 1847) mit der Frage entgegen, ob in demselben nicht die der Kirche allein zustehende Untrüglichkeit dem Papste selbst zugesprochen werde. Wie richtig er gesehen hat, der 18. Juli 1870 hat es leider bewiesen. W. war ein Mann von tadellosem Wandel, durchglüht von Liebe zum Vaterlande, zur Kirche, zum Nächsten. Er hatte einen hohen, idealen Sinn, wollte und erstrebte das Beste. Daß seine Bestrebungen äußerlich erfolglos blieben, ja dem Ultramontanismus zu gute gekommen sind, lag zum Theil in den ihm anhaftenden Mängeln und in der Unreife einzelner Maßregeln. Aber den größten Theil des Mißerfolges trägt der Geist, welcher sich allmählich der deutschen Regierungen bemächtigte und sie zu dem thörichten Glauben verleitete, durch bloße Verhandlungen und Pacte mit dem Papste ein Fundament schaffen zu können, welches eine Sicherheit zu bieten geeignet sei für ein Wirken der Hierarchie zur Stützung der staatlichen Autorität und zum wahren Wohle des Volkes. Die richtigen Ideen Wessenberg's haben Wurzel geschlagen bei allen denjenigen, welche kirchlichen Sinn mit unwandelbarer Liebe zum Vaterlande verbinden.

Freiherr J. Heinrich v. Wessenberg. Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der neueren Zeit. Auf der Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen Wessenberg's von Dr. Jos. Beck. Freib. i. Br. 1862. (Das eingehendste Werk). — J. Friedrich in v. Weech, Biographien II, 452 ff. Diesen beiden apologetischen Schriften gegenüber Longner, Beitr. zur Geschichte der oberrhein. Kirchenprov., Tübingen 1863, S. 151—272 (der die gesammte Litteratur für und gegen angibt). — O. Mejer, Zur Gesch. der römisch-deutschen Frage. 3 Bde. (s. Register), der eingehend auf sein Wirken seit 1815 eingeht. — Denkschrift über das Verfahren des Römischen Hofes bei der Ernennung des Gen.-Vicars Freih. v. W. zum Nachfolger im Bisthum Konstanz u. s. w. Mit Beilagen. Karlsruhe 1818. Fol. u. 8° (enthält die Documente). — Gareis und Zorn, Staat und Kirche in der Schweiz II, 4 ff.

v. Schulte.

Wessenberg: Johann Freiherr von W., am 20. November 1773 in Dresden geboren und am 1. August 1858 zu Freiburg im Großherzogthum Baden gestorben, gehörte einer dem Breisgau entstammten, katholischen Familie an, von welcher drei Generationen hindurch Großvater, Vater und Sohn am kurfürstlich sächsischen Hofe mit der Erziehung dortiger Prinzen betraut waren. Der Großvater August Florian v. W. zog sich 1761 aus dieser Stellung nach seiner Heimath, dem Breisgau zurück, wohin ihm fünfzehn Jahre später, 1776 auch der Sohn, Karl Philipp, folgte, nachdem ihm noch in Dresden von seiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin Thurn-Valsassina aus dem Hause Wartegg, außer einer Tochter drei Söhne, und zwar zuerst Johann Philipp, dann Ignaz Heinrich und endlich Alois geboren worden waren. Während der Aelteste sich nach Studien, die er in Freiburg und in Straßburg zurücklegte, der staatsmännischen Laufbahn widmete, traten die beiden Jüngeren in den geistlichen Stand. Heinrich wurde schon frühzeitig Bisthumsverweser von Constanz und erwarb sich als solcher einen zwar viel angefeindeten, aber wol mit noch

größerem Rechte vielverehrten Namen. Alois wurde im J. 1803 mit der Erziehung der damals noch im Kindesalter stehenden Prinzen Friedrich August und Johann betraut.

Nachdem die Brüder W. im J. 1794 ihren Vater verloren hatten, trat der Aelteste von ihnen, Johann, bei der vorderösterreichischen Regierung zu Freiburg in den österreichischen Staatsdienst. In der untergeordneten Stellung, in der er sich dort befand, war ihm kein Anlaß gegeben, sich in irgend einer Weise hervorzuthun, bis er im Frühjahr 1799 den Auftrag erhielt, sich nach dem Hauptquartier der französischen Armee in der Schweiz zu begeben, um dort im Interesse österreichischer Staatsangehöriger thätig zu sein. Nicht ohne persönliche Gefahr und mit Erduldung nicht geringer Beschwerden erfüllte er die ihm gestellte Aufgabe. Hiedurch gab er wol selbst die Veranlassung, daß man auf ihn das Auge warf, als man dem als Armeeminister im Hauptquartiere des Erzherzogs Karl befindlichen Grafen Lehrbach nicht nur einen tüchtigen Hülfsarbeiter, sondern auch einen Mann beigesellen wollte, welcher geeignet wäre, im Nothfalle dessen Stelle zu vertreten. Wirklich finden wir W. in der zweiten Hälfte des October 1799 beim Erzherzoge zu Stockach, von wo aus er nach Lehrbach's Abreise seinen ersten selbständigen Bericht nach Wien schrieb. Unermüdlich zeigte er sich in der Einholung von Nachrichten über die Absichten und Unternehmungen des Feindes, und freimüthig spricht er über die tadelnswerthen Zustände im eigenen Feldlager sich aus. In erhöhtem Maße geschah dies, als der Erzherzog im März 1800 infolge schwerer Erkrankung und mannichfacher Hemmungen, die er von Wien aus erfuhr, sich von der Armee zu trennen veranlaßt wurde und den Feldzeugmeister Freiherrn v. Kray zum Nachfolger erhielt. Ungescheut erklärt W. in seinen Berichten nach Wien Kray's Verfügungen für unpassend, bitter tadelt er die zwischen ihm und seinen Generalen herrschende Zwietracht und mit recht trüben Farben schildert er den Zustand der Armee. Nichts Wesentliches änderte sich hierin, als Kray in Ungnade entlassen und der Oberbefehl wenigstens dem Namen nach dem erst achtzehnjährigen, also zu einer so schwierigen Aufgabe noch viel zu unreifen Erzherzog Johann übertragen wurde. Der ihm beigegebene Feldzeugmeister Freiherr von Lauer war gleichfalls nicht der geeignete Mann, den Dingen eine günstigere Wendung zu geben. Furchtbar war die Niederlage, welche die kaiserliche Armee am 3. December 1800 bei Hohenlinden erlitt. Hinter den Inn, ja hinter die Traun mußte sie zurück, bis der auf die drückendsten Bedingungen hin zu Steyr abgeschlossene Waffenstillstand dem ferneren Vordringen des Feindes Einhalt that. An dem Tage, an welchem diese Uebereinkunft zu Stande kam, verließ W. das Hauptquartier und begab sich, einem Befehle des Erzherzogs Karl folgend, der das Obercommando neuerdings übernommen hatte, nach Wien.

Wenige Monate später, im April 1801, wurde W. förmlich in den diplomatischen Dienst aufgenommen und ging als Gesandtschaftssecretär nach Berlin, wo er sich die volle Zuneigung seines Vorgesetzten, des Grafen Philipp Stadion, erwarb. Aber trotz des reichlichen Lobes, welches dieser seiner Dienstleistung spendete, erklärte er doch, daß W. nicht jenes leichte, gesellige Wesen, jene Schmiegsamkeit im Umgange besitze, welche als für einen diplomatischen Beamten besonders wichtige Eigenschaften schon damals galten und wol auch noch heut zu Tage gelten. Vielleicht lag hierin die Ursache, daß W., im J. 1802 aus Berlin nach Wien zurückgekehrt, einige Zeit ohne Beschäftigung blieb. Er benutzte sie zu einer Reise nach Paris sowie zu einem längeren Aufenthalte daselbst, und ungemein anziehend sind seine Aufzeichnungen über das damalige Wiederaufblühen der französischen Hauptstadt nach den überstandenen Schrecken der

Revolution, und über den Aufschwung, den sie und mit ihr ganz Frankreich unter der kraftvollen und selbstbewußten Herrschaft des ersten Consuls nahm. Nach seiner Rückkehr aus Paris sehnlich eine Wiederanstellung wünschend, wurde W. im August 1803 zum kaiserlichen Ministerresidenten in Frankfurt ernannt. Noch in demselben Jahr vermählte er sich mit Marie Gertrude, der bildschönen Tochter des Frankfurter Bankiers und kurfürstlich Trierschen geheimen Finanzrathes Heinrich Mülhens, eine Verbindung, durch welche seine Vermögensverhältnisse sich in sehr günstiger Weise gestalteten.

War Wessenberg's Stellung in Frankfurt eigentlich nicht viel anderes als ein Beobachtungsposten ohne eigentliche actuelle Bedeutung, so erhielt er im J. 1805 einen solchen von größerer Wichtigkeit, und zwar den eines kaiserlichen Gesandten in Kassel, als der er sich das volle Vertrauen des Kurfürsten Wilhelm I. erwarb. Aber freilich vermochte er ihn und sein Land nicht vor der Katastrophe zu bewahren, welche nach der Besiegung Preußens bei Jena über sie hereinbrach. Am 31. October 1806 wurden plötzlich die hessischen Truppen von den Streitkräften des französischen Marschalls Mortier entwaffnet. Nur als preußische und somit als feindliche Generale könne er, sagte der Marschall zu W., den Kurfürsten und dessen Sohn behandeln. Daß hiedurch nur ein Vorwand geschaffen werden solle, um den Kurfürsten zu verjagen und sein Land einem Mitgliede der Familie Bonaparte zuzuwenden, darüber befand sich W. keinen Augenblick im Zweifel. Er bat seine Regierung, sich nach Frankfurt zurückziehen zu dürfen, um nicht länger Zeuge der Gewaltthaten sein zu müssen, deren Verübung nunmehr in Kurhessen begann. Aber bevor er noch eine Antwort hierauf erhielt, mußte er an sich selbst erfahren, welcher Art dieselben waren. Um die Möglichkeit seiner Abreise zu sichern, hatte W. schon vorläufig den General Lagrange, welcher einstweilen die Verwaltung des Kurfürstenthums führte, um Pässe zur Reise nach Frankfurt ersucht. Diesem Wunsche willfahrend, erklärte ihm Lagrange, er wisse mit Bestimmtheit, daß sich in seinem Hause zwei ihm von der kurfürstlichen Kriegsverwaltung anvertraute Kisten mit Gegenständen befänden, welche dem geflüchteten Kurfürsten gehörten. Er müsse auf ihrer Herausgabe bestehen.

Thatsächlich war, aber freilich ohne daß Lagrange mit voller Bestimmtheit darum wußte, hinreichende Ursache vorhanden zu dem von ihm gehegten Verdachte. Denn ganz abgesehen von den durch Lagrange erwähnten Kisten hatte der Kurfürst vor seiner fluchtähnlichen Abreise aus Mangel an Vertrauen zu seinen gewöhnlichen Geschäftsleuten durch einen verläßlichen Lakai fünf große Brieftaschen mit anderthalb Millionen in guten Papieren, eine Menge Juwelen und den wichtigsten Theil seiner politischen Correspondenz mit der dringenden Bitte an W. gesendet, darüber so zu verfügen, wie dies ein Ehrenmann für seinen Freund thun würde. Schon am folgenden Tage konnte W. den größten Theil des ihm anvertrauten Geldes nach Hannover in Sicherheit bringen. Aber während er noch damit beschäftigt war, auch hinsichtlich des Uebrigen ein Gleiches zu thun, ließ ihn Lagrange, ehe noch W. dem an ihn gerichteten Begehren nach Ablieferung der zwei in seiner Verwahrung befindlichen Kisten zu willfahren vermocht hatte, in der Nacht verhaften und in seinem Hause durch fünf Mann bewachen. Er selbst zeigte sich gegen W. äußerst erbittert, erklärte sich von ihm betrogen und versicherte, daß er sich gezwungen sehe, ihn ins Gefängniß werfen zu lassen.

W. setzte diesen Wuthausbrüchen die äußerste Ruhe entgegen. Lagrange gegenüber blieb er bei der Behauptung, daß dessen Verdacht ein völlig grundloser sei und er verlangte von ihm jene rücksichtsvolle Behandlung, auf die er nach seiner diplomatischen Stellung berechtigten Anspruch erheben dürfe. Er

erreichte hiedurch, daß Lagrange, dem ja der eigentliche Stand der Dinge unbekannt war, sein vermeintliches Unrecht einsah und W. um gütliche Beilegung der ganzen Streitsache bat, wozu denn dieser unter den einmal obwaltenden Umständen bereitwillig die Hand bot. War es ihm ja doch noch während seiner Verhaftung gelungen, auch noch den Rest des Geldes zu retten. Die ihm übergebenen Correspondenzen mußte er verbrennen, die Juwelen aber vertraute er der Kurfürstin mit der Bitte an, sie in ihren Kleidern zu verbergen.

Nachdem Wessenberg's Beglaubigung bei dem Kurfürsten durch dessen Vertreibung aus seinem Lande ihr Ende erreicht hatte, verweilte er mit Zustimmung seiner Regierung in Frankfurt, bis ihm zu Anfang des Jahres 1809 ein noch weit bedeutenderer als sein bisheriger Posten, der eines kaiserlichen Gesandten in Berlin, zu theil wurde. Sein Gönner Stadion, damals mit dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten betraut und mit dem Gedanken umgehend, noch einmal den Entscheidungskampf gegen die Napoleonische Uebermacht zu wagen, sah W. als den geeignetsten an, den zaghaften König Friedrich Wilhelm III. zur Mitwirkung an dem bevorstehenden Kriege gegen Napoleon zu vermögen. Vom Könige selbst war durch die Entsendung des Majors Grafen Goltz nach Wien und durch die Zusagen, welche derselbe in seinem Auftrage dorthin überbracht hatte, gegründete Aussicht hierauf eröffnet worden. Inzwischen hatte jedoch der König sich während eines Besuches bei dem Kaiser Alexander in St. Petersburg durch diesen damaligen Verbündeten Frankreichs auf andere Gedanken und zu der ihn von nun an völlig beherrschenden Furcht bringen lassen, ohne Rußlands active Beihülfe oder wenigstens dessen stricte Neutralität würde der Kampf gegen Napoleon ein Wagestück sein, zu dessen Durchführung die Allianz mit Oesterreich und England allein nicht genüge. Dagegen vermochten auch die muthvolleren Anschauungen, welche die tüchtigsten Männer in seiner Umgebung, ein Scharnhorst, ein Tauentzien hegten und für welche die Königin selbst leidenschaftlich Partei nahm, nicht aufzukommen. W. bekam den König gar nicht zu Gesicht, denn derselbe hielt sich nicht in Berlin, sondern in Königsberg auf und gab W. ausdrücklich seinen Wunsch zu erkennen, daß derselbe sich von dort fernhalte, um ihm nicht Frankreich gegenüber Verlegenheiten zu bereiten. Aber was auch W. von Berlin aus zu unternehmen und wen er für die von ihm vertretene Sache, für welche Alles in Preußen Partei nahm, was dort berechtigten Anspruch auf Geltung zu erheben berufen war, zu gewinnen vermochte, an dem Kleinmuthe und der Unentschlossenheit des Königs scheiterte schließlich doch Alles. Selbst der glänzende Erfolg, den die Oesterreicher bei Aspern über Napoleon errangen, brachte hierin keine nachhaltige Veränderung hervor. Der König schwankte und schwankte, bis endlich der Unglückstag von Wagram den Feldzug zu Oesterreichs Ungunsten entschied. W. selbst war es, der seine Regierung darauf aufmerksam machte, daß nun sein längeres Verbleiben in Berlin nicht mehr passend sei. Im Juli 1810 verließ er die preußische Hauptstadt, im Spätherbst dieses Jahres wurde er zum kaiserlichen Gesandten in München ernannt und im März 1811 trat er diesen Posten an.

Die Spannung, die infolge der activen Theilnahme Baierns an dem vor kurzem beendigten Kriege Frankreichs gegen Oesterreich zwischen den Höfen von München und Wien herrschte, und mehr noch der Ruf, welcher W. von seinem Wirken in Berlin voranging, konnte ihm in Baiern nur einen kühlen Empfang bereiten. Aber die unumwundene Art, mit der er den König Max Joseph der Freundschaft des Kaisers versicherte, und die gewinnende Geradheit, die er im Verkehre mit dem Minister Montgelas an den Tag legte, erwarben ihm dort bald ungetheilte Achtung. Bis zum Beginn des Jahres 1813 verweilte er daselbst, im Februar dieses Jahres aber wurde er, ohne eigentlich von München

abberufen zu werden, nach London geschickt, um zu ergründen, ob England gesonnen sei, die Hand zu einem allgemeinen Frieden zu bieten, durch welchen die Wiedereinsetzung der europäischen Staaten in eine ihren früheren Machtverhältnissen entsprechende Stellung und dadurch dauernde Ruhe herbeigeführt werden könnte. Bezeichnend für die damals auf dem europäischen Festlande herrschenden Verhältnisse ist es, daß W. die Reise nach England unter einem angenommenen Namen und auf dem weiten Umwege über Dänemark und Schweden zurücklegen mußte. So geschah es, daß er, am 9. Februar in Wien abgereist, erst am 29. März, also nicht viel weniger als zwei Monate später in London eintraf. Dort aber fand er Alles leidenschaftlich eingenommen für möglichst nachdrückliche Fortsetzung des Krieges. Von einer erfolgreichen Durchführung seiner Mission konnte dieser Stimmung gegenüber um so weniger die Rede sein, als ja auch die Verhältnisse auf dem Continent infolge der fortgesetzten Kriegführung gegen Napoleon, der sich auch Oesterreich mit entscheidendem Erfolge anschloß, unaufhaltsam eine ganz veränderte Gestalt annahmen. Wessenberg's längerer Aufenthalt in London wurde daher gegenstandslos und er erhielt nach der Ernennnung des Grafen Merveldt zum österreichischen Botschafter in London den Befehl, sich von dort aus nach dem kaiserlichen Hauptquartier zu begeben, welches sich damals schon auf französischem Boden befand.

Auf dem Wege dorthin, bei Neufchateau, einige Posten hinter Nancy, geschah es, daß W. am 28. März 1814 sammt seiner ziemlich zahlreichen Begleitung von den insurgirten Bauern gefangen wurde. Insgesammt wurden sie nach Chaumont und dort vor den französischen General Piré geschleppt, welcher vorerst W. des größeren Theiles seiner Baarschaft sowie seiner sonstigen Werthsachen beraubte und ihn dann noch am selben Abende nach Saint-Dizier weiterführen ließ, wo Napoleon, in seinen letzten Kämpfen gegen die übermächtigen Alliirten begriffen, sich vorübergehend aufhielt. Alsbald zu ihm berufen, wurde W. mit vieler Zuvorkommenheit empfangen. Damals schon aufs äußerste gebracht, schien Napoleon das zufällige Zusammentreffen mit einem österreichischen Diplomaten zu einem letzten Versuch benützen zu wollen, um vielleicht durch Vermittlung seines Schwiegervaters, des Kaisers Franz, noch zu einem Ausgleich mit den Verbündeten zu gelangen. Er zählte einerseits all die Verzichtleistungen, zu denen er bereit sei, und andererseits auch die Machtmittel auf, von welchen er behauptete, daß sie ihm noch zur Verfügung ständen. Und wenn man schon ihn selbst durchaus nicht mehr auf dem Kaiserthron zu dulden sich entschlösse, so möge man doch der Kaiserin als Regentin mit dem Senate an ihrer Seite die Regierung Frankreichs anvertrauen. Einer solchen würde das französische Volk unbedingt lieber gehorchen als den Bourbonen. Nicht nur auf die politische, auch auf die militärische Seite seiner Lage ging Napoleon in dem langandauernden Gespräche mit W. ein. Wie mit einem Kriegskundigen erörterte er mit ihm die soeben ausgeführten und die noch bevorstehenden Operationen. Bitter beklagte er sich über Marmont und mit Schärfe tadelte er, daß derselbe, statt sich auf Mortier zurückzuziehen und ihre vereinigten Kräfte für die Vertheidigung von Paris aufzusparen, sich von den Verbündeten bei Ferè-Champenoise habe schlagen lassen. Ihm selbst bleibe nichts übrig, sagte Napoleon, der zwar keine Entmuthigung zeigte, aber sich über sein Schicksal kaum mehr zu täuschen schien, als den Weg nach Fontainebleau einzuschlagen, um dort die ihm noch bleibenden Streitkräfte zusammenzuziehen und Alles vorzubereiten zu dem letzten und entscheidenden Kampfe. Er lud W. ein, ihn bis zu dem Punkte zu begleiten, von welchem aus er am leichtesten das Hauptquartier des Kaisers

von Oesterreich zu erreichen vermöchte. In Napoleon's Wagen folgte ihm W. auf der Straße gegen Troyes bis Doulevant, wo Nachtquartier gehalten wurde. General Bertrand, welcher als Napoleon's Hofmarschall fungirte, lud W. zum Abendessen ein, bevor sie sich jedoch zu Tisch setzten, öffnete Bertrand die Thüre des Nebengemaches und W. erblickte Napoleon, auf einer einfachen Matratze liegend, in den tiefsten Schlaf versunken, gleichsam unbekümmert um das, was ihm bevorstand. Nachts um zwei Uhr kam ein Courier mit der Nachricht, die Capitulation von Paris sei dem Abschlusse nahe. Allsogleich wurde der Befehl zum Aufbruche nach Fontainebleau gegeben. Napoleon verabschiedete sich von W., stellte ihm Pferde zur Verfügung und ließ ihn durch einen Oberst des Generalstabes und einen Trompeter zu den österreichischen Vorposten geleiten.

Nachdem er als Mitarbeiter an den Verhandlungen theilgenommen, welche zum ersten Pariser Frieden führten, wurde W. nach der Lombardie, welche soeben erst von den österreichischen Truppen wiederbesetzt worden war, mit dem Auftrage gesendet, sich über den Zustand der dortigen Finanzen und insbesondere über den des Monte Napoleone genau zu unterrichten. Nicht lang blieb W. in Mailand, schon Anfangs August war er in Wien zurück, wo ihn der Kaiser bereits am 31. Juli zum Vicepräsidenten der Hofcommission ernannt hatte, welche zur Organisirung der neugewonnenen illyrischen und italienischen Provinzen niedergesetzt wurde. Aber es scheint fast, daß W. dieses Amt niemals wirklich antrat, wenigstens wurde er binnen kürzester Frist zu einer noch wichtigeren Function berufen, indem ihn der Kaiser zu seinem zweiten Bevollmächtigten bei dem im September zu Wien sich versammelnden Congresse ernannte.

Während der Dauer dieser Verhandlungen, wol der glanzvollsten Zeit, welche die alte Kaiserstadt an der Donau jemals sah, spielte W. als eines der am seltensten genannten und doch gleichzeitig als eines der am meisten beschäftigten Mitglieder des Congresses eine ganz eigenthümliche Rolle. Als eines der am seltensten genannten, weil der kleine, unscheinbare, unelegante und wenig gesellige Mann, welcher trotz seiner adeligen Geburt doch einen unverkennbar demokratischen Zug an sich trug, an dem prunkvollen Schaugepränge aller Art, an den rauschenden Vergnügungen, an dem rastlosen Jagen nach Freude und Genuß, wodurch die übrigen fast durchwegs hocharistokratischen Mitglieder vielleicht noch mehr in Anspruch genommen wurden als durch die von ihnen zu verrichtende Arbeit, sich nur wenig betheiligte. Eines der am meisten beschäftigten aber war W., denn nicht nur zahlreichen Sitzungen hatte er beizuwohnen, sondern es wurde ihm auch eine Menge der schwierigsten Ausarbeitungen übertragen. So war fast Alles, was, als von Oesterreich ausgehend, sich auf die zukünftige Gestaltung Deutschlands bezog, ausschließlich sein Werk. Und obgleich man heut zu Tage ihm das nicht eben zum Verdienste wird anrechnen wollen, so dürften leidenschaftslose Beurtheiler doch zugeben, daß unter den einmal obwaltenden Umständen sich damals kaum besseres als die Gründung des deutschen Bundes erreichen ließ. Jedenfalls war sie der Wiederübertragung der Kaiserwürde an das Haupt der österreichischen Monarchie — denn irgend eine Unterordnung Preußens unter dasselbe war ja ganz undenkbar geworden — oder der von Preußen eifrig betriebenen Zweitheilung Deutschlands in den Norden und den Süden bei weitem vorzuziehen. Die von W. vollzogene Ausarbeitung der Bundesacte muß also wie ein Verdienst, das er sich erwarb, und nicht wie ein Makel, der an ihm haftet, angesehen werden. Er selbst wenigstens war sogar in der Zeit, in welcher sein Werk am heftigsten angefeindet wurde, noch immer der Ueberzeugung, daß Deutschland nicht so sehr an dessen Bestimmungen als an der wahrhaft erbärmlichen Art kranke, in der man sie ausführte.

Für die ganz außergewöhnlichen Verdienste, die er sich während der Ver-

handlungen des Congreſſes erworben, durch die höchſte Ordensauszeichnung belohnt, welche ein Kaiſer von Oeſterreich überhaupt zu verleihen vermag, wurde W., obgleich noch fortdauernd in München beglaubigt, nach Frankfurt geſendet, um Oeſterreich bei den Verhandlungen zu vertreten, welche dort zur Ausgleichung der auf dem Wiener Congreſſe noch nicht völlig geregelten Territorialabgrenzungen gepflogen wurden und in dem Generalreceſſe vom 20. Juli 1819 ihren Abſchluß fanden.

Hiemit erreichte aber auch, und zwar ohne daß wir über die eigentliche Urſache hievon hinlänglich und verläßlich unterrichtet wären, die dienſtliche Verwendung Weſſenberg's für lange Zeit ein Ende. Die erſte Veranlaſſung hiezu gab allerdings ein von ihm ſelbſt ausgehendes Anſuchen, ihm ſeiner zerrütteten Geſundheit wegen eine zeitweilige Entfernung von den Dienſtgeſchäften zu geſtatten. Und die Wärme, mit welcher Fürſt Metternich bei dieſem Anlaſſe „die ausgezeichneten, wichtigen und zum Theil ſehr angeſtrengten Dienſte", welche W. ſeit mehr als zwanzig Jahren geleiſtet, dem Kaiſer gegenüber hervorhebt, läßt mit ziemlicher Beſtimmtheit darauf ſchließen, daß wenigſtens bis dahin nichts vorgekommen war, was einer baldigen Wiederanſtellung Weſſenberg's im Wege ſtand. Wie willkommen ihm dieſelbe jedoch ſchon nach einigen Jahren geweſen wäre, geht aus einem Briefe hervor, den er im Januar 1825 an Metternich ſchrieb und in welchem er ihm in recht angelegentlicher Weiſe ſeinen Wunſch nahelegte, wieder im Dienſte verwendet zu werden. Insbeſondere ſei es die Geſtaltung ſeiner häuslichen Verhältniſſe, welche ihn hierauf gebieteriſch hinweiſe. Aber noch länger als fünf, ſomit im ganzen mehr als zehn Jahre mußte er warten, bis ihn endlich die Ereigniſſe, welche im J. 1830 ganz Europa erſchütterten, aus einer Zurückgezogenheit befreiten, die ihm trotz der raſtloſen geiſtigen Thätigkeit, mit der er ſeine Zeit auszufüllen wußte, doch allmählich zu einer recht unerfreulichen geworden war. Im Monate September wurde er zum öſterreichiſchen Geſandten im Haag ernannt, und er erhielt hiedurch einen Poſten, der infolge der ſoeben geſchehenen Losreißung der belgiſchen Provinzen von dem Königreiche der Niederlande ſehr große Bedeutung beſaß. „Er iſt", ſchreibt Metternich am 20. September zur Unterſtützung des für W. geſtellten Antrages an den Kaiſer, „ganz für dieſe Stelle in einem ſo wichtigen Augenblicke geſchaffen". Bald darauf erhielt jedoch W. die fernere und noch ſchwerer in die Wagſchale fallende Beſtimmung, ſich nach London zu begeben und in der dort niedergeſetzten Conferenz neben dem Fürſten Paul Eſterhazy als zweiter Bevollmächtigter Oeſterreichs an den Verhandlungen theilzunehmen, welche die vollſtändige Beilegung der belgiſch-holländiſchen Streitſache zum Gegenſtande hatten.

In London verweilte nun W. etwas länger als drei Jahre, eine Zeit, die er nicht gerade zu den glücklicheren ſeines Lebens zu rechnen hinreichende Urſache beſaß. Denn einerſeits fiel es ihm ſchwer, ſich in die verkehrte engliſche Lebensweiſe zu finden, welche, und vielleicht damals noch mehr als jetzt, den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage macht und den Menſchen, der in und mit der vornehmen Geſellſchaft lebt, dazu nöthigt, den Winter auf dem Lande und den Frühling bis tief in den Sommer hinein in der Stadt zu verbringen. Und daß dieſe Stadt noch überdies das während des größten Theiles des Jahres in dichte, übel riechende Nebel begrabene London war, brachte den Sohn des ſonnigen Rheinlandes manchmal faſt in Verzweiflung. Deſſen düſtere Stimmung aber wurde durch die für ſeine Jahre und ſeine angegriffene Geſundheit ganz übermäßige Arbeitslaſt, endlich durch den ſchleppenden Gang der durch ihn zu führenden Verhandlungen nur noch geſteigert. Denn wie es dereinſt beim Wiener Congreſſe geſchehen war, ſo wurde W. auch jetzt wieder die eigentliche Arbeitsbiene der Conferenz, und mit der Thätigkeit, die er bei ihren Verhandlungen

entwickelte, läßt sich nur noch die des preußischen Bevollmächtigten H. v. Bülow (A. D. B. III, 529) annähernd vergleichen. Nicht nur daß ihm Esterhazy, der ihm übrigens ungemein freundschaftlich gesinnt war, die zu verrichtende Arbeit fast vollständig überließ, auch für seine übrigen Collegen in der Conferenz, selbst für Lord Palmerston nahm er vieles auf sich. So weit kam es, daß Metternich in der Zeit, in welcher die von den drei Ostmächten verfolgten Bahnen immer entschiedener abwichen von denen Englands und Frankreichs, es W. förmlich zum Vorwurfe machte, daß er sich „zum Redacteur, zum Rechenmeister, ja zum Lastträger der Herren Talleyrand und Palmerston hergegeben habe". „Was ihm aber", sagt Metternich weiter, „unter seiner ungeheuren Geschäftsthätigkeit abhanden kam, das ist die Wahrung des Standpunktes seiner Regierung".

Der Vorwurf, welchen Metternich in diesen Worten gegen W. ausspricht, ist ohne Zweifel einer der schwersten, die gegen einen Diplomaten überhaupt erhoben werden können. Als vollkommen gerecht wird er jedoch vielleicht aus dem Grunde nicht erscheinen, weil W. es nie unterließ, seine amtlichen Schritte den Weisungen anzupassen, die von seiner Regierung ihm zukamen. Aber das läßt sich freilich nicht in Abrede stellen, daß er in eine Lage gerathen war, die für einen Diplomaten insbesondere dann, wenn er ein Mann von Verstand und Charakter ist, zu den allerpeinlichsten gehört: nach seiner innersten Ueberzeugung konnte er die Haltung der eigenen Regierung nicht für die richtige ansehen. Während er selbst die jahrelange Fruchtlosigkeit der Verhandlungen der Londoner Conferenz zunächst dem eigensinnigen Beharren des Königs der Niederlande auf unerfüllbaren Begehren zuschrieb und daher fortwährend zu energischem Auftreten gegen ihn rieth, nahmen die Ostmächte, und zwar zunächst auf Antrieb des Kaisers Nikolaus entschieden für ihn Partei. Durch ihr nach Wessenberg's Meinung allzustarres Beharren auf dem Grundsatze der Legitimität, durch die hartnäckige Negirung so mancher Anforderung der Neuzeit zogen sie sich wie bei so vielen ähnlichen Conflicten auf anderen Gebieten auch in der holländisch-belgischen Streitsache eine Niederlage zu, welche durch unparteiische Erwägung und schließliche Befolgung der Rathschläge Wessenberg's wahrscheinlich hätte vermieden werden können.

Noch war jedoch diese Angelegenheit bei weitem nicht in ihr letztes Stadium getreten, als W., durch körperliche und geistige Ueberanstrengung und im Gefolge derselben durch wiederholte Erkrankung gar sehr herabgestimmt, vielleicht noch mehr aber durch den steten Tadel, den er von seiner Regierung erfuhr, äußerst entmuthigt, im Januar 1834 um die Erlaubniß bat, sich zu seiner Erholung für einige Zeit nach dem Festlande begeben zu dürfen. Sie wurde ihm bereitwilligst, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung gewährt, stündlich des Rufes zur Rückkehr nach England gewärtig zu sein. Eine solche Aufforderung kam ihm jedoch nie mehr zu, ja W. wurde vielmehr im J. 1835 nach dem Tode des Kaisers Franz durch seine ohne sein Vorwissen erfolgte Versetzung in den Ruhestand in recht peinlicher Weise überrascht, wobei es ihn besonders schmerzlich berührte, daß man ihn bei diesem Anlasse nicht eines einzigen Wortes der Anerkennung für seine aufopfernde Dienstleistung theilhaft werden ließ. Ohne hierüber je ein Wort der Klage zu verlieren, verweilte nun W. noch durch dreizehn Jahre in Freiburg und auf seiner benachbarten Besitzung Feldkirch, freilich nicht ohne diesen Aufenthalt durch häufige Reisen zu unterbrechen. Von ihnen sei hier nur die eine erwähnt, welche er im J. 1845 nach Steiermark unternahm, um den Erzherzog Johann in dem ihm gehörigen Brandhofe zu besuchen. Die Bände der Freundschaft, welche ihn schon seit fast einem halben Jahrhundert an den Erzherzog knüpften, wurden während dieses gemeinsamen Aufenthaltes im steierischen Hochgebirg noch verstärkt, und die Zeit

war nicht mehr fern, in der ihnen reichlicher Anlaß dargeboten wurde, deren Festigkeit zu erproben.

Wer immer in Oesterreich vor 1848 mit den daselbst herrschenden öffentlichen Zuständen unzufrieden war und nicht etwa im Interesse gewaltsamen Umsturzes, sondern von dem Standpunkte eines ruhig und besonnen Urtheilenden auf die Einführung heilsamer Reformen herbeisehnte, der faßte hiebei vorzugsweise zwei Persönlichkeiten ins Auge, auf die er seine Hoffnungen baute, den Erzherzog Johann und W. Gründeten sich solche Erwartungen, was den Erzherzog betraf, nebst seiner volksthümlichen Persönlichkeit vornehmlich auf das, was er in der Steiermark für das Emporblühen dieses Landes und für dessen Aufschwung auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens gethan hatte, so fußten sie bei W. eigentlich nur in dem Gegensatze, von dem man voraussetzte, daß er zu Metternich stehe. Und wirklich wurden schon bald nach dem Ausbruche der Märzbewegung beide Männer, der Erzherzog und W., fast widerwillig in den Vordergrund des politischen Lebens gedrängt, der Erzherzog, indem er, zunächst dazu berufen, als Stellvertreter des Kaisers Ferdinand zu fungiren, bald darauf zum deutschen Reichsverweser gewählt wurde. W. aber sollte vorerst den Posten eines österreichischen Präsidialgesandten in der deutschen Bundesversammlung einnehmen, aber er konnte sich nicht dazu entschließen, diesem an ihn ergehenden Begehren zu willfahren. Der höchst unbefriedigende Zustand seiner Gesundheit und der Gedanke, in seinem vorgerückten Alter und nach einem langen, zurückgezogenen Leben plötzlich Repräsentationspflichten ausüben zu müssen, hielten ihn davon ab. Als aber binnen kurzem der noch weit bedeutungsvollere Ruf an ihn erging, als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten an die Spitze des österreichischen Ministeriums zu treten, da trug die in W. allzeit so rege Vaterlandsliebe schließlich doch den Sieg davon über jedes wenn auch noch so gegründete Bedenken. Er erklärte sich zur Annahme des ihm zugedachten Amtes bereit und brach ungesäumt nach Wien auf. „Dort erst werde ich“, schrieb er an den Erzherzog Johann, „zu beurtheilen vermögen, inwieweit meine schwachen Kräfte noch von einigem Nutzen sein können. Es kommt mir vor, als gehe ich einer großen Schlacht entgegen, ohne zu ahnen, wie ich mich aus derselben herausziehen werde“.

Und in der That, der Anblick, welchen Wien in dem Augenblicke der Ankunft Wessenberg's darbot, war nicht viel weniger trostlos als der eines Schlachtfeldes. Lang schon war der Freudenrausch der Begeisterung verflogen, welcher während der Märztage und in der allerersten Zeit, die ihnen folgte, der gebildete und für ideale Bestrebungen empfängliche Theil der Bevölkerung Wiens sich hingegeben hatte. Mit immer zunehmendem Ungestüm und immer ungehinderter drängten sich diejenigen in den Vordergrund, deren Einflußnahme auf die öffentlichen Angelegenheiten sich noch allezeit und überall als unheilvoll erwies, rohe, zungengewandte, aber aller tieferen Bildung entbehrende Schreier und unreife, sich selbst überschätzende Jünglinge, welche zwei Classen von Menschen das zwar gutmüthige, aber geistig recht weit zurückgebliebene niedere Volk so sehr an sich zu fesseln verstanden, daß es schließlich zu jeder auch noch so tollen Verirrung zu haben war. Dem gegenüber blieb den schon an und für sich minder zahlreichen Gemäßigten und Verständigen nicht viel anderes übrig, als sich scheu zurückzuziehen, denn es fehlte ihnen an einem Vereinigungspunkte, an den sie sich anzuschließen und um welchen sie ihre Kräfte zu concentriren vermocht hätten. Wer vor allem berufen gewesen wäre, ihnen einen solchen zu bieten, das war die Regierung. Sie aber befand sich unter der Leitung eines zwar wohlmeinenden, kenntnißreichen und geschäftserfahrenen, aber so schwachen und willenlosen Mannes, daß er schließlich nichts als ein Spielball war in den

Händen derer, welche darauf abzielten oder wenigstens dazu mitwirkten, die allgemeine Verwirrung immer höher zu steigern. Zuletzt kam es soweit, daß, als am 15. Mai trotz aller bisher gewährten Zugeständnisse die bewaffneten Studenten und Arbeiter, von zahlreichen Gesinnungsgenossen in der Nationalgarde begleitet und unterstützt, in hellen Haufen heranzogen gegen die Kaiserburg, um dort neuerdings in herausforderndstem Tone die ungereimtesten Forderungen zu stellen, der Hof, in leicht begreiflichen Schrecken versetzt und mit Recht für seine persönliche Sicherheit ernstlich besorgt, sich am Abende des 17. Mai unauffällig aus Wien entfernte und die Straße nach Innsbruck einschlug, um dort in dem treuen Tirol eine sichere Zufluchtsstätte zu suchen und zu finden.

Die Alles überraschende Flucht des Hofes brachte zwar einen merkbaren Umschwung der öffentlichen Stimmung hervor, aber derselbe hielt doch nur kurze Zeit an. Sehr bald gewannen die verwerflichen Elemente, welche die aufständische Bewegung vom 15. Mai herbeigeführt hatten, neuerdings die Oberhand, und ein Decret der sich für einen Augenblick ermannenden Regierung, welches die Schließung der Universität und die Auflösung der Studentenlegion verfügte, wurde mit der Errichtung von Barrikaden beantwortet, die bald in ungeahnter Anzahl und Stärke die Straßen der Hauptstadt bedeckten und die Regierung neuerdings zur Nachgiebigkeit zwangen.

In diesem Augenblicke traf W., nachdem er ein paar Tage zu Regensburg krankgelegen war, in Wien ein. „Der gestrige Tag und die letzte Nacht waren", schreibt er von dort aus an den Erzherzog Johann, „die schrecklichsten, die ich jemals erlebt habe". Die Zustände, die er in Wien fand, schienen ihm so heillos, daß er es nicht über sich brachte, das ihm übertragene Amt auch officiell anzutreten. Den definitiven Entschluß hierüber behielt er sich für seinen Aufenthalt in Innsbruck vor, wohin er sich so rasch als möglich begab. Aber er war selbst der Meinung, daß der völlig zerrüttete Zustand seiner Gesundheit, der ihn wieder zu längerem Verweilen in Linz nöthigte, es ihm unmöglich machen werde, eine so schwere Geschäftslast auf sich zu nehmen. Dennoch mußte er sich, einmal in Innsbruck eingetroffen, dem ihm in dringendster Weise kundgegebenen Wunsche der kaiserlichen Familie fügen und in das Ministerium Pillersdorff treten, womit denn auch, und zwar als seine Hauptaufgabe, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten an ihn überging. Die wichtigste derselben war damals unstreitig die, welche durch den schon im März vorgefallenen Einbruch des Königs Karl Albert von Sardinien in die Lombardie, die Vertreibung der österreichischen Truppen aus Mailand und ihr Zurückweichen bis Verona, endlich durch den fast gleichzeitigen und anfangs erfolgreichen Aufstand von Venedig herbeigeführt worden war. So dringend nothwendig erschien der österreichischen Regierung die möglichst rasche Beseitigung der ihr hieraus erwachsenden Bedrängniß, daß schon Wessenberg's Vorgänger Graf Ficquelmont die Absendung des Staatsministers Grafen Hartig nach Italien mit Vergleichsvorschlägen veranlaßte, welche jedoch ganz ohne Erfolg blieben. Die provisorische Regierung in Mailand, den Grafen Casati an der Spitze, erklärte sich zwar zu Unterhandlungen bereit, welche jedoch, wie sie versicherte, nur auf der Grundlage einer vorausgehenden Anerkennung der vollständigen Unabhängigkeit sämmtlicher unter Oesterreichs Scepter stehenden italienischen Landestheile gepflogen werden könnten. Da man sonach die Hoffnung aufgeben mußte, im Wege unmittelbarer Verhandlung die Ruhe in Italien ohne den völligen Verlust der dortigen österreichischen Länder herbeiführen zu können, entschloß man sich zur Entsendung eines höheren Angestellten im auswärtigen Amte, Karl v. Hummelauer, nach London. Durch Palmerston's Vermittlung sollte er die Wiederherstellung des Friedens in Italien auf Grundlage des Zugeständnisses erwirken, daß das bis-

herige lombardisch-venetianische Königreich einen eigenen Staat unter einem erblichen Vicekönige aus dem österreichischen Kaiserhause bilde. Die englische Regierung aber gab ziemlich unverblümt ihre Sympathieen für die Gründung eines starken norditalienischen Reiches unter Karl Albert zu erkennen, da sie in einem solchen ein kräftiges Bollwerk gegen etwaige Uebergriffe Frankreichs erblickte. Und als, hiedurch um einen Schritt weiter gelockt, Hummelauer auf eigene Faust mit dem Vorschlage hervortrat, die venetianischen Provinzen sollten mit eigener Volksvertretung und eigener nationaler Verwaltung unter einem dem Kaiserhause entnommenen Vicekönig mit Oesterreich verbunden bleiben, während die Lombardie gegen Uebernahme eines Theiles der österreichischen Staatsschuld ihre Unabhängigkeit erhielte, da zeigte sich zwar Palmerston persönlich einem solchen Plane nicht abgeneigt, die englische Regierung aber lehnte es ab, auf dieser Basis als Vermittlerin aufzutreten. Sie könnte dies nur dann thun, erklärte sie, wenn die von Hummelauer für die Lombardie angebotenen Zugeständnisse auch auf diejenigen Theile der venetianischen Provinzen ausgedehnt würden, welche man deren in gemeinschaftlichem Einverständnisse theilhaft machen werde.

Inzwischen eröffnete jedoch der französische Geschäftsträger in Wien dem Minister Pillersdorff in vertraulicher Weise, daß seine Regierung das baldige Zustandekommen einer Uebereinkunft über das Schicksal der Lombardie dringend wünsche, denn sie möchte hiedurch der Nothwendigkeit eines eigenen Einschreitens überhoben werden. Eine hiebei eintretende Machtvergrößerung des Königs von Sardinien werde ihr jedoch, gab Herr de la Cour zu verstehen, nicht gerade willkommen sein. Hieraus meinte man in Wien darauf schließen zu können, Frankreich ziehe es vor, daß die Lombardie nicht dem Könige Karl Albert zu theil werde, sondern einen abgesonderten Staat bilde. In der Erwartung, sich bei einer auf dieser Grundlage geführten Separatverhandlung der Unterstützung der französischen Regierung zu erfreuen, wurde daher am 13. Juni — und es war dies der erste wichtige Schritt, welchen Oesterreich seit dem Eintritte Wessenberg's in das auswärtige Amt that — der Legationsrath Schnitzer von Innsbruck aus nach Mailand gesendet, um direct mit Casati neue Verhandlungen zu eröffnen, welche zunächst den Abschluß eines Waffenstillstandes herbeiführen sollten. Aber auch diese Verfügung blieb fruchtlos, denn Casati begehrte neuerdings die Ausdehnung der für die Lombardie angebotenen Unabhängigkeit auf sämmtliche italienische Gebietstheile Oesterreichs, worunter er auch Welschtirol verstand. Er fügte außerdem hinzu, daß die Mailänder provisorische Regierung nur im Einverständnisse mit Karl Albert zu unterhandeln vermöge, der nun und nimmer in einen Waffenstillstand willigen werde. Endlich traf Monsignor Morichini als Delegat des Papstes in Innsbruck ein, wo er ebenfalls die Loslösung aller italienischen Provinzen Oesterreichs von dem Kaiserstaate als unerläßliche Vorbedingung des Friedens verlangte. Da aber inzwischen der Feldmarschall Graf Radetzky, durch die ihm zugegangenen ansehnlichen Verstärkungen in den Stand gesetzt, die Offensive zu ergreifen, durch den nach Innsbruck abgesendeten Fürsten Felix Schwarzenberg dringende Einsprache gegen die beabsichtigten Gebietsabtretungen erheben ließ, fand man auch in Innsbruck, und zwar nicht ohne Zuthun Wessenberg's den Muth, die früher hierauf gerichteten Projecte fallen zu lassen. Die französische und die englische Regierung wurden durch W. von dem Scheitern der angebahnten Friedensverhandlungen mit dem Zusatze verständigt, daß Oesterreich keine Wahl übrig bleibe, als mit den Waffen in der Hand den Frieden zu erkämpfen, welchen im Wege der Versöhnung herbeizuführen von italienischer Seite verweigert werde. Durch die Siege Radetzky's und die Wiedereroberung Mailands gingen diese Hoffnungen

glänzend in Erfüllung und gedemüthigt mußte nun Karl Albert den früher so hartnäckig verweigerten Waffenstillstand eingehen.

Trat infolge dieser Ereignisse die Beschäftigung Wessenberg's mit der italienischen Frage für den Augenblick wenigstens in den Hintergrund zurück, so wurde von nun an seine Aufmerksamkeit durch die deutschen Angelegenheiten in erhöhtem Maße in Anspruch genommen. Nicht als ob damals schon die später so viel Staub aufwirbelnde Frage der zukünftigen Stellung Oesterreichs zu Deutschland in Fluß gerathen wäre. In entschiedenem Gegensatze hiezu hatte gerade zu jener Zeit die von der Frankfurter Nationalversammlung mit großer Mehrheit der Stimmen vollzogene Wahl des Erzherzogs Johann zum deutschen Reichsverweser die Bestrebungen derer nicht wenig gehemmt, welche darauf ausgingen, Preußen unter gleichzeitiger Verdrängung Oesterreichs aus Deutschland an die Spitze des neu zu bildenden Bundesstaates zu bringen. Vor der Hand hegte man in Frankfurt vor allem den sehnlichen Wunsch, den Erzherzog baldigst den Platz eines wenngleich nur provisorischen Reichsoberhauptes einnehmen zu sehen. Und nachdem die nicht leicht zu überwindenden Schwierigkeiten, welche sich dem entgegenstellten, hinweggeräumt waren, machte sich der Erzherzog in persönlicher Begleitung Wessenberg's auf den Weg nach Frankfurt, um dort sein Amt anzutreten.

So zahlreiche schriftliche Mittheilungen Wessenberg's aus jener Zeit auch vorhanden sind, so findet sich doch in keiner einzigen eine Andeutung der Ursachen, welche ihn zu dem Entschlusse bewogen, den Erzherzog nach Frankfurt zu begleiten. Ohne eine derartige Aufklärung aber muß dieser Schritt wol als ein kaum hinreichend begründeter, und Wessenberg's Anwesenheit in der Umgebung des Erzherzogs, in der er, da sich die allgemeine Aufmerksamkeit ausschließlich der Person des Reichsverwesers zuwandte, fast ganz verschwand, als nicht gerade nothwendig erscheinen. Aber freilich kann es sein, daß W. selbst wegen seiner eigenen Unbekanntschaft mit den Verhältnissen und den Persönlichkeiten in Wien, wohin er Anfangs Juli aus Innsbruck zurückgekehrt war, sein dortiges Verweilen wenigstens für die Zeit der Abwesenheit des Hofes nicht als unerläßlich betrachtete. Von einer Reise nach Frankfurt und einem längeren Aufenthalte daselbst mochte er vielleicht auch einige Erholung für seine einer solchen dringend bedürftige, weil fortwährend in kläglichstem Zustande befindliche Gesundheit erwarten. Aber diese Hoffnung, wenn er sie wirklich hegte, ging nicht in Erfüllung. Gleich nach seiner Ankunft in Frankfurt schrieb W. von dort, indem er der Ausdauer des Erzherzogs die bewunderndste Anerkennung zollte, nach Wien, er selbst sei aufs äußerste erschöpft und werde sich durch einige Zeit ausruhen müssen, um nicht zu jedem ferneren Geschäfte „total unfähig“ zu werden. Und als nach der Auflösung des Ministeriums Pillersdorff die Aufforderung an W. erging, an die Spitze der neu zu bildenden Regierung als deren Präsident zu treten, da erklärte er sich hiezu nur unter der Bedingung bereit, daß er kein eigentliches Portefeuille zu übernehmen brauche, denn hiezu reiche seine Gesundheit offenbar nicht mehr aus. Aber freilich mußte er sich dem Zwange der damaligen Umstände fügen und auch als Ministerpräsident nach wie vor an der Spitze des auswärtigen Amtes bleiben.

Immer drängender ergingen jedoch von Wien aus die Bitten, ja die Beschwörungen an W., baldmöglichst dorthin zurückzukehren, und auch der Kaiser sprach ihm in dem Augenblicke, in welchem er selbst sich von Innsbruck aus wieder nach seiner Residenzstadt begab, in den huldvollsten Ausdrücken den Wunsch aus, ihn dort baldigst wiederzusehen. Dieser Aufforderung nachkommend traf W. am 21. August in Wien ein, wo er Alles in wildester Gährung fand. „Kein Galeerensclave“, schrieb er am 24. an den Reichsverweser nach Frankfurt,

„kann ein härteres Leben haben als ein verantwortlicher Minister inmitten des Aufruhrs. Von sechs Uhr früh bis elf Uhr Abends keine Minute Ruhe, dabei soll man Couriere expediren und hundert langweiligen Menschen Rede und Antwort geben".

Ueberhaupt gewährt die Reihenfolge von Briefen, welche W. um diese Zeit an den Erzherzog schrieb, ein klares Bild der heillosen Verwirrung, welche damals in Wien herrschte. „Wir leben hier", heißt es in einem Schreiben vom 3. September, „von beständigen Stürmen umlagert und es ist wahrlich schwer, seinen Verstand in dem Gewirr von Unsinn nicht zu verlieren. Mit einer Reichsversammlung, wie die jetzige zusammengesetzt, ist es beinahe unmöglich zu etwas gutem zu gelangen". Und eine Woche später schreibt W.: „Die letzten Tage dahier waren sehr stürmisch, zumal wegen der ungarischen Deputation, die mir auch auf den Hals kam, weil man sich auf der einen wie auf der andern Seite nicht mehr zu helfen wußte. Ich wurde ganz krank davon und von überhäufter Arbeit, so daß ich mich für zwei Tage ins Bett legen mußte, allein auch da hatte ich keine Ruhe".

In solcher Weise und unter fortwährend sich steigernder Aufregung vergingen der September und die ersten Tage des October, bis endlich am 6. dieses Monats jener Aufstand losbrach, dessen gewaltsame Niederwerfung auch die vollständige Besiegung der revolutionären Bewegung nach sich zog. Auf die erste Nachricht von der Weigerung eines Grenadierbataillons, dem ihm ertheilten Befehle zufolge den Marsch nach der ungarischen Grenze anzutreten, wurde W. von dem Kriegsminister Grafen Latour ersucht, den Ministerrath in dem Gebäude abzuhalten, in welchem das Kriegsministerium seinen Sitz hat, da er sich von demselben nicht zu entfernen vermöge. Unter fruchtlosem Hin- und Herreden, matten Beschwichtigungsversuchen, Befehlen zu energischem Widerstande und muthlosem Widerrufen derselben vergingen die Stunden, während eine zu Tausenden anschwellende wüthende Menge das Haus umdrängte und es in sinnlosem Fanatismus zu erstürmen versuchte. Ein kühner Entschluß hätte vielleicht noch zu retten vermocht, aber er wurde nicht gefaßt, denn Latour wollte nicht das Leben so vieler Menschen gefährden, um das seinige zu sichern. Er wurde in der Verkleidung, in die er sich geworfen, erkannt, ergriffen und bestialisch ermordet. W. aber wurde durch die Unscheinbarkeit seiner Gestalt, durch die Einfachheit seiner Kleidung, durch den Umstand, daß man ihn in Wien fast gar nicht kannte, und wol auch durch die Anhänglichkeit eines ihm treu ergebenen Mannes, des Legationssecretärs v. Isfordink gerettet. Dieser riß ihn aus dem Gedränge, irrte mit ihm durch längere Zeit in dem weitläufigen Gebäude umher und bestärkte ihn schließlich in dem Entschlusse, sich beim Hauptthore hinaus mitten durch den rasenden Pöbel zu schleichen und so, über eine Barrikade hinweg, durch Seitenstraßen nach seiner Wohnung in der Staatskanzlei zu gelangen. Dort häuften sich die Meldungen, daß der Pöbel auch nach ihm fahnde, um ihn gleichfalls zu tödten. Um sich dieser Gefahr zu entziehen, wanderte W. gegen Abend zu Fuß nach einem der Wiener Vororte, nach Döbling, wo er bei einer befreundeten Familie bis zum 8. blieb. Um die Mittagsstunde dieses Tages schiffte er, stets von dem treuen Isfordink begleitet, über die Donau, fand dort zufällig einen Bauernwagen, der ihn an die Eisenbahn brachte, und fuhr mit ihr nach Prag. Dort setzte er sich vorerst mit dem Fürsten Windischgrätz in Verbindung und eilte dann, nachdem er erfahren hatte, der Kaiser habe den Weg nach Olmütz eingeschlagen, gleichfalls dorthin. Da die Minister des Innern, der Justiz und des Handels ihre Entlassung begehrt hatten, Latour ermordet und der Finanzminister Krauß in Wien zurückgeblieben war, befand sich W. als einziger verantwortlicher Rathgeber in der Nähe des Kaisers. Seine

an und für sich schon peinliche Stellung wurde durch den Zwiespalt zwischen seinen Anschauungen und denen des Fürsten Windischgrätz noch aufs äußerste erschwert. W. war anfangs der Meinung, daß die Beschwichtigung des Aufstandes von Wien noch ohne Blutvergießen geschehen könne. Sollte es aber durchaus zur Anwendung von Waffengewalt kommen müssen, so dürfe hieraus nicht etwa die Zurücknahme der den Völkern Oesterreichs gewährten Freiheiten hervorgehen. In der am 19. October trotz des Widerspruches des Fürsten Windischgrätz erlassenen, von W. gegengezeichneten Proclamation verpfändete der Kaiser hiefür sein Wort und versicherte gleichzeitig, daß in den gegen Wien ergriffenen Maßregeln nur so weit werde gegangen werden, als es zur Herstellung der Ruhe und Sicherheit, zum Schutze der treuen Staatsbürger und zur Aufrechterhaltung der Würde des constitutionellen Thrones nöthig erscheine.

Der Kernpunkt des Streites lag schon damals, wie man sieht, in der Beantwortung der Frage, ob Oesterreich von nun an constitutionell oder absolutistisch regiert werden solle; das erstere hielt W. für ganz unerläßlich, während Windischgrätz nur auf das letztere hinarbeiten zu wollen schien. Er besitze den Fehler, sagt W. in einem seiner Briefe aus dieser Zeit von sich selbst, rein constitutionell sein und bleiben zu wollen, weil Oesterreich einmal durch die Macht der Zeit in diese Bahn geworfen wurde und ihm kein anderer Weg möglich zu sein scheine, die ihm so theure Monarchie zu retten. Er habe sich daher, heißt es in einem anderen Briefe, nur noch für kurze Zeit zum Bleiben verpflichtet. „Ich sehe voraus“, sagt er weiter, „daß bei der Divergenz unserer Ansichten ich neben dem Fürsten Windischgrätz unmöglich dem Staate nützlich sein kann; er schaut zurück und ich schaue vorwärts, wir können uns daher nicht vereinigen“. Und daß dies wirklich ein Ding der Unmöglichkeit sei, wurde von W. täglich klarer erkannt. Er bat daher den Kaiser dringend, nicht ihn, sondern einen Anderen mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu betrauen. Um so lebhafter wünschte W. dies selbst, weil er fühlte, in seinem vorgerückten Alter und bei dem wahrhaft kläglichen Zustande seiner Gesundheit die übergroße Last aufreibender Geschäfte nicht länger tragen zu können. Und außerdem täuschte er sich nicht darüber, daß während er dem Namen nach noch als Ministerpräsident an der Spitze der Regierung stand, eine „Nebenmacht“ wie er sie nannte, sich ihm zur Seite erhob, welche alle Regierungsgewalt allmählich an sich zog und die seinige nur noch zu einem Schattenbilde machte. In welch hohem Maße dies der Fall war, zeigte sich, um hier nur wenige Beispiele anzuführen, bei der Hinrichtung Robert Blum's; sie wurde auf Anstiften des damals noch nicht mit dem Amte eines Ministers betrauten Fürsten Felix Schwarzenberg vollzogen, ohne daß W. hierüber auch nur befragt worden wäre. Ebenso wurde der Commandant der Wiener Nationalgarde, Messenhauser, erschossen, obgleich W. dessen Begnadigung bereits erwirkt zu haben glaubte und sich über das Scheitern seiner menschenfreundlichen Bemühungen gar nicht zu trösten wußte. Noch viel wichtiger aber war es, daß man auch die Vorbereitungen zur Abdankung des Kaisers Ferdinand und zur Thronbesteigung seines Neffen, des Kaisers Franz Joseph, ohne Wessenberg's Vorwissen traf. Erst nachdem er, nach Annahme seiner Demission und vor seiner Abreise von Olmütz durch den persönlichen Besuch des Kaisers Ferdinand aufs höchste geehrt, am letzten November in Wien eingetroffen war, erhielt er hier durch die Patente vom 2. December von dem geschehenen Thronwechsel Kunde. „Es sieht aus“, schrieb er an den Erzherzog Johann nach Frankfurt, „als habe man meine Abreise abgewartet, um diesen Staatsact zu vollziehen. Ist ein solcher zeitgemäß, so wird dies der Erfolg lehren. Ich bin darüber sehr ergriffen“.

Auch wer dieses Ende der langen staatsmännischen Laufbahn Wessenberg's

bedauert, wird doch zugeben müssen, daß sein hohes Alter und seine stete Kränklichkeit ihn nicht mehr fähig erscheinen ließen, seinem in jener erschütterungsreichen Zeit doppelt mühevollen Amte auch noch ferner vorzustehen. Eine jüngere und kräftigere Persönlichkeit war hiezu ohne Zweifel nöthig, aber freilich wäre es auch wünschenswerth gewesen, daß sie etwas von dem milden und versöhnlichen Sinne Wessenberg's mit in eine Stellung gebracht hätte, in welcher maßvollere und dem fortschreitenden Geiste der Zeit größeres Verständniß entgegenbringende Ansichten für Oesterreich gewiß nur von Nutzen gewesen wären. An diesen hielt W. auch nach der Rückkehr in sein Asyl zu Freiburg und zu Feldkirch unverbrüchlich fest, und fortwährend erfüllt von jenem Triebe zu rastloser Thätigkeit, der schon zwei Jahrzehnte früher während seines Aufenthaltes in London als ein so charakteristisches Merkmal seines Wesens betrachtet, ja manchmal sogar getadelt worden war, ermüdete er nicht in unausgesetzten Bestrebungen, sie auch bei seinen Nachfolgern zur Geltung zu bringen. Allerdings war er nicht gerade glücklich darin, und in einem seiner vertraulichen Briefe spricht er es geradezu und nicht ohne Wehmuth aus, man scheine sich das Wort gegeben zu haben, keinen Verkehr mit ihm unterhalten zu wollen. Von keinem der Minister habe er jemals eine Antwort empfangen.

Je schweigsamer das Wiener Ministerium sich gegen W. verhielt, um so mittheilsamer erwiesen sich ihm gegenüber seine beiden eifrigen Correspondenten, der Erzherzog Johann, anfangs aus Frankfurt, und später aus Graz, wohin er nach der Niederlegung seiner Würde eines Reichsverwesers sich zurückgezogen hatte, und der Legationsrath Isfordink aus den verschiedenen Ländern, in welche die Verfolgung seiner diplomatischen Laufbahn ihn führte. In dem Briefwechsel mit dem Erzherzoge, insbesondere in dem aus der ersteren Zeit, tritt natürlich die deutsche Frage, aber freilich in einer Auffassung in den Vordergrund, welche den heutigen Anschauungen hierüber keineswegs entspricht. Ganz unzugänglich für den Gedanken einer Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland und denselben von vornherein als etwas eifrigst zu bekämpfendes ansehend, war W. allzeit der Ansicht, nicht die Bildung eines Bundesstaates, sondern nur das Festhalten an dem früheren Staatenbunde sei es, was Deutschland fromme. Die Grundlinien dieses Staatenbundes schienen ihm aber durch die Bundesacte in einer Weise gegeben zu sein, daß sie wol Verbesserungen zulasse und ihrer auch bedürftig sei, daß aber ihre gänzliche Verwerfung nur von üblen Folgen für Deutschland begleitet sein könne. Niemand aber hätte eine solche schmerzlicher empfunden als W., welcher durch und durch ein Deutscher, an diesem seinem Vaterlande mit allen Fasern seines Herzens hing. Und wenn er auch die Bundesacte für gut hielt, so billigte er doch das wiedererwachte schale Treiben am Bundestage in gar keiner Weise. „Die Chinesen“, so schreibt er einmal, „würden mich vielleicht besser verstehen, als meine europäischen Confratres oder die Bundestags-Excellenzen, welche für gute Küchenzettel mehr eingenommen zu sein scheinen als für Constitutionen. Das menschliche Wurmgeschlecht weiß nur noch im Moraste zu wühlen. Es versteckt sich vor den klaren Sonnenstrahlen. Ich tröste mich und sage ihm vielleicht bald Lebewohl“.

Es kann nicht gesagt werden, daß diese düstere Vorahnung rasch in Erfüllung gegangen wäre. In ungeschwächter geistiger Kraft verlebte W. seine Tage, und es scheint auch daß er, seitdem die Ueberlastung mit Arbeiten vorüber war, die ihm durch eine amtliche Stellung aufgenöthigt worden waren, es auch um seine Gesundheit besser bestellt gewesen wäre als früher, wenigstens finden sich in seinen zahlreichen Briefen ungleich seltener Klagen über sie als zuvor. Mehr noch als diese Briefe geben die Arbeiten Wessenberg's über wichtige Fragen des öffentlichen Lebens Zeugniß für seine in so hohem Alter ganz ungewöhnliche

geistige Frische. Insbesondere sind es die finanziellen Zustände Oesterreichs, denen er eine gespannte Aufmerksamkeit zuwendet, und ganz unermüdlich ist er in der Ausarbeitung von Vorschlägen zu ihrer Verbesserung. Aber freilich laufen sie allezeit wieder auf das hinaus, was er selbst in die Worte zusammenfaßt: „Man mag es anfangen, wie man will, ohne Verfassung kein Staatscredit, ohne Staatscredit fortwährendes Deficit, nach und nach Ohnmacht und finaliter Unmacht. Ohne Geld vermögen heutzutage auch die größten Armeen nichts".

Von den fremden Ländern war es vorzugsweise das benachbarte Frankreich, und in diesem das Auftreten Louis Napoleon's, welches sein höchstes Interesse erregte. Hatte er vor dem überwältigenden Genius des ersten Napoleon allzeit eine Art scheuer Bewunderung empfunden, so erfüllte ihn dem Neffen gegenüber kein anderes Gefühl als das der Mißachtung. Einen „heillosen Gesellen" nennt er ihn einmal, in welchem „ein fürchterlicher Ehrgeiz gleich einem Vulcan wüthe". Und bis an das Ende seines Lebens blieb W. sich in seiner tiefen Abneigung gegen den französischen Kaiser gleich, den er fast immer nur mit dem Ausdrucke „der Usurpator" bezeichnete.

Bis in das Jahr 1855 hinein bildet Wessenberg's Correspondenz mit dem Erzherzog Johann und mit Isfordink eine reichhaltige Quelle zur Beurtheilung seiner Ansichten über die Tagesereignisse und die öffentlichen Verhältnisse nicht nur in Oesterreich und in Deutschland, sondern man kann sagen, in ganz Europa. Da aber wurde er, in der zweiten Hälfte des Juni, schon in seinem dreiundachtzigsten Lebensjahre stehend, von einem schweren Unfall betroffen, indem er durch einen Fall in seiner Stube sich den rechten Oberschenkel brach. Mit stoischer Geduld ertrug er die argen Schmerzen, die ihm hiedurch verursacht wurden, und mit Ergebung fand er sich in die vielfachen Entbehrungen, welche die nur äußerst langsam erfolgende Heilung ihm auferlegte. Und wenn sie auch allmählich wenigstens insofern vor sich ging, daß er nach langem Krankenlager anfangs auf Krücken und endlich am Stocke sich fortzubewegen vermochte, wenn er auch hie und da wieder zum Briefschreiben kam, so war er doch von nun an nur mehr ein hinfälliger Greis. Hiezu gesellte sich noch eine Reihe häuslicher Unglücksfälle, die ihn aufs schwerste trafen. Nachdem ihm sein einziger Sohn und seine zweitgeborene Tochter, an einen Grafen Blankensee verheirathet, schon seit langer Zeit durch den Tod entrissen worden waren, verlor er am 4. November 1855 nach mehr als fünfzigjähriger glücklicher Ehe seine Gemahlin, und am 7. April 1856 seine ältere Tochter, Gräfin Henriette Boos-Waldeck, die in seinem Hause zu Freiburg starb. Seine verwittwete Schwiegertochter und seine Enkelin, die sich später mit Jules Favre vermählte, bildeten fast seine einzige Gesellschaft. Zwar war es ihm noch vergönnt, im Juni 1856 die Heilquellen zu Baden in der Schweiz zu besuchen und auch im folgenden Jahre noch einmal dahin zurückzukehren, aber er war mit der Wirkung, die sie auf den Zustand seiner Gesundheit hervorbrachten, keineswegs zufrieden. So schleppte er sich, „fortwährend leidend und sehr herabgekommen", wie er sich ausdrückt, durch den Rest seines Lebens, aber ohne daß sein allzeit so reges Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten sich wesentlich verringert hätte. Trotz des leidenden Zustandes seiner Augen beschäftigte er sich lebhaft mit neu erschienenen Büchern, insbesondere auf dem Gebiete der französischen Memoirenlitteratur. Aber schließlich wurde er auch dieser Zerstreuung beraubt, und am 14. Juni 1858 dictirte er wenige Zeilen an Isfordink, in denen er ihm mittheilte, er leide namenlose Schmerzen und seine Kräfte seien „beinahe am Ende". Erst nach sechs Wochen, am 1. August 1858 trat dieses wirklich ein. Acht Jahre später erlosch mit Wessenberg's Enkel sein altes Geschlecht in wahrhaft tragischer

Weise, indem sich derselbe am Tage der Königgrätzer Schlacht, jedoch aus Ursachen, die mit diesem Ereignisse in gar keinem Zusammenhange standen, erschoß.

Nekrolog in der Wiener Zeitung vom 10. August 1858. — Briefe des Johann Philipp Freiherrn von Wessenberg aus den Jahren 1848—1858 an Isfordink-Kostnitz, österr. Legationsrath a. D. Leipzig 1877. — Reiches handschriftliches Material im k. und k. Staatsarchive zu Wien und in dem Archive des Grafen Meran zu Graz. v. Arneth.

Westenholz: W.-Affabili, gefeierte italienische Primadonna, geboren 1725 zu Venedig, verheirathete sich um 1765 mit dem Tenorsänger und späteren Capellmeister Karl August Westenholz und starb zu Schwerin im J. 1776. Sie war Mitte der fünfziger Jahre aus Italien, wo sie ihre ersten Erfolge gefeiert, nach Norddeutschland gekommen, gehörte einer italienischen Operngesellschaft an, die 1756 in den Hansastädten sich producirte und ward schließlich mecklenburg-schwerinsche Hofsängerin. Im Winter 1765 verzeichnet sie auch die Concertchronik Hamburgs als Gast. Man rühmte die Klarheit, Gleichheit und den Umfang ihrer Stimme und ihre Kunst im Vortrag des Adagios.

Vgl. E. L. Gerber, Historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler I, Sp. 14. Leipzig 1790. — Cramers, Musikalisches Magazin I, 977. — Sittard, Geschichte des Hamburger Concertwesens, S. 156. H. Welti.

Westenrieder: Lorenz von W., Historiker, geboren am 1. August 1748 zu München, der Sohn schlichter Bürgersleute aus der Zunft der Kornkäufler, trat nach dem Besuch der Petersschule im zehnten Lebensjahre in das von den Jesuiten geleitete Gymnasium seiner Vaterstadt ein. Er machte nicht gerade glückliche Fortschritte; in der griechischen Sprache, in der Religionslehre, die in München kurzweg „Canisi“ genannt wurde, und, was besonders auffällig ist, auch in der Geschichte fiel er im Hauptexamen durch. Trotzdem setzte er seine Studien fort, um sich für den geistlichen Stand vorzubereiten; er besuchte zuerst eine theologische Lehranstalt in München, später das Klerikalseminar in Freising. 1768 empfing er die niederen Weihen, 1771 feierte er in der Liebfrauenkirche zu München sein erstes Meßopfer. Die strenge Zucht der geistlichen Institute hatte, wie es scheint, nur dazu beigetragen, in dem jungen Geistlichen den Hang zur „Aufklärung“, die unter dem Schutze Max Joseph's III. auch in Baiern Boden gewonnen hatte, zu wecken. Er wollte Fleury's freisinnige Kirchengeschichte in deutscher Uebertragung herausgeben, allein sein Jugendfreund, der geniale Satiriker Anton Bucher, obwol selbst ein leidenschaftlicher Anwalt der Befreiung von kirchlicher Bevormundung, widerrieth ihm so gefährliches Vorhaben. Dagegen fand W. nach Aufhebung des Jesuitenordens in Baiern Gelegenheit, als öffentlicher Lehrer im Sinne der Aufklärung zu wirken; 1773 wurde er als Lehrer der Poetik und Rhetorik ans Gymnasium in Landshut berufen. Bei der Eröffnungsfeier hielt er eine Festrede über das Thema: „Warum man in Schulen mehr die Wissenschaften, als die Weisheit erlernt.“ Neben seiner Lehrthätigkeit beschäftigten ihn in Landshut poetische Versuche. Dem Rathe seines Freundes Bucher entsprechend, schrieb er eine Komödie: „Die zween Kandidaten“ und zwei Dramen: „König Saul“ und „Marc Aurel“. Die Aufführung des erstgenannten Lustspiels auf der Münchener Hofbühne fand Beifall. Die kunstsinnige Kurfürstin-Wittwe von Sachsen, Marie Antonie, Kaiser Karl's VII. Tochter, soll es für das Theater eingerichtet haben. Von höherer Bedeutung sind die Reden, die der Professor der Rhetorik in Landshut, seit 1775 in München, bei Festlichkeiten, Schulacten zu halten hatte, u. a.: „Ueber die Ursachen des geringen Nutzens, welchen man in Schulen aus der Lectüre der klassischen Autoren erhält“ (1774), „Von den Ursachen, warum die Früchte der Schulverbesserung nicht plötzlich sichtbar und allgemein werden“ (1775), „Von den gewöhnlichen

Hindernissen und Mängeln guter Köpfe" (1776), „Von den Ursachen des geringen Einflusses der schönen Künste auf die Denkungsart und Sitten des Volkes" (1777), „Warum es so wenig Schriften für das Herz giebt" (1778). Durch alle diese Erörterungen geht ein praktischer Zug; der Redner will nicht bloß auf seine Zuhörer sondern weit über die Schule hinaus auf seine Landsleute belehrend und läuternd einwirken, und man kann wohl sagen: diese Bestrebungen bilden den eigentlichen Höhepunkt der Wirksamkeit Westenrieder's, den Schöberl mit glücklichem Ausdruck den „Volkslehrer seines Vaterlandes" nennt. Volkserziehung dünkt ihm die wichtigste Aufgabe eines Gelehrten, zumal in Baiern, dessen geistige Verwilderung er mit bitteren Worten beklagt. Gerade weil er sein Vaterland und seine Landsleute glühend liebt, peinigt es ihn, sehen zu müssen, daß in anderen deutschen Ländern schon längst der Morgen einer neuen Bildung und Litteratur angebrochen war, Baiern aber an der mächtigen Geistesbewegung so gut wie gar keinen Antheil nahm. Indem er den Hindernissen nachforscht, die sich der Hebung des Geschmacks bei der bairischen „Nation" in den Weg stellten, rügt er scharf die Rohheit der berufenen Träger der Bildung, der Mitglieder des Adels und des Klerus in Baiern, die nur, um selbst im alten Schlendrian nicht gestört zu werden, jeden Fortschritt zu verdächtigen suchten. Es „benimmt dem Patrioten den Schlaf", wenn er Ausländer über das Geistesleben in Baiern abfällig urtheilen hört; nur die Gewißheit, daß es in der jüngsten Zeit zu tagen begonnen habe und daß es nur an guter Erziehung, nicht an aufgeweckten Köpfen mangele, vermag ihn zu trösten.

Bald nach Westenrieder's Geburt war ja die bairische Akademie der Wissenschaften gestiftet und damit ein edler Kampf gegen Unwissenheit, Trägheit und Aberglauben eröffnet worden. Thiersch vergleicht einmal die unerschrockenen Akademiker mit den Genossen Nehemias, die nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft „baueten, das Werkzeug in der einen, das Schwert in der anderen Hand, und die zertrümmerten Mauern der heiligen Stadt förderten bis zur Hälfte, so daß das Volk Muth faßte zu ihrem Werke". Schon 1777 wurde W. zum frequentirenden Mitglied der belletristischen Classe ernannt; am 2. April 1778 hielt er eine Gedächtnißrede auf einen Pionier der Aufklärung in Baiern, Peter Osterwald. Der Eintritt Westenrieder's in die Akademie der Wissenschaften ist ein wichtiger Markstein in der Geschichte seiner Entwicklung und Wirksamkeit; er ist fortan selbst einer der eifrigsten Mitarbeiter des Instituts und der freimüthigsten Vertreter wissenschaftlicher Forschung. 1778 trat er in den Illuminatenorden ein, allein sein Hang zur Selbständigkeit verleidete ihm rasch die Verbrüderung mit so vielen ehrgeizigen Strebern, so daß er schon vor der Verfolgung des Ordens wieder austrat. Zur Förderung des Geisteslebens in Baiern gab er nach dem Vorbild der aus England nach Deutschland verpflanzten „moralischen Wochenschriften" von 1779 bis 1782 sechs Bände „Baierische Beiträge zur schönen und nützlichen Litteratur" heraus. Er selbst schrieb dafür Aufsätze über neue Erscheinungen auf den Gebieten der Poesie, der bildenden Künste, der Erziehungslehre, insbesondere auch eingehende Bühnenreferate. Max Koch zollt dem Streben des vorurtheilslosen katholischen Geistlichen, auch dem Theater in der Reihe der deutschen Culturanstalten eine würdige Stellung zu sichern, hohes Lob. Das Idealbild einer gereinigten Bühne wird in der Phantasie „Der Traum in dreyen Nächten" entworfen; die zahlreichen dramaturgischen Abhandlungen sind im zweiten Band der Gesammtausgabe der Werke (Kempten 1831—38) gesammelt. Wie die „Baierischen Beiträge" durch die „Rheinischen Beiträge zur Gelehrsamkeit" veranlaßt sind, so sind die Erzählungen Westenrieder's den moralischen Romanen Richardson's nachempfunden,

„die Geschichte einer Bürgerstochter von München", der pädagogische Roman „Leben des guten Jünglings Engelhof" ꝛc. Was die poetische, wie die wissenschaftliche Production Westenrieder's nicht wenig beeinträchtigte, war die übergroße Hast, womit er arbeitete, und das eben niedergeschriebene ohne weitere Prüfung und Ausfeilung in die Druckerei wandern ließ. „Ich hatte nur selten so viel Muße," erzählt er selbst von den „Beiträgen", „um den vorhergehenden Abend zu wissen, was ich den folgenden Morgen schreiben würde, ... mit der unbeschreiblichsten Angst rieb ich mir oft mit der Hand die müde Stirn, wenn mir einfiel, daß in einigen Stunden mein Verleger in meinem Zimmer erscheinen und die Manuscripte für den Druck abfordern würde, ich ging gewöhnlich mit gedrücktem Herzen schlafen und erwachte nach einem unruhigen, kurzen Schlummer, den oft der Kummer unterbrach, mit einem gespannten Kopf und ging dann wieder an mein Tagwerk." Unter dieser Ueberhastung der Arbeit mußten Inhalt und Form der Schriften leiden. Auch in späteren Jahren, da er nicht mehr durch äußere Umstände genöthigt war, schrieb er zu rasch und zu viel, ja, es kann ihm der Vorwurf nicht erspart werden, daß er nicht bloß um der guten Sache, sondern auch um des lieben Geldes willen, das er doch nur in den Kasten legte, seine schriftstellerische Thätigkeit so übermäßig steigerte. Freilich haben wir auch nur diesem fast krankhaften Schaffensdrang zu danken, daß W. den verschiedenartigsten Aufgaben sich zuwandte und seinem Lehrberuf nach allen Seiten des Lebens, materiellen und geistigen, gerecht zu werden trachtete. In den „Beiträgen" überwiegt noch das schöngeistige Interesse; er sucht vor allem lebhaftere Theilnahme seiner Landsleute an der Litteratur zu wecken, da „es noch Viele gab, bei denen die Lectüre eines deutschen Buches das größte Verbrechen war". Er macht immer wieder aufmerksam auf die Schriften von Lessing, Voß, Winkelmann, Gellert; er feiert Klopstock als den größten Dichter und Herder als den schärfsten Denker des deutschen Vaterlandes; er verspottet das „Schablonenthum" der Beamten, die „nichts als Routinemänner" seien und nicht ein Buch läsen, das sie über ihre triviale Lebensanschauung hinaushöbe. In der Fortsetzung der „Beiträge", die unter dem anspruchsvolleren Titel „Jahrbuch der Geschichte der Menschheit in Baiern" (1782—83) erschien, tritt die Richtung auf das praktische Leben entschiedener hervor: als Vorbild galten ihm die gemeinnützigen Aufsätze Justus Möser's, und ohne Zweifel ist er, wenn ihm auch nicht der feine Humor Möser's zu Gebote steht, in Bezug auf gesunde Lebensanschauung, sachkundiges Urtheil und weiten Blick dem Verfasser der „Patriotischen Phantasien" ebenbürtig. Bald spricht er über Maßnahmen zur Hebung des Tuch- und Lederhandels, bald über die Nothwendigkeit stilvollerer Ausschmückung der Kirchen, bald über Verbesserungen des Ackerbaues, bald über Neugestaltung des Theaterwesens. Wegen Kränklichkeit gab er 1779 sein öffentliches Lehramt auf, doch wurden ihm auf Verwendung des kurfürstlichen Cabinetssecretärs v. Stengel Rang und Gehalt belassen, damit er sich unbehindert seinen litterarischen Arbeiten widmen könne; dazu wurde ihm noch 1783 in Ansehung seiner Verdienste vom Münchener Rath das Pötschner'sche Beneficium bei St. Peter verliehen. Da sein körperliches Befinden namentlich von der Witterung abhing, fing er 1780 an, ein Tagebuch zu führen, in welchem er von der Witterung eines jeden Tages und seinem Wohl- oder Uebelbefinden Nachricht gab, daneben aber auch sonst Manches aufzeichnete, was er Bemerkenswerthes that und erlebte, so daß das Tagebuch nicht bloß die wichtigste Quelle für die Lebensgeschichte Westenrieder's ist, sondern auch für politische und Litterärgeschichte dankenswerthe Beiträge bietet; Kluckhohn hat es deshalb in den Abhandlungen der Münchener Akademie (Jahrg. 1882) veröffentlicht. Die hier niedergelegten Selbstbekenntnisse lassen verstehen, wie sich

der Schwärmer für Poesie und Aufklärung allmählich zu einem mißtrauischen, menschenscheuen Sonderling auswuchs. In der Schilderung seiner ersten Gebirgsreise im Sommer 1780, die theilweise auch in die „Briefe eines Reisenden durch Baiern" aufgenommen ist, gibt er sich noch willig Yorik'schen Stimmungen hin; er spricht mit Entzücken von seinen Wanderungen durch Flur und Wald, hat aber auch seine Lust daran, im Dämmerlichte die Dorfkirchhöfe aufzusuchen und unleserliche Namen auf Leichensteinen zu enträthseln. Zugleich quält es ihn, daß an solchen Schlendertagen die Arbeit zu kurz komme. „Hier läßt sich eher die Welt vergessen, als für die Welt schreiben!" Um so standhafter vertiefte er sich nach der Heimkehr wieder in die Bücher. „Meine Arbeiten verschlangen um diese Zeit (1782) mein Herz, wie eine Welle die andre." Politischen Angelegenheiten wandte er nur, insofern sie auf sein engeres Vaterland Baiern Bezug hatten, Aufmerksamkeit zu. Eine trotz der ungewöhnlich rohen Form bedeutsame litterarische Erscheinung sind die 1778 anonym herausgegebenen „Briefe bairischer Denkungsart und Sitten". In den angeblich von Leuten aus allen Ständen geschriebenen Briefen theils ernsten, theils scherzhaften Charakters gibt der Verfasser den Hoffnungen und den Befürchtungen Ausdruck, die nach dem Tode des beliebten Kurfürsten Max Joseph III. und dem Regierungsantritt des Pfälzers Karl Theodor im Baierlande im Schwange waren. Da er „mit bairischer, alter Redlichkeit" ein Anhänger des wahren christlichen Geistes und ein Gegner des undeutschen Wesens der Jesuiten, beklagt er, daß der neue Kurfürst ganz in den Händen von Tartüffes, die ihn unter frommer Maske täuschen und ihm den Aufenthalt im „barbarischen" Altbaiern verleiden wollen. Die nämliche Beschwerde kehrt auch im Tagebuche immer wieder; als echtem Altbaiern ist ihm die „Mannheimerei" des unter Karl Theodor in die Höhe strebenden Hofadels ebenso widerwärtig, wie das Zelotenthum des P. Frank und die Angeberei des „bairischen Robespierre", Caspar Lippert. Besondere Beachtung verdient eine 1782 anonym herausgegebene Schrift Westenrieder's: „Vorstellungen an Menschlichkeit und Vernunft um Aufhebung des ehelosen Standes der katholischen Geistlichkeit", eine warm geschriebene Widerlegung der Einwürfe, welche gegen die Aufhebung des vernunftwidrigen Cölibats erhoben zu werden pflegen. Dem befreundeten Dichter Weisse empfahl W. unter Verheimlichung seiner Autorschaft „das überaus merkwürdige und kühne Buch", das freilich zur Unzeit erschienen sei, da noch Vieles vorausgehen müsse, ehe die dort niedergelegten Vorschläge Gehör finden könnten. Schon in den Schriften aus der schöngeistigen Periode suchte W. an vielen Stellen seine Landsleute über den Nutzen der Vaterlandsgeschichte aufzuklären, doch fing er selbst erst im reiferen Mannesalter an, sich eingehender mit geschichtlichen Studien zu beschäftigen. Die erste Leistung auf diesem Gebiet, eine 1782 im Auftrag der Akademie unternommene und 1785 vollendete „Geschichte von Baiern für die Jugend und das Volk", erhebt keinen Anspruch auf wissenschaftlichen Werth; dem Verfasser war es nur darum zu thun, ein lesbares Buch zu bieten, „eine Geschichte für den Geist und das Herz, einzig aus der Absicht verfaßt, dem Verstand etwas zu sagen, und durch eine lebhafte Schilderung des Spiels großer Leidenschaften in den Seelen der Leser große Leidenschaften aufzuwecken". Wol das tüchtigste wissenschaftliche Werk Westenrieder's ist die ebenfalls im Auftrag der Akademie verfaßte „Geschichte der bairischen Akademie der Wissenschaften", deren erster, auf die Jahre 1759—77 sich erstreckender Theil 1784 erschien, während der zweite Band (1778—1800) erst 1807 nachfolgte. Namentlich der erste Band verdient dieses Lob. Durch erschöpfende Beherrschung des Stoffes und frische, freimüthige Darstellung ist die Geschichte der Akademie wirklich, wie der Verfasser hoffte, „ein Denkmal aere perennius" geworden, das auch seinen Zweck, „die guten Baiern

den Ausländern etwas ehrwürdiger zu machen", nicht verfehlt hat; auf den zweiten Theil wird später zurückzukommen sein. Im allgemeinen konnte der Historiker mit der Aufnahme seiner Schriften im engeren Vaterlande nicht unzufrieden sein. Im Jänner 1786 wurde ihm von der Akademie eine goldene Medaille mit seinem von Scheufele geschnittenen Porträt gewidmet; bald darauf verehrte ihm die bairische Landschaft eine Denkmünze, und der Münchener Stadtrath überreichte ihm drei Medaillen, dazu bemerkend, die Ehrung würde kostbarer ausgefallen sein, wenn nicht die Stadtkasse aller Mittel entblößt wäre. Auch eine gesicherte Stellung wurde dem vaterländischen Geschichtschreiber zu Theil. Schon 1782 hatte er sich erboten, öffentliche Vorlesungen für junge Adelige und andere Jünglinge, die keine öffentliche Schule besuchten, zu halten, allein der Antrag war, da man das geforderte Honorar zu hoch fand, abgewiesen worden. Damals hatte er grollend in sein Tagebuch geschrieben: „Ein Professor Historiae für die Adligen, und 200 Gulden! Was zieht nicht ein Gaukler, ein Sänger!" Nach Vollendung des Lehrbuches der bairischen Geschichte wurde ihm zwar nicht das gewünschte Lehramt, aber die Stelle eines Schulraths in München verliehen; die schmeichelhaften Worte, womit das Decret vom 6. September 1784 die pädagogischen und litterarischen Verdienste des neuen Schulraths feierte, mußten ihn über die Geringfügigkeit des Gehalts trösten. Im nächsten Jahre wurde von der Akademie beschlossen, W. als ordentlichen bairischen Geschichtschreiber anzustellen, allein der Kurfürst versagte die Bestätigung, weil sich W. in einer „Erdbeschreibung der bairisch-pfälzischen Staaten" (S. 366) in Bezug auf die Abstammung der Birkenfeldischen Linie der Dynastie eines von Herzog Wilhelm von Pfalz-Birkenfeld streng gerügten Irrthums schuldig gemacht hatte. Dagegen ging ein anderer Lieblingswunsch in Erfüllung. Im Gegensatze zur Mehrheit seiner selbstgenügsamen Landsleute hatte W. immer Verlangen getragen, durch Reisen seinen Gesichtskreis zu erweitern. Es war ihm also sehr willkommen, daß er 1784 den amtlichen Auftrag erhielt, nach Lüttich zu reisen, um den Studienplan und die Einrichtungen der dortigen „Englischen Akademie" kennen zu lernen. Dadurch war ihm Gelegenheit geboten, nicht bloß die schönsten Gaue Deutschlands, das Rheinthal, zu sehen, sondern auch in verschiedenen Städten anziehende Bekanntschaften zu machen. In Düsseldorf traf er mit den beiden Jacobi und Heinse zusammen. „Wir waren den Augenblick, da wir uns sahen, Freunde! Es war ein seliger Augenblick und ein überirdischer Traum!" Nach der Heimkehr erschreckte ihn die Nachricht, der Kurfürst beabsichtige, die historische Classe der Akademie entweder gänzlich aufzuheben oder mit der Mannheimer Classe zu vereinigen, da „es nur zu Uneinigkeiten Anlaß gebe, wenn man die vaterländische Historie zu sehr bearbeite". „Entsetzlich!" bemerkt W. dazu in seinem Tagebuch. Nicht am wenigsten den Vorstellungen Westenrieder's war es zu danken, daß Karl Theodor sein Vorhaben aufgab. Die Studien Westenrieder's bewegten sich jetzt fast ausschließlich auf geschichtlichen Gebieten; theils oblag er selbständiger Forschung, theils verfolgte er als Erzähler das Ziel, „die Geschichte zur Angelegenheit des Publicums zu machen". Das Versprechen aber, das er seinem Freunde Bucher gegeben hatte, sich nicht wieder „so ganz ins Grab zu legen", war längst vergessen; er lebte, von der Welt wie ein Einsiedler abgeschlossen, nur seiner Arbeit. „Ich genoß keines Sterblichen Gesellschaft: Leute, die mich nur zerstreuen und die flüchtigen Stunden ausfüllen helfen konnten, wollte ich nicht, und andere Leute fand ich nicht." Er las und schrieb den ganzen Tag, nur Nachts ging er ein paar Stunden spazieren. „Ich kam so bei der Nacht in die stillsten und einsamsten Gäßlein, wo ich dann mein Ohr an die Läden legte und horchte, was die Leute redeten." 1787 veröffentlichte

er den ersten „Baierisch historischen Calender“, dem sich (von 1790 bis 1815) 20 Bändchen mit ähnlichem Inhalt anschlossen. Gerade in Baiern, erklärt der Herausgeber mit patriotischem Stolz, müsse Geschichte vor allem gepflegt und hochgehalten werden, da ja „die bairische Nation mit den ersten Völkern Deutschlands, ja mit den ersten Völkern Europens, was das Alterthum ihres Daseyns, die Abkunft ihrer Regenten und die Wichtigkeit ihrer Schicksale betrifft, wetteifert.“ In den mit Kupfern gezierten Kalendern überwiegt das anekdotenhafte Element, doch fehlt es nicht an kritischen Versuchen; zum ersten Mal wird hier (1805) der von Schiller gläubig in sein Geschichtswerk aufgenommenen Legende von der Niederbrennung Magdeburgs im Auftrag Tilly's mit sachlichen Gründen entgegengetreten. Mehr wissenschaftlichen Charakter hat ein anderes periodisches Unternehmen Westenrieder's, die „Beiträge zur Vaterländischen Historie, Geographie, Statistik und Landwirthschaft sammt einer Uebersicht der schönen Litteratur“ (1788—1817, 10 Bände). Den Hauptinhalt bilden verschiedenartige Quellen zur bairischen Geschichte, leider nicht durchweg genau und gründlich herausgegeben; sie rühren auch nicht von W. allein, sondern auch von anderen Akademikern und Geschichtsfreunden her. Von W. stammen die zahlreichen, sehr dankenswerthen, wenn auch nur kurzen Lebensumrisse verdienter Baiern, Lori, Linbrunn, Sterzinger, Heinrich Braun, Graf Haimhausen, Zaupser u. a. Auch Fragen aus dem praktischen Leben werden zur Erörterung herangezogen, z. B. erklärt sich W. mit Nachdruck gegen die überhandnehmende Zersplitterung der größeren Güter in Baiern, gegen unbeschränkte Aufnahme neuer Bürger in die Städte, gegen Beibehaltung des Zunftzwanges, gegen die allzu kärgliche Besoldung der Beamten u. a. Er gibt sich noch immer als warmer Freund der Aufklärung, doch verschärft sich allmählich die Stellungnahme gegen „Modewahn“ und „falschen Zeitgeist“. Noch 1794 nimmt er Wieland und Lessing gegen zelotische Angriffe seiner Landsleute in Schutz, was seinen Collegen Schneider im Censurcollegium — 1786 war W. zum „kurfürstlich wirklich frequentirenden geistlichen und Büchercensurrath“ ernannt worden, — zur Rüge veranlaßte: „Sie haben doch seltsame Grundsätze; was ganz Deutschland verabscheut, das erheben Sie bis an den Himmel!“ „Welch ungeheure Worte!“ bemerkt W. dazu in seinem Tagebuch. Doch er selbst blieb nicht der feurige Freund der Aufklärung, der er in Jünglings- und Mannesjahren gewesen war. Nicht bloß im Tagebuch, sondern auch in dem 1807 herausgegebenen zweiten Theil der Geschichte der Münchener Akademie und in anderen Schriften der späteren Periode läßt sich ein Umschwung in Westenrieder's Auffassung kirchlich-politischer Verhältnisse deutlich erkennen; verstimmt und verbittert blickt er in die Welt, und mit unverhüllter Feindseligkeit stellt er sich „dem Zeitgeist, der sich jetzt Toleranz und Humanität nennt“, entgegen. Die überraschende Erscheinung findet in verschiedenen zusammenwirkenden Ursachen ihre Erklärung. Vor allem ist sie zurückzuführen auf das „mehr als philoktetische Leiden“ (Thiersch), das ihm in der zweiten Hälfte seines Lebens entsetzliche Qualen verursachte. Der Kinnbackenkrampf (Trismus) machte ihn nicht selten Tage lang sprachlos und ganze Monate hindurch unfähig, den Kopf zu bewegen. Die dadurch erzeugte Stimmung schildert er in einer Abhandlung über seine Krankheit folgendermaßen: „Manchen Tag nahm eine unwillkürliche, unbeschreibliche Erbitterung gegen mich selbst und gegen mein armseliges Wesen in einem sichtlichen Grade zu, und ich wollte nicht mehr, daß Jemand in der Welt sich meiner erinnern, sich meiner erbarmen sollte; ich machte mit eben der Sehnsucht, mit welcher glückliche Menschen der Annäherung ihres geliebten Gegenstandes entgegeneilen, Anstalten für die Annäherung meines Todes.“ Dazu kam die peinigende Empfindung, daß seine Verdienste nicht nach Gebühr geschätzt wären. Zwar fehlte es ihm nicht an

äußeren Ehren. 1799 nach dem Regierungsantritte des Kurfürsten Max Joseph IV. wurde er zum Vorstand der neuorganisirten Büchercensurcommission, zum ersten Directorialrath über das lateinische und deutsche Schulwesen in ganz Baiern und zum ersten Schulcommissär über die gelehrten Schulen Münchens ernannt, 1800 verlieh ihm der Münchner Magistrat das Patriciat, damit er in eine Chorherrenstelle bei U. l. Frau eintreten könne, aber 1802 wurde ihm sein Schulamt, 1803 die Leitung des Büchercensurwesens entzogen, auch das Canonicat ging ihm durch Aufhebung des Chorstifts wieder verloren. Das Mißvergnügen über den Verlust von Aemtern und Einnahmen wurde gesteigert durch die Beobachtung, daß der allmächtige Minister Montgelas zahlreiche norddeutsche Gelehrte an die höchsten Stellen in Baiern berief. „Natürlich," klagte W., „die bairischen Bäume tragen ja nur Holzäpfel, da muß was Besseres aufgepfropft werden!" Und Liebe zur Aufklärung, fügt er im Hinblick auf das radicale Schalten und Walten des Ministeriums Montgelas hinzu, habe mit brutaler Aufklärungssucht nichts gemein. Das „französische System", das nicht bloß die Anlehnung Baierns an Frankreich, sondern die Umbildung der gesammten Verwaltung nach französischem Muster und damit die Regelung mancher Verhältnisse nach den Grundsätzen der Revolution anstrebte, mußte eine Natur, die ganz im Volksgemüth wurzelte, verletzen. Das in Baiern „zur Herrschaft gelangte Gemisch von Ansichten und Grundsätzen, von Aufrichten und Niederreißen, von Ordnung und Gewühl, von Ueberzeugen und Beschwatzen, von Lachen und Grinsen ꝛc." war dem Historiker ein Greuel. Insbesondere der Unwille über die kirchenpolizeilichen „Gewaltthaten, die nicht bloß das Unkraut, sondern auch guten Samen aus dem Boden rissen", machte den in seinen heiligsten Empfindungen Gekränkten sogar ungerecht gegen das Gute, das die neuen Grundsätze zur Geltung brachten. Er tadelte nicht bloß die unnöthigen und unbilligen Maßregelungen der katholischen Welt, sondern auch z. B. die Befreiung der Protestanten aus unwürdiger Stellung. Schon eine 1800 in den Beiträgen (Bd. 6) veröffentlichte ethnologische Studie „Ueber die Baiern" gibt Zeugniß von der Umwandlung, welche Westenrieder's Weltauffassung erfahren hatte. Er spricht darin nicht mehr, wie früher, zum Schutze, sondern als einseitiger Lobredner seines engeren Vaterlandes. Mit leidenschaftlichem Eifer weist er die von norddeutschen Stimmen gegen seine Landsleute erhobenen Vorwürfe zurück; es sei gar nicht wahr, betheuert er, daß sie bigott und unduldsam seien; im Gegentheil, nur als „ein häßliches Mißverständniß" sei es zu bezeichnen, wenn eine Regierung glaube, verschiedene Religionen begünstigen zu müssen. Das zähe Festhalten der Baiern an alten Sitten und Einrichtungen sei jedenfalls „besser als der Leichtsinn, alles Neue, Auffallende und Schimmernde unverzüglich nachzuahmen, alte Verfassungen umzureißen und Einfällen des Tages zu huldigen". Die neuerliche Vermehrung der Buchhandlungen und die Errichtung von Leihbibliotheken sind ihm „höchst bedenkliche Erscheinungen"; das Unterrichtswesen in Baiern scheint ihm, da es „schon so gut, wie in irgend einem anderen deutschen Lande", einer Reform durchaus nicht bedürftig zu sein. Während er früher seine Aufgabe darin erblickte, seine Landsleute vorwärts zu drängen, damit sie nicht länger „hinter den Sachsen zurückständen", hat er sich unter dem Einfluß der politischen, kirchlichen und socialen Katastrophen der Revolutionsära in einen Lobredner der alten Zeit verwandelt und blickt nur mit Unmuth auf die Gegenwart, mit Besorgniß in die Zukunft. Als Wurzel alles Unheils erscheint ihm die „die Köpfe bis zur Verrücktheit verwirrende" Philosophie Kant's (Histor. Calender, Jahrg. 1815). Da er zuletzt seinem Groll über die Selbstüberhebung und Charakterlosigkeit „so vieler der heutigen Gelehrten, die kein Vaterland haben, die alles sind, was man will, und um Geld überall, wo und wohin

man sie haben will, zu miethen sind", ganz offen Luft machte, glaubte sogar die Regierung gegen ihn einschreiten zu müssen; sie confiscirte den 9. Band der „Beiträge", „weil darin der Staat compromittirt sei", und zwang den Herausgeber, eine neue, von jenen Ausfällen gesäuberte Ausgabe drucken zu lassen. Aus dem Tagebuch Westenrieder's erhellt, wie schmerzlich er diese Demüthigung empfand; er schloß sich noch mehr von der Außenwelt ab; nur zu bestimmten Stunden sah man ihn „im langen, braunen Rocke, den dreieckigen Hut auf dem Kopfe, das silberbeschlagene Rohr in der Hand, durch die Straßen seiner Vaterstadt dahin wandeln"; eine köstliche Zeichnung Franz Pocci's hat die Erscheinung des im Laufschritt dahinstürmenden alten Herrn der Nachwelt überliefert. Für Kinder, die ihm von allen Seiten zuliefen und ehrerbietig die Hand küßten, hatte er freundliche Worte; sonst war er finster und verschlossen. Schelling sagte, W. habe zu den „umgekehrten Heuchlern" gehört, „die sich Mühe geben, ein durchaus wohlwollendes und menschenfreundliches Herz unter rauhen Formen zu verheimlichen". Zu den verdienstvollsten Arbeiten des Historikers gehört ein 1816 veröffentlichtes deutsch-lateinisches Glossarium mittelalterlicher Ausdrücke. 1820 erschien ein „Handbuch der bayrischen Geschichte", das weit entschiedener als die früheren Publicationen den katholischen Standpunkt vertritt. Ziemlich unbedeutend sind die „Hundert Erinnerungen" (1821), Erfahrungssätze aus den verschiedensten Lebensgebieten, denen er 1825 nochmals „Centum theses oder hundert Sätze über höchst wichtige Gegenstände aus der gesunden Vernunft und Erfahrung" folgen ließ. U. a. wendet er sich darin gegen die übertriebene Bewunderung der alten Griechen, gegen den wachsenden Dünkel der Volksschullehrer, gegen Vermehrung der Theater rc. Immer wieder wird gemahnt: nur die Rückkehr zur alten Einfachheit und Nüchternheit kann das alte Glück wieder bringen; 30 000 wohlhabende, fleißige, sittliche, wohlgehaltene Familien sind eine erfreulichere Erscheinung als 60 000 Familien „mit Zapplern, Fretern, Abhausern und Ehrvergessenen rc." 1824 erschien ein Band „Historische Schriften", der außer einer ausführlichen Lebensbeschreibung des Geschichtsforschers P. Roman Zirngiebl allerlei Miscellen aus bairischer Geschichte enthält, ferner „200 historische Aufgaben", endlich „Erinnerungen über das Geschichtschreiben", eine eindringliche Mahnung, Geschichte der Völker und nicht bloß der Fürsten zu schreiben und über den politischen Vorgängen auch des materiellen und geistigen Bildungsprocesses nicht zu vergessen. Der Verfasser bestimmt seine Arbeit „zum Theil nicht für die Zeitgenossen, für welche nur weit umher wirkende und hoch aufstrebende Bücher geeignet sind, sondern für die ruhigen Nachkommen, welche in diesen Schriften bisweilen herumblättern und dann dies und jenes, zwar oft nicht ohne einem stillen Lächeln, aber mit einem schonenden Wohlwollen wahrnehmen und beherzigen werden." Am deutlichsten ist der Umschwung in Westenrieder's Wesen ausgeprägt in der Schrift: „Hundert Sonderbarkeiten oder das neue München im Jahre 1850" (1824) und einem drei Jahre später erschienenen Bändchen „Das neue München und Bayern im Jahre 1850". Darin wird dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß nicht bloß das Klosterleben im allgemeinen weitere Ausdehnung finden, sondern auch dem Jesuitenorden der höhere Unterricht wieder anvertraut werden möge; der Verfasser würde es gern sehen, wenn eine schon durch die Kleidung erkennbare, strenge Scheidung der Stände durchgeführt würde; er verwünscht „die Finsterlinge, die den Umsturz Fortschritt und die Finsterniß philosophische Aufklärung nennen." Um nicht mit diesem Erzeugniß einer krankhaften Verbitterung zu schließen, sei noch verwiesen auf die hübschen Briefe „Aus und über Gastein". Seit 1805 pflegte W. jeden Sommer das Bad Gastein zu besuchen; es waren seine glücklichsten Tage, und die Dankbarkeit für die wohlthätige Wirkung der Heilquelle und

des Aufenthalts in frischer Bergnatur findet auch in dem Büchlein liebenswürdigen Ausdruck. Im Juli 1828 kehrte er zum letzten Male vom „geliebten Jungbrunnen“ heim und freute sich, daß er die zu seiner Wohnung führenden 72 Stufen „mit gasteinischen Füßen und mit einem ziemlich geminderten Geldbeutel“ leicht hinansteigen konnte. Im nächsten Winter erkrankte er; nachdem er sein ziemlich beträchtliches Vermögen — mehr als 40 000 Gulden hatte er zusammengespart —, sowie seine werthvollen Bücher und Bilder persönlich vertheilt hatte, verschied er (15. März 1829). In einer Festsitzung der Akademie feierte Schelling den „treuen Mann“, „der seit 52 Jahren auf seinem Posten stand, den er rühmlich, standhaft und, wie es einem Manne geziemt, bis an sein Ende behauptet hat“. 1850 wurde vom historischen Verein für Oberbaiern die Errichtung eines Denkmals für W. angeregt; die Kosten konnten durch freiwillige Beiträge leicht aufgebracht werden; am 1. August 1854 wurde das von M. Widnmann geformte, leider nicht glücklich ausgefallene Standbild auf dem Promenadeplatz in München enthüllt.

(Thomas?), Lorenz v. W., eine Serie von Artikeln im „Inland“, Jahrg. 1829, S. 351 ff. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 7. Jahrg. 1829, S. 250. — Gandershofer, Erinnerungen an Lorenz v. W. (1830). — Roth, Lobschrift auf L. v. W. (1832). — Rudhart, L. v. W., der Geschichtschreiber seines Volkes, akadem. Festrede (1854). — Thiersch, L. v. W. im Verhältniß zu seiner Zeit, akad. Festrede (1854). — Schöberl, Erinnerung an L. v. W., den Volkslehrer seines Vaterlandes (1854). — Zur Enthüllungsfeier von L. v. Westenrieder's Standbild; Beilage zur Neuen Münchner Zeitung, Jahrg. 1854, Nr. 181. — Aus L. Westenrieder's Denkwürdigkeiten u. Tagebüchern, von A. Kluckhohn, in Abhdlgn. d. Münchner Ak., 16. Bd. (1882), 2. Abth., S. 1 u. 3. Abth., S. 103. — A. Kluckhohn, Ueber L. v. Westenrieder's Leben und Schriften; Bayer. Bibliothek, her. v. Reinhardstöttner u. Trautmann, 12. Bd. (1890). — M. Koch, Ueber L. v. Westenrieder's schönwissenschaftliche Thätigkeit; Jahrb. f. Münchn. Gesch., hrsg. v. Reinhardstöttner u. Trautmann, 4. Jahrg. (1890), S. 15. — Geheimrathsacten, die von den Verfassern zur Censur übergebenen Schriften 1785—94 betr., im Münchner Kreisarchiv. Heigel.

Westerbaen: Jacob W., holländischer Dichter der Blüthezeit. Geboren im Haag am 7. September 1599, starb er am 31. März 1670 auf seinem Landgut Ockenburgh in der Nähe des Haags. Diesen Besitz verdankte er seiner Gattin, der Wittwe Reinier's van Groeneveld, der den Versuch seinen Vater, den 1619 enthaupteten Jan van Oldenbarnevelt zu rächen, mit dem Leben bezahlt hatte. W. war Remonstrant; er studirte in Leiden Theologie, als die Synode von Dordrecht die freieren Glaubenslehren des Arminius verwarf und gleichzeitig Moritz von Oranien seine aristokratischen Gegner stürzte. W. hatte den Unterlegenen mit seiner Feder beigestanden; nach ihrem Fall ging er zum ärztlichen Berufe über; 1625 gestattete ihm die Vermählung mit der reichen Herrin von Brandwijk sich ganz dem Landleben hinzugeben, das er auch nach ihrem Tod (1648) auf dem von ihm angelegten Landgut Ockenburgh fortsetzte. Von Ludwig XIII. in den Ritterstand erhoben, blieb er doch in regem Verkehr auch mit bürgerlichen Freunden, wenn schon Cats und besonders Huyghens ihm gesellschaftlich und dichterisch näher standen. Besonders der letztgenannte war sein Vorbild, nur daß er dessen Knappheit und Dunkelheit vermied. Hier störte ihn also nicht die abweichende politische Meinung; dagegen bekämpfte er Vondel's katholischen Convertiteneifer und setzte dessen Altaergeheimenissen 1645 seine Kracht des Geloofs entgegen. Auch scheint er den jungen G. Brandt zu bittern Ausfällen gegen Vondel veranlaßt zu haben. In Westerbaen's Gedichten

tritt überall die reiche Belesenheit hervor, die er in der italienischen und französischen Litteratur, besonders aber in den classischen Sprachen sich erworben hatte. Er dichtete selbst französisch und lateinisch. Aus dem Lateinischen übersetzte er einen Theil der Basia des Johannes Secundus und Ovid's Heroiden; später aus Juvenal (1657), die Aeneis (1662), Terenz (1663), Senecas Troades und Ovid's Ars Amandi (1665), Remedium Amoris (1666.) Des Erasmus Lob der Thorheit brachte er in Reime und übersetzte auch die französischen Psalmen (1655). Von seinen Originalgedichten erschienen zuerst seine Minnegedichte (1624); besondere Auszeichnung verdient dann sein „Ockenburgh" (1653), eine Beschreibung seines Landlebens, der Freude an Gärtnerei, Kaninchenjagd, ruhigem Studium und auserlesener Gesellschaft. mit Seitenblicken auf das Unbefriedigende des Ehrgeizes und des Hochmuths. Im übrigen sind seine Epigramme hervorzuheben, auch einige der vaterländischen Gedichte, welche den Münsterischen Frieden 1648, dann den Kampf gegen England unter Cromwell, später unter Karl II. feiern. Gelegenheitsgedichte in der Weise seiner Zeit zeigen wenigstens fließenden Vers und einfache Sprache. Die Gedichte erschienen gesammelt 1657; dann in drei Theilen 1672.

Witsen Geysbeek, Biogr. Woerdenboek. — Jonckbloet, Geschiedenis (1882) 4, 110 ff. Martin.

Westerburg: Gerhard W., Jurist, evang. Theolog und socialer Agitator der Reformationszeit, geboren gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zu Köln, wo sein Vater Arnt W. „das Fahramt zu Deutz am Rhein theuer für sich und seine Erben erkauft hatte". — Am 25. Oct. 1514 in Köln immatriculirt und in die Bursa Montana aufgenommen wurde er schon im März 1515 Magister, ging nach Bologna, um die Rechte zu studiren („Schulgeselle des Cochlaeus", A. D. B. IV, 382) und erwarb wahrscheinlich auch dort die Doctorwürde. Nachdem er noch Rom besucht und „gesehen, gehört und persönlich erfahren, daß die Heiden, Juden und Türken ein heiliger Leben führen, denn die Päpste zu Rom mit ihrem Gesind", kehrte er nach Köln zurück, wo er mit einem der Leiter der „Zwickauer Propheten", dem Tuchweber Nikolaus Storch gegen Ende 1521 bekannt wurde. Er nahm ihn sogar in sein Haus auf. — Angeregt von dessen Lehren ging er 1522 nach Wittenberg, wo er wiederum mit ihm zusammentraf. Wie tief er sich mit ihm in revolutionäre und communistische Umtriebe eingelassen habe, ist nicht festzustellen; mehrfach wird er als sein Genosse bezeichnet. Deutlicher ist sein Verhältniß zu Karlstadt, an den er sich eng anschloß und dessen Grundsätze er lange Zeit hindurch eifrigst vertheidigte. Zu deren Verbreitung vereinigte er sich mit dem leidenschaftlichen Martin Reinhard und zog mit diesem nach Jena (1523). Er verfaßte dort die Schrift: „Vom Fegefeuer" u. s. w., welche ihm später so viele Beschwerlichkeiten und Verfolgungen einbrachte. Dabei ist sie im Grunde nicht einmal sein Eigenthum. Sie enthält nur eine Umkleidung Karlstadt'scher Lehren, besonders der Schrift: „Ein Sermon vom Stand der christgläubigen Seelen" (1523), und war dazu bestimmt jene Lehren unter seinem Namen in den Niederlanden zu verbreiten. — Da die Schrift in seiner Vaterstadt Aufsehen machte, ging er mit Reinhard nach Köln und erbot sich bei der theologischen Facultät zur Disputation. Aber der Rath untersagte sie und veranlaßte dadurch, daß W. mit seinem Begleiter nach Thüringen zurückkehrte. Als Luther zur Beilegung der Orlamünder Wirren nach Jena kam, erschien vor ihm Karlstadt in Begleitung Westerburg's und Reinhard's im Bären zur Verhandlung; und als Karlstadt, in Sachsen unmöglich geworden, die Verbindung mit den Schweizern suchte, war es wiederum W., der mit Briefen und Tractaten nach Zürich ging und mit Grebel, Brödli und anderen erfolgreich unterhandelte. Damit hatte er sich dem theologischen und politischen Radicalismus der Zeit be-

dentlich genähert. Wie Karlstadt und Reinhard aus Sachsen ausgewiesen (17. Sept. 1524) ging er mit seiner Familie (er hatte sich in Jena verheirathet) nach Frankfurt a/M., wo sich unter den Bürgern im Sinne „der evangelischen Brüderschaft“ der oberdeutschen Bauern eine Gemeinschaft, „die evangelischen Brüder“, gebildet hatte. Wie an vielen anderen Orten kam es auch in Frankfurt zum Aufstande (Mai 1525). Daß W. die Seele desselben und auch der Verfasser der nach dem Vorbild der „Zwölf Artikel“ entworfenen „Frankfurter Artikel“ gewesen sei, darf als erwiesen angenommen werden. — Die der Gemeinde und dem Rathe übergebenen Artikel wurden von beiden „ohn alles Abtun bewilligt und zugelassen“ (22. April). Damit hatte die radicale Bewegung gesiegt; bald indeß schlug infolge der Niederlage der Bauern die Stimmung in der Stadt um. W. wurde allerseits für schuldig an den Unruhen angesehen und mußte die Stadt verlassen (17. Mai). Er kehrte nach Köln zurück, „um sein väterlich Erb und Güter, Haus und Hof zu besitzen und zu gebrauchen“. Auch dort regten sich die unteren Classen der Bürger; „die Gaffeln“ forderten Gleichstellung der Geistlichen mit den Bürgern in allen Abgaben bei dem Verkauf von Brot, Wein und Bier; aber nicht wenige verlangten mehr und planten einen Aufstand gegen den Rath (Febr. 1525). Daß auch hier W. die Fäden der Bewegung in der Hand hielt, ist sehr wahrscheinlich. Da er höchst verdächtig erschien, wurde ihm verboten sein Haus zu verlassen und am 17. Juli ein Haftbefehl ausgebracht. Wenn dieser auch bald zurückgenommen wurde, so blieb doch jenes Verbot in Kraft. Um so mehr suchten seine Feinde ihn zur Uebertretung desselben zu verleiten. Die Geistlichen veranstalteten ein Gespräch über das Fegefeuer und erboten sich mit ihm zu disputiren. W. ging nicht darauf ein, und da er sich auch sonst klüglich zurückhielt, gestattete ihm der Rath bald wieder die bürgerliche Freiheit. — Dagegen wendete sich aber nun der Erzbischof und verlangte, daß man „den lutherischen Ketzer“ nicht länger in Köln dulden solle. Eine Berufung in das Dominicanerkloster vor Vertreter der Ketzermeister und des Rathes hatte keinen Erfolg (Jan. 1526); in der darauf folgenden Fastenzeit wurde eine neue Tagung anberaumt (10. März). Der Ketzermeister Hochstraten trat selbst gegen ihn auf. Wiederum ohne Erfolg. Auch ein dritter Termin, den W. selbst beantragte, und in welchem seine Gegner bestimmt den feierlichen Widerruf seiner Lehren erwartet hatten, führte zu keinem Ergebniß. Endlich, da man wieder anfing auch außerhalb seines Hauses auf ihn zu fahnden, verließ er am Montag den 12. März 1526 Köln. Vier Tage danach wurde in einem Schlußverfahren der Inquisitoren sein Buch zur Verbrennung, er selbst als Ketzer verdammt. — Aber der schlaue Jurist war seinen Gegnern gewachsen. Von Eßlingen aus wendete er sich (20. März) an das Reichskammergericht, protestirte gegen das Kölnische Urtheil und appellirte an den Kaiser und den Reichstag; gleichzeitig beantragte er rechtlichen Schutz seiner Person und seines Besitzes. Das Reichskammergericht entsprach sehr schnell seinem Antrage und erließ am 27. März zwei Mandate, das eine an die Inquisition, das andere an den Rath in Köln. Die Wirkung war überraschend; von Verfolgung war nicht mehr die Rede; der Rath forderte W. auf nach Köln zurückzukehren „und seiner Freiheit zu genießen“. — Sieben Jahre hat W. danach in seiner Vaterstadt gelebt. Mit Klarenbach, Fliesteden und Kloprys, den kölnischen Märtyrern, hat er keine nachweisbaren Beziehungen unterhalten. Dennoch hatte er oft genug mit dem Rathe in Religionssachen zu thun und mußte endlich 1533 wiederum seine Vaterstadt meiden. Wahrscheinlich hatte dazu mitgewirkt, daß er in der letzten Zeit mit den Wiedertäufern in Verbindung getreten war. Daher wendete er sich 1534 zunächst nach Münster. Die dortigen Prädicanten und Führer der aufrührerischen Bewegung gewannen entscheidenden Einfluß auf ihn. Am Ende des Jahres ließ

er sich von Roll im Hause Knipperdolling's taufen. — Die wiedertäuferischen Gräuel hatten damals ihren Höhepunkt erreicht. Wie weit er an ihnen betheiligt war, läßt sich nicht mehr bestimmen. Unter denen, die eine hervorragende Rolle dabei spielten, wird er nicht genannt. Der Gefangenschaft und Strafe entging er. — Wohin er sich von Münster gewendet habe, ist nicht bekannt. Jedenfalls verließ er auch innerlich eine Gemeinschaft, die ihm, dem immerhin besonnenen und vorsichtigen Manne, erst allmählich ihren gefährlichen Charakter offenbart hatte. Er wendete sich in der Folge den Reformirten zu und trat 1542 in die Dienste des Herzogs von Preußen als „Doctor der h. Schrift und Rath". Diese Stellung währte indeß nur 10 Monate. Dann begab er sich nach Ostfriesland und von da, wol auf Veranlassung Lasko's, nach Zürich zu Bullinger, um sich mit ihm zu besprechen und dessen Beziehungen zu Ostfriesland zu befestigen. Ueber Straßburg, wo er einige Streitschriften, die er im Sinne der Reformirten verfaßt hat, drucken läßt, kehrt er über Bonn 1546 nach Emden zurück, wo er sich fortan ganz an Lasko und die von ihm eingerichtete neue Ordnung anschließt. Von der Gräfin Anna von Ostfriesland unterstützt, bleibt er bis zum Herbst 1547 in Abbingwer bei Loppersum unweit Emden, dann in einer Predigerstelle in Neustadt-Gödens, wo er 1558 gestorben sein soll.

Von seinen Schriften werden im ganzen sechs aufgeführt. Sie handeln vom Fegefeuer und den Sacramenten. Vgl. hiezu: G. E. Steitz, Abhandlungen zu Frankfurts Reformationsgeschichte. Separatabdruck aus dem Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Bd. V, 1872 u. Neujahrsblatt des A. V. 1875. — C. Krafft, Adolf Klarenbach u. Peter Fliesteden. Real-Encyclopädie für protestantische Theologie und Kirche. Bd. VIII, S. 20 ff.

Brecher.

Westermann: George W., Verlagsbuchhändler, † 1879, wurde geboren in Leipzig am 23. Februar 1810. Sein Vater Heinrich C. C. W., † 1835, war ein künstlerisch gebildeter Goldschmied und auch seine Mutter, Josepha Karoline Schönkopf, † 1864, stammte von einem solchen ab. Wie sein älterer Bruder, Anton, welcher Professor der Philologie wurde, erhielt auch George W. eine sorgfältige Erziehung, bei der auch der Sinn für Kunst und Litteratur früh geweckt wurde. Er besuchte das Gymnasium in Freiberg und trat dann, da er Buchhändler werden wollte, am 8. Juli 1827 bei der Vieweg'schen Buchhandlung in Braunschweig in die Lehre. Hier nahm sich sein Chef Friedrich Vieweg, der Schwiegersohn J. H. Campe's, der an dem strebsamen Jünglinge Gefallen fand, seiner mit besonderer Fürsorge und Liebe an. W. brachte daher seine ganze Lehrzeit in Braunschweig zu und sah sich dann zu weiterer Ausbildung in anderen Buchhandlungen um, so u. a. in den damals besonders hervorragenden Geschäften von Bornträger in Königsberg, Barth in Leipzig, Perthes, Besser und Mauke in Hamburg. Nachdem er darauf zu demselben Zwecke, sowie zum Studium des englischen Buchhandels und der damaligen litterarischen Verhältnisse längeren Aufenthalt in England genommen hatte, wodurch seine Vorliebe für englisches Wesen, die mit einer gewissen Abneigung gegen Frankreich verknüpft war, verstärkt wurde, eröffnete er am 21. Mai 1838 in Braunschweig ein eigenes Verlagsgeschäft. Noch in demselben Jahre vermählte er sich (29. November 1838) mit Blanka Vieweg, der jüngsten Tochter von Friedrich Vieweg und der Schwester von Eduard Vieweg (vgl. über diesen A. D. B. XXXIX, 690 ff., wo S. 693 der Todestag seiner Frau in den 4. October 1872, der Geburtstag seines Sohnes Heinrich in den 17. Februar zu ändern ist). Um seinem Verlage schnell eine größere Ausdehnung zu geben, kaufte er von mehreren Verlagsbuchhandlungen, wie z. B. von C. P. Melzer in Leipzig und W. Trinius in Stralsund, Verlagsartikel und Büchervorräthe an, so von

ersterem besonders Thibaut's französisches Wörterbuch, das sich bald eines großen Rufes und außergewöhnlichen Absatzes erfreute, und das unter Westermann's Leitung mehrfach zeitgemäß umgearbeitet bis 1896 in 132 Auflagen erschienen ist. Ueberhaupt waren Sprache und Sprachwissenschaft eine der Hauptrichtungen seines Verlages (Herrig's Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen von 1849 bis 1896 in 96 Bänden erschienen; zahlreiche Wörterbücher, wie Molé, Cousin, Elwell, Kloß, Rost ꝛc.), daneben belletristische Litteratur, Geschichte (Rotteck, Macaulay ꝛc.) und Geographie (Schmarda, Heuglin). An letztere Richtung schloß sich bald ein sehr bedeutender kartographischer Verlag an, aus dem vor allem der während mehrerer Decennien mustergültig gebliebene Schulatlas von Frh. v. Liechtenstern und Lange (begonnen 1853, vollendet 1857), der weitverbreitete Lange'sche Volksschulatlas (bis 1896 in mehr als zwei Millionen Exemplaren erschienen) und der von G. W. vorbereitete, aber erst nach seinem Tode durch seinen Sohn Friedrich vollendete, jetzt als der bedeutendste und verbreitetste Atlas bekannte Schulatlas von C. Diercke (erschienen 1883 und bis 1896 in 32 Auflagen verbreitet), zu nennen sind. Um eine eigene Anstalt für die technische Herstellung der Druckplatten zu gewinnen, gründete er 1873 in Leipzig ein geographisch-artistisches Institut, das später dem Braunschweiger Hause eingefügt wurde. Eine eigene Druckerei hatte er bald nach Eröffnung seines Geschäftes (1845) in Braunschweig errichtet, die er mit Erfolg auf eine immer höhere Stufe zu heben suchte, so daß sie das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 1877 „hinsichtlich ihrer praktischen Einrichtung und Ausstattung die schönste und mustergültigste Deutschlands" nannte. Im December 1848 errichtete W. im Verein mit seinem Bruder Bernhard eine buchhändlerische Filiale in Newyork, lange Zeit die erste deutsche Sortimentsbuchhandlung in den Vereinigten Staaten. Doch überließ er das Unternehmen, als es gesichert war, 1852 seinem Bruder zur alleinigen Fortführung. Für die deutsche Litteratur und unser gesammtes Geistesleben war ein wichtiges Ereigniß die Begründung der illustrirten deutschen Monatshefte. Mit klarem Blicke erkannte W., daß sich in der damals aufblühenden illustrirten Zeitlitteratur eine Lücke zeigte, durch deren Ausfüllung erst der ganzen Richtung die tiefere Bedeutung gegeben wurde. Die anderen Nationen, namentlich Engländer und Amerikaner, hatten bereits mit ihren illustrirten Reviews und Monthlys den Weg gezeigt und so entstanden die von W. geplanten, im Verein mit dem Schriftsteller und Philologen Dr. Boegekamp aufs sorgsamste vorbereiteten Westermann'schen Monatshefte, die im October 1856 unter Redaction von Dr. Adolf Glaser ins Leben traten. Es war die erste große deutsche Revue, die unter Ausschluß von dem, was die Zeit in politischer und religiöser Hinsicht bewegte, dem deutschen Volke und vor allem der deutschen Familie die Ergebnisse und neuen Erzeugnisse aus Wissenschaft, Litteratur und Kunst in edler, verständlicher Sprache zu bieten suchte. Die Monatshefte sollten, wie es im Prospect hieß „dem Mangel eines größeren Centralorganes für die nach Volksthümlichkeit ringende Bildung unserer Zeit abhelfen und mit ernstem Wollen die Richtung verfolgen, deren Streben darauf geht, die Wissenschaft lebendig zu machen und sie ins Leben zu tragen", und sie haben, wie wir jetzt hinzufügen können, fast fünf Jahrzehnte lang der Zeit dienend, aber nie den wechselnden Modelaunen huldigend, diese hohe Aufgabe treulich erfüllt, so daß sie mit Recht nicht nur das älteste, sondern auch das vornehmste Familienblatt Deutschlands zu nennen sind. Der Aufschwung der Novelle in Deutschland ist zu einem großen Theile diesen Monatsheften zuzuschreiben, da gerade die namhaftesten deutschen Schriftsteller mit besonderer Vorliebe ihre Werke zuerst in den Monatsheften veröffentlichten: es genügt an Namen wie Storm, Roquette, Auerbach, Raabe, Riehl, Spielhagen, Rosegger, Heyse, Laube ꝛc. zu erinnern.

Verständnißvolle Theilnahme schenkte den Blättern besonders auch Westermann's Gattin, die ein schweres Leiden lange Jahre auf das Krankenlager geworfen hatte, von dem sie erst am 23. Februar 1879 der Tod erlöste. Am 8. Juli 1877 feierte W. in voller Rüstigkeit sein 50jähriges Buchhändlerjubiläum und ehrte den Tag in sinniger Weise durch die Begründung einer Altersversorgungsanstalt für sein Buchdruckerpersonal und eine Stipendiumstiftung für die unbemittelte Schuljugend der Stadt Braunschweig. Die Regierung erkannte sein verdienstvolles Wirken durch die Verleihung des Commerzienrathstitels an. Seit dieser Zeit ging es mit Westermann's Gesundheit abwärts; während er gegen ein gichtisches Leiden in Wiesbaden Heilung suchte, machte hier am 7. September 1879 ein Herzschlag seinem thätigen Leben plötzlich ein Ende. Am 11. September wurde er in Braunschweig auf dem Familienfriedhofe, den der Großvater seiner Gattin, J. H. Campe, begründet hatte, bestattet. An dem Sarge widmete nach dem Geistlichen Friedrich Spielhagen dem Verstorbenen einen Nachruf, in dem er die großen litterarischen Verdienste des Verstorbenen beredt würdigte. Die Leitung des umfangreichen Geschäftes übernahm nun der älteste Sohn Friedrich W., geboren am 11. Februar 1840, der schon am 8. Mai 1868 in dasselbe eingetreten war.

Vgl. den Aufsatz: In memoriam! in den Monatsheften vom April 1880, 4. F., B. IV, S. 1—24. — Mittheilungen aus der Familie.

P. Zimmermann.

Westermann: Johann W., geboren um 1500 zu Münster (?), trat in den Augustinerorden, studirte zu Wittenberg, wo er 1523 von Andr. Karlstadt zum Doctor der Theologie creirt wurde. Als Prior des Klosters zu Lippstadt wirkte er von der Kanzel aus für die Ausbreitung der Wittenberger Lehren und nahm dafür den größten und angesehensten Theil der Bürgerschaft ein. Bereits 1525 gab er einen kleinen Katechismus in westfälischer Sprache heraus, mit dem er eine gewaltige Bewegung in jener Gegend hervorrief. 1535 mußte W. Lippstadt verlassen, ging nach Münster als Nachfolger Joh. Melsinger's, floh aber bald infolge des Wiedertäuferkriegs, und fand an Philipp von Hessen einen Beschützer. Als Prediger zu Geismar hat er fortan bis zu seinem Tode treu gewirkt.

Möller, Kurze Reformationshistorie von Lippstadt, besonders S. 116 ff. — Beckhaus'sche Sammlung (Handschr.) in der k. Landesbibliothek zu Düsseldorf.

Redlich.

Westermayer: Anton W., katholischer Geistlicher, geboren zu Deggendorf am 2. Januar 1816, † zu München am 3. December 1884. W. war bis 1843 Domprediger zu Regensburg, später Stadtpfarrer zu St. Peter in München, zugleich geistlicher Rath und Schulinspector, einige Jahre auch Mitglied des deutschen Reichstags und der bairischen Abgeordnetenkammer. Er ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller des 19. Jahrhunderts. Seine einzige hervorragende Eigenschaft ist aber eine sehr große Derbheit der confessionellen Polemik. 1847—48 gab W. zu Regensburg ein Sonntagsblatt „Der katholische Hausfreund“ heraus; 1847 erschienen einige Bände Predigten (Bauernpredigten, zeitgemäße Glaubens- und Sittenpredigten, 1882 folgten noch „Populäre Predigten“), schon vorher einige polemische Schriften: „Die katholische Kirche und ihr Proselytismus“ (1843); „Die Einführung der Reformation in Regensburg“ (1843); „Luther und das katholische Cölibat“ (1843); „Die Reliquienverehrung in der katholischen Kirche“ (1845). 1860 folgte das vierbändige apologetische Werk „Das Alte Testament und seine Bedeutung, dargestellt mit Rücksicht auf die Behauptung des modernen Unglaubens“; es ist fast ganz eine Compilation oder vielmehr ein Plagiat aus den bekannten Werken von Kurtz, Stolberg, Haneberg, Bade u. A. (s. deutscher

Merkur 1873, 106). Nach 1870 vertheidigte W. eifrig die vaticanischen Decrete: „Altkatholische Verirrung“ (1872); „Zwei moderne Jünger Jesu auf dem Wege nach Emmaus“ (1877), großentheils aus einer Schrift von Hettinger abgeschrieben (s. deutscher Merkur 1877, 130); „Döllinger's Stellung zur katholischen Kirche“ (1870); „Luther's Werk im Jahr 1883“. Der in den Briefen und Erklärungen von J. v. Döllinger, 1890, S. 158 abgedruckte Brief vom Jahr 1868 ist an W. gerichtet.

Hurter, Nomenclator III, 1497. Reusch.

Westermayr: Christiane Henriette Dorothea W., Konrad's (s. u.) Gattin und treue Gehülfin, war die Tochter des Stadtsyndikus Johann Adam Stötzer († 1809) und der Christiane Johanne geborenen Schellhorn in Weimar († 1819), geboren daselbst am 1. Januar 1772, † nach dem 5. October 1834 — wann unbekannt —, und stammte aus einer Familie, in welcher der Kunstsinn seit 100 Jahren heimisch war. Mutter und Tante stickten, der Mutterbruder Rentkammerrath Schellhorn war ein trefflicher Miniaturenmaler, ebenso die ältere Schwester Christianens, die Brüder gute Zeichner, der Vater ein Kunstenthusiast. Chr. W. besuchte die Akademie ihrer Vaterstadt, wo sie schnell erfreuliche Fortschritte machte. Als ihr späterer Gatte im J. 1792 in das Haus ihrer Eltern eingeführt wurde, erkannte er die vorzüglichen Eigenschaften der Tochter sehr bald, was ihn bewog sich ihrer Weiterbildung besonders anzunehmen. Der erste Erfolg Christianens bestand in einer Medaille, die ihr die Akademie zuerkannte. Außer im Sticken und Zeichnen bildete sie sich im Malen in Oel, Gouache, Aquarell und Sepia aus, auch lernte sie bei W. radiren und in Kupfer ätzen. Zu den in Weimar veranstalteten Ausstellungen lieferte sie manches Gute, so daß ihr Name mit Ehren genannt wurde. Die Vermählung mit ihrem gleichgestimmten Gatten hatte eine Beeinträchtigung ihres künstlerischen Strebens nicht zur Folge, zumal ihnen Kinder versagt blieben. Aus dieser Zeit (nach 1800) verdienen von ihr Porträts in Oel und Copien nach Rafael und andern Meistern, namentlich aber zwei Marien nach Leonardo da Vinci (Aquarell) lobende Erwähnung. Im J. 1803 unternahm sie mit ihrem Manne und mehreren andern Künstlern eine Reise nach Kassel, die ihr einen außerordentlichen Genuß bereitete. Die damals noch vollständige Kasseler Gemäldegalerie, das Malercabinet des Kurfürsten im 1811 abgebrannten Residenzschlosse, das Museum, die Antiken und geschnittenen Steine nebst den sonstigen dort vorhandenen Kunstgegenständen und der Wilhelmshöhe besaßen für die damalige Zeit ganz besondere Anziehungskraft. Nach ihrer Rückkehr in die Heimath wurde das Bild nach Rafael, auf dem die Mutter von dem schlafenden Kinde den Schleier abnimmt, trefflich copirt. Für das Weimarische Kunstcomptoir radirte Chr. W. eine Reihe von Platten zu dem von demselben herausgegebenen großen Bilderbuche, auch stach sie in Kupfer. Die herzogliche Familie, deren Gunst und Achtung sie sich erworben hatte, übertrug ihr den Stickunterricht bei der Prinzessin Karoline. Im Mai 1807 folgte sie ihrem Gatten nach Hanau. Zwar wurde ihr der Abschied von Weimar sehr schwer, doch versöhnte sie die freundliche Aufnahme, die sie bei den Landsleuten Westermayr's fand, und die geistige Athmosphäre Hanaus alsbald mit dem Wechsel. Sie stand W. bei seinem Streben der verfallenen Zeichenakademie aufzuhelfen, so thätig zur Seite, daß auch ihr Verdienst an dem Emporblühen kein geringes ist. In Hanau malte sie besonders Porträts und Landschaften in Oel, Gouache und Aquarell, auch verfertigte sie höchst geschmackvolle Stickereien im großen Stile. Ihr am besten gelungenes Porträt ist das von Wallenstein nach van Dyck in Oel. In Hanau wurde ihren künstlerischen Leistungen die gleiche Anerkennung zu Theil wie früher in Weimar. Speciell für ihre Leistungen im Sticken verlieh ihr der

Großherzog von Frankfurt, der damalige Landesherr von Hanau, der kunstliebende Karl von Dalberg, im J. 1810 die große Huldigungsmedaille am hellblauen Bande. Der Tod ihres Freundes und Gönners Wieland gab ihr Veranlassung zu einer allegorischen Zeichnung in Sepia, die sie der Herzogin Louise von Weimar übersandte, von der sie dafür die goldene Medaille, welche auf Wieland geprägt war, erhielt. Die Schrecknisse des Jahres 1813 vermochten ihrem Schaffensdrang keinen Abbruch zu thun. Sie malte damals einen schlafenden Amor nach Guido Reni und das Porträt von Goethe in Oel; Bescheidenheit und Eitelkeit nach Leonardo da Vinci, Simeon im Tempel das heilige Kind segnend nach Fra Bartolomeo in Sepia, außerdem zahlreiche Landschaften. Ihrem rastlosen Fleiße gebrach es nicht an äußeren Ehrungen, so bekam sie am 20. Juli 1815 das Diplom als Mitglied der Hanauer Zeichenakademie, am 20. October 1815 das Diplom als Ehrenmitglied der Societät für die gesammte Mineralogie in Jena, am 6. April 1817 das Diplom als Ehrenmitglied der Wetterauer Gesellschaft für die gesammte Naturkunde. Im J. 1824 malte sie die heilige Margarethe nach Rafael und zwei schöne Rheinlandschaften in Schütz'scher Manier in Oel, nach der Natur aber Großsteinheim am Main gegenüber Hanau. Die Herzogin von Anhalt-Bernburg wurde ihre Schülerin in Aquarell- und Oelmalerei. Neben der Lehrerin und Künstlerin lebte in Chr. W., obgleich sie keine Kinder hatte, die deutsche Hausfrau im besten Sinne des Wortes. Ihrem gleichstrebenden Gatten hat sie nach 34jähriger ungetrübter Ehe am 5. October 1834 die Augen zugedrückt. Nagler's Angabe, sie sei 1830 gestorben, ist falsch. Die Anzeige vom Tode ihres Mannes in der Hanauer Zeitung trägt ihren Namen. Weitere Nachrichten über sie fehlen leider.

Karl Wilhelm Justi, Grundlage z. e. Hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- u. Künstler-Geschichte vom J. 1806 bis zum J. 1830 (Forts. v. Strieder). Marburg 1831, S. 760—768. — G. K. Nagler, Neues allg. Künstler-Lexikon oder Nachrichten a. d. Leben u. d. Werken d. Maler ꝛc. München, Bd. 21, 1851, S. 337. W. Grotefend.

Westermayr: Daniel Jakob W. (Westermayer), Goldarbeiter, geboren zu Augsburg als Sohn des Goldschmieds Johann Andreas W. und der Anna Dorothea, geborenen Stix aus Nördlingen, am 16. Juli 1734, † zu Hanau im August 1788, kam nach seiner Confirmation zu seinem Vater in die Lehre. Schon in früher Jugend bekundete W. große Neigung zum Zeichnen und dem entsprechende Anlagen. Nach seinem Eintritt in die Lehre besuchte er die Franziszianische Zeichenakademie seiner Vaterstadt. Dem Besuch dieser Anstalt verdankte W. bedeutende Fortschritte, namentlich auch im Bossiren, eine Fertigkeit, ohne die ein Gold- und Silberarbeiter der damaligen Zeit nicht zu bestehen vermochte. Nach Beendigung der Lehrzeit begab sich W. zu Gullmanns, der in Augsburg, dem Mittelpunkt der deutschen Gold- und Silberarbeit, zu den angesehensten seines Faches gehörte. Bei Gullmanns erlangte W. zumal im Treiben und Ciseliren nicht gewöhnliche Geschicklichkeit, die er u. a. bei Anfertigung eines großen getriebenen Weihkessels von der Größe, daß ein paar Menschen darin sitzen und arbeiten konnten, an den Tag legte. Die daran angebrachten Figuren aus der biblischen Geschichte waren von ihm gezeichnet, getrieben, ciselirt und zum Theil auch erfunden. Nach dem Berichte von Westermayr's Sohne Konrad W., der die Biographie seines Vaters in Strieder-Justi, Gelehrten- und Schriftstellerlexikon verfaßt hat, zeugten diese Figuren von Erfindungsgabe, geschickter Zeichnung und großer Fertigkeit. Der große Weihkessel kam später nach Rom in die St. Peterskirche oder eine andere dortige Basilika. Von Augsburg wandte sich W. im J. 1756 nach Straßburg, wo er im Buttner'schen Silberladen als Ciseleur thätig war, auch sich im Zeichnen und

Bossiren in Wachs noch mehr vervollkommnete. Von Straßburg aus war es ihm vergönnt eine Reise nach Oberitalien zu machen. 1759 oder 1760 wurde W. nach Hanau berufen, damals der einzigen Stadt Deutschlands, wo goldene Dosen im großen Maßstabe verfertigt wurden. Nach Paris und Genf erfreute sich Hanau auf diesem Gebiete überhaupt des ersten Rufes. Als Goldtreiber und Ciseleur nach dort verschrieben legte sich W. mit vielem Erfolge auf das Graviren der Dosen, sodaß ihm die schwierigsten und werthvollsten Arbeiten anvertraut wurden. W. machte sich in Hanau alsbald selbständig und erlangte durch seine Kenntnisse wie seinen Charakter allgemeine Achtung und Beliebtheit. Bei seiner Etablirung im October 1762 verheirathete sich W. mit Christiane Katharina du Rauzier aus Hanau († 1808), deren Vater aus Languedoc in Frankreich stammte und in seiner Jugend von dort eingewandert war. Infolge dieser Heirath schloß sich W. der französischen Gemeinde in Hanau an, der dann auch sein Sohn angehört hat. Aus dieser Ehe gingen dreizehn Kinder hervor, von denen jedoch nur Konrad am Leben blieb. W. fehlte es keineswegs an Arbeit, seine zahlreiche Familie aber verhinderte, daß er in befriedigende äußere Verhältnisse gelangte. Er verstand es zudem nicht sein Geschäft im Großen zu betreiben und ermangelte des kaufmännischen Sinnes. Als mit dem Jahre 1782 eine größere Geschäftsstille eintrat, versank W. mehr und mehr in Schwermuth. Gelegentlich raffte er sich aber dennoch auf und gab Proben seiner alten Geschicklichkeit; so trieb und ciselirte er auf Messing eine Kreuzigung mit den beiden Marien.

Justi (Strieder) a. a. O. S. 726—728. W. Grotefend.

Westermayr: Konrad W. (Westermayer), Maler und Kupferstecher, am 30. Januar 1765 zu Hanau geboren, Sohn des Daniel Jakob W., weimarischer Hofrath und Mitdirector der Zeichenakademie zu Hanau, † daselbst am 5. October 1834, widmete sich zuerst der Goldschmiedekunst. In der Zeichenakademie seiner Vaterstadt, die er besuchte, weil Fertigkeit im Zeichnen damals für den Goldarbeiter unerläßlich war, gewann er nach und nach die Preise aller Classen, sodaß er im letzten Jahre freiwillig auf die Bewerbung verzichtete. Die dermalige Nothlage des Goldschmiedhandwerks bewog W. sich der Malerei zuzuwenden. Er lernte Porträts auf Pergament mit Silberstift zeichnen, was ihm so wohl gelang, daß er seine Eltern unterstützen konnte. Von 1784 an in Deutschland und den Niederlanden von Stadt zu Stadt reisend fand er erst 1788 in Kassel Gelegenheit ernste Studien zu machen. Unterstützt durch Landgraf Wilhelm IX., der ihn von Hanau aus kannte, besuchte er die Kasseler Kunstakademie, welche zur Zeit unter Leitung trefflicher Meister wie Jakob Heinrich Tischbein in besonderer Blüthe stand. Seine ersten Arbeiten bestehen in Copien nach G. Dow, Rembrandt, H. Tischbein ꝛc. Zugleich copirte er Bilder holländischer Meister in Gouache, Sepia und Kreide. Nach Ostern 1790 ging er, im Besitz eines landgräflichen Stipendiums von 200 Thalern, nach Weimar zu Professor Lips, um sich dort nach dessen Anweisungen in der Kupferstecherkunst zu vervollkommnen. In Weimar halfen die aus Kassel mitgebrachten Empfehlungen ihn bei den dortigen ersten Männern, u. a. Goethe, bestens einführen. Seine erste größere Arbeit war der Stich einer großen Platte, welche Götz von Berlichingen nach H. Wilhelm Tischbein darstellte, wie er Weislingen gefangen auf seine Burg brachte. Das Originalgemälde besaß Goethe, welcher mit der Uebertragung sehr zufrieden war. Weil in Weimar noch keine gute Kupferdruckerei war, so wurde das Bild nach Kassel geschickt, um dort gedruckt zu werden. Der Landgraf, dem das Bild gut gefiel, ertheilte W. daraufhin die „Adjunktion" auf die erste Professorstelle an der Zeichenakademie zu Hanau mit dem Rechte der Nachfolge, doch sollte es noch eine Reihe von Jahren dauern,

bis W. thatsächlich nach Hanau berufen wurde. W. wurde damals von Bertuch's Industriecomptoir beschäftigt, auch die Herzogin Amalie nahm sich seiner an. Im J. 1795 weilte W. acht Monate in Dresden, um sich als Landschaftsmaler auszubilden: er copirte zu diesem Zwecke u. a. Gemälde von Berghem und Jan Both. Im März 1796 reiste W. als Begleiter eines reichen Russen über Wien nach Italien, wo sie sich in Venedig länger aufhielten. Im Frühling 1797 kehrte W. nach Dresden zurück. Den übrigen Theil des Jahres brachte er in Dessau zu, wo die chalkographische Gesellschaft durch ihn Blätter in Aquatinta ausführen ließ. In Weimar verheirathete er sich dann im Herbst 1800 mit Christiane Henriette Dorothea Stötzer, zweiten Tochter des Stadtsyndikus Stötzer daselbst, zu der er sich wegen ihrer künstlerischen Neigungen und Fähigkeiten — sie malte, radirte und stickte — hingezogen fühlte. In engster Gemeinschaft hat W. mit seiner Frau bis an sein Lebensende gelebt. Durch beiderseitige Talente und Thätigkeit verschaffte sich das junge Ehepaar die Mittel zu seinem Unterhalte in vollem Maaße. Unter den jungen Gelehrten und Künstlern, die Schiller zu Grabe trugen, befand sich auch W., der ihm ebenso wie Goethe und Herder nahe getreten war. Als Weimar im J. 1806 durch die Franzosen besetzt wurde, verlor W. bei Gelegenheit der Plünderung der Stadt einen recht erheblichen Theil seines Vermögens und seiner Kunstsachen. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobet. — Wir müssen von neuem beten und arbeiten", waren die Worte, die er an seine Gattin richtete, wie er sein Haus verlassen und zu seinem Schwiegervater flüchten mußte. Erst drei Wochen nach der Schlacht bei Jena erhielt W. den Ruf an die Akademie nach Hanau, der bereits im September von Kassel an ihn ergangen war. In Hanau hatte W. anfangs viel durchzumachen, da er vorläufig nur einen Theil der Besoldung seiner Stelle bekam (400 Gulden), weil das übrige von seinem Vorgänger als Ruhegehalt bezogen wurde, auch die Akademie sehr heruntergekommen war. Westermayr's Eingreifen gelang es indessen trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse der Anstalt aufzuhelfen. Am 2. Februar 1812 erhielt er vom Herzog von Weimar den Charakter als Hofrath. Der Schwerpunkt von Westermayr's Thätigkeit lag in Hanau, obwol er nach wie vor auch für sich viel stach, malte und zeichnete — er stach alle Kupfer für die Annalen der Wetterauischen Gesellschaft und zeichnete eine Menge Mineralien und andere Gegenstände für v. Leonhard's und Kopp's Einleitung und Vorbereitung zur Mineralogie —, auf pädagogischem Gebiete. Er nahm sich seiner Schüler, namentlich der ärmeren unter ihnen, sehr eifrig an. Seine Sonntage widmete er der Unterweisung der Handwerkslehrlinge und Gehülfen. Ein Hauptmittel zur Förderung seiner Schüler erblickte er in der Veranstaltung von Ausstellungen der Arbeiten seiner Schüler. Bis zum Jahre 1830 hatte er deren über 1800 zu verzeichnen. Für seine künstlerische und pädagogische Wirksamkeit wurden ihm mehrfach Auszeichnungen zu Theil, so anfangs 1808 das Diplom als Mitglied der Wetterauischen Gesellschaft, am 20. Juli 1815 das Diplom als ordentliches praktisches Mitglied der Hanauer Zeichenakademie und am 20. October desselben Jahres als auswärtiges Ehrenmitglied der Gesellschaft für die gesammte Mineralogie in Jena, am 12. Juli 1820 wurde er zum Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste in Kassel ernannt. Obgleich W. von auswärts mehrfach Angebote zugingen, so blieb er dennoch Hanau treu. Hierzu bewog ihn auch die große Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus, die er namentlich in der Zeit von dessen Verbannung bewiesen hatte, sodaß ihm wichtige Papiere Kurfürst Wilhelm's I. anvertraut worden waren. Die Blätter Westermayr's belaufen sich auf über 600, wie er denn auf allen Gebieten der Malerei thätig war und mit allen technischen

Mitteln vertraut. Seine Blätter befinden sich größtentheils in litterarischen Werken. Besondere Erwähnung verdienen u. a. die Bilder der hessischen Landgrafen Wilhelm IV., V., VI. und Ludwig V. zu Justi's Vorzeit (Kupferstiche), zu Bertuch's Bilderbuch und Naturgeschichte lieferte er allein mehr als 200 Quartblätter in Linienmanier. Geringer ist die Zahl seiner, allerdings keineswegs hervorragenden Gemälde in Gouache, Aquarell, Oelfarben und Miniatur. Darunter befinden sich an Originalen auf das Gefecht von Hanau im J. 1813 bezügliche Bilder (Oel bezw. Aquarell), Landschaften aus der Nähe von Hanau, Stadt und Schloß Aschaffenburg (Sepia oder Tusche), das Schießhaus zu Weimar (Aquarell), sowie eine schlafende Nymphe bei einer Quelle im Walde (Miniatur). Höher stehen jedenfalls die Verdienste Westermayr's als Lehrer und Reorganisator der Hanauer Zeichenakademie. Auch als Mensch wurde er sehr geschätzt.

Justi (Strieder) a. a. O. S. 728—760. — Nagler a. a. O. S. 337 bis 339. W. Grotefend.

Westfal: Joachim W., ein Buchdrucker des 15. Jahrhunderts, der in Magdeburg und Stendal thätig war. In Magdeburg führte er zusammen mit Albert Ravenstein, der wie er selbst ein „Bruder" (vielleicht des gemeinsamen Lebens) war, 1483 die Kunst Gutenberg's ein. Ueber ihre dortige Thätigkeit vgl. den Art. Ravenstein in A. D. B. XXVII, 471. Während nach 1484 Ravenstein verschwindet, taucht W. einige Jahre nachher in Stendal auf und zwar gleichfalls als Drucker, wodurch er auch der Prototypograph dieser Stadt und überhaupt der Altmark geworden ist. Man kennt jedoch bis jetzt nur zwei Drucke aus der Zeit seiner dortigen Thätigkeit, einen (theologischen) Donat Gerson's und einen Sachsenspiegel mit lateinischem und niederdeutschem Text; dazu kommen noch Bruchstücke einer lateinischen Briefsammlung mit Westfal's Typen, die ohne Zweifel auch Stendal zuzuweisen sind. Obwol nur die Jahrzahl 1488 auf einem dieser Drucke vorkommt (die andern tragen kein Datum), ist des Druckers Anwesenheit in Stendal doch nach vor- und rückwärts über dieses Jahr auszudehnen; denn in den dortigen „Schloßregistern" findet sich sein Name schon 1486 und wieder 1489, wenn auch beim ersteren Jahr erst nachträglich eingefügt. Nach 1489 verliert sich seine Spur. Was seine persönlichen Verhältnisse betrifft, so stammte er jedenfalls aus der märkischen Stadt, wo die Familie W. damals zahlreich vertreten war. Höchstwahrscheinlich war er der Sohn von Albert W., Aldermann der Kaufmanns-Compagnie, mit dem er als Drucker anfangs in demselben Haus am Markte wohnte. Wo er die Buchdruckerkunst gelernt hat, ob wirklich bei Peter Schöffer, wie Götze vermuthet, müssen wir dahingestellt sein lassen. Dasselbe gilt von der andern Vermuthung desselben Gelehrten, daß jener Albertus de Stendal, der zwischen 1473 und 1476 in Venedig und Padua als Buchdrucker vorkommt, der Bruder J. Westfal's gewesen sei.

Vgl. Götze, Geschichte d. Stadt Stendal, 1873, S. 294 ff. und außerdem die bei dem Art. Ravenstein angeführten Werke. K. Steiff.

Westfeld: Christian Friedrich Gotthard W., hannöverischer Obercommissär und Klosteramtmann, Cameralist und Mineralog, wurde am 2. Juni 1746 zu Apfelstädt im Gothaischen geboren und starb am 23. März 1823 zu Weende bei Göttingen. W. erhielt seine Jugendbildung auf dem Gymnasium zu Göttingen, wo er auch seine akademische Laufbahn mit dem Studium der Theologie begann, bald jedoch sich mathematischen, physikalischen und cameralistischen Fächern namentlich unter dem Einfluß Kästner's zuwendete. Zunächst nahm er nach Beendigung seiner Studien eine Lehrerstelle am Gymnasium zu Bückeburg an, während er nebenbei auch mit mineralogischen Gegenständen sich befaßte. Wegen seiner umfassenden Kenntnisse erhielt W. die Stelle eines lippe-bücke-

burgischen Kammerrathes und lenkte durch die gekrönte Preisschrift: „Ueber die Abstellung des Herrendienstes“ (1773) die Aufmerksamkeit auf seine besonderen staatswirthschaftlichen Kenntnisse, sodaß er von der hannöverischen Regierung zum Klosteramtmann zuerst in Wulfinghausen bei Hannover, dann zu Weende bei Göttingen berufen wurde. In dieser Stellung wirkte er auch als Obercommissär sehr einsichtsvoll und erfolgreich in Landesökonomie- und Staatswirthschaftsgeschäften. Auch schriftstellerisch war er auf diesen Gebieten thätig. Er publicirte: „Die Erzeugung von Farben, eine Hypothese“ (1767); „Könnten die Nutzungen der Schäfereien im Hannöverischen höher getrieben werden? Vortrag an die westfälischen Stände in Betreff des Gesetzentwurfes über die Finanzen des Jahres 1809“; „Vortrag an die westphälischen Stände wegen Einführung einer Patentsteuer“ (1808). Inbezug auf Mineralogie und verwandte Fächer beschränkte sich seine Thätigkeit auf die Veröffentlichung einiger wenigen Schriften, wie: „Mineralogische Abhandlungen, 1. Stück“ (1767); „Ueber den Einfluß des Mondes auf die Erde“ (Hann. Mag. 1766); „Ueber Töpferglasur“ (das.); „Ueber Pottasche“ (das.); „Ueber die Dammerde auf Gebirgen“ (das. 1767).

Poggendorff, Biogr.-litt. Wörterb. II, 130. — F. A. Schmidt, Neuer Nekrolog d. Deutschen I. 1823, S. 807. v. Gümbel.

Westhof: Dietrich W., Chronist. W. wurde im J. 1509 in Dortmund geboren. Als 1543 der Gerichtsschreiber Wilhelm Lilie wegen Pflichtversäumniß sein Amt verlor, erhielt W., der 17 Jahre lang das Schmiedehandwerk betrieben, aber durch seinen Fleiß sich eine weitergehende Bildung angeeignet hatte, die Stelle. Etwa acht Jahre lang verwaltete er sein Amt mit gutem Erfolge, bis ihn bald nach dem Jahre 1551 die Pest hinwegraffte. In seiner amtlichen Stellung fand er die Anregung zu der niederdeutschen Chronik, die seinen Namen bekannt gemacht hat. Anscheinend hat er hauptsächlich in den letzten Lebensjahren daran gearbeitet und bis zum Jahre 1551 das Werk fortgeführt. Als Muster diente ihm die Koelhoff'sche Kölner Chronik. Dortmunder Nachrichten stehen neben und untermengt mit allgemeinen Geschichtserzählungen, die keinen Zusammenhang mit dem Thema des Chronisten haben. Es fehlt ihm eben jedes eigene Urtheil, sodaß er des mitgetheilten Stoffes in keiner Weise Herr wird. Nur in der großen Vollständigkeit der Sammlung des Dortmunder Materials besteht sein Verdienst. Die Quellen für die frühere Epoche bis zum 15. Jahrhundert sind durchgängig bekannt. Erst von dieser Zeit ab eignet der Chronik ein selbständiger Werth namentlich infolge von Mittheilungen, die offenbar verlorenen Stadtbüchern entnommen sind. Von den späteren Dortmunder Compilatoren Detmar Mülher und J. C. Beurhaus wurde Westhof's Chronik stark benutzt.

Rübel in den Beiträgen zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark I (1875), 69—72. — Hansen in den Chroniken der deutschen Städte Bd. 20, XXV, XXVI, 147—176. Keussen.

Westhoff: Elbert Wilhelm W., katholischer Geistlicher, geboren 1801 zu Dolberg im Münsterlande, † zu Neuß am 6. Mai 1871. Er machte seine theologischen Studien im deutschen Collegium zu Rom und wurde dort 1828 Priester und Doctor der Theologie. 1829 wurde er Pfarrvicar zu Lünninghausen in der Diöcese Münster, 1831 Pfarrer zu Diestedde. Er machte sich in weiten Kreisen bekannt und übte einen großen Einfluß durch Abhaltung von geistlichen Uebungen, wie er sie bei den Jesuiten im deutschen Collegium kennen gelernt hatte, für Weltgeistliche und in Seminarien und Ordenshäusern in vielen Theilen von Deutschland. Einige Zeit war W. auch Abgeordneter in Berlin. 1851 ernannte ihn der Erzbischof Geissel zum Regens des Priester-

seminars in Köln, nahm ihn 1856 auch mit nach Rom. Seine Ernennung zum Domcapitular wurde bis 1863 in Berlin zurückgehalten. 1868 wurde er wegen Kränklichkeit quiescirt. W. besorgte neue Ausgaben von älteren ascetischen und pastoraltheologischen lateinischen Werken von P. Gregor I. („De cura pastorali", 1846), Karl Borromäus („Pastorum instructiones", 1846), der Jesuiten N. Avancini („Vita et doctrina Jesu Christi", 1844) und A. Bellecius („Medulla asceseos", 1853). Er veröffentlichte auch eine deutsche Uebersetzung der Betrachtungen des englischen Bischofs Challoner (1848, 6. Aufl. 1873) und ein Gebet- und Erbauungsbuch. Auch als Schriftsteller ließ es W. sich angelegen sein, die streng römischen und jesuitischen Anschauungen zu fördern. Er besorgte eine neue Ausgabe von „Ballerini, De vi ac ratione primatus Romanorum Pontificum et de ipsorum infallibilitate in definiendis controversiis fidei" (1845) und eine deutsche Uebersetzung der Briefe über die vier gallicanischen Artikel von dem Cardinal Litta (1844).

Literarischer Handweiser 1871, S. 298. Reusch.

Westhoff: Joseph Ferdinand W., geboren am 20. November 1812 in Nottuln, besuchte von 1824—30 das Gymnasium zu Münster und studirte dann, nachdem er ein Semester auf der dortigen Akademie philosophische Vorlesungen gehört hatte, in Bonn, Berlin und Greifswald Jurisprudenz. 1837 trat er als Auscultator beim Oberlandesgericht zu Münster ein, verließ aber schon als Referendar wegen eines unheilbaren Nervenleidens, dessentwegen er sich auch am 18. Mai 1870 erschoß, die juristische Laufbahn, widmete sich dem Studium der Philosophie und lebte als Privatgelehrter in Münster. Er veröffentlichte 1861 unter dem Pseudonym G. Ungt (= Ungenannt?) die zwei ersten, sehr gelungenen Prosaerzählungen in münsterischem Platt „Ollmanns Jans in de Friümde un Ollmanns Jans up de Reise", die 1863 nochmals aufgelegt wurden. Als Frucht seiner philosophischen Studien erschien 1865 „Stoff, Kraft und Gedanke. Eine umfassende Erklärung des Seelen- und des leiblichen Lebens mit Hinblick auf die Unsterblichkeit", in welcher Schrift er gegen den populären Materialismus und dessen Vertreter zu Felde zieht.

P. Bahlmann.

Weston: Elisabeth Johanna v. W., lateinische Dichterin (als Westonia oder Westonis), wurde am 2. November 1582 zu London geboren und entstammte dem altadeligen Geschlechte W. in der Grafschaft Surrey. Ihr Vater mußte wol infolge persönlichen Mißgeschicks, vielleicht als eifriger, auch politisch frondirender Katholik, das Reich der eben auf dem Gipfel der Macht stehenden Protestantin Elisabeth, etwa gegen Ende der 80er Jahre, unter Verlust des meisten Eigenthums mit seiner nächsten Familie verlassen, als also die Tochter und der zwei Jahre ältere Sohn Johann Franz noch in zarter Kindheit standen. Ueber Frankreich und Italien kam die Familie bald nach Böhmen, wo sie sich, der Gunst des damals einflußreichen Peter Wok v. Rosenberg gewürdigt, erst kurz zu Prag aufhielt, dann in Brüx ein Haus mit Landgut ankaufte. Das Familienhaupt, ein beweglicher Weltmann, beharrte bei seiner früh gewohnten Leichtlebigkeit und stürzte sich durch übermäßigen Aufwand während öfterer Prager Besuche und durch wucherische jüdische Gläubiger tief in Schulden. So blieben die Angehörigen bei seinem plötzlichen Tode im Herbste 1597 in arger Bedrängniß zurück, ja, hartherzig entrissen jene Ausbeuter ihnen auch den Ueberschuß der aus den veräußerten Liegenschaften herausgeschlagenen Summe. Wittwe und Tochter begaben sich, spätestens Anfang 1598, nach Prag, um daselbst bei dem zwar schwachen, aber milden Kaiser Rudolf II. ihr Recht zu finden, und es gelang der letzteren, obschon ein kaum aufblühendes Mädchen, durch ihr ge-

winnendes Auftreten, insbesondere aber durch rührende Darlegung ihres Unglücks in lateinischen Versen mächtige Leute für die Angelegenheit zu interessiren, zumal ihr begabter Bruder seit etlichen Jahren an der Universität zu Ingolstadt fleißig studirte, wo er dann bald (4. Nov. 1600) gestorben ist. Der Vicekanzler von Böhmen Heinrich v. Pisnitz, bot den beiden Frauen Unterkunft und Unterhalt, für die auch der gelehrte Domherr G. Berthold Pontanus v. Braitenberg aus Brüx, unablässig um ihre Sache bemüht, sorgte. Trotz dieser und anderer Gönner, z. B. des Oberstkanzlers Zdenko Adalb. v. Lobkowitz, Befürwortung, lief der Proceß wider die benachtheiligende Güterversteigerung erst 1603 glücklich aus. Inzwischen waren aber zwei wichtige Ereignisse in Elisabeth Johanna's Leben eingetreten. Ihre in der Correspondenz mit den hervorragendsten Humanisten der Zeit Scaliger, Lipsius, J. Douza, Melissus Schede, der sie 1601 mit dem Dichterlorbeer krönte, und Eingaben an Fürsten und Große, verstreuten Gedichte, die ihr in gelehrten Kreisen schon Ansehen und ihren Bittgesuchen für ihre Ansprüche Rücksicht errungen hatten, hatte der schlesische Edelmann Georg Martin v. Baldhoven als „Poemata . . . . studio ac opera G. M. à Baldhoven collecta“, wol auf seine Kosten, 1602 zu Frankfurt a. d. Oder zusammen drucken lassen. Andrerseits erreichte mit ihrer gleichzeitigen Vermählung mit dem Juristen Johann Leon, Agenten am Hofe des Kaisers — welch letzterem ihre Gedichtsammlung gewidmet war, ihre zweifelhafte Lage ein Ende. Ihr Gatte, durch ihren „schönen Geist und die erhabenen Tugenden“ auf sie aufmerksam geworden, bereitete ihr ein angenehmes herzliches Eheleben, das freilich, nachdem sie vier, ihr im Tode vorangehende Söhne und drei Töchter geboren hatte, schon am 23. November 1612 mit ihrem frühen Hinscheiden jäh abbrach. Im Kreuzgange des Thomasklosters auf der Prager Kleinseite wurde die Leiche der Jungvollendeten beigesetzt.

Obzwar die durch buchhändlerischen Vertrieb in weiteren Umlauf gesetzten poetischen Erzeugnisse der W. in dem einen mäßig starken Bande „Parthenicôn ELISABETHÆ JOANNÆ WESTONIÆ, Virginis nobilissimae, poëtriae florentissimae, linguarum plurimarum peritissimae, opera ac studio G. Mart. à Baldhoven, Sil. collectus“ — so die Aufschrift der von W. selbst bewachten 1606er Ausgabe — enthalten sind, ist doch die litterarische und ästhetische Kritik dadurch zur Genüge ermöglicht. Es ist hier kein Anlaß, ausführlich zu begründen, weshalb der poetische Werth ihrer sammt und sonders lateinischen Dichtungen, die fast durchgängig in Distichen, und zwar theis im elegischen, theils im epigrammischen Tenor, einige wenige auch in antik-lyrischen Strophenformen abgefaßt sind, unsererseits bloß gering anzuschlagen ist: denn sie war weder nach Geburt noch nach Wahl Deutsche, bezeichnete sich und ihre Nächstverwandten vielmehr stets als Anglus, wie sie auch litterarisch angesprochen wurde, begrüßte 1603 Jakob's I. von Großbritannien Regierungsantrit panegyrisch in gebundener und ungebundener Rede, um ihn zu der, auch erlangten Verwendung beim deutschen Kaiser für sein Landeskind zu bringen, ihre Bildung, wennschon in der nach bewährtem sächsischen Muster eingerichteten Brüxer Schule des Johann Hammon genossen, war ausschließlich international-humanistisch, und wenn W., gemäß ihrer Beherrschung der früh verlorenen englischen Muttersprache, des Französischen, Italienischen, Deutschen, Czechischen ein nicht alltägliches Sprachtalent, natürlich in Brüx und Prag vorzugsweise das Deutsche als mündliches Verständigungsmittel gebraucht hat, so galt ihr doch ganz im Einklange mit ihren schriftstellerisch thätigen Zeitgenossen das mittelalterliche Gelehrtenidiom als allein würdiges Gewand eigener Schöpfungen, in dessen Behandlung sie durch gründliches Studium der augusteischen Poesie eine vielbewunderte und allseits überschwänglich gefeierte Fertigkeit sich erobert hatte. Was die Stoffe betrifft, so sind zu erwähnen die Gedichte „Typogra[p]hia“ und „De et pro Typographis“, die „Meditatio cum gra-

tiarum actione in diem natalium (!) SALVATORIS nostri“ nebst dem „De nomine JESU“; auch mehrere äsopische Fabeln übernahm sie, das allermeiste aber sind Episteln und kürzere Zuschriften. Seit ihrer Hochzeit floß fast nichts umständlicheres mehr aus ihrer Feder, was den wesentlich vom Zwange der Noth- und Gelegenheitsversfabrikation dictirten Ursprung ihres Schaffens klar verdeutlicht. Dagegen dürfte eine peinliche Revision ihrer persönlichen Aeußerungen in Vers und Prosa, so auch ihres zum Theil noch unzugänglichen, wol auch noch ungedruckten, Briefwechsels für politische und Gelehrtengeschichte der Zeit, in ersterer Hinsicht namentlich die Böhmens, mannichfaches ergeben.

Der Sammelband, den Baldhoven 1602 auf den Markt gebracht, erschien ohne Jahr 1606 zu Prag bereichert, neue Ausgaben Leipzig 1609, Amsterdam 1712, Frankfurt a. M. 1724; bis auf die letzte lautet der Titel gleich, während er bei dieser jüngsten Erneuerung heißt: E. J. W. Opuscula, cum praefatione, succinctam . . Auctoris memoriam . . . complexa, . . . edita opera ac studio J. L. Kalckhoff, dicti Daum. Dieser jüngste Abdruck ist außerordentlich selten: Th. Georgi, Allg. europ. Bücher-Lex., I. Suppl. (1750) S. 389, und Heinsius, Allg. Bücher-Lex. IV (1813) S. 386, Graesse, Trésor de livres VI 2, 438, endlich den bisherigen Biographen blieb er unzugänglich. Andere Ausgaben als die von uns oben genannten, z. B. von 1601 und 1723, existiren nicht. Das British Museum (v. Catalogue-Band „Wes-Whi“ p. 39a) besitzt die editio princeps, die ultima, sowie ein Exemplar des 1606er Drucks mit einer vom 16. August 1610 datirten handschriftlichen Dedication und ein paar dem liber I beigefügten Versen im Manuscript.

Im folgenden seien die Stellen aufgezählt, wo der E. J. W. registrirend oder biographisch gedacht worden ist, wodurch alle bisherigen Lebensabrisse ergänzt und der Ausbau eines weiteren erspart wird: Draud's Biblioth. Class. II 1605, Schultetus, Dissert. de foeminis prima aetate eruditione ac scriptis illustribus ac nobilibus, Joh. Sauerbrey, De eruditis foemin. diatr. I, § 50, Planer, Gynaeceum doct., S. 67, C. F. Paullini, Das Hoch- und Wohlgelehrte Teutsche Frauenzimmer (1705, S. 143; 1712, S. 159), Conring, De scriptoribus XVI post Christum natum seculorum commentarius, S. 182, Feller, Monument. var. inedit. Trimestre IX, p. 504, Philipps, Biographie des femmes poëtes, John Evelyn, Numismata. A discourse of medals (1697), S. 264 (Mrs. Weston, who besides other things, writ a Latin Poem in praise of Typography), J. Cl. Eberti, Eröffnetes Cabinet Deß Gelehrten Frauen-Zimmers (1706), S. 375, Thomas Fuller, Worthies of Surrey in „The History of the Worthies of England“ (1666), A. Ballard, Memoirs of Several Ladies of Great Britain who have been celebrated for their writings or skill in the learned languages, arts and sciences (1752), Zedler, Universal-Lexikon, 55. Thl. (1748), 929 f., Jöcher, Allg. Gelehrten-Lex. IV (1751), 1914, Balbini, Bohem. Doct. II, p. 373, Pelzel, Abbildg. böhm. und mähr. Gelehrt. III, S. 71, Dobrowsky's Journal „Neue Literatur“ (Prag 1772), S. 161 f., ders., „Literar. Magaz.“ I, S. 126 f., ders., Böhm. Liter. III, S. 126, Robert Watt, Bibliotheca Britannica II (1824), 958 w, Graesse, Trésor de livres a. a. O., Kalckhoff in seiner Ausgabe Weston's von 1724 (s. o.), P(aris)ot i. d. Biographie universelle 44. Bd. S. 512—514 (die erste wirkliche Biographie und Charakteristik), Allibone, Dictionary of Engl. literat. and Brit. and Amer. authors III (1871), 2656 b (noch arg fehlerhaft); Ant. Rebhann, „Elisabeth Johanna Weston. Eine vergessene Dichterin des 16. Jahrhunderts“, i. d. Mittheilgn. des Vereines f. Gesch. d. Dtschn. in Böhmen, XXXII (1894), S. 305—316 (fleißige, gründliche Arbeit, die in A. Sauer's Votum „Euphorion“ I 194 „berichtigte Biographie. Eine eingehendere Würdigung ihrer Gedichte vermißt man“ zu kurz kommt). Das Prager Epitaphium,

für verschiedene biographische Daten wichtig, ist abgedruckt bei Schottky, Prag, wie es war und wie es ist, II. Bd., S. 76. J. D. Fuß, Réflexions sur l'usage du latin moderne en poésie et sur le mérite des poètes latins modernes (Liège 1829), erwähnt sie nicht, obwol er auf 16. und anhebendes 17. Jahrhundert das Schwergewicht legt. Ludwig Fränkel.

Westphal: Andreas W., Historiker, aus einer alten pommerschen Familie und Sohn des Kaufmanns Andreas W., wurde 1685 in Anklam geboren und auf der dortigen Schule namentlich vom Rector M. Buschmann unterrichtet, studirte darauf in Rostock und Greifswald, wo er sich unter J. Fr. Mayer und Palthen (1706) sowol der Theologie als der Geschichte und dem Staatsrechte widmete. Sodann erweiterte er seine Kenntnisse in Jena und Halle, wo er die Vorlesungen von Gundling und Thomasius besuchte und wurde bei seiner Rückkehr nach Greifswald (1709) zum Magister promovirt. Nach Palthen's frühzeitigem Tode (1710; s. A. D. B. XXV, 111) erhielt er, als die Stürme des russischen Krieges sich einigermaßen gemildert hatten, und Pommern unter dänischer Regierung stand, (1718) von letzterer die ordentliche Professur der Poesie und Eloquenz, und bald darauf auch das Lehramt der Moral und Geschichte, von welchen er die erstere bis zum Jahr 1732 verwaltete, dann aber an seinen Genossen Alb. Georg Schwarz (s. A. D. B. XXXIII, 223) überließ. In beiden Gebieten erwarb er große Verdienste und einen Ruf, welcher sich über die Grenzen der engeren Heimath verbreitete, infolge dessen die Akademie der Wissenschaften in Berlin (1726) und die lateinische Gesellschaft in Jena (1738) ihn zu ihrem correspondirenden Mitglied erwählten, während die Universität zu Upsala ihm eine Professur antrug, welche er jedoch ablehnte. Seine Thätigkeit war eine doppelte, einerseits eine lehrhafte in seinen Vorlesungen, in welchen er mehrere namhafte Geschichtsforscher heranbildete, u. a. Friedr. Dreger, Aug. Balthasar und Joh. Karl Dähnert, andererseits eine litterarische, durch zahlreiche Schriften, von denen einige, wie „De ducum Pomeraniae meritis in rem litterariam“ (1723); „Monumentum honoris Annae ducis Croy“ (1732), sowie die Handschriften einer pommerschen Klostergeschichte und eines Univ. Diplomatars die Zeit des Mittelalters behandeln, während andere, wie „De belli juste et honeste gerendi modo“ (1714); „Reflexionen über die allerneueste Historie der europäischen Länder“ (1722—26); „Leben Karl's XII.“ (1729), seinen eigenen Erfahrungen entnommen sind. Eine von ihm beabsichtigte Ausgabe eines „Systems des Natur- und Völkerrechtes“ wurde durch seinen am 23. April 1747 erfolgten Tod verhindert. Sein Porträt befindet sich in der Universität. Aus seiner Ehe mit Anna Sophie Gadebusch, Tochter des Greifswalder Apothekers Lorenz G. und Großtante des Historikers Thomas Heinrich G. (s. A. D. B. VIII, 299), stammt Andreas W., d. J., geboren 1720, Dr. med. 1741, Adjunct der medicinischen Facultät 1744, und ordentlicher Professor 1756—76, Archiater 1767, der als Lehrer und Schriftsteller namentlich im Gebiete der Anatomie thätig war, das im neuen (1750) erbauten Universitätsgebäude errichtete Theatrum anatomicum leitete und ein anatomisches Museum anlegte, in welchen Aemtern ihm (1776) sein Genosse, Archiater Karl Friedrich Rehfeld, Prof. ord. 1764, † 1794, folgte; W. lebte, nach Lib. Dec. Med., S. 207, jedoch noch bis zum Jahr 1784.

Dinnies, Stem. Sund., wo irrthümlich Christoph Westphal als Vater angegeben ist. — Stavenhagen, Beschr. Anklams, S. 612. — Dähnert, Pom. Bibl. I, 117, 3, 32; II, 70; V, 47. — Weigel, d. Akad. Greifsw. gegen Reichenbach, 1787, S. 70. — Kosegarten, Gesch. d. Univ. I, 290—298; II, S. 3, Vorbemerkung. — Pyl, Pom. Gesch. Denkm. V, 19; Gesch. Eldena's,

S. 555. — Aug. Balthasar, Rituale Academicum, 1742, S. 58, und Vit. Pom. Ueb. d. Schriften beider s. Dähnert's Cat. Bibl. Pyl.

Westphal: Arnold W., auch Westfal, Westual, Westphad, Bischof und Kanonist aus Lübeck, geboren im J. 1399 und † am 31. Januar 1466. Er war Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, studirte an der Universität Leipzig seit dem Winter 1418 auf 1419, wo er im J. 1421 baccalaureus artium wurde. Am 29. Juni dieses Jahres wurde er an der Universität Rostock immatriculirt und daselbst zum licentiatus in legibus promovirt. Von hier ging er im Winter 1428/29 nach Erfurt, wo er im Sommer 1430 Rector der Universität war und 1432 Abgeordneter derselben zum Concil von Basel. In Erfurt wurde er Doctor des kanonischen Rechts, erhielt ein Kanonikat in Lübeck und bei St. Sever in Erfurt. Im Sommersemester 1436 war er Rector der Universität Leipzig, hatte daselbst die erste Stelle, das Ordinariat des kanonischen Rechts, kehrte dann zurück nach Rostock im April 1443, wo er im folgenden Semester zum Rector gewählt, seit 28. März 1444 aber durch einen Vicerector vertreten wurde. Er scheint nach Lübeck gegangen zu sein, wurde hier Dechant der Kathedrale und im J. 1449 zum Bischof gewählt. Als solcher wird er gerühmt wegen seines Wandels, seiner Amtsführung und der Sorge für die Armen; er war ungemein beliebt und Rathgeber bei den Nachbarfürsten. Auf Bitte der Stadt ging er zur Schlichtung eines Streites zwischen dem deutschen Orden und den preußischen Städten nach Preußen. Nach glücklicher Beendigung erkrankte er infolge der Unbilden der schlechten Rückreise zur See und siechte dahin. W. wird als Lehrer und Rechtsconsulent hoch gepriesen. Von seinen Schriften ist die wol wichtigste „Lecturae super decretalibus“ verschollen, einige andere handschriftlich erhalten.

Muther, Zur Gesch. der Rechtswiss., S. 48 ff., 212 f., 221 f., der die frühere Litteratur anführt. v. Schulte.

Westphal: Ernst Christian W., Jurist, ist geboren zu Quedlinburg am 22. Januar 1737, studirte 1753—57 zu Halle, wurde dann dort Dr. jur. und fing sofort an, juristische Vorlesungen zu halten. Bereits 1761 wurde er außerordentlicher, ja noch in demselben Jahre ordentlicher Professor der Rechte dortselbst, rückte innerhalb seiner Facultät in der hergebrachten Weise vor, trat nach Nettelbladt's Tod in dessen Stelle als Senior der Facultät mit dem Geheimrathstitel ein und ist kurz darauf, am 29. November 1792, zu Halle gestorben.

W. ist der bedeutendste und selbständigste Schüler Nettelbladt's (A. D. B. XXIII, 460), wie sein Lehrer legt er hauptsächlich Nachdruck auf die Methodik; er hat dieselbe namentlich nach zwei Seiten, in zwei Reihen von Werken ausgebildet.

Das eine Mal handelt es sich um Verwerthung juristisch — nicht bloß thatsächlich — interessanter Fälle aus der Spruchpraxis. Hier hat sich W. eine Methode ersonnen, um dieselben so mosaikartig im Anschlusse an irgend ein Compendium oder System des betreffenden Faches zusammenzustellen, daß daraus jedes Mal eine Art von Commentar zu dem gewählten Compendium hervorgeht. Auf diese Weise hat er das deutsche und reichsständische Privatrecht in zwei Bänden, Halle 1783—1784, nach Selchow; das Strafrecht, Halle 1785, nach Koch; das Lehr- und Staatsrecht, Halle 1784; die Pandecten in zwei Bänden, Halle 1792, nach eigenen Systemen bearbeitet.

Die andere Gruppe beschäftigt sich mit Monographien aus dem gemeinen Recht, unter starker Betonung des Quellenstudiums. Die Methode soll hier bestehen in gründlicher Commentirung aller auf den Stoff bezüglicher Quellenstellen, deren Ergebnisse dann systematisch zu ordnen sind; für die schriftstellerische Ausführung wird die Exegese der einzelnen Quellenstellen, von welcher der Forscher auszugehen hat, in die Noten verwiesen; den Text sollen die systematisch

geordneten Ergebnisse bilden, ein Index soll nachweisen, daß in den Noten thatsächlich alle zur Sache gehörigen Quellenstellen Besprechung, also auch im Texte Verwerthung gefunden haben. Wie man sieht, ist diese „hermeneutisch-exegetisch-systematische Methode" an sich, abgesehen von dem öden Schematismus, so übel nicht; nur daß sie in Westphal's Hand ganz versagte Mangels irgend welcher Fähigkeit zu wirklichem Quellenverständniß, ja Mangels aller Liebe zur Sache. So kam es, daß er in leichtfertigster Weise, wo seine eigene Methode Quellenstudium verlangt hätte, sich mit Verwerthung der älteren Quellencommentare begnügte und dabei noch in der Auswahl der Autoren und Ansichten, welchen er sich anschloß, besonderes Ungeschick an den Tag legte; und so sind seine monographischen Darstellungen, welche sich über das ganze Gebiet des Sachen-, Obligationen- und Erbrechts in einer Reihe von Sonderschriften ausdehnen, zu ungenießbaren Compilationen geworden. Die beste unter ihnen ist noch die etwas gründlicher gearbeitete erste, der „Versuch einer systematischen Erläuterung der sämmtlichen Römischen Gesetze vom Pfandrecht" (Leipzig 1770), während die späteren immer mehr entarten; diejenige über den Besitz, das Eigenthum und die Verjährung, von 1788, ist drei Lustren nach ihrem Erscheinen mit Recht dem vernichtenden Urtheil Savigny's verfallen.

Ist W. sachlich ein Vielschreiber ohne erheblichen Werth, so bleiben ihm doch gewisse methodische Verdienste um das Quellenstudium und um die Form der Monographie sowie um die Benutzung der deutschen Sprache für solche Arbeiten; in der von ihm eingeführten Uebung, den darstellenden Text durch lange Noten von der Exegese zu entlasten, hat er selbst Savigny's Werk über den Besitz noch beeinflußt, dasselbe Werk, welches ihn inhaltlich so unbedingt verurtheilt.

Biographie von Pastor G. C. E. Westphal vor E. Chr. Westphal's posthum erschienenem System der Lehre v. d. einzelnen Vermächtnißarten und der Erbtheilungsklage (Leipzig 1793). — Meusel, Lexikon u. s. f., 15, 56 fg. — Haubold, Institutiones literariae, S. 188, Nr. 235. — Schrader, Gsch. der Universität Halle 1, 283, 397. Ernst Landsberg.

Westphal: Joachim W., bekannter lutherischer Theologe des 16. Jahrhunderts, wurde als Sohn eines Handwerkers — sein Vater war faber lignarius, also wahrscheinlich Zimmermann —, zu Hamburg im J. 1510 oder in den ersten Tagen des Jahres 1511 geboren. Er besuchte zuerst die Schule zu St. Nicolai in Hamburg und ward dann auf die Schule nach Lüneburg geschickt, wo Erasmus Wegenhorst, später Prediger in Soest, sein Lehrer war. Nach Ostern 1529 begab er sich zum Studium der Theologie nach Wittenberg; er ist hier am 7. Juni 1529 inscribirt. Ob er schon vorher in Hamburg Bugenhagen kennen gelernt hat — Bugenhagen reiste am 9. Juni 1529 nach achtmonatlichem Aufenthalt daselbst von Hamburg ab —, oder ob er mit ihm erst in Wittenberg bekannt geworden ist, läßt sich wol nicht mehr feststellen; jedenfalls erhielt W., als er im Herbst 1529 in Hamburg war, auf Bugenhagen's schriftliche Empfehlung, die von einigen vornehmen Hamburgern, unter welchen sich der Rector Theophilus (s. A. D. B. XXXVII, 722) und der Senator Johannes Schröder befanden, unterstützt ward, aus dem Hauptkasten am 9. October ein Stipendium von fünf Mark, dem die Vorsteher der Casse aus ihrer eigenen Tasche eine doppelt so große Summe hinzufügten, wogegen W. versprechen mußte, wenn die Stadt Hamburg seiner später bedürfe, ihr dienen zu wollen. W. ist sodann in Wittenberg auch zu Luther und Melanchthon in persönliche Beziehung getreten. Am 30. Januar 1532 wurde er Magister. Schon vorher hatte Melanchthon ihn in einem Schreiben an den Rector Theophilus vom 14. Jan. 1532 zum Nachfolger von Matthäus Delius (s. A. D. B.

V, 41), der damals seine Stellung als Conrector am Johanneum aufgeben wollte, trotz seiner Jugend sehr warm empfohlen. Obschon Delius dann doch blieb, ward W. zu Ostern 1532 als Lehrer ans Johanneum gerufen; ob als Subrector oder in welche Stellung ist nicht ganz klar. Doch blieb er nur zwei Jahre in dieser Thätigkeit, in der er sich die Achtung und Liebe der Schüler und ihrer Eltern in hohem Grade erwarb; vermuthlich war es der Wunsch, für seine weitere Ausbildung und die Fortsetzung seiner Studien mehr thun zu können, der ihn sich nach dem akademischen Leben zurücksehnen ließ. Sein Gönner, der schon genannte Senator Schröder, verschaffte ihm vom Hamburger Senate (?) ein größeres Stipendium, und so ging er denn im Frühjahr 1534 wieder nach Wittenberg, wahrscheinlich in Begleitung einiger jungen Studenten, deren Studien er beaufsichtigen sollte. Als im folgenden Jahre der in Wittenberg ausgebrochenen Pest wegen ein großer Theil der Universität nach Jena übersiedelte, begab sich auch W. dorthin; im Herbst des Jahres 1535 ging er dann nach Erfurt, wo er sich mit Konrad Gerlach befreundete, der hernach wieder in Wittenberg mit ihm zusammen war und dann später auch in Hamburg sein College wurde. Von Erfurt ging W. nach Marburg, wo er im April 1536 inscribirt ist. In Wittenberg, Erfurt und Marburg hielt er Vorlesungen, wahrscheinlich für einen Kreis ihm besonders empfohlener Studenten. Gegen Ende des Sommers 1536 kam der Sohn des Senators Schröder, Anthonius, aus Hamburg nach Marburg, inscribirt am 9. Sept. 1536; wahrscheinlich ist er, um unter Westphal's Leitung seine Studien zu beginnen, dorthin geschickt; hernach finden wir ihn wieder bei W. in Wittenberg. W. ist dann von Marburg aus nach Basel, wo er bei Sebastian Münster hebräische Studien getrieben haben soll, und von da nach Leipzig gegangen; auf dieser Reise scheint er auch ganz kurz in Heidelberg, Straßburg und Tübingen gewesen zu sein; er unternahm also eine größere Studienreise, die ihn, der ohne Zweifel überall gut empfohlen war, mit den bedeutendsten Theologen jener Zeit in persönliche Bekanntschaft brachte. Im August 1537 kam er dann von Leipzig nach Wittenberg zurück, wie es scheint, um hier nun auf längere Zeit seinen Aufenthalt zu nehmen. Er hielt hier Vorlesungen u. a. auch über Justin, Plautus und Ovid; Studenten aus Hamburg, aus Lüneburg, aus Magdeburg wurden ihm empfohlen. Wahrscheinlich bezieht sich auch auf diesen Aufenthalt Westphal's in Wittenberg eine briefliche Aeußerung Melanchthon's, derzufolge Melanchthon der Ansicht war, man solle eine im Wittenberger Collegium frei werdende Wohnung für W. bestimmen, bei welcher Gelegenheit Melanchthon ein außerordentlich günstiges Urtheil über die Gelehrsamkeit und den Charakter Westphal's ausspricht. Vom Jahre 1538 an ist davon die Rede, daß W. auf Betrieb der Hamburger als Professor nach Rostock kommen soll. Als dann im J. 1540 die Universität in Rostock neu eingerichtet wurde, erhielt W. in der That eine Berufung dahin; gleichzeitig aber erging von Hamburg aus an ihn der Ruf, das durch den Tod Stephan Kempe's (s. A. D. B. XV, 599) erledigte Pastorat (heute Hauptpastorat genannt) zu St. Catharinen zu übernehmen. Beiderseits war man bei dieser Wahl vorsichtig verfahren; der hamburger Superintendent Aepin (siehe A. D. B. I, 129) hatte sich zuvor bei Bugenhagen schriftlich nach W. erkundigt, da W. in Wittenberg genauer bekannt sei, als in Hamburg; und W. hat den Ruf erst nach einigem Zögern, weil er sich für dieses wichtige Amt nicht tüchtig genug hielt, angenommen. Am dritten Ostertage 1541 führte Aepin ihn als Pastor zu St. Catharinen ein. Mit Aepin stand W. dann immer in gutem Einvernehmen; auch in dem Streite über die Höllenfahrt Christi stand er auf Aepin's Seite, nicht, wie mehrfach behauptet ist, auf Seiten seiner Gegner. Als Aepin am 13. Mai 1553 starb, konnte W., der inzwischen schon

der älteste Pastor in Hamburg geworden war, erwarten, zu seinem Nachfolger gewählt zu werden; wenigstens sprachen auswärtige Freunde Westphal's, wie Nicolaus Gallus in Magdeburg, davon wie von einer selbstverständlichen Sache. Der Senat in Hamburg hatte zunächst garnicht im Sinne, die Superintendentur wieder zu besetzen. Wir hören auch nicht, daß W. sich um die Erlangung derselben bemüht habe, wie es der Pastor Hoegelke zu St. Petri that. Eine um diese Zeit, im Juni 1540, an ihn ergangene Aufforderung, die Superintendentur in Magdeburg, die durch Gallus' Abgang nach Regensburg erledigt ward, zu übernehmen, lehnte W. ab. Als dann der Senat in Hamburg nach Verlauf von zwei Jahren doch zur Wiederwahl eines Superintendenten schritt, ward am 17. August 1555 Paulus v. Eitzen (s. A. D. B. VI, 481) gewählt, der bisher lector secundarius am Dom gewesen war; mit der Superintendentur war das Amt des lector primarius verbunden. Daß v. Eitzen gewählt wurde, hing ohne Frage damit zusammen, daß W. gerade in diesen Jahren in den heftigen Streit mit Calvin gerathen war, von dem hernach noch zu reden ist. Wenn v. Eitzen auch in allen entscheidenden Lehrpunkten mit W. übereinstimmte, so war er doch seiner ganzen Natur nach mehr zur Milde geneigt und allem Streite abhold. v. Eitzen folgte im J. 1562 einem Rufe als Hofprediger und Superintendent nach Schleswig; da man in Hamburg anfänglich hoffte, er werde wieder dorthin zurückkommen, besetzte man seine Stelle zunächst nicht wieder; dagegen ward W. nun als Senior Ministerii beauftragt, die Geschäfte des Superintendenten zu führen. Er that das mit großem Geschick und Eifer, und so wurde er denn auch, als es sich deutlich zeigte, daß v. Eitzen nicht wieder nach Hamburg zurückkehren werde, am 29. August 1571 zum Superintendenten gewählt, obschon er jetzt wegen seines Alters eine jüngere Kraft für das Amt, das gerade damals wegen neu zu befürchtender Kämpfe einen ganzen Mann erforderte, geeigneter hielt. W. wurde am 30. October in das neue Amt eingeführt. Er hat sich in demselben nur noch kurze Zeit um die hamburgische Kirche verdient gemacht; schon am 16. Januar 1574 starb er nach nur kurzer Krankheit. Er war zwei Mal verheirathet gewesen, hinterließ aber keine Kinder; sein Vermögen bestimmte er zu einer Stiftung, die noch segensreich wirkt.

Daß W. an den Streitigkeiten, welche die Kirche seiner Zeit bewegten, betheiligt war, ist schon angedeutet; es versteht sich auch in der damaligen Zeit bei einem einigermaßen bedeutenden Theologen ganz von selbst. So finden wir ihn betheiligt an den Kämpfen über das Interim und die Adiaphora, bei den Osiander'schen Streitigkeiten, bei dem Majoristischen Streit, dem Streite über die Lehre von der Höllenfahrt, dem Flacianischen Streit und ganz vor allem in dem Kampfe gegen die Sacramentirer u. s. f. über das heilige Abendmahl. W. hat in allen diesen Kämpfen die Lehre der lutherischen Kirche vertheidigt, auch sich nicht gescheut, wenn es ihm nöthig schien, gegen seinen geliebten Lehrer und Freund Melanchthon aufzutreten, wodurch aber das gute Verhältniß unter ihnen nicht erschüttert ward. Es ist hier nicht der Ort, auf das Sachliche dieser Streitigkeiten näher einzugehen; dagegen ist noch ein kurzes Wort darüber zu sagen, wie das Verhalten Westphal's in ihnen zu beurtheilen ist. Bekanntlich hat man aus seinem Verhalten namentlich im Abendmahlsstreit die schwersten persönlichen Vorwürfe gegen den Charakter Westphal's erhoben. Man sah ihn auf Seiten Calvin's und seiner Freunde als den an, der ganz leichtsinnig, aus eitler Freude am Streit den sog. zweiten Abendmahlsstreit begonnen habe, und erlaubte sich dann gegen ihn eine Sprache, die jeder Beschreibung spottet. Und das geschah nicht nur damals, sondern theilweise auch heute noch; man lese z. B. nur die Schilderung Westphal's in Henry's Leben Calvin's oder in Dalton's Johannes a Lasco. Es wird nun gewißlich niemand heutzutage die

Ausdrücke, die man sich in der Polemik damals gestattete, billigen; daß darin auch W. sehr weit über das, was wir für statthaft halten, hinausging, ist gewiß; aber Calvin fing damit an, und dabei haben Calvin's Freunde ihn noch veranlaßt, die schlimmsten Wendungen, die sie in seinem ihnen handschriftlich vorliegenden Entwurf der ersten Streitschrift gegen W. fanden, zu streichen. Wer den Streit damals begonnen hat, ist eine müßige Frage, da er eigentlich nie geruht hat; aber daß es die Vertreter der lutherischen Lehre aufbringen mußte, wenn in einer 1552 zu Zürich erschienenen Schrift als völlig ausgemacht hingestellt wurde, daß von Petrus Martyr Vermigli (in einer 1549 zu Oxford gehaltenen Disputation) der Irrthum, dessen Urheber und Beschützer Luther gewesen sei, aufs gründlichste widerlegt worden sei, kann doch wol nicht geleugnet werden; dazu kamen die fortwährenden Bestrebungen, die Abendmahlslehre des consensus Tigurinus (1549) in den lutherischen Kirchen Deutschlands zu verbreiten. Unter diesen Umständen konnte die Erscheinung der reformirten Flüchtlinge aus London in Dänemark und Norddeutschland in der That als eine Gefahr für die lutherische Kirche betrachtet werden. Daß die armen bemitleidenswerthen Leute, wie aus Dänemark, Lübeck u. s. f., so auch aus Hamburg ausgewiesen wurden, ist gewiß eine Härte gewesen; aber weder thatsächlich noch moralisch darf W. dafür verantwortlich gemacht werden. Dagegen war es eine Unverschämtheit, daß Micronius, der mit W. über die Lehre vom Abendmahl zu disputiren wünschte und dem W. dazu am 3. und 4. März 1554 in seinem Hause in Gegenwart einiger Collegen, des Rectors Matthäus Delius und einiger Andern Gelegenheit gab, verlangte, daß ihm eine öffentliche Disputation vor dem Senate, allen Geistlichen und einer Anzahl Bürger gestattet würde. Den bestehenden Anordnungen gemäß konnte das die Obrigkeit gar nicht gestatten; W. selbst war nicht einmal in der Lage, dergleichen anzuordnen; daß man ihm persönlich daraus einen Vorwurf machte, erscheint der ganzen Sachlage nach höchst ungerecht. Kurz, eine die verschiedenen Vorkommnisse billig beurtheilende Darstellung wird weder an W., noch an Calvin oder a Lasco oder sonst einem alles zu loben finden, aber sicher auch nicht W. allein so verurtheilen, wie es häufig geschehen ist. Daß W. der Mann war, wo er konnte, im Frieden zu wirken und daran seine Freude hatte, hat er vor und nach diesen Streitigkeiten, die doch nur eine Zeit lang (1552—1560) ihn beschäftigten und neben welchen auch damals viel anderes ihn in Anspruch nahm, bewiesen; und für die Entwicklung der kirchlichen Angelegenheiten im großen und ganzen ist doch auch seine, wenn auch oft recht unsanfte Stimme nicht ohne Bedeutung geblieben. An den von Jacob Andreä begonnenen Verhandlungen, die zur Vereinigung der lutherischen Kirchen führten, konnte er sich noch anfänglich betheiligen; ihren Abschluß hat er nicht mehr erlebt.

Arnoldus Greve, memoria Joachimi Westphali, Hamburgi et Lipsiae 1749. — Jo. Molleri Cimbria literata III, 641 sqq. — Fabricius, memoriae Hamburgenses II, 931 sqq. — Wilckens, Hamburgischer Ehrentempel, S. 303—341. — Lexikon d. hamburgischen Schriftsteller VII, 626 ff., hier auch ein ziemlich vollständiges Verzeichniß seiner Schriften. — Intelligenzblatt z. Serapeum 1866, S. 84 f., über Westphal's in Oberursel gedruckte Schriften. — Carl Mönckeberg, Joachim Westphal und Johannes Calvin. Hamburg 1865 (4. Bd. der Gallerie hamburgischer Theologen). — Wagenmann in Herzog's Realencyklopädie, 2. Aufl., 17. Bd., S. 1—6. l. u.

Mit diesem W. ist nicht zu verwechseln ein anderer

Westphal: Joachim W., auf welchen Wagenmann am eben angeführten Orte (S. 6) aufmerksam macht, dessen Schriften mehrfach auch dem Vorigen zugeschrieben sind. Er stammte aus dem Mansfeldschen (? aus Eisleben), war

Prediger in Sangerhausen und dann in Gerbstädt im Seekreis Mansfeld, wo er im J. 1569 starb. Er hat ascetische Schriften und Predigten herausgegeben, u. a. eine Schrift über die geistliche Ehe Christi und seiner Kirche, Eisleben 1568.

Molleri Cimbria literata III, 645. — Jöcher IV, Sp. 1918. — Döllinger, Die Reformation, 2. Bd., Regensburg 1848, S. 552 ff. — Ritschl, Geschichte des Pietismus II, 26. l. u.

Westphal: Johann Heinrich W., Astronom, geboren am 31. Juni 1794 zu Schwerin, † im September 1831 auf der Insel Sicilien. Von seinem selbst schriftstellerisch thätigen Vater, dem geachteten Schweriner Bürgerschullehrer J. J. H. W., gut vorgebildet, besuchte der Sohn das Gymnasium seiner Vaterstadt, schloß sich aber 1813 dem Lützow'schen Freicorps an und machte mit demselben die Kämpfe in Mecklenburg und Dänemark, im folgenden Jahre die theilweise blutigeren Streifzüge gegen die Aufständischen in den Ardennen mit. Zum Officier befördert, trat er zu den neu errichteten Truppen des Münsterlandes über und kämpfte als deren Lieutenant bei Ligny tapfer mit. Nach dem endgültigen Friedensschlusse wurden die Studien wieder aufgenommen, und W. ging nach Göttingen, wo er 1817 mit einer geschichtlich-kritischen Schrift über das Kräfteparallelogramm („Demonstrationum compositionis virium expositio de iisque judicium", Göttgn. 1817) den Doctorgrad erwarb. Eine gewisse Unstetigkeit seines Wesens ließ den tüchtigen, gelehrten Mann von da ab nicht mehr zur rechten Ruhe gelangen. Zunächst zwar nahm er eine Lehrstelle am Hundeycker'schen Erziehungsinstitute in Vechelde an, aber schon nach Jahresfrist sehen wir ihn am Gymnasium von Danzig als Professor der Mathematik thätig, in welcher Stellung er jedoch auch nur drei Jahre verblieb. Hierauf privatisirte er einige Zeit in Stettin, hielt seinen Mitbürgern gerne gehörte Vorträge über Astronomie und bereitete sich zu den Reisen vor, welche er nunmehr zu unternehmen gedachte. Unterhandlungen mit verschiedenen Hochschulen zerschlugen sich, und so ging er 1822 zuerst nach Aegypten. Im folgenden Jahre ließ er sich als Privatgelehrter in Neapel nieder und begann nun allseitig die Halbinsel zu durchstreifen, wie er denn auch die Insel Sicilien nicht weniger denn fünfmal besuchte. 1830 war er zum zweiten Male am Nil, dessen Ufern entlang er bis Nubien vordrang. Er glaubte sich durch Gewöhnung an das subtropische Klima und durch eine felsenfeste Gesundheit gegen die Gefahren und Mühen des Reiselebens gefeit, allein leider hatte er seine Kräfte überschätzt. An einem furchtbar heißen Tage überraschte ihn auf dem Wege von Syrakus nach Termini eine heftige Kolik, und todesmatt sank er vom Maulthiere, dessen Treiber nach dem letztgenannten Orte eilte, um Hilfe herbeizuholen. Dieselbe kam zu spät, man fand nur noch eine Leiche vor, und einsam ruht der deutsche Gelehrte auf dem Kirchhofe von Termini. Nicht einmal der genaue Todestag ist bekannt.

Als Schriftsteller ist W. sehr thätig gewesen, namentlich während seines Danziger Aufenthaltes. Er gab dort ein Bändchen „Naturwissenschaftliche Abhandlungen" (1821, zugleich 2. Heft der „Neuen Schriften" der „Naturforschenden Gesellschaft") heraus, in welchem seine Untersuchungen über veränderliche Sterne, über die Abschätzung von Sterngrößen (durch Vergleich) und über das Danziger Klima (für welches eine besonders langjährige Beobachtungsreihe vorlag) enthalten sind. Bode's Astronomisches Jahrbuch brachte von ihm unterschiedliche Beobachtungen und Berechnungen, sowie (1827) einen Aufsatz über die Berichtigung der Theilung eines Sextanten; anderes dergleichen ist in Bohnenberger-v. Lindenau's „Zeitschrift für Astronomie und verwandte Wissenschaften" enthalten. Aus der Danzig-Schweriner Zeit stammen auch mehrere selbständige Schriften: die von Gauß mit einer Vorrede versehene Uebersetzung

der „Lezioni elementari di astronomia“ von Piazzi (2 Bände, Berlin 1822), die Astrognosie (ebd. 1822), die Logarithmentafeln (Königsberg 1822) und die Lebensbeschreibungen der beiden westpreußischen Astronomen Hevelius (Danzig 1821) und Coppernicus (Konstanz 1822). Von ihnen ist namentlich die Hevel-biographie sehr verdienstlich, weil sie mit großer Schärfe und Sachkenntniß den Inhalt der vielen und voluminösen Werke des Danziger Patriciers auf kleinem Raum darstellt; daß W. mitunter allzu kritisch vorging und mehr als nöthig den Maßstab seines Jahrhunderts anlegte, soll dabei nicht geleugnet werden.

Nach Italien übergesiedelt, wandte sich W. einer wesentlich anderen litterarischen Beschäftigung zu. Es wird berichtet, daß er von der Berliner Gesellschaft für Erdkunde eine Unterstützung bezogen und sich exacte geographische Beobachtungen zum Hauptziele gesetzt habe; Instrumente wie Prismenkreis, Barometer u. s. w. hätten ihn auf allen seinen Fahrten begleitet. Wenn sich dies wirklich so verhält, so ist lebhaft zu bedauern, daß die Resultate seiner Aufnahmen großentheils verschollen sind. Immerhin leistete er tüchtiges auf dem Gebiete topographischer Studien, auf welches die nachstehend verzeichneten Publicationen entfallen: „Urbis antiquae Tarquiniorum topographia“ (Rom 1827); „Carta topografica della parte più interessante della Campagna di Roma“ (ebd. 1827; durch Moltke's Aufnahmen theilweise überholt); „Carta dei contorni di Napoli“ (ebd. 1829). Ein selbständiges Reisewerk, welches W. unter dem gerne geführten Pseudonym „Justus Tommasini“ herausgab („Spaziergang durch Calabrien und Apulien“, Konstanz 1828), ist dagegen rein touristischen Inhaltes und entbehrt, obwol es eine sehr angenehme Lectüre darbietet, der eigentlich wissenschaftlichen Bedeutung.

Meusel-Lindener-Ersch, Das gelehrte Teutschland im XIX. Jahrhundert, 9. Bd., Lemgo 1827, S. 517. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 9. Jahrg., 2. Theil, Ilmenau 1833, S. 852 ff. — Beck, Allgemeines Repertorirum der in- und ausländischen Litteratur für 1831, 2. Bd., Leipzig 1831, S. 151.

Günther.

Westphal: Justus Georg W., Astronom, geboren am 18. März 1824 zu Colborn bei Lüchow, † am 9. November 1859 zu Lüneburg. Nach zurückgelegten Gymnasialstudien bezog W. die Universität Göttingen und betrieb hier das Studium der Mathematik und Astronomie unter Gauß, dessen nicht leicht zu erlangender Zuneigung er sich in seltenem Maße erfreut zu haben scheint. Als von demselben, der selbst schon dieses Gebiet in hervorragender Weise bearbeitet hatte, eine Preisaufgabe über die Auflösung dreigliedriger Gleichungen gestellt wurde, bewarb sich W. um den Preis und erhielt ihn auf Grund einer Abhandlung („Evolutio radicum algebraicarum e ternis terminis constantium in series infinitas“, Göttingen 1855), über welche jener strenge Gelehrte folgendermaßen urtheilte: „Die Arbeit ist ein sehr rühmliches Zeugniß für die gründlichen analytischen Studien des Verfassers, und die Auflösung der Aufgabe ist darin im wesentlichen richtig und zugleich auf eine sehr geschickte Art durchgeführt.“ W. hatte die Convergenz seiner Reihen nach einem neuen Verfahren ermittelt, und diese Reihen convergirten so rasch, daß mit verhältnißmäßig geringem rechnerischem Apparate die Anschreibung der vier complexen und drei reellen Wurzeln einer Gleichung siebenten Grades erfolgen konnte. Im J. 1854 habilitirte sich W. als Docent der Astronomie in Göttingen, und von 1851—55 war er Assistent an der dortigen Sternwarte. Die Bände 33—37 von Schumacher's „Astron. Nachrichten“ bezeugen zur Genüge die geistige Regsamkeit des jungen Gelehrten, der leider von Anfang an unter Kränklichkeit zu leiden hatte und kein hohes Alter erreichen sollte. Er beobachtete hauptsächlich den Lauf der kleinen Planeten — Vesta, Melpomene, Eunomia, Fortuna, Massalia,

Psyche — und berechnete von einigen derselben die Bahnelemente. Auch besitzt man von ihm eine interessante Beobachtung der Störungen, welche die Magnetnadel unter dem Einflusse eines Nordlichtes zu erleiden pflegt.

Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, 2. Bd., Leipzig 1863, Sp. 1306. — Astronomische Nachrichten, 52. Bd., S. 79. Günther.

Westphal: Karl Friedrich Otto W., Arzt, wurde als Sohn eines angesehenen Arztes in Berlin am 23. März 1833 geboren, sein Onkel war der bekannte ärztliche Leiter der Charité W. v. Horn. Er genoß in seiner Heimathstadt eine sorgfältige Erziehung, die in einem innigen Familienleben ihre harmonische Ergänzung fand. Im Herbst 1851 bezog er die Universität Berlin, um Medicin zu studiren; im nächsten Semester setzte er das Studium in Heidelberg fort, das er bereits im Winter 1852 mit Zürich vertauschte. Hier schloß er sich namentlich an den Physiologen Karl Ludwig an, zu dessen Lieblingsschülern er gehörte und in dessen Laboratorium seine spätere Dissertation „De aquae secretione per renes“ ihre experimentelle Grundlage fand. Zu seinen Züricher Freunden zählten Adolf Fick, Paul Dubois-Reymond, die Brüder Lothar und Oskar Meyer. Nach Berlin zurückgekehrt, promovirte er Ostern 1855 und bestand ein Jahr später die ärztliche Staatsprüfung; Lehrer wie Johannes Müller, Schönlein, Romberg, Traube, Langenbeck, Busch, v. Bärensprung hatten hier seine Ausbildung gefördert. Nachdem er noch Wien und Paris besucht hatte, wurde er 1858 Civilassistent an der Pockenabtheilung der Berliner Charité. Aeußere Verhältnisse, der Abgang des Assistenten Ludwig Meyer, der dem befreundeten W. zuredete, veranlaßten ihn bald darauf eine Assistenzarztstelle an der von Ideler geleiteten Abtheilung für Geisteskranke an der Charité zu übernehmen, die fortan die Stätte seiner Forscherthätigkeit sein sollte. Der erste Eindruck, den er beim Eintritt in die psychiatrische Laufbahn empfing, war der des Widerwillens; die damalige Zwangsbehandlung der Irren und der Aberglaube und die verkehrten Auffassungen jener Zeit stießen ihn ab. Erst Ideler's Nachfolger Griesinger schuf hier von Grund aus Wandel. 1861 habilitirte sich W. und erhielt ein Auditorium für psychiatrische Vorlesungen mit der Erlaubniß, einzelne Kranke vorzustellen. Nachdem er 1867—68, durch Mißhelligkeiten veranlaßt, sich vorübergehend der inneren Medicin zugewandt und Curse der klinischen Untersuchungsmethode abgehalten hatte, wurde er nach dem Tode Griesinger's dessen Nachfolger und wurde 1869 zum außerordentlichen Professor ernannt; der erste Lehrstuhl für Geistes- und Nervenkrankheiten an einer preußischen Universität ward ihm damit zu eigen. 1871 erhielt er auch eine Poliklinik für Nervenkrankheiten, 1874 die ordentliche Professur und die Berufung in die wissenschaftliche Deputation für das Medicinalwesen. Ein schleichendes schweres Nervenleiden entriß ihn am 27. Januar 1890 seiner Wirksamkeit. — Karl Westphal's Verdienste um die Nerven- und Irrenheilkunde beruhen auf seiner wissenschaftlich exacten Forschungsmethode, die sich, frei von Speculation und Hypothese, lediglich an die sorgsam erforschten anatomischen, physiologischen und pathologischen Thatsachen hielt. Auf diesem Wege konnte er nachweisen, daß die progressive Paralyse keine bloße Gehirnerkrankung sei und weiter das klinische Bild dieser verheerenden Krankheit neugestalten; für die Diagnostik hochwichtig wurde das sog. Westphal'sche Kniephänomen, der Nachweis, daß bei bestimmten Rückenmarkskrankheiten durch Klopfen auf gewisse Sehnen der Schenkel und des Fußes bestimmte Bewegungserscheinungen ausgelöst werden; er beleuchtete zum ersten Male gründlich Erscheinungen wie die Zwangsvorstellungen, die Platzfurcht (Agoraphobie), die conträre Sexualempfindung und gestaltete auch sonst vielfach die Lehre von den Geistes- und Nervenkrankheiten durch seine

Forschungen um. Seine „Gesammelten Abhandlungen“ gab sein Sohn Dr. A. W. 1892 heraus; sie füllen zwei stattliche Bände. Als Lehrer übte W. durch Klarheit und kritische Schärfe und seine Gewissenhaftigkeit und Humanität den Kranken gegenüber, als Verfechter aller Fortschritte der Krankenpflege einen tiefgehenden Einfluß; er wurde neben v. Gudden der Gründer einer psychiatrischen Schule, der eine Reihe von Universitätslehrern und Leitern von Irrenanstalten angehören.

C. Moeli, Zur Erinnerung an Karl Westphal. Berlin 1890. — Siemerling, Nekrolog im Archiv f. Psychiatrie (das K. Westphal längere Zeit herausgab), 1890. G. Korn.

Westphal: Rudolf Georg Hermann W. wurde am 3. Juli 1826 zu Obernkirchen in dem damals kurhessischen, jetzt preußischen Antheil der Grafschaft Schaumburg geboren. Der Vater war Markscheider an dem schaumburgischen Kohlenbergwerke, Sohn des Pastors Westphal in Hattendorf, eines gelehrten Theologen und tüchtigen Kanzelredners, der eine Vocation als Hofprediger nach Kassel ausgeschlagen hatte, die Mutter die schöne und kluge Tochter des fürstlich bückeburgischen Erbpachtsmüllers Becker. Es war ein blühendes und ehrenfestes altniedersächsisches Geschlecht, dem Rudolf angehörte; von seinen sechs väterlichen Oheimen waren zwei hessische Pastoren, einer Musikdirector an der Universität Jena, dann in Weimar, wo er mit Goethe verkehrte, einer Arzt, Amtsrichter, Landwirth, ein mütterlicher Oheim bückeburgischer Pastor und Kirchenrath. Der lebhafte Verkehr der Verwandten unter einander brachte Rudolf frühzeitig vielseitige Anregung, vor allem aber war der Geist der elterlichen Familie für ihn überaus günstig. Der Vater war ein genialbegabter, sinnig-ruhiger Mann, ein ausgezeichneter Mathematiker und Mechaniker, der in der bergmännischen Technik wichtige Erfindungen gemacht hatte, allgemein verehrt wegen seines edlen Charakters und der unermüdlichen Fürsorge für das Wohl seiner Bergleute. In seinen freien Stunden widmete er sich der Musik, die er von frühester Jugend an mit stiller Leidenschaft liebte; sein ebenso technisch-vollendetes wie tief empfundenes und verständnißvolles Spiel auf seiner Bologneser Geige riß auch den Sachverständigen zur Bewunderung fort. Das Verhältniß der Ehegatten zu einander war das denkbar zarteste und innigste. „Niemals wurde in der Familie ein unziemliches oder heftiges Wort gehört, man schwamm in einem Ocean von Liebe, hohe Geistesbildung war mit der edelsten Herzensbildung und mit allen Tugenden vereinigt, die das Leben beglücken können“, sagte zu mir der Pastor B. in Obernkirchen bei dem Leichenbegängnisse des Vaters. In solcher Umgebung wuchs Rudolf unter der aufmerksamen Fürsorge und der innigsten Liebe der Eltern auf, — er erbte die geniale Begabung des Vaters und den liebenswürdigen Frohsinn der Mutter, zugleich die edle Gesittung und das warme sanfte Gefühlsleben beider. In der Elementarschule zeichnete er sich so aus, daß er von den Mitschülern „Professor“ genannt wurde, frühzeitig beschäftigte er sich mit der Bibel, namentlich mit dem A. T., in welchem er Stammbäume und chronologische Untersuchungen machte, in der „Kinderlehre“, die öffentlich in der Kirche gehalten wurde, riefen seine Kenntnisse das Staunen der Gemeinde hervor, als Kirchensänger hatte er wegen seiner schönen Stimme und seines frommen Vortrags den besten Ruf, besonders aber zeigte er in dem mathematischen Unterricht, den sein Vater jungen Bergleuten gab, eine außerordentliche Schärfe der Auffassung und selbständiges Nachdenken. Das Clavierspiel begann er frühzeitig zu treiben und bewährte hierbei in dem Verständniß bedeutender Compositionen einen so hohen Grad, daß einst der Oheim aus Weimar, der gerade zu Besuch war, in Rudolf's Zimmer mit den Worten stürzte: „Junge, Du spielst ja wie Liszt“. Sein Gemüthsleben entwickelte sich hauptsächlich im Verkehr mit der

Mutter und den beiden Schwestern, welche den Bruder schwärmerisch liebten; auch die letzteren waren in musikalischer wie in anderer Beziehung hoch begabt, immer die ersten in der Schule und von wahrhaft seraphischem Charakter. Ein noch vorhandenes Gedicht, welches er der Ueberreichung einer Ouvertüre an die ältere Schwester beigelegt hatte, ist inhaltlich und formell entschieden anerkennenswerth.

Ostern 1841 wurde W. als Secundaner in das fürstliche Gymnasium zu Bückeburg aufgenommen. Hier fühlte er sich besonders durch den Mathematiker Breithaupt und den Director Burchard, einen vortrefflichen Pädagogen, Schüler Buttmann's, angeregt. Dem letzteren widmete er die dritte Auflage der „Griechischen Rhythmik" in Erinnerung an den Einfluß, welchen Burchard durch den Vortrag homerischer Hexameter „im frischen, freien Rhythmus und nach den rhythmischen Cäsuren" auf sein rhythmisches Gefühl dauernd ausgeübt habe. Auch das lebhafte Interesse für Grammatik, das er schon in der Elementarschule bewährt hatte, wurde durch Burchard in ihm erhöht und befriedigt. Das mir vorliegende Zeugnißbuch sagt: „Er darf mit Recht zu den vorzüglichsten Schülern unsers Gymnasiums gerechnet werden und wird hoffentlich diesen Ruhm für die Folgezeit bewahren"; die Prädicate sind in den Hauptsächern meist ersten Ranges. Durch eine kurfürstliche Verordnung, welche den Maturitätszeugnissen nichthessischer Gymnasien die Geltung versagte, wurde W. genöthigt an das kurhessische Gymnasium in dem benachbarten Rinteln überzugehen. Die Abschiedscensur von Bückeburg schließt mit den Worten: „Recht schmerzlich ist uns die Trennung von einem so wohlgesitteten und fleißigen Schüler, wie Rudolf sich stets bei uns zeigte". In Rinteln waren es besonders die deutschen Aufsätze (namentlich ein Aufsatz über Jean Paul, dem er sich innerlich verwandt fühlte) aber auch wiederum die Mathematik, welche die Aufmerksamkeit der Lehrer auf Westphal's Talent lenkten. Unterdessen hatte seine Neigung zu musikalischer Beschäftigung so zugenommen, daß er öfters besonders in den Ferien Tag und Nacht auf seinem Spinett („Hauskater" genannt) hindurchraste und in Gefahr gerieth manche seiner Schularbeiten zu versäumen. Das Uebermaß dieser schwärmerisch-leidenschaftlichen Beschäftigung hat wol zuerst das excentrische Wesen zum Durchbruch gebracht, das ihn unbewußt plötzlich dann und wann überraschen konnte und später zum Verhängniß seines Lebens wurde. Ostern 1845 bestand er das Maturitätsexamen und bezog die Universität Marburg, um Theologie zu studiren und nach dem Willen der Mutter dereinst bückeburgischer Pastor zu werden.

In Marburg hörte er pflichtgemäß zunächst theologische Vorlesungen bei dem damals in höchster Blüthe stehenden Professor Thiersch, der ihn durch sein tiefsinnig-mystisches und zugleich tief-frommes Wesen sehr anzog, und bei dem Kirchenhistoriker Henke, bald aber schloß er sich mehr und mehr an Professor Gildemeister an, der ihm zuerst durch alttestamentliche Vorlesungen bekannt wurde, und einen so nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübte, daß sich W. kurzweg als „Schüler Gildemeister's" zu bezeichnen pflegte. Hier eröffnete sich ihm eine ungeahnte Welt, ex oriente lux! Mit höchstem Enthusiasmus und glühendem Eifer begann er Sanskrit und Arabisch zu lernen, in dem er solche Fortschritte machte, daß Gildemeister ihm allein einen besonderen Uebungscursus gab; mit ganz besonderem Interesse aber hörte er die Vorlesungen über vergleichende indogermanische und semitische Grammatik, die er mit selbständigem Nachdenken durchdrang und in der er sich schon eigene Ansichten zu bilden begann. Zum Zwecke der vergleichenden indogermanischen Grammatik lernte er Altnordisch, Angelsächsisch und Gothisch bei Professor Franz Dietrich und beschäftigte sich mit keltischen und slavischen Grammatiken und Lexika. Auch die Vorlesungen

Gildemeister's über Encyklopädie der semitischen Philologie, indische Alterthumskunde, Einleitung in das N. T., Exegese der Apokalypse u. s. w. beschäftigten ihn lebhaft. Die Musik trat schon wegen des Mangels an einem Instrumente zurück, dagegen führte ihn seine alte Liebe zur Mathematik in die Vorlesungen des Prof. Hessel über Integral- und Differentialrechnung, in denen er sich als den „besten mathematischen Kopf" zeigte.

Ein Wendepunkt trat 1846 infolge unserer Bekanntschaft ein. Da ich hierüber in der Vorrede zu der dritten Auflage der von mir bearbeiteten „Griechischen Metrik mit besonderer Rücksicht auf die Strophengattungen und die übrigen melischen Metra" (Band 3 der „Theorie der musischen Künste der Hellenen") ausführlich gehandelt habe, so begnüge ich mich mit einigen Andeutungen. Ich zog W. in die classische Philologie, er mich in die vergleichende Grammatik. Es war eine überaus glückliche Zeit gemeinsamen Strebens und geistigen Austausches in wissenschaftlichen Unterhaltungen und Studien, die sich häufig die ganze Nacht bis zum hellen Morgen ausdehnten. Ich theilte ihm hierbei meine Ansichten über die Neugestaltung der antiken Metrik gegenüber dem Systeme meines Lehrers G. Hermann mit, ohne daß wir aber damals an eine spätere gemeinsame Arbeit dachten. W. gab von da an den Gedanken an eine pastorale Zukunft um so mehr auf, als die Bekanntschaft mit der Hegelschen Philosophie und mit den Anschauungen von D. Fr. Strauß, L. A. Feuerbach u. A. ihm den Gedanken daran schon längst verleidet hatte, — er ließ sich nunmehr als Studiosus philologiae immatriculiren. Die Ruhe des Studiums war bisher schon bisweilen durch die lebhafte Theilnahme an dem Geschicke des unglücklichen Professors Sylvester Jordan, des patriotischen Kämpfers für verfassungsmäßige Freiheit, der oben auf der Burg im Gefängnisse saß und mit bleichem Gesichte bisweilen am Fenster erschien, sowie durch die allgemeine Entrüstung über die polizeiliche Willkürherrschaft und die Unterdrückung des freien Denkens getrübt worden. Da erscholl im Februar 1848 der Ruf: „Revolution in Paris!" Die französischen Nachrichten durchzuckten Europa wie Blitze, denen die grollenden Donner über die schmachvollen Zustände in Deutschland folgten. In Marburg Volksversammlung auf dem Rathhause (vor wenigen Tagen ein noch fast todeswürdiges Verbrechen) mit Anwesenheit der angesehensten Professoren, Rede von Jordan, der unterdessen frei geworden war, unter ungeheurem Jubel, Läuten der Sturmglocken, allgemeine Bewaffnung u. s. w.! Fast alle Studenten, am meisten gerade die fähigsten und am idealsten gesinnten wurden von einem wilden Taumel fieberhafter politischer Aufregung und eines zeitweilig regellosen Lebens fortgerissen. Auch auf Westphal's ohnehin leicht excentrisches Gemüth haben die damaligen Zustände einen ungünstigen Einfluß ausgeübt. Oft arbeitete er später viele Wochen Tag und Nacht in der angestrengtesten Weise und in weltentrückter Stille bedürfnißlos und selbstlos in seine Wissenschaft vertieft, dann aber suchte er plötzlich Erholung von der Abspannung mit seinen Commilitonen in rauschenden Symposien, denen er sich unbedacht mit der ganzen Lebhaftigkeit seines Temperaments hingab. Der Abschluß seiner akademischen Studien war insofern ungünstig, als er sie weder auf den zukünftigen Pastor noch den künftigen Gymnasiallehrer zugeschnitten hatte, — er hatte aber mehr erreicht als dies, er war in den Fächern, die er studirt hatte, ein Gelehrter und selbständiger Forscher geworden, — mithin war er auf die damals sehr unsichere und dornige Bahn als Universitätslehrer angewiesen.

Bei seinem Abschiede von Marburg schenkte ihm sein Lehrer Gildemeister in Anerkennung seiner fleißigen Studien und seines ungewöhnlichen Talentes Westergaard's radices linguae Sanscriticae mit der Mahnung, den sprachvergleichenden Studien treu zu bleiben. Mißvergnügt über seine sehr unsichere

Zukunft und über die Aussichtslosigkeit auf die sehnlichst gewünschte Verlobung mit einer Cousine, zu der er eine schwärmerische Neigung tief im Herzen trug, begab sich W. in seine elterliche Familie, wohin ich, der Elternlose, ihm auf seine Einladung folgte. Wir lasen zusammen griechische Dichter und studirten für vergleichende Zwecke Burnouf's commentaire sur le Yaçna; Zend war in Marburg nicht gelesen worden. In einigen Partien des Avesta-Textes, den wir lasen, glaubte ich Metren zu bemerken, W. ging sofort darauf ein und entdeckte noch an demselben Tage in ungemein scharfsinniger Weise den silbenzählenden Versbau des Avesta, der später in glänzender Weise bestätigt wurde. Von dieser Zeit an wurde er nicht müde, den ältesten metrischen Principien nachzuforschen, wie auch seine Habilitationsdissertation beweist, aber erst im J. 1860, zwölf Jahre nach der ersten Entdeckung veröffentlichte er die ersten Resultate: „Zur vergleichenden Metrik der indogermanischen Völker" (Zeitschr. f. vergleichende Sprachforschung IX, 437 ff.) Es ist heutzutage allgemein anerkannt, daß W. nicht allein die Zendmetren in allen wesentlichen Punkten zuerst erkannte, sondern daß er auch das indogermanische Urmetrum entdeckte und daß er hiermit der Gründer einer neuen Wissenschaft, der vergleichenden Metrik, geworden ist. Leider ist er bei den Irrgängen seines Lebens nicht dazu gekommen, seine Entdeckungen zu der Reife zu führen, wie er unter anderen Umständen vermocht hätte; aber auch so bleibt seine letzte im einzelnen recht mangelhafte Publication, welche erst durch die Mühewaltung seines edlen Freundes, des Professors H. Gleditsch in Berlin, zum Abschluß gebracht werden konnte, doch ein Buch großer Gedanken, das die Nörgelei kleiner Leute nicht zu verdunkeln vermag: „Allgemeine Metrik der indogermanischen und semitischen Völker auf Grundlage der vergleichenden Sprachwissenschaft" (Berlin 1892). In derselben Zeit seines Aufenthaltes in der elterlichen Familie fand er auch das Auslautsgesetz im Gothischen, das er erst 1852 in der Zeitschrift f. vgl. Sprachf. II, 161 publicirte. Es fand rasch die Anerkennung von J. Grimm, Keller und Stenzler und gab den Impuls zu ähnlichen Forschungen Anderer, die W. zum Theil schon selbst gemacht, aber noch nicht veröffentlicht hatte.

In Obernkirchen reifte der Entschluß zu unserer gemeinsamen Habilitation in Tübingen, wobei der Gedanke aus der dumpfen Atmosphäre Kurhessens in die frische Bergluft der schwäbischen Alpen und in das freie Geistesleben der schwäbischen Universität, die damals eine bedeutende Anzahl von Männern ersten Ranges enthielt, überzusiedeln, erheblich mitwirkte. Bei unserer Promotion als Doctoren der Philosophie (es war in Hessen keine Sitte so frühzeitig wie in Preußen zu promoviren) wurde uns unbeschränkte Anerkennung zu Theil, die Abhandlungen wurden aber nach damaliger Sitte nicht gedruckt. Zum Zwecke der Habilitation reichte W. eine kleine Abhandlung „Ueber die Form der ältesten lateinischen Poesie" ein. Sie enthielt wiederum einen bedeutenden Gährungsstoff, der die Veranlassung zu einer ganzen Reihe von theils zustimmenden, theils widersprechenden Abhandlungen Anderer geworden ist: Die ältesten Saturnier seien accentuirende Verse gewesen wie die Verse der altskandinavischen Edda ohne Rücksicht auf Prosodie und die Zahl der thetischen Sylben, aber mit bestimmter Zahl der Hebungen und mit Neigung zur Alliteration. Auch diese Frage bildet einen wesentlichen Bestandtheil der vergleichenden Metrik, die schon damals W. vorschwebte, obwol er noch keine Specialstudien in der griechischen Metrik gemacht hatte, zu denen er erst durch meine Beschäftigung mit Pindar und den griechischen Tragikern, die ich als Schüler G. Hermann's schon in Leipzig energisch begonnen hatte, bewogen wurde. Das Weitere erzählt W. selbst in der Vorrede seines mir gewidmeten Buches „Fragmente und Lehrsätze der griechischen Rhythmiker". Ich übernahm das schwierige und wegen des

fragmentarischen Zustandes entsagungsvolle Studium der griechischen Rhythmiker, er das noch schwierigere und weiter greifende der griechischen Musiker. Nach strammer, harter Arbeit erschien von mir 1854 die „Griechische Rhythmik“ als erster Theil der „Metrik der griechischen Dramatiker und Lyriker nebst den begleitenden musischen Künsten.“ Nach unausgesetzter gemeinsamer Thätigkeit mit Aufwendung aller unserer Kräfte folgte 1856 als dritter Theil (vor dem zweiten, den W. erst später erscheinen ließ) die „Griechische Metrik nach den einzelnen Strophengattungen und metrischen Stilarten nebst den begleitenden musischen Künsten von A. Roßbach und R. Westphal“. Es würde zu weit führen die Unterschiede unserer Metrik von der Hermann'schen und Böckh'schen hervorzuheben, ich verweise hierüber auf die Vorrede zur ersten Auflage und namentlich der von mir neu bearbeiteten dritten Auflage der „Griechischen Metrik“ (dritter Band, zweite Abtheilung der „Theorie der musischen Künste der Hellenen“). Das Werk fand den ungetheilten Beifall der ersten Männer des Faches, wie Böckh, Bergk, Lehrs u. A. und galt als bahnbrechend. Ueber unser Verhältniß bei der Arbeit, das anfänglich zu Ungunsten Westphal's, später eine lange Reihe von Jahren zu meinen Ungunsten aufgefaßt wurde, hat sich W. selbst in der Vorrede zu seinem „Aristoxenus von Tarent“ (Leipzig 1883, S. XVI, wieder abgedruckt in der Vorrede zur dritten Auflage der Griech. Metr. S. L) geäußert. Die Vorlesungen galten uns in Tübingen als Nebensache (obwol ich schon 1854 außerordentl. Professor, natürlich ohne Gehalt, geworden war) und wurden nur soweit von uns berücksichtigt, als es darauf ankam, unser Lehrtalent zu bewähren. W. hat von den angekündigten zu Stande gebracht Vorlesungen über griechische Grammatik vom sprachvergleichenden Standpunkte, griechische Staatsalterthümer, Plato, Tibull, Plautus.

Bei der Aussichtslosigkeit in Tübingen eine den Lebensbedürfnissen genügende Stellung zu gewinnen, folgte mir W. 1856 nach Breslau, wohin ich als ordentlicher Professor der classischen Philologie berufen worden war. Er führte sich in Breslau, wo 1857 die Philologenversammlung gehalten wurde, durch einen Vortrag „Ueber Terpander und die früheste Entwicklung der griechischen Lyrik. Verhandlungen der XVIII. Versammlung deutscher Philologen in Breslau“ ein, der wichtige Beiträge zu damals noch recht dunkeln Partien der ältesten Geschichte der griechischen Poesie enthält und die bisher in ihrer Wichtigkeit noch nicht erkannte Terpandreische Composition des griechischen Nomes wiedererweckte. Hier wurde W. Ende 1857 zum außerordentlichen Professor ernannt und nahm bis zu seinem Abgange Ostern 1862 eine allgemein anerkannte und bei seinen zahlreichen Zuhörern hoch angesehene Stellung als Lehrer und Schriftsteller ein. Bezüglich seiner ungewöhnlich erfolgreichen Thätigkeit als Lehrer haben ihm zwei seiner besten Schüler, selbst ausgezeichnete und schriftstellerisch verdiente Philologen, ein Denkmal bedeutungsvoller Pietät gesetzt. Der Gymnasialdirector Dr. Johannes Oberdick in Breslau urtheilt: „Ihn zu hören war ein Genuß, man wurde begeistert und hingerissen von dem Gegenstande, den er vortrug. Es war ein umfangreiches Wirken, das zu Tage trat, die Darstellung war scharf und bestimmt, der Vortrag klar und überzeugend, seine Beredsamkeit wirkte oft entzückend und geradezu fascinirend.“ Eben derselbe beschreibt in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Supplices des Aeschylus den außerordentlich tiefgreifenden Einfluß, den W. in seinen philologischen Uebungen auf die Anregung der Studirenden zur Selbstthätigkeit hatte; Professor Hugo Gleditsch in Berlin in seiner Biographie Westphal's hebt neben denselben Eigenschaften die Hingebung und Aufopferung von Geist und Kraft, die W. dem Einzelnen widmete, die außerordentliche Anhänglichkeit und Verehrung, die er bei den

Studirenden genoß, hervor und bezeichnet es als selbstverständlich, daß seine Collegien großen Beifall fanden und stark frequentirt wurden. Ein dritter Zuhörer berichtet: „Man war voll Staunen über die Vielseitigkeit des Wissens und ließ sich gerne erwärmen von dem Feuer des Vortrags.“ W. las griechische Grammatik, lateinische Etymologie, Geschichte der griechischen Poesie, griechisch-römische Metrik, Mythologie der alten Völker und interpretirte Homer's Ilias, griechische Lyriker, die Wespen des Aristophanes, den Timäus des Plato, die Menächmen des Plautus und Catull's Gedichte. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten war er ungemein thätig. Auf die Veranlassung des Professors Dr. Fr. Haase schrieb er zur Gedächtnißfeier für Fr. A. Wolf: „Emendationes Aeschyleae“ 1859, eine Abhandlung, in der er seine geniale Gewandtheit in der kritischen Behandlung schwieriger Chorlieder der griechischen Tragiker und seine eminente Sprachkenntniß documentirte. Sein Hauptaugenmerk war neben seinen zahlreichen Vorlesungen der griechischen Rhythmik und Musik zugewandt, für die er unablässig die Quellen studirte. 1861 erschienen „Die Fragmente und die Lehrsätze der griechischen Rhythmiker. Supplement zur griechischen Rhythmik“, wodurch mein erster zwar sehr beifällig aufgenommener, aber doch nur den Anfang der Forschung enthaltender Versuch nicht allein in wesentlichen Punkten ergänzt, sondern auch vielfach berichtigt und ein scharfsinnig emendirter Text der Rhythmiker gegeben wurde. In demselben Jahre veröffentlichte er einen Aufsatz über einen wichtigen Punkt der Metrik: „Vers und System“. (Fleckeisen's Jahrb. f. Phil. u. Pädag. Bd. 81.) Mit besonders ausdauerndem, man möchte sagen, hartnäckigem Fleiße arbeitete W. in den griechischen Musikern, die so ungemein schwierige Probleme boten. Es ist mit Recht gesagt worden: „Das große schöpferische Talent des Verfassers bekundet sich hier noch augenscheinlicher als in seinen früheren Werken. Die spärlich vorhandenen Nachrichten über die Musik der Griechen sind mit so großer Umsicht und so allseitiger Combination benutzt, daß dieser Zweig der Wissenschaft, für den seit 1847 nichts erhebliches geleistet worden war, auf einmal einen ungeheuren Fortschritt gemacht hat.“ In derselben Weise untersuchte er die metrische Tradition der Alten systematisch, während sie bis dahin nur eklektisch und geringschätzig behandelt worden war, und erwarb sich das Verdienst sie zuerst durchgreifend in ihrem ganzen Zusammenhange verstanden zu haben. Er gab hiervon die erste Kunde in dem Aufsatz: „Die Tradition der alten Metriker“ (Philologus Jahrg. XX, 76—108 und 238—274). Die gesammten Resultate dieser mit der größten Anstrengung fortgesetzten und immer von neuem nachgeprüften Arbeiten waren die beiden starken Abtheilungen unserer „Metrik der griech. Dramatiker und Lyriker“; (Band II, 1: „Harmonik und Melopöie der Griechen“; Band II, 2: „Allgemeine Metrik der Griechen“ 1863 und 65). Im Zusammenhange mit seinen Studien über antike Musik hatte sich W. eine neue Ausgabe von Plutarch's Schrift *περὶ μουσικῆς*, die er mit Glück emendirte und commentirte, angelegt und fruchtbare Untersuchungen über die alten Quellen dieser besonders für die Geschichte der ältesten griechischen Lyrik wichtigen Schrift gemacht, sie erschien 1865 als Theil einer unvollendet gebliebenen „Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik“. In demselben Jahre veröffentlichte er auch noch eine zusammenfassende Darstellung: „System der antiken Rhythmik“, die aus einem an sich gerechtfertigten Bedürfnisse hervorging, die haltbaren Resultate meiner Rhythmik mit den seinigen zu verschmelzen, aber schon Spuren einer ihm später eigenen Eilfertigkeit zeigte. W. befand sich in seiner Breslauer Stellung sehr wohl und schien einer glänzenden Zukunft entgegen zu gehen. Da kam sein Verhängniß über ihn. Die lang gehegte Hoffnung, daß sich seine Excentricität im Laufe der Zeit mäßigen würde, war nicht in Erfüllung gegangen. Die

Folgen seiner unleugbaren Sorglosigkeit in der äußeren Lebensführung, namentlich in finanziellen Dingen, nöthigten ihn, seinen Abschied als Professor in Breslau zu nehmen und der bald darauf folgende Conflict mit jungen, gerade in der damaligen Zeit sehr aufgeregten Polen, welche sich durch eine harmlose, aber unbedachte Aeußerung von W. in seinen früheren Vorlesungen verletzt fühlten, wurde die Veranlassung, daß er Breslau verließ.

Seit seinem Austritte aus dem Breslauer Amte sah sich W. genöthigt, meist ein unstetes Wanderleben zu führen, er arbeitete aber in seiner Wissenschaft rüstig weiter, die ihm Eins und Alles war. Jener Umstand, der fast immer mit finanziellen Schwierigkeiten verbunden war, war der Grund, daß er seine schriftstellerischen Publicationen selten vollständig ausreifen lassen konnte, außerdem war es ihm bei der öfteren Entfernung von größeren Bibliotheken nicht immer möglich den Fortschritten der Wissenschaft besonders in der Grammatik zu folgen, — alle seine Arbeiten enthalten aber originelle mehr oder minder wichtige Gedanken, wie von einsichtigen Beurtheilern z. B. von Professor Dr. Otto Crusius in Tübingen und anderen nicht selten hervorgehoben wurde.

Nach dem Abgange von Breslau lebte W. zunächst bei seinen Eltern in Obernkirchen. Hier beschäftigte er sich besonders mit einer Ausgabe der griechischen Metriker. 1866 erschien ein erster Band, dem ein zweiter nicht gefolgt ist: „Scriptores metrici Graeci. Vol. I. Hephaestionis de metris enchiridion et de poemate libellus cum scholiis et Trichae epitomis. Adjecta est Procli Chrestomathia grammatica.“ Keiner der damaligen Philologen war durch seine Studien so sehr wie W. zu einer solchen Ausgabe berufen, aber es fehlte ihm die Vergleichung der zahlreichen, damals noch meist unbekannten Handschriften und das litterarische Material zur Emendation der zahlreichen Fragmente der griechischen Dichter, es kann daher die Ausgabe doch nur als eine einzelne brauchbare Bausteine enthaltende Vorarbeit zu einer neuen Ausgabe, die auch jetzt noch fehlt, angesehen werden.

Der Wunsch in der Nähe einer großen Bibliothek zu leben führte W. nach Halle an der Saale, wo damals Wilhelm Studemund († als ordentlicher Professor in Breslau) privatisirte. Er trat mit diesem sehr bald in ein intimes persönliches Verhältniß, das bis zum Tode beider in ungeschwächter Freundschaft seinen Ausdruck fand. W. theilte ihm unter anderen Resultaten seiner Forschung mit, daß die *στοιχεῖα ἁρμονικά* des Aristoxenus aus nachgeschriebenen Collegienheften verschiedener Jahre hervorgegangen seien, eine ungemein scharfsinnige und wohlbegründete Ansicht, die infolge von Studemund's Mittheilung an P. Marquardt von dem letzteren publicirt wurde. Die Hauptarbeit Westphal's war die lange vorbereitete zweite Auflage unseres metrischen Werkes, die ich ihm allein überließ: „Metrik der Griechen im Vereine mit den übrigen musischen Künsten von A. R. und R. W. Zweite Aufl. in zwei Bänden. Band 1: Rhythmik und Harmonik nebst der Geschichte der drei musischen Disciplinen von R. W. Supplement: Die Fragmente der Rhythmiker und die Musikreste der Griechen 1867. Band 2: Die allgemeine und specielle Metrik von R. W.“ Die Arbeit in den griechischen Dichtern, welche meinerseits immer die Hauptsache gewesen war, hatte W. nicht fortgesetzt, dagegen stellte er nunmehr seine umfassenden neuen Studien über die Rhythmiker, Musiker und Metriker in systematischem Zusammenhange ausführlich dar und brachte die antiken Theorien und Terminologien zur consequenten Anwendung für alle Metren. Eine genaue Charakteristik gibt Gleditsch in der ausführlichen Biographie, aus der wir folgendes herausheben: „Allenthalben zeigte sich in der neuen Bearbeitung die rührige Schaffenskraft des Verfassers; ein so lebhafter, ideenreicher Geist wie W. begnügte sich eben nicht mit einzelnen Zusätzen, Streichungen und Besserungen, sondern gab dem ge-

sammten Werke durch umfangreiche und eingreifende Umgestaltungen ein neues Gepräge." Eine bedeutende Anzahl von neuen Capiteln hat sich allgemeine Anerkennung erworben, dagegen hat die Anwendung antiker Theorien mit ihrer schleppenden Terminologie auch Gegner gefunden, sodaß z. B. Th. Bergk die specielle Metrik immer nur nach der ersten Auflage citirte. Nebenarbeiten, die aus früheren Studien namentlich für die Vorlesungen hervorgegangen waren, veröffentlichte W. sehr rasch: „Catull's Gedichte in ihrem geschichtlichen Zusammenhange übersetzt und erläutert" (1867); „Die Acharner des Aristophanes in deutscher Uebersetzung" (1868); „Humoristische Lyrik des klassischen Alterthums. Uebersetzungen von R. W." (1868). Die erste Schrift gab ein geistreiches, aber hie und da auch phantastisch-romanhaftes Lebensbild des römischen Dichters, in allen drei Publicationen zeigte sich jedoch eine bewunderungswürdige und entzückende Gewandtheit in der Uebertragung antiker Dichterwerke in gereimte deutsche Verse, die ihm viele Freunde erwarb, besonders auch ein dauerndes Freundschaftsverhältniß zu Fritz Reuter, der in W. wie W. in ihm einen Geistesverwandten sah und ihn nach Eisenach zu sich einlud.

Die Unsicherheit einer Subsistenz in Halle bewog W. 1868 nach Jena überzusiedeln. Hier wurde er besonders mit Professor Dr. Moritz Schmidt befreundet, den er in seine neuen metrischen Ansichten einweihte und als einen seiner treuesten Anhänger bezeichnen durfte, wie Schmidt's pindarische Arbeiten beweisen. Außer diesem nahmen sich Professor Dr. Conrad Bursian und andere Mitglieder der Universität Westphal's in liebevoller Weise an. Freilich die Hoffnung auf eine akademische Anstellung ging nicht in Erfüllung und eine schwere Krankheit schien seinem Leben eine Grenze zu setzen. Das finanzielle Bedürfniß nöthigte zu übereilten Publicationen, in denen wesentlich nur das von Bedeutung war, was aus älterer Zeit stammte und auch dies konnte nicht sorgfältig genug begründet werden und mußte oft desultorisch und willkürlich erscheinen. Unbedingt bedeutungsvoll sind die etwa schon neun Jahre früher begonnenen und großentheils fertig nach Jena mitgebrachten „Prolegomena zu Aeschylus' Tragödien" (1869). Sie enthalten bahnbrechende Untersuchungen über die Oekonomie der griechischen Tragödie, namentlich des Aeschylus, die nach Terpandreischer Compositionsform gegliederten Chorika in Verbindung mit der Composition der pindarischen Epinikien, die amöbäischen Chorika, die dialogischen Partien und eine neue Ansicht über die Prometheus-Trilogie des Aeschylus und haben Veranlassung zu einer nicht unbedeutenden Litteratur über „chorische Technik" und die pindarischen Compositionsgrundsätze gegeben. Die zahlreichen und umfassenden grammatischen Veröffentlichungen Westphal's in dieser Zeit stehen und fallen zumeist mit der Anerkennung oder Nichtanerkennung des von W. aus Gildemeister's Vorlesungen über vergleichende indogermanische und semitische Grammatik herübergenommenen, von Fr. v. Schlegel und Lassen herstammenden Princips, daß die Flexionen nicht aus ehemals selbständigen, dann verwitterten und angeschmolzenen Wurzeln, sondern aus „differenzirenden Lautelementen", welche θέσει ihre flexivische Bedeutung erhalten haben, hervorgegangen seien. Bei dem damals fast noch unbedingten Glauben an die Theorien Bopp's und seiner Schule wurden Westphal's Ansichten um so mehr verworfen, als er nicht mit genügendem Material sorgfältig gearbeitet hatte; doch haben unbefangene Beurtheiler wie G. Curtius u. A. nicht allein die Selbständigkeit und Originalität der Westphal'schen Forschungen, welche anregend wirkten, sondern auch manche Ansichten als fruchtbare Entdeckungen anerkannt z. B. die Erklärung der kurzvocalischen Conjunctiv-Aoriste im Griechischen und den Hervorgang des Conjunctivs Imperfecti aus dem Optativ des sigmatischen Aorists im Lateinischen ꝛc. Es sind folgende Publicationen: „Philosophisch-historische Grammatik der

deutschen Sprache" (1869); „Methodische Grammatik der griechischen Sprache". Theil I und II (1870—1872), nicht vollendet, in einigen Partien nahezu compilirt; „Verbalflexion der lateinischen Sprache" (1873). Entschieden verdienstlich und den Meister der metrischen und rhythmischen Forschung bezeugend ist die „Theorie der neuhochdeutschen Metrik" (1870). Eine Schrift „Aristoxenus, Original, Uebersetzung und Erläuterung", von welcher ich die beiden ersten Bogen gedruckt gesehen habe, kam infolge des Concurses des Verlegers nicht zur Veröffentlichung, dagegen tritt zuerst Westphal's Gedanke, daß die rhythmischen Grundgesetze des Aristoxenus auch in der modernen Musik enthalten seien, in der Schrift „Elemente des musikalischen Rhythmus mit besonderer Rücksicht auf unsere Opernmusik" 1872 hervor, ein Gedanke, der ihn zu weiteren Pubicationen führte. Tief schmerzlich war für alle Freunde Westphal's, welche seine eminenten sprachvergleichenden Studien und seinen ehrenhaften Charakter kannten, das Erscheinen der „Vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen", Band 1 (1873), von der Kritik mit Recht als eine wüste Compilation gebrandmarkt, nach seinem eigenen Geständnisse „in der verzweifelten Lage seiner Familie (Frau und zwei Stiefsöhne) meist mit der Scheere aus eigenen und fremden Büchern zusammengestellt".

In dieser traurigen Lage verschafften ihm seine Jenenser Freunde eine Lehrstelle an dem ritterschaftlichen Gymnasium zu Fellin in Livland, wo er am Aristoxenus weiter arbeitete; die dürftigen Verhältnisse des Gymnasiums bewogen ihn jedoch schon nach einem Jahre an das k. russische Gymnasium in Goldingen überzugehen. In beiden Lehrstellen wußte er, der Akademiker, den Unterricht in den classischen Sprachen und im Deutschen, auch in der Religion und privatim in der Musik mit bestem Erfolge zu geben und machte sich bei seinem anspruchslosen und treuen Charakter in hohem Grade beliebt. In dem Gymnasialprogramm von 1874 behandelte er „Die Formation des russischen Verbums" vom sprachvergleichenden Standpunkte in Epoche machender Weise. Diese Abhandlung sowie seine entschiedenen Lehrerfolge und sein biederer Charakter, welche die Aufmerksamkeit des Professors Leontiew bei einem Besuche, bezw. einer Revision des Gymnasiums auf sich gezogen hatten, veranlaßten Westphal's Berufung in die akademische Abtheilung des k. Lyceums zu Moskau, in welchem ihm griechische Philologie und vergleichende Sprachforschung als Fach zugewiesen wurden. Er gewann hierdurch vor allem ein sorgenfreies Dasein (die Familie war in Deutschland zurückgeblieben und erhielt von Moskau aus ihren Unterhalt) und wurde rasch der Mittelpunkt der philologischen Studien in Moskau, sodaß ihn die Universität zum „Ehrendoctor der griechischen Litteratur" ernannte. Mit inniger Freude und Genugthuung erinnerte er sich an die große Zahl von Freunden, die ihm vertrauensvoll entgegen kamen, namentlich an Katkow, einen Mitbegründer des Lyceums, Professor Korsch u. A. Von besonderer Wichtigkeit war für ihn die Bekanntschaft mit dem Organisten der lutherischen Peter-Paulskirche Johannes Bartz, einem ausgezeichneten Kenner der Werke von J. S. Bach, mit dem jungen Musiker und Litteraten v. Melgunow und mit der musikalisch und litterarisch hoch gebildeten Wittwe des früheren Directors des Lyceums, Frau Dr. Gringmuth geb. v. Sokolowsky, welche später seine Gattin wurde und bei seinen Dictaten die Feder führte. Hatte W. schon 1872 die Einheit der rhythmischen Gesetze des Aristoxenus und der großen modernen Componisten im Grundriß dargestellt, so wurde nun neben dem Fortgange seiner Aristoxenusforschungen das Studium moderner Meister seine hauptsächliche Beschäftigung. Die Resultate faßte er zusammen in der „Allgemeinen Theorie der musikalischen Rhythmik seit J. S. Bach auf Grundlage der antiken und unter Bezugnahme auf ihren historischen Anschluß an die mittelalterliche mit besonderer Berück-

sichtigung von Bachs Fugen und Beethovens Sonaten" (1880). Vorher hatte er zusammen mit v. Melgunow erscheinen lassen: „J. S. Bach, Sieben Fugen für Piano" (1878). Später erschien: „Die C-Takt-Fugen des wohltemperierten Klaviers" (Fritzsch, Musikal. Wochenbl. XIV, Nr. 19—26) und „Wie will Beethoven seine Klaviersonate in Cis-moll (op. 27, Nr. 2) vorgetragen haben?" (ebd. XIV, Nr. 44—52); „Klangfuß und Klangvers mit besonderer Beziehung auf Beethovens Klaviersonaten" (ebd. XVI, Nr. 27—31); „Die rhythmische Gliederung in C. M. v. Webers Rondo brillante in Des-dur von R. W. und B. Sokolowsky" (ebd. XVII, Nr. 42—47); „Der Rhythmus des gesungenen Verses" (Allgem. Musikz. XV, Nr. 24—28). Wir fassen alle diese Publicationen der Kürze wegen schon hier zusammen, weil sie im engsten Zusammenhange mit der „Allgemeinen Theorie" stehen und meist als Specimina oder Illustrationen zu dieser gelten können. Der Grundgedanke Westphal's war, daß in den Werken der modernen Meister rhythmische Gesetze enthalten seien, die von den heutigen Musiktheoretikern und selbst den größten Virtuosen infolge mangelnder oder ungeeigneter Bezeichnung in den Partituren, in denen fast nur der Taktstrich gebraucht werde, unbeachtet blieben, Gesetze über die Gliederung der Taktmaße nach Kola, Perioden, Systemen, eurhythmischen Strophen meist im Zusammenhange mit der Phrasirung, ohne welche ein Verständniß dieser Compositionen sehr mangelhaft sei. Das Buch machte in der musikalischen Welt großes Aufsehen. Zwei der größten Virtuosen jener Zeit, freilich in ihrem rhythmischen Vortrage nach dem Urtheil nicht weniger Sachverständiger „arge Subjectivisten" erklärten sich dagegen; Anton Rubinstein äußerte: „Häßliche Zwangsjacke"!" Franz Liszt: „beschränkt alle Freiheit des Vortrags, in den Papierkorb!", auf praktische Musiker machte schon die meist fremdartige Terminologie einen abstoßenden Eindruck. Andere Musiker und Musikgelehrte dagegen sahen in dem Buche eine hervorragende und bahnbrechende Leistung, so Professor Dr. Philipp Spitta in Berlin, einer der bedeutendsten Bachforscher, der das Manuscript las und ihm einen Verleger verschaffte, sodann die als Musiker und Musikschriftsteller allgemein hochgeachteten Dr. Hugo Riemann in Hamburg und Dr. Karl Fuchs in Berlin, die beide durch das Buch zu eigenen meist zustimmenden Publicationen über verwandte Gegenstände angeregt wurden. Der erstere schreibt im Lexikon 1882 s. v. Westphal: „Das Werk ist von epochemachender Bedeutung, es wird einen lebhaften Anstoß zur Behandlung der musikalischen Rhythmik von neuen Gesichtspunkten aus geben, vielleicht auch kleine Veränderungen unserer Notenschrift nach sich ziehen." Auch in Frankreich, Italien und England fand das Buch Beachtung, besonders durch François Auguste Gevaert, Musikdirector der großen Oper in Paris, dann Director des Conservatoriums in Brüssel, der auch Westphal's Forschungen über antike Musik in seinem über denselben Gegenstand handelnden Werke würdigte, sowie durch Matthis Lussy in Paris. Beide waren durch ihre bisherige Thätigkeit ganz besonders zu einem Urtheil berufen, der letztere namentlich durch seine Schriften „Exercices de mécanisme" und „Traité de l'expression musicale". — Der Wunsch der Petersburger Akademie, daß W. zusammen mit v. Melgunow die russischen Volkslieder und ihre Melodien sammeln möchte, kam bei der Schwierigkeit der Ausführung nicht zur Verwirklichung, W. veröffentlichte nur einen Aufsatz „Ueber das russische Volkslied" (Russkij Wjestnik, September 1879), ebd. „Ueber die Stamm- und Tempusbildung des russischen Verbums" (1876) und „Ueber Kunst und Rhythmus" (1880). — Infolge eines schweren Typhus sah sich W. genöthigt nach manchen Schwankungen seiner Gesundheit und bei der Ungunst des Klimas, welches einen dauernden Wechsel des Aufenthaltsortes unerläßlich machte, seinen Abschied zu nehmen, der ihm unter dem Ausdrucke der höchsten Anerkennung bewilligt wurde.

Da unterdessen seine Mutter, die eine wohlhabende Schwester beerbt hatte, in die Lage gekommen war dem Sohne eine Rente aussetzen zu können, so siedelte er im Anfang März 1881 nach Leipzig über mit Rücksicht auf die dortige Bibliothek und die dortigen Firmen, die seine Verleger waren. Mit ungeschwächter Geisteskraft setzte er seine Aristoxenusforschungen, die „Lieblingsaufgabe seines Lebens" fort. Der erste Band erschien 1883 „Aristoxenus von Tarent, Melik und Rhythmik des klassischen Hellenismus", dem der zweite erst nach seinem Tode folgen sollte, ein Werk des ausdauerndsten Fleißes und bewunderungswürdigen Scharfsinnes in der Durchdringung des Zusammenhangs und in der Emendation der Fragmente. Abgesehen von den oben schon erwähnten in diese Zeit fallenden Abhandlungen und von einer wenig neues enthaltenden Darstellung der „Musik des Alterthums" (Leipzig 1883) publicirte er gegen Ende seines Leipziger Aufenthaltes einen mit viel Beifall aufgenommenen „Salon-Catull": „Catulls Buch der Lieder, deutsch von R. Westphal" und zwei Aufsätze in der Berliner philologischen Wochenschrift IX, Nr. 1—4 und 17—21, von denen der eine die „Mehrstimmigkeit oder Einstimmigkeit der griechischen Musik", der andere „Platos Beziehung zur Musik" behandelte. Die von andern wieder in Angriff genommene Controverse über den „Saturnius" bewog ihn zu zwei Anzeigen der Schrift von Keller Göttinger Gel. Anzeigen 1884, Nr. 9 und von Ramorino Berliner philolog. Wochenschrift IV, Nr. 36. Unterdessen war W. im October 1883 von einem Schlaganfall betroffen worden, von dem er sich zwar bald erholte, der aber den Gedanken in ihm erweckte, in die Heimath zu Verwandten und vor allem in den Bereich seiner Mutter, die in Obernkirchen lebte, zurückzukehren. Im Anfang October 1884 siedelte er nach Bückeburg und einige Jahre später nach dem benachbarten Stadthagen über. Sein Leben wurde nach dem Tode seiner zweiten Gattin, die ihn treu gepflegt und bei seinen Arbeiten durch Schreiben und Corrigiren der Druckbogen thätig gewesen war, immer trüber. Pläne, für die er viel vorgearbeitet hatte, wie eine „russische Grammatik" und „Neuhochdeutsche Sprach- und Verslehre" kamen nicht mehr zur Verwirklichung. Seine Hauptarbeit war die dritte Auflage unseres früheren metrischen Werkes unter dem Titel: „Theorie der musischen Künste der Hellenen". Er bearbeitete theils frühere Resultate zusammenfassend, theils einzelne neue Untersuchungen mittheilend, öfters auch in Polemik gegen Angriffe die „Griechische Rhythmik", die „Griechische Harmonik und Melopöie" in Gemeinschaft mit seinem Freunde Hugo Gleditsch, der wichtige Abschnitte vortrefflich durchführte (zwei Bände, Leipzig 1885—1887). Da W. die Studien in den griechischen Dichtern nicht fortgesetzt hatte, so beabsichtigte er in einem dritten Bande nur die Metren des Sophokles und Horaz zu behandeln. Hiermit wäre unser früheres Werk und zwar gerade in seinem wichtigsten und am meisten gebrauchten Theile, an welchem ich nächst der Rhythmik den vorwiegenden Antheit in der ersten Auflage gehabt hatte, verstümmelt worden. Infolge rascher Uebereinkunft übernahm ich die Umarbeitung des dritten Theiles, die ich unter dem Titel: „Griechische Metrik mit besonderer Rücksicht auf die Strophengattungen und die übrigen melischen Metra" (1889, 870 S.) ohne Westphal's Mitwirkung und, wie ich nicht in Abrede stellen darf, im Gegensatz zu der von W. besorgten zweiten Ausgabe, mit der ich mich wenig hatte befreunden können, vor allem unter dem Gesichtspunkte durchführte, daß die Metrik aus den Dichtern hergestellt werden müsse und die Tradition der antiken Metriker und Grammatiker ein durchaus untergeordnetes Moment sei. Unter dem Namen seiner Frau v. Sokolowsky publicirte W. wiederum eine Bearbeitung der griechischen Musik in der dritten Auflage von „Ambros' Geschichte der Musik" (1887, Band 1), wodurch die von Ambros selbst herrührende, Vielen lieb gewordene Darstellung nicht verbessert, sondern vollständig beseitigt wurde; außer-

dem veröffentlichte er einige Abhandlungen und Recensionen, welche die Vertheidigung oder weitere Begründung einzelner Ansichten oder Anzeigen von Büchern enthielten. Zuletzt beschäftigte sich W. nur mit der Ausführung früherer Arbeiten, der schon oben erwähnten „Allgemeinen Metrik der indogermanischen und semitischen Völker" und des zweiten Bandes seines „Aristoxenus von Tarent. Berichtigter Originaltext nebst Prolegomena. Herausgegeben von Saran" (1893); beide erschienen als „opera postuma" in nicht vollendetem Zustande. W. starb nach schwerem Leiden am 10. Juli 1892. Er hatte die Hoffnungen seiner Jugend nur theilweise erfüllt, war aber seiner Wissenschaft unentwegt bis zu seinem Lebensende treu geblieben, — ein genialer, in seinem uneigennützig hohen Streben unermüdlicher Idealist, der die richtigen Wege durch das praktische Leben nicht zu finden vermochte. Uns, seinen Nächststehenden, seinem einzigen überlebenden Geschwister, meiner Frau, und mir, seinem Jugendfreunde und Bruder, hat sein Andenken eine tiefe Wehmuth und eine nie ganz vernarbende Wunde zurückgelassen.

Ausführliche Biographie mit einer sehr sorgfältigen u. vollständigen Liste aller Publicationen von Hugo Gleditsch, Biographisches Jahrbuch für Alterthumswissenschaft 1895. A. Roßbach.

Westphalen: Arnold von W., auch Bestveling d. i. Westphäling genannt, ist der urkundlich bezeugte Erbauer der berühmten Albrechtsburg zu Meißen, eines der ausgezeichnetsten Denkmäler altdeutscher Baukunst; dennoch fehlt es fast ganz an Nachrichten über sein Leben und namentlich über Ort und Zeit seiner Geburt und die Anfänge seiner Thätigkeit im Dienste der sächsischen Landesfürsten. Wenn er, wie als möglich anzuerkennen ist, identisch ist mit einem Steinmetzen „Arnd", wegen dessen der Erzbischof Friedrich von Magdeburg, weil er einen Bau am erzbischöflichen Schlosse zu Calbe unvollendet verlassen hatte, am 25. Februar 1459 ein Schreiben an den Rath zu Dresden richtete, so ist dies die früheste bis jetzt bekannt gewordene Erwähnung seines Namens. Die zweite vorhandene urkundliche Nachricht aus seinem Leben ist seine vom 4. Juni 1471 datirte „Aufnehmung zu einem Baumeister", ein im k. Hauptstaatsarchiv zu Dresden sowol als Entwurf wie in Reinschrift sich vorfindendes Schriftstück, das zwar eine Art Anstellungsdecret ist, aber dennoch wol schwerlich eine Bestimmung des genauen Anfangs seines Wirkens im Dienste der fürstlichen Brüder Ernst und Albrecht zuläßt, weil als der eigentliche Zweck der Urkunde anzusehen ist, die Lohnverhältnisse auf sämmtlichen landesherrlichen Bauten zu regeln und Arnold in allen Bauangelegenheiten gegenüber den Amtleuten mit Vollmacht zu versehen. Aus ferner vorhandenen urkundlichen Quellen erfährt man, daß ihm im September 1473 ein Haus auf der Burgstraße zu Leipzig zu einem Pfande eingesetzt wurde; daß er vermählt war mit Margarethe Rülcken, einer aus altadlicher, reichbegüterter Familie abstammenden Frau, der er im Februar 1479 — vermuthlich bald nach erfolgter Heirath — das Gut Langenau bei Freiberg als Leibgedinge bestellte; daß er am 4. Mai 1480 das eben genannte Gut durch einen Kauf vergrößerte; endlich daß er am 6. Mai desselben Jahres eine Zahlung aus der Stadtcasse zu Leipzig für eine „Visirung" zu dem Gewandhause erhielt. Schon 1480 oder zu Anfang des nachfolgenden Jahres starb er nach längerer Krankheit zu Meißen. Erst nach seinem Tode, im J. 1483 oder wenig später, wurde der Bau des dortigen Schlosses, der sogenannten Albrechtsburg, der nach der Angabe des Monachus Pirnensis (Mencke, Scriptores II, 1581) 1471 nach Johannis Baptistae unter seiner Leitung begonnen worden war, zu Ende geführt. Welche Bautheile es waren, die zur Zeit seines Todes noch nicht vollendet waren, ist nicht völlig klar. Aber die vielbewunderte, als Schmuckbau von erlesenster Schönheit wie als Meisterstück technischer Geschicklichkeit gleich merkwürdige große Wendeltreppe ist sicherlich sein

Werk, und von dem Gesammtcharakter seiner genialen künstlerischen Begabung gibt das Ganze der Albrechtsburg, in deren Architektur die kirchlichen Formen der Gothik, der Spitzbogen, der Strebepfeiler, die Fiale, der Wimperg, bemerkenswerther Weise fast ganz vermieden sind, ein hinreichend deutliches Bild. Ob und inwieweit Arnold bei anderen, und zwar zum Theil noch erhaltenen kirchlichen und Profanbauten in Sachsen mitgewirkt hat, ist unsicher und unter den Fachmännern theilweise streitig. Aber ungerechtfertigt ist es wol, wenn auch seine Mitwirkung bei dem Bau der Schlösser Kriebstein und Rochsburg in Zweifel gezogen wird, und als sicher kann angesehen werden, daß er bei dem Bau eines (nicht mehr vorhandenen) Thorhauses, der sogenannten Laterne, des Dresdner Schlosses thätig war. Sein Steinmetzzeichen findet man in dem Siegel, mit dem er eine im Weimarischen Staatsarchiv liegende, 1479 zu Dresden ausgestellte Gehaltsquittung versehen hat. Ob es dasselbe Siegel ist, dessen sich später seine Wittwe bei Ausfertigung des Briefes bedient hat, den das Dresdner Hauptstaatsarchiv von ihr besitzt, muß gelegentlich noch untersucht werden.

Distel im Archiv f. d. Sächs. Geschichte, Neue Folge. Bd. 4, 1878, S. 315—337 und Bd. 5, 1879, S. 282—287; Derselbe, im Anzeiger f. Kunde d. deutschen Vorzeit, Bd. 29, 1882, Sp. 45—47. — Cornelius Gurlitt, Das Schloß zu Meißen. Dresden 1881 (erweit. Abdruck aus Lfg. 6 des Werkes „Sächsische Herrensitze und Schlösser"), darin ein Verzeichniß der vorhandenen, die Albrechtsburg betr. kunst- und ortsgeschichtlichen Quellen. — Otto Richter im Neuen Archiv f. Sächs. Geschichte u. Alterthumsk., Bd. 7, 1886, S. 148—150. — O. Wanckel u. C. Gurlitt, Die Albrechtsburg zu Meißen. Dresden 1895. — Pfau im Neuen Archiv f. Sächs. Geschichte u. Alterthumsk., Bd. 16, 1895, S. 219—228; Derselbe, Meister Arnold in Kriebstein. Rochlitz, 21. Aug. 1895 (ein mir als Sonderabdruck, vermuthl. aus dem Rochlitzer Wochenblatte, vorliegender Aufsatz). — W. C. Pfau, Der Erbauer d. Meißner Albrechtsburg, i. d. Wissensch. Beil. d. Lpz. Ztg. 1896, Nr. 1, S. 1—3.

F. Schnorr von Carolsfeld.

Westphalen: Engel Christine W., Dichterin, wurde am 8. December 1758 als zweitjüngstes Kind des Kaufmanns und Bürgercapitäns Jacob v. Axen und seiner Gattin Catharina Maria, geb. Albers, in Hamburg geboren. Sie zeigte schon früh Neigung und Sinn für Kunst und Wissenschaft, die sie eifrig pflegte, erhielt aber auch eine tüchtige Bildung in den Arbeiten der Hauswirthschaft, der sie sich besonders nach dem Tode des Vaters mit anzunehmen gezwungen war. Ihre Mußestunden aber widmete sie mehr denn je der Poesie, besonders als der Beichtvater ihrer Mutter, Pastor Christoph Christian Sturm, der ihr Talent erkannt hatte und werth schätzte, sie zu weiteren eigenen Versuchen anspornte. Am 4. August 1785 vermählte sich Christine mit dem Kaufmann und späteren Senator Johann Ernst Friedrich W. (geb. am 11. August 1757, † am 3. September 1833), dem sie in einer glücklichen und wohlgeordneten Ehe fünf Kinder schenkte, von denen sie allerdings nur ein Sohn und zwei Töchter überlebten. Das Westphalen'sche Haus bildete lange Zeit den Mittelpunkt und Sammelplatz der bedeutendsten Geister Hamburgs und wurde während der französischen Revolution auch von den französischen Flüchtlingen, von Louis Philipp, dem nachherigen Könige Frankreichs, von Dumouriez und dem Kronprinzen Bernadotte besucht. Im J. 1812 machte sie mit ihrem Gatten, der seit 1809 Mitglied des Hamburger Rathes war, und mit ihrer jüngsten Tochter eine Reise durch Deutschland und die Schweiz. Nach ihrer Rückkehr aber hatte auch sie nebst ihrer Familie schwer unter dem Drucke der Fremdherrschaft in Hamburg zu leiden. Der Wiedererhebung aus diesem Elende verdanken ihre „Gesänge der Zeit" (1815) ebenso ihre Entstehung wie früher

(1804) ihre Tragödie „Charlotte Corday“ den Schilderungen entsprang, die der Dichterin von den Greueln der französischen Revolution zugetragen wurden und ihren Abscheu erregten. Aber wenn sie gleich bis in die letzten Tage ihres Lebens der Dichtkunst zugethan blieb, so war sie doch, wie allseitig gerühmt wird, dabei stets eine sorgsame Hausfrau und Mutter und eine Wohlthäterin im besten Sinne des Wortes. Sie starb am 10. Mai 1840 auf ihrem Landsitze bei Hamburg.

Ihre beiden dramatischen Dichtungen, „Charlotte Corday“ und „Petrarca“ (1805), von denen besonders die letztgenannte allgemeine Anerkennung fand, tragen vorwiegend lyrischen Charakter; von ihren kleineren Gedichten, deren viele in den verschiedensten Sammelwerken und Zeitschriften veröffentlicht wurden (die in Halem's „Irene“, Bd. 1—4, 1802—5 unter dem Namen „Angelika“), erschienen die meisten in einer dreibändigen Sammlung (1809 und 1811), der sie 1835 noch einen vierten Band „Neuere Gedichte“ hinzufügte. Es sind darin Betrachtungen, Elegien, Idyllen, Oden, Lieder, Romanzen, Sonette und Epigramme enthalten, vielfach in Anlehnung an unsere großen Dichter, besonders an Goethe, doch ohne deren Höhe jemals zu erreichen. Ihre Verse aber sind wirklich gewandt und rein; ihre Sprache ist edel und poetisch, wenn auch ohne höheren Schwung.

Biographien der Dichterin mit Aufzählung ihrer Werke enthalten namentlich: der Neue Nekrolog XVIII, 547—559; Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen II, 421 fg. und Schröder's Lex. d. Hamb. Schriftsteller VII, 633 fg.

Max Mendheim.

Westphalen: Ernst Joachim von W., Gelehrter, Staatsmann. Er war geboren am 21. März 1700 zu Schwerin, wo sein Vater Georg Westphal Prediger an der Cathedrale war. Der Sohn wollte sich dem juristischen Studium widmen. Schon mit 16 Jahren Maturus bezog er 1716 die Universität Rostock, ging 1719 auf die Universität Halle und 1721 nach Jena, wo er am 26. Juli rite zum Dr. juris promovirte. (Diss. inaug. „De praecognitis circa genuinam originem potentatus principum germanici“.) Er las hier ein Semester als Privatdocent, ging dann aber auf Reisen, bis er 1724 zurückgekehrt sich in Rostock als Hofgerichtsadvocat niederließ, zugleich aber sich als Privatdocent an der Universität habilitirte. Hier las er als der Erste deutsches Recht und ward dadurch gewissermaßen epochemachend. Bis an sein Ende hat er überhaupt für das deutsche Recht geschwärmt. Der Tod seines Bruders Johann Bernhard W., der 1696 geboren seit 1721 Prediger in Hamburg (Hamb. Schriftstellerlex. VII, 636) war, aber schon 1726 krank ins Elternhaus zurückgekehrt und 1727 dort gestorben war, veranlaßte unsern W. nach Hamburg zu reisen, um dort die Angelegenheiten des Bruders zu ordnen. Es gefiel ihm hier derart, daß er beschloß hier zu bleiben und von nun an anfing als Advocat hier zu prakticiren. In Hamburg hatte ihn der Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp kennen gelernt und er berief ihn bereits 1730 (6. Mai) zum ersten Bürgermeister seiner Stadt Kiel. W. schritt nun rasch vorwärts bis zu den höchsten Aemtern. Am 21. März 1732 ward er Legationsrath und geheimer Secretär, am 14. December ej. a. zugleich Vicepräsident des Oberconsistoriums, das vom geheimen Conseil getrennt ward, nachher 1747 jedoch wieder mit demselben verbunden. Am 2. August 1734 ward W. Curator der Universität, am 11. April 1736 Hofkanzler und Mitglied des geheimen Raths. Im großfürstlichen Archiv, welches, früher in Kiel, jetzt einen Theil des großherzogl. Archivs in Oldenburg bildet, finden sich zahlreiche Schriftstücke von seiner Hand, welche seine hervorragende Geschäftstüchtigkeit bezeugen. So z. B. eine Vorstellung, betr. die Organisation der Verwaltung im großfürstl. Antheil von Holstein;

ein Bedenken über die Administration des Landes während der Minderjährigkeit des Herzogs sowie über die Frage, ob gegen die Mitglieder der früheren Regierung irgend welche weiteren Schritte vorzunehmen seien. Seinem Einfluß ist offenbar auch die Berufung seines Bruders Heinrich Christian zu danken (s. u.). Am 20. April 1737 belehnte ihn der Herzog mit dem Mühlenhof in Hamburg und verlieh ihm den von ihm 1735 gestifteten St. Annenorden; am 9. August 1738 wurde er vom Kaiser in den erblichen Adelstand erhoben. Die Familie war ursprünglich eine adelige, hatte aber darauf im Laufe der Zeit verzichtet. 1745 erhielt er den russischen Alexander-Newskiorden und am 29. December dieses Jahres ward er zum wirklichen Geheimrath ernannt. In diesen hohen Stellungen hat W. natürlich einen großen zeitweilig entscheidenden Einfluß auf die Verwaltung des herzoglichen Landes, d. h. des Gottorpischen (großfürstlichen) Antheils von Holstein mit der Hauptstadt Kiel, geübt. Es ist nicht gerade unnatürlich, daß darum auch eine Opposition sich bemerklich machte, wobei allerdings auch zunächst Mißgunst gegen den „Ausländer“ mit im Spiele gewesen ist. — Er ward beim Herzog (auf Karl Friedrich war Karl Peter Ulrich, Kaiser Peter III. von Rußland, s. A. D. B. XXV, 469 gefolgt) in ein übles Licht gestellt und seine Gegner wußten ihr Ziel auf einem Umweg in der schmählichsten Weise zu erreichen.

In Anlaß der von dem gottorpischen Gesandten in Stockholm Geheimrath v. Holmer dem regierenden Herzoge gegenüber bewiesenen Renitenz ward eine Untersuchung wider Holmer verfügt, die aber auf den Antrag des später als v. Ellendsheim geadelten Syndikus Elend, mit Umgehung der ordentlichen Gerichte, einer außerordentlichen mit besonderen Vollmachten und weitgehender Competenz ausgestatteten Commission überwiesen ward. Die Instruction für diese Commission war von Elend, der mit W. verfeindet war, ausgearbeitet, und zwar ein bestimmtes Ziel, der Sturz Westphalen's vor Augen. Elend ward Mitglied dieser Commission. Die Zustimmung derselben zu den wider W. geplanten Verfolgungen sicherte Elend sich unter Anwendung der verwerflichsten Mittel. Am 24. September 1750 ward bei dem Etatsrath Heinrich W. (s. u.) eine Haussuchung vorgenommen, seine Papiere wurden mit Beschlag belegt und er selbst gefänglich eingezogen. Unterm 12. December 1750 ward wider Ernst Joachim v. W. Hausarrest verfügt und unterm 2. December 1752 ward wider denselben erkannt, daß er durch pflichtwidrige Mittheilung der Acten des geheimen Conseils und durch seine Briefe dem Etatsrath H. Westphalen das Material geliefert zu den von diesem in seinen Briefen an den russischen Envoyé v. Korff und den Obersten v. Schildt wider Holmer und andere Mitglieder der Regierung in Kiel erhobenen, angeblich falschen Anklagen, und daß er dieserhalb mit Amtsenthebung und dem Verlust seiner Würden zu bestrafen, auch schuldig sei die Kosten dieses Accusationsprocesses in solidum mit dem H. Westphalen zu erstatten und das während der Untersuchung gehobene Gehalt zu restituiren.

Ernst Joachim v. W. verschmähte es irgend welche Schritte gegen dies Erkenntniß zu versuchen, dem er Folge leistete auch in Beziehung auf die Erstattung der ansehnlichen Proceßkosten und der Restituirung der von ihm seit Einleitung des Processes bezogenen Gage. Er behielt seinen Wohnsitz in Kiel und lebte hier in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften, während mit seinen vielen Freunden und Verehrern sich selbst frühere Gegner vereinigten um ihm die allgemeine Sympathie und Anerkennung seiner Wirksamkeit auszudrücken. Die dänische Regierung machte ihm wiederholt Anträge wegen Beförderung in dänische Dienste und zwar unter sehr vortheilhaften Bedingungen, die davon Zeugniß gaben, wie großen Werth man darauf legte, ihn für den dänischen

Dienst zu gewinnen. Er glaubte indessen unter den obwaltenden Umständen auf diese Anträge nicht eingehen zu können und eine Genugthuung seitens des Herzogs Peter von Holstein-Gottorp erwarten zu dürfen, der bekanntlich als Großfürst-Thronfolger von Rußland seinen Wohnsitz in Petersburg behalten und den Anträgen seiner holsteinischen Unterthanen schwer zugänglich war. Es gelang endlich dem Justizrath Pustian, der zu diesem Endzweck nach Petersburg sich begeben, zu dem Großfürsten Zutritt zu erlangen und diesen über die Westphalen'sche Sache aufzuklären und es war dem Conseilminister Pechlin, der an der Verfolgung der W. einen wesentlichen Theil hatte, indem er den Ränken des Elend Vorschub geleistet, beschieden, die großfürstliche Restitutionsacte d. d. Oranienbaum 25. Juni/6. Juli 1756 zu expediren, in welcher das Verfahren wider den Geheimrath v. W. als null und nichtig erklärt, die fragliche Urthel, s. w. d. a., gänzlich vernichtet und W. in seine früheren Würden und Amtsstellungen im geheimen Regierungsconseil sowie als Curator der Universität wieder eingesetzt ward, mit dem Hinzufügen, daß wegen der erlegten Strafgelder die gnädigste Versicherung der Zurückzahlung zugleich ertheilt werde, sobald es der Kammercasse möglich und erträglich fallen werde. — Die Reactivirung Westphalen's erregte in Holstein allgemeine Freude. Die Schleswig-Holsteinischen Anzeigen leiteten die Mittheilung der Restitutionsacte mit den Worten ein: „Tandem bona causa triumphat“. Die Kieler ließen die Straßen von der Wohnung Westphalen's in der Holsten-Straße bis nach dem Schlosse, wo er seine Geschäftslocale erhielt, festlich schmücken und mit Blumen bestreuen, die Universität, verschiedene Beamte und Privatpersonen sprachen W. ihre Theilnahme und Freude über seine Restituirung schriftlich aus. Seine feierliche Wiedereinsetzung, die am 27. Juli 1756 erfolgte, ward in Gedichten verherrlicht und die philosophische Facultät krönte die Verfasserin eines dieser Gedichte Maria Scheel, geb. Francke, als Dichterin. — Der Geheime Rath W. ward aber nicht nur in seine früheren Aemter wiedereingesetzt, sondern auch wiederholt in besonderen Fällen mit den wichtigsten Missionen von dem Herzog betraut und mit seinem vollen Vertrauen beehrt.

Ueber Westphalen's redlichen Sinn liegen treffliche Zeugnisse vor in seinen jetzt im Schleswiger Staatsarchiv befindlichen Privatpapieren, aus denen zum ersten Male Fürsen 1824 und 1825 in den schleswig-holsteinischen Provinzialberichten Mittheilung gemacht hat. W. erscheint danach als ein frommer Christ und gewissenhafter Haushalter. Vielfach kränkelnd, nicht an einer bestimmten Krankheit, sondern an nervösen Beschwerden leidend, dachte er oft an einen baldigen Tod. Schon 1735 traf er Anordnungen für sein Begräbniß, denen er bald Nachweisungen über seine zeitlichen Umstände folgen ließ. 1745 hätte er sich fast die Ungnade des Großfürsten Peter zugezogen, weil er wegen seiner schwachen Gesundheit einem Ruf nach Petersburg nicht Folge leisten konnte.

Viel Kummer und Verdruß hat er in seiner durch Scheidung aufgelösten ersten Ehe mit der hamburger Wittwe Sassen erduldet. Noch als er, seit dem 21. März 1734 wieder verheirathet mit Frau Margaretha Apollonia v. Strycken geb. v. Cronhelm, mit dieser, seinem treuen Gretgen, in glücklichster Ehe lebte, bat er, Gott möge seiner ersten Frau alle Bosheit und Sünde vergeben, während er zugleich dem gütigen Gott dafür dankte, daß er ihn von dieser seiner fünfjährigen Drängerin, Feindin, ja Mörderin seiner Gesundheit und seines Lebens errettet habe.

In seinen wissenschaftlichen Bestrebungen fand er von allen Seiten Unterstützung. Ein dauerndes Ehrendenkmal hat er sich gesetzt durch seine zu Leipzig von 1739—1745 in vier Foliobänden erschienenen „Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Cimbricarum et Megapolensium“, ein Werk, welches

noch heutigen Tages nicht unberücksichtigt bleiben darf, wenngleich die Texte der mitgetheilten Urkunden durch Druck- oder Lesefehler sehr häufig bis zur Unbenutzbarkeit entstellt sind. Westphalen's übrige zahlreiche gedruckte und handschriftliche Arbeiten verzeichnet Meusel im Lexicon XV, 62 ff.

Ohne Nachkommen zu hinterlassen starb W. an seinem Geburtstage, dem 21. März, im J. 1759. Daß dies sein Todestag sein werde, soll er selbst ahnungsvoll vorausgesagt haben. Seine geliebte Frau Margarethe hat ihn nur um dreizehn Monate überlebt. Beide sind hinter dem Altar der Kieler Nicolaikirche beigesetzt.

Brucker, Pinacotheca virorum illustrium et eruditorum, Dekade VII, 1748 (v. Dreyer). — Weidlich, Geschichte jetzt lebender Rechtsgelehrter in Teutschland II, 619. — Meusel, Lex. d. von 1750—1800 verstorb. teutschen Schriftsteller XV, 61. Lpz. 1816. — Kobbe, Schlesw.-holst. Gesch. v. Tode Chr. Albrechts. Altona 1834, S. 197 ff. — Schl.-Holst. Prov.-Ber. 1818, II, 135; 1816, V, 509; 1824, IV, 110; 1828, IV, 686. — Falck, Abhdl. a. d. Anz. II, 89 u. 220. Dessen Archiv I, 293. — Nordd. Studien II, 266, 268. — H. Ratjen, Dreyer und Westphalen. Kiel 1861. — J. Fr. Noodt, Annales 1721—55. Manuscr. d. Kiel. Univ.-Bibl.; vgl. Ratjen, Handschriftenkunde I, 174; II, 226 ff.; III, 229 ff. — Zur Geschichte der wider die Westphalen verübten Cabinetsjustiz ist die Correspondenz des Syndikus Elend mit dem Conseilminister Baron Pechlin von Wichtigkeit, durch welche die Vergewaltigung der Westphalen in ihrer ganzen Widerwärtigkeit bloßgelegt wird. Diese Briefe kamen nach dem Ableben Pechlin's an das großfürstliche Archiv in Kiel und 1773 mit diesem an den Fürstbischof in Eutin und schließlich an das großherzogliche Haus- und Central-Archiv in Oldenburg, wo sie sich finden: 2. Abth. II. Nr. 1. S. 32.

Carstens.

Westphalen: Ferdinand Otto Wilhelm Henning von W., preußischer Minister des Inneren in der Reactionszeit von 1850—58, wurde geboren zu Lübeck am 23. April 1799 als ältester Sohn des herzogl. braunschweig. Kammerraths, späteren preuß. Geh. Regierungsraths J. L. v. W. Sein Großvater väterlicherseits war Philipp v. W. (s. u. S. 228), der Geheimsecretär und Freund des aus dem Siebenjährigen Kriege bekannten Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg. Seine Schulbildung erhielt der frühzeitig eine ernste Richtung kundgebende Knabe auf dem Gymnasium zu Salzwedel, wo der Vater von 1809—13 westfälischer Unterpräfect war. Das Universitätstriennium absolvirte W. von 1816—19 auf den Universitäten Halle, Göttingen und Berlin. Von seinen Lehrern nennt er Hufeland, Heise, Eichhorn, Heeren und Savigny, unter deren Einfluß er ein entschiedener Anhänger der historischen Schule geworden sei. Im Sommer 1819 trat W. beim kgl. Stadtgericht zu Berlin als Auscultator in den Staatsdienst, vertauschte jedoch bald die Justiz mit der Verwaltung, wo er nach bestandener Prüfung für den höheren Verwaltungsdienst rasch Carrière machte. Von 1826—30 Landrath des Kreises Bitburg im Trierschen, trat er in letzterem Jahre als Regierungsrath bei der Erfurter Regierung ein, ward acht Jahre später Ober-Regierungsrath und Dirigent der Abtheilung des Inneren der Regierung zu Trier und 1843 Regierungs-Vicepräsident zu Liegnitz. Im folgenden Jahre in gleicher Eigenschaft nach Stettin versetzt kehrte er 1849 als Regierungspräsident nach Liegnitz zurück. Die Reconstruction des preußischen Ministeriums nach Graf Brandenburg's Tod (Nov. 1850) sollte ihn auf einen höheren Schauplatz berufen. Bei Friedrich Wilhelm IV. war eben damals der Entschluß zur Reise gediehen, völlig mit dem „falschen Constitutionalismus" und der Revolution zu brechen. Der bisherige

Minister des Inneren, Otto v. Manteuffel, der dann das Auswärtige nebst dem Präsidium übernahm, erschien dem Könige wegen seiner Antecedentien zur Durchführung dieser Aufgabe nicht geeignet, da er nach dessen eigenem Ausspruche das Land (durch die liberale Communalordnung vom 11. März 1850 ꝛc.) selbst revolutionirt hatte. Auf W. scheint des Königs Augenmerk durch den erst zum Nachfolger Manteuffel's ausersehenen Magdeburger Oberpräsidenten v. Witzleben gelenkt zu sein. Nachdem W. ein „Colloquium" mit L. v. Gerlach, dem nächsten Vertrauten des Königs, über Communalordnung und Kammern vortrefflich bestanden hatte, erfolgte unter dem 19. December 1850 die Ernennung Westphalen's zum Minister des Inneren; auch ward ihm interimistisch die Leitung des Ministeriums für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten übertragen. Der König fand den neuen Minister bei der ersten Audienz „so vortrefflich, wie er es gar nicht erwartet hätte"; er nannte ihn nebst Raumer als seinen Minister, dem er Kraft zutraue, und mit dem er immer vorgehen wolle. In der That hat unter allen Ministern der Reactionszeit keiner in dem Maaße im Geiste des Königs gehandelt als W. Als seine dringendste Aufgabe betrachtete er ganz im Sinne des Königs die Wiederherstellung der ständischen Monarchie. Der erste Schritt auf diesem Wege war ein Circularerlaß Westphalen's vom 15. Mai 1851, welcher die alten Kreistage wieder berief. Wenige Tage später folgte das bedeutsame Rescript vom 28. Mai, welches den Beschluß Westphalen's (nicht des Gesammtministeriums) verkündete, die 1848 aufgehobenen Provinzialstände zur einstweiligen Wahrnehmung der Befugnisse der Provinzialversammlungen von neuem zu berufen und zu bevollmächtigen. Den Angriffen, welche diese Maßregeln in beiden Kammern fanden, trat W. schriftlich (durch die Denkschrift vom 16. Januar 1852) und mündlich mit solchem Erfolge entgegen, daß hier wie dort über die von der Opposition eingebrachten Anträge jene Maßregeln für eine Verfassungsverletzung zu erklären, zur Tagesordnung übergegangen wurde.

Der weiteren Ausgestaltung der Provinzial- und Kreisstände stand die Communalordnung vom 11. März 1850, sowie die Kreis-, Bezirks- und Provinzialordnung vom selben Tage im Wege. Anfänglich trug W. Bedenken, erstere aufzuheben, was Gerlach zu der Aeußerung veranlaßte, W. habe mit der Revolution innerlich und gründlich noch nicht gebrochen. In der Sitzung der ersten Kammer vom 3. März 1851 sicherte W. die Ausführung der Communalordnung ausdrücklich zu. Bald überzeugte er sich aber, daß sie ein Hinderniß auf dem eingeschlagenen Wege sei. Schon im October 1851 sprach er die Absicht aus, die Gemeindeordnung nach den Vorschlägen der Provinziallandtage zu modificiren. Unter dem 19. Juni 1852 wurde die Fortführung der Communalordnung durch einen königlichen Erlaß sistirt. Mit Zustimmung der Kammern erfolgte dann durch zwei Gesetze vom 24. Mai 1853 die formelle Aufhebung des Art. 105 der Verfassung und der beiden auf demselben beruhenden Gesetze vom 11. März 1850 und die Wiederherstellung der alten Kreis- und Provinzialverfassungen, zu deren Fortbildung provinzielle Gesetze in Aussicht gestellt wurden. Letzterem Zwecke dienten die Städteordnung für die sechs östlichen Provinzen (vom 30. Mai 1853), die Städte- und Landgemeindeordnung für Westfalen (19. März 1856), die Landgemeindeordnung für die sechs östlichen Provinzen (14. April 1856) und die Städteordnung für die Rheinprovinz (15. Mai 1856), die sämmtlich als Westphalen's Werk anzusehen sind. Auch der Wiederherstellung der thatsächlich freilich nie aufgehobenen gutsherrlichen Polizeiverwaltung durch zwei Gesetze vom 14. April 1856 ist in diesem Zusammenhange zu gedenken.

Um aber bei der Umbildung der constitutionellen in eine ständische Mon-

archie nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, durften Friedrich Wilhelm IV. und sein Minister sich nicht damit begnügen, den Constitutionalismus in der eben gedachten Weise „mit einer ständischen Grundlage zu unterbauen"; vielmehr kam es darauf an, gleichzeitig die constitutionelle Kammerorganisation, um einen Ausdruck Gerlach's zu gebrauchen, „zu entconstitutionalisiren und ständisch zu machen". Insbesondere lag dem Könige an einer durchgreifenden Reform der ersten Kammer. Hier trennten sich aber die Wege des Königs und seines Ministers. Während jener das Princip des alleinigen Ernennungsrechts der Krone aufstellte, wünschten W., Gerlach u. s. w. einen größeren Beisatz aus ständischen bezw. corporativen Wahlen hervorgegangener Mitglieder. Als Friedrich Wilhelm IV. sich zur Erreichung seiner Absichten in der Sitzungsperiode von 1851—52 mit der Linken gegen das Ministerium und die Rechte verband, reichte W. im März 1852 ein Abschiedsgesuch ein, das jedoch nicht genehmigt wurde. König und Ministerium vereinigten sich schließlich über einen Gesetzentwurf, der, indem er die Bildung der ersten Kammer einer „königlichen Anordnung" vorbehielt, die Frage nach der Zusammensetzung derselben offen ließ. Diese Vorlage fiel indessen in der zweiten Kammer. Im folgenden Jahre zeigte sich die Kammer gefügiger, sodaß ein auf gleicher Grundlage beruhendes Gesetz (vom 7. Mai 1853) zu Stande kommen konnte. In Verfolg des letzteren erschien unter dem 12. October 1854 die Verordnung wegen Bildung der ersten Kammer oder des Herrenhauses, die, von W. nach den eigensten Directiven des Königs entworfen, ein Compromiß zwischen den Anschauungen Friedrich Wilhelm's IV. und seines Ministers darstellt.

Die gleichfalls von W. und seinem königlichen Herrn angestrebte Reform der zweiten Kammer ist nicht zur Verwirklichung gediehen. Eine auf sechsjährige Legislaturperiode der zweiten Kammer, zweijährige Einberufung der Kammern und zweijährige Feststellung des Staatshaushalts gerichtete Vorlage der Regierung fand nicht die Genehmigung der Kammern. Ein neues, von W. wiederholt in Angriff genommenes Wahlgesetz für die zweite Kammer, das den Modus der Censuswahlen durch ständische Wahlen ersetzen sollte, scheiterte an dem Widerspruche Manteuffel's, der den restaurirenden Bestrebungen nur widerwillig folgte und bald der erklärte Widersacher Westphalen's war. Der Antagonismus zwischen dem Premier und dem Minister des Inneren ist von tiefgehender Bedeutung für unsere verfassungspolitischen Verhältnisse gewesen, hat er doch geradezu die heutige Verfassung gerettet! Bekanntlich wollte Friedrich Wilhelm IV. das Werk der Umbauung der constitutionellen in eine ständische Monarchie durch die Verwandlung der Verfassungsurkunde in einen königlichen Freibrief krönen. W. machte sich diesen Gedanken zu eigen und legte ihn einem Programm zu Grunde, das er dem Ministerium im Frühjahr 1852 mit den „weit umfassendsten Anträgen auf Veränderung, eigentlich auf Abschaffung der Constitution" vorlegte. Manteuffel stellte diesem ein von Rino Quehl concipirtes Programm entgegen, das im wesentlichen auf Bestätigung des bestehenden Zustandes hinauslief. Als der König späterhin die damals vertagte Frage wieder aufgriff und die Minister durch eine Cabinetsordre aufforderte, Vorschläge wegen einer anderen Redaction der Verfassungsurkunde zu machen, fiel Westphalen's Votum wiederum auf die Ersetzung derselben durch einen auf ganz neuer Grundlage beruhenden Freibrief aus, während Manteuffel nach wie vor von der gänzlichen Umgestaltung der Verfassung abstrahiren und nur nach praktischem Bedürfnisse einen Paragraphen nach dem anderen beseitigen wollte. Die eben zu der Zeit beginnende Krankheit des Königs hat es zu einer Entscheidung zwischen beiden Standpunkten nicht kommen lassen.

Die Gegnerschaft zwischen W. und Manteuffel griff gelegentlich der orien=

talischen Krisis auch auf das Gebiet der äußeren Politik über. Als der letztere sich im Frühjahre 1854 mehr und mehr der Allianz mit den Westmächten zuneigte, reichte W. dem Könige im März ein gegen den Premier gerichtetes Promemoria ein, in dem er auf das entschiedenste zur ferneren Festhaltung der Neutralität rieth. Friedrich Wilhelm IV. dankte dem Verfasser in einem Handschreiben vom 11. März mit den Worten, sein Promemoria habe ihm das Herz warm gemacht in einem Moment,. wo er oft so vieler Mattigkeit und Kälte begegne. An dem Sturze des der antirussischen Allianz offen zustrebenden Kriegsministers v. Bonin, dem W. in dem Conseil vom 15. März offen entgegentrat, und betreffs dessen er „Denunciation über Denunciation“ an Gerlach schickte, war W. wesentlich betheiligt, und noch in späten Lebenstagen hat dieser mit Genugthuung bei dem Gedanken verweilt, an der Erhaltung der Neutralität Preußens im sog. Krimkriege als einer Vorbedingung der späteren großen Erfolge dieser Macht zu seinem Theile mitgewirkt zu haben.

Um zu der inneren Politik zurückzukehren, so war Manteuffel keineswegs der einzige Gegner Westphalen's. Unter seinen Collegen stand nur Raumer im großen und ganzen zu W., sowie der Nachfolger Bonin's, v. Waldersee. Einen erbitterten Widersacher hatte W. an Quehl, dem Leiter des officiösen Preßbureaus, einer Creatur Manteuffel's, und zeitweise auch an Hinkeldey, doch fanden die Differenzen mit letzterem ihre Erledigung mit der durch den König selbst bewirkten Ernennung Hinkeldey's zum General-Polizeidirector. Als W. an die Beseitigung des Ablösungsgesetzes von 1850 heranging, versagten sich ihm sogar die Räthe des eigenen Ministeriums. „Je plains ce pauvre W.“, schrieb Gerlach im August 1853 in sein Tagebuch, „ce n'est que moi qui le protège“. Begreiflich die Klagen Westphalen's, daß sein Wirken durch den Widerstand, den er in und außerhalb des Ministeriums finde, lahm gelegt werde. Daß W. trotzdem so viele Erfolge erzielt hat, verdankt er nächst der energischen Unterstützung General Gerlach's den Kammern, deren überwiegende Mehrheit ihm in seinen reactionären Bestrebungen in dem Maße Vorschub leistete, daß Gerlach die Behauptung aufstellen konnte, die Kammern hätten der Regierung mehr aus der Revolution herausgeholfen als die Minister. Freilich hat wol kein preußischer Minister vor und nach W. die Wahlen in dem Maße beeinflußt wie dieser. Ging er doch soweit, die willkürliche Abgrenzung der Wahlbezirke als eine politisch gerechtfertigte Maxime officiell zu begründen. Mittelbar dienten dem Zwecke der Herbeiführung gefügiger Kammermehrheiten die schärfere Handhabung der Preßpolizei, eingeleitet durch das Gesetz vom 12. Mai 1851, das Vorgehen gegen mißliebige Zeitungen und Verleger im Verwaltungswege (Rescript Westphalen's vom 2. Mai 1852), die schärfere Beaufsichtigung der Beamten (Disciplinargesetze vom 7. Mai 1851 und 21. Juli 1852) u. s. w. Der Maßregelung von Beamten wegen ihrer politischen Haltung im Abgeordnetenhause hat sich W. allerdings widersetzt; nur durch wiederholten Befehl des Königs konnte er vermocht werden, diesem Listen renitenter Beamten einzureichen.

An der Beeinflussung der Wahlen als einem Recht und einer Pflicht der Regierung hielt W. auch fest, als der Prinz von Preußen die Regierung für den erkrankten König in die Hände nahm. Dies führte alsbald zu Differenzen zwischen W. und dem Prinzen, infolge deren ersterer schriftlich und mündlich sein Abschiedsgesuch einreichte. Entscheidend für die Entlassung war die Stellungnahme Westphalen's gegen die Einsetzung der Regentschaft anstatt der Stellvertretung. Ursprünglich von der Mehrzahl seiner Collegen unterstützt, stand W. in dieser Frage schließlich völlig allein. Unter solchen Umständen war seines Bleibens nicht mehr. Am Vorabend der Uebernahme der Regentschaft gab der

Prinz von Preußen in einem „überaus artigen“, die „Entschiedenheit und Offenheit“, mit der W. „seine Ansichten in den schriftlichen und mündlichen Discussionen gegen die eventuelle Einsetzung einer Regentschaft ausgesprochen“ habe, unumwunden anerkennenden Handschreiben demselben seine Entlassung kund. Die officielle Ordre, nach der W. den Rang und Titel eines Staatsministers behielt, ist vom 7. October datirt und von dem Prinzen noch „im allerhöchsten Auftrage Sr. Maj. des Königs“ unterzeichnet. Hierdurch widerlegt sich die weitverbreitete, auch von Sybel (II, 297) vertretene Anschauung, als ob die Entlassung Westphalen's die erste Maßregel des Prinzen nach der Uebernahme der Regentschaft gewesen sei. Wie wenig der nachmalige König Wilhelm dem entlassenen Minister jene Differenzen nachtrug, beweist die Verleihung einer Domherrnstelle am Brandenburger Domstifte an W. im J. 1859. — W. wandte sich nach seiner Verabschiedung vorwiegend geschichtlichen Arbeiten zu, indem er das nachgelassene Manuscript seines Großvaters über die Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig der Oeffentlichkeit übergab. Da dasselbe nur die Feldzüge der Jahre 1757 und 1758 umfaßte, so schritt W. demnächst zu einer großen Urkundensammlung aus dem Nachlasse seines Großvaters und dem Kriegsarchiv des Herzogs Ferdinand, welches die Feldzüge des Herzogs in den Jahren 1759—62 in sich begreift. Dieses aus einer fast zehnjährigen Arbeit hervorgegangene Nachtragswerk ward im J. 1869 vollendet. Neben diesen geschichtlichen Arbeiten widmete W. seine Thätigkeit in umfassendem Maße christlichen Vereinen und Anstalten. Erst seine wankenden Gesundheitsumstände zwangen ihn, sich aus diesem Arbeitskreise zurückzuziehen. Am 2. Juli 1876 starb er im Alter von 77 Jahren. Seine Gattin Luise Chassot v. Florencourt und eine Tochter waren ihm in den Tod vorangegangen; die übrigen Kinder, Ferdinand, Regierungsassessor a. D. und Luise, leben gegenwärtig in Berlin.

Ein großer Staatsmann ist W. nicht gewesen, am allerwenigsten ein Staatsmann von schöpferischer Initiative. Seine Bedeutung beruht darin, daß er sich die Ideen Friedrich Wilhelm's IV. aneignete und sie so viel als möglich in Wirklichkeit überführte. Das Grundprincip seines Handelns war unzweifelhaft sein christlich-monarchischer Standpunkt, nicht aber, wie ihm wol untergeschoben ist, die Tendenz, ein Adelsregiment aufzurichten. Wie sein königlicher Gebieter, so ist auch W. in seinem Wirken und Streben vielfach verkannt worden. Die abfällige Meinung seiner Gegner hat einen Niederschlag in Th. v. Bernhardi's Erinnerungen gefunden, der so weit geht, Westphalen's durchaus loyales Auftreten gegen die Einsetzung der Regentschaft als mit unlautern Mitteln kämpfende Intrigue zu deuten. Gegen letztern Vorwurf hat schon der damalige preußische Gesandte in Baden, v. Savigny, im Gespräch mit Bernhardi W. auf das nachdrücklichste als einen Menschen von vollständiger Redlichkeit, der vollkommen consequent seinen Ueberzeugungen treu geblieben sei, in Schutz genommen. Auch das bereits erwähnte Handschreiben des Prinzen von Preußen vom 6. October 1858 erkennt wiederholt „die Offenheit und Gradheit“, mit welcher W. stets seine Ueberzeugung in seiner langen Dienstzeit auszusprechen gewohnt gewesen sei, an. Bei L. v. Gerlach vollends, dessen Denkwürdigkeiten erst die Möglichkeit einer eingehenden und unbefangenen Würdigung Westphalen's gewähren, erscheint W. nur als der „gute“, der „ehrliche“ W., als ein Mann von „rührender Gutmüthigkeit“ und vollkommener Ueberzeugungstreue. Kurz und treffend charakterisirt O. Meding in seinen kürzlich erschienenen Erinnerungen W. als „persönlich hochehrenwerth, aber politisch völlig retrograde“.

Mittheilungen d. Hrn. Regierungsassessors a. D. F. v. Westphalen in Berlin. — Selbstbiographie Westphalen's in H. Wagener's Staats- u. Gesellschaftslexikon XXII. — Zahlreiche Stellen in den Denkwürdigkeiten L. v.

Gerlach's und Th. v. Bernhardi's, sowie in dem Briefwechsel Gerlach's mit Bismarck. — Nachruf in der Kreuzzeitung, J. 1876, Nr. 154 und in dem Wochenblatt d. Johanniterordens d. Ballei Brandenburg, J. 1876, Nr. 33. — H. Wagener, Die Politik Friedrich Wilhelm's IV. (1883). — O. Meding, Erinnerungen a. d. Zeit d. Gährung u. Klärung (1896). — Ernst Herzog von Coburg-Gotha, Erinnerungen II. — Sybel, Begründung des Deutschen Reiches II. — Verhandlungen der ersten und zweiten Kammer 1851—58. — Rönne, Staatsrecht der preußischen Monarchie.

Friedrich Thimme.

Westphalen: Heinrich Christian W., ein Bruder des Geheimrathes Ernst Joachim v. W. (s. o. S. 218), trat, durch die Vermittlung des letzteren, in den herzoglich gottorpischen Staatsdienst und ward Mitglied der herzoglichen Kanzlei in Kiel und Etatsrath. Kurz nachher erhielt auch der frühere Syndikus Elend in Eutin Sitz und Stimme in der Kanzlei. Zwischen ihm und W. entwickelte sich alsbald jene Animosität, wie sie unter Mitgliedern eines Collegiums wol vorkommt, wenn zwischen zwei Strebern der Kampf um die Macht entbrennt. Elend und W. waren bemüht, gegenseitig sich lahm zu legen, sich Schwierigkeiten zu bereiten und ihre Pläne zu durchkreuzen. Das Resultat dieser jahrelangen Mißhelligkeiten war eine offenkundige Feindschaft, die um so erbitterter ward, da W. an seinem Bruder, Elend aber an dem Conseilminister Pechlin in St. Petersburg mächtige Stützen hatten — und diese Conflicte waren wol geeignet, auch bei Pechlin und dem Geheimrath W. eine gegenseitige Verstimmung hervorzurufen.

Als die Frage wegen der Mündigkeitserklärung des Herzogs Karl Peter Ulrich (s. A. D. B. XXV, 469) in Kiel die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, bildeten sich zwei Parteien, von denen die eine die beregte Verfügung auf das äußerste bekämpfte, während die andere die Volljährigkeitserklärung des Herzogs herbeizuführen sich bemühte. Zu der letzteren Partei gehörte der Prinz Friedrich August, von der bischöflichen Linie des Hauses Holstein-Gottorp, ein jüngerer Bruder des Administrators. Prinz Friedrich August trat nun mit dem russischen Envoyé in Kopenhagen v. Korff und dem Adjutanten des Herzogs Oberst v. Schildt in Correspondenz, um auf diesem Wege die Höfe in St. Petersburg, den der Kaiserin Elisabeth und den des Großfürsten-Thronfolgers, des Herzogs von Holstein, über die bedauerliche Verwaltung seitens des Fürstbischofs aufzuklären und um auf die Beendigung dieser Verwaltung hinzuwirken. Prinz Friedrich August hatte, als er Kiel verließ um die Reise nach Petersburg anzutreten, den Etatsrath W. veranlaßt, diese Correspondenz fortzusetzen. Mittelst Verfügung des deutschen Kaisers vom 17. Juni 1745 erhielt nun Herzog Karl Peter Ulrich veniam aetatis und trat die Regierung über Holstein-Gottorp an, die er, da er als Großfürst-Thronfolger von Rußland seine Residenz dort behalten mußte, durch zwei Regierungsconseils, die ihren Sitzressort in Petersburg und in Kiel hatten, führte, während die Repräsentation in Holstein und die Oberaufsicht über die dortigen Behörden einem Statthalter übertragen ward, und zwar dem vorgenannten Prinzen Friedrich August. Inzwischen hatte der gottorpische Gesandte in Stockholm Geheimerath v. Holmer, der überdies beschuldigt ward, mehr die Interessen des bischöflichen Hauses als die des Herzogs vertreten zu haben, sich einer offenkundigen Renitenz seinem Herzog gegenüber schuldig gemacht, sodaß letzterer eine Untersuchung der Amtsführung des Holmer verfügte. Mittelst Rescripts vom 9. September 1746 ward der Procureur Elend beauftragt die Papiere des Geheimrathes Holmer zu untersuchen. In seinem desfälligen Berichte leitete er die höhere Aufmerksamkeit auf die Correspondenz des Geheimrath Holmer mit dem russischen Envoyé v. Korff und

dem Oberst Schildt, in welcher der verschiedenen über Holmer cursirenden Gerüchte, sowie der wieder ihn erhobenen Anschuldigungen Erwähnung geschehen. Der Geheimerath W. erklärte sich in seinem über diese Angelegenheit eingezogenen Bericht gegen die beabsichtigte Fiscalisirung Holmer's und bezeichnete die über ihn verbreiteten Gerüchte als irrige narrata. Der Großfürst bestand aber auf der Untersuchung, die nun auf den Antrag des Syndikus Elend mit Umgehung der ordentlichen Gerichte einer außerordentlichen Untersuchungscommission überwiesen ward, deren Mitglied Elend ward und auf deren Zusammensetzung er einen entscheidenden Einfluß übte. Diese Commission sah bald von einer Untersuchung der Amtsführung Holmer's ab und richtete sich ausschließlich gegen die beiden Westphalen. Am 24. September 1750 ward bei dem Etatsrath W. eine Haussuchung vorgenommen, seine Papiere wurden zum Theil mit Beschlag belegt, ganz besonders wurde auf diejenigen Briefe gefahndet, die bei der wider ihn geplanten Untersuchung von Wichtigkeit werden konnten, wie die Briefe des Prinzen Friedrich August, des derzeitigen Statthalters. Zugleich ward Etatsrath W. gefänglich eingezogen, um ihn zu verhindern, wie es in dem desfälligen Bericht der Untersuchungscommission heißt, sich an die Reichsgerichte zu wenden. Unterm 2. December 1752 ward wider H. Chr. W. erkannt, daß er in seinem Briefwechsel mit dem russischen Envoyé v. Korff und dem Obersten Schildt sich falscher Angaben schuldig gemacht, mittelst welchen er den Geheimrath Holmer geschädigt und Verwirrung in die Verwaltung der Staatsangelegenheit gebracht, sowie Mißhelligkeiten zwischen dem großfürstlichen und dem fürstlichen Hause veranlaßt habe. W. ward mit Rücksicht hierauf schuldig erkannt sein Amt verbrochen zu haben sowie in eine sechsjährige Gefängnißstrafe mit Zwangsarbeit im Zuchthause zu Neumünster und zur Landesverweisung verurtheilt. Mittelst Rescripts vom 22. November/2. December 1752 ward ihm die ihm zuerkannte Zuchthausstrafe erlassen. Dagegen ward er mit militärischer Escorte bei Nacht und Nebel über die Grenze gebracht. Er begab sich nach Schleswig, wo er in dem Hause seines Bruders, dem später Eicke'schen, jetzt Fürsen-Bachmann'schen Hause, Unterkommen fand und bald darauf, infolge eines Eingeweidekrampfes mit Tode abging.

Ernst G. T. Fürsen, Zur Geschichte des vormaligen Großfürstlichen Geheimeraths v. Westphalen. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Provinzial-Berichte XIV, 692 u. 693. — F. Krogh, Historiske Minder. S. 88—94.

v. Krogh.

Westphalen: Hermann Libert W., Astronom, geboren 1822 (näheres unbekannt) zu Hamburg, † am 15. Mai 1846 zu Königsberg i. Pr. Nur kurz war das Leben dieses wackern Mannes, und die näheren Umstände desselben sind kaum mehr zu erhellen, aber eine bedeutende wissenschaftliche Leistung desselben legt uns die Verpflichtung auf, seinen Namen in Ehren zu halten. W. tritt uns um 1840 als Studirender, 1842 als Bessel's Assistent an der Königsberger Sternwarte und als einer der Lieblingsschüler des großen Astronomen entgegen. Letzterer hatte, selbst schon leidend, die Frage in Erwägung gezogen, ob das einfache Newton'sche Gravitationsgesetz zu völlig genauer Berechnung der Kometenbahnen ausreiche, und auf seine Anregung hin behandelte W. das Problem mit specieller Berücksichtigung des Kometen von Halley, der 1835 zum dritten Male erschienen war. Die in Band 24 und 25 der „Astronom. Nachrichten" (theilweise posthum) erschienene Untersuchung Westphalen's lieferte den erschöpfenden Beweis, daß wenigstens für den fraglichen Kometen die einfache Schwereformel alle Beobachtungen genau darstellt, und daß an Zusatzglieder zu dieser Formel, an ein widerstehendes Mittel u. s. w. nicht gedacht zu werden braucht. Man setzte große Hoffnungen auf W., allein, von Anfang an nicht

recht gesund, sollte er fast gleichzeitig mit seinem berühmten Lehrer aus diesem Leben scheiden.

Astron. Nachrichten XXIV, 334. — Mädler, Gesch. d. Himmelskunde v. d. ältesten bis auf d. neueste Zeit II. Braunschw. 1875, S. 91, 131, 446.
Günther.

Westphalen: Nicolaus Adolf W., Jurist und Historiker, stammte aus einer alten und angesehenen Hamburger Familie und wurde am 7. Mai 1793 geboren. Er studirte in Göttingen Jurisprudenz, promovirte dort am 8. März 1820 und ließ sich am 26. Mai desselben Jahres als Rechtsanwalt in Hamburg nieder. Am 10. Januar 1829 verheirathete er sich mit Johanna Gries (geb. 1800, † 1863), einer Tochter des Advocaten Dr. Johann Ludwig Gries (1770—1828), einer Nichte des Syndikus Dr. Johann Michael Gries (siehe A. D. B. IX, 656) und des Dichters Dr. Johann Dietrich Gries (s. IX, 658). Im J. 1845 wurde W. wegen zunehmender Kränklichkeit des Secretärs der Oberalten Dr. Ferdinand Beneke diesem für Behinderungsfälle substituirt, am 10. December 1847 auf Beneke's Antrag demselben cum spe succedendi adjungirt und trat nach dem am 1. März 1848 erfolgten Tode Beneke's in dessen Stellung ein. Er hatte dieselbe bis zu seinem Tode am 23. September 1854 inne.

In der politisch bewegten Zeit der vierziger Jahre ist er wenig hervorgetreten. Seine Bedeutung beruht auf seinen wissenschaftlichen Arbeiten über die alte Hamburgische Verfassung und Verwaltung und deren geschichtliche Entwickelung. Nachdem er nachgelassene Schriften seines Schwiegervaters — darunter den Commentar zum Stadtrecht von 1603 — herausgegeben und sich in verschiedenen kleineren Arbeiten selbständig versucht hatte, erschienen in den Jahren 1841 bis 1846 seine beiden Hauptwerke: „Hamburgs Verfassung und Verwaltung in ihrer allmählichen Entwickelung bis auf die neueste Zeit" (2 Bde., 1. Aufl. 1841, 2. Aufl. [durchgängig vermehrt und verbessert] 1846) und „Geschichte der Hauptgrundgesetze der Hamburgischen Verfassung" (3 Bde., 1844 bis 1846). Insbesondere das erste Werk, werthvoll auch dadurch, daß sein Verfasser die noch unverminderten Bestände des Staatsarchivs vor dem Brande des Jahres 1842 hatte ausnutzen können, war für die historische Kenntniß des behandelten Gegenstandes grundlegend und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Die überaus zuverlässige und gründliche Art der Forschung sichern demselben trotz der oft undurchsichtigen und schwerfälligen Darstellung einen hohen Platz in der Litteratur über Hamburgisches Recht und Hamburgische Geschichte. Es ist noch heute unersetzt und ebenso unentbehrlich für den Historiker, wie maßgebend für den praktischen Juristen.

Lexikon d. Hbg. Schriftst. Nr. 4320. — Buek, Die Hbg. Oberalten, S. 390 f.
Hermann Joachim.

Westphalen: Christian Heinrich Philipp (Edler v.) W., † 1792, wurde am 24. April 1724 geboren. Wo, ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Sein Vater Isaak Joh. Christian Westphal (so schrieb er seinen Namen und bis 1749 auch der Sohn) war vor 1720 Kammerschreiber und Postverwalter in Blankenburg a. H. (wo die Geburt dieses Sohnes in den Kirchenbüchern aber nicht verzeichnet steht), auch nach 1730 wieder dort, in der Zwischenzeit aber, wie es scheint, auch an anderen Orten (Hannover?) beschäftigt; 1738 erlangte er als Hofpostmeister in Braunschweig die höchste Stelle im Postdienste des Herzogthums; er starb am 19. April 1753; seine Frau war eine geb. Henneberg († 17. August 1759). Der Sohn erhielt seine erste Erziehung im Hause der Eltern, kam dann im Februar 1738 auf die Klosterschule zu Marienthal und bezog am 9. October 1740 mit seinem ältesten Bruder Ernst August, der früh

verstarb, die Universität Helmstedt, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Nachdem er hier zwei Jahre geblieben, ging er nach Halle, wo er drei Jahre verweilte. Er kehrte dann nach Braunschweig zurück und bewarb sich, um seinem Vater die Sorge des Unterhalts zu nehmen, um eine Hofmeisterstelle am Collegium Carolinum daselbst, die er unterm 23. März 1746 sogleich erhielt. Er blieb hier bis Ostern 1749, wo er als Begleiter eines jungen Herrn v. Spiegel eine größere Reise durch Süddeutschland, Frankreich und Italien antrat; sie verweilten in Straßburg vier, in Paris sechs Monate und kehrten über Wien, München und Kassel im April 1751 in die Heimath zurück. Noch in demselben Jahre trat W. als Secretär in den Dienst des Herzogs Ferdinand, den er nach Potsdam, für den Winter 1753—54 an den dänischen Hof, 1755 nach Magdeburg begleitete und dessen volles Vertrauen er in kurzer Zeit gewann. Er leitete das ganze Hauswesen des Herzogs, besorgte seine Correspondenz, seine Finanzangelegenheiten 2c. Bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges, wo Ferdinand anfangs eine preußische Division befehligte, folgte er ihm auch zum Heere, bei den Schlachten von Lowositz, Prag und Roßbach war er zugegen und fertigte er von ihnen eingehende Relationen an, die an den regierenden Herzog Karl nach Braunschweig gesandt wurden. Als dann Ferdinand Ende 1757 den Oberbefehl auf dem westlichen Kriegsschauplatze erhielt, ging W. wieder mit ihm und entfaltete hier eine im höchsten Grade verdienstvolle, umfassende und vielseitige Thätigkeit. „Er war und blieb", wie später sein Enkel (S. 11) schrieb, „durch die ganze, fünf volle Jahre dauernde, Kriegszeit hindurch im Hauptquartier des Herzogs Ferdinand sein geschicktester, unermüdlicher Gehülfe in allen Kriegsgeschäften und Arbeiten des Cabinets, sein kluger Rathgeber und wachsamer Diener um seine Person, sein ihn nie verlassender Freund. In der äußerlich bescheidenen Stellung „des Secretärs" des Herzogs war er, unter Beseitigung jeder Controlle durch einen Kriegsrath, im Besitz des unbeschränkten Vertrauens seines durchlauchtigen Herrn: er machte die strategischen Entwürfe, gab die Operationen bis ins kleinste Detail an, bereitete dieselben vor und half sie in der Ausführung leiten und verbessern; er wurde mit bestimmten Vorschlägen, wann, wo und wie die Treffen zu liefern seien, stets vom Herzog gehört. Er besorgte allein die Generalstabsgeschäfte, sowie die Correspondenz des Herzogs über alles, was auf die Verpflegung, Bekleidung, Bewaffnung, Recrutirung und Verstärkung der verbündeten Truppen sich bezog, um zu verhüten, daß nicht das Geheimniß der Operationen des Herzogs dem Feinde verrathen werden konnte." Dabei war er auch der vertraute Rathgeber des Herzogs in allen seinen persönlichen Angelegenheiten und vor allem in der Behandlung politisch-diplomatischer Fragen, die bei der staatlichen Verschiedenheit der unter Ferdinand's Oberbefehl vereinigten Contingente, besonders aber gegenüber einem Friedrich dem Großen und den englischen Ministern oft ganz besondere Geschicklichkeit, Tact und Klugheit erforderte. W. hat hier fast alle Berichte und Briefe selbst aufgesetzt; er war des Herzogs „Minister des Hauses, der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges in einer Person".. Trotz der Verschiedenheit der Stellung verband beide eine innige, wahre Freundschaft. Ganz eigenthümlich dieses Verhältniß, dieses gegenseitige Ergänzen zweier Männer, und nur möglich bei zwei so edlen selbstlosen Naturen, wie Ferdinand und W. waren, ebenso ehrenvoll aber für den einen wie für den anderen. Der Mann, der niemals Soldat gewesen war, bewährte sich als hervorragender Schlachtendenker und setzte so in stiller unbemerkter Arbeit alles in Bereitschaft, daß die vorzüglichen, specifisch militärischen Tugenden seines Fürsten, der den scharfen Blick des Feldherrn mit festem Muthe, ruhigem Blute und beharrlicher Ausdauer verband, sich während des ganzen Feldzuges glänzend bewähren konnten. Man müßte eine Geschichte des ganzen Krieges schreiben,

um die Leistungen Westphalen's des einzelnen aufzuführen. Es genüge daher zu bemerken, daß W. in der geschilderten Weise dem Herzog während des ganzen Krieges auf das treueste zur Seite stand, und daß die großen Erfolge, die man errang, nur dem einmüthigen Zusammenwirken der beiden Männer zu danken sind.

Bald nach der Schlacht bei Vellinghausen verlieh König Georg III. W. eine lebenslängliche Pension, die nach dem Frieden auf 200 Pfund Sterling festgesetzt wurde; eine Jahrespension von 500 Thalern seitens der kurhannoverschen Regierung ging daneben her. Außerdem gab ihm Georg den Titel eines Generaladjutanten der Armee, von dem W. jedoch niemals Gebrauch machte, da er für seine Geschäfte und seinen Stand nicht passe. Herzog Ferdinand hatte ihm im Juni 1762 den Titel eines Geheimsecretärs (Secretaire intime) gegeben, den er als Zeichen innigen Vertrauens des Fürsten dankend annahm. Herzog Karl, der Bruder Ferdinand's, verlieh W. schon unterm 15. Mai 1761 eine Präbende im Stifte St. Blasii zu Braunschweig, die er jedoch 1771 wieder resignirte; auch erhielt er unterm 20. November 1764 den Titel eines herzoglichen Landdrosten. Wie dies auf Verwendung Ferdinand's erfolgte, so auch der kaiserliche Adelsbrief, der ihm unterm 23. Mai 1764 mit dem Prädicate „Edler von Westphalen“ ertheilt wurde. Von Seiten König Friedrich's hatte er sich keinerlei Auszeichnung zu erfreuen. Nach dem Kriege hat W. den Herzog nicht mehr nach Potsdam und Magdeburg begleitet; er suchte, wie auch bald sein Herr, der für kommende Fälle wieder auf die Hülfe des zuverlässigen Freundes rechnete und daher anfangs mit einer Art Eifersucht seinem Eintritte in andere Dienste abgeneigt war, die Ruhe und Zurückgezogenheit des Privatlebens auf. Er kaufte von dem Herzoge Karl 1764 für 24 000 Thaler (von denen 9000 Thaler Herzog Ferdinand zugab) ein kleines heimgefallenes Lehngut der erloschenen Familie von Weferling, Bornum bei Königslutter, und verheirathete sich im folgenden Jahre (13. October 1765) in Wesel mit Jeanie Wishart of Pittarow, der jüngsten Tochter des Stadtpfarrers Dr. George Wishart in Edinburg, die er bei ihrem Schwager, dem englischen General Beckwith, kennen gelernt hatte. Als dann mit der Zeit vier Söhne heranwuchsen, genügten W. die Einkünfte des Gutes nicht mehr. Er verkaufte es 1779 für 40 000 Thaler an den Herzog zurück, zog im Juni 1779 nach Braunschweig und sah sich nach irgend einer Anstellung um. Er hoffte eine solche durch den Herzog Ferdinand in Dänemark zu bekommen, wo er am 25. Februar 1780 Ritter des Danebrogordens geworden war, und erhielt auf die Fürsprache des Fürsten in der That, nachdem er schon im Mai 1781 das dänische Indigenat erworben hatte, unterm 21. September 1782 für den Fall der Erledigung die Zusicherung auf den dänischen Gesandtschaftsposten in Niedersachsen oder eine Amtmannsstelle in Holstein. Inzwischen hatte er 1781 in Mecklenburg eine Besitzung bei Boytzenburg an der Elbe, Blücher und Timkenberg, erstanden. Er beschäftigte sich in dieser Mußezeit mit der Verwaltung seines Besitzes, mit der Erziehung seiner Kinder, mit geschichtlichen, philosophischen und theologischen Studien. Die Winter verlebte er zum Theil auch in der Folge noch oft in Braunschweig, wo alle vier Söhne das Collegium Carolinum besuchten. Schon 1758, um die Zeit der Schlacht bei Crefeld, hatte er den Plan gefaßt, eine Kriegsgeschichte des Herzogs Ferdinand zu schreiben; sogleich nach dem Kriege machte er sich an die Arbeit, an der der Herzog selbst lebhaften Antheil nahm. Das Werk sollte bei Gosse und Pinet im Haag in prächtiger Ausstattung erscheinen und ist auch schon 1764 durch Prospecte ꝛc. von diesen angekündigt worden. Dann traten Störungen ein, die 1769 zum Abbruch der Verbindung mit Gosse führten. Dennoch setzte W. die Arbeit bis in das Jahr 1772 fort, doch ist er mit seiner Darstellung nicht über das Jahr 1758 hinausgekommen. Rücksichten auf hohe lebende Persönlichkeiten

scheinen vor allem die Vollendung des Werkes verhindert zu haben, das dann erst Westphalen's Enkel 1859 (B. I, II) und 1871—72 in sechs Bänden herausgab, von denen der erste den Text jener Kriegsgeschichte, die anderen Briefe und Actenstücke enthalten. Zwischen dem Herzog und W. führte die Entfernung des Wohnortes, das Auseinandergehen der Interessen, wie z. B. die lebhafte Theilnahme Ferdinand's am Freimaurerorden, dem W. nicht angehörte u. a., mit der Zeit nicht gerade eine Erkaltung, aber doch eine minder lebhafte Bethätigung der alten Freundschaft herbei, wenn beide Männer auch im Herzen bis zu ihrem Tode die alte Gesinnung sich gegen einander bewahrten. Diese spricht sich auch in dem Testamente des Herzogs aus, in dem er auf das Wohlwollendste des treuen Gehülfen und Freundes gedachte und ihm u. a. die freie Benutzung seines Kriegsarchivs bestimmte. Der Herzog starb am 3. Juni 1792, wenige Monate darauf am 21. September 1792 folgte ihm W. im Tode nach. Seine Wittwe überlebte ihn bis zum 31. Juli 1811, wo sie in Salzwedel bei ihrem jüngsten Sohne, Joh. Ludwig W., verschied. Dieser 1770 geboren und 1794 als Assessor bei der Kammer in Braunschweig angestellt, war in der westfälischen Zeit nach Salzwedel versetzt worden und ging hier später in preußische Dienste über; er starb am 3. März 1842 und war der Vater des preußischen Staatsministers F. O. W. H. v. W., der die genannte Geschichte der Feldzüge Herzog Ferdinand's herausgab. Von den anderen Söhnen Westphalen's ist Ferdinand (geboren 1766) schon am 17. Mai 1789 als Legationsrath in Berlin gestorben, Heinrich George (geboren 1768), 1790 als Kammerassessor angestellt, aber bald in das Privatleben zurückgetreten, am 26. Februar 1855 in Braunschweig, und Hans Annius als Major am 12. Juli 1818 in Seesen.

Vgl. v. Westphalen, Westphalen der Secretär des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneb. (Berlin 1866). — Dessen Vorwort zu der Geschichte des Feldzuges des Herzogs Ferdinand. — Donalies, Der Antheil Westphalen's an d. Feldzügen des Herzogs Ferdinand v. Br. in d. Forsch. z. Brand. u. Preuß. Gesch. VIII. B., S. 1—57, 319—417. — Herzogl. Landes-Haupt-Archiv in Wolfenbüttel. P. Zimmermann.

Westrumb: Johann Friedrich W., geboren am 2. December 1751 in Nörten bei Göttingen, † am 31. December 1819 in Hameln. Er war Apotheker in Hameln und bekleidete zugleich die Aemter eines Bergcommissars und Senators. Er schrieb: „Kleine physikalisch-chemische Abhandlungen“ (6 Bde., 1785—1800); „Geschichte der neu entdeckten Metallisirung der einfachen Erdarten“ (1791); „Bemerkungen und Vorschläge für Branntweinbrenner“ (1793, 3. Aufl. 1803); „Handbuch der Apothekerkunst“ (1795—98); „Bemerkungen und Vorschläge für Bleicher“ (1800); „Kleine Schriften physikalisch-chemisch-technischen Inhalts“ (1805); „Beschreibung einer sehr vortheilhaften Essigfabrik“ (1818); „Malzdarre“ (1818); „Ueber Glasbereitung“ (1818); „Ueber das Bleichen mit Säuren“ (1819); „Bemerkungen und Vorschläge für Fruchtbranntweinbrenner“ (1821); „Ueber Veredlung des gemeinen Kornbranntweins“ (1821); viele kleine Aufsätze (Crelle's Annalen, Trommsdorf's Journal ꝛc.).

Poggendorff, Biogr.-litt. Handwörterbuch. Oppenheimer.

Wetken: Hamburgische Familie, aus der sich namentlich der Bürgermeister Johann W. († 1538) um die Einführung der Reformation und dessen Sohn Hermann W., gleichfalls Bürgermeister († 1595) um die Befestigung derselben verdient gemacht haben, während in späteren Zeiten andere Mitglieder dieser Familie sich als Kaufleute und Gelehrte eines guten Rufes, nicht zum wenigsten wegen ihrer freigebigen milden Stiftungen, erfreuten. Schon im 15. Jahrhundert war die Familie in Hamburg angesehen: Studenten des Namens finden sich mehrfach in Rostock immatriculirt. So 1480 Johann W. (als Johann Wedighe),

der sich später nach Greifswald wandte, daselbst 1504 und 1506 Decan der Artistenfacultät war, 1505 das Rectorat führte und ein Kanonikat an St. Nicolai bekleidete. Sein Andenken daselbst wird bewahrt durch einen Band von Handschriften, den er dem Greifswalder Convent im J. 1508 geschenkt hat und dessen Inhalt neuerdings in den Baltischen Studien (Bd. 21, S. 121) von Th. Pyl aufgezeichnet worden ist. In dem Bericht über diese Schenkung des Johannes Weteken de Hamburge werden dessen Beredsamkeit und Kenntnisse gerühmt (Mitth. des Vereins für Hamb. Geschichte, Bd. 4, S. 42). In welcher Verwandtschaft er zu dem gleichnamigen und ungefähr gleichzeitigen Bürgermeister gestanden hat, muß dahin gestellt bleiben. Mit diesem beginnt die Reihe angesehener Rathsmitglieder dieser Familie in Hamburg, von denen Vater, Sohn und Enkel Bürgermeister waren, so daß die Geschicke der Vaterstadt von der Reformation bis zum Vorabend des dreißigjährigen Kriegs unter ihrem Einfluß sich bildeten.

Johann W. wurde im April 1496 in Rostock immatriculirt, zu einer Zeit, als der Hamburger Albert Krantz (s. A. D. B. XVII, 43) die Universität bereits verlassen hatte und der nachher so vielfach genannte Barthold Moller aus Hamburg (s. A. D. B. XXII, 122) noch nicht als Professor aufgetreten war. Mit W. zugleich wurde ein Johann Moller aus Hamburg in die Matrikel eingeschrieben, möglicherweise derjenige Bruder von Barthold Moller, der in den nachfolgenden kirchlichen Streitigkeiten in der Vaterstadt zu den entschiedensten Gegnern Wetken's gehörte und ihn sowie den Secretär Sommerfeld besonders als Anhänger der Martinischen Secte hervorhebt (Lappenberg, Chroniken, S. 549 und 590). W. und Moller wurden zugleich 1497 als Baccalaurei promovirt und es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß, als W. im J. 1500 Magister wurde, mit ihm zugleich wieder ein späterer Gegner, Henning Kissenbrügge, dieselbe Würde empfing. Während dieser 1510 als Domherr zu Schleswig in Bologna Doctor des kanonischen Rechtes wurde (Wetzel, Zeitschrift des Vereins für schleswig-holst. Geschichte 1891, S. 304), hatte W. sich der Heimath zugewandt, wo er 1508 Rathssecretär wurde und damit eine ähnliche Stellung einnahm wie die Stadtschreiber in andern Städten. Da nach Kaiser Sigismund's Reformation vom Jahre 1440 der Stadtschreiber ein öffentlicher Notar sein mußte, so erklärt es sich daraus, wie auch W. dieses Amt beigelegt worden ist. Eine gewisse Selbständigkeit und Unabhängigkeit bewies W. im Jahre, als er in den Dienst des Raths trat, dadurch, daß er der „Einsamkeit überdrüssig" Margarethe, die Tochter des Bürgermeisters Johann v. Spreckelsen (s. A. D. B. XXXV, 285) ehelichte. Die Rathsschreiber in Hamburg waren nämlich bis zur Reformation stets unverheirathet. Nur zwei Ausnahmen werden von Lappenberg (Tratziger, S. XVII) namhaft gemacht, die eine aus dem Jahre 1440 und die zweite, welche W. betrifft. Zu einer Zeit als man von lutherischen Bewegungen kaum etwas verspürte, sehen wir aber W. schon an Entschließungen betheiligt, die die kirchliche Reformation vorbereiteten. Denn als im J. 1522 die Kirchgeschworenen von St. Petri für ihr Kirchspiel eine Schule begehrten und der Scholasticus Hinrich Banskow (s. A. D. B. II, 43) diesen Wunsch auszuführen sich weigerte, wurde W. nebst einem andern Secretär zu dem Domherrn gesandt, um ihn zu einer Unterredung mit dem Rath zu bewegen. Banskow's Hartnäckigkeit, mit der er jeden Einigungsversuch vereitelte, war eine der Ursachen, die die Juraten aller vier städtischen Kirchen veranlaßten, sich des Petrikirchspiels anzunehmen, infolge dessen auch die andern Domherren erklärten, sie wollten der Sache mit der Scholasterei enthoben sein und in gutem Einvernehmen mit den Juraten, angesehenen Bürgern, bleiben. Als W. wenige Jahre später, um Michaelis 1525, als Begleiter des Bürgermeisters Salsborch, nach Bremen gesandt wurde, war

er Zeuge wie diese evangelische Stadt, „als die erstlinge manck der Sassen“ mannhaft und erfolgreich dem kriegerischen Erzbischof Christoph, einem Bruder Heinrich's des Jüngern von Braunschweig, widerstand. Da W. selbst sich in juristischen Schriften versucht hatte, — er soll das Stadtbuch von 1497 commentirt haben, freilich mit Benutzung früherer Ausleger (Wilckens, Ehrentempel, S. 15) — so kann es nicht ohne Eindruck und Folgen geblieben sein, wenn er hörte, wie bei diesen Verhandlungen Hieronymus Schurff, der berühmte Wittenberger Jurist und Freund Luther's die Sache der Stadt Bremen gegen den Erzbischof vertheidigte. Im J. 1526 war es wieder derselbe Bürgermeister und mit ihm W., die nach Bergedorf deputirt wurden in „Sachen der Sekte, welche man die lutherische nennt“; so unbestimmt drücken sich die Kämmerei-Rechnungen (Koppmann, Kämmerei-Rechnungen, Bd. 5, S. 296) aus, ohne daß etwas näheres über die Veranlassung und Verlauf der Sendung bekannt ist. Mittlerweile war W. in seiner evangelischen Meinung befestigt worden und als solcher bekannt. Als nun im Frühjahr vier neue Rathsmänner zu wählen waren, gehörte W. zu diesen, und da am 12. März 1528 der alte Bürgermeister Gerhard vom Holte resignirte, so trat W. an dessen Stelle. Wenige Wochen nach seiner Erwählung in den Rath wurde W. beauftragt, den aufgeregten Zorn der Handwerker zu beschwichtigen, die nach der entscheidenden Disputation vom 28. April zwischen den Dominicanern und den evangelischen Predigern ungestüm die Stadtverweisung der Mönche forderten. Die Rathsherren wurden in ihrem Auftrage von vornehmen Bürgern zwar unterstützt, aber die Beruhigung der aufgeregten Volksmassen gelang erst besonders dem ersten evangelischen Prediger, Stephan Kempe (s. A. D. B. XV, 599). Um die kirchlichen Angelegenheiten in eine feste Ordnung zu bringen, traf Bugenhagen am 9. October 1528 in Hamburg ein, durch den Oberalten Klaus Rodenburg von Braunschweig her begleitet. W. und der Rathsherr Otto Bremer wurden auf Begehren der Bürgerschaft vom Rath bestimmt, den Reformator zu bewillkommnen und in seine Herberge, die „Doctorei“, welche bisher der Domhof Doctor Barthold Moller's gewesen war, einzuführen. Während nun Bugenhagen im folgenden Winter die kirchlichen Ordnungen feststellte, wurden auch zwischen Rath und Bürgerschaft die Befugnisse dieser Körperschaften genauer und fester begrenzt. In dem sogenannten langen Receß vom 19. Febr. 1529 war die neue bürgerliche Verfassung und die evangelische Kirchenordnung enthalten und von allen Theilen angenommen, mit Ausnahme des Domcapitels und des Nonnenklosters Harvestehude. Daß W. zu diesen Vereinbarungen auch nicht ohne Anstrengung mitgewirkt hat, geht aus einer Aeußerung seines Sohnes, des Bürgermeisters Hermann W. hervor, der bei einem krypto-calvinistischen Streite sprach: „Weil Einigkeit ein köstliches Ding ist, und wir in der [lutherischen] Lehre geboren und erzogen sein, wollen wir auch darinnen sterben. Und ist uns wohl bekannt, was unsere Vorfahren, (will von meinem Vater nicht sagen) an Leib und Gut dabei aufgesetzet haben. Es ist nicht lachend zugegangen oder angegangen, sondern hat viel Müh und Arbeit gekostet, daß kein Aufruhr wider die Religion erreget wurde“ (David Schultetus, Innocentia Theologorum Hamb. Hamb. 1706, p. 37 und 127). Als nun Bugenhagen's Aufenthalt in Hamburg sich seinem Ende näherte — er reiste am 9. Juni 1529 ab — wurde noch am 5. Juni in seiner Wohnung ein letzter Versuch gemacht, das Domcapitel zur Abstellung derjenigen Mißbräuche zu bewegen, welche am meisten Anstoß erregten. Hierzu erschienen vom Capitel Doctor Henning Kissenbrügge, der zu seinem Schleswiger Kanonikat noch das Hauptpastorat an St. Nikolai in Hamburg erhalten hatte, und Magister Johann Garleistorp; vom Rath die beiden Bürgermeister Salsborch und W. nebst einigen Bürgern. Doch da Kissenbrügge sich auf die kaiserlichen Privilegien des Doms berief und

in Abwesenheit des Decans, der in Speyer vor dem Kammergericht eine Klage gegen die Stadt anstrengte, keine Aenderung vornehmen zu können erklärte, war auch dieser Einigungsversuch vergeblich. Hatte somit das Domcapitel auf seinen Rechten bestanden, so gelang es doch am 29. Juni (Lappenberg, Chron., S. 563) den genannten beiden Bürgermeistern, die Inhaber der andern geistlichen Lehen zu der Erklärung zu bestimmen, daß, wenn sie Zeit ihres Lebens die Einkünfte der Lehen genießen wollten, sie einwilligten, daß nach ihrem Tode Capital und Rente dem Gotteskasten anheimfielen. Noch bis zum Jahre 1533 gehörte W. dem Rath an. Dann trat er aus, in „Verstandesschwäche" verfallen. Am 26. Februar 1538 endete sein Leben.

Des Bürgermeisters Tochter Margaretha war an Lorenz Niebur verheirathet, welcher 1540 Senator und 1557 Bürgermeister wurde und mehrfach in denselben Verhandlungen beschäftigt wurde, die Wetken's Sohne, dem Bürgermeister Hermann W. oblagen. Dieser wurde 1522 geboren, 1554 Rathsherr und 1564 Bürgermeister. Er hatte nicht in Rostock studirt, das bisher als sogenannte Landesuniversität für Hamburg gelten konnte, sondern nachdem schon zwei seines Namens in Wittenberg studirt hatten, bezog er im Sommersemester diese Universität. Im folgenden Wintersemester traf daselbst auch Eberhard Moller [vom Hirsch] ein, der während 17 Jahre als Bürgermeister mit W. im Rathe saß. Beide hatten also noch zu Luther's, Melanchthon's und Bugenhagen's Füßen gesessen; eine Gewähr, daß sie das von den Vätern begonnene Werk fortsetzen würden. Moller sowohl als W. fiel diese Aufgabe zu. Nicht geringe Schwierigkeiten bereitete das Domcapitel. Schon im December 1528 hatte sich mit einer Klage gegen den Rath, wie oben angedeutet, der Decan Clemens Grothe, unterstützt vom Propst Joachim v. Klitzing, der zugleich Domherr von Magdeburg war, an das Reichskammergericht in Speyer gewandt. Hier begann nun einer der langwierigsten und kostspieligsten Processe, die die Stadt geführt hat, zunächst vom Jahre 1529—1539, den die Stadt mit einem Kostenaufwand von fast 4000 Pfund (ungefähr 10 000 Mark) bezahlte, der aber auch die dringende Veranlassung wurde, daß Hamburg dem Schmalkaldischen Bunde beitrat. Karl V. übersandte im Anfang des Jahres 1529 das Urtheil des Kammergerichts der Stadt, wodurch dieselbe bei einer Strafe von 500 Mark Goldes angehalten wurde, dem Domcapitel die Rechte über die städtischen Kirchen, die Schulaufsicht und alle Privilegien wieder einzuräumen. Als nun auch Erzbischof Christoph von Bremen sich des Hamburger Domcapitels annahm und mit Gewaltmaßregeln drohte, wandte sich der Rath an den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen um Aufnahme in den schmalkaldischen Bund. Am 10. Januar 1536 stimmte die Bürgerschaft dem Eintritt in den Bund zu. Die Macht desselben schützte Hamburg nun freilich vor den kriegerischen Gelüsten des Erzbischofs von Bremen und der Ausführung des kaiserlichen Poenaledicts. Aber das Domcapitel setzte seine Klagen fort bis zum Jahre 1539. Da aber König Ferdinand auf dem Frankfurter Tage 1539 infolge der Rüstungen der Osmanen zum friedlichen Verfahren gegen die Protestanten geneigt war, da der kaiserliche Orator, der Vicekanzler Johann v. Veeze selbst für 18 Monate Anstand und Suspension der Processe gegen die Evangelischen forderte, kurz, da der sogenannte Frankfurter Anstand diesen Processen ein Ende machte, so beruhigte sich auch damals das Domcapitel. Aber im Jahre des Augsburger Religionsfriedens trug es, auffälliger Weise, beim Reichskammergerichte auf die Achtserklärung gegen Hamburg an. Das Reichsgericht aber übertrug die Untersuchung der Streitfrage einer Commission, bestehend aus dem Bischof von Osnabrück Johann IV. v. Hoya (s. A. D. B. XIV, 278) und dem Herzog Franz Otto von Lüneburg. Um die commissarische Behandlung der Streitfrage zu erlangen, ging Syndicus Tratziger

(s. A. D. B. XXXVIII, 501) nach Brüssel an den kaiserlichen Hof; in Itzehoe wurden Verhandlungen mit den Domherren in Gegenwart der Gesandten des Königs von Dänemark eingeleitet; Tratziger reiste darauf mit W. nach Osnabrück, um die Sache dem Bischof vorzutragen. Allein Hamburg erlangte durch alle diese Gesandtschaften, ungeachtet kostbarer Geschenke nach damaligem Gebrauch — der Bischof erhielt einen silbernen vergoldeten Becher, 224 Loth wiegend, der Herzog von Lüneburg ein Pferd — nur so viel, daß die Commission erneuert wurde, während der Proceß in Speyer nicht ruhte und neue Kosten verursachte. Um zum Ziele zu gelangen, sandte der Rath nun W. und den Secretär Schröder 1556 auf den Reichstag nach Regensburg und an den Hof Ferdinand's in Prag, von wo sie erst 1557 zurückkehrten. Der Erfolg war ein dreifaches Schreiben des Königs Ferdinand sowol an das Reichskammergericht wie an die Commissare zu Osnabrück und zu Lüneburg mit dem Bedeuten, alle Mittel zum Vergleich vorzunehmen, und an das Domcapitel vom 14. April 1557 (Stelzner, Bd. 2, S. 272 ff.). König Ferdinand rügte in diesem Schreiben, daß das Capitel sich geweigert habe, die in Verden von den Commissaren verabredeten Vertragsmittel anzunehmen; er hätte sich nicht versehen, daß das Capitel sich in dieser gütlichen Handlung so unschicklich benehmen würde. Aufs neue verweist er sie an die Commissare und empfiehlt ihnen, sich mit dem Rath von Hamburg zu vereinen und zu vertragen, da auch Hamburg die Früchte des Augsburger Religionsfriedens zu genießen habe. Es war dem Könige eine ernste Sorge, daß der Friede von 1555 gehalten werde, vielleicht umsomehr als nachgerade es sich weniger um eine confessionelle Frage handelte — gehörten doch schon Evangelische zum Capitel — als um das Verhältniß des immunen Domes zur Stadt. Der Rathssecretär Schröder begab sich dann zu den beiden Commissaren, um ihnen anzuzeigen, daß die Commissionsverhandlungen fortzusetzen seien. Entscheidend für die schließliche Beendigung des Processes war es, daß Ferdinand zum ersten Reichstag, den er 1559 als Kaiser hielt, Hamburg aufforderte, Abgesandte zu schicken. W. und sein Begleiter nach Regensburg und Prag begaben sich nun auf den Augsburger Reichstag, wo Hamburg vollkommen in den Religionsfrieden aufgenommen und der Proceß des Domcapitels aufgehoben wurde. „Ein Decret des Kaisers und der Reichsstände wurde ausgefertigt, daß Hamburg im Kammergericht nicht wieder verurtheilt werden dürfe auf Anforderung des Domcapitels gegen das den Augsburger Confessions-Verwandten gegebene Versprechen“ (Koppmann, Kämmerei-Rechnungen Bd. 7, S. 234). Dieser Beschluß führte dann am 2. Mai 1561 zu dem schließlichen Vergleich in Bremen, zu dessen Abschluß auch W. (Koppmann, Kämmerei-Rechnungen Bd. 7, S. 331) mitwirkte. Die Kosten des Processes hatten sich für Hamburg von 1555 bis 1562 auf mehr als 12 000 Pfund belaufen, so daß die ganzen Kosten von 1529 an etwa 16 600 Pfund, nach dem heutigen Silberwerth etwa 40 000 Mark betrugen, deren Kaufwerth natürlich noch viel beträchtlicher war. Nachdem nun das Domcapitel länger als dreißig Jahre jeder Vereinbarung mit dem Rath widerstanden hatte, war es schon zwei Jahre nach dem Bremer Vergleich genöthigt, den Schutz des Rathes als des weltlichen Armes anzurufen. Im J. 1563 waren nämlich päpstliche Bann- und Excommunicationsbullen an den Thüren der Domkirche gegen das Capitel angeschlagen worden, dasselbe wurde in andern Schriften verspottet und mit der Entsetzung von seinen Privilegien bedroht. Von anderer als von römischer Seite werden schwerlich solche Bedrohungen haben ausgehen können, die wol erklärlich waren, da außer in Hamburg, sich in Altona und in den Klöstern Harsefeld, Alt- und Neukloster im Stifte Bremen noch immer Anhänger der katholischen Kirche befanden. Gegen solche Bedrängnisse rief nun das Capitel den Schutz des Rathes

an, der freilich Bedenken trug, sich in solche Interna des Capitels einzulassen. W. und Syndikus Müller verhehlten den Domherren diese Bedenken nicht. Schließlich willigte aber der Rath ein, derartige Angriffe zu hindern, wogegen das Capitel dem Rath einräumte, in den sogenannten menses papales die erledigten Dompräbenden zu vergeben. Auch diese Uebereinkunft schlossen am 30. Mai 1563 W. und der genannte Syndikus ab (Stelzner Bd. 2, S. 322). Durch den Abschluß dieser langwierigen Streitigkeiten hatte W. sich kein geringes Verdienst um den Frieden der Stadt und die Befestigung der evangelischen Sache erworben. Das Verhältniß zwischen dem Rath und dem Capitel war schiedlich friedlich klargestellt. Schon damals, sicherlich in kurzer Zeit, bestand das Capitel mehr und mehr aus Mitgliedern, die der evangelischen lutherischen Kirche angehörten. Wird doch im Receß von 1582 (Supplementband der Gesetze der Hamb. Verfassung. Hamburg 1825, S. 198), wo es sich um eine Erbschaftssteuer handelt, ausdrücklich bemerkt, daß sich die Domherren seit dem bremischen Vergleich verheirathet und Erbgüter erheirathet hätten.

Außer in dieser Sache war W. aber auch vielfach anderweitig vom Rathe verwandt worden, seine Vaterstadt zu vertreten. Als König Ferdinand eine Versammlung aller Elbuferstaaten 1556 nach Frankfurt a/Main anberaumt hatte, um über die Elbschifffahrt und die Elbzölle zu berathen, wurde W. mit Tratziger dorthin gesandt. Die Versammlung hatte das Schicksal so vieler gleichzeitiger Berathungen, daß sie resultatlos verlief. „Noch drei Jahrhunderte“, bemerkt Lappenberg (Tratziger XXXI) hierzu, „mußten unter stets und ins Abenteuerliche wachsenden Uebelständen vergehen, bis mit ungeheuren Opfern, vor allen abseiten der Enkel der Mandatare Wetken's und Tratziger's, durch die Gesammttheilnahme der halben bewohnten Welt eine bessere Ordnung erreicht wurde“ durch die zweite Elbschifffahrtsrevision-Commission im J. 1842 zu Dresden (s. A. D. B. XXXIV, 230). Große Gewandtheit und Umsicht erforderte sicherlich die Sendung derselben Boten nebst Lorenz Niebur und Dithmer Koel nach Itzehoe zum Herzog Adolf v. Gottorp, welcher, im Begriff nach Antwerpen mit seinen Räthen zu segeln, auf der Elbe von Hamburger Schiffern angegriffen worden war. Sie hatten das herzogliche Schiff nicht erkannt und geglaubt, es führe, dem Hamburger Stapelrecht zuwider, Getreide elbabwärts. Mit Geschossen hatten die Hamburger die Weiterfahrt verhindert und die Mannschaft des holsteinischen Schiffes aufgebracht. Um den Zorn des Herzogs zu beschwichtigen, mußten sich seine Gesandten dreimal nach Itzehoe begeben aber vergebens, bis sich der königliche Statthalter Joh. Ranzau ins Mittel legte und zu verstehen gab, daß der Herzog durch Geschenke besänftigt werden könnte: Ein silberner vergoldeter Pokal, 268 Loth schwer, gefüllt mit spanischen und ungarischen Goldstücken im Werth von 2400 Pfund (6000 Mark), von Hamburg überreicht, und eine reichliche Ehrung, dem Statthalter überwiesen, versöhnten den schwer gekränkten Herzog (Koppmann, Kämmerei-Rechnungen Bd. 7, S. 92 f.; Lappenberg, Tratziger XXXII). Hatte W. sich so auf Fürstentagen bewährt, und heikle Streitigkeiten geschlichtet, so wurde er nun auch mit seinem Schwager Niebur und dem nachmaligen Bürgermeister Nic. Voegeler 1559 nach Kopenhagen gesandt, um den König Friedrich II. zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen und Namens des Raths zu beschenken (Koppmann a. a. O., S. 209).

Nicht minder wurden seine Dienste in Anspruch genommen in städtischen, sowol bürgerlichen als kirchlichen Angelegenheiten. Schon seit dem Grundgesetz der städtischen Verfassung, dem sogenannten langen Receß von 1529, hatte die Bürgerschaft, zwar mit aller Ehrerbietung gegen den Rath, aber doch unbeirrt, einen Einblick in die Verwaltung der öffentlichen Gelder begehrt. In dem Rath- und Bürgerschluß vom 5. April 1563 einigten sich endlich beide Körper-

schaften darüber, daß aus jedem Kirchspiel zwei Bürger die öffentlichen Gelder verwalteten, als sogenannte Kämmereibürger, und daß neben zwei Rathsmitgliedern als Bauherren zwei Bürger als Baubürger das gesammte Bauwesen der Stadt zu überwachen hätten. Auch bei diesen Verhandlungen wurde W. vom Rathe deputirt, um zwischen ihm und der Bürgerschaft zu vermitteln (Supplementband der Gesetze a. a. O., S. 149—182). W. wurde dann am Schluß der zwölfstündigen Sitzung als Bauherr proclamirt. Nachdem nun W. in den verschiedensten Fällen es sich hatte angelegen sein lassen, Gegensätze auszugleichen und Schwierigkeiten zu ebenen, ist es wol erklärlich, daß, als im J. 1589 auch in Hamburg krypto-calvinistische Streitigkeiten den Frieden der Kirchengemeinden bedrohten, W., bereits im 67. Lebensjahre stehend und seit 1580 wortführender Bürgermeister, die festgesetzte kirchliche Lehre nicht geändert wissen wollte und den Segen der Einigkeit in der Lehre mit den oben ausgeführten Worten pries, die er in Gegenwart des versammelten geistlichen Ministeriums sprach. Er schloß mit den Worten: „Machen uns demnach keine Bedenken, Alte und Junge, wie wir allhier sitzen, sondern wollen bei der Lehre und unsern Bekenntnissen bleiben. Daß man Calvinum solle aufs Kissen setzen, ist man nicht geneigt, sondern wir wollen ihn dem Teufel befohlen und zugeschickt haben. So will man sich auch wiederum versichern, daß es im Ministerio keiner wird an Ihm mangeln lassen in Religionssachen, sondern werden über die unterschriebene Confession fleißig halten und derselben gemäß leben.“ Die herben Worte über Calvin dürfen wol nicht mit dem Maßstabe der Gegenwart geprüft werden, sondern müssen dem Urtheil seiner Zeit zu gute gehalten werden. Kurze Zeit darauf, 1592 stiftete W. für alte Wittwen und Jungfern einen Gotteshof, der, nach dem Brande von 1842 neu aufgebaut, dazu dient, Armen und Hülflosen ihren Lebensabend erträglicher zu machen. Im Anfang des Jahres 1593 trat W. von seinen Aemtern zurück und starb am 13. October 1595. Gewinnen wir aus der mannichfachen Thätigkeit Wetken's den Eindruck eines selbständigen rechts- und geschäftskundigen hansischen Bürgers des 16. Jahrhunderts, der es verstanden hat, nach außen kräftig seine Vaterstadt zu vertreten und nach innen Conflicten vorzubeugen, der vor seinem Tode fromm der Armuth gedachte, so zeugt das schöne Epitaphium aus Sandstein, das er in der Nicolaikirche 1566 seinen beiden jung verstorbenen Söhnen errichten ließ, ebenso sehr von seinem Familien- wie von seinem Kunstsinn. Es steht jetzt in der Sammlung Hamburgischer Alterthümer und ist unter den wenigen aus älterer Zeit erhaltenen Grabdenkmälern das umfangreichste und eins der schönsten. Man sieht das Bildniß der beiden Kinder in einer Nische im Sarge liegen. Daneben knien auf einer stark vorspringenden Plinthe der Bürgermeister und seine Frau nebst zwei lebengebliebenen Kindern, Johann und Joachim.

Dieser Johann W. wurde der dritte Bürgermeister seines Namens. Obwol er 1577 in Rostock studirt hatte, scheint er Kaufmann geworden zu sein, da er verschiedene bürgerliche Aemter übernommen hat; 1603 in den Rath gewählt wurde er 1614 Bürgermeister. Nur eine Gesandtschaftsreise nach dem Haag wird 1616 von ihm erwähnt (Stelzner 2, S. 534), von der er krank zurückkehrte und am 11. October desselben Jahres starb. Seine Tochter Katharina verheirathete sich mit dem rechtsgelehrten Licentiaten Erasmus W. Ihr Sohn Hermann W. hat sich durch bedeutende Vermächtnisse und milde Stiftungen und durch die Gründung einer Freischule verdient gemacht. Hermann W. war als Kaufmann in Rouen etablirt, wo bis zur Aufhebung des Edicts von Nantes die Holländer und Hansen die bedeutendsten Schiffsrheder und Fabrikanten waren. Dort hat er sich mit einer Holländerin 1673 verheirathet. Da er sich hatte naturalisiren lassen, so wurden auch auf ihn die Folgen des Revocationsedicts

angewandt, indem er nicht zu denen gehörte, die ihr Bekenntniß abschworen. In den alten Kirchenregistern zu Rouen findet sich die Notiz: „Hermann W., seine Frau, die Schwester und die Domestiken" wurden angezeigt, als solche, die nicht abgeschworen hatten: — zwei Cavalleristen aufzunehmen; seine Frau, Anna Dierquens, in ein Kloster gesteckt" (E. Lesens im Bulletin de la Commission de l'histoire des Eglises Wallonnes. Tome 5. La Haye 1892, p. 205—227). W. kehrte nach Hamburg zurück und vermachte in seinem Testamente vom Jahre 1703 120000 Mark Species = 180,000 R.M. an milde Stiftungen, deren eine, bis vor kurzem als „Wetken'sche Freischule" bestanden hat. W. starb 1712.

Nachdem laut Dr. Otto Beneke's sorgfältigen Nachforschungen (Stammbaum der Wetken im Hamburger Stadtarchiv) auch die nach Thüringen und Holstein u. s. w. übergesiedelten Glieder des Wetken'schen Geschlechtes ausgestorben waren, blieb als letzter derselben wieder ein Hermann W., geboren in Hamburg am 8. October 1808. Auf den Wunsch seiner frommen Mutter widmete W. sich dem geistlichen Stande und entfaltete zuerst in Erfurt, dann als Oberpfarrer und Superintendent zu Osterwieck in der Grafschaft Wernigerode eine reich gesegnete Thätigkeit. Wegen seiner gläubigen Richtung, die er vielleicht nicht ohne Schroffheit vertrat, hat es ihm im J. 1848 ebensowenig an Anfeindungen gefehlt als wegen seiner Verdienste um die Schule, um den Gustav-Adolfsverein und die Mission an Beweisen der Anerkennung und Liebe an seinem 50jährigen Jubiläum 1883. Am 14. Februar 1886 ist er eines sanften Todes entschlafen.

Außer den im Texte angeführten Quellen sind benutzt: Buek, Hamb. Bürgermeister. — Kellinghusen, Hamb. Schriftsteller-Lexikon, Bd. 8. — Zeitschr. des V. für Hamb. Geschichte, Bd. 8, S. 267—342, Bd. 9, S. 626 ff. — Staphorst IV, S. 767. — Hamburgs milde Stiftungen, S. 173. — Sillem, Reformation in Hamburg (Halle 1886). — Sillem, Die Matrikel des Akad. Gymnasiums in Hamburg 1891, S. 208. W. Sillem.

Wetter: Laurenz W., Landammann von Appenzell-Außerroden, geboren am 9. Februar 1654 in Gais, † am 22. Februar 1734 in Herisau. Nach den vorhandenen dürftigen Nachrichten scheint sich W. früh in Herisau niedergelassen und dort ein kaufmännisches Geschäft gegründet zu haben. Er erwarb 1701 das Bürgerrecht seines Wohnortes und gelangte als kundiger und wohlhabender Mann allmählich zu den Ehrenstellen, die ihm die Gemeinde und das Land bieten konnten. 1718 trat er als Seckelmeister in die Landesregierung ein, 1727 rückte er zum Statthalter vor, und 1729 wurde er, schon hochbejahrt, auf der Landsgemeinde in Hundwil zum Landammann gewählt. In dieser Stellung gerieth er in die peinliche Verwicklung, die man als den appenzellischen „Landhandel" zu bezeichnen pflegt. Schon im 17. Jahrhundert hatte sich ein scharfer Gegensatz zwischen den Gemeinden vor der Sitter und hinter der Sitter fühlbar gemacht, dem in letzter Linie der Rangstreit zwischen Trogen und Herisau oder der Familie Zellweger einerseits, den Familien Tanner, Schieß und Wetter anderseits zu Grunde lag. Der damals mit Mühe geschlichtete Widerstreit fand neue Nahrung nach dem Toggenburger- oder Zwölferkrieg, indem die außerrodische Regierung sich am Rorschacher Friedensschluß (1714) betheiligte und sich, ohne die Landsgemeinde anzufragen, in einem besonderen Artikel dazu verstand, bei Streitigkeiten mit dem Abte und der Stadt St. Gallen auf die schwerfällige Berufung an die eidgenössische Tagsatzung zu verzichten und ein Schiedsgericht anzuerkennen. Die verhaltenen Leidenschaften entfesselten sich gewaltsam, als im J. 1732 diese Bestimmung bei einem an sich geringfügigen Zollstreite mit der Stadt St. Gallen zur Anwendung kommen sollte. Das Volk schied sich in zwei Parteien. Die „Harten" im Hinterlande erklärten

sich gegen die „Verräther", die den Rorschacher Tractat errichtet hatten, während die meisten Gemeinden des Vorderlandes als „Linde" für die frühere Regierung (Landammann Konrad Zellweger und seine Genossen) Partei ergriffen. Die Zerwürfnisse zogen sich Jahre lang hin und führten mehr als einmal hart an den Bürgerkrieg. Der Sprecher des Hinterlandes beim Ausbruche der Wirren war nun Landammann W. Er verwahrte sich zwar in einer öffentlichen Kundgebung vom 18. October 1732 gegen die Anschuldigung, daß er von persönlichen Motiven geleitet werde; aber er verurtheilte sehr entschieden das Vorgehen der Abgeordneten bei den Rorschacher Verhandlungen. Er bezeichnete den Einschluß Appenzells in den Friedenstractat als unnöthig, ja als schimpflich für das während des Krieges neutral gebliebene Land und deutete vollends an, daß die Umgehung der Landsgemeinde eine schwer zu verantwortende Verletzung der Volkssouveränetät gewesen sei. Diese Erklärung ermuthigte seine Partei zu rücksichtsloser Verfolgung ihrer Ziele. Sie mißachtete die Vermittlungsversuche der Eidgenossen und verhöhnte die in Herisau erscheinenden Abgeordneten der evangelischen Orte. Auf der ordentlichen Frühjahrslandsgemeinde des Jahres 1733 gelangte sie zum Siege. Der angefochtene Artikel (83) des Rorschacher Friedens wurde abgethan; die unterlegenen Gegner mußten sich harten Strafurtheilen unterziehen. Es scheint doch, daß der tumultuarische, das Ansehen des Landes schädigende Verlauf der Dinge einen tiefen Eindruck auf Wetter machte. Ohnehin drückte ihn die Last der Jahre. Eben auf der erwähnten Landsgemeinde dankte er ab und übergab seinem zum Nachfolger erwählten Sohne Adrian das Landessiegel. Schon im folgenden Jahre starb er. — W. hatte sich am 9. März 1690 mit Barbara Ziegler von Zürich verheirathet. Sein Sohn Adrian (1694—1764), ein sehr gebildeter und talentvoller Mann, behauptete sich 23 Jahre lang (1733—1756) in den höchsten Ehrenstellen des Landes, und auch dessen Sohn Laurenz war 1772—1793 Landammann. Mit diesem erlosch die politische Bedeutung der Familie Wetter.

Den „Landhandel" hat als Zeitgenosse und Augenzeuge Gabriel Walser (s. A. D. B. XLI, 16—18) in dem die Jahre 1732—1763 umfassenden dritten Theil seiner Appenzeller Chronik (gedruckt in Trogen, 1829) ausführlich dargestellt. Vgl. ferner J. H. Tobler, Regenten und Landesgeschichte des Kantons Appenzell der äußeren Rhoden inner den Jahren 1597—1797, Trogen 1812 (mit ungenauen Nachrichten über Wetter's Leben). — Samml. d. älteren eidgenössischen Abschiede VII, 1, 1712—1743. — A. Eugster, Die Gemeinde Herisau im Kanton Appenzell A. Rh. Herisau 1870. — Die Lebensdaten Laurenz Wetter's hat mir Herr Rathschreiber Tobler aus dem Familienregister der Gemeinde Herisau mitgetheilt.

J. Dierauer.

Wetti, lat. Wettinus genannt, war am Anfang des neunten Jahrhunderts Mönch in Reichenau, von vornehmer Abkunft, ein naher Verwandter der berühmten Aebte Waldo und Grimald. Neben Tatto stand er der Schule vor; es ist jedoch für die erst langsam durchdringende feinere Bildung der karolingischen Zeit charakteristisch, daß seine grammatischen und metrischen Kenntnisse noch außerordentlich gering waren. Das zeigt uns seine Bearbeitung des Lebens des h. Gallus und namentlich deren Widmung an den Abt Gozbert in ganz barbarischen Versen, in denen Bücheler ein Akrostichon, und dadurch W. als Verfasser entdeckt hat. Weitberühmt wurde er dadurch, daß er kurz vor seinem Tode (3. November 824) eine Vision zu haben glaubte, worin er u. a. von der Höllenpein Karl's d. Gr. wegen seiner Unenthaltsamkeit, von Abt Waldo und anderen kürzlich verstorbenen Zeitgenossen bald günstig, bald ungünstig berichtete. Auf Wachstafeln aufgezeichnet, wurden diese vermeintlichen Offen=

barungen von Heito, dem Bischof von Basel, der sich 823 wieder in sein Kloster zurückgezogen hatte, in Prosa, von Walahfrid aber viel ausführlicher in Versen bearbeitet, mit Nennung der vorher ängstlich verschwiegenen Persönlichkeiten, wenn auch nur in Akrostichen, und mit manchen schätzbaren Nachrichten zur Geschichte des Klosters.

Neue Ausgabe beider Visionen von Dümmler, Mon. Germ. Poet. lat. II, 267 ff.

Wattenbach.

Wettstein: Bürgermeister Johann Rudolf W. von Basel, geboren am 27. October 1594, † am 12. April 1666, der hervorragendste, schweizerische Staatsmann des 17. Jahrhunderts. — Wettstein's unmittelbare Vorfahren waren schlichte Unterthanen der hohen Obrigkeit zu Zürich; sie hatten sich zu Russikon, in der Vogtei Kyburg, haushablich eingerichtet und galten als brave, unbescholtene Leute. 1579 verließen Jakob und Heinrich, die wanderlustigen Söhne des Johann W. ihre Heimath, um sich „um mehrerer Kommlichkeit willen“ an fremden, unbekannten Orten umzusehen. Jakob W. ließ sich in Basel nieder; gleich im ersten Jahre seines Aufenthaltes erwarb er sich das Bürgerrecht der Stadt, wurde wenig später Kellermeister am großen Spital und rückte nachmals in die geachtete Stellung eines Spitalmeisters vor. Er starb im J. 1615.

Den Spitalmeister W. überlebten seine wackere Hausfrau Magdalena, geb. Betzler und fünf Söhne. Des Hauses Jüngster war unser Johann Rudolf. Der muntere, begabte Knabe durchlief sämmtliche Classen der trefflich geleiteten Schule auf Burg (des Gymnasiums) und kam hierauf ins Welschland, zunächst auf die städtische Kanzlei in Yverdon, dann nach Genf. Kaum war er aus der Fremde nach Basel heimgekehrt, schloß er — 17 Jahre alt — mit der merklich ältern Jungfrau Anna Maria Falkner den Ehebund und etablirte sich hierauf als „kaiserlicher Notarius“. Allein es folgten nun wider Erwarten recht kümmerliche Tage; das Einkommen war gering, und die allzu energische Ehehälfte war nicht dazu geeignet, Dürftigkeit geduldig zu ertragen. Da ging es denn nicht lange, so kam dem jungen Eheherrn seine Häuslichkeit also unbehaglich vor, daß er Familie und Vaterstadt verließ und als ein angeworbener Kriegsmann in die Fremde zog. Im Dienste der Republik Venedig hielt er sich zunächst in Bergamo, dann in Venedig selber auf. Mit dem Hauptmanns-Brevet ausgestattet, kehrte W. Ende 1616 nach Basel zurück und war nun energischer denn zuvor bestrebt, auf dem Boden der Heimath sich aufrecht zu erhalten. Bald wurde der tüchtige junge Mann zu öffentlichen Diensten herangezogen. Schon vor der Venedigerreise war W. durch die Rebleutenzunft, der er angehörte, in den Großen Rath gewählt worden; nunmehr wurde er Beisitzer am Stadtgericht, wenig später Rathsherr, d. h. Mitglied des kleinen Rathes, dann Verordneter zur Münze und zugleich Pfleger des Gotteshauses Gnadenthal und Hauptmann im Aeschenquartier. Und W. erzeigte sich in Führung dieser Aemter also umsichtig, gewissenhaft und treu, daß ein Aufwärtsschreiten auf dem eingeschlagenen Weg durchaus gegeben war. 1624 wurde ihm die Verwaltung der Landvogtei Farnsburg übertragen; zwei Jahre später rief die baslerische Obrigkeit den Farnsburger Vogt zurück und ernannte ihn zum Obervogt im nahegelegenen Riehen, und kurze Zeit darauf wurde W. zugleich Dreizehnerherr, d. h. er wurde als einer der neun Räthe gewählt, die zusammen mit den beiden Bürgermeistern und Oberstzunftmeistern das wichtigste Amtscollegium innerhalb des damaligen Gemeinwesens bildeten. Aber auch weiterhin wurde W. durch das Vertrauen seiner Mitbürger „ausnemend hervorgezogen“. Im Juni 1635 erfolgte seine Wahl zum Oberstzunftmeister, und genau ein Jahrzehnt später tritt er uns als der höchstgestellte Mann des Standes, als Basels Bürgermeister, entgegen. Und W. war in seiner Sorge

für das Wohl des engern Gemeinwesens, dem er angehörte, allezeit unermüdlich. In nahezu allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, und insbesondere auch auf dem Gebiet des Kirchenwesens und der Schule, arbeitete er mit hervorragendem Eifer und Erfolg.

Aber diese nächsten Pflichten erschöpften seine reichen Kräfte bei weitem nicht. Zur Zeit, da W. zur Bürgermeisterwürde kam, hatte er sich bereits auch an den gemeineidgenössischen Angelegenheiten also umgesehen und hervorgethan, daß er als einer der angesehensten Männer der Eidgenossenschaft der dreizehn Orte gelten konnte.

Als der Stand Basel 1501 eidgenössisch geworden, war ihm kraft seines Bundesbriefes die besondere Aufgabe zugefallen, „stille zu sitzen“ und auf Vermittlung und Frieden hinzuwirken, wenn sich unter den eidgenössischen Bundesbrüdern je Streitigkeiten erheben sollten. Gelegenheit, dieser Aufgabe gerecht zu werden, bot sich zu keiner Zeit so reichlich, wie in der ersten Häfte des 17. Jahrhunderts. Jenseits der schweizerischen Grenzen der gewaltige Streit zwischen habsburgischer Kaisermacht und katholischem Wesen auf der einen, ständischer Selbstherrlichkeit und Protestantenthum auf der andern Seite, und im Schweizerlande selber in unmittelbaren Nachwirkungen dieser großen, äußeren Gegensätze die katholischen und protestantischen Glieder des eidgenössischen Bundes in gegenseitigem, tiefem Mißtrauen und allezeit eifersüchtig darauf angelegt, einander Macht und Vortheil abzuringen. Da that es denn angesichts des verderblichen äußeren Krieges und der steten Gefahr, in denselben mitverwickelt zu werden, doppelt Noth, daß wackere Eidgenossen beider Parteien sich zusammenfanden, und ihre Brüder laut und energisch ermahnten, nicht durch traurige Sonderpolitik und unselige Zersplitterung das gemeinsame Vaterland ins Verderben hineinzustoßen. In diesem Sinne wirkten, getreu dem Inhalt ihres Bundesbriefes, insonderheit die Basler und unter allen Baslern keiner mit so großem Erfolge, wie unser Johann Rudolf W. Seit dem Anfang der Dreißiger Jahre des 17. Jahrhunderts erscheint W. regelmäßig auf den Conferenzen der evangelischen Orte und den gemeineidgenössischen Tagsatzungen als einer von zwei Gesandten, die Basel wie jeder andere Stand abzuordnen hatte. Die erste eidgenössische Angelegenheit, in der sich W. im Sinne einer versöhnlichen Politik bethätigte, bildete der „Span“ zwischen Zürich und den fünf Orten wegen der Ehegerichtsbarkeit und der Kirchensätze in den siebenörtischen Unterthanengebieten Thurgau und Rheinthal. Deutlicher indessen trat W. hervor, als wenig später der Schwedenkönig Gustav Adolf unter Hinweis auf das von habsburgischer Seite angestrebte allgemeine Dominat die Eidgenossen durch seinen Gesandten Christoph Ludwig Rasche freundlich aufmuntern ließ, mit der Krone Schweden ein rechtmäßig Bündniß einzugehen. Unter dem Gegendrucke, der vom Wiener Hofe her sich alsobald verspüren ließ, lehnte zwar die Eidgenossenschaft in ihrer Gesammtheit das Schweden-Bündniß dankend ab. Aber bei der weitgehenden Neigung, die Bern und Zürich für einen Zusammenschluß mit Schweden zeigten, wagte es Rasche, seine Allianzvorschläge bei den evangelischen Orten der Eidgenossenschaft zu erneuern. Eine gefährliche Lockung; es steht wol außer Zweifel, daß ein offener Sonderbund der evangelischen Eidgenossen einer factischen Auflösung des ohnehin locker genug gefügten dreizehnörtigen Staatenbundes gleichgekommen wäre. Man widerstand der Lockung; im April 1632 wurde das schwedische Anerbieten durch die evangelischen Orte zwar nicht förmlich abgelehnt, wol aber „verlengt“, d. h. der Schwede wurde auf ein ander Mal vertröstet. Und diese glückliche Wendung war, zwar nicht etwa ausschließlich, wol aber zum guten Theil der Haltung der Stände Basel und Schaffhausen zuzuschreiben.

Besonders eifrig aber hatte sich W. der wichtigen Sache angenommen. Ihm fiel denn auch die Aufgabe zu, das Antwortschreiben der dreizehn Orte an den Schwedenkönig zu entwerfen, der nach Ablehnung seiner Vorschläge die Eidgenossen in energischem, nahezu gereiztem Tone aufgefordert hatte, eine neutrale Stellung einzunehmen.

Kaum war die Schweden-Angelegenheit aus Abschied und Tractanden gefallen, that sich eine neue Gefahr hervor. Die mit dem evangelischen Theil der Eidgenossenschaft verbündete Stadt Mülhausen hatte sich, durch die Kriegsnoth hart bedrängt, hülfeheischend an die Schweizerfreunde gewendet, und die vier evangelischen Städte entschlossen sich im Herbst 1632, einen Zusatz von 200 Mann nach Mülhausen abzufertigen. Da begab es sich, daß das bernische Zusätzer-Contingent auf seinem Wege durch die Solothurner Klus durch leidenschaftlich erregte Bauern angegriffen und zum Theil niedergemetzelt wurde. Die Kunde von diesem „Kluser-Morde" bewirkte neuerdings eine gewaltige Erbitterung und führte zu einem bösen Streite, zunächst zwischen den direct betheiligten Obrigkeiten von Bern und Solothurn, und in der Folge auch — da beide streitenden Theile auf Rückhalt bei den Glaubensgenossen rechneten — zwischen den katholischen und evangelischen Orten insgemein. Zu Anfang des Jahres 1633 stand man unmittelbar vor dem allgemeinen Bürgerkriege. Dem Einflusse des edlen Herzogs von Rohan und der redlichen Arbeit der „Unparteiischen" war es zuzuschreiben, daß das Unheil abgewendet wurde. Bei den Unparteiischen aber treffen wir in allererster Linie W. Nicht an einer einzigen von den vielen Conferenzen und Tagsatzungen, die der Kluser-Handel erfordert, hatte sich W. vermissen lassen. Drei Mal war er, um zum Frieden zu reden, nach Bern und Solothurn gereist, und an dem „Projecte", das zur Erledigung des Streites aufgestellt und in letzter Linie von beiden Theilen gutgeheißen wurde, hatte er in ganz hervorragender Weise mitgearbeitet.

Inzwischen hatte sich der äußere Krieg unheimlich nahe an die Grenzen der Eidgenossenschaft heranbegeben; insonderheit hatte Basel, zumal von Anfang 1633 an, aus Anlaß des unaufhörlichen Kriegsgeplänkels in den unmittelbar angrenzenden Gebieten unsäglich Vieles zu erdulden. Begreiflich, daß da Männer vom Schlage eines W. beständig in Anspruch genommen wurden, Gefahr und Schaden zu verringern oder abzuwenden. Das Schwerste trat im Herbst des Jahres 1633 ein: die Führer des spanisch-ligistischen Heeres waren mit ihren Scharen von Konstanz und Schaffhausen her rheinabwärts bis nach Laufenburg vorgedrungen. Von hier theilte der Graf von Altringen dem Basler Rathe mit, daß er Willens sei, den Weg ins Elsaß über baslerisches Territorium zu nehmen. Sofort wurde W. nach Laufenburg abgeordnet; den Durchmarsch vermochte zwar der Abgeordnete trotz eifrigen Bemühens nicht zu hindern, wol aber vollzog sich die aufregende Begebenheit ohne wesentliche Schädigung der Stadt. Freilich fehlte es nachwärts nicht an Stimmen auf Seite der Schwedischen und ihrer Freunde, welche darauf hinwiesen, Basel habe dem Durchmarsch der Kaiserlichen nur lässig gesteuert, und habe durch solche Lässigkeit die Neutralität hintangesetzt. Lauter noch wurde indessen dieser Vorwurf von entgegengesetzter Seite gegen Basel erhoben, als zu Anfang 1638 der Herzog Bernhard von Weimar mit seinem Kriegsvolk aus dem Gebiete des bischöflich-baslerischen Jura bei „Nacht und Nebel" gänzlich unversehens über Basel gegen die rheinischen Waldstätte vordrang. Aber die Basler wehrten sich gegen diese unverdienten Zulagen, und insonderheit ließ sich W. aufs äußerste angelegen sein, Basels guten Ruf aufrecht zu erhalten. Auf der gemeineidgenössischen Tagsatzung vom März 1639, die auf besonderen Wunsch des Kaisers war einberufen worden, wurde des Weimarischen Durchmarsches und seiner Folgen wegen eine

ausführliche schriftliche Entschuldigung Basels eingelegt, welche alle erhobenen Verdächtigungen maßvoll und bestimmt zugleich zurückwies. Die Entschuldigung stammte aus Wettstein's Feder.

Wir sehen, W. hatte im Verlaufe der dreißiger Jahre zu Gunsten Basels und des gemeineidgenössischen Wesens manch ein reiches Tagewerk gethan. Und W. fehlte es auch weiterhin an Arbeit nicht. Zu Anfang der vierziger Jahre sehen wir ihn eifrig damit beschäftigt, die bäuerliche Bewegung einzudämmen, die im Emmenthal und Aargau emporgekommen war, als die bernische Obrigkeit den Unterthanen eine neue Steuer auferlegte, und wenig später tritt uns W. als Obmann in einem an sich zwar unbedeutenden aber langwierigen und verwickelten Streite entgegen, der sich — einer Schuldforderung wegen — zwischen bernischen Bürgern und der Stadt Genf erhoben hatte. Hierauf folgten ein paar stille Jahre; dann legte W. die Hand an dasjenige seiner Werke, das seinen Namen am weitesten getragen hat.

In Münster und Osnabrück trat man, des langen Haders müde, zu einem Friedenscongreß zusammen. Kaum war die Kunde von diesem Ereigniß nach dem Schweizerlande vorgedrungen, so wurde hier schon der Gedanke ausgesprochen, es möchte wol rathsam sein, darnach zu trachten, daß mit besagtem Congresse die eidgenössischen Interessen in irgend einer Weise wahrgenommen werden. Der Gedanke ging von Basel aus und wurzelte zunächst in der unerfreulichen Erfahrung, daß das Reichskammergericht zu Speyer mehr denn einmal sich herausgenommen hatte, baslerische Angehörige in Rechtsanständen nach Speyer vorzuladen, während doch die Stadt Basel kraft kaiserlicher Gunst schon vor Jahrhunderten jedes äußeren Gerichtszwangs war entledigt worden. In der That wurde im November 1645 der französische Prinzipalgesandte auf dem Friedenscongresse, der Herzog von Longueville, im Namen der dreizehn eidgenössischen Orte schriftlich gebeten, für die Exemtion vom Kammergerichte einzutreten. Der Herzog antwortete freundlich, sprach aber zugleich die Ansicht aus, es möchte wol gut sein, wenn eine besondere schweizerische Abordnung auf dem Congreß erschiene. In diesem Augenblicke tritt W. auf. Mit größter Umsicht und Ausdauer sucht er die Gedanken dieser Abordnung bei den Eidgenossen populär zu machen. Er begegnet der lauen Haltung der Evangelischen, dem Widerwillen der katholischen Eidgenossen und des französischen Gesandten Caumartin in Solothurn, und doch erreicht er endlich, daß wenigstens die evangelischen Orte den Gedanken definitiv erfassen. Die Wahl des Abgeordneten bleibt dem Stande Basel überlassen: der Basler Rath ersucht den Bürgermeister W., „die Mühewaltung gutwillig auf sich zu nehmen und die Legation zu verrichten“.

Am 4. December 1646, früh morgens, begab sich W. mit dem Gefolge — seinem Sohne, einem weiteren Verwandten und zwei Dienern — auf die Reise. Auf stattlichem Fahrzeug ging es unter mancherlei Gefahr und Nöthen flußabwärts bis Wesel; von hier auf schlechten Wegen über Land: voran der Bürgermeister auf einem Rößlein; hinterdrein ein Fuhrmann mit einem armseligen Bauernkarren, den zwei Ackergäule zogen, und in dem Karren saß auf dem Gepäck des Herrn das dienende Gefolge. So hielt am 18. December 1646 der schweizerische Abgesandte seinen Einzug in die Congreßstadt Münster. Und W. begab sich alsobald an seine Arbeit. Zunächst suchte er die französischen Gesandten Longueville und d'Avaux, dann die kaiserlichen Gesandten Trauttmansdorf und Volmar auf. Ueberall freundliches Entgegenkommen, insbesondere auch bei den erwähnten kaiserlichen Herren, die dem schlichten Eidgenossen wider dessen Erwarten gleich von Anfang an ein ehrliches Wohlwollen entgegenbrachten. Durch Volmar's Vermittlung wurde die Exemtions-Angelegenheit zunächst ans

kurmainzische Directorium in Münster geleitet. Freilich stieß W. hier auf große Schwierigkeiten; durch unablässiges Bemühen gelang es ihm indessen, sein Geschäft so weit zu fördern, daß Ende Januar 1647 ein willfähriger Entscheid des kurfürstlichen Collegiums gesichert schien. Nun mußte das Tractandum an die Reichsräthe in Osnabrück weitergeboten werden. Hurtig raffte W. seine Siebensachen zusammen und reiste in die Residenz der Herren. Wiederum traf hier W. zunächst auf eine unerfreuliche Stimmung. „Viel Köpf, viel Sinn“, so sagten achselzuckend die kaiserlichen Gönner Wettstein's. Die Herren Schweden Oxenstiern und Salvius, auf deren Gunst W. gerechnet hatte, dachten nur an ihre eigene Sache; auch der Franzose d'Avaux war inzwischen kühl geworden: freundliche Worte, keine Thaten. Aber der kluge Eidgenosse ließ sich nicht abschrecken; wochenlang harrte er geduldig aus; mit unerschütterlichem Gleichmuth ging er von einem großen Herrn zum andern, ließ sich vertrösten, abweisen — und kam immer wieder. Seinen Unmuth leitete er ins Tagebuch und in intime Briefe ab; der Welt zeigte er sein immer gleiches, freundliches Gesicht; kurz, er erwies sich in jeglichem Thun und Lassen als ein ausgemachter Diplomat. So kam es, daß nun im kurfürstlichen Collegium einstimmig, im Collegium der Reichsräthe mit Mehrheit ein günstiger Entscheid durchgesetzt wurde. Der Entscheid kam in der Form eines gemeinsamen Reichsgutachtens an den Kaiser ans Tageslicht und besagte, es sei den Schweizern die erbetene Exemtions-Erklärung zu ertheilen. Freilich konnten wiederum Wochen verstreichen, bis die kaiserliche Resolution und Antwort zur Stelle war.

W. begab sich nach Münster zurück; ihm lag, nachdem nun sein erstes Geschäft auf so gute Wege gekommen war, alles daran, gleich noch ein zweites Unternehmen in Gang zu setzen. Vor seiner Abreise aus der Schweiz war wol auch davon die Rede gewesen, es müßte als eine köstliche Errungenschaft erachtet werden, wenn es gelänge, auf dem Congresse mit Hülfe der Franzosen den Einschluß der Eidgenossenschaft in den allgemeinen Frieden zu erwirken. Diesem Ziele steuerte nunmehr W. zu. Freilich waren seine Vollmachten äußerst mangelhaft; er war ja nur der Abgeordnete der evangelischen Orte. Aber der weitsichtige Mann hatte sich von Anfang an an dieses Hemmniß nicht gekehrt, er hatte — mit Vorwissen seiner Gönner Trauttmansdorf und Volmar — schon bis anhin je und je zu verdecken gesucht, daß er nur der Abgeordnete eines Theils der Eidgenossen sei, und er hatte, wie wir gesehen, erreicht, daß die beiden Collegien dem Kaiser die Exemtions-Erklärung nicht etwa nur für Basel oder die evangelischen Orte allein, sondern für gesammte Eidgenossenschaft empfahlen. Und also gedachte W. auch weiterhin zu handeln, war ja doch, was er in selbstlosester Weise unternahm, ein gutes Werk, das seinem ganzen Vaterlande nur Segen, keinen Nachtheil bringen konnte. Wiederum begab sich W. zunächst an die Franzosen heran, dann an die Schweden; wiederum wurde er durch Worte wochenlang hingehalten, all' den wechselnden Stimmungen der hohen Herren preisgegeben; nur die Kaiserlichen erzeigten sich stetig wohlwollend. Schließlich erreichte aber W. nach tausend Mühen, daß die Franzosen, die er nunmehr mit seiner zähen Freundlichkeit sozusagen auf Schritt und Tritt verfolgte, den Bevollmächtigten der übrigen Mächte vorschlugen, es möge ein besonderer Artikel in das Friedensinstrument aufgenommen werden, der die Unabhängigkeits- und Exemtions-Erklärung der Schweiz enthalte. Die Schwedischen und Kaiserlichen waren einverstanden. So war denn endlich das schwierigste erreicht; aber Eines freilich fehlte immer noch: die kaiserliche Antwort. So ersuchte denn der vorsichtige Schweizer schließlich noch um eine bindende schriftliche Erklärung, daß der Exemtions-Artikel dem Friedensinstrumente auch dann einverleibt werde, wenn der allgemeine Friedensschluß erfolge, bevor die Resolution vom Wiener-

hofe eingetroffen sei. Auch das gelang; die „Assurance“ wurde dem Gesandten eingehändigt. Nun war's genug, der Schweizer konnte an die Heimkehr denken.

Was hatte doch der wackere Mann, seit er von Basel hergekommen, für sein Vaterland erarbeitet, erlitten und erduldet. Wir haben die Schwierigkeiten angedeutet, die ihm bei den Congreßherren entgegengetreten; wir haben erwähnt, wie spärlich seine Vollmacht beschaffen gewesen. Schwere Unannehmlichkeiten, und doch nur ein Theil von allen: durch seine fleißigen Relationen mit der Heimath hatte er erfahren müssen, daß man vielerorts im Vaterlande, selbst in der Vaterstadt, seinem Wirken wenig Erfolg zutraue; sein Bemühen, sich nachträglich eine allgemeine legale Vollmacht zu verschaffen, war umsonst gewesen; man murrte, daß der Gesandte allzulange ferne bleibe, zu viel Geld verbrauche. Und doch hatte sich W. über die Maßen eingeschränkt, hatte mit den dürftigsten „Losamenten“ und kärglicher Ernährung vorlieb genommen, trotzdem er wochenlang körperlich leidend war und sich oft gezwungen sah, das Bett zu hüten, im Bette sitzend auf unterlegtem Brette seine Correspondenz zu führen. Und zu alledem schlimme Nachrichten von seiner Familie: seine eigene Oekonomie gefährdet, ja seine brave Hausfrau durch eine tückische Krankheit dahingerafft. Und doch dieses selbstlose, treue Ausharren, diese Anstrengung, diese Arbeit, wahrlich eine Leistung, die nicht ohne Rührung und Bewunderung kann betrachtet werden.

Im December 1647 kehrte W. nach Basel zurück; unmittelbar vor seiner Abreise von Münster war noch die langersehnte kaiserliche Resolution eingetroffen; sie war im Sinne des Reichsgutachtens ausgefallen. Zum Friedensschlusse kam es freilich erst im October 1648; was W. erstrebt, war nun urkundlich festgestellt. Artikel 6 des osnabrückischen und Artikel 61 des münsterischen Friedensinstrumentes besagten, daß die „Stadt Basel und die übrigen Orte der Eidgenossenschaft im Besitze so gut wie völliger Freiheit und Exemtion vom Reiche und dessen Gerichten in keiner Weise unterworfen seien“. — Aber trotz Decret und Friedensbrief gaben sich die Herren vom Kammergericht zu Speyer noch nicht zufrieden. Sie stützten sich auf die Sympathieen der Reichsständischen, die ihrerseits geltend machten, sie hätten ihre Einwilligung zu dem bekannten Reichsgutachten nur unter gewissen Vorbehalten gegeben. So kam es, daß trotz der erneuten energischen Arbeit Wettstein's und seines Agenten, des wackeren Dr. Valentin Heyder aus Lindau, das Kammergericht die Basler im Herbst des Jahres 1650 also belästigte, daß darüber ein lauter Unwille sich im ganzen Lande erhob. Die gemeineidgenössische Tagsatzung beschloß, mit „gesamter Hand des Vaterlandes Ehre zu retten“; sie ordnete W. und einen zweiten Schweizer, den am Wienerhof wohlbekannten Obersten Zwyer, direct an den Kaiser ab. Im December 1650 traf W. am kaiserlichen Hofe ein. Durch eifrige Besuche bei einflußreichen Männern des Hofes und durch Audienzen beim Kaiser erreichte er nach Ablauf einiger Wochen, daß ein äußerst scharf gehaltenes kaiserliches Mandat erlassen wurde, das den Herren zu Speyer bei kaiserlicher Ungnade und hoher Strafe vorschrieb, die Schweizer in Ruhe zu lassen. Wol versuchte das Kammergericht auch nach diesem Zeitpunkt gelegentlich einmal nach dem verlorenen Posten auszuschauen. Vergebliches Bemühen, die Exemtion und völlige Unabhängigkeit der Schweiz vom deutschen Reiche hatte sich zu einer völkerrechtlich anerkannten Thatsache ausgestaltet, die kein Mensch mit gesunden Sinnen mehr anzweifeln mochte. Und daß es so geworden, war wie wir gesehen, nahezu ausschließlich unserem W. zu verdanken.

W. war der angesehenste Mann im Schweizerland geworden, und auch die zähesten Zweifler waren jetzt mit ihrem Lobe nicht mehr kärglich. Es machte sich auch das Bedürfniß geltend, dem verehrten Manne äußere Zeichen des

Dankes zu erstatten. Schon unmittelbar nach dem Friedensschlusse hatte der Basler Rath zu Ehren des Bürgermeisters eine große Denkmünze herstellen lassen; sieben angesehene Basler Kaufherren überreichten dem Bürgermeister W. einen kostbaren Pokal; späterhin kam die Basler Obrigkeit W. auch in Ansehung der finanziellen Opfer, die ihm aus Anlaß des Congresses erwachsen, in angemessener Weise entgegen. Aber auch fremde Herren zeichneten W. aus. Der Herzog von Longueville hatte ihm eine goldene Kette mit seinem Bildnisse überreicht; ein gleiches hatte der Kaiser gethan; späterhin traf vom Wienerhofe ein prächtiger Pergamentbrief ein; er enthielt die Nachricht, daß W. durch die kaiserliche Majestät geadelt worden sei.

Die bösen Gegensätze, die innerhalb der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft sich zeigten, waren, wie wir gesehen, während des großen Krieges in den entscheidenden Momenten je und je zurückgedrängt worden. Sie traten nunmehr nach dem Kriege um so offener zu Tage und drängten unaufhaltsam nach einem ernsten Entscheide hin. Der Entscheid erfolgte, allerdings zunächst in ganz anderer Richtung, als man hätte vermuthen mögen. Es kam zum Bauernaufstand des Jahres 1653. Auch an dieser Begebenheit nahm W. den regsten Antheil. Wie gegen sich selber, war W. strenge auch gegen andere: er verlangte vom Herrn, daß er dem Unterthan sein Recht nicht schmälere, ihn nicht drücke, noch ausbeute; vom Unterthan forderte er Bescheidenheit, Gehorsam. In diesem Sinne hatte sich W. schon in der bäuerlichen Bewegung des Jahres 1641 vernehmen lassen; in diesem Sinne wirkte er auch jetzt; insonderheit suchte er die baslerischen Unterthanen auf der Landschaft, so lang es irgend gehen mochte, durch kluges Entgegenkommen zu gewinnen; als sie aber gleichwol in den allgemeinen Aufstand sich hineinbegaben, erwies er sich nach der Niederwerfung der Bauern als ein gestrenger Richter. — Der Bauernkrieg war eben erst zu Ende, da that sich aufs neue ein unglückseliger Streit hervor. Protestantische Familien, die in Arth haushablich saßen, hatten das Mißfallen der schwyzerischen Obrigkeit also auf sich gezogen, daß diese in leidenschaftlicher Erregung dazu schreiten wollte, „das Nest der gottlosen Vögel auszunehmen“. Da entzogen sich 38 Personen durch die Flucht einem harten Schicksal; sie fanden in Zürich Schutz und Unterkunft. Schwyz zog das Vermögen der Entflohenen ein und verlangte deren Auslieferung; Zürich hinwiederum verweigerte das Verlangte und forderte, daß Schwyz das eingezogene Vermögen herausgebe, den „freien Zug“ gewähre. Und da sich hinter beide streitenden Theile die Glaubensgenossen, hier die Orte, dort die Städte, stellten, wuchs die Erbitterung also mächtig an, daß auf beiden Seiten zum Kriege gerüstet wurde. Da war es denn wieder der wackere Basler Bürgermeister, der seine Stimme lauter und eindringlicher als irgend ein anderer Eidgenosse für den lieben Frieden erhob. Mit edler Wärme machte W. geltend, daß der Arther Handel nicht Ursache genug zu einem Kriege sei, „dadurch des Vaterlandes Ruh und etlicher 100 000 Seelen Wohlstand uff die Spitze gesetzt werd“. Die erhitzten Gegner waren indessen für solche Worte unempfindlich. Zu Anfang 1656 rückten die Zürcher durch die Berner unterstützt, gegen die Katholischen ins Feld, und es kam bei Vilmergen zu einer blutigen Begegnung. Es folgten dann schiedsrichterliche Verhandlungen, in denen W. als Obmann amtete. Nach unendlich saurer Arbeit kam der Friede zu Stande; aber was W. in den nun folgenden endlosen Berathungen über die Ausführung dieses Friedens leistete, stellt noch ein ungleich größeres Maß von Arbeit dar, als was er vor dem Frieden in dieser Angelegenheit gethan.

Um dieselbe Zeit richtete W. seine Aufmerksamkeit noch auf einen anderen Gegenstand. Es handelte sich um die Frage, ob der eidgenössische Bundesvertrag mit Frankreich, der nach annähernd fünfzigjähriger Dauer im J. 1651

abgelaufen war, abermals zu erneuern sei. W. erachtete es als seine Pflicht, gegen diese Erneuerung aufzutreten. Er wies darauf hin, daß Bündnisse und Freundschaften mit benachbarten Völkern an sich wol als ein gut Ding anzusehen seien; aber der Bund, der mit Frankreich soll erneuert werden, sei ein schlechter Bund; denn er zwinge die Schweizer zu schnödem Söldnerdienste und gebe sie dadurch der Verachtung der fremden Nationen, und in erster Linie der Franzosen selber preis; der Bund sei ferner schlecht, weil er den Schweizern nichts Zuverlässiges biete: auf der Franzosen Schutz sei im Ernstfall nie zu zählen; das fremde Geld aber bringe dem Lande nichts als Uneinigkeit, Mißtrauen, den schändlichen Müssiggang. — Des treuen Warners Stimme wurde nicht beachtet; die Gier, sich „mit Louisblancs und weiten französischen Jüppen" geziert zu sehen, wirkte also mächtig, daß im September 1663 die ganze dreizehnörtige Eidgenossenschaft aufs neue Bund und Freundschaft mit der Krone Frankreich schloß. „Unverantwortlich", das war Wettstein's letztes Wort in dieser Angelegenheit.

Nach dem Jahre 1663 war W. selten mehr auf einer Tagsatzung oder Conferenz zu treffen. Er hatte nun seine siebzig Jahre und viel Arbeit, Müh' und Sorgen hinter sich; noch stand er zwar in voller Geistesfrische da; aber sein zu mancherlei Gebresten ohnehin veranlagter Körper hatte unter der Last der Jahre mächtig nachgegeben, und in seinem Gemüthe haftete der Eindruck manch einer herben Erfahrung. Es war zu Anfang des Jahres 1666, da wurde W., „der erfahrene Steuermann" durch den Stand Basel noch einmal als Abgeordneter für eine Conferenz der evangelischen Eidgenossen bezeichnet. Der Abgeordnete versäumte die Conferenz; er war eben jetzt ein kranker Mann geworden. Noch folgte eine lange, ununterbrochene Leidenszeit, in der sich der brave Streiter auch als ein gottergebener Dulder erwies. Am 12. April 1666, am hohen Donnerstag, um die fünfte Stunde des Morgens, starb der Bürgermeister. Am Ostertage wurde W. unter Bezeugung hoher Ehren bestattet.

Von dem außerordentlich reichhaltigen Material, das für eine gründliche und zuverlässige Würdigung Wettstein's herangezogen werden muß, sei folgendes hier namhaft gemacht:

a) Gedrucktes: Amtliche Sammlung der ältern Eidgenössischen Abschiede, Bd. V, 2. Abth. und Bd. VI, 2. Abth. — Acta u. Handlungen, betreffend Gemeiner Eydgenoßschaft .... 1651 (durch W. selbst druckfertig gelegt). — J. J. Moser, Die gerettete völlige Souverainté der löblichen Schweitzerischen Eydgenossenschaft .... 1731. — (Huber,) Wohlverdientes Denkmal, Johann Rudolf Wettstein, dem Aelteren, ehemaligem Burgermeister des Freystandes Basel gestiftet ... 1790 (enthält eine Anzahl Beilagen, von denen einzelne sonst nirgends zu finden sind). — Leu, Helvetisches Lexikon, Theil XIX und Supplm. — Rudolf Wetstein, Burgermeister von Basel, der Tugend und Wissenschaft liebenden Jugend gewidmet von der Stadtbibliothek (Zürich) auf das Neujahr 1808. — K. R. Hagenbach, Burgermeister Johann Rudolf W. auf dem westphälischen Frieden. Basler Neujahrsblatt 1830. — Gelzer, Die drei letzten Jahrhunderte d. Schweizergeschichte, Bd. II, 1838. — J. Burckhardt, Aus d. Jugendgeschichte d. Bürgermeisters Joh. Rud. W. Beiträge z. Gesch. Basels, Bd. I, 1839. — A. Heusler, Bürgermeister Wettstein's eidgenössisches Wirken i. d. J. 1651—1666. Vortrag, 1843. — Th. Burckhardt, Bürgermeister Rud. W. auf d. Westphälischen Friedensversammlung. Basl. Neujahrsblatt 1849. — W. Th. Streuber, D. westphäl. Friedensschluß in seinen Folgen f. d. Schweiz. Basl. Taschenbuch 1851. — D. A. Fechter, Die im westphäl. Frieden ausgesprochene Exemtion d. Eidgenossenschaft vom Reiche, das Verdienst d. evangel. Städte u. Orte. Archiv f. Schweiz. Gesch.,

Bd. 18, 1873. — A. v. Gonzenbach, Die schweiz. Abordnung an d. Friedenscongreß in Münster u. Osnabrück, 1880. — A. Burckhardt, Joh. Rud. W. auf d. westphäl. Friedenscongreß. Bilder aus d. Gesch. v. Basel. Heft 4, 1882. — A. v. Gonzenbach, Rückblicke auf die Lostrennung d. Schweiz. Eidgenossenschaft vom Reichsverband durch den Friedens-Congreß von Münster u. Osnabrück 1643—1648. Jahrbuch f. Schweiz. Gesch., Bd. X, 1885. — F. Fäh, Die Exemtion d. Schweiz nach d. westfäl. Friedens-Kongresse u. die zweite eidgenössische Abordnung 1649—1651. Beitr. z. Denkschrift d. Historischen u. Antiquarischen Gesellsch. z. Erinnerung an d. Bund d. Eidgenossen v. 1. Aug. 1291. 1891. — F. Fäh, Joh. Rud. W., ein Zeit- u. Lebensbild. 3. Säkularerinnerung. Basl. Neujahrsblätt. von 1894 u. 1895. —

b) Handschriftliches: Weitaus die wichtigste Quelle bildet der im Staatsarchiv Basel aufbewahrte Thesaurus diplomaticus Wetstenianus, eine Sammlung von Originalien u. Copien, welche in 13 starken Foliobänden zusammen 3077 Nummern zählt. — Im St.-A. Basel sind ferner zu finden diejenigen Acten, welche durch Tagsatzungsbeschluß vom Juli 1648 dem Stande Basel sind zugewiesen worden; sie bilden eine selbständige Abtheilung der „obern Registratur" des Archivs; ebd.: (Bruckner,) Behandlung des Eydgenössischen Exemtions Geschäft auf dem Münsterischen Friedens Congreß. 2 Foliobände; ebd.: die Originalien von Wettstein's Relationen über Tagsatzungen und Conferenzen von 1648—1666; eidgenössische Abschiedsschriften von 1525 bis 1674, in einem Bande vereinigt (mit Originalbriefen von W.); ferner: die äußerst wichtigen u. interessanten Briefe Wettstein's an seinen Freund Rippel, aus der Congreßzeit, 2 Bde. u. v. a. m. — Auf der Universitätsbibliothek Basel findet sich das ausführliche Tagebuch Wettstein's über seinen Aufenthalt in Münster u. Osnabrück; ebd. eine Briefsammlung v. Prof. W., dem Sohne d. Bürgermeisters, aus den Jahren 1634—1655. — Auf der Vaterländischen Bibliothek Basel ist an einschlägigem handschriftl. Material vorhanden: die Chroniken von Hotz u. Brombach; Basler Tagsatzungsinstructionen aus den Jahren 1644—1657; Wettstein's Relation über die Tagsatzung vom Jan. 1645; Wettstein's substanzliche Relation über den Aufenthalt in Münster; die Wiener Reise 1650/51, Bericht von Rud. Burckhardt, einem Begleiter Wettstein's. Eine Reihe von Acten über die Exemtion. Wettstein's Bedenken wegen der Erneuerung des französ. Bündnisses 1655 u. a. m. — Endlich sei darauf hingewiesen, daß sich noch eine Anzahl interessanter Wettstein-Relicten in baslerischem Privatbesitz befindet. Franz Fäh.

Wettstein: Johann Rudolf W. I, Professor, Dr. theol., von Basel, Sohn des bekannten Bürgermeisters Joh. Rud. W. (s. o.) und der Anna Maria Falkner, geboren am 5. Januar 1614, kam 1628 zur Hochschule, wurde 1631 M. philos., vertiefte sich dann besonders in die dogmatische und polemische Theologie, wurde 1634 (28. Oct.) Candidat, docirte vorerst vicariatsweise griechische Sprache, ebenso Rhetorik, wurde 1637 (3. März) Professor der griechischen Sprache, machte im folgenden Jahre eine Studienreise durch die Schweiz, Frankreich, England, Belgien und Deutschland, rückte 1643 (10. März) zum Prof. philos. (Organi Aristotelici) vor, und verehelichte sich mit Margarethe Zäslin, welche ihm 12 Söhne und 5 Töchter gebar. (Ueber seinen gleichnam. Erstgebornen vgl. den folgenden Artikel.) 1647 übernahm er auch die Geschäfte eines Bibliothekars. Er war „ein großer Liebhaber der Schriften der Kirchenväter und der griechischen Sprache, so daß er deßwegen verschiedene griechische Mönche auch in seinen Kösten unterhalten, und Caspar Schweitzern zu seinem Thesauro Ecclesiastico viele gelerte Anmerkungen mitgetheilet".

Am 11. December 1649 wurde er durch Theod. Zwinger zum Dr. theol.

promovirt; seine Inauguralrede hielt er „Ueber die Ursachen der Irrthümer und Zwistigkeiten in der Religion" (De origine errorum et dissensionum in religione). Dagegen wurde ihm erst 1654 (1. Sept.) eine theologische Professur zu theil, und zwar übungsgemäß zuerst diejenige der Dogmatik und Polemik (Controversiarum et Locorum Communium), und schon 1656 (25. Jan.) die des Neuen Testaments.

Besondere Verdienste erwarb er sich als Curator der öffentlichen Universitätsbibliothek, die zu mehren er eifrig bemüht war. Als 1661 Amerbach's Bibliothek, mit kostbaren Beständen aus dem Nachlaß des Erasmus, nach Holland sollte verkauft werden, setzte W. Alles in Bewegung, daß dieser kostbare Schatz nicht ins Ausland wandere, und erreichte es durch seinen Vater, den Bürgermeister, daß derselbe auf Staatskosten erworben und der Universitätsbibliothek einverleibt wurde. Die Regierung bezahlte dafür 8000 Reichsthaler, die Universität fügte aus ihrem Fiscus 1000 Thaler bei (nach Athen. Raur.; nach Ochs VII, 320 waren es 6000 und 3000 Thlr.). Ebenso wurde auf Wettstein's Antrieb a. 1662 die Bibliothek aus ihren bisherigen ungünstigen Localitäten in die weiteren Räume des Hauses zur „Mücke" verlegt, dessen Saal einst 1431 dem Conclave gedient hatte, in welchem Felix V. von den Concilsvätern zum Papst war ernannt worden. Weniger Dank erwarb sich wol W. durch seine Mitarbeit an dem, im gleichen Jahre 1662 von ihm, Joh. Buxtorf II und Antistes Luk. Gernler herausgegebenen „Syllabus Controversiarum" (vgl. Hagenbach, Basl. Conf., S. 168). Dieser katechismusartig in Fragen und Antworten abgefaßte Häresienkatalog sollte insbesondere bei den wöchentlichen Disputationen der Theologiestudirenden als Basis dienen und sie in den orthodoxen Grundsätzen befestigen. Um so auffallender ist die Stellung, welche W. etwas später einnahm gegenüber einer Einrichtung, welche diese orthodoxen Bestrebungen krönen sollte. Anno 1675 wurde nämlich die von Joh. Heinrich Heidegger in Zürich, unter Mithülfe von Frz. Turrettini in Genf und Antistes Luk. Gernler in Basel verfaßte „Formula Consensus ecclesiarum helveticarum" auch in Basel eingeführt und den Geistlichen jeweilen zur Unterzeichnung vorgelegt. W. aber, welcher über die Allgemeinheit der Gnade (circa gratiam universalem) dieselben Ansichten hegte, welche jene Consensformel an den Theologen von Saumur (Ludw. Capellus u. A.) verdammte, verweigerte seine Unterschrift und wollte auch Andere von dieser Verpflichtung befreit wissen. Das erreichte er zwar nicht; aber, dank der persönlichen Hochachtung, welche er überall genoß, wurde er selber nie zur Unterzeichnung der Formel gezwungen und überhaupt unangefochten gelassen. Nicht lange nachher, 1686, verzichtete man in Basel wieder auf die Verpflichtung der Geistlichen auf dieselbe, und am 26. Mai 1723 wurde sie vom Rathe endgültig beseitigt. Zwei Mal, 1656 und 1669, war W. Rector magnificus. Alt und lebenssatt, wurde er zu seinen Vätern versammelt am 11. December 1684. Er hat Vieles druckfertig ausgearbeitet, aber nur Weniges wirklich herausgegeben, aus großer Gewissenhaftigkeit. Publicirt wurden, außer etwa 15 Dissertationen (welche Leu aufzählt), folgende Schriften von ihm: „Certum animae solatium, ex Rom. 8, 14" (1638): „Marci Diadochi sermo contra Arianos", aus einer Basler Handschrift griech. und latein. herausgegeben (1642), wieder abgedruckt „cum libello Origenis de Oratione" (1694); „Oratio in Obitum (resp. Memoria benedicta) Theodori Zuingeri" (1655); „Origenis Exhortatio ad Martyrium", die er aus einer Basler Handschrift zusammenstellte und die nachher sein Sohn herausgab, als Anhang zur eigenen Publication von Origenis „Contra Marcionitas" (1673 u. 1674); „Refutatio Fabulae XI. M. VV."; „Tractatus Vinc. Bandelii de conceptione B. Virginis Mariae". Ungedruckt blieb: „Eucharisticon Encomio Ironico Dorschei oppositum".

Ueber Wettstein findet sich das wesentlichste in Athen. Rauricae 1778, S. 76, 89, 369, 397. — Leu, Allg. helvet. Lexicon 1764. — Haller, Bibl. d. Schweiz. Gesch. II, S. 393, Nr. 1616—1618. — K. R. Hagenbach, Gesch. d. Basl. Conf. 1857, S. 172 f. — K. R. Hagenbach, Die theol. Schule Basels. 1860, S. 29, 32, 33. — Tholuck, Das akadem. Leben d. 17. Jahrh., S. 333.

A. v. Salis.

Wettstein: Johann Rudolf W. II, Professor, Dr. theol., Sohn des Vorigen, ist zu Basel geboren am 1. September 1647. Um in den alten Sprachen bestmöglich gefördert zu werden, wurde er mit 13 Jahren vom Vater nach Zürich verpflanzt für zwei Jahre, als Schüler des ausgezeichneten Philologen Joh. Caspar Schweizer (Suicerus), und bestand mit Ehren 1663 seine philosophische Prüfung. In Latium und Griechenland nicht Fremdling, sondern Bürger, wollte W. nach seiner Heimkehr, wie die Athenae Raur. sich hübsch ausdrücken, auch in den Vorhof des Königs der Könige eintreten, in dem ein Tag besser ist, als sonst tausend. Er studirte vier Jahre Theologie bei Gernler, Zwinger und bei seinem Vater, hielt seine Dissertation „Ueber die Rechtfertigung des Sünders vor Gott", und wurde 1668 (3. Juli) Candidat. Ein Jahr vorher noch hatte er Aufsehen erregt dadurch, daß er nicht nur eine Disputation z. Th. in griechischer Sprache hielt, sondern auch, als einer der Opponenten ihn mit einer Fülle ungebräuchlicher Worte in Verlegenheit bringen wollte, dieselben sofort aufgriff und nach ihrer Abstammung und Bedeutung erklärte. Um sich am Opponenten zu rächen, schlug W. ihm nun vor, sie wollten die Disputation in griechischer Sprache fortsetzen, was aber Jener, obgleich einer der besten „Griechen", ablehnte. Da wiederholte und beantwortete denn W. jeweilen dessen lateinische Sätze griechisch.

Nach einer Studienreise in der Schweiz, in Frankreich, England, Belgien und Deutschland, auf welcher er sich überall in den Bibliotheken umsah und sich Excerpte sammelte — nicht zum Vortheil für seine Augen —, trat er vorerst 1670 als Vicar ein für den an Melancholie leidenden Professor der Logik, Sam. Burckhardt, wurde 1673 (19. Sept.) Professor der Beredsamkeit, 1684 (1. April) der griechischen Sprache, 1685 (2. Juni) Dr. theol. und (10. Juli) Prof. Loc. Comm. et Controv. Theol., 1696 (15. Sept.) Professor des Alten, und 1703 (5. Oct.) des Neuen Testaments. Drei Mal 1689, 1701 und 1709 war er Rector der Hochschule. Er starb an einer Peripneumonie am 21. April 1711. Seine „Leich-Oration", von Prof. Jac. Christ. Iselin gehalten, wurde gedruckt.

Wie sein Vater, hat auch er sich besonders um die Patristik verdient gemacht, indem er Origenes' „Dial. contra Marcionitas" griechisch und lateinisch mit Anmerkungen herausgab (Bas. 1673 u. 1674), sowie die vom Vater aus einer Basler Handschrift hergestellte „Exhortatio ad Martyrium". Für Joh. Fell hat er den „Nomocanon" des Photius nach einer Basler Handschrift verglichen. Außerdem sind von ihm erhalten, abgesehen von etwa 24 philosophischen und theologischen Dissertationen (welche Leu S. 370 f. aufzählt): „Orationes IX de Linguae Gr. Pronunciatione" (1676—1678); „De accentuum Gr. antiquitate et usu" (1685); „Diss. de fato scriptorum Homeri" (1684); „De foederibus" (1674); „Orationes III de fide Helvetica, oppositae libello famoso: la Suisse demasquée" (1674—1681); „De exilii miseria, de exilii solatio" (Bas. 1686); „Historia vitae et mortis Joh. Zuingeri" (1696); ein elegisches Gedicht: „Descriptio Thermarum Fabariensium, carmine elegiaco" (1672).

Ueber Wettstein's Leben u. Schriften vgl. Athen. Raur. S. 55, 79, 89, 323, 373. — Leu, Lexicon, S. 369 ff. — Haller, Bibl. d. Schweiz. Gesch.

II, S. 393, Nr. 1618. — K. R. Hagenbach, Die theol. Schule Basels. 1860, S. 35. A. v. Salis.

Wettstein: Johann Jakob W., Professor der Theologie, von Basel, Urenkel des berühmten Bürgermeisters Joh. Rudolf W., ist in Basel geboren am 5. März 1693, als zweites unter den 13 Kindern des gelehrten Pfarrers zu St. Leonhard Joh. Rudolf W. (— nicht zu verwechseln mit den beiden gleichnamigen Professoren —), und der Frau Sara Sarasin. Schon 1706 kam er zur Hochschule, erwarb 1708 die erste Laurea mit einer Rede über „Bonis omnia in bonum cedere", wurde 1709 Magister mit einer Dissertation über den Philosophen Chilo, studirte Theologie bei Joh. R. Wettstein II, Sam. Werenfels, Jac. Christoph Iselin und Joh. Ludwig Frey, und wurde im März 1713 Candidat. Seine Dissertation „De variis Novi Testamenti lectionibus" zeigte bereits seine Neigung und bisherige Hauptbeschäftigung an, worin er insbesondere von Prof. Frey war ermuntert und gefördert worden. Er hatte überhaupt das Bedürfniß gründlicher Quellenforschung, übersetzte selbständig für sich die griechischen Profan- und Kirchenschriftsteller, und durchforschte die handschriftlichen Codices der Universitätsbibliothek mit Lust. Unter Anleitung von Joh. Buxtorf betrieb er das Studium des Hebräischen, Talmudischen, Chaldäischen und Syrischen.

Im April 1714 trat er eine Studienreise an, nach Zürich, Bern, Genf, Lyon und Paris; im August 1715 ging er nach England hinüber. Er verkehrte insbesondere mit Montfaucon, Ruaeus, Conrayer und Rich. Bentley zu Cambridge. Ueberall verglich er die Codices und die Drucke und bereitete „Prolegomena N. Testamenti". 1716 wurde er Feldprediger der helvetischen Legion unter Chambrier, dieser, selbst Extheologe, gewährte ihm einen dreimonatlichen Urlaub, als die Legion nach Holland dislocirt wurde, damit er im Auftrag von Rich. Bentley nochmals nach Paris reisen und dort für seinen Auftraggeber den Codex des Ephr. Syrus vergleichen konnte. Im November 1716 fand er sich bei seiner Truppe ein und nahm seine Functionen auf. Nach wenigen Monaten jedoch wurde er in die Vaterstadt zurückgerufen als Diaconus communis (allgemeiner städtischer Hülfsprediger). Im Juli 1717 langte er in Basel an. Neben dem Amte, das ihn nicht ausfüllte, ertheilte er in seiner Wohnung Studirenden freiwillig Unterricht, war quasi Privatdocent. Und als sein Vater zum Pfarrer (Hauptpastor) von St. Leonhard vorrückte, wurde W. durch das, von ihm verpönte, in Basel bei Stellenbesetzung seit einiger Zeit übliche Loos, Diakonus an derselben Kirche, und somit Nachfolger und Amtsgenosse seines Vaters. (Bertheau, in Herzog's Realencyklopädie, macht diesen fälschlich zum „Antistes".) Er bekleidete diese Stelle bis 1730; die Seelsorge mehr aus Pflicht, als aus Lust. Die textkritischen Forschungen und handschriftlichen Studien waren seine Freude. Ganz unerwarteter Weise zog sich ein Gewitter über ihm zusammen, das für ihn verhängnißvoll werden sollte.

Wahrscheinlich war es ein allmählich bei Prof. Frey erwachter Neid gegen den ihn selbst überflügelnden einstigen Schüler, bei Prof. Iselin zugleich Gereiztheit darüber, daß ihm W. gewisse Irrthümer nachgewiesen, was die beiden Männer gegen ihn verstimmte. Man verbot ihm zunächst die weitere Benützung der Manuscripte auf der Bibliothek. Am 26. Juli 1729 brachten die Baselschen Tagsatzungsgesandten plötzlich von Baden die Nachricht heim: dort hätten die evangelischen Stände von Zürich und Bern vorgebracht, es verlaute, Diakonus J. J. Wettstein in Basel wolle ein neues griechisches Testament herausgeben, „welches nach dem Socinianismus rieche", und man fordere darum Basel auf, darob zu wachen, daß kein Schaden entstehe. Der Rath der XIII beauftragte den Conventus ecclesiasticus (Professoren der Theologie, Pastoren und

4 Deputaten der Regierung), den W. zur Verantwortung zu ziehen, und hernach zu berichten. Zugleich ersuchte man Bern und Zürich, welche zum Aufsehen gemahnt hatten, um nähere Mittheilungen über das, was sie wüßten. Bern meldete sofort (2. Sept. 1729), ihm sei nichts Genaueres bekannt, und es stelle alles Weitere Basel anheim. Eine Antwort von Zürich (Antistes Nüscheler) ließ durchblicken, Basels Orthodoxie scheine nicht mehr ganz zuverlässig zu sein.

Am 9. September wurde W. im Convent verhört, besonders von seinem Gegner und nun zugleich Hauptrichter, Prof. Frey. (Genaueres hierüber sehe man nach bei Hagenbach!) Man bezichtigte ihn des Latitudinarismus gegenüber Rom, der Untergrabung der Schriftautorität (wegen Abänderungen der lutherischen Uebersetzung u. dgl.), des Arianismus und Socinianismus, indem seiner Behauptung, in 1. Tim. 3, 16 sei nicht zu lesen θεὸς (ΘΣ), sondern ὃς (ΟΣ) ἐφανερώθη ἐν σαρκί, die Tendenz untergeschoben wurde, Christi Gottheit zu beseitigen, u. dgl. m. — Richtig war, daß W. gelegentlich etwa unvorsichtige Aeußerungen gethan, aus denen man durch böswillige Consequenzmacherei allerlei Heterodoxien ableiten konnte. Er hatte allerdings gegen eine Verwechslung der drei Personen der Trinität, gegen patripassianische Ausdrücke, wie sie da und dort auf Kanzeln vorkamen, sich ausgesprochen; selbst in ziemlich geschmackloser Weise die Personen der Trinität vergleichend mit dem Hauptpfarrer (Pastor) und seinen zwei Helfern (Diakonen), oder in einem von ihm edirten „Auszug geistlicher Lieder zum Lobe Gottes und des Herrn Jesu" (1728) den Vers „Liebster Jesu, wir sind hier", abändernd in „Gott und Vater, wir sind hier", u. s. w. Er hatte die Auferstehung des Fleisches (σαρκός) nicht wollen gelten lassen, sondern die des Leibes (σώματος), oder die Auferstehung von den Todten; er hatte die Versuchungen Jesu gedeutet auf innere Vorgänge, einzelne Wunder natürlich erklärt. Was man ihm Schuld gab, war nicht sowol Abweichung vom reformirten Lehrbegriff, als vielmehr vom Bibelglauben, war Neologie. Auch sittliche Irrthümer wurden ihm vorgehalten, wie Billigung der Nothlüge (ad Act. 23). Deshalb wollte man auch jetzt auf seine Versicherungen nicht bauen, sondern traute ihm zu, er gestatte sich auch wol eine „reservatio mentalis".

Das Anklagematerial gegen ihn hatte man in unwürdiger Weise gesammelt aus allerlei Stadtklatsch und fehlerhaften Collegienheften früherer Schüler. Die Theologen berichteten in diesem Sinne (IX, 13) an die XIII und verlangten, W. solle das Manuscript seines druckfertigen N. T.s ausliefern. Er suchte dem auszuweichen, aus Furcht, es zu verlieren, mußte es dann doch aus Holland kommen lassen und legte die ersten Druckbogen vor (XI, 1). Ein folgendes Memoriale des Conventes an die Regierung stellte seine Arbeit als unbedeutend dar, als „elendes Kunzenspiel" (X, 14). Eine Petition von 42 Hausvätern aus der Leonhardgemeinde zu seinen Gunsten wies man mit Mißfallen zurück. Am 12. April 1730 fand ein eidliches Zeugenverhör statt, z. Th. mit unwürdigen Suggestivfragen. Und doch ließ sich kein richtiges Crimen herausbringen.

Inzwischen hatte W. wiederholt Memoriale eingereicht, sich feierlich zur Basler Confession bekannt, sein alter Vater am 13. Mai eine Bittschrift vorgelegt. Am selben 13. Mai 1730 beschloß der Kleine Rath mit 22 gegen 18 Stimmen: „Ist Herr Diaconus Wettstein seines Helferdienstes zu St. Leonhard entlassen, und soll an seiner Stelle ein anderer Helfer nach der Ordnung erwählt werden". Die Minorität hatte ihn nur im Amte stillestellen wollen, bis er seine Rechtgläubigkeit genügend bewiesen.

Seiner Stelle enthoben, kam er nach Amsterdam zu seinem dortigen Verwandten und künftigen Verleger, Buchhändler Wettstein. Das Remonstranten-

collegium daselbst ernannte ihn, seine Gelehrsamkeit würdigend, zum Nachfolger des gealterten Clericus (1731). Doch sollte er vorerst sich reinigen von dem Verdacht der Heterodoxie, welcher ihn bereits bis nach Holland verfolgte, da man die Acten seines Basler Processes verstümmelt publicirt hatte, mit grundloser moralischer Verdächtigung seiner Person, als habe er s. Z. Gelder von Bentley unterschlagen. So mußte denn W. nach Basel zurückkehren, um seine Beschwerde gegen die ohne Censur erfolgte Actenpublication einzureichen und ein neues Verhör zu erlangen (22. Sept. 1731).

Auf Wunsch der XIII gab er eine schriftliche Erklärung ab seines Bekenntnisses zur Basler Confession (15. Dec.). Und nun erklärte, trotz Opposition der Theologen, der Rath (22. März 1732), W. sei „eo ipso wieder zum Predigtamt admittirt". Das war freilich ein ungesetzlicher Eingriff des Staates in die Rechte und Befugnisse der Kirche, und diese reichte abermals ein Memoriale ein „a Caesare male informato ad Caesarem melius informandum" (19. Dec.), wobei aber z. B. Samuel Werenfels (s. o. S. 5), des gehässigen Streites längst müde, nicht mehr mitmachte.

Am 20. Mai 1733 klagte W. wieder vor dem Rath, die Theologen wollten ihn nicht nur nicht als Amtsbruder anerkennen, sondern nicht einmal als Glied der reformirten Kirche, obgleich er doch inzwischen wol 60 Male gepredigt hätte und sogar im Spital das h. Abendmahl administrirt für Pfarrer Sam. Wettstein (der freilich ihm verwandt war und nun suspendirt wurde). Seine Klagschrift enthielt „beißende Personalitäten" und wurde deshalb vom Rath gerügt; ja sie sollte vor versammeltem Rath zerrissen und ihm vor die Füße geworfen, er selber in seinen Functionen neuerdings stillegestellt werden (23. Mai). Am 27. Mai erschien W. nicht vor dem Rath, diese Censur entgegenzunehmen, sondern war Tags zuvor nach Holland entwichen. Hier wurden ihm nun aber auch allerlei Schwierigkeiten bereitet von den Behörden, und wenn er nicht mit seiner eigenen Stellung zugleich diejenige des Remonstrantencollegiums selbst gefährden wollte, so mußte er einige schmerzliche Bedingungen eingehen, auf eigentlich theologische Vorlesungen vorläufig verzichten, den Socinianismus überhaupt nicht besprechen, sein N. T. einstweilen nicht herausgeben. Böttger (siehe unten) rechnet ihm die weise Mäßigung hoch an, womit er sich diesen Restrictionen fügte.

W. meldete sich von nun an immerhin mehrmals, wenn in Basel eine Lehrstelle frei wurde: 1733 die der Rhetorik, 1734 der Ethik, 1744 der griech. Sprache. Letztere fiel ihm durchs Loos zu; aber als nun das Remonstrantencollegium Alles that, um ihn festzuhalten, sein Gehalt erhöhte, ihm auch die Professur der Kirchengeschichte übertrug und wol auch Aussicht eröffnete, sein N. T. ediren zu dürfen, da lehnte er den Ruf nach Basel ab (9. Jan. 1745). Böttger betont dabei wol zu sehr, er habe nicht wollen „in carcerem redire". Noch besuchte er a. 1745 seine gealterte Mutter und seine Freunde in Basel; dann widmete er sich ganz seinem holländischen Wirkungskreis, bearbeitete ein Compendium der Kirchengeschichte, setzte seine textkritischen Studien und Publicationen fort, auch in England — er hat selbst über 100 Handschriften verglichen — und konnte endlich 1751 und 1752 sein Lebenswerk, die kritische Ausgabe des griechischen N. T.s mit reichem Commentar in 2 Bänden, abgeschlossen und publicirt sehen. Ebenso veröffentlichte er noch zwei Briefe von Clem. Rom., die er im Manuscript des Cod. Syr. N. T. vorgefunden, er fügte dem syrischen Text eine lateinische Uebersetzung bei.

In Anerkennung seiner Gelehrsamkeit und textkritischen Verdienste wurde er 1752 (15. Juni) zum Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften ernannt, 1753 (5. April) zu demjenigen der Londoner königlichen Soc.

scientiarum, und 1754 (15. Febr.) der englischen Gesellschaft für Verbreitung des evangelischen Glaubens im Auslande. Er starb, 61 Jahre alt, unverehelicht an einem Schenkelgangrän am 23. März 1754, „ein Märtyrer der beginnenden Aufklärung" (vgl. Hagenbach). Seine letzten Worte: „Alles ist mir gut" und „Wir haben einen Fürsprecher beim Vater, Jesum Christum", erinnern an seine Rede beim Empfang der „ersten Laurea". Ueber seinem Grabe, an welchem der holländische Professor Jac. Krighout die Leichenrede hielt, entspann sich eine Fortsetzung des alten häßlichen Streites zwischen Krighout und Prof. Frey in Basel, die man bei Hagenbach, van Rhyn und Böttger, auch bei Bertheau nachlesen möge.

Wettstein's Schriften erschienen: 1713 (Basil.) „De variis lectionibus N. T." (abgedruckt auch im Mus. Helv., P. 26); 1719 (Basel) „Von der Betrachtung des Todes über Psalm 90, 12; 1728 (Bas.) „Auszug Geistlicher Lieder, zum Lob Gottes und des Herrn Jesu Christi; 1730 (Amsterd.) „Prolegomena ad N. T[i] graeci editionem" (Halae 1764 [J. G. Semler] eadem, mit Noten und Appendix „de vetustioribus latinis recensionibus"); 1732 (Bas.) „Predig wider die Zauberey und abergläubige Künste, über Jesaj. 8, 19—22; 1733 (Amsterd.) „Orthodoxia a falsis criminationibus J. L. Frey vindicata; 1736 (Amsterd.) „Oratio funebris in obitum Joh. Clerici"; 1746 (Amsterd.) „Sermo in funere Joh. Driebergii habitus; 1751 (Amst.) T. I, 1752 T. II: „N. T. graecum cum Lectionibus variantibus et commentario pleniore"; 1752 (Lugd. Bat.) „Duae Epistolae S. Clementis Rom. ex codice Msc. N. T. Syr. et lat."; 1754 „Epistola ad Herm. Venemam de genuitate epistolarum Clementinarum". Mehrere Aufsätze in der „Bibliothèque raisonnée": Observationes ad versionem epistolae ad Hebraeos a comite Zinzendorff editam; etc. etc.

Ueber Wettstein (Leben und Werke) vgl. besonders: G. E. v. Haller, Biblioth. d. Schweiz. Gesch. II, Nr. 1619—1628, S. 394—97. — Leu, Allg. Helvet. Lex. Zürich 1764, Th. XIX, S. 375 f. — Athenae Rauricae. Bas. 1778, S. 379 ff. — P. Ochs, Gesch. d. Stadt u. Landschaft Basel VII, 516—521. — Chauffepied, Nouveau dictionn. histor. et critique IV, 683 ff. (1756). — In Illgen's Zeitschr. f. hist. Theol.: 1839 I, 73 ff. Aufsatz von C. R. Hagenbach. 1843 I, 115 ff. Aufsatz von L. J. van Rhyn. 1870 IV, 475 ff. Aufsatz von Heinrich Böttger. — K. R. Hagenbach, Die theol. Schule Basels. 1860, S. 45. — Derselbe, Gesch. d. Basler Confession. 1857, S. 184. — Herzog's R.-E. 2. Aufl. XVII, 18—24. Artikel von Carl Bertheau. — Meusel, Lexikon d. von 1750—1800 verstorb. Teutschen Schriftst. XV, 67—70. — Hirsching-Ernesti, Hist.-litt. Handbuch berühmter Personen, welche im 18. Jahrh. gelebt haben. XVI, 1, S. 294—311. — Doering, Die gelehrten Theologen Deutschlands IV, 705—708 u. 908. — Van der Aa, Biogr. Woordenb. d. Nederl. XX, 160 etc. — Des Amorie-van der Hoeven, Het tweede leuwfeest van het Seminarium der Remonstr. te Amsterdam 1840, S. 140—169. — Catalogus der Boeken en Handschriften van de Biblioth. d. Remonstr. Gemeende te Amsterdam. 1877, S. 117 ff. — Biblioth. Hagana historico-philologico-theologica. Class. III, fascic. I, 1770, p. 1—78. Vener. Basil. ordinis theologici Declaratio, de Novo Testam. Wetsteniano, a. 1757 composita et hactenus inedita; ibid. Class. III, fascic. III, 1771, p. 649—664. — Observationes, v. J. C. Valk. — Ueber Wettstein's N. T. vgl. Gregory, Prolegomena ad Nov. Testam. Tischendorfii, p. 243 ff. — Reuß, Biblioth. Novi T. graeci, p. 181 sqq.

A. v. Salis.

Wetzel: D. Hieronymus W., ein niederhessischer reformirter Theolog des 17. Jahrhunderts, wurde am 11. Februar 1623 in Kassel geboren. Sein

Vater war der geistliche Inspector und Rector des Gymnasiums in Hersfeld D. Heinrich W., ein älterer Bruder des Superintendenten Thomas W. (s. u. S. 259) zu Kassel. Wetzel's Jugend fiel in die stürmische Zeit des dreißigjährigen Krieges: 1629 mußte sein Vater, mit allen evangelischen Predigern des Fürstenthums von den Fuldaern und Oesterreichern vertrieben, für einige Zeit aus Hersfeld flüchten; wieder zurückgekehrt, starb er nach Jahresfrist, als sein Sohn neun Jahre alt war, 1632. Bis zu seinem 17. Lebensjahre besuchte dieser nun das Pädagogium in Kassel und ging 1639 auf die Kasseler Akademie über, die Landgraf Wilhelm V. an Stelle der, Hessen-Darmstadt zugefallenen, Universität Marburg gegründet hatte. Er studirte hier unter den Professoren Johann Peter Dauber, Professor der Beredsamkeit, Johann Crocius, Professor der Theologie, und Augustin Nolthe, Professor der philosophischen Moral und der oriental. Sprachen. Unter Nolthe disputirte er 1642 de magistratu politico. 1649 bezog er die Universität Leyden und blieb dort zwei Jahre und etliche Monate. Eine Reise nach England und Frankreich bildete den Abschluß seiner Studienzeit. Auf der Rückkehr in die Heimath ließ er sich in Basel pro ministerio prüfen.

Seine erste Anstellung fand er bald darauf, 1653, als Prediger an der erst seit 1646 bestehenden reformirten Gemeinde in Marburg, wo er fünfzehn Jahre lang wirkte. 1656 nahm er an der vom 13.—18. März dieses Jahres in Kassel tagenden Generalsynode der reformirten Kirche Hessens theil und unterschrieb die notae synodicae mit, worin diese Synode die ihr zur Begutachtung vorgelegte neue Kirchenordnung Wilhelm's VI. in vielen Stücken, als zu wenig der reformirten Denkweise entsprechend, mißbilligte, freilich ohne Gehör für ihr Bedenken zu finden. — 1666 am 11. October erwarb sich W. den Grad eines Doctors der Theologie. Seine der theologischen Facultät in Marburg eingereichte Abhandlung, die eine Zurückweisung wittenbergischer Angriffe auf die Abmachungen des Kasseler Religionsgespräches vom Jahre 1661 enthält, ist betitelt: „Diss. theol. inaug., exhibens confutationem articuli primi sectionis secundae, qui est de s. coena in epicrisi theologicae facultatis Wittebergensis de colloquio Cassellano Rinthelio-Marpurgensium, anno 1661 mense Julio instituto etc.“ Von lutherischer Seite kam dagegen in Gießen unter Peter Haberkorn's Vorsitz die Schrift heraus: Vindiciae art. I sect. II epicriseos Wittebergensis, syncretismo Cassellano oppositae etc. Resp. Jo. Chr. Nungesser, 1699. — Aus den Marburger Jahren Wetzel's stammt außerdem noch eine Reihe im Druck erschienener Leichen- und Gedächtnißreden (auf Reinhard Scheffer, Joh. Crocius, Landgraf Wilhelm VI. u. A.), die bei Strieder verzeichnet stehen.

Von Marburg kam W. am 27. September 1668 als Inspector und Hofprediger nach Schmalkalden und blieb dort acht Jahre, seit dem 3. December 1672 auch zum Superintendenten der Diöcese Allendorf an der Werra ernannt, deren letzter Superintendent vor ihm Johann Hütterodt in Eschwege, der Mitverfasser der Kirchenordnung von 1657, gewesen war. Aus dieser Zeit ist die, im Drucke erschienene und der Prinzessin Marie Amalie, Herzogin von Livland, der Braut Wilhelm's VII. von Hessen, zugeeignete, Trauerrede Wetzel's auf Wilhelm VII. zu erwähnen, die den Titel trägt: „Fürstlich Ehrengedächtnis, dem Weyland Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Wilhelm u. s. w., christmilden und höchstseligen Andenckens, als deßen entseeleter Fürstlicher Cörper in dero Fürstlichen Residentzstadt Cassel den 14. Martii anno 1671 in die fürstliche Gruft mit solennen und fürstlichen Ceremonien beygesetzet worden, an demselbigen Tage bey volckreicher Versamblung in der Stadt-Kirchen zu Schmalkalden, seinem Weyland Gnädigsten Fürsten und Herrn zu schuldigstem Nachruhm und unterthänigsten Ehren, sodann zu bezeugung seines tragenden unter-

thänigsten herzlichsten Mitleydens, auffgerichtet und nunmehr in den Truck gegeben durch Hieronymum Wetzelium, der Heil. Schrifft Doctorem, Inspectorem und Pfarrern daselbst" (1671).

1676 siedelte W. nach Allendorf über, nachdem er bis dahin seinen Superintendenturbezirk von Schmalkalden aus versehen hatte, und übernahm nun auch das Metropolitanamt der Classe Allendorf. Nach einer, von Strieder in einer Anmerkung hierzu mitgetheilten, Nachricht J. G. Pforr's in seiner handschriftlichen „Beschreibung etlicher denkwürdigen Geschichten von Schmalkalden" soll W. nach Allendorf versetzt worden sein, weil er viele Zänkereien und Streitigkeiten zu Schmalkalden erweckt habe. Es ist wol denkbar, daß Reibungen zwischen ihm und den dortigen Lutherischen vorgekommen sind: denn gerade in Schmalkalden war der Widerstand gegen die reformirten Neuerungen der Niederhessen besonders stark gewesen. In Allendorf war W. noch bis 1694 thätig. Am 24. April dieses Jahres starb er in Rotenburg an der Fulda, auf einer Dienstreise im 72. Lebensjahre von einem Schlaganfall betroffen.

Strieder, Grundlage z. e. hess. Gel.= u. Schriftst.=Gesch. XVII, hsg. von K. W. Justi. — Bach, Kurze Geschichte d. kurhess. Kirchenverfassung, 1832, S. 124 u. 131. — Heppe, Die Einführung d. Verbeßerungspunkte in Hessen von 1604—1610 und die Entstehung der hess. Kirchenordnung von 1657. 1849. — Heppe, Kirchengeschichte beider Hessen. 1876.

L. Metz.

Wetzel: Johann Caspar W. wurde am 22. Februar 1691 a. St., am Sonntage Estomihi, zu Meiningen geboren. Sein Vater Johann Michael W., war Schuhmacher. Er sollte auch Schuhmacher werden, erhielt dann aber doch, da er zum Handwerk weder Neigung noch Geschick hatte, von seinen Eltern die Erlaubniß, Theologie zu studiren. Er besuchte zuerst die lateinische Schule seiner Vaterstadt, sodann von Ostern 1708 bis Ostern 1711 das Gymnasium in Schleusingen, wo der Rector Gottfr. Ludovici (s. A. D. B. XIX, 396) sein Lehrer war. In dem dortigen Singchor, dessen Chorag er zuletzt ein Jahr lang war, wurde wol seine Liebe für das geistliche Lied geweckt. Wohl vorgebildet, namentlich auch als tüchtiger Hebraiker, ging er Ostern 1711 nach Jena; hernach studirte er auch in Halle. Er wurde, wie es damals der gewöhnliche Lebensweg der jungen Theologen war, nach beendeten Studien Hauslehrer. Als solcher kam er auch in das Haus des herzogl. Rathes Georg Paul Hönn (s. A. D. B. XIII, 72) in Coburg. Hier lernte ihn der kurmainzische Resident in Nürnberg, Freiherr Georg Christoph v. Wölcker kennen, der ihn dann im December 1718 als seinen Reisesecretär auf eine längere Reise nach Italien mit sich nahm. Die Reise führte ihn über Wien bis nach Neapel und dann durch die Schweiz zurück über Nürnberg wieder nach Coburg, wo er wieder in das Hönn'sche Haus eintrat. Hier wurde er nun von Hönn zur Mitarbeit an seinem berühmten „Betrugs=Lexikon" (vgl. a. a. O. S. 73) herangezogen, dessen erster Theil Coburg 1721 erschien. In diesem Jahre (1721) wurde W. von Herzog Anton Ulrich zu Sachsen=Meiningen nach Amsterdam, wo er damals residirte, als Prinzenerzieher berufen. Im J. 1724 wurde er Cabinetsprediger bei der verwittweten Herzogin zu Sachsen=Meiningen, einer Tochter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, in Meiningen und im December 1727 wurde er als Diakonus nach Römhild berufen. Er wurde am 12. December 1727 zu Coburg ordinirt und trat sein Amt mit dem 1. Januar 1728 an. Er zog sich hier gleich in seinem ersten Jahre Unannehmlichkeiten durch die Art, wie er gegen die übliche Feier des Gregoriusfestes auftrat, zu. Es war diese Feier ohne Frage eine in vieler Hinsicht anstößige geworden; aber Wetzel's Kampf gegen sie, namentlich auch von der Kanzel aus, bewirkte durch seine

Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit, daß er sich gerade auch diejenigen verfeindete, an deren Beistand ihm alles hätte liegen müssen. Für ihn war die Folge, daß er, obschon nach sechs Jahren der Theil der Feier, den er mit Recht als unzulässig bezeichnet hatte, verboten ward, bei der Besetzung des Archidiakonats und der Superintendentur immer übergangen ward und 20 Jahre in der völlig unauskömmlichen Stelle des Diakonus blieb. Um ihr Leben zu fristen, mußte seine Frau für Geld spinnen. Erst als die Herzogin-Wittwe, deren Cabinetsprediger er früher in Meiningen gewesen war, ihren Wittwensitz nach Römhild verlegte und ihn wieder zu ihrem Hofprediger machte, verbesserte sich seine Lage. Später ward er auch Archidiakonus. Aber seine Kraft war durch Noth und Krankheiten gebrochen. Auf der Rückreise von Liebenstein, wo er vergeblich Linderung seiner Leiden gesucht, starb er plötzlich am 6. August 1755 in Meiningen, seiner Geburtsstadt, 64 Jahre alt. — W. war ein trefflicher Prediger und ausgezeichneter und gewissenhafter Seelsorger; in weiten Kreisen ist er aber bekannt geworden als Hymnolog und als solcher wird er noch mit Recht genannt. Er beschäftigte sich mit diesen Studien, schon in Schleusingen (s. o.) und dann in Halle zu ihnen angeregt, besonders während seiner langen Candidatenzeit; die Frucht derselben ist vor allem seine bekannte „Hymnopoeographia oder Historische Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter“. Das Werk ist ursprünglich auf 3 Theile angelegt und enthält in alphabetischer Ordnung biographische Angaben über die Dichter geistlicher Lieder in der deutschen evangelischen Kirche nebst Aufzählung ihrer Lieder und Angaben über die Drucke derselben. Der erste Theil erschien 1719, gedruckt vor seiner italienischen Reise, Vorrede vom December 1718; der zweite 1721; der dritte 1724 nach seiner Rückkehr aus Amsterdam. Wenn das Werk auch der Zuverlässigkeit und Genauigkeit ermangelt, die man heute von einer solchen Arbeit fordert, so muß doch anerkannt werden, daß W. mit der betreffenden Litteratur sehr bekannt ist und mit großem Fleiße und nicht ohne Kritik gearbeitet hat; sein Werk ist für den Hymnologen noch heute nicht zu entbehren. Zusätze und Nachträge lieferte er im J. 1728 in einem vierten Theile, der jedoch gewöhnlich bei dem Werke fehlt. Ein fünfter Theil, der im J. 1735 erscheinen sollte, ja als schon erschienen angegeben ward, ist wegen des Todes des Verlegers nicht erschienen; dafür gab W. vom Jahre 1751 bis 1755 noch zwölf Stücke Nachlesen unter dem Titel „Analecta hymnica“ heraus, die zusammen zwei Bände (Gesammttitel mit der Jahreszahl 1756) ausmachen und nicht zu Ende geführt sind. — W. hat auch selbst geistliche Lieder gedichtet; sie erschienen größtentheils in der von ihm unter dem Namen „Heilige und dem Herrn gewidmete Andachtsfrüchte“ (Coburg 1718 bis 1722) herausgegebenen Sammlung; diese Lieder sind auch den drei Theilen seiner Hymnopoeographia als Anhang beigegeben. Einige von ihnen haben Aufnahme in Gemeindegesangbücher gefunden; so die Lieder: „Gott sorgt für mich, was soll ich sorgen“ und „Mein Gott, ich leb in schweren Sorgen“, welche beide z. B. in dem hannöverschen Gesangbuch von 1740 sich finden.

Joh. Casp. Wetzel, Kurzgefaßte Kirch- und Schul-, wie auch Brandhistorie der Stadt Römhild. Römhild 1735, S. 85 ff. — Joh. Georg Sauer, Zur Erinnerung an J. C. Wetzel. Hildburghausen 1855. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., 5. Bd., S. 507—514. — Bode, Quellennachweis, S. 170. — Goedeke, 2. Aufl., III, S. 314, Nr. 118.

l. u.

Wetzel: Johann Christian Friedrich W., Mag. phil., Rector des Lyceums zu Prenzlau in der Ukermark, geboren am 1. November 1762 zu Rhinow b. Rathenow in der Mittelmark, † am 10. Februar 1810 zu Prenzlau.

Sein Lebenslauf, über den ausführlichere Nachrichten nicht vorliegen, bietet ebensowenig Hervorragendes und Eigenartiges, wie seine etwa 30 Nummern zählenden, selbständigen Schriften. W. studirte in Halle und wurde, erst neunzehnjährig, im J. 1781 Lehrer an der dortigen lateinischen Schule, von wo er 1787 als Lehrer an die mit dem Bunzlauer Waisenhause verbundene Erziehungsanstalt berufen wurde. Sein litterarisches Debut begann er mit einem Aufsatze „Ueber einige Stellen in Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, in einem Schreiben an den Herrn Professor Schneider in Frankfurt a. d. O." im Braunschweigischen Journal von 1790. Daran schloß sich „Ein praktischer Beytrag zur Methodik des Hebräischen Sprachunterrichts, in einem Schreiben an den Hrn. Prorektor Moritz zu Hirschberg" (ebd. 1791), sowie verschiedene Abhandlungen über die lateinische, griechische und hebräische Sprache im Braunschweigischen und Schleswigschen Journal von 1790—1792 nebst zwei historischen Aufsätzen in der Schlesischen Monatsschrift von 1792. Ueber die Schul- und Erziehungsanstalt vor Bunzlau berichtete W. in den Schlesischen Provinzialblättern 1791. Nachdem er mit einer Inauguraldissertation „Animadversiones quaedam generaliores in Psalmos eorumque versionem recte instituendam" (Francof. ad Viadr. 1792) promovirt hatte, wandte er sich der Bearbeitung desjenigen Schriftstellers zu, dem er bis an sein Lebensende treu geblieben ist, nämlich Cicero. Den Reigen seiner zahlreichen Ausgaben der Werke dieses Redners, welche später zumeist im Rahmen der Braunschweiger Encyklopädie der lateinischen Classiker erschienen sind, eröffnete „M. Tullii Ciceronis Cato Major et Laelius, seu de senectute et amicitia, dialogi et paradoxa, perpetua annotatione et excursu illustr." (Liegnitz 1792); es folgten: „Brutus" (Halle u. Braunschweig 1793 u. 1795); „Epistolae" (1794); „De oratore" (1795); „Academica" (1799); „Orationes selectae XIV" (1800 resp. 1801); „Scripta rhetorica minora" (in zwei Voll. 1807). — Ostern 1793 kam W. nach Berlin als Lehrer an dem Pädagogium der königl. Realschule. Hier gab er 1794 eine „Kurze lateinische Grammatik" heraus und arbeitete an dem Hecker'schen „Lateinischen Lesebuche aus Originalschriftstellern gesammlet" mit. Aber schon 1795 wurde er zum Rector des Lyceums in Prenzlau ernannt, wo er im Alter von 47 Jahren starb. Außer Cicero hat er noch Caesar „ad exemplar Oudendorpii", Varsaviae 1797), Horaz („ad exemplar Bentleii", 1799), Nepos („ad exemplar Bosii" I, 1801, unvollendet) und Justin („textum Graevianum passim refinxit", 1806) herausgegeben. Diese Ausgaben wurden zu ihrer Zeit sehr geschätzt, besonders die kritischen und historischen Anmerkungen, die ein umfangreiches Wissen verriethen; auch in der Textgestaltung band sich W. keineswegs sklavisch an die Arbeiten seiner Vorgänger. Eine hebräische Grammatik verfaßte W. 1796, eine griechische Sprachlehre 1798; in einem Programm gab er 1797 einen „Rückblick auf unser Jahrzehend"; praktisch-pädagogische Zwecke verfolgte eine „Kurze Anleitung zum gründlichen Studium der Theologie auf Universitäten" (Berlin 1796) und „Sittenlehren der griechischen Weisen, ein Lesebuch für Jünglinge" ꝛc. (Liegnitz 1800). Originell war sein „Handwörterbuch der alten Welt- und Völkergeschichte" in drei Theilen (Liegnitz 1804; eine Weltgeschichte nach dem Alphabet; Thl. III: Alterthumskunde in Tabellen; mit neuem Titel Leipzig 1823), sowie eine „Kurze, auf Analogie zurückgeführte, Griechische Sprachlehre" (Liegnitz u. Leipzig 1802), welche W. nach den Ideen der Holländer Hemsterhuys, Lennep und Leeuwarden für Anfänger ausgearbeitet hatte, allerdings ohne die Irrthümer und die falsche Methode des Letzteren zu vermeiden. Endlich sei noch erwähnt, daß W. der Hauptantheil an dem für Schulzwecke nützlichen, unter Joh. Gottlieb Schneider's Namen erschienenen Griechischen Wörterbuche zufällt.

Vgl. Neuestes gelehrtes Berlin hsg. von Val. Heinr. Schmidt u. Dan. G. G. Mehring, II, Berlin 1795, S. 263—264. — Hamberger-Meusel, D. gel. Teutschland Bd. 8, 1800, S. 479—480; Bd. 10, 1803, S. 812; Bd. 16, 1812, S. 207—208. — Biographie universelle ancienne et moderne T. 50, Paris 1827, S. 428—429 (mit unrichtigen Daten: Professeur à Bunzlau 1782, mort à Berlin; auch in Kayser's Bücherlexikon VI, 220 steht fälschlich † 17. Februar 1810). — Eckstein, Nomenclator philol., S. 615.

C. Haeberlin.

Wetzel: Thomas W., ein reformirter Geistlicher Niederhessens, geboren 1591 in dem hessischen Städtchen Grebenstein, † am 3. Mai 1658 als Superintendent in Kassel, war ein Sohn des Grebensteiner Pfarrers Franz W. Vorgebildet in seiner Vaterstadt, dann auf der Kasseler Schule, endlich auf der Universität Marburg, wo er 1609 unter Rudolf Goclenius über „Somatologia" disputirte, wurde er 1615 in Kassel zweiter Hofprediger, darauf Pfarrer an der Brüderkirche, 1634 erster Prediger an der Freiheiter Gemeinde mit dem herkömmlichen Titel Decan des St. Martinsstiftes und als solcher zugleich Metropolitan der Pfarreiclasse Ahna (siehe Bach, Kirchenstatistik der evangelischen Kirche im Kurfürstenthum Hessen, S. 40), weiterhin Consistorialrath und zuletzt, am 12. März 1656, Superintendent, als Nachfolger des bedeutenden Theophil Neuberger. Seine Verwaltung dieses Amtes war indessen nur von kurzer Dauer, denn nach zwei Jahren starb er schon.

In die Zeit seiner Amtsführung fiel die Einberufung der reformirten Generalsynode von 1656, der ersten und letzten, die seit Moritz im alten Hessen gehalten worden ist; sie trat zusammen, um über eine von Wilhelm VI. ins Werk gesetzte neue Kirchenordnung ihr Gutachten abzugeben. Die Synode legte ihre Meinung in den „notae synodicae" dem Landgrafen vor, mußte es aber erleben, daß bei der Schlußredaction der Kirchenordnung ihr Votum gänzlich unberücksichtigt blieb. Die Ansichten der Synodalen waren dem Landgrafen zu reformirt, während es ihm darauf ankam, seine Kirchenordnung auch für die Lutherischen im Lande annehmbar zu machen. Durch die Uebergehung der notae synodicae fühlte sich nun besonders das geistliche Ministerium der Stadt Kassel so stark verletzt, daß es, mit W. an der Spitze, am 19. Januar 1657 an den Landgrafen eine energische Verwahrung wider solche Zurücksetzung einlegte. Zwar wurde der Protest zurückgewiesen, aber doch so viel erreicht, daß in dem zur Agende bestimmten kurzen Auszug wenigstens einige der Wünsche, die die Synode ausgesprochen hatte, berücksichtigt wurden, z. B. wurde in das Abendmahlsformular eine doppelte Spendeformel aufgenommen. Die Veröffentlichungen Wetzel's, die bei Strieder angeführt sind, bestehen zumeist aus Gedächtnißreden. Eine „Klag- und Trostpredigt über den seligen Abschied von dieser Welt weyland Ottos, Postul. Administrators des Stiftes Hersfeld, Landgrafs zu Hessen" ist im Manuscript vorhanden. Außerdem wird eine unter seinem Vorsitze am Collegium Mauritianum gehaltene Disputation erwähnt („Disp. theol. IV habita in Coll. Adelph. Maurit. de dei actionibus. Resp. Aug. Nolthenius Immenhus. Hass. 1618). Der hessische Geschichtsschreiber Christoph v. Rommel (in seiner Geschichte von Hessen, Bd. 9, S. 167, Anm. 2) zählt W. unter denen auf, deren Leichen- und Gedächtnißreden zu den besseren ihrer Art gehörten, während die meisten litterarischen Producte dieser Art aus jener Zeit, panegyrisch, weitschweifig und von Bibelsprüchen strotzend, nur für den genealogischen Forscher nicht ganz werthlos seien.

Strieder, Grundlage z. e. hess. Gel.- u. Schriftst.-Gesch. XVII. — Bach, Kurze Geschichte d. kurhess. Kirchenverfassung, 1832, S. 120. — Heppe, Die Einführung d. Verbeßerungspunkte in Hessen von 1604—1610 u. die Ent-

stehung d. hess. Kirchenordnung v. 1657. 1849. — Ebert, Die Geschichte d. evang. Kirche in Kurhessen v. d. Reformation bis auf d. neueste Zeit das Zeugniß d. Unionscharakters dieser Kirche. 1860, S. 193—205. Metz.

Wetzel: W. von Bernau, ein Dichter aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, stammte aus dem Aargau. Er gehörte einer freien Herrenfamilie (liberi de Bernowe) an, die in oberrheinischen Urkunden vom Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts ziemlich häufig erscheint; ein „Wetzel" von Bernau aber ist urkundlich nicht nachzuweisen. 1236 scheint das Geschlecht schon ausgestorben zu sein, denn Ulrich von Klingen und die Johanniter in Leuggern theilen sich in diesem Jahre in den von Reinhard v. B. hinterlassenen Besitz (Herrgott, Geneal. Habsburg. II 1, 251). Von diesen Bernauern zu unterscheiden sind die Gutenburg-Bernau, die sich, nachdem die Burg der alten Bernauer, Bernau am Ausgange des Frickthales, durch Ulrich von Gutenburg erworben worden war, später (seit 1262) öfter einfach von Bernau nannten. — W. dichtete ein „Leben der h. Margareta" (1180 Verse); darin nennt er sich V. 90 selbst als Verfasser. Dieses Gedicht war Rudolf von Ems bekannt, als er seinen Alexander schrieb, und er hebt es in seinem bekannten litterarischen Excurs lobend hervor. Dabei spricht er von W. „seinem Freunde" als von einem Lebenden und führt seinen Namen unter den dort aufgezählten Dichtern an vorletzter Stelle an: nach dem Stricker und vor Ulrich von Türheim. Der litterarische Excurs in Rudolf's Wilhelm nennt W. nicht. Da W. nun in seiner Margaretenlegende den Barlaam benutzt, so hat er also nach Rudolf's Barlaam (terminus ad quem: 1222) und vor desselben Dichters Alexander (entstanden zwischen 1230 und 1250) gedichtet. Bald nach Vollendung der Legende mag er gestorben sein. — Nach seiner eigenen Angabe (V. 80 f.) hat W. vorher „vil gelogen ân einger âventiure guot", also wol sowie Hartmann von Aue und Rudolf von Ems weltliche Gedichte verfaßt, ehe er sich der geistlichen Poesie zuwandte; jedoch ist uns nur das Margaretenleben erhalten. Dieses erzählt den Legendenstoff in rasch fortschreitender Darstellung ohne bei Einzelheiten zu verweilen oder die Rede auszuschmücken. Die Reime sind rein und die Reimbrechung ist nach Art der höfischen Epik gehandhabt. Aber W. liebt die Formel mehr als andere Dichter seines Kreises, und so bewegt sich sein ganzes Gedicht durchaus in den formelhaften Reimbindungen, sei es denen der neuen höfischen Kunst, sei es denen der alten geistlichen Dichtung. Hartmann und Rudolf kannte er und entlehnte dem Gregorius, armen Heinrich, Iwein und dem Barlaam einige Verse. Der Einfluß Wolfram's oder Gottfried's macht sich nirgends bemerkbar. — Die Quelle der mittelhochdeutschen Legende war die zuerst im 2. Bande von Boninus Mombritius' Sanctuarium (Mailand, c. 1470) gedruckte passio Margaritae. Die Thatsachen der Erzählung werden genau wiedergegeben, Nebenumstände und Reden der Quelle sind hie und da an eine andere Stelle des Verlaufs der Begebenheiten versetzt, als an der sie in der passio erscheinen. Der Dichter hatte also zur Zeit der Ausarbeitung seines Werkes den lateinischen Codex wol nicht mehr zur Hand und dichtete nach dem Gedächtniß. — Das Margaretenleben, welches bis vor kurzem nur dem Namen nach aus Rudolf's Alexander bekannt war, ist uns in einer aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammenden Sammelhandschrift des Constanzer Stadtarchivs erhalten, worin es erst vor einigen Jahren von mir aufgefunden wurde. Das Fragment, das K. Bartsch, Germanist. Studien, 1872, Bd. I, 1 ff. als „Wetzels heilige Margareta" herausgab, hat mit dem Gedichte Wetzel's nichts zu thun.

Herausg. in: Wetzel's von Bernau Margaretenleben, herausg. von K. Zwierzina. Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung (in Vorbereitung); in Beziehung auf seine Quelle besprochen in: Die Legende der h. Margareta im

Mittelalter, Untersuchungen und Texte von K. Zwierzina, 2. Bd. Leipzig, Teubner (im Druck). Zwierzina.

Wetzer: Heinrich Joseph W., geboren zu Anzefahr in Kurhessen am 19. März 1801, † am 5. November 1853 zu Freiburg i. B. Einer mit Kindern reich gesegneten Ehe eines Schullehrerpaares entsprossen, fand der aufgeweckte junge W. zunächst an dem Ortsgeistlichen, dann an dem Stadtpfarrer in Marburg i. H. Leander van Eß, wo er das Pädagogium besuchte, warme Förderer und Schützer. Besonders letzterer ecmöglichte ihm durch werkthätige Unterstützung die Fortsetzung seiner Studien und ebnete ihm die Wege auf die Hochschule, die er am 1. Mai 1820 in Marburg bezog. W. sollte sich der Theologie widmen, dorthin wies ihn sein geistlicher Freund. Eng verbunden mit dem Studium der streng theologischen Disciplinen ist jedoch das der morgenländischen Sprachen, die ja den Schlüssel zur Exegese der christlichen Theologie bieten. Ihnen wandte W. bald sein Hauptaugenmerk und seine Liebe zu. Die Uebersiedlungen auf die Universität Tübingen im Frühlinge 1823 und ein Jahr darauf nach Freiburg brachte ihn seinen Lieblingswissenschaften nur noch näher. Nach glänzend bestandenen Rigorosen zum Doctor theol. et philos. promovirt, war es ihm möglich gemacht worden, durch 1½ Jahre die berühmtesten Lehrer der arabischen und persischen, wie syrischen Sprache, einen de Sacy und einen Quatremère an der Pariser Universität zu hören. Die damals königl. Bibliothek zu Paris bot ihm in einer arabischen Handschrift, welche die Geschichte der koptischen Christen behandelte, Gelegenheit, durch Publicirung des Originaltextes sammt einer lateinischen Uebersetzung die reich angesammelten Schätze seines Wissens vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Der Drang, diese Kenntnisse auch weiter zu verbreiten, ließ W. in der Erledigung der Lehrkanzel der orientalischen Sprachen an der Freiburger Universität einen willkommenen Anlaß erblicken, seine Kräfte in der Lehrthätigkeit zu versuchen. Im Mai 1828 als Privatdocent an der theologischen Facultät habilitirt, wurde er noch am Schlusse des Jahres zum a. o. Professor ernannt, um im Januar 1830, nachdem er vorher durch einen Ruf nach der Gießener Universität geehrt worden war, die Bestallung als o. ö. Professor zu erhalten. Dem bald darnach erfolgten Rufe an eine andere Hochschule (Marburg) leistete er keine Folge und so wirkte er zwei Jahrzehnte in dieser Stellung mit der ganzen Hingebung des Gelehrten und Lehrers, wie des ehrlichen Charakters. Eine akademische Ehrenstelle nach der andern wurde ihm durch die Wahl seiner Berufsgenossen zu theil und als die Stelle eines akademischen Oberbibliothekars erledigt wurde, berief ihn das Vertrauen seiner Amtsbrüder provisorisch auch auf diesen Posten, welcher ihm definitiv von der Regierung jedoch, post tot discrimina rerum erst im J. 1850 verliehen werden sollte. Unter den wissenschaftlichen Arbeiten Wetzer's aus dieser Zeit sei außer kleinen Schriften vor allem erwähnt eine mit van Eß im J. 1840 gemeinsam herausgegebene Uebersetzung der hl. Schriften des alten Bundes, und dann vor allem jenes compendiöse encyklopädische Werk der katholischen Theologie und ihrer Hülfswissenschaften, welches als Wetzer-Welte'sches Kirchenlexikon in der gesammten Gelehrtenwelt Mitteleuropas eine dauernde Bedeutung zu erringen vermochte. Freilich war dieses Kind seines Fleißes und seiner Liebe der Ursprung nicht allein mancher kummervoller Stunden während seines Lebens, wo ihn die Beschäftigung mit ihm doch all die trüben Ereignisse hätte vergessen machen sollen, welche er Beginn der 40er Jahre auf der Universität erlebt hatte. Dieses Werk sollte ihm auch nach dem Tode noch Gegner schaffen. — W. war zwar im Grunde keine Kampfnatur, doch war er ein so ausgesprochener Charakter, dem das Gefühl für Recht und Billigkeit so stark im Blute saß, daß, wo er die thatsächliche Verletzung derselben gewahr wurde, er mit einer unnachsichtlichen Consequenz dem Uebel entgegentrat und keine jener Seitengassen

betrat, durch deren Begehung die Menschen so oft das sacrifizio del intelletto vollziehen, um sich der Stärke der Thatsachen zu beugen.

Die friedlichen Verhältnisse religiöser Duldung an der Freiburger Universität, wie ja überhaupt in Deutschland, begannen sich bereits während der 30er Jahre zu trüben. Die anfänglich katholische Universität Freiburg ward ihres confessionellen Charakters durch Aufnahme protestantischer Professoren immer mehr entkleidet. Die ursprüngliche Mehrheit katholischer Lehrkräfte wehrte sich gegen diesen, wie sie meinte, stiftungswidrigen Vorgang. Doch alles umsonst. Als nun gar der Landtag des Großherzogthums Baden im J. 1844 die Frage der Aufhebung der Universität überhaupt aufwarf, war es W., welcher durch eine anonym erschienene Schrift „Die Universität Freiburg nach ihrem Ursprunge, ihrem Zwecke, ihren Mitteln und Stiftungsfonds, ihre Eigenschaft als geistliche Corporation und fromme Stiftung ....“ (Freiburg 1844) für die Existenz der Hochschule in wärmster Form eintrat. Sie blieb zwar erhalten, doch verschlimmerte sich die Stellung der katholischen Professoren daselbst immer mehr und mehr. Gar das Jahr 1848 mit seinen wechselvollen Ereignissen schuf für W. Situationen voller Conflicte. Ein überzeugungstreuer Kämpe für Thron und Altar kam er gerade dadurch in die peinliche Lage, daß er mit einem Arme sich gegen jene wehren mußte, welche die Autorität des Fürsten heftigst angriffen, während er mit der anderen seine Kirche, deren treuester Sohn er war, gegen die Uebergriffe gerade jener von ihm vertheidigten Staatsautorität zu schützen suchte. So erntete er auch seitens der Regierung nur Undank, ein Schmerz, den er nie recht verwinden mochte. Um so größere Befriedigung verschaffte ihm seine Lieblingsbeschäftigung, die Redaction des Kirchenlexikons. Welche Kenntnisse nothwendig sind, um für ein so monumentales Werk die Nomenclatur zu verfassen, welch aufreibende Thätigkeit die Durchsicht und Correctur so vieler, aus den verschiedensten Federn geflossener Artikel beansprucht, und welch' ausgebreitete Studien zumal erforderlich sind, um durch Beherrschung der verschiedensten Disciplinen all diesen Artikeln das Gepräge einer gewissen Einheitlichkeit zu geben, wird jeder nur einfach gerecht Urtheilende zugeben. Wenn daher in neuester Zeit in gerade parteipolitisch nahestehenden Kreisen der Versuch gemacht wurde, die Bedeutung dieser Arbeit Wetzer's herabzumindern, um dadurch die doch rein geschäftliche Thätigkeit Anderer an dem Unternehmen allzu stark in den Vordergrund zu drängen, so mag das eben entweder der Geneigtheit der Menschen zur Parteilichkeit, selbst unter Gesinnungsgenossen, zugeschrieben werden oder der häufigen Unkenntniß der Epigonen mit den Vorgängen zur Zeit ihrer unmittelbaren Vorderen. — Einen reichen Trost in seinem oft angefeindeten Wirken bot W. im J. 1853 seine Reise nach Wien zur Generalversammmlung des katholischen Vereines in Deutschland. Hier war der vielgeprüfte und dennoch ungebeugte Mann der Gegenstand zahlreicher Huldigungen, die ihm zeigen sollten, wie edle Gesinnung und fester Charakter schließlich doch die gebührende Anerkennung finden.

Nach der Heimath zurückgekehrt wurde W. bettlägerig und bald machte ein Nervenschlag diesem thatenreichen Leben ein Ende. Allzufrüh starb W. für die Wissenschaft, zu früh für seine Freunde, am größten war der Verlust für seine Familie, die er sich durch seine Vermählung mit Philippine Schindler im J. 1831 gegründet hatte — ein Muster häuslichen Glückes. Doch sein Forschungsgeist, seine makellose Rechtschaffenheit, Eigenschaften, denen auch seine Gegner ihre Anerkennung nicht versagen konnten, sollten sich durch die gütige Fügung des Geschickes vererben. Der beim Tode Wetzer's noch im zarten Jünglingsalter stehende Sohn Leander ward ein treues Ebenbild seines Vaters. In jüngeren Jahren auf sich selbst angewiesen kämpfte er sich durch die Mühsale

des Lebens mit soviel Thatkraft und Fleiß durch, daß Oesterreich-Ungarn heute mit Stolz sein Kriegsarchiv und dessen kriegsgeschichtliche Abtheilung dank der reorganisatorischen Thätigkeit des auch als Militärhistoriker rühmlichst bekannten Feldmarschalllieutenants v. Wetzer den ersten kriegswissenschaftlichen Instituten dieser Art in der Welt ebenbürtig anreihen darf. Der Geist vom Vater, er lebt fort im Sohne, möge er auf weitere Generationen sich verpflanzen.

v. Györy.

Wetzler: Johann Evangelist W., Arzt, geboren am 27. December 1774 in Michaelsbach bei Deggendorf im Unter-Donaukreise und um 1850 verstorben, studirte und erlangte 1801 in Landshut mit einer Abhandlung „Ueber das Fehlerhafte der zeitherigen Methode Scheintodte zu behandeln" die Doctorwürde. Er ließ sich 1802 als Arzt in Straubing nieder, war dann Landgerichtsphysicus zu Landau in Niederbaiern, 1804 Medicinalrath der kurfürstlich bairischen Landesdirection in Schwaben zu Ulm, auch Director des Vaccinationsinstituts, 1807—1808 Provinzialirrenarzt, 1808 Regierungs- und Kreismedicinalrath in Augsburg, von 1838—40 Honorarprofessor an der Universität München, darauf in Würzburg Regierungs- und Kreismedicinalrath, wo er, ebenso wie in München, Vorlesungen über Heilquellenlehre an der Universität hielt. W. hat eine Reihe von Schriften über Balneologie, Kuhpockenimpfung, Staatsmedicinalwesen u. A. verfaßt. Ein Verzeichniß der wichtigeren Arbeiten Wetzler's gibt die hier genannte Quelle.

Biogr. Lex. VI, 254. Pagel.

Wevel: Gillis de W., altflamischer Legendendichter. Als junger Klostergeistlicher vollendete er im J. 1367 ein Leben des h. Amandus in Verbindung mit dem des h. Bavo, von denen der erstere der Schutzheilige Flanderns, der andere der von Gent war. Er benutzte dabei u. a. die von Utenbroeke verfaßte II. Partie des Spieghel historiael, z. Th. fast wörtlich; seine eigene mühsame Arbeit hat nur geringen poetischen Werth. Ueber 12 000 Verse in kurzen Reimpaaren umfaßt das Leven van Sente Amand, welches Ph. Blommaert für die Maatschappy der vlaamsche Bibliophilen, Gent 1842—1843, herausgegeben hat.

Jan te Winkel, Geschiedenis der nederl. Letterkunde I (1887), 278 ff.

Martin.

Wex: Friedrich Karl W., verdienter Schulmann und Philolog, geboren am 27. August 1801 zu Naumburg, † am 8. August 1865 zu Schwerin in Mecklenburg. W. besuchte die Domschule seiner Vaterstadt und studirte von 1821—1825 in Halle Theologie, orientalische Sprachen (besonders unter Wilh. Gesenius), classische Philologie (besonders unter Karl Reisig) und Mathematik (unter dem Hofrath Joh. Friedr. Pfaff, dem er im April 1825 die Grabrede [gedruckt Halle 1825] hielt); auch war er daselbst einige Jahre Mitglied des philologischen und des pädagogischen Seminars. Am 10. September 1825 wurde er nach öffentlicher Vertheidigung seiner Dissertation „De loco mathematico in Platonis Menone" (adiectae sunt in Platonis atque Sophoclis quaedam dicta symbolae criticae, Halis 1826) zum Dr. philos. promovirt. Bald darauf erhielt er einen Ruf als ordentlicher Lehrer an das Gymnasium zu Kleve, wurde aber noch vor Antritt dieser Stellung zum Adjuncten in Pforta ernannt, wo ihn der Rector Consistorialrath Dr. Karl David Ilgen am 3. April 1826 einführte. Der von Reisig in W. geweckten Liebe zur tragischen Muse der Griechen entsprang hier seine Ausgabe von Sophokles' Antigone („Sophoclis Antigona ex codicibus emendatior atque explicatior edita", Lipsiae, tom. I. 1829, tom. II. 1831), eine Leistung „von wissenschaftlichem Werth". Schon Ostern 1830 wurde W. als Director an das Gymnasium in Aschersleben berufen, welches er

3½ Jahre leitete. Während dieser Zeit gab er ein „Gesangbuch für Gymnasien“ (nebst Melodien, Aschersleben 1830, 2. Aufl. 1847), eine „Epistola critica ad Guilielmum Gesenium“ (Lipsiae 1831) und „Emendationum Livianarum promulsio“ (Ascaniae 1832) heraus. Von Michaelis 1833 bis an seinen Tod wirkte W. als Director des großherzoglichen Gymnasium Fridericianum zu Schwerin.

Als W. dieses Amt übernahm, war das Gymnasium die einzige öffentliche Lehranstalt in Schwerin; sonst gab es dort nur Privatschulen. Es sollten jedoch von jener Schule die 3 unteren Classen abgetrennt werden, um den Stamm zu einer unter eigenem Rector stehenden Realschule zu bilden. Dies konnte Michaelis 1835 ins Werk gesetzt werden. Dadurch vernothwendigte sich aber für das Gymnasium eine neue Lehrverfassung, welche nun von W. mit großer Umsicht entworfen (sie ist ausführlich dargelegt in dem Schulprogramm vom Jahre 1836) und mit genauer Sachkenntniß durchgeführt wurde. (Die übrigen 4 Classen wurden damals um eine vermehrt, wozu im J. 1855 noch 2 hinzukamen.) Noch verdienter machte sich W. durch die Wiederherstellung einer strengen Schulzucht, ohne welche das in den dreißiger Jahren überall neu erwachende wissenschaftliche Leben auf dem Schweriner Gymnasium keine Früchte gezeitigt hätte. Besonders gerühmt wird W. als „ein Mann von seltener Pflichttreue und stets regem Lehreifer“. Außer den Directoratsgeschäften übernahm er eine nicht geringe Zahl von Unterrichtsstunden. In den letzten Jahren seines Lebens ertheilte er wöchentlich 13 Stunden, davon 11 in Prima und 2 in Secunda: in Prima gab er den gesammten Lateinunterricht mit Ausnahme des Horaz, erklärte die griechischen Tragiker sowie den Thukydides und hielt die deutschen Declamationsübungen ab; in Secunda erklärte er den Livius. Von welchen Grundsätzen W. sich im Unterrichte leiten ließ und die ganze Anstalt geleitet wissen wollte, geht aus der Rede hervor, die er bei seiner Einführung am 5. October 1833 gehalten hat (gedruckt Schwerin 1833). Er verlangt „die formelle harmonische Entwickelung der gesammten Geisteskräfte“; nie dürfe der eine Unterrichtsgegenstand auf Kosten des andern erhoben werden. Ohne damit der Oberflächlichkeit das Wort zu reden, wendet er sich nur gegen die Richtung, „welche die größtmögliche Masse von Kenntnissen und eine Fülle todter Gelahrtheit in dem Kopfe des Knaben anzuhäufen sucht, vielleicht nur um bei vorkommenden Prüfungen die Gedächtnißfertigkeit der Schüler zur Schau zu stellen“; denn „nicht auf die Masse dessen, was gelehrt wird, kommt es an, sondern auf das Wie, auf die Methode im einzelnen“. „Der Lehrer, der den Stoff gehörig für seine Jugend bearbeitet, der darauf sinnt, wie er die Knaben für den Unterricht gewinne, der mit sanfter Geduld den sich regenden Keim des geistigen Lebens hervorzulocken und zu entwickeln sucht, der seine Anforderungen genau abwägt und begrenzt, der durch lobende Anerkennung des Geleisteten dem Knaben Lust und Muth macht: der wird durch seinen Unterricht den jugendlichen Geist wirklich beschäftigen, die jugendliche Lebendigkeit rege erhalten und auf die Wissenschaft hinlenken.“ W. übte in erforderlichen Fällen strenge, aber unparteiische Gerechtigkeit. Den Grundzug seines Charakters bildete jedoch die Liebe zur Jugend, deren Heil er stets im Auge behielt, deren geistige und sittliche Bildung, deren reine Freuden er mit väterlicher Gesinnung zu fördern und zu erhöhen bestrebt war. Hierdurch erzeugte er auch in den Herzen seiner Schüler die Regungen der Liebe und Ergebenheit. Seine allgemeine Beliebtheit zeigte sich besonders am 4. August 1853 bei Gelegenheit des 300jährigen Jubiläums des Gymnasiums, als er zum Ehrenbürger der Haupt- und Residenzstadt Schwerin ernannt wurde, sowie nach seinem Tode durch das ihm auf dem neuen Friedhofe in Form eines Obelisken errichtete Sandsteindenkmal.

Die Werke und Programme, welche W. in Schwerin schrieb, bewegen sich größtentheils auf dem Gebiete der classischen Philologie. Am meisten beschäftigte ihn Tacitus, besonders dessen Agricola-Biographie, von welcher W. eine sehr werthvolle kritische und eine Schulausgabe veranstaltete: „Taciti Agricola, ex codicibus recensuit et enarravit“ (Brunsv. 1852) und „Tacitus' Agricola nach kritisch berichtigtem Texte erklärt“ (Brschw. 1852); vorauf gingen die Programme: „Beiträge zur Kritik und Erklärung von Tacitus' Agricola“ (1840), „Emendantur et explicantur duo difficillimi loci ex Taciti Agricola“ (1841) und „Prolegomenon in Taciti Agricolam cap. I, III“ (1845); später erschienen noch die Programme: „Enarratio capitis II Germaniae Taciti“ (1853) und „Spicilegium in Cornelio Tacito“ (1859). Auch die in Pforta begonnenen Sophoklesstudien setzte W. fort, gleich sein erstes größeres Werk, welches er von Schwerin aus in Druck gab, war eine metrische Uebersetzung der Antigone (Lpzg. 1834); ihr folgten die Programme: „Probe einer Uebersetzung des Oedipus auf Kolonos“ (1837), „Beiträge zur Kritik des Oedipus auf Kolonos“ (1837); „Spicilegium in Sophoclis Oedipo Colonesio“ (1853) und „Sophokleische Analekten“ (1863). Ferner schrieb W. über Thukydides und Sallustius („Commentatio de difficilioribus aliquot Sallustii atque Thucydidis dictis“, Progr. 1833; „Thucydidea“, Progr. 1851). Dazu kommen Beiträge zu R. Zimmermann's Zeitschrift f. die Alterthumswissenschaft (Darmstadt 1839, Nr. 144 u. 145), zum Rheinischen Museum (II 146, III 276, IV 346, XII 627 zu Plautus, XII 631 zu Livius), zum Philologus (VIII [1853] 571: „Zu Sophokles' Ajax“) und zu den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik (Bd. 71, 123 zu Livius; 73, 669; 87, 692 u. 89, 381 zu Platon; 83, 207, 275, 859; 85, 228; 91, 268 zu Cicero; 89, 728 „Berichtigung betr. Tacitus' Agricola 22“). Der orientalischen Philologie gehören an die beiden Werke: „Meletemata de punicis Plautinis“ (Lips. 1839) und „Herr Professor Ewald als Punier gewürdigt“ (Schwerin 1843), sowie die Programme: „De punicae linguae reliquiis in Plauti Poenulo“ (2 Theile, 1838, 39). (Vgl. auch das Rheinische Museum II, 131 und IX, 312.) Ein dritter Theil von Wex' Schriften hat auf Mecklenburg Bezug, nämlich die im Programm vom Jahre 1835 abgedruckte lateinische Rede auf das Regierungsjubiläum des Großherzogs Friedrich Franz I., die Jubiläumsschrift „Zur Geschichte der Schweriner Gelehrtenschule“ (1853) und das Programm „Wie ist Mecklenburg deutsch zu schreiben und wie lateinisch zu benennen?“ (1856).

Wex, Rede . . ., 1833, S. 7, 10, 11. — Ders., Z. Gesch. d. Schweriner Gelehrtenschule, 1853, S. 60, 81, 82. — Schweriner Schulprogr. v. Mich. 1865, S. 46—48. — Schweriner Schulprogr. v. Mich. 1866, S. 30—32, 44. — F. Latendorf, Die Lehrer u. d. Abiturienten d. Fridericianums von 1834—1874. Schwerin 1875, S. 2, 7. — Konr. Bursian, Gesch. d. class. Philol. München 1883, S. 964. Heinrich Klenz.

Wex: Jakob W. Ueber seine Lebensverhältnisse ist nur bekannt, daß er Jesuit war, in Ingolstadt 1677 Professor der Theologie und 1685 der Philosophie war, von 1687—1695 zu Innsbruck lehrte. Außer einer Schrift „De quatuor elementis“ (Ingolst. 1680) verfaßte er verschiedene Abhandlungen und Handbücher über kanonistische Materien, dann die „Ariadne Carolino-canonica“ cet. (Augsb. u. Dill. 1708, 5 P. fol.) Dieses Werk ist eine Einleitung in das kanonische Recht, ein Lehrbuch des kanonischen Civilrechts in der Ordnung der Institutionen Justinian's, des Civilprocesses nach der Ordnung des zweiten Buches der Decretalen, sowie des Criminalprocesses, gibt eine Reihe von kanonistisch-civilistischen Rechtsfällen, schließlich Tractate über Zehnten, Verlöbnisse und Ordensrecht. W. besaß gründliche juristische Bildung, seine Schriften waren für die Praxis werthvoll.

Prantl, Geschichte I, 482; II, 506. — de Backer V, 713; VI, 785 (nichts über sein Leben). — Meine Gesch. III, 151. v. Schulte.

Wex: Wilibald W., Landschaftsmaler, geboren 1831 als der Sohn des Revierförsters Franz Wex zu Karlstein bei Reichenhall, wurde zum Forstfache erzogen; dabei bildete sich sein Auge zur scharfen Beobachtung des Lebens in Feld und Wald und der Drang nach künstlerischer Reproduction dieser Eindrücke; er sagte seinem bisherigen Stande Valet und vertauschte Büchse und Rucksack mit Pinsel und Palette. Anfangs pflegte er die Gebirgsmalerei mit genrehafter Staffage („Heimfahrt auf dem Königssee von der Jagd"), dann das eigentliche Bergbild („Auf der Reitalpe", 1872; „Am Obersee", 1873; „Blaueisgletscher am Hochkalter"; „Die Jungfrau", 1878; „Wasserfall an der Ortlergruppe", 1881), wählte aber dann nach dem Vorbilde von Richard Zimmermann und Wenglein die malerische Schilderung der Ebene. Seine höchst effectvoll abgetönten Abendlandschaften aus dem Dachauermoos, dem Loisachthal u. s. w. erregten großes Aufsehen wegen der feinen technischen Behandlung der Luft, des Wassers, der niederen Pflanzenwelt und Moose. Um seinen farbensprühenden Gedanken zum gehörigen Ausdruck zu verhelfen, liebte er auch ein großes Format. Aus den Niederungen kehrte er gerne in die hohe Alpennatur zurück, insbesondere in der Verbindung mit Wasser und Wald. Im J. 1888 trat W. aus der Münchener Künstlergenossenschaft aus und veranstaltete eine Separatausstellung seiner Werke, welche ebenso großen Fleiß wie eine unermüdliche Productionskraft und Begeisterung, aber auch eine Neigung zur decorativen Schnellmalerei bekundete. Der Künstler starb nach langen, schmerzhaften Leiden am 29. März 1892. Sein Porträt mit kurzer biographischer Notiz in Nr. 195 der „Münchener Stadtzeitung" vom 9. April 1892.

Hyac. Holland.

Weyde: Julius W., Genremaler, geboren 1822 in Berlin; † am 27. Februar 1860 in einer Kaltwasserheilanstalt bei Stettin. W., ein Schüler der Berliner Akademie und im Atelier des Professors Wolff ausgebildet, besuchte in den Jahren 1843 bis 1847 die bedeutendsten Galerien Europas und setzte dann seit 1847 in Antwerpen unter der Leitung Vennemann's und später in Paris unter der Horace Vernet's und Paul Delaroche's seine Studien fort. Durch die Revolution aus Paris verscheucht, lebte er wiederum kurze Zeit in Berlin und begab sich hierauf abermals auf Reisen nach Salzburg und durchs Oesterreichische nach Italien, wo ihn namentlich die Umgebung von Pola längere Zeit fesselte. Er war ein gewandter Darsteller des kleinbürgerlichen und des Volkslebens. Von seinen Genrebildern werden genannt: „Die Eifersüchtigen", „Großpapa hat was mitgebracht", „Das ländliche Abendessen", „Der alte Reconvalescent", „Das verirrte Kind", „Seemanns Rückkehr", „Fünf Albumblätter", „Die kleinen Neider", „Weinschenke in Cervola", „Der erste Schulgang", „Großpapa schläft" und „Der Großeltern Freude".

Vgl. Max Schasler, Deutscher Kunstkalender. Almanach für . . . 1860. Berlin o. J. I, 169. — A. Seubert, Allgem. Künstlerlexikon. 2. Aufl. Stuttgart 1879. III, 575. H. A. Lier.

Weyer: Johann W. (auch Weier, Wier, Wierus), Arzt, geboren als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns 1515 zu Grave in Nordbrabant. Er besuchte die Lateinschule in Herzogenbusch und in Löwen, kam dann nach Bonn zu Cornelius Agrippa, der 1532 und 1533 hier als Gast des Kurfürsten Hermann von Wied weilte. Unter der Führung von Agrippa bereitete er sich zu den Universitätsstudien vor, die er als Mediciner 1534 zu Paris begann und 1537 zu Orleans, wo er den Doctorgrad erwarb, beendete. In Frankreich führte er den Namen Piscinarius. Wahrscheinlich kehrte er nach Beendigung

seiner Studien zurück in seine Heimath und war dort als Arzt thätig. Die Reise, welche er gemäß den Angaben seiner früheren Biographen nach Tunis und Kreta gemacht haben soll, hat nicht stattgefunden; der Irrthum, worauf diese Angabe beruht, entstand nur durch unrichtiges Auffassen zweier Stellen in seiner Hauptschrift, worin er zwei andere Schriftsteller erzählend anführt. Im J. 1545 trat W. als Stadtarzt in den Dienst von Arnheim und 1550 als Leibarzt in den des Herzogs Wilhelm III. von Jülich=Cleve=Berg, in welcher Stellung er bis zum Eintreten in den Ruhestand verblieb.

Ueber die Schreibung seines Namens war man bis in die neue Zeit hinein verschiedener Ansicht, weil W. selbst in einigen niederdeutsch geschriebenen Briefen sich Wier unterzeichnete. Allein in allen seinen deutschen Schriften nannte er sich stets Weyer, in den Clevеschen Acten steht nur Weyer oder Weier, und ebenso unterzeichneten sich seine Söhne. Jenes Wier wurde damals in den Niederlanden Wei=er ausgesprochen, ähnlich dem heutigen vijver = Weiher, piscina. — Brabant gehörte zum deutschen Reich und deutschen Sprachgebiet und darum ist die Staatszugehörigkeit Weyer's nicht zweifelhaft. Er selbst betrachtete sich als Deutschen, da er die Sprache, worin Paracelsus schrieb, nostra lingua nennt. Ich erwähne das, weil einige Schriftsteller der Neuzeit ihn zum Holländer stempeln wollten.

W. war einer der hervorragendsten Aerzte seiner Zeit. Er schrieb ein medicinisches Werk, das lateinisch 1567 erschien, deutsch 1580, 1583 und 1588. Es hat dort den Titel „Observationes medicae", hier „Arzneibuch von etlichen bisher unbekannten und nicht beschriebenen Krankheiten". Darin sind abgehandelt Scorbut, Sumpfſieber, Lungenentzündung, Trichinose (?), Syphilis, Influenza, englischer Schweiß und epidemische Rose. Die Darstellung der besondern Krankheitslehre und der Behandlung erhebt sich weit über das, was man von seinen Zeitgenossen zu lesen gewohnt ist. Die Beschreibung eines neuen Destillirapparates am Schlusse und mehrere gelegentliche Aeußerungen weisen darauf hin, daß W. der chemischen Richtung des Paracelsus zugethan war, ohne jedoch eine Spur der Mystik und des Bombastes zu besitzen, worin jener sein fruchtbares Wissen und Lehren einhüllte.

Das größte Verdienst Weyer's liegt in der Klarheit und dem Muthe, womit er systematisch zuerst die Bekämpfung der Hexenprocesse unternahm und zwanzig Jahre lang mit allem Eifer durchführte. Er schrieb 1562 auf dem herzoglichen Schlosse Hambach bei Jülich sein berühmtes Buch „De praestigiis daemonum" (Ueber die Blendwerke der Dämonen). Darin trat er dem Hexenwahn und seinen grauenhaften Folgen, die damals in Deutschland wie eine Pest wütheten, mit allen Waffen der Wissenschaft und mit der vollen Wärme eines menschenliebenden Herzens entgegen. Das Buch wurde 1563 von J. Oporinus in Basel ausgegeben, die zweite Auflage 1564, die dritte 1566, die vierte 1568, die fünfte 1577, die sechste 1583, jede Auflage mit Ausnahme der letzten im Umfang und Inhalt vergrößert. Eine deutsche, dem Rath der Stadt Bremen gewidmete Uebersetzung verfertigte er selbst 1567 und einen billigen lateinischen Auszug (De Lamiis liber unus) 1577. Außerdem veröffentlichte er eine kleine Schrift „Pseudomonarchia daemonum" (1577), eine Verspottung der damals so üppig wuchernden Teufelslehre; eine andere „De commentitiis jejuniis" (Ueber schwindelhaftes Fasten) in demselben Jahr. Ferner ebenfalls ein kleines Buch „De Irae morbo liber" (Ueber die Krankheit des Zorns), eine ernste und edle Mahnung an seine Zeitgenossen, aufzuhören mit den maßlosen Grausamkeiten, die in den unseligen Kriegen jener Jahre täglich begangen wurden. In der Vorrede zu De Lamiis konnte W. schreiben: „Nicht genug gerechten Dank kann ich Gott dem Allgütigen und Allmächtigen dafür darbringen, daß er meine Feder

Beweisgründe hat schreiben lassen, deren Veröffentlichung an sehr vielen Orten die Wuth, im Blute Unschuldiger zu waten, verrauchen machte und die wilde Grausamkeit und Tyrannei des Teufels in der Zerfleischung der Menschen, die ihm das bestriechende Brandopfer ist, verhindert hat. Denn wie ich sehe, ist der Lohn meines Buches über die Blendwerke der Dämonen solcher, daß gewisse hohe Behörden die so elenden alten Weiber, welche das Urtheil des Pöbels mit dem gehässigen Namen Hexen bezeichnet, nicht nur milder behandeln, sondern sogar von der Todesstrafe freisprechen, entgegen der Gewohnheit, die verschuldet ward durch langjähriges Gesetz und Vorurtheil der Gewalthaber".

Mit welchem Beifall das Buch über die Blendwerke der Dämonen aufgenommen wurde, bezeugen die sechs Auflagen in zwanzig Jahren und drei deutsche und zwei französische Uebersetzungen in derselben Zeit. Von vielen Seiten erhielt der Verfasser zustimmende Briefe, mehrere Landesherren verboten die Hexenbrände in ihrem Bereich, und es schien, als ob das Frühroth der Vernunft und der Menschlichkeit angebrochen sei. Allein die Verdummung, der Aberglaube und das Bedürfniß nach Bestialität waren stärker als die von Weyer's Buch ausgehenden Lichtstrahlen. Von allen Seiten erhoben sich die Gegner. Es wurde in Antwerpen, München, Rom, in Spanien und Portugal auf den Index der kirchlich verbotenen Bücher gesetzt; in München in die erste Classe, womit ausgesprochen war, daß der Verfasser ein Ketzer sei und keine seiner Schriften von den Gläubigen gelesen werden dürfe. Der berühmte französische Jurist Jean Bodin schrieb eine Schmähschrift gegen W.; der belgisch-spanische Jesuit Delrio bekämpfte ihn in seinem großen Werk über Zauberei aufs heftigste; eine Reihe anderer Schriftsteller — Theologen, Juristen und sogar Mediciner — thaten ähnliches. W. wäre dem Ansturm seiner zahlreichen Feinde auch persönlich unterlegen, hätte ihn nicht sein einsichtsvoller und ihm höchst gewogener Herzog geschützt. Bald aber machte sich in Düsseldorf und Cleve der Einfluß der spanischen Reaction geltend; der Herzog verfiel einem Gehirnleiden, das ihn dauernd siech machte und ihn ganz in die Hände der ausländischen Partei lieferte, und W. mußte es als Greis erleben, daß auch in Jülich-Cleve-Berg die Folter wieder arbeitete und die Hexenbrände wieder aufloderten. Dennoch war sein früheres Mühen und Arbeiten gegen die Greuel nicht vergebens. Er war der erste Rufer im Kampfe, und andere folgten ihm, ihn stets als ihren Führer nennend und anerkennend. Ich erwähne nur den Arzt J. Ewich in Bremen, den juristischen Professor J. G. Gödelmann in Rostock, den Gutsbesitzer R. Scot in England, den Professor des Griechischen und der Mathematik H. Witekind (Lercheimer) in Heidelberg und den Kanonikus C. Loos in Trier. (Das bedarf für diesen Schriftsteller insofern einer Einschränkung, als sein Buch während des Druckens in Köln von dem Magistrate confiscirt wurde. Erst 1886 wurden ein Theil der Handschrift in der Stadtbibliothek zu Trier und 1888 die gedruckten sechs ersten Bogen in der Stadtbibliothek zu Köln wiedergefunden. Loos nennt zwar den ketzerischen W. nicht mit Namen, bezeichnet ihn jedoch durch Redewendungen und Citate so genau, daß an der Person gar nicht zu zweifeln ist. Bemerkenswerth ist noch der Ausruf des Loos über W.: „O, wäre er doch ein katholischer Christ!") Ihre Schriften gegen die Hexenprocesse wurden von 1584 bis 1589 veröffentlicht. Die beiden folgenden Jahrhunderte vollendeten, was W. einsichtsvoll und mannhaft begonnen. Ihm selbst waren die Gedanken dazu wahrscheinlich von dem Lehrer seiner Jugend Cornelius Agrippa ins Herz gepflanzt worden, denn auch er war ein fester Widersacher des Hexenwahns und er hatte 1519 in Metz durch sein beherztes und beredtes Auftreten ein armes altes Weib aus den Klauen des Dominicaners Savini befreit und die Bevölkerung so gegen diesen in Harnisch

gebracht, daß er noch andere Weiber, die im Gefängniß oder auf der Flucht waren, freilassen mußte.

An den politischen Ereignissen seiner Zeit nahm W. eifrigen Antheil und wahrscheinlich übte er auf die Entschließungen seines Fürsten manchen Einfluß. Wir müssen das daraus folgern, daß Herzog Alba ihn von Brüssel aus mit Gefangennahme bedrohen ließ, falls er nicht aufhöre, die Geusen von dem zu unterrichten, was zwischen ihm und Wilhelm III. verhandelt werde. Dieser war mit seinem Herzen der Reformation zugethan, er stand aber unter dem Banne des Spaniers, der eifrig darüber wachte, daß Cleve nicht zu dem Ketzerthum übergehe. Des Herzogs Schwester und erwachsene Töchter waren heftige Gegner Alba's, und W. gehörte ihrer Partei am Hofe mit ganzer Seele an. Wiederholt gab er in seinen Schriften seinem Widerwillen gegen die Spanier Ausdruck. Er hatte Berathungen mit den Grafen Johann und Ludwig von Nassau über die Mittel und Wege, den Niederländern Hülfe zu bringen, und sein Sohn Dietrich, der als Rath im Dienste der protestantischen Vormacht Kurpfalz stand, nahm daran theil. Das entspricht den bewegten Worten, womit er in seiner Schrift „De Ira“ an die Greuel des spanischen Krieges in den Niederlanden erinnert, und es entspricht seiner innern confessionellen Zugehörigkeit.

In seiner gegen die Hexenprocesse gerichteten Kampfschrift tritt sein Bekenntniß betreffs der großen religiösen Fragen des 16. Jahrhunderts nur andeutungsweise hervor. Das Buch ist frei von den confessionellen Streitereien, die damals ganz Europa erfüllten; offenbar schon aus dem Grunde, weil W. damit auch auf die Fürsten und Bevölkerungen katholischer Länder ebenso wirken wollte, wie auf die protestantischer. Eine längere Stelle darin, wo jegliche Art der Ketzerei energisch zurückgewiesen und die Zugehörigkeit zur römischen Kirche betont ist, wurde bisher dem Verfasser des Buches zugeschrieben; sie ist aber — wie ich 1895 nachgewiesen habe — nichts als ein wörtliches Citat aus einer Vertheidigungsschrift des Erasmus von Rotterdam, das W. ohne den geringsten Ausdruck der Zustimmung da wiedergibt, wo auch er sich gegen das Verbrennen der Ketzer wendet. Die kirchliche Ueberzeugung Weyer's tritt deutlich zuerst hervor aus seinem Briefe „Salve in eo qui nos dilexit suoque abluit sanguine“, den er am 10. October 1565 an den Führer der schwäbischen Protestanten Dr. Johann Brenz richtete und den er allerdings, soviel ich sehe, erst in dem Liber apologeticus von 1577, Anhang zur 5. Auflage der Praestigia veröffentlichte. Sie ergibt sich ferner klar aus der Widmung des Auszuges De Lamiis aus dem Hauptwerk, die an den protestantischen Grafen Arnold von Bentheim und Tecklenburg gerichtet ist („Tu in puriori doctrina Christi et vera religione institutus“). Endlich enthüllt W. seine confessionelle Ueberzeugung außer in der eigenen Uebersetzung der Praestigia von 1567, die dem Magistrate der reformirten Stadt Bremen gewidmet ist, in dem Vorworte zu seinem „Artzney-Buche“, das er der verwittweten Gräfin Anna von Tecklenburg zu Füßen legt und worin er „die reyne Lehre des heiligen Evangeliums“ und den „reformirten Brauch der heyligen Sacramente“ als den „wahren Gottesdienst“ preist. Daß W. am Cleveschen Hofe sich alle Zurückhaltung auflegte und auflegen mußte in dem äußeren Bekennen seiner kirchlichen Ueberzeugung, ist bei der Betrachtung der Zustände, die an jenem Hofe herrschten, und des Druckes, der auf diesen von dem Herzog Alba ausgeübt wurde, ganz selbstverständlich.

W. verließ den herzoglichen Dienst gegen 1578, wo sein Sohn Galenus als Leibarzt des Herzogs eintrat, und zog sich zurück auf sein in der Nähe von Cleve gelegenes Landgut. In regem Verkehr scheint er mit seinen frühern vornehmen Pflegebefohlenen geblieben zu sein. Daß er in dieser Zeit wegen seiner

Vertheidigung der Hexen wiederholt in Lebensgefahr geschwebt habe und ihr nur durch den Schutz mächtiger Freunde entronnen sei, wird in Veröffentlichungen unserer Zeit berichtet, aber ohne Quellenangabe; ich selbst habe es nirgendwo gefunden. Möglich ist es schon bei der wüsten Reaction, die mittlerweile im Herzogthum Jülich-Cleve-Berg hereingebrochen war. Im Winter 1587/88 besuchte er die gräfliche Familie zu Tecklenburg, erkrankte hier, starb am 24. Februar 1588 und wurde in der Schloßkirche beerdigt. Seine vier Söhne setzten ihm eine pietätvolle Grabschrift, die uns als „lügnerisch" von einem seiner Gegner überliefert wurde. Kirche und Grab sind nicht mehr vorhanden. Die Schmähungen, die W. bei Lebzeiten zu ertragen hatte, wurden im 17. Jahrhundert weidlich von den Hexenfanatikern fortgesetzt. Später suchte man ihn todtzuschweigen, was in dem Gesichtskreise der großen Menge der Gebildeten unserer Nation auch gelungen war. Gerade Deutschland aber hat die Erinnerung an ihn als einen Mann hochzuhalten, der in der Zeit des schmachvollsten geistigen und moralischen Tiefstandes zuerst mit Nachdruck und Ausdauer uns die Wege der Aufklärung und Gesittung zeigte.

Melchior Adam, Vitae Germanorum medicorum. Heidelberg 1620. — Joannes Wierus, Opera omnia. Amsterdam 1660. 1002 Seiten in 4°. — C. Binz, Doctor Johann Weyer, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahns. Zeitschr. d. Bergischen Geschichtsvereins, 1885, Bd. 21. Sonderausgabe Bonn 1885, VII u. 167 S. Mit den Bildnissen Weyer's und seines Lehrers Agrippa; dasselbe in 2., umgearb. und verm. Auflage. Berlin 1896, VII u. 189 S. Mit Weyer's Bildnisse. — C. Binz, Das Bekenntniß d. ersten deutschen Bekämpfers d. Hexenprocesse. Beil. z. Allgem. Zeitung, München, 11. Febr. 1895 (Antwort an Johannes Janssen).

C. Binz.

Weyermann: Albrecht W., Theolog und Litterarhistoriker, geboren in Ulm am 1. April 1763, † in Würtingen (OA. Urach) am 28. Decbr. 1832. Sein Vater, ein Soldat, später Diener in der Stettinischen Verlagsbuchhandlung, wandte die Kosten daran, ihn studiren zu lassen. In die praktische Laufbahn trat er 1797 als Katechet am Ulmer Waisenhaus, von wo er in das zum Gebiet der Reichsstadt gehörige Dorf Bermaringen als Diakon versetzt wurde; später versah er nach einander die württembergischen Pfarreien Gutenberg, Gerstetten und Würtingen. Zur Ausfüllung der Lücken seiner Schulbildung begann er sehr frühe litterargeschichtliche Studien; er fand, daß die alte Reichsstadt, in welcher er aufwuchs, bedeutende Männer in ungewöhnlich großer Zahl theils erzeugt, theils längere Zeit bei sich beherbergt hatte, und der Eifer, mit welchem er den Spuren dieser Landsleute nachging, wurde mit solchem Erfolg gekrönt, daß er schon als Candidat das Buch: „Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und andern merkwürdigen Personen aus Ulm" (Ulm 1798) erscheinen lassen konnte. Und ungeachtet W. seit 1801 auf dem Lande nicht ganz nahe bei Ulm lebte, sandte er im J. 1829 unter dem Titel „Neue Nachrichten" u. s. w. noch einen umfangreichen Band nach. In beiden Bänden ist namentlich durch Benützung von ungedruckten Chroniken und „Lebensläufen", von öffentlichen und Privaturkunden soviel Material zusammengebracht, daß sie nicht bloß denjenigen, welche sich mit der Geschichte der Stadt Ulm und ihrer Geschlechter befassen, sondern einem sehr weiten Kreis von Litterar-, Kirchen- und Kunsthistorikern als reichhaltige Fundgrube bekannt sind. Außer diesem seinem Hauptwerk hat W. eine „Gallerie historischer Gemälde der denkwürdigsten Personen, welche im 19. Jahrh. gestorben sind" zu veröffentlichen angefangen (Augsburg 1806), welche nach dem ersten Band nicht weiter fortgesetzt wurde.

Gradmann, Das gelehrte Schwaben, S. 773. — Weyermann, Nachrichten, S. 536 f., wo eine kleine Selbstbiographie bis zum Jahr 1798.

W. Heyd.

Weyermüller: Friedrich W., als Dichter geistlicher Lieder bekannt, wurde am 21. September 1810 zu Niederbronn, einem Badeort am Fuße der Vogesen in Unterelsaß, geboren. Sein Vater, von Haus aus Zimmermann, führte daneben eine Specereihandlung; seine Mutter, eine Frau von innig zartem, frommem Gemüth, vermittelte dem Knaben schon frühe die Kenntniß der alten lutherischen Kernlieder, für welche er später im Kampfe gegen den Rationalismus so energisch eintrat. Nachdem W. bis zu seiner Confirmation die Ortsschule besucht und einigen weiteren Unterricht in Geschichte, Geographie und deutscher Litteratur vom Ortspfarrer erhalten hatte, kam er zu seiner weiteren Ausbildung auf ein Jahr nach Nancy und kehrte dann in seine Heimath zurück, um hinfort im Geschäfte seines Vaters thätig zu sein, das er seit seiner Verheirathung (1834) selbständig weiter führte. Aus dieser bescheidenen Stellung trat W. in die Oeffentlichkeit heraus, als es für die Bekenner der lutherischen Kirche galt, den Kampf „gegen den seichten Rationalismus und ungesunden Pietismus" aufzunehmen. Seine Widerlegung des rationalistischen sogenannten „Conferenzkatechismus" war so vortrefflich, daß sie nach dem Urtheil von Fachkennern dem größten Theologen Ehre gemacht hätte. Als im J. 1848 die zur Herstellung einer neuen Kirchenverfassung in Straßburg tagende Delegirtenversammlung die Union einzuführen gedachte, war es W., der dagegen eine scharfe Protestation schrieb und damit die Gefahr beseitigte. Das im J. 1850 erschienene „Gesangbuch für die evangelischen Gemeinden Frankreichs" — das sogenannte „Conferenzgesangbuch" — veranlaßte ihn, seine bekannte Flugschrift „Das neue Gesangbuch. Ein Wort an die Oberbehörde der Kirche Augsb. Confession in Frankreich und das evangelisch-lutherische Kirchenvolk" (1851) zu schreiben. Wie diese Schrift, so ist auch sein „Laienbrief an die evangelisch-lutherischen Christen von der Herrlichkeit und Bekenntnißtreue ihrer Kirche" ein kleines Meisterstück von Klarheit und Volksthümlichkeit. Zwischendurch ließ nun W. auch eine große Zahl seiner kirchlichen Lieder ausfliegen, welche er dann gesammelt als „Lutherische Lieder" (1854) herausgab. Ihnen folgten „Der 115. Psalm. In sieben deutschen Liedern nachgesungen" (1862) — „Der 45. Psalm, das kleine Hohelied der Bibel" (1862), zweite, um 63 andere Lieder vermehrte Auflage u. d. T. „Christus und seine Kirche" (1875) — „Weihnachtstimmen" (8 Lieder, 1864). Heinrich Kurz urtheilt über W.: „Er hat vorzüglich danach gerungen, im Sinne des alten Kirchenliedes zu dichten, und es ist ihm soweit gelungen, als es in unserer Zeit überhaupt möglich war. Er hat namentlich den kirchlichen Volkston glücklich getroffen". Im J. 1852 war W. Mitglied des Kirchenvorstandes und des Consistoriums, auch kirchlicher Almosenpfleger geworden, und diese Aemter hat er bis zu seinem Tode mit treuer Hingabe und Beständigkeit verwaltet; sie gaben ihm auch Gelegenheit fleißig mitzuarbeiten an dem „Gesangbuch für Christen Augsburgischer Confession", das nach sechsjährigem Kampfe mit dem Oberconsistorium endlich vereinbart wurde (1870). W. starb zu Niederbronn am 24. Mai 1877. In den letzten Jahren seines Lebens veröffentlichte er noch „Kriegs- und Friedenslieder eines Elsässers" (1871) und „Dominikus Dietrich, ein elsässischer Glaubensheld, ein erzählendes Gedicht" (1874); nach seinem Tode erschienen „Harfe und Schwert. Nachgelassene Gedichte" (1881) und „Geistliche Lieder in einer Auswahl" (hsg. von F. R. Borchers, 1887).

Koch, Geschichte des Kirchenlieds 2c. VII, 132 ff. — Otto Kraus, Geistliche Lieder d. 19. Jahrhunderts, S. 569 ff.

Franz Brümmer.

Weygand: Hermann W., großherzoglich hessischer Major, namhafter Schriftsteller auf dem Gebiete der Handfeuerwaffen, am 4. März 1830 zu Darmstadt geboren, trat am 1. April 1847 mit der ausgesprochenen Absicht auf Beförderung zu dienen in das großherzogliche Artilleriecorps und nahm mit diesem in den Jahren 1848 und 1849 an der Bekämpfung der aufständischen Bewegungen in Baden und in der Pfalz theil. Sein Verhalten in den im letztgenannten Jahre bei Hemsbach, Großsachsen und Gernsbach gelieferten Gefechten, in denen er einen Zug von zwei Geschützen befehligte, trug ihm eine Belobigung durch den Großherzog Ludwig III. gelegentlich einer am 25. Juli bei Konstanz abgehaltenen Parade ein. Auch auf der Militärschule zu Darmstadt zeichnete er sich aus und bald nach seiner am 27. Juni 1852 erfolgten Beförderung zum Officier wurde er in Würdigung seiner hervorragenden technischen Begabung zur Waffen-, später Zeughausdirection commandirt, deren Mitglieder fast ausschließlich Artillerieofficiere waren. Die Verwendung gab ihm häufig Gelegenheit zur Mitwirkung bei den Neueinführungen auf dem Gebiete des Waffenwesens, welche damals an der Tagesordnung waren, namentlich als es sich um die Umwandlung der Broncegeschütze in Vorderlader nach dem System la Hitte handelte, doch blieb er daneben auch im Frontdienste thätig und leistete darin Tüchtiges, auch ertheilte er vielfach Privatunterricht an Officiere und junge Leute, die es werden wollten. Der Krieg vom Jahre 1866, bei dessen Ausbruche er Hauptmann war, führte W. nicht in das Feld, er gehörte zur Garnison der Bundesfestung Mainz, 1870 aber marschirte er an der Spitze einer Batterie aus, schon am 18. August ward indeß seiner kriegerischen Thätigkeit ein Ziel gesetzt. In der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat wurde er durch ein Mitrailleusengeschoß so schwer am Arme verwundet, daß er erst nach langer Zeit wieder schreiben konnte und im J. 1871 den activen Dienst verlassen mußte. Er wurde dann zum Landwehr-Bezirkscommandeur zu Erbach im Odenwalde ernannt, ein Posten, welchen er bis 1886 bekleidet hat, und starb am 1. April 1890 zu Darmstadt.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Frontdienste entfaltete W. namentlich auf dem oben bezeichneten Gebiete eine reiche und von vielem Erfolge begleitete schriftstellerische Thätigkeit. Vorher war er, außer mit Aufsätzen in militärischen Zeitschriften, nur mit der Bearbeitung der 3. Abtheilung von Spamer's „Populäre Waffenkunde“ (Leipzig 1870), „Die Feuerwaffen nach 1866“ behandelnd, an die Oeffentlichkeit getreten. Zuerst erschien von ihm „Die französische Mitrailleuse der Feldartillerie“ (1871), dann schrieb er im Verein mit Major v. Plönnies (s. A. D. B. XXVI, 310), den er als seinen Lehrmeister bezeichnete, während Plönnies den von W. im Bereiche der Ballistik, wo letzterer seine eigenen mangelhaften Kenntnisse wirksam ergänzt habe, ihm geleisteten Beistand rühmend anerkannte, „Die deutsche Gewehrfrage“ (1872) und im nämlichen Jahre allein „Die technische Entwickelung der modernen Präcisionswaffen der Infanterie“, von welchem Werke 1875/6 eine neue erweiterte Auflage erschien, und 1875 „Das französische Infanteriegewehr, Fusil modèle 1874“. Diesen Arbeiten folgten: 1876 „Schießen mit Handfeuerwaffen“, 1879 „Das französische Marinegewehr, Fusil modèle 1878“, 1884 „Taschenbuch der Ballistik“, 1888 „Die deutsche Gewehrfrage“. Außerdem übersetzte er aus dem Holländischen „Das Infanteriefeuer auf große Distanzen und sein Einfluß auf die Taktik“ (1880) und „Die Ballistik der gezogenen Feuerwaffen“, beide von van Dam van Isselt. Von Weygand's Thätigkeit auf dem Gebiete der periodischen Militärlitteratur ist die bemerkenswertheste seine bis zum Tode fortgesetzte Mitarbeiterschaft an den vom Oberst v. Löbell seit 1875 herausgegebenen „Jahresberichten über die Veränderungen und Fortschritte im Militärwesen“, für welche er die Berichte

über die Handfeuerwaffen lieferte. Eine reiche Sammlung von letzteren, welche er zusammengebracht hatte, vermachte er dem preußischen Kriegsministerium zum Zwecke der Ueberweisung an die Infanterieschießschule zu Spandau.

Internationale Revue über die gesammten Armeen u. Flotten, 9. Jhrg., 3. Bd., Rathenow 1891. B. Poten.

Weygandt: Sebastian W., geboren zu Bruchsal 1760, hatte den ersten Unterricht bei Karl Engelhard und dem Bildhauer Günther. Der Hofmaler Schweikhart wollte ihn zum Historienmaler heranbilden und schon waren vier Jahre verflossen, als der Vater dem Kunststudium ein Ende machen wollte. W. verließ jetzt heimlich Bruchsal und ging nach München, wo er gezwungen war zum Broterwerb Bildnisse zu malen. In Augsburg hatte er mehr Glück, indem v. Stetten und Brander sich seiner annahmen. Er besuchte die Akademie und gewann 1781 den zweiten Preis, was den Zunftneid erregte, welcher zuletzt in häßliche Anschuldigungen ausartete. Noch seiner Abreise von Augsburg malte er in Wallerstein und Oettingen die fürstlichen Familien, und dann porträtirte er in Driesdorf die Lady Craven mit dem Markgrafen von Ansbach. Dieser ernannte ihn zum Hofmaler, es war aber bei der Uebergabe des Landes an Preußen das Patent noch nicht unterzeichnet, so daß der Künstler ohne Pension ausging. Er fand indeß an dem Erbprinzen von Hohenlohe in Ingelfingen einen Gönner und erhielt von diesem auf mehrere Jahre ehrenvolle Aufträge. Später berief ihn dieser als Hofmaler nach Breslau. Er malte viele Bildnisse französischer Officiere, sowie jenes des Prinzen Jerome, welcher 1807 den Künstler zum Hofmaler ernannte. Das Porträt war jedenfalls der Zweig der Malerei, auf den W. sein Talent anwies. Es existiren aus dieser Zeit zahlreiche sehr gut gemalte Bildnisse im Privatbesitz. Den König von Westfalen malte W. verschiedene Male. Eins dieser Porträts befindet sich in der Murhardt'schen Bibliothek in Kassel. Nach der Wiederherstellung des hessischen Kurstaates war W. wieder ganz auf die Bildnißmalerei angewiesen, da von Aufträgen zu historischen Darstellungen so gut wie gar nicht die Rede war. Der Einfluß Jaques Louis David's und der französischen Schule, der damals die deutsche Malerei beherrschte, herrscht unverkennbar auch in den Gemälden von W., zum Nachtheil einer unbefangenen Anschauung der Natur. Er starb zu Kassel 1824.

Nagler s. v. Louis Katzenstein.

Weyganmeyer: Georg W. (Weiganmeir) war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Professor der hebräischen Sprache zu Tübingen, † 1599. Bei Hetzel, Gesch. d. hebr. Sprache, S. 175 sind von ihm angeführt: „Praecepta linguae Ebraeae per quaestiones resoluta", 1592 (wieder herausgegeben 1602 von Weyganmeyer's Nachfolger M. Beringer) und „Institutionum ebr. lingu. per tabulas digestarum libri duo", nach seinem Tode 1609 veröffentlicht.

C. Siegfried.

Weyhe: Eberhard von W. (Weihe) wurde geboren am 28. Mai 1553 als jüngster Sohn des herzoglich braunschweigischen Kanzlers und Administrators des Fürstenthums Kalenberg, Friedrich v. W. und der Magdalene Katharina v. Plesse, seine fünf älteren Brüder hießen Friedrich, Johann, Peter, Konrad und Joachim. Das Geschlecht, welchem Eberhard entstammte, war eines der ältesten und angesehensten in Niedersachsen und soll seinen ersten Ansitz im Bisthum Bremen auf dem Schloß Weyhe gehabt haben. In der Folge siedelte die Familie ins Braunschweigische über und trennte sich in zwei Linien: Weyhe zu Bötersheim und Weyhe zu Fahrenhorst-Eimbke. Dieser letzteren, noch heute blühenden gehörte auch Eberhard an: sein Wappen war demnach ein gespaltener

Schild, im ersten Feld eine blaue Raute in Gold, im zweiten ein halbes goldnes Mühlrad in Blau.

Nachdem Eberhard bereits im J. 1555 (am 21. Dec.) seinen Vater verloren, studirte er vom Jahre 1570 an unter Teuber, v. Beust und Matthias Wesenbeck zu Wittenberg Jurisprudenz und machte hierauf eine längere Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich, von der er erst im J. 1580 nach Wittenberg zurückkehrte. Die älteren Biographen nehmen an, daß er die juristische Doctorwürde von dieser Reise mitgebracht habe, doch widerspricht dem eine in Bibl. Cassellan. aufbewahrte handschriftliche Notiz, nach der W. erst im J. 1590 unter Martin Coler und Jacob Goedemann den Doctorhut zu Wittenberg erwarb. Schon bald nach seiner Rückkehr rüstete sich W. zu einer zweiten größeren Reise; da ihn aber Kurfürst August von Sachsen in die Stelle des nach Dresden übergesiedelten Joachim v. Beust an die Hochschule zu Wittenberg berief, so unterblieb dieselbe. In dieser Stellung, als Professor der Pandekten und als kurfürstlicher Rath im Appellationsgericht, wirkte W. einige Jahre und trat dann im J. 1585 als Rath in die Dienste des Herzogs Adolf von Holstein-Gottorp, der ihn an das Capitel in Lübeck abschickte, um daselbst die Wahl des Prinzen Friedrich zum Bischof zu betreiben. Nachdem Herzog Adolf schon am 1. Oct. 1586 gestorben war, verblieb W. noch kurze Zeit in seiner Stellung als Rath bei dem Nachfolger Adolf's, Herzog Friedrich, kehrte aber, obwol ihm dieser eine beträchtliche Erhöhung seiner Besoldung versprach, bald nach Wittenberg zurück, da ihm seine Entlassung aus sächsischen Diensten nur auf ein Jahr bewilligt worden war. Der bedeutendste Rechtslehrer der Universität, Mich. Teuber, war zu jener Zeit gestorben und in dessen Stelle rückte jetzt W. ein. Zu Wittenberg lebte er als erster Professor — 1589 und 1591 bekleidete er das Rectorat — mit dem Charakter eines kursächsischen Rathes und Assessors beim Hofgericht von 1587—1591, um welche Zeit er vom Hof nach Dresden gezogen wurde. W. war jedoch, ehe er die Uebersiedlung vornahm, so klug, seine Bedingungen zu stellen und diese bestanden vor allem darin, daß man ihm während seines Aufenthaltes zu Dresden seine Wittenberger Aemter offen lassen sollte. Seine Vorsicht erwies sich auch bald als recht begründet, denn infolge des Todes des Kurfürsten Christian I. († am 25. Sept. 1591) traten in Dresden Verhältnisse ein, welche einen längeren Aufenthalt für W. unerträglich machten. Er ging deshalb zu Beginn des nächsten Jahres wieder nach Wittenberg zurück, gerieth jedoch hier in neue Schwierigkeiten, welche darin ihren Grund hatten, daß man ihn sowie seinen Collegen Peter Wesenbeck im Verdachte hatte, insgeheim dem Calvinismus zu huldigen. Als beide sich außerdem weigerten, die Concordienformel zu unterschreiben, war ihres Bleibens in Wittenberg nicht länger, sie mußten die Stadt verlassen. Von dem dortigen Theologen Samuel Huber aufs schärfste angegriffen, beschwerten sie sich zwar später bei dem damaligen Administrator der Kurlande, Herzog Friedrich Wilhelm, erreichten jedoch für sich nichts; Huber wurde allerdings später abgesetzt.

Mittlerweile war Wesenbeck schon im Sept. 1592 nach Altorf als erster Rechtslehrer übergesiedelt, während W. eine Einladung nach Dänemark erhielt; er schlug jedoch diese Berufung aus und ging als Rath des Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen nach Kassel. Unter dem Nachfolger dieses Fürsten — jener starb schon am 28. Aug. 1592 —, dem Landgrafen Moritz wurde W. Kanzler und nahm als solcher 1593 und 1597 die kaiserlichen Lehen für seinen Herrn entgegen; in gleicher amtlicher Eigenschaft war er im J. 1594 auf dem Reichstag zu Regensburg, 1595 zu Speyer zur Visitation des Kammergerichts und 1600 bei dem sog. Receß wieder zu Speyer. Das Einvernehmen mit dem Fürsten

blieb zunächst ein sehr gutes und W. lehnte deshalb im J. 1600 eine ihm angebotene vortheilhafte Stelle am Hofe des Erzbischofs Johann Adolf von Bremen ab, aber das wurde bald anders. Der Landgraf Moritz war ein Fürst, der neben seinen guten Eigenschaften auch recht tadelnswerthe aufzuweisen hatte, solche, die dem Historiker es nahelegen, ihm den Vorwurf der Tyrannei zu machen; im Charakter des Landgrafen mögen denn auch die Gründe liegen, welche eine Trennung Weyhe's vom Kasseler Hofe zur Folge hatten. Im J. 1605 folgte W. deshalb einer Berufung des Grafen von Schaumburg nach Bückeburg, woselbst er zunächst Kanzler wurde; später war er Landdrost zu Pinneberg und hatte diese Stellung noch im J. 1615 inne. Wie aus einem seiner Briefe an Ph. Camerarius (d. d. 4. August 1612) hervorgeht, war er zu jener Zeit von einem Leiden heimgesucht, das die Aerzte nicht zu behandeln wußten und das als Fleischhernie bezeichnet wird; infolge dessen war W. sehr niedergedrückt, jedoch nicht so leidend, daß er eine nothwendige Reise nach Jülich aufschieben wollte. Mit dem bekannten Melchior Goldast, der ebenfalls in Bückeburg damals eine Stellung innehatte, lebte er auf gespanntem Fuße und forderte ihn sogar zum Zweikampf heraus.

Einige Jahre danach (1617) finden wir W. als Kanzler am Hof des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, er führte damals schon den Titel eines Röm. Kaiserlichen Rathes. Als im J. 1625 die Fürsten des niedersächsischen Kreises den Deputationstag zu Segeberg beschickten, um den Uebergriffen der Tilly'schen Armee an der Weser gegenüber Stellung zu nehmen, war auch W. zugezogen als Vertreter seines Herrn, zugleich mit dem geheimen Kammerrath und Statthalter Ernst von Steinberg. Er stand damals schon in seinem 73. Lebensjahr und so mochten die Beschwerden des Alters immerhin schon auf seine Thätigkeit als Staatsmann einigen Einfluß ausüben. Er gab deshalb im J. 1628 seine Stelle auf und wandte sich nach Lüneburg, um dort in Muße mit gelehrten Studien beschäftigt den Rest seiner Tage zu verbringen. Noch im J. 1633 war W. am Leben, wie aus einem von ihm an Christof Crusen gerichteten Schreiben erhellt; er bezeichnet sich darin als Greis, der im 81. Jahre steht, doch haben seine Biographen Jugler und Strieder trotz aller aufgewandten Mühe über sein Todesjahr nichts ermitteln können. Auf diesbezügliche Anfragen erklärte die Familie, daß die alten Papiere durch Feuer und andere Zufälle vernichtet seien. Als Besitzungen Weyhe's sind bekannt die Güter Böhme und Rohde im Fürstenthum Lüneburg, sowie Senfenstein in Hessen, ferner Bruchhof in der Grafschaft Schaumburg, das er jedoch bald wieder verkauft zu haben scheint; die Drangsale des dreißigjährigen Krieges trafen auch sein Eigenthum und verlor er auf diese Weise eine schöne Bibliothek mit zahlreichen Handschriften, ein Schlag, der ihm sehr nahe ging. Was seine Familienverhältnisse anlangt, so wissen wir, daß W. vermählt war mit Judith v. Behr, der Tochter des Statthalters von Kurland, Johann v. Behr. Die älteren Biographen nennen als seine Söhne August, der später braunschweigisch-lüneburgischer Rath war, und Jobst, der die Stelle eines Hofrichters in Wolfenbüttel bekleidete; dieser Nachricht widerspricht eine in Bibl. Casell. befindliche Handschrift, welche sich auf ein Verzeichniß Plessischer, im Fürstenthum Göttingen und auf dem Eichsfeld gelegener Lehen stützt: diese Quelle nennt als seine Söhne Erich, Otto Giese und Jost Eberhard. Der von Landgraf Moritz von Hessen im J. 1629 zum Rath und Hofmeister ernannte Johann Friedrich scheint ebenfalls ein Sohn Weyhe's gewesen zu sein. Die Söhne sollen übrigens sämmtlich ohne Leibeserben verstorben sein.

Zu seiner Zeit ein geschätzter mannichfach erprobter Staatsmann, ein Jurist von großem Rufe, besonders auf dem Gebiete des Staatsrechts, leistete W. auch

18*

in anderen Fächern Bemerkenswerthes, da er über ein umfangreiches theologisches Wissen verfügte, sowie gute Kenntnisse in der Geschichte und den gelehrten wie den damals üblichen europäischen Sprachen sich erworben hatte. Auch die Verbesserung und Reinigung der deutschen Sprache ließ er sich angelegen sein, Bestrebungen, welche zur Folge hatten, daß ihn der Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen als Mitglied in die Fruchtbringende Gesellschaft unter dem Beinamen des „Wehrenden" brachte. Sein Wahlspruch war: Mortalium mensura et cynosura actionum Dei voluntas. Des öfteren wurde W. von seinen Zeitgenossen sowol als späteren Kritikern der Vorwurf gemacht, in seinen Schriften entbehre er der strengen Ordnung und Schärfe des Urtheils, manche gehen sogar so weit, ihn einen bloßen Sammler zu nennen, doch sind diese Ausstellungen offenbar in hohem Maße übertrieben: die Geschichte der Rechtswissenschaft wird Weyhe's Namen immerdar mit Stolz nennen.

Seine im Druck erschienenen Schriften sind folgende: 1) „Enunciationes XLI de poenis; Resp. Seb. a Bergen" (Hamb., Vitemb. 1582); 2) „Theses de procuratoribus; Resp. Casp. Crusius" (Hamb., Vitemb. 1582); 3) „Orationes duae, prior de imperatore Theodosio II. cum aggrederetur tit. D. de jurisd. omnium judic.; posterior cum Academiae Witteberg. valediceret" (Vitemb. 1586); 4) „Oratio vel tractatio de controversia: an jus Pontificium s. canonicum merito et licite in scholis et in foro fidelium locum obtinere .. possit? scripta et habita, cum ex Cimbricis regionibus ad docendi et judicandi munus Wittebergam revocatus esset et interpretari inciperet libr. II. Decretal." (Vitemb. 1588); 5) „Oratio pro disciplina publica habita" (Vitemb. 1589) cum Rectoratum deponeret (Vitemb. 1590); 6) „Progr. inaugurale" (Vitemb. 1592, die letzte von ihm zu Wittenberg herausgegebene Schrift, worin er seine neuen Vorlesungen nach seiner Rückkehr aus Dresden ankündigt); 7) „Problema regium s. Explicato vetustissimae disceptationis politicae: utrius regni conditio melior, pacatior et dignior sit, illiusne, cui Rex nascatur, an ejus, cui eligatur?" (Lichae 1593, 1598, Cassell. 1600, Frkf. 1610, 1680); 8) „Aulus politicus diversis regulis, vel, ut JCtus Tauolenus loquitur, definitionibus selectis 362 antiquorum et neotericorum prudentiae civilis Doctorum instructus" (Hanoviae 1596, erschien zuerst unter dem Pseudonym: Durus de Pascolo); 9) „Meditamenta pro foederibus ex prudentum monumentis discursim congesta" (Hanov. 1601); 10) „Meditamenta pro foederibus et definitio foederis novae reperta eiusque variae formulae ex aliis liber II" (Frkf. 1609); letztere beide erschienen zuerst unter dem Pseudonym: Wahremundus de Ehrenberg, unter Weyhe's Namen später zu Frankfurt a. O. 1641; 11) „Thomae Mori de optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia libri duo, consilio et cura Eberharti von Weihe" (Frkf. 1601); 12) Versimilia theologica, juridica, politica, de regni subsidiis atque oneribus subditorum libro I. Samuel c. 8. traditis, per Phil. Melanchtonem proposita, nunc autem repetita ac discursim defensa . ." (Frkf. 1606, Wahremundus de Ehrenberg); 13) „Diss. de vita aulica et privata" (Frkf. 1610); 14) „Meditatio de gloriae humanae vanitate, ex Patribus collecta" (Frkf. 1610); 15) Meditamenta et recensio domestica de bono verae vitae beatae aeternaeque, et malo inferni ac gehennae" (Frkf. 1611, Betrachtungen, die W. auf ausdrückliches Verlangen des Landgrafen Moritz II., eines Sohnes des L. Moritz I. angestellt hat); 16) „Discursus de speculi origine, usu et abusu" (Hagae Schaumb. 1612); 17) „Ficta Juditha, et falsa ex ea sumta doctrina, licere hostem quemcunque omni in loco sub praetextu amicitiae et simulationis religionis ex ratione status interficere . ." (Veronae 1614, unter dem Pseudonym: Mirabilis de bona casa); 18) „Bedenken eines Fürstl. Braunschweigischen Raths, darinnen politisch discouriret wird, ob sein gnädiger Fürst und Herr, Friedrich Ulrich,

sich auf Kays. Majestät allergnädigstes Erfordern auf dem Deputationstage zu Regensburg persönlich begeben und einstellen solle?“ (1621, anonym in Londorp, Acta publica II, 1129. Erste Ausgabe; der Autor verneint die Frage); 19) „De arcanis rerum publicarum libri VI“ (Frkf. 1611); das Werk ist unter dem Namen Arnold Clapmeier's erschienen, W. nimmt es jedoch entschieden als sein geistiges Eigenthum in Anspruch. Es scheint, als ob Clapmeier sich zu der Zeit, als er bei den Söhnen Weyhe's Hauslehrer war, in irgend einer Weise Kenntniß von den bezüglichen Arbeiten Weyhe's verschafft hat, doch ist das Werk erst nach Arnold's Tode von dessen Bruder Johannes in Druck gegeben; Arnold hätte vielleicht in der Vorrede die Sachlage klar gelegt. — Die zu Frankfurt erschienenen „Opera Eberh. a Weyhe“ (1642) enthalten nur die unter Nr. 8, 9, 12 angegebenen Schriften.

Ausgearbeitet hat er hinterlassen: 1) „Verisimilia de poenis, earumque remissione, ac de mitigatione juris divini, canonici et civilis“, welche Abhandlung kurz vor seinem Tode zu Frankfurt erscheinen sollte; 2) „Opus de contemtu mortis“. Beide Arbeiten werden von verschiedener Seite, ohne Grund, als im Druck erschienen bezeichnet.

Die Schriften Weyhe's finden sich am vollständigsten aufgezeichnet bei Strieder; zwei derselben, die Abhandlung über das kanonische Recht (Nr. 4) und der Aulus politicus (Nr. 8) stehen auf dem index librorum prohibitorum: in ersterem Werke verwirft W. zwar den Gebrauch des päpstlichen Gesetzbuches auf deutschen Universitäten nicht, spricht jedoch, besonders im Anfang vom Papst mit großer Heftigkeit. Kurz vor seinem Tode verfaßte W. noch seine Grabschrift, in der er einen kurzen Lebensabriß gibt; ihre Schlußworte lauten: Lux aeterna, vera, mera, salve! Ob dieselbe wirklich auf seinem Grabstein angebracht war, ist unbekannt, da wir nichts Näheres über den Tod Weyhe's wissen; wahrscheinlich ist er auf einem seiner Güter Böhme oder Rohde begraben.

Großes Universallexicon rc., Bd. 55. Leipzig u. Halle (Joh. Heinr. Zedler) 1748. — Joh. Friedr. Jugler, Beyträge z. jurist. Biographie. Lpz. 1773. Bd. 2, S. 223 ff. — Friedr. Wilh. Strieder, Grundlage z. e. hess. Gelehrten- u. Schriftsteller-Geschichte. Marburg 1817. Bd. 17, S. 15 ff. — Pfeffinger, Historie des Braunschw.-Lüneburg. Hauses. Hamburg 1734. Bd. 3, S. 286. — Khevenhiller, Annalium Ferdinandeorum p. X. Leipzig 1724, S. 776. — Rietstap, Armorial général, t. 2, Gouda 1887, S. 1081. — Kalckhoff, Collectan. vom Hess. Adel. Mscr. Hass. fol. 74 in Bibl. Cass.

Wilhelm Christian Lange.

Weyhe: Maximilian Friedrich W., geboren zu Poppelsdorf b. Bonn am 15. Februar 1775 als Sohn des kurkölnischen Hofgärtners Josef Clemens W., widmete sich 1789—92 unter Leitung des kurfürstlichen Hofgärtners P. J. Lenné zu Brühl der Gartenkunst und erweiterte seine Kenntnisse durch Reisen im In- und Ausland. Nachdem er als botanischer Gärtner der Centralschule des Roerdepartements zu Köln thätig gewesen war, folgte er 1803 einem Rufe nach Düsseldorf als Hofgärtner und erwarb sich hier durch die meisterhafte Schöpfung großer Parkanlagen auf dem Terrain der geschleiften Festungswerke einen so bedeutenden Ruf, daß ihm nicht nur in der Rheinprovinz, wie in Aachen (Lousberg), Cleve und Stolzenfels, sondern auch von weit her häufig größere Aufträge zugingen. Die Anlagen am Linderhof bei Lindau, in Rosenau bei Coburg und auf den Besitzungen des Herzogs von Arenberg in Belgien sind Weyhe's Werk. Mit seiner Gattin Wilhelmine geb. Esch (seit 1804) erzeugte er sechs Töchter und drei Söhne, von denen der älteste nach Weyhe's Tod (25. October 1846) des Vaters Nachfolger als königlicher Gartendirector in Düsseldorf wurde.

1850 wurde W. hier ein von dem Düsseldorfer Bildhauer Bayerle ausgeführtes Denkmal gesetzt. W. war als Botaniker auch schriftstellerisch thätig.

Vgl. Redlich, Hillebrecht, Wesener, Der Hofgarten zu Düsseldorf u. d. Schloßpark zu Benrath. Düsseldorf 1893.

Redlich.

Weyhenmayer: Johann Heinrich W. (Weihenmayer), lutherischer Prediger, † 1706, bekannt als fruchtbarer Erbauungsschriftsteller. W. wurde am 4. August 1637 zu Ulm geboren, wohin sich sein Vater und Großvater um der lutherischen Religion willen mit Zurücklassung ihres Vermögens von Lauingen begeben hatten. Auf dem Gymnasium seiner Geburtsstadt vorgebildet, studirte er seit 1655 in Jena und wurde 1657 daselbst Magister. 1662 erhielt er das Diakonat in dem Ulmischen Städtchen Leipheim, fünf Jahre darauf aber zu Langenau. 1681 wurde er Pastor zu Altheim, 1687 Prediger am Münster in Ulm. In seinem Amte war er so fleißig, daß er im Verlaufe von 14 Jahren 3000 Mal gepredigt hat. Er starb am 29. Mai 1706. Von seinen Söhnen ist Elias W. Rector und Professor der griechischen und hebräischen Sprache am Gymnasium zu Ulm geworden.

Schriften: „Himmlische Gnaden-Tafel oder 42 Predigten von dem Liebes-Mahl unsers Herrn Jesu“ (Frankf. 1699 u. Lpz. 1715); „Fest-Posaune oder Predigten über auserlesene Sprüche Alt und Neuen Testaments auf alle hohe Feste“ (2 Theile, Ulm 1691 u. Nürnb. 1698); „Güldene A.B.C.-Sprüche des Heil. Geistes in 90 Predigten verfasset“ (2 Theile, ebd. 1701); „Prophetischer Buß- und Gnaden-Prediger“ (ebd. 1693 u. 1712); „Evangelischer Buß- Gnaden- Lehr- und Trost-Prediger“ (2 Theile, ebd. 1716, Predigten über Sprüche aus den vier Evangelisten); „Evangelische Spruch- und Kern-Postille“ (ebd. 1705); „Epistolische Spruch- und Kern-Postille“ (ebd. 1707); „Evangelische und epistolische Ehe- und Hauß-Postille“ (ebd. 1710); „Erklärung der Berg-Predigt Jesu von den 8 Seligkeiten der Menschen, Matth. V, 1—12, in 20 Predigten“ (ebd. 1702); „Christ-klüglich still verschwiegener Mund“ (ebd. 1679); „Tragoedia tragoediarum: Predigten über die Passions-Historie“ (Lpz. 1701); „32 Hochzeit-Predigten; Eheliche Liebes-Pflichten“ (Ulm 1682 u. 1700); „Hochzeit-, Ehe-, Tisch- und Berufs-Predigt“ (ebd. 1692); „Davidische Schatz-Kammer-Predigten über den Psalter“ (Ulm 1695); „Davidischer Bet-, Beicht- und Buß-Tempel. 40 Predigten über die 7 Buß-Psalmen“ (ebd. 1703); „Geistliche Buß-Posaune: 15 Kriegs- und Buß-Predigten“ (ebd. 1702); „Nucleus theologiae catecheticae: Biblischer Kern- und Spruch-Catechismus“ (ebd. 1702); „Evangelische Pfarr- und Kirchen-Postill“ (Augsb. 1699); „Epistolische Pfarr- und Kirchenpostille“ (Ulm 1707); „Christliche Catechismus-Uebung in 68 Predigten“ (Lpz. 1702); „Heilsame Sterbens- und Todes-Betrachtung, Leichen-Predigten“ (Ulm 1706); „Betrachtung der weltmüden Seele“ (Augsb. 1682 u. 1698); „Betrachtung der gottgelassenen Seele“ (ebd. 1697); „Betrachtung der geistlich angefochtenen Seele“ (ebd. 1683); „Betrachtung der in Jesum verliebten Seele“ (1685); „Betrachtung der sorgfältig und bekümmerten Seele“ (ebd. 1686); „Betrachtung der dienstfertigen Seele“ (ebd. 1688); „Betrachtung der im Kreuz triumphirenden Seele“ (ebd. 1697); „Betrachtung der Trunkenheit“ (Nürnb. 1672); „Himmlische Fest-Lust und heil. Tisch-Gang“ (Ulm 1672); „Geistl. Präservativ zur Pest-Zeit, aus dem 91. Psalm, in 7 Predigten“ (ebd. 1693); „Die in der Gottseligkeit und christl. Tugenden sich übende Seele“.

Vgl. Serpilii Epitaph. Theologorum Suevor., p. 80. — Pipping, Memoria theolog. — (Zedler,) Universallexikon, Bd. 55 (1748), Sp. 1196 ff. — Jöcher, Gelehrtenlexikon IV (1751), Sp. 1860 f.

P. Tschackert.

Weyhenmeyer: Georg Gottfried W., Bildhauer, wurde als Sohn eines Predigers am 26. März 1666 in Ulm geboren. Die Anfangsgründe seiner Kunst erlernte er in Ulm bei dem Bildhauer Johann Christian Braun und besuchte dann die Städte Leipzig, Dresden, Prag und Preßburg, um sich für seinen Beruf weiter auszubilden. Im J. 1690 kam er nach Berlin, wo er zahlreiche Arbeiten für das Zeughaus, das Schloß und für Privathäuser, zum Theil nach Schlüter's Modellen, anfertigte. Im J. 1700 war er namentlich mit Aufträgen für das Schloß Oranienburg beschäftigt. Da Schlüter keine Zeit für den Unterricht an der Akademie fand, übernahm W. schon im J. 1696 diesen Theil seiner Aufgabe und wirkte seitdem an ihr als Zeichenlehrer. Nach dem Tode Herford's im J. 1708 ernannte ihn der König zum Hofbildhauer und im J. 1715 erfolgte seine Ernennung zum Rector der Akademie. Kurz darauf starb er, am 17. Juni 1715, und wurde in der Sophienkirche begraben. Durch W. gewann die süddeutsche Sculptur Einfluß auf die brandenburgische Kunst. Er war ein echter Barockkünstler aus der Schule Bernini's, übertraf aber seine italienischen Vorbilder durch Ueberschwänglichkeit und Neigung für stark bewegte Gestalten mit leidenschaftlich gespannten Muskeln und flattrigen Gewändern. Das zeigt sich vor allem bei den Trophäen des Berliner Zeughauses in dem nach dem Kastanienwäldchen zu gelegenen Theile, als deren Urheber W. neben Hulot ausdrücklich genannt wird. Die Brücke, auf der Schlüter's Denkmal des großen Kurfürsten aufgestellt wurde, schmückte W. mit Statuen von Flußgöttern und versah die Pfeiler mit barocken Kartuschen. Wie als Bildhauer genoß er auch als Architekt bei seinen Zeitgenossen großes Ansehen, doch wissen wir von keinem Werk, das nach seinen Plänen ausgeführt worden wäre.

Vgl. P. J. Marperger, Historie u. Leben d. berühmtesten Europaeischen Baumeister. Hamburg 1711, S. 450. — (Humbert,) Ouvrages divers sur les belles lettres, l'architecture civile et militaire, les mechaniques et la géographie. A Berlin et à Göttingen 1747, S. 126. — (Nicolai,) Beschreibung d. Kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. Berlin 1786. III, 116. — A. Weyermann, Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und anderen merkwürdigen Personen aus Ulm. Ulm 1798, S. 538. — C. Gurlitt, Andreas Schlüter. Berlin 1891. S. 71, 72, 94, 107, 124. — Hans Müller, Die kgl. Akademie d. Künste z. Berlin 1696—1896. Berlin 1896. I, 52, 85, 94.

H. A. Lier.

Weyher: Adam v. W., auf Parlin, Mulkentin, Tölz, Cummerow 2c., schwedischer Generalmajor, danach dänischer Generalfeldmarschall-Lieutenant und Gouverneur von Glückstadt, geboren am 25. Januar 1613 als Sohn des Jacob v. W. und der Anna v. Mildenitz aus dem Hause Lentz. Früh verwaist nahm ihn sein Großvater Bernd v. Mildenitz und nach dessen Tode sein Schwager Dinnies v. Blankenburg zu sich. Die angefangenen Studien mußten aufgegeben werden, da die militärische Laufbahn mehr Aussicht für schnelles Vorwärtskommen bot. Der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstierna nahm in Erinnerung an einen Studienfreund, Weyher's Vetter, den Knaben zum Pagen an, ließ ihn in allen ritterlichen Uebungen unterweisen und sandte ihn zur Erlernung des Dienstes zum Prinzen Heinrich von Oranien, in dessen Leibgarde W. von 1638—1640 diente. Nach seiner Rückkehr kam er in Beziehung zum Feldmarschall Baner, der ihn als guten Soldaten und geschickten Hofmann schätzte, und dessen Leiche er 1641 nach Stockholm geleitete. Die Königin Christine lernte ihn hier persönlich kennen und sandte ihn als Capitain zu Torstenson in das Lager vor Freiburg. Beim Sturm auf diese Stadt wurde er verwundet, hatte sich aber so

hervorgethan, daß er zum Oberstwachtmeister und bald danach zum Oberstlieutenant avancirte. Nach dem Frieden wollte er seine Entlassung nehmen und begab sich zu diesem Zweck im Gefolge des Pfalzgrafen Karl Gustav, späteren Königs von Schweden, nach Stockholm; die Königin aber setzte ihn unter Verleihung des Charakters als Oberst mit 2000 Thlrn. auf Wartegeld. Beim Ausbruch des schwedisch-polnischen Krieges 1654 wurde er Commandant von Stettin und Chef eines Dragonerregiments, mit dem er bald darauf nach Preußen rückte, sich mit dem Markgrafen Friedrich von Baden vereinigte, mit demselben aber durch feindliche Uebermacht stark bedrängt wurde und schließlich nach Warschau gelangte, zu dessen Commandant ihn der König ernannte. Zwei Monate lang konnte er den nothdürftig befestigten Platz halten, dann mußte er mit dem Feinde verhandeln, der die Zusage aber nicht hielt und beim Ausmarsch die ganze Garnison gefangen nahm. Nach anderthalb Jahren in Freiheit gesetzt, stieg er zum Generalmajor und, bei dem eben mit Dänemark beginnenden Kriege, zum Commandanten von Fridericia, gerieth aber wiederum in Gefangenschaft, aus der ihn erst der Friede 1660 erlöste. Da der König Karl X. am 23. Febr. desselben Jahres gestorben war, nahm W. seinen Abschied und lebte ein paar Jahre auf seinen pommerschen Gütern. Die Ruhe sagte ihm indeß wenig zu, schon 1663 nahm er die Stelle eines Generalmajors beim Niedersächsischen Kreise an, trat jedoch 1672 als General der Infanterie in dänische Dienste, wurde bald Ritter des Danebrogs und Generalfeldmarschall. In dem nun folgenden dänisch-schwedischen Krieg zeichnete er sich bei der Behauptung von Wismar, den Kriegsereignissen in Schonen und bei Eroberung von Helsingborg, Christianstadt und Landscron rühmlich aus. Bei dem auf letzteres am 6. Juli 1676 unternommenen Sturm wurde er schwer verwundet und starb am 14. Oct. desselben Jahres nach vierzehntägiger Krankheit. Am 25. Jan. 1654 hatte sich W. mit Katharina, Tochter des aus Kärnten gebürtigen, aber seit 1645 in Schweden naturalisirten Freiherrn Paul v. Khevenhüller auf Julita in Südermanland und der Regina Katharina v. Windischgrätz vermählt, aus welcher Ehe 6 Söhne und 4 Töchter hervorgingen. Der älteste, Karl Philipp, fiel als dänischer Oberst in Ungarn; der zweite, Axel Gustav, war Major in kaiserlichen Diensten und fand 1672 ebenfalls in Ungarn seinen Tod gegen die Türken; der dritte, Johann Ernst, war 1695 dänischer Rittmeister, und der vierte, Georg Rudolf, um dieselbe Zeit brandenburgischer Lieutenant.

Vanselow, Pomm. Heldenregister. Colberg o. J. — Anrep, Svenska Adelns Aettartaflor.

v. Bülow.

Weyl: Josef W., Humorist und Uebersetzer, wurde am 9. März 1821 zu Wien geboren. Schon nachdem er daselbst das Gymnasium durchlaufen, befriedigte er, durch M. Saphir, Bäuerle, Seyfried, O. F. (Ebers)berg aufgemuntert, seinen Hang zur Journalistik, indem er in den Blättern der Genannten Gedichte und humoristische Artikel einrückte. In dem belletristischen Tageblatte „Das Vaterland“ zu Raab finden wir seine älteste Publication. Von da nach Preßburg übergesiedelt, leitete er mit Dr. Adolf Neustadt, später mit Vangha das Journal „Pannonia“. Darauf trat er in der Vaterstadt bei dem conservativen Witzblatte „Die Geißel“ ein, aber bald wieder aus, als dieses einen übertendenziösen Ton anschlug. Zunächst wurde er nun herrschaftlicher Beamter im Wald-Viertel (N.-Oestr.), bis er Anfangs der Fünfziger in den Staatsdienst überging. Rasch wurde er zweiter Bibliothekar bei der obersten Polizeibehörde zu Wien und nach deren Auflösung der Polizeidirection zugetheilt, woselbst er viele Jahre hindurch den Polizei-Anzeiger, insbesondere die polizeilichen Spähe-blätter, redigirte und vor einigen Jahren nach vierzigjähriger Dienstzeit in den Ruhestand trat. In den Jahren 1869/70 arbeitete er in demselben Bureau

mit Ludwig Anzengruber und ergötzte nach dem Erfolge der „Pfarrer von Kirchfeld"-Première (Novbr. 1870) den auf Grund dessen den Dienst verlassenden Collegen „Ludwig Gruber" durch ein kameradschaftliches „Bänkel". W., eins der ältesten Mitglieder des großen Wiener Schriftstellervereins „Concordia", sowie des 1855 gegründeten scherzhaften Clubs „Die grüne Insel" war in allen Kreisen seiner Heimath höchst beliebt und angesehen, und wie ihn die österreichische Medaille für Kunst und Wissenschaft sowie der belgische Leopoldorden zierten, so bekundeten der außergewöhnliche Schmuck seines Sarges sammt der allseitigen Theilnahme an der kirchlichen Trauerfeier des am 10. April 1895 Gestorbenen den Dankeszoll, den man an seiner launigen Schriftstellerei abtrug und das Bewußtsein, in ihm den Verlust des letzten Vertreters alt-wiener Humors zu beklagen.

Im Vormärz nur ein kleiner, bescheidener Litterat, entwickelte sich W., nachdem er auf festem bürgerlichen Boden stand, zu einer originellen Gestalt in Wiens Geistes- und Gesellschaftsleben. Ueber vier Jahrzehnte lang haben seine lustigen Declamationsnummern, komischen Scenen und Spaßpoesien Wien erheitert. Da es nun während einer ganzen Periode selbstverständlich war, bei öffentlichen (z. B. zur Jubelfeier von Kaiser Franz Josef's 40jähriger Regierung, 1888: „Neues Wiener Theater" Heft 123) und in größerem Rahmen gehaltenen privaten Festlichkeiten W. um Beiträge zu bitten, so sind seine Gelegenheitsdichtungen, auch solche ernsten Anstrichs, Pro- und Epiloge, Liedertexte u. dgl. Legion. Denn W. war geradezu der litterarische Beirath zahlloser Vergnügungsgesellschaften, obschon er, der allmählich einreißenden Ironie und Pointirtheit abgeneigt und schließlich etwas altväterisch geworden, am Ende gegen den witzsprühendsten Improvisator Neu-Wiens, den Satiriker Julius Bauer (geb. 1853), arg ins Hintertreffen gerieth. Weyl's Specialität war und blieb das sogenannte „Bänkel", eine urwüchsige Couplet-Form alt-wiener Schlags, und in ihrer Vollkommenheit ruht auch seine Stärke und Eigenart, wo Gemüthlich- und Harmlosigkeit neben unpersönlicher Neckerei vorherrschen. Seine Erzeugnisse in dieser Gattung bildeten lange eine Berühmtheit. Sie waren theils local gefärbt, theils, namentlich wenn rein liedmäßig gefaßt, weit über das Weichbild der Kaiserstadt hinaus brauchbar und von lebhaftem Anklange begleitet; als Beleg mögen dienen die 41, alle Skalen durchlaufenden Strophen des viel nachgeahmten „Amors Lexikon. Dialektscherz" (s. z. B. M. Bern, Deklamatorium, S. 608). Die Glanzleistung stellt hier aber der bekannte Urtext zu Johann Strauß' des Jüngeren (op. 314) populärem Walzer „An der schönen blauen Donau" dar, den der ausgezeichnete Wiener Männergesangverein zum ersten Male 1867, bei Gelegenheit eines Narrenabends, aufs Repertoire brachte — den neuen, seither meist üblichen Text fertigte 1889 Franz Edler v. Gernerth — dieselbe führende Vereinigung ihrer Art, deren Liedertafeln auch sonst eine Menge Liedertexte und Bänkel Weyl's der Oeffentlichkeit vermittelt haben; bei L. Eisenberg, Johann Strauß (1894), S. 126—131, in der Geschichte jenes, an den Refrain von Karl Beck's Gedicht „Und ich sah dich reich an Schmerzen" angeknüpften Liedertextes, fehlt seltsamerweise Weyl's Namen (doch s. unten!). Dieses Genres Pflege ist mit Weyl's Tode eigentlich verwaist, dürfte aber überhaupt kaum noch lebensfähig sein.

Durch den Beifall, den seine vielen einzelnen Couplets fanden, mag W. der komischen Bühne genähert worden sein. Hier hat er für Karl Treumann etliche französische Operetten und Possen übersetzt, z. B. die komische Oper „Die Reise nach China", das Lustspiel „Gavaud, Minard und Co.", die Operetten „Häuptling Abendwind", „Die Verlobung vor der Trommel", „Taub muß er sein", sogar auch Charles Gounod's Oratorium „La Rédemption". Auch sonst

hat er wiederholt für Wiener Schauspielhäuser Bühnenstücke aus dem Französischen übertragen. Er sammelte seine humoristischen und lyrischen Ergüsse mehrfach und gab auch in Druck, was er außerdem an dramatischen und an feuilletonistischen Kleinigkeiten hervorbrachte. In zeitlicher Reihenfolge lauten die Titel der betreffenden Bücher außer den eröffnenden bezeichnenden „Gesammelten heiteren Vorträgen" (1—16: 1875—79; 17—19: 1883—84): „Epheuranken" (1852), „Am Fuße der Habsburg" (1852), „Passifloren des Jahres 1849" (1854), „Kurzweiliges" (1856, 2. Aufl. 1873), „Eine lustige Neujahrsgabe. Humoristische Vorträge" (1862), „Juxbrevier" (humoristische Vorträge, 1863), ein neuer Band „Kurzweiliges" (1867), dies eine reiche Sammlung heiterer Vorträge u. s. w. mit einem Anhange ernster Declamationspiècen u. A. An periodischen Unternehmungen für sein Sondergebiet bot er: „Humoristischer Almanach" (1861—66), „Mephisto. Humoristischer Kalender" (1868), „Prof't Neujahr. Komischer Kalender" (1870). So hat W., dessen Scherzader schier unerschöpflich schien, ununterbrochen für die Lach- und Unterhaltungsbedürfnisse seiner engeren Landsleute redlich und zu Dank gesorgt. Wenn diese Thatsache unvergessen sein soll und in den Annalen einregistrirt werden muß, so sprechen dafür freilich mehr culturgeschichtliche als litterarhistorische Gründe.

Nachrufe widmeten ihm wol die Wiener Blätter aller Parteien und jeglichen Zuschnitts, jedoch bis auf die „Neue Freie Presse" (Nr. 11001) und das „Fremdenblatt" (1895, Nr. 98), die beide im Abendblatt vom 10. April Lebensabriß und Würdigung brachten, im engsten Anschlusse an Ludwig Eisenberg, Das geistige Wien, I (1893), S. 627 (s. ebd. S. 555 Aufklärung über den Text von „An der schönen blauen Donau"), und auch diese zwei lehnen sich an letztere Hauptquelle an. Eine kürzere, aber hübsch charakterisirende Notiz von —e— (d. i. wol Anton Bettelheim) steht in der (Münchner) Allgem. Zeitung vom 12. April, Morgenblatt, eine ebensolche gedrängte in der Kölnischen Zeitung vom 14. April (Sonntagsausgabe), S. 2. Anderwärts nahm man vom Abscheiden dieser typischen Figur wol nirgends Kenntniß, und auch in Wien war er für Viele bereits verschollen. Das bei Eisenberg berichtete Factum seiner Zugehörigkeit zur „Grünen Insel" wird durch deren Mitgliederliste in „Zur Geschichte der 'Grünen Insel', Skizze vom Comthur Hans Max, ergänzt vom Burggeist Comthur Dankmar" (Wien 1880) bestätigt; der Abdruck daraus bei Flögel-Ebeling, Geschichte des Grotesk-Komischen (4. Aufl., 1887), S. 366 bis 368, übergeht W. zwar, aber S. 366 ebenda wird Weyl's Liedertext „So ein Ritter ins Loch kommt" als noch anmuthigster der sonst mäßigen Vereinsgesänge bezeichnet. — Vorstehende Biographie deckt sich im wesentlichen mit des Verfassers versehentlich „Josef W. Weyl" betiteltem Nachruf in „Bühne und Leben. Illustrirte Zeitschrift" (Berlin), III, Nr. 19, S. 264 f.

Ludwig Fränkel.

Weyland: Joseph W., geboren zu Hadamar am 13. März 1826 als Sohn eines Dachdeckermeisters. Die Gymnasialstudien absolvirte er zu Weilburg, zum Priester geweiht im J. 1848, wurde kurz darauf zum Caplan in Oberursel ernannt und im J. 1850 in gleiche Stellen nach Rennerod und Höchst versetzt. Seit dem 1. Januar 1852 bekleidete er eine Caplanstelle am Dome zu Frankfurt. Von dort ging er 1858 als Pfarrcoadjutor nach Lorch, wurde daselbst 1859 Pfarrverwalter. Als solcher erwarb er sich Verdienste um die inzwischen von anderer Seite in Anregung gebrachte Wiederherstellung der Pfarrkirche zu Lorch. Im J. 1861 wurde er zuerst Coadjutor, dann Stadtpfarrer zu Wiesbaden, 1862 Decanatsverwalter, 1863 Decan, 1866 geistlicher Rath, 1882 päpstlicher Hausprälat. Von versöhnlichen Gesinnungen geleitet, verstand er es, manche Schwierigkeit zu ebnen, welche sich während seiner mehr

wie 25jährigen Amtsthätigkeit daselbst erhoben; er hat sich in dieser Zeit die hohe Achtung der gesammten Bürgerschaft gesichert. Am 5. Januar 1887 führte ihn die Wahl des Domcapitels zu Fulda auf den dortigen bischöflichen Stuhl. Nach kurzer, durch regen Eifer für seinen Sprengel ausgezeichneter Thätigkeit, starb er zu Fulda am Abende des 11. Januar 1894.

W. Sauer.

Weymar: Michael W. war ein evangelischer Prediger in Augsburg, von welchem wir zwei in den Jahren 1532 und 1541 zu Augsburg herausgegebene Schriften kennen. Die erstere enthält eine von ihm verfaßte Uebersetzung eines im J. 1519 von Erasmus herausgegebenen Gedichtes: „Cum mihi sint uni bona“, der W. acht geistliche Lieder von andern (vier von Luther) hinzugefügt hat. Die zweite ist eine Ermahnung zur Liebe gegen Gott und den Nächsten. Außerdem hat er einen von den Predigern in Augsburg im Jahre 1535 herausgegebenen Bericht vom heiligen Abendmahl an zweiter Stelle unterzeichnet.

Goedeke, 2. Aufl., II, S. 183, Nr. 29. — Wackernagel, Bibliographie, S. 122 u. 468.

l. u.

Weyr: Emil W., geboren in Prag am 31. August 1848, wurde schon frühzeitig von seinem Vater, der als Professor der Mathematik und Physik an der Oberrealschule in Prag wirkte, zu intensiveren mathematischen Studien angeleitet. Mit einer ungewöhnlichen Vorbildung ausgestattet bezog er bereits 1865 das ständische Polytechnikum in Prag, wo er bald die Aufmerksamkeit seiner beiden Lehrer, H. Durège und W. Fiedler, auf sich zog. Schon 1867 erwählte ihn der erstere zu seinem Assistenten und in dieser Zeit entstanden auch seine beiden ersten Abhandlungen (Schlömilch, Zeitschrift f. Mathematik und Physik), die einzigen mathematisch-physikalischen Inhaltes, die er schrieb. Von da ab wandte er sich unter dem vorwiegenden Einflusse Fiedler's ganz und ausschließlich der Geometrie zu, wo er alsbald durch zahlreiche Arbeiten, die er zumeist in den Druckschriften der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlichte, sich als äußerst fruchtbarer Forscher hervorthat. 1869 und 1870 erschienen von ihm bei Teubner in Leipzig auch zwei selbständige Werke: „Theorie der mehrdeutigen geometrischen Elementar-Gebilde“ und „Geometrie der räumlichen Erzeugnisse“, die schon die Keime der meisten seiner späteren Arbeiten enthalten. 1870 habilitirte er sich an der Universität in Prag und in demselben Jahre wurde er auch in Anerkennung seiner Leistungen zum außerordentlichen Mitgliede der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften gewählt. Im nämlichen Jahre unternahm er auf Staatskosten eine Studienreise nach Italien, die ihn mit den meisten hervorragenden italienischen Geometern, namentlich Cremona, in engere Verbindung brachte. Nach seiner Rückkehr 1871 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor am Polytechnikum in Prag, wo er eine rastlose Thätigkeit entfaltete. Neben seinen zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten gründete er den Verein böhmischer Mathematiker, das Archiv mathematicky a fysiky und gab theils allein, theils mit seinem Bruder Eduard Uebersetzungen verschiedener geometrischer Werke Cremona's und die „Grundzüge der Geometrie“ (3 Bde.) in böhmischer Sprache heraus. Das Jahr 1873 führte ihn zum Zwecke einer Vertiefung seiner Ausbildung abermals nach Italien und 1874 nach Frankreich, wo er auch zu Chasles in Beziehung trat. In gerechter Würdigung seiner immer mehr hervortretenden Bedeutung erwählte ihn 1875 die Akademie der Wissenschaften in Wien zu ihrem correspondirenden Mitgliede und erfolgte im selben Jahre seine Berufung als Ordinarius an die Universität in Wien, der er bis zu seinem Tode, am 25. Januar 1894, angehörte. Hier gewann er bald durch seine anregenden geometrischen Vorträge

großen Einfluß auf die Studirenden und trug so wesentlich zur Verbreitung und Hebung des geometrischen Unterrichts in Oesterreich bei. Um den entfachten Eifer auch über die Universität hinaus zu erhalten und den österreichischen Mathematikern einen Sammelpunkt zu bieten, half er 1889 die „Monatshefte für Mathematik und Physik“ mitbegründen. Auch wissenschaftlich blieb er bis an sein Lebensende unermüdlich thätig und stieg stetig in der Werthschätzung seiner Fachgenossen, welche wiederholt auch äußeren Ausdruck fand. So wurde er zum correspondirenden Mitgliede des R. Istituto delle scienze e lettere in Mailand, der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Lüttich, der südslavischen Akademie in Agram, 1882 zum wirklichen Mitgliede der k. Akademie der Wissenschaften in Wien gewählt und 1891 zum ordentlichen Mitgliede der Kaiser Franz Josef-Akademie in Prag ernannt.

W. hat durch seine Arbeiten — gegen 300 an der Zahl — die Geometrie in verschiedenen Richtungen bereichert, namentlich aber um die Theorie der Involutionen und der rationellen Curven sich verdient gemacht. In seinen letzten Lebensjahren versuchte er mit Erfolg auch die Curven höheren Geschlechtes einer rein geometrischen Behandlungsweise zugänglich zu machen.

G. v. Escherich.

Weyrer: Stephan W., hervorragender Kirchenmeister der Reichsstadt Nördlingen. Seine Herkunft ist unbestimmt; nach unverbürgter Ueberlieferung stammte er aus dem benachbarten Dorfe Birkhausen. Hell aber glänzt sein Name in der Baugeschichte der Nördlinger Georgskirche. Er krönte das 1427 angefangene Werk, indem er den Bau überwölbte. Dies geschah in den zehn Jahren 1495 bis 1505. Ob dieser glücklichen Arbeit wurde W. ein berufener Meister. Auch andere Städte benützten seine Erfahrung. Sein Rath unterstützte die Kirchenbauten zu Onolzbach und Gmünd. An letztere Stadt empfahl ihn der Nördlinger Rath mit dem Zeugniß, „das Maister Stephan unserm kirchenpaw wol vorgewest ist, und den mit gewölben, mäuren und ander notturfft dermassen versehen hat, das nit allein wir, sondern meniglich, der in gesehen hat und noch sieht, im lob zusprechen“. Die Kirche selbst enthält auf ihren Vollender einen stattlichen Lobspruch; an der westlichen Wand steht in großen Buchstaben:

„Zu lob und er der hailgen untailbarlichen trivaltigkeit,
Auch der mutter gottes, sant görgen und magdalenen hailikeit,
Ist diser kirchen gwelb durch steffan weyrers geschicklicheit,
Do man zellt 1495 jar angefangen mit fürsichtigkeit,
Und durch in geendet im 1505. jar mit löblicheit.
Gott verleihe dises baws fürdrer ewige saligkeit.“ —

Das kunstgeschichtliche Urtheil darf dieses Lob bestätigen. Die Nördlinger Georgskirche ist ein imposantes Werk der spätgothischen Zeit, im Aeußern etwas massig und schwer, aber im Innern von hoher Schönheit, namentlich durch die tadellosen Proportionen des Baues. Das Verhältniß der Länge, Breite und Höhe ist ausnehmend glücklich getroffen; und mit diesen Ausdehnungen durchaus harmonisch erscheint die Figur der Säulen, die leicht und schlank zum Gewölbe aufsteigen. Letzteres, das Verdienst Weyrer's, entfaltet sich aus den Säulen in der Höhe von etwa 20 m, steigt dann noch einige Meter hoch und bildet mannichfach wechselnde stern- und rautenförmige Figuren. Am östlichen Ende des Chorgewölbes zeigen sich in den einzelnen Feldern die gemalten Bildnisse der drei Kirchenpatrone, ferner um einen colossalen Christuskopf die vier Evangelisten. — W. pflegte neben der Baukunst auch die Bildhauerei. Das durchbrochene Geländer an der Orgelempore mit einer Kreuztragung ist seine Arbeit. War seine Hand wirklich, wie die Tradition behauptet, neben Ulrich Creitz auch bei dem kunstreichen Aufbau des Sacramentshäuschens und sogar bei der feinen

und trefflichen Steinsculptur der Kanzel betheiligt, so würde das seinen Ruhm erheblich steigern. Auch außerhalb der Kirche war er thätig. Er hat beispielsweise 1513 für 16 Gulden „den steinern kayser gehawen", eine artige, noch gut erhaltene Statuette des Kaisers Max über dem Thor des alten Tanzhauses. — Im J. 1517 erneuerte der Nördlinger Rath den Pactbrief des Meisters und bestätigte ihn abermals als Werkmeister an der Georgskirche und den andern städtischen Gebäuden. Stephan W. starb 1528, im Baumeisteramt ersetzt durch einen Sohn gleiches Namens, aber geringeren Rufes.

Christian Mayer.

Weyrich: Karl Rufus Victor W. wurde am 20. November 1819 zu Erlaa (Livland) geboren, woselbst sein Vater Pfarrer war. Nachdem er den ersten Unterricht im Hause seiner Eltern erhalten, besuchte er das Gymnasium zu Dorpat, und bezog 1838 die Universität ebenda, um sich dem Studium der Medicin zu widmen. Im J. 1843 bestand er das ärztliche Staatsexamen (Arzt erster Classe) und trat alsbald die Stelle eines Stadtarztes in Solwytschegodsk (Gouv. Wologda) an. Da ihm das Amt nicht behagte, gab er dasselbe schon nach 1½ Jahren auf, war ein Jahr Kreisarzt in Pleskau und dann sechs Jahre Arzt in einem Hospital in Weliki-Ustjug unter günstigen Verhältnissen. Allein die Praxis und die daraus sich ergebenden Vortheile genügten dem strebsamen Geiste Weyrich's nicht: er wollte sich noch weiter in den medicinischen Wissenschaften vervollkommnen. Im J. 1852 kehrte er deshalb nach Dorpat zurück, warf sich mit großem Eifer nochmals auf die Arbeit, absolvirte das Doctorexamen und wurde am 3. September 1853 zum Doctor med. promovirt („Diss. de cordis aspiratione experimenta"). Doch dadurch war sein wissenschaftlicher Durst nur zum Theil gestillt; er hegte auch den Wunsch, sein medicinisches Können durch den Besuch anderer, als der heimischen Universität auszubilden. Die Mittel dazu hatte er sich durch die einträgliche Praxis im Innern des Reichs erworben. Im October 1853 verließ W. seine Heimath und ging direct nach Paris; hier verbrachte er 6 Monate, besuchte die großen Hospitäler, hörte Vorlesungen bei Nelaton, Maisonneuve, Ricord, Cruveilhier, Velpeau, Trousseau u. A. Eine große Leichtigkeit der Auffassung, ein ausdauernder Fleiß ermöglichten es ihm, in kurzer Zeit viel zu lernen. Es war besonders die Chirurgie, die ihn hier anzog und fesselte. Oft gedachte W. mit Vergnügen an jene in Paris verlebte Zeit zurück: seinem lebhaften Naturell hatte die französische Weise ganz besonders zugesagt. Ein Jahr lang hielt sich W. dann in Wien auf, hörte die klinischen Vorträge Skoda's, Oppolzer's, Hebra's, Sigmund's, die Vorlesungen Rokitansky's u. A. und war bestrebt, seine technischen Fähigkeiten durch Privatcurse möglichst auszubilden. Den Rest des Jahres 1854 verwandte er dazu, um Berlin, Breslau und Würzburg kennen zu lernen; so kehrte W. wohl ausgerüstet mit ausgezeichneten Kenntnissen in die Heimath zurück, mit der Absicht, nach kurzem Besuch bei seinen Verwandten, eine ihm angetragene Stelle an einem Moskauer Spital anzutreten. — Da eröffnete sich ihm die Aussicht auf eine Professur in Dorpat. Die große Leistungsfähigkeit Weyrich's, sein Fleiß, seine Kenntnisse, seine Lebhaftigkeit und seine Rednergabe schienen der medicinischen Facultät die Gewähr zu bieten, daß er auch ein ausgezeichneter Lehrer sein werde. Und man hatte sich nicht getäuscht. Im April 1856 wurde W. zum Privatdocenten und bald darauf zum Director der medicinischen Klinik ernannt. Im J. 1857 wurde er zum außerordentlichen, aber erst im J. 1860 zum ordentlichen Professor gewählt. Diese auffallende Verzögerung hatte ihren Grund darin, daß W. infolge der großen Last der auf ihm ruhenden Arbeit durchaus keine Muße zu schriftstellerischen Leistungen fand. Neben den Verpflichtungen, die W. als Director der medicinischen Klinik und als Professor zu

erfüllen hatte, mußte er wiederholt statt der erkrankten und gestorbenen Collegen andere Vorlesungen halten. Im J. 1868 gab W. die Professur der medicinischen Klinik auf und übernahm die Professur der Staatsarzneikunde (gerichtliche Medicin und Hygiene) und wirkte mit großem Erfolg bis zu seinem Tode, 27. Februar 1876. Er starb an den Folgen eines Erweichungsheerdes im Gehirn.

W. war eine durchaus praktisch angelegte Natur voll Eifer und Kraft; am Schreibtische konnte er nicht lange sitzen, deshalb hatte er trotz seines großen Fleißes keine so zahlreichen schriftstellerischen Leistungen aufzuweisen, als man erwarten durfte. Sein Hauptwerk ist: „Die unmerkliche Wasserverdunstung der menschlichen Haut“ (Leipzig, Engelmann 1862). Es liegen jahrelange, außerordentlich sorgfältige und sehr mühsame Beobachtungen dieser umfangreichen Abhandlung zu Grunde. W. benutzte dazu einen Apparat, den er sich selbst für seinen Zweck hergerichtet hatte: ein Condensationshygrometer nach der Regnault'schen Modification des Daniel'schen Instruments. — Außerdem veröffentlichte er einige andere Abhandlungen: „Ein seltener Typhusfall“; „Studien über Strychninvergiftung“ (St. Petersburger medicinische Zeitschrift 1868 bis 1869); „Rückblick auf die Choleraepidemie im J. 1871“ (Dorpater medicinische Zeitschrift 1873). W. war ein ausgezeichneter Lehrer: seine Lebhaftigkeit, sein vielseitiges Wissen und Können, seine vortreffliche Rednergabe, sein unermüdlicher Fleiß wirkte in hohem Grade anregend und belebend auf die Studierenden. W. war auch ein braver, von aller Selbstsucht freier Charakter, beseelt von ernstlichem Streben für das Wohl seiner Mitmenschen, begeistert für die Wissenschaft und den Unterricht. Jederzeit bereit, mit Offenheit und Muth für seine eigene Ueberzeugung einzustehen, war jede Intrigue ihm verhaßt. — Er war außerordentlich pflichtgetreu als Arzt, als Lehrer, als Mitglied der Universität — streng gegen sich selbst und deshalb auch streng in seinen Anforderungen an seine Assistenten und Schüler; — trotzdem erwarb er sich die Sympathie und Liebe aller derer, die ihn näher kannten und sein edles Streben verstanden!

In seinem Leben hat W. trotz allen Fleißes, Eifers und Strebens nicht die Anerkennung gefunden, die er verdiente. Er hat mancherlei Zurücksetzung erfahren müssen. Er hat auch viel herbe Schicksalsschläge zu erdulden gehabt, — viel Krankheit gab es in seiner eigenen Familie; er, der als Arzt so vielen Fremden geholfen hatte, konnte seinen nächsten Angehörigen nicht helfen. Vier blühende, hochbegabte Kinder mußte er durch den Tod verlieren, nur ein einziger kränklicher Sohn blieb ihm! Jahrelang sah er seine geliebte Frau schwer leiden — seine eigene letzte Krankheit bereitete sich ganz allmählich vor, so daß ihm auch durch eigene Krankheit das Leben verbittert wurde. Daher war ihm der Tod eine Erlösung von schweren Leiden, eine Erholung nach unermüdlicher Arbeit. L. Stieda.

Weyrother: Clemens Ritter v. W., Schriftsteller, geboren in Prag am 1. Febr. 1809, † am 10. Juni 1876 zu Karlsbad, Sohn des gleichnamigen, in der Schlacht bei Aspern gefallenen Hauptmanns R. v. W., begann seine Studienlaufbahn am Gymnasium der Prager Kleinseite, und führte sie mit dem philosophischen und rechtswissenschaftlichen Curse an der dortigen Hochschule fort. Er bereiste hierauf Deutschland, wurde bekannt mit Ludwig Tieck, Ernst Raupach und Karl Herloßsohn, die auch nachhaltigen Einfluß auf ihn übten, ja seiner litterarischen Thätigkeit Richtung gaben. Vorerst zwar noch gewillt, in den Staatsdienst einzutreten, überwog doch bald die Lust zum „Fabuliren“. Gelegenheitsgedichte, kleine Dramen für Haustheater leiteten dazu über. Ganz besonders hatte es ihm Ludwig Tieck mit seinem „Phantasus“ angethan, so daß er bald nichts eifriger betrieb als die Durchforschung der alten Burgen und Schlösser des Landes und die mit ihnen verknüpften Sagen aufzeichnete. Eine erste Ausgabe

erschien 1843 unter dem Titel: „Böhmische Sagen“; „Licht und Schatten“ betitelt, erschien 1845 eine Sammlung, Novellen und Erzählungen enthaltend; 1846 eine zweite „Bilder und Skizzen“ benannt. In das bei Gottlieb Haase erscheinende „Panorama des Universums“ lieferte er gleichzeitig die Aufzeichnungen über eine Bereisung des Böhmerwaldes, und schrieb auch fleißig für die von Rudolf Glaser herausgegebene schöngeistige Zeitschrift „Ost und West“. — Das Jahr 1848 zog ihn in die politische Strömung und zur Herausgabe eines Blattes, „Concordia“ benannt, als eines Organs, durch welches die in Prag einander widerstreitenden Nationalitäten zur Eintracht geführt werden sollten. Ernüchtert und verstimmt durch die Kurzlebigkeit dieses Unternehmens, zog er sich wol eine zeitlang von aller litterarischen Thätigkeit zurück, knüpfte aber doch bald wieder (1849) Verbindung an mit der von Prof. Dr. Leop. v. Hasner geleiteten amtlichen „Prager Zeitung“, was zur Folge hatte, daß W. nach dessen Rücktritte zum einstweiligen Stellvertreter berufen wurde. Obschon nach einem Jahre wieder entlassen, glaubte er dennoch die Feuerprobe als Politiker bestanden zu haben, und gründete vertrauensselig eine „Staatsbürger-Zeitung“, die indeß so wenig verfing wie seine „Concordia“. —

Den dadurch auf das ernstlichste in seiner Existenz Bedrohten in Sicherheit zu bringen, wurde ihm dann auf Zuthun seiner Freunde ein Notariat verliehen. Es war vergebliche Mühe! Die Macht der Gewohnheit trieb ihn, unter Vernachlässigung der Notarobliegenheiten, neuerlich in die Schriftstellerei, zuvörderst in die Mitleitung der von Dr. Neumann ins Leben gerufenen „Erz- und Riesengebirgszeitung“, von 1857—1869 zur Veröffentlichung von vier Heften dramatischer Spiele, außerdem zur Herausgabe von zwei Heften „Prager Sagen“ — ohngeachtet ihn diese Liebhaberei das Notariat kostete, die materielle Bedrängniß sich von Jahr zu Jahre steigerte. Letzter Ausweg des also beharrlich Irregehenden war die Bewerbung um eine offene Unterlehrerstelle in Karlsbad, auf welcher W. auch seinen Lebenslauf abschloß.

Ein entschieden begabter, liebenswürdiger, für humanitäre Thätigkeit begeisterter Mensch, war es W. doch nicht gegeben sich wissenschaftlich zu vertiefen; über dem Haschen nach äußerlichem Erfolge ernster Arbeit nachzugehen. Seine Novellen und Erzählungen gleichen darum den selbstgefälligen Plaudereien eines Salonmenschen; seine Bühnenstücke Marionetten-Komödien. Der verdienstlichste Theil seiner Arbeiten sind die „Sagen“, die, obschon zumeist der volksthümlichen Gewandung entkleidet, doch Etappen bildeten für die Weiterforschung in diesem für die Culturgeschichte Böhmens wichtigen Gebiete. Als Politiker zwar von unanfechtbar gut österreichischer Gesinnung, verflachte sich diese bei ihm nur zu leicht wieder in einen landläufigen, jedwede kräftige Charakteräußerung niederhaltenden Kosmopolitismus. Eines zum anderen gehalten und richtig betrachtet, gilt es W. doch nur als Typus und Glied der Prager vorachtundvierziger schöngeistigen Gesellschaft zu beurtheilen. Rud. Müller.

Weyrother: Franz v. W. Geboren in Wien im J. 1754 als Sohn des kaiserl. Cavalleriemajors und akademischen ersten Oberbereiters, Anton v. W., erhielt Franz v. W. seine erste Ausbildung in der Ingenieurakademie und trat am 1. December 1775 als Fahnencadet in das Infanterieregiment FM. Lacy Nr. 22, dessen Inhaber ein Gönner des jungen Mannes war. Am 1. Mai 1777 zum Fähnrich, am 16. November 1778 zum Unterlieutenant befördert, wurde W. im August des folgenden Jahres Adjutant des GM. Grafen Wenzel Colloredo, in welcher Stellung er bis 1783 verblieb. Am 1. Juni 1784 zum Oberlieutenant befördert, machte er nach seiner am 1. August 1787 erfolgten Transferirung zum Infanterieregimente EH. Ferdinand (jetzt Alexander I. Kaiser von Rußland Nr. 2) den Feldzug von 1788—1790 als Adjutant des FML.

Grafen Browne mit, und wurde am 1. Februar 1789 zum Capitainlieutenant, am 6. Juli desselben Jahres zum Hauptmann befördert. Am 16. Juli 1794 zum Generalquartiermeisterstabe transferirt und dem Gouverneur von Mainz, GM. Neu zugetheilt, erwarb sich W. bald den Ruf eines ebenso kühnen, als unterrichteten Officiers. In Mainz begnügte sich W., der sich rasch das Vertrauen Neu's erworben hatte und dessen Thätigkeit um so verdienstvoller war, da der Gouverneur stets kränklich, die Vertheidigungsarbeiten nicht selbst leiten konnte, nicht, die fortwährenden Angriffe der Franzosen energisch zurückzuweisen, sondern er drang auch darauf, daß die Offensive ergriffen und dem Gegner empfindlicher Schaden zugefügt wurde. Am 19. November 1794 wurde das starkbesetzte Weissenau, am 1. December die Zahlbacher Schanze genommen, zwei für Vertheidiger und Angreifer von Mainz gleich wichtige Punkte. Die Verdienste Weyrother's würdigend, schlug ihn GM. Neu zur Beförderung vor. „Die vorzüglichen Eigenschaften des Hauptmann v. W." meldete er am 1. December 1794 dem Reichsfeldmarschall, Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, „sind bei dem Corps, wo er angestellt ist, allgemein bekannt ... Ich muß es dem unermüdeten Eyfer und den ausgezeichneten Geschicklichkeiten dieses Hauptmanns allein zuschreiben, daß ich gleich nach der Uebernahme des Gouvernements in den Stand gesetzt worden bin, die Vertheidigungsanstalten und alle hierher gehörigen verschiedenen Belehrungen für die Generalität, für die Vorposten und die ganze Garnison überhaupt, so zweckmäßig und wohl detaillirt, hinauszugeben, daß ich zuversichtlich hoffen darf, der Feind werde auch mit Uebermacht der Festung für diesen Winter nichts anhaben können." Nebst Weissenau und Zahlbach war der Hartberg unterhalb Mainz von besonderer Wichtigkeit, weshalb FZM. Graf von Wartensleben am 30. April 1795 beordert wurde, die Franzosen von jener Höhe zu vertreiben. Hierbei that sich Hauptmann W. so rühmlich hervor, daß Wartensleben an FM. Clerfayt meldete: „Ich finde mich verpflichtet, den sich schon vielfältig ausgezeichneten Hauptmann Weyrother des Generalquartiermeisterstabes Eurer Excellenz besonders zu empfehlen, da dieser brave und geschickte Officiere nicht allein die Avantgarde sehr gut anführte, sondern sich während der Affaire ausnehmend brav und thätig bewiesen hat und mir die trefflichsten Dienste leistete." Am 22. Mai 1795 zum Major befördert, warf W. am 30. August die abermals in Weissenau eingedrungenen Feinde zurück, wobei er einen Schuß in die linke Schulter erhielt. Nach seiner Genesung auf kurze Zeit der Armee des EH. Karl in Deutschland zugetheilt und am 11. Mai 1796 mit dem Ritterkreuze des Militärischen Maria Theresienordens ausgezeichnet, machte W. vom September 1796 den Feldzug in Italien mit, betheiligte sich hervorragend an der Schlacht von Bassano (6. Nov. 1796) und an den Gefechten von Legnago (26. März 1799) und Magnano (5. April 1799), wurde am 16. April 1797 Oberstlieutenant und beim Einrücken der russischen Armee in Italien dem Hauptquartier des FM. Suwarow zugetheilt. Nach der Schlacht von Novi, 15. August 1799, berichtete Suwarow (Asti, 25. August 1799) an den österreichischen Kaiser: „Ingleichen soll ich E. M. höchsten Gnade den vom Generalquartiermeisterstabe mir zugetheilten Oberstlieutenant Baron [sic] Weyrother anempfehlen. Es diente dieser in diesem Feldzuge an meiner Seite und hat mir in den vielen feindlichen Gelegenheiten mit seinem Eifer und seiner rastlosen Thätigkeit beigestanden, besonders hat derselbe in diesem so langen, als hitzigen Gefechte sich ausgezeichnet, da er an allen Orten versendet und überall zugegen war. Ich unterfange mich demnach mir die besondere Gnade auszubitten, ihn zur Belohnung seiner gewiß ausgezeichneten Verdienste um einen Grad befördern zu wollen." Nachdem W. mit Suwarow auch den Zug in die Schweiz mitgemacht hatte, ohne jedoch

die verfehlten Dispositionen des damals gegen Oesterreich stark erbitterten Feldmarschalls irgendwie beeinflussen zu können, wurde er, am 5. Februar 1800 zum Obersten befördert, dem Corps des FZM. Kray zugetheilt; jedoch mußte er, von den Strapatzen der Campagne arg mitgenommen und an einer Wunde leidend, einige Zeit beurlaubt werden. Nach seiner Genesung wurde W. dem Minister Grafen Cobenzl als militärischer Berather an den Friedensverhandlungen (Waffenstillstand von Steyer, Friede von Luneville) zugetheilt. Am 11. Mai 1801 erhielt W., aus dem Generalstabe scheidend, das Commando über das Infanterieregiment FML. Karl Schröder (jetzt FM. Khevenhüller Nr. 7), dem er seine ganze Thätigkeit während der folgenden Friedensjahre widmete. Am 2. April 1805 zum Generalmajor befördert, wurde W. auf Wunsch des FM. Kutusow dem russischen Hauptquartier zugetheilt, in welchem er die Schlacht von Austerlitz mitmachte. Leider änderte Kutusow die trefflichen Dispositionen Weyrother's und dieser, fortwährend kränkelnd, hatte nicht mehr die Energie auf Durchführung seiner Beschlüsse zu beharren. 2½ Monate nach der „Dreikaiserschlacht“ starb W. in Brünn (am 16. Febr. 1806), kaum 52 Jahre alt.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Oesterreichische militär. Zeitschrift. — Wurzbach, Biographisches Lexikon. — Hirtenfeld, Militär-Zeitung, Jahrg. 1863.

Oskar Criste.

Weyse: Christoph Ernst Friedrich W., ein Componist und Musiktheoretiker, geboren am 5. März 1774 zu Altona, † vom 7. zum 8. October 1842 zu Kopenhagen. Sein Vater, ein Kaufmann, starb früh, die Mutter, eine geborene Heuser, war musikalisch begabt und pflanzte wohl dem Sohne die Liebe und Begabung zur Musik ein. Sie verheirathete sich bald darauf wieder und W. schien Vater und Mutter verloren zu haben, bis sich der Großvater Heuser seiner annahm und ihn in Musik und den Schulwissenschaften unterrichten ließ. Er machte als Clavierspieler bedeutende Fortschritte und auch als Componist zeigte er ein leichtes Erfindungstalent. Als 1789 seine Mutter starb, sollte er das väterliche Haus verlassen und sich einen Beruf wählen. Durch Vermittelung des bekannten Prof. K. F. Cramer in Kiel wurde W. an den Capellmeister Joh. Abrah. Peter Schulz in Kopenhagen (s. A. D. B. XXXIV, 744) empfohlen. Am 30. October 1789 langte er in Kopenhagen an und wurde von Schulz freundlich empfangen; als Schulz die Mittellosigkeit des musikalisch so reichbegabten Knaben erkannte, nahm er ihn sogar in sein Haus auf und sorgte für ihn, wie für einen Sohn. Bekanntschaften mit dem Justizrath Grönland, der eine vortreffliche Musikbibliothek besaß, und mit dem Organisten O. H. C. Zink förderten seine Kenntnisse und Fertigkeiten in anderer Weise. Im Herbste 1790 hatte ihm Schulz die Erlaubniß erwirkt, sich bei Hofe hören zu lassen und mit einer Sonate nebst Phantasie eigener Composition sowie einer improvisirten Phantasie errang er sich den Beifall des Königs nebst einem Honorare von 100 Thlr. 1792 erhielt er durch Schulz's Bemühungen die Hülfsorganistenstelle an der reformirten Kirche und durch Musikunterricht war er bereits im Stande, sich selbst zu erhalten. Als 1794 der alte Organist an obiger Kirche starb, wurde er sein Nachfolger. Ein Brief Schulz's an W., als Ersterer von Kopenhagen nach Schwedt gegangen war, läßt uns einen Einblick darein gewähren, wie hoch Schulz die Begabung Weyse's schätzte, wie er ihn für den besten Clavierspieler der Neuzeit hielt und sein Compositionstalent durch Rathschläge zu unterstützen suchte, besonders erfahren wir hier, daß W. ein ganz besonderes Talent besaß auf dem Claviere zu phantasiren. Im J. 1809 im April wurde seine erste Oper „Sovedrikken“ aufgeführt, ein Singspiel von Bretzner „Der Schlaftrunk“ ins Dänische übersetzt. Trotz des recht schwachen Textbuches, errang Weyse's Musik einen durchschlagenden Erfolg und alle Thüren

öffneten sich ihm. Durch Aemilius Kunzen's Frau, des Nachfolgers Schulz' als Capellmeister, einer tüchtigen Sängerin, war W. mit der menschlichen Stimme vertraut geworden und hatte darin fleißige Studien gemacht, so daß er auch als Gesanglehrer sich einen Ruf erwarb und vom Könige als Lehrer für die Kronprinzessin Karoline angenommen wurde. Der Erfolg der Oper Sovedrikken ermunterte ihn auf der begonnenen Laufbahn fortzuschreiten und so folgte 1811 die Oper „Faruk“ und 1814 „Die Ludlams-Höhle“. Beide Texte von Oehlschläger. 1816 wurde er zum Professor ernannt und 1819 zum Theatercomponisten mit einem Gehalte von 1000 Thlr. (Mozart bekam am österreichischen Hofe 600 Gld.). Schon 1805 hatte er sein Amt an der reformirten Kirche mit dem der Frauenkirche vertauscht, welches er auch bis zu seinem Tode behielt. 1817 componirte er die Musik zu Shakespeare's Macbeth und schrieb außerdem zahlreiche Lieder, Clavierstücke, Kammermusik, Sinfonien, geistliche Gesangswerke, von denen die meisten durch den Druck veröffentlicht wurden. An Opern sind noch nachzutragen: „Ein Abenteuer im Rosenburger Garten“, 1828; „Kenilworth“, Oper in 3 Acten, 1835. W. war nie verheirathet. Seine erste und einzige Liebe war ihm untreu geworden, dennoch suchte er sich sein Junggesellenheim stets durch Erziehung junger Männer zu erfrischen, die bei ihm wohnten und für die er wie ein Vater sorgte. War es Vergeltung für die Wohlthaten, die er einst selbst durch Schulz empfangen hatte, oder das Bedürfniß nach Geselligkeit, jedenfalls erreichte er damit Beides. Wie gemüthvoll und liebenswürdig humoristisch sein Charakter war, beweist ein Brief von ihm an einen seiner einstigen Pflegesöhne, den Prediger Schaumburg-Müller, aus dem Jahre 1840, den O. M. Möller in seiner Biographie Weyse's veröffentlicht; dies Werk bildet zugleich die Quelle dieses Artikels. — Mir liegt ein umfangreiches Verzeichniß seiner Compositionen in Autograph und in Drucken vor, die sich größtentheils auf der königlichen Bibliothek zu Berlin und einige wenige auf anderen Bibliotheken befinden. Ueber den Besitz der Kopenhagener öffentlichen Bibliothek habe ich keine Kunde, da der mir vorliegende Katalog nur Werke bis ca. 1750 verzeichnet. In jenem Verzeichniß findet sich ein Requiem, ein Miserere für 2 Chöre, eine Hymne, mehrere Opern, Lieder und Gesänge, Cantaten, eine Sinfonie für großes Orchester, Clavierstücke u. a. kleinere Compositionen. Besonderer Erwähnung verdienen darunter noch 100 alte dänische Volksweisen des 16.—18. Jahrh. harmonisch bearbeitet, 2 Hefte, 1839, 1841.

Vgl. neben oben genannter Biographie auch R. v. Liliencron, Chr. E. Fr. Weyse und die dänische Musik seit dem vor. Jahrh. in Riehl's Histor. Taschenbuch, 5. Folge, 8. Jahrg. 1878, S. 167 f. Rob. Eitner.

Weyssenburger: Johannes W. (nicht Weissenburger), ein Priester — denn er nennt sich oft sacerdos oder presbyter —, der in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts die Buchdruckerkunst ausübte. Zum ersten Mal finden wir ihn in dieser Eigenschaft zu Nürnberg im J. 1503 (nicht schon 1502, wie oft angegeben wird) und zwar druckt er anfangs mit einem Nik. Fleyschmann zusammen, der gleichfalls ein Priester gewesen zu sein scheint. Nach der Trennung von diesem setzte W. die Thätigkeit als Buchdrucker allein fort, zunächst noch in Nürnberg bis ins J. 1513, worauf er mit seiner Presse nach Landshut in Niederbaiern übersiedelte. Höchst wahrscheinlich fand letzteres noch im genannten Jahre statt, wenngleich das früheste bekannte Erzeugniß seiner dortigen Thätigkeit erst dem April 1514 angehört. Vermuthlich ist W. von irgend einer Seite nach Landshut berufen worden, wo es damals keine Presse gab. Unrichtig ist es aber, wenn man ihn als den Prototypographen dieser Stadt betrachtet; denn schon am Anfang des Jahrhunderts hatte ein — sonst nicht bekannter — N. Wurm dort, wenn auch nur kurze Zeit, eine Druckerei gehabt (Weller

a. u. a. O., Nr. 210). Aus Landshut kennt man Erzeugnisse von Weyssenburger's Werkstätte bis zum Jahre 1531; dann verschwindet sein Name. Im ganzen beträgt die Zahl seiner Drucke weit über 100, wovon der größere Theil auf Landshut fällt. Viele derselben sind mit Holzschnitten reich ausgestattet, ein Umstand, der diesem Buchdrucker auch einen Platz in der Geschichte der Buchillustration sichert. Was den Inhalt der Drucke betrifft, so fehlt es unter denselben nicht ganz an profanen Werken. Ganz vorzugsweise aber stellte W., was für ihn als Priester bezeichnend ist, seine Presse in den Dienst seiner Kirche. Schriften, wie sie die Geistlichkeit brauchte: Erklärungen des Meßkanon, Predigtsammlungen, Beichtbücher, dann wieder kirchliche Schriften für Laien: Sterbebüchlein (darunter auch drei Ausgaben der Ars moriendi), Heiligthumsbücher, Leben von Heiligen — dies und ähnliches ist es, was vornehmlich aus dieser Presse hervorgegangen ist. Als dann die Reformation kam, war die Druckerei Weyssenburger's eine der wenigen in Süddeutschland, die den Gegnern der neuen Bewegung zur Verfügung standen. Im Hinblick hierauf ist es bemerkenswerth, daß dieser Priester zugleich der erste Buchdrucker Luther's war. Denn dessen erste gedruckte Schrift (Tractatus de hijs qui ad ecclesias confugiunt) ist 1517 im fernen Landshut bei W. herausgekommen (zunächst ohne des Verfassers Namen, dann 1520 mit demselben). Mit Recht vermuthet Knaake (Weimarer Ausgabe von Luthers Werken I, 1883, S. 1 fg.), daß Christoph Scheurl, der mit dem Drucker noch von Nürnberg her in Geschäftsverbindung stand, diesem das Manuscript Luther's geschickt habe. — Ueber die näheren persönlichen Verhältnisse Weyssenburger's, insbesondere über seine Herkunft, sein Geburts- und Todesjahr ist nichts bekannt. Daß er von Nürnberg stammte, wie meist behauptet wird, ist an sich ja recht wohl möglich; doch haben wir hierfür keine sicheren Zeugnisse gefunden. Insbesondere lassen uns auch die Universitätsmatrikeln, soweit sie gedruckt vorliegen, über den Mann im Stich; aus ihnen ergibt sich nur so viel, daß der Name W. damals an den verschiedensten Orten vorkam.

Vgl. Panzer, Annales typogr. (nicht nur T. VII sondern auch T. XI). — Weller, Repertorium typogr. mit Suppl. (s. Register und außerdem die Nrn. 976, 1207, 1254), wozu Panzer, Annalen (deutsche) Nr. 715, 824 fg., 855, 1590, 2738, 2929, 2936, 3144, 846b, 968c, Verhandlungen des hist. Vereins f. Niederbaiern, Heft 1, 1846, S. 88, Weigel u. Zestermann, Die Anfänge d. Druckerkunst, Bd. II, 1866, S. 56—60, Jahrb. d. Preuß. Kunstsammlungen, Bd. 8, 1881, S. 90 und Centralblatt f. Bibliothekswesen IV, 1887, S. 515—521, 533—536 zur Ergänzung dienen. — Außerdem vgl. Muther, Die deutsche Bücherillustration d. Gothik u. s. w., 1884, I, S. 279; II, S. 214. K. Steiff.

Weyßenburger: Wolfgang W. (auch Wyssenburger oder Wissenburgius), reformirter Theolog und Geograph, war 1496 zu Basel als Sohn des Rathsherrn Jakob W. geboren, wurde durch einen Mönch in den Anfangsgründen der Wissenschaften unterrichtet und bezog bereits 1510 die Universität seiner Vaterstadt. Außer den alten Sprachen studirte er namentlich Theologie, sowie auf Anregung des berühmten Heinrich Glareanus Mathematik und Geographie. Nachdem er 1520 zum Professor der Mathematik ernannt worden war, empfing er zwei Jahre später die Priesterweihe und wurde darauf zum Prediger an der Franziskanerkirche in Basel erwählt. Als eifriger Leser der Schriften Luther's wendete er sich begeistert der Reformation zu, unterstützte Oekolampadius bei deren Einführung in Basel und war der erste Basler Geistliche, welcher in seiner Kirche die Messe in deutscher Sprache las. Als er 16 Jahre lang mit großem Segen im geistlichen Amte gewirkt hatte, ernannte ihn die Universität 1540 zum Doctor, sowie im

folgenden Jahre an Stelle des Simon Grynäus zum Professor der Theologie. Da er aber nur ungern das ihm liebgewordene Predigtamt aufgab und wieder in dasselbe zurückzukehren wünschte, wurde er nach dem Tode des Andreas Bodenstein-Karlstadt 1544 zum Pfarrer an der Peterskirche erwählt. Nachdem er beide Aemter eines Halsleidens und zunehmender Gedächtnißschwäche wegen hatte niederlegen müssen, starb er am 9. März 1575.

Von seinen Schriften sind erwähnenswerth einige theologische Werke, welche hauptsächlich die Verfassungsverhältnisse der reformirten Kirche („Oratio de auctoritate synodorum“) sowie die Abendmahlslehre („De vero usu coenae Domini“) behandeln, ferner mehrere Sammlungen theologischer Thesen, eine Ptolemäusausgabe mit neuen, vermuthlich von ihm selbst gezeichneten Karten, sowie eine „Descriptio terrae sanctae“, die mehrfach als Anhang zu dem gleichnamigen Werke des Jakob Ziegler gedruckt wurde (zuerst Straßburg 1536). Diese Arbeit, welche von den Theologen des 16. Jahrhunderts stark benutzt wurde, schildert abweichend von allen übrigen aus jener Zeit stammenden Beschreibungen Palästinas die Orte der heiligen Geschichte in alphabetischer Anordnung mit Angabe der biblischen Belegstellen. Einige Sendschreiben Weyßenburger's, vorzugsweise theologischen Inhalts, finden sich in verschiedenen älteren und neueren Briefsammlungen zerstreut, beispielsweise bei Fueslin, Epp. ab Ecclesiae Helveticae Reformatoribus vel ad eos scriptae (Tig. 1742).

Athenae Rauricae, S. 72. Viktor Hantzsch.

Wezel: Johann Karl W., geboren am 31. October 1747 in Sondershausen, † ebendaselbst am 28. Januar 1819, wo sein Vater fürstl. Mundkoch war. Auf der dasigen Schule, besonders von dem gelehrten Konrad Böttiger gehörig vorbereitet, bezog er 1764 die Universität Leipzig und wohnte mit Gellert, von diesem hochgeehrt, in einem Hause. 1769 wurde er vorläufig Hofmeister in der Lausitz, bis er größere Reisen nach Berlin, Hamburg, London, Paris und endlich nach Wien antrat. Hier war er dann eine zeitlang Theaterdichter und erwarb sich die Gunst Joseph's II., der ihn aufforderte, in Wien zu bleiben und als Zeichen seiner besonderen Gunst ihm eine große, goldene Medaille verehrte. W. zog sich jedoch nach Leipzig zurück. Da sich aber 1784 bei ihm Spuren einer Geisteskrankheit zeigten, lebte er seit 1786 wieder in Sondershausen, einsam, ohne jeglichen Umgang und bedürftig, sich währenddem von den Ersparnissen, durch fleißige schriftstellerische Arbeiten mühsam erworben, erhaltend. Menschenfreunde nahmen sich seiner an und vereinigten sich zu einer Gesellschaft, welche ihn 1800 zu seiner Genesung nach Hamburg zu dem bekannten Arzt Hahnemann brachte, welcher sich zu seiner Wiederherstellung erboten hatte. Allein dieser erklärte ihn bald für unheilbar und veranlaßte seine Rückkehr nach Sondershausen. Von dieser Zeit an schienen zwar lichte Augenblicke seinen verfinsterten Geist zu erhellen, doch kehrten Freude am Leben und am menschlichen Umgang nicht wieder bei ihm ein; obwol körperlich gesund lebte er still in täglicher Ordnung, nicht ohne zeitweilige Beschäftigung mit Lesen und Schreiben dahin, bis er am 28. Januar 1819 nach nur wöchentlicher Krankheit schmerzlos verschied. — Er schrieb eine beträchtliche Anzahl von Lustspielen, Früchte des kurzen Frühlings seines Geistes, deren leichte Beweglichkeit ihm nicht minder Beifall verschaffte, wie andere seiner Schriften, die sein wissenschaftliches Bemühen verriethen (so z. B. der „Versuch über die Kenntniß des Menschen“, 1784 und 1785), aber das ihm gezollte Wohlwollen befriedigte ihn nicht nur nicht, sondern versetzte ihn in eine bittere Stimmung und erregte endlich eine nicht zu befriedigende Eitelkeit, immer mehr ausartend, ihn abwärts ziehend bis zum entschiedenen Wahnsinn.

Ueber die älteren günstigen Urtheile seiner geistigen Erzeugnisse vgl.

Jördens in dem Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten, 5. Bd.; Meusel, 8. u. 21. Bd.; Ludloff's Aufsatz: Wezel als Schriftsteller, in d. Gemeinnütz. Blättern f. Schwarzburg, 1808 u. 1810; Eschenburg's Beispielsammlung z. Theorie u. Litteratur d. schönen Wissenschaften, 7. Bd.; Franz Horn in: Die Poesie u. Beredsamkeit d. Deutschen v. Luther bis z. Gegenw., 3. Bd.; Hesse, Verzeichniß geborner Schwarzburger, 20. St., Rudolstadt, Schulprogr. 1829. — Ueber Wezel's spätere Schicksale: (Heß) Durchflüge durch Deutschland ꝛc., 1. Bd. und „Nachflug" dazu: Wezel seit seinem Aufenthalt in Sondershausen v. Z. N. Becker, Erfurt 1799; Gerber's neues Lexic. d. Tonkünstler, Bd. 4; Blumröder, Ztg. f. d. eleg. Welt 1805 u. 1812; Teutonia 1819; Leipziger u. Jenaer Lit.-Ztg. 1819 (63. Stck., Intelligenzbl. Nr. 14); Allgem. Anzeiger 1828; Thuringia 1841, Nr. 12 u. a. — Mehrere Manuscripte Wezel's werden auf der fürstl. Regierung in Sondershausen aufbewahrt, so auch Wezel's Leben von Ludloff in Sondershausen, das u. a. auch Briefe Wezel's an den Rector Konrad Böttiger enthält.
Anemüller.

Wezilo, Erzbischof von Mainz in der Zeit von 1084 bis 1088, vorher Priester in Halberstadt, verdankte seine Erhebung auf den Stuhl des h. Bonifacius dem Wohlwollen des Königs Heinrich IV., dem er im Kampfe gegen Papst Gregor VII. als treuer und thätiger Anhänger zur Seite stand. An der Spitze der kaiserlichen Partei erschien W. bald nach seiner Ernennung bei den Unterhandlungen mit dem päpstlichen Legaten Otto von Ostia und den Anhängern Gregor's unter den deutschen Bischöfen in Gerstungen und Berka (20. Januar 1085) und vertrat hierbei gegenüber der Ansicht des Legaten, man dürfe mit dem gebannten Heinrich keine Gemeinschaft haben, mit allem Nachdrucke die Behauptung, daß Heinrich IV. sich nicht im Banne befände, weil, entgegen kirchlicher Satzung, der Bann über Jemanden verhängt worden sei, der seines Besitzes und seiner Gewalt entkleidet dastehe. Bei so widerstreitenden Ansichten scheiterte der angebahnte Ausgleich. Der Eifer, mit welchem fortan W. zu Heinrich hielt, trug W. die Verhängung des Kirchenbannes durch die Quedlinburger Synode (April 1085) ein, worauf eine, durch Heinrich, W. und die Gesandten des Gegenpapstes Clemens III. nach Mainz berufene Synode (Mai 1085) die Absetzung des aus Rom bereits geflüchteten und dem Ende sich hinneigenden Papstes Gregor († am 25. Mai 1085) und die Erhebung von Clemens III. auf den päpstlichen Stuhl aussprach. Auch in den deutschen Angelegenheiten stand W. fest zu Heinrich IV. Als der Versuch, den Frieden in Deutschland herzustellen, mißlang, fand Heinrich in Herzog Wratislaus von Böhmen einen werthvollen Bundesgenossen. Um diesen fester an sich zu knüpfen, verlieh er ihm die Königswürde. Diesen Schritt zu rechtfertigen und den neuen König dem Wohlwollen des Gegenpapstes zu empfehlen, ward dem Erzb. W. aufgetragen, der sich sofort dieser Aufgabe unterzog. Die Vermittlung Wezilo's hatte den gewünschten Erfolg. Gleich glücklich war W. in dem Bestreben, den König Wratislaus in der Anhänglichkeit an Heinrich IV. zu bestärken. Nur kurze Zeit erfreute sich Heinrich der Dienste des, auch nach den Zeugnissen seiner Gegner, durch Befähigung und Wissen hervorragenden Kirchenfürsten. W. verstarb am 6. August 1088.
Bockenheimer.

Wiarda: Tileman Dothias W. stammte aus einer alten, ehemals in Westfriesland ansässigen Familie, von der ein Zweig am Ende des 16. Jahrhunderts nach Ostfriesland eingewandert war. Er ist am 18. October 1746 zu Emden als Sohn des landschaftlichen Secretärs Georg Ludwig W. geboren. Mit seinem Vater siedelte er 1749 nach Aurich über und besuchte hier die Schule. Im April 1765 bezog er die Universität Duisburg, im September 1766 die von Halle. Darauf kehrte er 1768 nach Aurich zurück und wurde

Auscultator bei der ostfriesischen Regierung, dann im März 1770 Advocat beim Stadt- und Amtsgerichte daselbst. Am 1. Januar 1781 zum Assistenzrathe an der Regierung ernannt, trat er schon im Mai dieses Jahres in die Dienste der ostfriesischen Landschaft, bei der er die durch den Tod seines Vaters erledigte Stelle eines ersten Secretärs erhielt. Als solcher wußte er sich das Vertrauen seiner Landsleute in hohem Maaße zu erwerben und den Ständen schätzbare Dienste zu leisten. Als es sich um die Abstellung einer Reihe ständischer Beschwerden seitens der preußischen Regierung handelte, und man deswegen 1789 eine Deputation nach Berlin sandte, wurde auch W. zum Mitgliede derselben gewählt. Der Erfolg, den sie hatte, war nicht zum wenigsten sein Verdienst. Er war damals schon ein über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannter Mann. Der Ruf, den er hatte, rührte aber nicht bloß von seiner verdienstvollen Thätigkeit als rechts- und verwaltungskundiger Syndikus her; denn seine Interessen gingen nicht ausschließlich in seinem Berufe auf. In ihm steckte vielmehr eine Gelehrtennatur, die ihn in seinen Mußestunden zu schriftstellerischer Thätigkeit drängte. Eine Neigung zu beschaulicher Betrachtung der Dinge wurde durch die popularphilosophische Richtung der Zeit angeregt und veranlaßte ihn zuerst, sich auf diesem Felde zu versuchen; bald aber wandte er sich dem Gebiete zu, auf dem sein Hauptverdienst liegt, der Erforschung der Geschichte seiner ostfriesischen Heimath. Von welcher Seite er die Anregung hierzu erhielt, weiß man nicht, vielleicht von dem gelehrten Herausgeber des ostfriesischen Landrechts Matthäus v. Wicht, den W. persönlich kannte und hochschätzte. Am Ende bedurfte es keines besonderen Anstoßes. Die eigenartigen Verhältnisse des kleinen Landes, die von denen anderer Länder weit abwichen, die hohen Vorstellungen, die man in Ostfriesland von der Vergangenheit hatte, mußten einen von gelehrten Neigungen erfüllten, mit historischem Sinne begabten Geist, wie er es war, von selbst zu geschichtlichen Studien reizen. Dazu kam, daß W. in seiner Stellung als Secretär der Stände, die sich als die Nachfolger der Upstalsbom-Versammlungen, als die Vertreter der freien Friesen fühlten, Veranlassung genug hatte, sich mit den Rechten dieser Stände und ihrem Ursprunge, also recht eigentlich mit der geschichtlichen, namentlich der rechtsgeschichtlichen Entwicklung seines Landes zu befassen. Das aber war, wenn er auf die letzten Ursprünge zurückgehen wollte, nicht gut möglich ohne sprachwissenschaftliche Studien, da ja die ältesten Rechtsdenkmäler der Friesen in der im 18. Jahrhunderte längst ausgestorbenen altfriesischen Sprache abgefaßt waren. Auf rechts- und sprachgeschichtlichem Gebiete liegen daher Wiarda's erste Studien. Im J. 1777 erschien seine Schrift „Von den Landtagen der Friesen bei Upstalsboom“, in der er den Versuch machte, die Nachrichten der Schriftsteller und der Rechtsquellen zu einer Darstellung jener eigenartigen Versammlung der Friesen am Upstalsbom zu verarbeiten. In einer wenige Jahre später, 1782, erschienenen Schrift handelte er hierauf „Von den Richtern Brockmerlandes aus dem mittleren Zeitalter“. Dann wandte er sich mehr sprachwissenschaftlichen Arbeiten zu und gab 1784 eine „Geschichte der ausgestorbenen alten friesischen oder sächsischen Sprache“ heraus. Das Interesse, das sie erweckte, veranlaßte ihn zu einem altfriesischen Wörterbuche, 1786. Durch diese heute mehr oder weniger überholten Arbeiten, zu denen noch verschiedene kleinere Artikel in einer seit 1784 erscheinenden Zeitschrift „Ostfriesische Mannigfaltigkeiten“ kamen, hatte er sich als einen nach damaligen Begriffen so tüchtigen Kenner der Geschichte Frieslands und als einen so ernsten, von ehrlicher Begeisterung für sein Volk erfüllten Forscher erwiesen, daß die Stände seiner Heimath ihn im J. 1787 ersuchten, eine ausführliche Darstellung der Geschichte des Landes abzufassen. W. glaubte sich diesem ehrenvollen Auftrage nicht entziehen zu sollen und begann nun das Hauptwerk seines

Lebens, die „Ostfriesische Geschichte", die ihn fast bis zum Ausgang des Jahrhunderts beschäftigte. Im J. 1789 erschien der erste Band, und mit dem neunten im J. 1798 erschienenen erhielt das Werk einen vorläufigen Abschluß. Es führte die Geschichte bis zum Jahre 1786. Schon der erste Band hatte Beifall gefunden, vor allem in Ostfriesland, und hier so reichen, daß die Landstände sich veranlaßt sahen, W. ein Geldgeschenk als Zeichen ihrer Anerkennung anzubieten. Dieser aber lehnte es ab, weil er sich durch den ihm gewordenen Auftrag für belohnt genug ansah, vermuthlich aber, weil er sich seine Unabhängigkeit auch nach dieser Seite wahren wollte. In der That besaßen nur wenige deutsche Landschaften eine ähnliche Geschichtsdarstellung wie Ostfriesland. W. hatte in dem großen Werke des U. Emmius eine in mancher Beziehung treffliche Vorarbeit, er begnügte sich aber damit nicht. Schon durch seine älteren Arbeiten hatte er sich eine ausgebreitete Kenntniß originaler Quellen verschafft, darunter auch unbekannter handschriftlicher. Für seine Geschichte waren ihm jetzt auch die wichtigen Archive von Emden und Aurich zugänglich. Stand ihm damit ein reiches, zuverlässiges Material zur Verfügung, so hat er dasselbe doch lange nicht genügend für seine Zwecke ausgebeutet, er hat z. B. die politischen Correspondenzen des Auricher landesherrlichen Archivs fast gar nicht benutzt. Auch sonst lassen sich erhebliche Einwendungen gegen die Ostfriesische Geschichte machen. In seiner Auffassung der älteren friesischen Geschichte ist es ihm nicht möglich gewesen, sich dem Einflusse seines Vorgängers Emmius zu entziehen; denn auch ihn beherrschen die Vorstellungen eines republikanischen Gemeinwesens, in dem das Volk der freien Friesen sich selbst Gesetz und Rechte gab. Wo er in den späteren Jahrhunderten, dem 16.—18., den Kampf der Grafen und Fürsten mit den Ständen des Landes schildert, ist er nicht frei von Parteinahme für die letzteren. Gar vieles, was heute von dem gefordert wird, der das Leben seines Stammes schildern will, fehlt bei ihm; die innere Entwicklung des Landes, seine Cultur, sein geistiges und materielles Leben kommen viel zu kurz; ihm besteht die Geschichte wesentlich nur in der Aufzählung der äußeren Ereignisse. Sein Gesichtskreis ist kein weiter, und sein Scharfblick kein ungewöhnlicher. Die Darstellung ist bei ihm ungleichmäßig, bis zum 17. Jahrhunderte kürzer, von da ab mit dem reichlicheren Zuströmen der Quellen breiter und ausführlicher. Sein Stil endlich ist schwunglos, trocken, langweilig. Indem so keiner seiner Mängel verkannt werden soll, wäre es doch ungerecht, das Werk Wiarda's allein nach ihnen zu beurtheilen. Schon der Umstand, daß es noch jetzt nicht ersetzt ist, daß es, abgesehen von dem völlig veralteten ersten und manchen Partien des zweiten und dritten Bandes noch heute für jede Forschung auf dem Gebiete der ostfriesischen Geschichte unentbehrlich ist, beweist, daß man es als eine hervorragende Leistung zu betrachten hat. In der That ist hier ein immerhin bedeutendes Material verarbeitet, und die Geschichte des Landes bis auf die Zeiten des Verfassers herabgeführt. Seit U. Emmius war nichts ähnliches versucht, und dieser führte seine Darstellung doch nur bis zum Jahre 1564. Ein ernster, strenger, moralisirender, vielleicht etwas spießbürgerlicher Geist spricht sich in Wiarda's Werke aus, aber ein ehrliches Streben nach Wahrheit und Unparteilichkeit ist bei ihm unverkennbar, auch wenn es ihm nicht gelungen ist, diese Unparteilichkeit stets zu wahren. Wo er aber einseitig wird, merkt man doch immer, daß es nicht Leidenschaftlichkeit, sondern ehrliche Ueberzeugung ist, die aus ihm spricht. Indem er seine Darstellung auf Urkunden und Acten stützt, gewinnt diese hinsichtlich der Thatsachen einen Grad von Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit, der diesem Werke bis jetzt noch immer hohen Werth verleiht. Wol würde eine Geschichte Ostfrieslands, heute geschrieben, anders ausfallen müssen, wie die Wiarda'sche, aber jeder Bearbeiter würde doch nur weiter

kommen, weil er auf den Schultern Wiarda's stände, und jeder würde anerkennen, wie viel er ihm zu danken hätte. — Nach dem Abschluß der Geschichte wandte sich W. einem mehr culturgeschichtlichen Thema zu, das doch aber auch den Rechtshistoriker und den Sprachforscher in ihm angeregt haben muß. Vielleicht durch die auffallenden und zahlreichen Personennamen der Friesen angeregt, veröffentlichte er 1800 eine Studie „Ueber deutsche Vornamen und Geschlechtsnamen", in der er die Entstehung und Geschichte der deutschen Personennamen darzustellen versuchte. Auch diese Arbeit fand bei den Zeitgenossen Beachtung, doch behandelt sie den Gegenstand weder erschöpfend, noch kritisch genug, als daß sie heute noch ein anderes, als ein historisches Interesse beanspruchen könnte, wenngleich sie immer ein Zeugniß dafür sein wird, daß der Verfasser sich auch vor ziemlich entlegenen Gebieten nicht scheute, auf denen er so gut wie gar keine Vorarbeiten hatte. — W. kehrte dann wieder zur friesischen Rechtsgeschichte zurück und führte nun einen früher schon gehegten Gedanken aus, indem er eine Ausgabe der nur in einer Oldenburger Handschrift aufbewahrten Gesetze der Rüstringer unter dem Titel Asega-Buch mit einer ausführlichen Einleitung über friesische Rechtsquellen veranstaltete. Richthofen hat sie als ein überaus ungenaues Werk bezeichnet, gewiß mit Recht. Die peinliche Akribie bei Quellenpublicationen ist indessen erst eine Errungenschaft späterer Zeiten, des Juristen W. Sache war sie nicht. Immerhin bleibt es sein Verdienst, die Aufmerksamkeit des Rechts- und Sprachforschers auf dieses altfriesische Rechtsdenkmal hingelenkt zu haben. — Einem schwierigen Stoffe wandte er sich dann zu, als er 1808 eine Geschichte und Auslegung des Salischen Gesetzes und der Malbergschen Glosse herausgab. Der Gegenstand reizte ihn wegen des Alters des Gesetzes, das noch über das des ältesten friesischen Gesetzes hinausragte, und wegen der unbefriedigenden Erklärungen, die es bisher gefunden hatte. Es bedurfte indessen doch erst tieferer Studien und eingehenderer Vorarbeiten, ehe Wiarda's Ziel erreicht wurde.

W. hatte sich in allen seinen Werken als ein warmer Verehrer der alten Zustände seines Volkes, wie er sie verstand, gezeigt. Auch die Fortentwicklung bis auf seine Zeit war ihm nicht zuwider, und da diese für das kleine Land keine Nachtheile, eher Vortheile, jedenfalls keine erhebliche Veränderung der allgemeinen Zustände herbeiführte, fühlte er sich, wie alle Ostfriesen, unter preußischem Scepter vollkommen zufrieden. Da aber kamen die für Preußen unglücklichen Jahre von 1806 und 1807, und auch Ostfriesland hatte den Wechsel der Dinge zu spüren. Das Land wurde erst ein holländisches und mit der Einverleibung Hollands in Frankreich ein französisches Departement. Die alten Zustände wurden damit völlig über den Haufen geworfen, Verfassung und Recht änderten sich von Grund aus, von der alten gerühmten Freiheit der Friesen war keine Spur mehr zu finden, selbst der Name Ostfriesland verschwand, da das Land fortan nur das Departement der Ems hieß. Man begreift, welchen Eindruck diese Veränderung auf den zäh am Alten hängenden, conservativen W. machte, der zu dem allem noch persönlich von diesen Vorgängen betroffen wurde. Denn im J. 1808 wurde die landschaftliche Verfassung Ostfrieslands beseitigt, und die ständische Behörde, das Administrationscollegium, bei dem er kurz zuvor (1808) zum Landsyndikus gewählt worden war, aufgelöst. Als nun an ihn der Ruf erging, in die neue Regierung einzutreten und die Stelle eines Assessors bei dem holländischen Landdrosten zu übernehmen, überwand er seine Abneigung und ging darauf ein, von der Ueberzeugung geleitet, daß es seinem Lande nur nützen könnte, wenn möglichst viele sachkundige Ostfriesen die Berather des neuen Herrn würden. Ebenso nahm er 1810 die Stelle eines französischen Präfecturrathes an. In beiden Stellungen hat er für seine Heimath

ersprießlich gewirkt und sich die Achtung auch der fremden Verwaltungsbeamten in hohem Maaße erworben. Als dann aber 1813 das fremde Joch abgeschüttelt wurde, und die Wiederaufrichtung der alten Zustände zu erwarten war, hat er diese Aussicht mit lebhafter Freude begrüßt. Seine und seiner Landsleute Erwartungen wurden zwar nicht erfüllt, Ostfriesland blieb nicht preußisch, sondern wurde an Hannover abgetreten. W. söhnte sich aber mit diesem neuen Wechsel der Geschicke seiner Heimath leicht aus, da es ein deutsches Herrschergeschlecht war, an das Ostfriesland gelangte. Bei der Aufhebung der Präfectur eine Zeit lang auf Wartegeld gesetzt, trat er, als die landschaftliche Verfassung unter hannoverscher Herrschaft wiedereingeführt worden war, in die Stellung eines Landsyndikus zurück und behielt sie bis zu seinem Tode bei. Trotzdem er bereits ein hohes Alter erreicht hatte, ließ er doch in seinem Forschungseifer und seiner litterarischen Thätigkeit nicht nach. Die gewaltigen Erschütterungen, denen das Land seiner Geburt seit dem Jahre 1806 ausgesetzt war, legten ihm den Gedanken nahe, seiner Ostfriesischen Geschichte einen neuen Band beizufügen und darin die Ereignisse seit dem Jahre 1786 zu erzählen. Da er diesen Ereignissen sehr nahe gestanden, die leitenden Personen in Ostfriesland genau kannte, und ihm in seiner dienstlichen Stellung ein reiches Actenmaterial zu Gebote stand, so zeichnet sich auch dieser neue, im J. 1817 erschienene Band durch Zuverlässigkeit aus, wie er denn auch ein Zeugniß von Wiarda's mildem, auch den Fremden gegenüber unparteiischem Urtheil gibt. — Schon im folgenden Jahre folgte eine neue verbesserte Bearbeitung der Schrift „Von den Landtagen der Friesen bei Upstalsboom", und zwei Jahre später eine Ausgabe der „Willküren der Brockmänner eines freien friesischen Volks", mit der er wiederum eine für die friesische Rechtsgeschichte wichtige ältere Quelle der Benutzung zugänglich machte, auch diese freilich wieder in einer Weise, die ihm den Vorwurf der Nachlässigkeit nicht erspart hat.

Ueberschaut man das litterarische Wirken Wiarda's, so wird man zugeben müssen, daß es nicht nur ein vielseitiges, sondern auch ein verdienstliches gewesen ist, wenngleich ein großer Theil von dem, was wir von ihm besitzen, heute unhaltbar und längst überholt ist. Schon lange bevor die furchtbaren Erschütterungen Deutschlands und sein gewaltiger Freiheitskampf die Blicke der Gelehrten auf die Vergangenheit des alten deutschen Reichs und die Ursprünge deutscher Geschichte zurücklenkten und zu vertieften historischen Studien Anlaß gaben, hat er die Entwicklung seines Volksstammes in politischer und rechtshistorischer Beziehung verfolgt und dessen Geschichte auf möglichst originalen Quellen aufzubauen versucht, auch von diesen Quellen manche zum ersten Male veröffentlicht. Er hat dadurch erreicht, daß die Geschichte der Friesen und die vielfach so eigenartigen, auf rein germanischer Grundlage beruhenden Verhältnisse dieses Stammes heller als bisher in dem allgemeinen Zusammenhange der deutschen Geschichte hervortraten und die Aufmerksamkeit der Forscher erregten. Sein Wirken ist darum kein vergebliches gewesen. Daß er Irrthümern unterworfen war, wußte er selbst am besten; vermuthlich würde er sich gefreut haben, wenn er deren Verbesserung hätte erleben können, auch wenn es ihm schmerzlich gewesen wäre, manche Lieblingsvorstellung aufgeben zu müssen. Die Wahrheit stand ihm eben am höchsten, und die Hauptsache war für ihn, daß die Geschichte des Stammes, dem er angehörte, und auf den er stolz war, an den Tag kam. Hochbetagt und durch mancherlei äußere Ehren ausgezeichnet starb W. am 7. März 1826.

C. H. Wiarda, Familien-Nachrichten; daselbst auch ein Verzeichniß der sämmtlichen Schriften und Aufsätze von Wiarda. — Bartels, Tilemann

Dothias Wiarda, Jahrbuch d. Gesellsch. f. bildende Kunst u. vaterländische Alterthümer zu Emden. V. Band, 1. Heft, S. 98—128.

P. Wagner.

Wibald, Abt von Stablo und Korvei. Er entstammte einer lothringischen Familie, die in der Nähe von Stablo ansässig war, und wurde im Frühjahr 1098 geboren. Schon in jungen Jahren wurde er dem Kloster Stablo zur Erziehung überwiesen; später begab er sich nach Lüttich, wo er sich im J. 1115 befand. Mit Eifer und Begabung überließ er sich den Studien und erwarb sich ebenso eingehende wie für die damalige Zeit umfassende Kenntnisse in den Wissenschaften. Am 19. März 1117 wurde er als Mönch in das Kloster Waulsort oder Waussor (Monast. Walciodor.) aufgenommen, welches auf den Anhöhen zwischen dem Zusammenfluß der Maas und Lesse in der Provinz Namur gelegen ist. Er wurde hier mit der Leitung der Klosterschule betraut. Schon 1118 aber trat er in das Kloster Stablo über, zu dessen Abt er am 16. November 1130 gewählt wurde. Als König Lothar 1131 nach Stablo kam, empfing er von diesem am 13. April die Belehnung mit den Regalien, die Weihe vollzog am 20. April zu Lüttich der Bischof dieser Diöcese, Alexander. Seine hervorragende Begabung gewann ihm die Gunst Lothar's, den er auf seinem zweiten Zuge nach Italien begleitete. Frei von zelotischer Kirchlichkeit, gewandt im Benehmen, geschickt in der Rede, erwies er sich auch für weltliche Angelegenheiten ausnehmend befähigt. So überwies ihm Lothar die Aufgabe, das Zusammenwirken der pisanischen Flotte mit dem kaiserlichen Heer im Krieg gegen König Roger von Sicilien besonders zum Zweck der Einnahme Salerno's herbeizuführen. W. erfüllte diesen Auftrag mit Erfolg. Da der Abt von Monte Casino, ein Anhänger Roger's, abgesetzt wurde, bewirkte Lothar, daß in diese wichtige Stellung W. gelangte. Seine Wahl erfolgte am 19. September 1137. Allein er vermochte sich nur ganz kurze Zeit zu behaupten. Am 21. September trat Lothar den Rückmarsch nach Deutschland an. Sobald dies bekannt geworden war, erschien Roger, der sich auf die Insel Sicilien hatte zurückziehen müssen, wieder auf dem Festlande. Die Anhänger Lothar's wurden vertrieben, und W. entfloh in der Nacht des 2. November 1137 ohne Wissen der Mönche aus dem Kloster und gelangte glücklich nach Deutschland zurück. Den Mönchen zeigte er an, daß er sein Amt niederlege. — Am bedeutendsten war Wibald's Wirksamkeit während der Regierung Konrad's III., 1138—1152. Schon bei dessen Wahl zum König hat er mitgewirkt, auf vielen Reichs- und Hoftagen befand er sich in der Umgebung des Königs und wurde von diesem mit wichtigen Aufträgen und politischen Sendungen betraut. Die Verhandlungen mit der römischen Curie geriethen fast ganz in Wibald's Hand. Vor dem Kreuzzug reiste er offenbar in des Königs Auftrag viermal nach Italien. Er war bestrebt, ein möglichst friedliches Verhältniß zwischen Papst und König herzustellen, jedoch in dem Sinne, daß der König sich den Wünschen des Papstes fügte. Immer standen die Interessen der Kirche für W. in erster Linie. Mit dem Papst und den Cardinälen unterhielt er regen Briefwechsel; wenn es sich darum handelte, für die Curie etwas beim König zu erreichen, wandte man sich vertraulich an W., damit er den König beeinflußte. Dieser erwies ihm viele Begünstigungen; er bewirkte, daß W. am 20. October 1146 zum Abt von Korvei gewählt wurde und belehnte ihn am 12. December desselben Jahres mit den Regalien. W. verstand es, die Gunst des Königs alsbald weiter auszunutzen. Im Januar 1147 ersuchte er den König, die beiden Nonnenklöster Kemnade und Fischbeck an Korvei zu überweisen. Beide Stifter sollten dann in Mönchsklöster umgewandelt werden. Obgleich der König anfangs nicht geneigt war, den Wunsch zu erfüllen, willigte er doch zuletzt ein mit Rücksicht auf die Dienste,

die ihm W. geleistet hatte und noch leisten sollte. Vornehmlich bestimmte ihn wohl die Zusicherung einer bedeutenden Summe Geldes, dessen er für den Kreuzzug dringend bedurfte, und welches W. aus dem Klosterschatz von Korvei zu beschaffen dachte. Unter Ueberreichung eines Ringes gab Konrad Kemnade und Fischbeck vorläufig an Korvei mit der Bedingung, daß die Leistungen des letzteren Klosters für das Reich erhöht würden. Die rechtskräftige Auflassung verschob er jedoch auf den Frankfurter Reichstag, der auf Mitte März 1147 angesetzt war. Aber W. wurde des neuen Besitzes nicht recht froh. Nicht nur, daß der Papst, den er im Auftrage des Königs in Dijon Ende März 1147 aufsuchte, Anstände erhob und erst auf dem Concil zu Reims im März 1148 seine Zustimmung zu den Ueberweisungen gab, auch die abgesetzte Aebtissin Judith und ihre vornehmen sächsischen Verwandten und Freunde bereiteten den Korveiern alle nur möglichen Schwierigkeiten und ließen sie nicht in ruhigen Besitz gelangen. Immer von neuem mußte W. Klagen wegen Beeinträchtigung erheben. Juni bis September 1147 nahm er an dem erfolglosen Kreuzzug gegen die Wenden Theil. Während der Abwesenheit des Königs auf dem Kreuzzug in Asien (Mai 1147 bis Mai 1149) war er vornehmlich für den Frieden und das Wohl der ihm unterstellten Stifter Stablo und Korvei thätig; weder hat er an der Spitze der Reichsregierung gestanden, noch einen maaßgebenden Einfluß auf dieselbe ausgeübt, wenn er auch bisweilen einige Aufträge für den jungen König Heinrich auszuführen hatte. Aber nach Konrad's Rückkehr aus dem heiligen Lande erschien er wieder bei Hofe und war wiederum an den Verhandlungen mit der päpstlichen Curie betheiligt. Es handelte sich damals um den Romzug und die Kaiserkrönung Konrad's. Die Verwicklung der politischen Verhältnisse, insbesondere das schroffe Auftreten Heinrich's des Löwen, der das Herzogthum Baiern verlangte, machten es dem König unmöglich, Deutschland zu verlassen. W., der viele Gegner hatte, verlor eine Zeitlang allen Einfluß und blieb dem Hof fern. Um die Mitte des Jahres 1151 wurden indessen die Aussichten für den Abt wieder günstiger, und er wurde mit einer Gesandtschaft an den Papst betraut, deren Veranlassung vermuthlich ebenfalls der beabsichtigte Romzug des Königs und die Kaiserkrönung bildeten. In den letzten Monaten des Jahres trat W. die Reise an, als er aber am 18. Februar 1152 wieder in Speier eintraf, erfuhr er, daß seine Bemühungen gegenstandslos geworden waren, da der König am 15. Februar zu Bamberg gestorben war. Für die Erhebung des Herzogs Friedrich von Schwaben zum König war W. nach Kräften thätig, wie ihm in einer Bestätigung der Privilegien des Klosters Stablo Anerkennung dafür ausgesprochen wird. Aber es wollte dem Abt nicht gelingen, an dem neuen Hofe eine ähnlich einflußreiche Stellung zu erringen wie an dem alten. In wichtigen Angelegenheiten zog Friedrich andere Männer zu Rath. Nur bei den Verhandlungen mit dem griechischen Kaiser benutzte er Wibald's Geschicklichkeit und Erfahrung. So beauftragte er ihn im J. 1153 mit der Abfassung eines Schreibens an Manuel, in welchem der Wunsch nach einer engeren Verbindung beider Reiche ausgedrückt wurde. Hierauf empfing W. eine zustimmende Antwort des Kaisers. Er begleitete dann Friedrich auf seinem ersten Zug über die Alpen im J. 1154, geschmückt mit dem bischöflichen Ring, den ihm der Papst auf seinen Wunsch zur Belohnung seiner Verdienste um die römische Kirche verliehen hatte. Im nächsten Jahre 1155 begab er sich in Friedrich's Auftrag nach Constantinopel, um Unterhandlungen wegen dessen Vermählung mit einer griechischen Prinzessin zu leiten. Als er aber im Juni 1156 nach Deutschland zurückkam, hatte sich Friedrich anders entschieden und Beatrix von Burgund zur Gattin gewählt. Seine Stifter fand W. in traurigem Zustand; ihre Besitzungen wurden von weltlichen Herren ausgeraubt, und besonders über die Beeinträchtigung der Korveier Güter wurden

schwere Klagen vorgebracht. Als auf dem Hoftag zu Würzburg im September 1157 griechische Gesandte erschienen, erhielt W. den Auftrag von Friedrich, mit ihnen nach Constantinopel zu reisen. Der Zweck seiner Sendung ist nicht bekannt geworden. Von dieser Reise kehrte W. nicht mehr zurück. Auf dem Heimweg, in Pelagonien, einer Landschaft des nördlichen Macedoniens, in dem Ort Bitolia ereilte ihn am 19. Juli 1158 ein so plötzlicher Tod, daß man den Verdacht aussprach, er wäre von den Griechen vergiftet worden. Sein Bruder und Nachfolger in Stablo, Erlebald, trug Sorge dafür, daß Wibald's Leichnam nach Deutschland übergeführt und am 26. Juli 1159 in Stablo beigesetzt wurde. — Von den Geschichtsschreibern und Annalisten seiner Zeit wird Wibald's selten gedacht; die Kenntniß seiner Wirksamkeit ergiebt sich aus einem kostbaren Schatz, den er hinterlassen hat, aus einer Briefsammlung, die von ihm selbst angelegt ist. Sie enthält die Briefe, die er selbst verfaßt hat und die an ihn gerichtet sind, aber auch solche Schreiben wußte er sich zu verschaffen, die überhaupt seine Aufmerksamkeit erregten. Man erkennt aus dieser Briefsammlung, wie weit ausgedehnt der Kreis der Personen war, mit denen er Verbindung unterhielt, auf wie verschiedenartige Gebiete sich seine geistige Theilnahme erstreckte. Für die Geschichte Konrad's III. insbesondere bildet Wibald's Briefsammlung die wichtigste Quelle. Sehr zu beklagen ist es aber, daß die erste Hälfte der Briefe wohl für immer verloren ist. Die erhaltenen — über 400 an der Zahl — beginnen mit dem Jahre 1146. Sie sind am besten herausgegeben von Jaffé in dessen Monumenta Corbeiensia, vorher von Martene in dessen Amplissima Collectio Vol. II. Die Handschrift befindet sich jetzt in Berlin.

Vgl. Janssen, Wibald von Stablo und Corvey 1098—1158. Abt, Staatsmann und Gelehrter. Münster 1854. — Mann, Wibald, Abt von Stablo und Corvei nach seiner politischen Thätigkeit. 1875 (Hall. Dissert.) — Ausführlich findet sich seine Wirksamkeit in den Darstellungen seiner Epoche behandelt, bei Giesebrecht, Kaiserzeit Bd. IV und V; Bernhardi, Lothar v. Supplinburg; Bernhardi, Konrad III. Wilhelm Bernhardi.

Wibel: M. Johann Christian W., Hofprediger in Langenburg, Kirchenhistoriker der Graffschaft Hohenlohe, ist am 3. Mai 1711 zu Ernsbach in der Graffschaft Hohenlohe-Weikersheim als Sohn des dortigen Amtmanns Christian Friedrich W. geboren. Seine Familie stammt aus Augsburg; zahlreiche Vorfahren haben seit der Reformation zum Theil ansehnliche Kirchenämter, zuletzt namentlich in Schwäbisch Hall, bekleidet. W. durchlief das Hohenlohische Gymnasium in Oehringen und bezog hierauf 1728—1732 die Universität Jena, wo er neben allgemein bildenden Fächern unter Buddeus und J. G. Walch Theologie studirte. Sein vornehmstes Interesse wandte sich übrigens schon damals geschichtlichen und alttestamentlichen Studien zu. Der Fortsetzung der letzteren war seine Ernennung nach Wilhermsdorf bei Nürnberg günstig, woselbst er im J. 1732, ein kaum Zweiundzwanzigjähriger, zum Diakonus bestellt und nachher 1738 zugleich zum Consistorium gezogen wurde. In Wilhermsdorf, damals einem Hohenlohe-Langenburgischen Herrschaftssitz, befand sich nämlich eine jüdische Niederlassung und zu dieser gehörte längere Zeit hindurch eine Druckerei, in welcher jüdische Schriften zum Druck befördert wurden. Hier machte sich nun W. mit der jüdischen Litteratur so bekannt, daß er nicht nur durch Aufsätze und Recensionen auf diesem Gebiete sich einen Namen erwarb, sondern auch den Plan zu einer neuen Ausgabe der Massora parva fassen konnte. Auch sammelte er Urkunden zu einer Geschichte der Juden. Diese Beschäftigung mit der jüdischen Geschichte und Litteratur hängt zusammen mit Wibel's Vorliebe für die Judenmission, die ihn auch mit Professor Callenberg in Halle a. S. (A. D. B. III, 707 f.) in Verbindung brachte.

Sein Hauptverdienst jedoch besteht in dem, was er für die Erforschung der Geschichte seiner Heimath gethan hat. Historischen Sinn bekundet er zunächst in seinen localgeschichtlichen Studien, so bereits zu Wilhermsdorf, dessen Denkwürdigkeiten er beschrieb. Während seines dortigen Aufenthalts begann er sodann die Vorbereitung des Werkes, welches ihm ein gelehrtes Andenken sichert, seiner Kirchen- und Reformationshistorie der Grafschaft Hohenlohe. Seine Beförderung zum Conrector und geistlichen Adjuncten in Oehringen im J. 1746 ermöglichte ihm eine Durchforschung des hohenlohischen Hausarchivs, durch welche der bisher gesammelte Stoff erheblich bereichert wurde. Drei Jahre nachher wurde W. als Hofprediger und Consistorialrath nach Langenburg berufen und fand in diesem Amt die Muße, sein kirchengeschichtliches Werk zu vollenden. Dasselbe erschien 1752—1755 zu Ansbach in vier Theilen. Es bildet noch immer die unentbehrliche Vorarbeit für die Darstellung der hohenlohischen Kirchengeschichte und behält seinen Werth als Materialiensammlung nicht nur für diese, sondern auch für die Kirchengeschichte der angrenzenden Landestheile. Besonders bedeutsam ist der dem zweiten, dritten und vierten Theil beigegebene Codex diplomaticus, in welchem eine Reihe von Urkunden erstmals ans Licht gezogen ist. Daß diese Urkundensammlung den heutigen Ansprüchen an eine solche nicht genügt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Dagegen ist an dem Buche die schwerfällige Darstellung und der Mangel an Uebersichtlichkeit auszusetzen, welch' letzterer theilweise durch die Häufung überflüssigen Beiwerks verursacht ist. Für die Geschichte des Hauses Hohenlohe, welche W. in sein Werk aufgenommen hat, bleibt dasselbe in erster Linie wichtig. Außer größeren und kleineren selbständigen Schriften, unter denen wir noch sein Erstlingswerk „Einige Lieder von der Ordnung des Heils" Oehringen 1733 erwähnen, stammen aus Wibel's Feder zahlreiche Beiträge, mit welchen er sich an Zeitschriften betheiligt hat, namentlich an der „Fortgesetzten Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen", am „Hessischen Hebopfer", an D. Fresenii Pastoralsammlungen und „Oetter's Sammlung verschiedener Nachrichten aus allen Theilen der historischen Wissenschaften".

Wibel's theologischer Standpunkt ist der der gemäßigten Orthodoxie und läßt vereinzelte Spuren pietistischer Einflüsse erkennen. Als Prediger bewegt er sich in hergebrachten Geleisen. In seiner Amtsführung ist eine bis ins einzelne gehende Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit wahrzunehmen; sein ausgebreitetes Wissen, sein klares und verständiges Urtheil, sein achtungswürdiger Charakter und frommer Sinn machten ihn zu einem angesehenen und einflußreichen Mitglied der hohenlohischen Geistlichkeit und des hohenlohischen Kirchenregiments. Er genoß das Vertrauen der gräflichen Herrschaft, der er aufrichtig ergeben war. Auch an Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen hat es ihm nicht gefehlt. Bei der Einweihung der Universität Erlangen 1739 wurde ihm die Magisterwürde verliehen; den theologischen Doctorgrad, mit welchem die Universität Rinteln ihn ehren wollte, lehnte er aus Bescheidenheit ab. Er erlag am 10. Mai 1772 nach treuer Erfüllung seiner Seelsorgerpflichten einer Epidemie, von welcher die Umgegend Langenburgs heimgesucht wurde. Sein Bild findet sich in seiner Kirchen- und Reformationshistorie; es zeigt natürliche Würde und kluge Augen.

Vgl. über ihn Bossert in Herzog's Realencyklopädie 2. Aufl. XVIII, 417 f. Neubauer, Nachricht von den jetztlebenden ev. luth. und ref. Theologen in und um Deutschland, Züllichau 1743 S. 1020 ff., den 2. Band der Nova Acta scholastica des Joh. Gottlieb Bidermann, 2 Voll. Lips. et Isenaci 1748—1751 S. 61, auch Zedler, Universallexikon Band 55, S. 1602. Ein Verzeichniß seiner bis zum Jahr 1752 erschienenen litterarischen Arbeiten enthält die Kirchen- und Reformationshistorie 1. Band. In Langenburg wird

seine kirchliche Chronik der Grafschaft Hohenlohe-Langenburg (einschließlich der Grafschaft Gleichen) handschriftlich aufbewahrt. Rudolf Günther.

Wiben: Peter W. (Wibe, Wiebe, Wybe — Peters, Petersen) wohnte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im süderdithmarsischen Kirchspiel Meldorf und war 1531 neben Claus Marx Hargen Führer von 500 Mann, die auf Befehl der Achtundvierziger zur Abwehr eines Einfalls des entthronten dänischen Königs Christian II. bei Brunsbüttel zusammengezogen wurden. Etwa acht Jahre später wiesen die Achtundvierziger seine Ansprüche auf eine streitige Erbschaft ab und, als seine Berufung an die Landesversammlung keinen anderen Erfolg hatte, „hefft he siek up een widt Peerd gesettet, des Landes Boek in de Hand genahmen und trotziglich sick darup beropen und na demsulven der Saken Erörterung und Entschedung begehret oder sick des Landes Fiend erkläret!“ Da ihm sein „Trotz“ nichts nützte, verließ er Haus und Hof und, als sein Bemühen, König Christian III. von Dänemark gegen seine Landsleute „in Harnisch zu bringen“ vergeblich war, unternahm er, wie die Dithmarscher behaupten, Raub- und Plünderungszüge gegen das Heimathland. Im Herbste 1541 wurde er auf holsteinischem Gebiete zur Haft gebracht, aber nicht den Dithmarschern ausgeliefert, sondern im folgenden Jahre vor das Loding in Rendsburg gestellt, ein Volksgericht, in dem die eingesessenen Bauern des Amts in Gegenwart oder unter Vorsitz des königl. Amtmanns das Urtheil zu finden hatten. Obwohl die Dithmarscher gegen das Gericht der ihnen eben nicht freundlich gesinnten holsteinischen Bauern Verwahrung eingelegt haben sollen, fällte dies doch das Urtheil, sprach W. frei und verurtheilte die Dithmarscher — so bezeugt es der Urtheilsschein des Amtmanns Kai Ranzow — „in alle kosten, schaden, schmache und schande“. Auch wurde das Urtheil nach sechs Wochen von der höheren Instanz, dem Göding „thom Jarisken Balken“ bestätigt, so bezeugen Bürgermeister und Rath der Stadt Itzehoe; ja es gelang W. 1544 sogar von Kaiser Karl V. selbst ein günstiges Mandat zu erwirken, das, wenn die Dithmarscher sich mit dem Rendsburger Spruch nicht zufrieden geben wollten, die Streitsache an den Erzbischof von Bremen als kaiserlichen Commissar verwies, dem das Land in kirchlichen Angelegenheiten unterworfen war. Dieser, Herzog Christoph von Braunschweig und Lüneburg, nahm sich aber nicht persönlich der Sache an, sondern subdelegirte zwei Räthe, vor denen sich zu verantworten die Dithmarscher ablehnten. Sie appellirten vielmehr an das kaiserliche Kammergericht, vor dem der Rechtsstreit sich ohne Entscheidung bis in das Jahr der Unterwerfung Dithmarschens (1559) fortsetzte. — Inzwischen hatten jedoch die Dithmarscher auf eigene Hand ihren Willen durchgesetzt und gemeinsame Rache an ihrem unbotmäßigen Landsmann genommen. Als nämlich W. unter dem Namen „Hans Pommerink“ von der Insel Helgoland aus gegen die dithmarsische Küste förmliche Kriegszüge unternahm, thaten sich einige herzhafte Männer des Landes zusammen, brachten aus ihren Kirchspielen etwa 100 Mann auf und fuhren am 17. Mai 1545 auf zwei Schiffen unter Führung des alten Claus Suel gen Helgoland. W., der zu seinem Unglück alle seine Leute, bis auf seinen Bruder Hans und zwei Andere ausgeschickt hatte, wähnte sich auf der Felseninsel der Feinde erwehren zu können und wollte, wie es heißt, von einem Ergeben auf dithmarsisches Recht nichts wissen. Die Dithmarscher aber, denen die Kugeln seiner Geschütze über die Köpfe weggingen, stürmten schnell die Kirchhofsmauer, hinter der W. Schutz gesucht hatte, drangen ihm in die Kirche nach und schossen ihn und seinen Bruder, als sie sich auf den Kirchenboden flüchteten, von unten durch die hölzerne Decke todt. Ihre Leichname wurden im Triumph nach Heide in Dithmarschen gebracht und dort unter großem Zulauf des Volks geköpft und gerädert. — Doch wurde die Verletzung des holsteinischen Gebietes — Helgoland — mit eine Ursache für den Untergang „der so lange und muthvoll vertheidigten dithmarsischen Landesfreiheit“.

Daß W. „hefft des Landes Boek oder Land Recht in Druck verferdigen laten“, wie Neocorus behauptet, ist stark angezweifelt worden, ist aber gar nicht so unwahrscheinlich. Wer sich näher mit W. beschäftigt, wird erkennen, daß er nicht ein gewöhnlicher Abenteurer oder gar Straßenräuber und Wegelagerer, sondern ein bedeutender „Landesfeind“ war, dessen Ansprüche rechtlich begründet waren.

Vgl. Neocorus hrsg. von Dahlmann, Bd. 2, S. 83 ff. — Michelsen, Das alte Dithmarschen, S. 73 ff. — Derselbe, Samml. altdithm. Rechtsquellen, S. XXI f. — Brinkmann, Aus d. deutsch. Rechtsleben, S. 74 ff. — Liliencron, Histor. Volkslieder, Bd. 4, S. 259 ff. (mit zwei Volksliedern, von denen eins Reinholt Junge gedichtet, auf W.). — Chalybaeus, Geschichte Dithmarschens, S. 222 ff. Wetzel.

Wiber: Johann Heinrich W., Magister der Philosophie, ca. 1700. Er veröffentlichte 1707 in Regensburg im Sinne der cartesianischen Philosophie eine Streitschrift gegen die aristotelisch-scholastische Philosophie unter dem Titel: „Principia philosophiae antiperipateticae contra principia philosophiae peripateticae, stabilita fortissimis argumentis, novis et veteribus, cum solutione argumentorum peripateticorum, et nova explicatione praecipuarum difficultatum, quae occurrunt in philosophia.“ Der Verfasser vertheidigt in der Vorrede seine von den Gegnern bestrittene katholische Rechtgläubigkeit, welche durch seinen besonders in Frankreich und Belgien von vielen Katholiken getheilten cartesianischen Standpunkt keineswegs beinträchtigt werde. Seine frühere Absicht, ein ganzes System der Philosophie, nämlich eine Darstellung der Logik, Physik, Metaphysik und Ethik erscheinen zu lassen, erklärt er in den Schlußworten, habe er aufgegeben, ermüdet durch die vielen Angriffe, die ihm die gegenwärtige Schrift schon vor dem Erscheinen zugezogen habe.

Vgl. K. Werner, Gesch. d. kath. Theologie, S. 163. Lauchert.

Wibmer: Karl August W., Arzt und Medicinalbeamter, geboren am 27. October 1803 in München und daselbst am 30. August 1885 verstorben, studirte seit 1823 in Landshut die Heilkunde und erlangte 1826 mit der Inauguralabhandlung „Tractatus de morbo“ die Doctorwürde. Dann begab er sich auf eine längere wissenschaftliche Reise nach Wien, Berlin und Paris und ließ sich 1828 als Arzt in seiner Vaterstadt nieder. 1829 habilitirte er sich auf Grund seiner Abhandlung „Commentatio med. de effectu generali remediorum ac venenorum in organismo animali“ ebendaselbst als Universitätsdocent für Arzneimittellehre und Toxicologie. 1832 folgte er einem Rufe als erster Leibarzt des Königs Otto von Griechenland, sowie als Chef des gesammten Medicinalwesens dieses neu gebildeten Königreiches nach Athen, wo er bis 1839 eine rege Wirksamkeit entfaltete, um dann aus Gesundheitsrücksichten (infolge wiederholter Wechselfieberanfälle) diesen Ort zu verlassen und in seiner Heimath die frühere Thätigkeit als Arzt und Docent wieder aufzunehmen. 1841 wurde er hier zum Assessor am Medicinal-Comité und 1854 zum Kreis-Medicinalrath für Oberbaiern ernannt. W. hat sich sowohl durch seine wissenschaftlichen wie namentlich durch seine amtlichen Leistungen in Griechenland und in seiner Heimath einen geachteten Namen gemacht. In ersterer Beziehung sind seine toxicologischen Arbeiten bemerkenswerth. Auf Grund einer Reihe kleinerer, in J. A. Buchner's Repertorium für die Pharmacie publicirter Detailstudien schuf er in den Jahren 1831—42 ein fünfbändiges Werk, betitelt: „Die Wirkung der Arzneimittel und Gifte im gesunden thierischen Körper“, das sowohl durch die Fülle der historischen und litterarischen Angaben wie durch neuere Untersuchungen zum Nachweis des Bleis und anderer Metallpräparate im thierischen Körper bleibenden Werth besitzt. Außerdem schrieb W. noch eine

populäre Anweisung zu passendem Verhalten während einer Choleraepidemie (aus Anlaß der bekannten Cholerainvasion von 1831), ferner eine „Medizinische Topographie und Ethnographie der k. Haupt- und Residenzstadt München" (München 1863) und „Beiträge zur med. Statistik der Stadt München" (Bayr. ärztl. Intelligenzblatt 1870 Nr. 19). In den letztgenannten Arbeiten lieferte W. die Resultate seiner während der langjährigen Medicinalbeamtenthätigkeit mit einem reichhaltigen Material speciell der Darstellung der Krankheits- und Sterblichkeitsverhältnisse der Stadt München, sowie den Volkskrankheiten überhaupt zugewendeten Studien. Auch um die Reformation der Medicinalverhältnisse Griechenlands hat sich W. ein großes Verdienst erworben. Er sorgte für die Heranziehung von Aerzten, an denen es in Griechenland mangelte, widmete seine Aufmerksamkeit der Bekämpfung der grassirenden Epidemieen von Typhus, Malaria und Pest. Aus Anlaß der 1837 auf der Insel Poros aufgetretenen Pest, der letzten europäischen, publicirte er in griechischer Sprache eine Abhandlung darüber (Athen 1837). Seinen großen Wohlthätigkeitssinn bekundete W. durch Gründung einer Heilanstalt für kranke Kinder aus eigenen Mitteln (1831), eines Vereins zur Einrichtung von sogen. „Kinderkrippen" (Bewahranstalten), für die er namhafte Beiträge spendete.

Vgl. Seitz im Biogr. Lexicon hervorr. Aerzte VI, 261. Pagel.

Wiborada: Die heilige W. Nach den alten Lebensbeschreibungen stammte W. von vornehmen Eltern aus alemannischem Stamme; eine genauere Bezeichnung ihrer Heimath geben dieselben nicht. Nach einer späteren Tradition, deren Ursprung und Zuverlässigkeit sich nicht näher controliren läßt, wäre sie in „Klingen in dem Turgöw" geboren (so Murer; Neugart mit Berufung auf Murer: in arce Klingensi); andere sagen Klingen im Aargau (Stadler, Burgener; letzterer beruft sich für seine ganze Erzählung auf eine handschriftliche „Geschichte des Klosters St. Gallen aus dem Kloster Rheinau", ohne über deren Alter etwas zu sagen); wieder andere neuere Autoren nennen Klingnau im Aargau (v. Arx, Schrödl im Kirchen-Lexikon XI, 370). Eine Andeutung über ihr Geburtsjahr, resp. eine solche Angabe über ihr erreichtes Alter, aus welcher sich auf jenes ungefähr ein Rückschluß machen ließe, findet sich in den Quellen nicht. Aus ihrer Jugend wird erzählt, daß sie von Kindheit an allen weltlichen Vergnügungen abgeneigt, nur dem Gebet und frommen Werken gegen die Kranken und Armen leben wollte. Doch lebte sie bis an den Tod ihrer Eltern mit diesen zusammen und pflegte sie mit kindlicher Pietät. Von ihrem Bruder Hitto, der Priester war, lernte sie die Psalmen auswendig beten. Von einer mit ihm nach Rom gemachten Pilgerfahrt kehrte sie mit dem Entschluß zurück, sich ganz von dem Leben in der Welt zurückzuziehen, und sie bewog auch ihren geistlichen Bruder dazu, als Mönch in das Kloster St. Gallen einzutreten; derselbe wurde später vom Kloster als Propst der St. Mangkirche in St. Gallen bestellt. Sie selbst ging auf Veranlassung des Bischofs Salomon (III.) nach Konstanz (nach dem Berichte des Hepidannus) und lebte zuerst dort eine Zeitlang als Klausnerin. Nach einiger Zeit aber begleitete sie den Bischof wieder nach St. Gallen und lebte nun zunächst vier Jahre (seit 912) in einer Zelle bei St. Georgen (in cella quadam in montibus sita, iuxta ecclesiam S. Georgii, parva constructa mansiuncula; Hartmann), oberhalb St. Gallen. Nach vier Jahren aber wurde sie, was nach der Notiz in den Annales Sangall. majores im Jahre 916 geschah (Mon. Germ. hist., Script. T. I p. 78, zu diesem Jahre: Wiberat reclusa est; entsprechend auch in den Chroniken des Hermannus Contractus und des Bernoldus), auf ihre Bitten von dem Bischof in einer Zelle unmittelbar bei der St. Mangkirche zu St. Gallen auf lebenslänglich eingeschlossen. (Die Vitae von Hartmann und Hepidannus geben dagegen keine

bestimmtere Zeitangabe und lassen es sogar nicht einmal klar erscheinen, von welchem Bischof Salomon die Rede ist, so daß die Herausgeber der Acta Sanctorum die angegebenen Daten in die Zeit des Bischofs Salomon II. setzen konnten und für den Anfang des Lebens in der ersten Zelle zu St. Georgen das Jahr 887, demnach für die Einschließung in der Zelle bei St. Mang das Jahr 890 annahmen.) Seitdem verkehrte sie nur durch das Fenster ihrer Klause mit der Außenwelt. Bald zu hohem Ansehen gelangt, wurde sie von vielen, von Vornehmen und Geringen, als Beratherin in geistlichen und leiblichen Nöthen aufgesucht. Unter denjenigen, denen sie durch ihren frommen Rath eine geistliche Mutter war, wird besonders der heilige Ulrich, der spätere Bischof von Augsburg, genannt, der als Schüler im Kloster St. Gallen in ein solches Verhältniß zu ihr getreten sei, und dem sie, wie seine und ihre Biographen berichten, auch seine künftige Würde vorher gesagt haben soll. Nach den von Meyer von Knonau (Ekkehart, S. 213 f.) angeführten Daten scheint jedoch ein solches Schülerverhältniß Ulrich's zu W. chronologisch unmöglich zu sein. (Anders wäre es freilich, wenn man mit den Acta SS. annehmen dürfte, daß W. schon seit den Zeiten Salomon's II. als Inclusa zu St. Gallen gelebt hätte.) Dem Herzog Burkart von Schwaben soll sie sein gewaltsames Ende (926), wenn er das geraubte Klostergut nicht zurückgebe, geweissagt haben. In der Nähe ihrer Klause ließen sich andere fromme Frauen nieder, unter denen als die hervorragendste die vornehme Jungfrau Rachild genannt wird, die sich auf ihre Veranlassung im J. 920 in eine Zelle nahe der ihrigen einschließen ließ; † 946. Den Einfall der Ungarn in St. Gallen im J. 926 und ihren dadurch herbeigeführten gewaltsamen Tod soll W. im vorhergehenden Jahre in einer Vision vorhergeschaut haben. Abt Engelbert traf auf ihren Rath, als die Ungarn heranrückten, Vorsichtsmaßregeln zum Schutz seiner Mönche, mit denen er das Kloster verließ, um sich in einen geschützten Zufluchtsort zurückzuziehen, und zur Rettung der Schätze des Klosters; sie selbst widerstand den Bitten und Aufforderungen, ihre Klause zu verlassen und sich zu retten. Am 1. Mai 926 (das früher auch angenommene Jahr 925 ist falsch) geschah der Einfall der Ungarn in St. Gallen. Da sich diese in ihrer Erwartung reicher Beute getäuscht sahen, versuchten sie vor ihrem Abzuge noch vergeblich, die St. Mangkirche in Brand zu stecken. Einige aber stiegen durch das abgedeckte Dach in die Klause der W. ein, in der Meinung, dort verborgene Schätze zu finden. Als sie darin aber nur W. im Gebete fanden, entkleideten sie dieselbe bis auf das Cilicium und brachten ihr drei tödtliche Wunden am Haupte bei. Dies geschah an demselben 1. Mai; am folgenden Morgen, also am 2. Mai, starb W. an ihren Wunden; zurückgebliebene Klosterleute fanden sie in der blutbespritzten Zelle. Als nach acht Tagen der Abt und die Mönche zurückkehrten, wurde ihr Leichnam feierlich zur Erde bestattet. Wegen ihres gewaltsamen Todes durch die Heiden wurde sie bald als Martyrin betrachtet, und schon im folgenden Jahre gab der Abt ihrem Bruder Hitto, dem Propst an St. Mang, den Auftrag, den Jahrestag ihres Todes als den einer heiligen Jungfrau bei St. Mang feierlich zu begehen. Ihre nach Ekkehart's Angabe (Casus S. Galli, c. 56) inzwischen schon von zwei (nicht genannten) früheren Päpsten in die Hand genommene Heiligsprechung erfolgte am Anfang des Jahres 1047 durch Papst Clemens II., auf Betreiben des Kaisers Heinrich III.

Vita S. Wiboradae auctore Hartmanno, monacho S. Galli, in den Acta Sanctorum Maji T. I. p. 284—293, zum 2. Mai, und herausgeg. v. Waitz in den Monumenta Germaniae hist., Script. T. IV, p. 452 ss. — Vita S. Wiboradae auctore Hepidanno, in den Acta SS., l. c., p. 293—308.

Murer, Helvetia sancta (Luzern 1648), S. 213—225. — Neugart, Episcopatus Constantiensis, Pars I, T. I (1803), p. 273—275. — J. von Arx, Geschichte des Kantons St. Gallen, Bd. I (1810), S. 212 ff., 215 f. — Stälin, Wirtembergische Geschichte, Bd. I (1841), S. 432 f. — Stadler, Vollständ. Heiligenlexikon, Bd. V, S. 782. — Burgener, Helvetia sancta, Bd. II (1860), S. 350—356. — Meyer von Knonau in seiner Ausgabe von Ekkeharti Casus S. Galli (Mittheilungen z. vaterländ. Gesch., herausg. vom hist. Verein in St. Gallen, XV u. XVI, 1877), S. 203 f., 208, 209, 213 f., 276.
Lauchert.

Wichelhaus: Johannes W., reformirter Theologe, außerordentlicher Professor der Theologie zu Halle, geboren am 13. Januar 1819 in Mettmann, † am 14. Februar 1858 in Halle, der Sohn des gleichnamigen Pastors zu Mettmann, später zu Bonn, der sich durch Predigten über die sieben Sendschreiben der Offenbarung St. Joh. bekannt gemacht hat, und dessen Gattin Wilhelmine, einer geb. von der Heydt. Beide Eltern gehörten hochangesehenen und gottesfürchtigen Elberfelder Familien an, deren Häupter sich dem Bankgeschäfte widmeten. Da 1823 der Vater einem Rufe an die reformirte Gemeinde Elberfelds folgte, wo er den bekannten Pastor Gottfried Daniel Krummacher zum Collegen hatte, kam der junge W. in das Gymnasium daselbst, das sich alle Zeit tüchtiger Lehrerkräfte erfreute. Als der Vater 1834 nach Bonn zog, wo er für dasige junge evangelische Gemeinde vieles that, blieb W. bis zum folgenden Jahre in Elberfeld zurück. Hierauf besuchte er noch anderthalb Jahre das Bonner Gymnasium, das er sodann mit einem glänzenden Zeugniß der Reife verließ. Vier Semester studirte er nun unter Bleek, Nitzsch, Sack, Redepenning mit großem Eifer Theologie. Daneben hörte er den Philosophen Fichte und den Mediciner Nasse. Seinem Wissenstriebe gewährte die vortreffliche Bibliothek seines Vaters reichliche Nahrung. Eine große Vorliebe zeigte er besonders für archäologische Untersuchungen und für die Mathematik. Gegen das Ende seiner Universitätszeit zu Bonn wurde er mit den Schriften des Dr. theol. Hermann Friedrich Kohlbrügge (s. A. D. B. XVI, 432), aus den Niederlanden in die Rheinprovinz gekommen, um sich zu erholen, bekannt. Von dem gewaltigen Eindrucke, welchen dieselben auf den jungen Studenten machten, zeugen dessen Predigten, die er im homiletischen Seminar zu Berlin, wohin er 1838 ging, und später zu Bonn hielt. In Berlin wohnte er bei seinem Oheim, dem Oberhofprediger Strauß, und hörte mit großem Interesse die Vorlesungen Hengstenberg's, Neander's, des Philosophen Steffens und des Geographen Ritter. Doch blieb der Einfluß Kohlbrügge's, nachdem er inzwischen in persönlichen Verkehr mit demselben getreten war, bei W. vorwiegend. In der schriftlichen Correspondenz mit diesem ausgezeichneten reformirten Theologen, die in brüderlichster Weise geführt wurde, sowie in dem persönlichen Umgange in den Ferien, fand W. stets die reichste Erquickung und Belehrung. Trotz seiner körperlichen Schwäche hatte W. mit äußerstem Fleiße seine akademischen Studien getrieben, auch Syrisch und Arabisch gelernt, und suchte sich nun nach einer schweren Krankheit, die ihn 1840 befiel, die venia docendi bei der theologischen Facultät zu Bonn zu erwerben. Da aber seine intimen Beziehungen zu Kohlbrügge, der wie ein Geächteter wegen seiner positiven theologischen und antiunionistischen kirchlich-reformirten Stellung bei den Professoren und preußischen Kirchenmännern angesehen wurde, allzu bekannt waren, ebenso die Proteste seiner Elberfelder Verwandten gegen die Union, so suchte Dr. Sack als zeitiger Decan der theologischen Facultät ihn durch eine ihm aufzubürdende Eidesformel in Betreff seiner Stellung zur preußischen Union von Bonn fern zu halten. Vergeblich bat W., ihm solche, wenigstens vor dem Examen, zu erlassen;

selbst ein Gesuch an den König hatte keinen Erfolg, während bei anderen Petenten nicht im entferntesten an solche Verpflichtung gedacht worden war. W. hat, wie aus seinen Schriften sich ergiebt, in späteren Jahren stets eine große Achtung vor den kirchlichen Symbolen gezeigt, jetzt aber glaubte er in der Aufrichtigkeit seines Herzens, sich noch nicht klar zu sein über seine theologische Stellung zu den kirchlichen Bekenntnißschriften, und hielt es deshalb für geboten, in solcher Lage eine Unterschrift derselben von sich zu weisen.

W. wollte nunmehr sich in Heidelberg habilitiren. Es war aber eine glückliche Fügung, daß der Hofprediger Snethlage gerade damals bei einem Besuche im Hause der Großmutter von W. in Elberfeld von dem Entschlusse des jungen Gelehrten hörte. „Nein," ließ er sich sofort vernehmen, „der darf nicht in's Ausland gehen." Er schlug hierauf Halle vor und sagte in freundlicher Weise seine Hülfe zu. Freudig bewegte Worte sendet auf die Nachricht hiervon Kohlbrügge aus Utrecht den 18. Juni 1845: „Es soll doch der Herr nach seiner Treue und Wahrheit gelobt sein, daß, da Ihre Arbeit fertig gewesen, er auch den Mann geschickt, der Sie dahin gewiesen, wo Sie Ihre Arbeit anbrächten und Ihren Wirkungskreis fänden. Wir sind mit Ihnen und mit Ihren Eltern hocherfreut. Und nun brauche ich es Ihnen nicht zu sagen, daß Sie sich froh und in guter Zuversicht auf den Weg machen. Es sei denn nun nicht Heidelberg, sondern Halle, was mir anfänglich auch mehr behagte, und was ich Ihnen allererst, wie ich meine, vorgeschlagen habe." — Schon damals trat es recht zu Tage, mit welchen Schwierigkeiten und Hindernissen allerlei Art W. zu kämpfen hatte, welche mit den Jahren eher zu- als abnahmen, wie aber alle Zeit die göttliche Vorsehung durch alles ihn herrlich hindurchführte.

In Halle war W. an Tholuck empfohlen, dessen erste Frage an W. in lateinischer Sprache lautete: „Welches Buch von Hegel haben Sie gelesen?" Charakteristisch ist uns die Antwort, welche gegeben wurde: „keines". Ueber die kirchenhistorischen Kenntnisse von W. war Thilo erstaunt. Die erste schriftliche Arbeit hatte Hupfeld abgewiesen. Die hierauf unternommene Dissertation „De Jeremiae versionis graecae Alexandrinae indole atque auctoritate", eine Arbeit von neun Monaten, schädigte sehr die ohnehin so zarte Gesundheit ihres Verfassers. Endlich, am 17. October 1846, wurde W. das Licentiatendiplom ertheilt. Hierauf hat er eine Reihe von Jahren, zuerst mit seinem Collegen Georg August Meier, dem Verfasser einer Monographie über die Trinität, der ihm aber im J. 1849 schon durch den Tod entrissen wurde, dann mit Superintendent Zahn in Giebichenstein, in inniger Freundschaft als Privatdocent gelebt, und hat nach dem Verluste des erstgenannten allein die biblischen und reformatorischen Anschauungen an der Universität Halle-Wittenberg in unserem Jahrhundert unter mancherlei Anfeindungen vertreten. Erst im Frühjahre 1854 wurde er auf die ernsten Vorstellungen des dem bescheidenen Manne zugethanen Curators Pernice und Professors Leo zum außerordentlichen Professor ernannt, nachdem er sich wegen seiner Stellung zu Kohlbrügge und dessen Gemeinde in Elberfeld, der seine Verwandten wohl angehörten, aber nicht er, vor dem Minister von Raumer hatte rechtfertigen müssen. Seine Verheirathung mit einer gleichgesinnten Gattin brachte eine glückliche Häuslichkeit, die W. lange hatte entbehren müssen, und in die er nun gern auch seine jungen Freunde aus dem Kreise seiner Zuhörer zog. Die Zahl derselben war anfangs höchst gering, denn mit Mißtrauen kam man ihm entgegen. Mangel an Wissenschaftlichkeit wurde ihm vor allem zum Vorwurfe gemacht. Als aber einige Schweizer sich ihm erst näher angeschlossen, erweiterte sich zu seiner großen Freude der Kreis seiner Studenten vom Jahre 1850 an. „Meine Devise als Docent", erklärte er, „ist fleißiges Sprachstudium der biblischen Bücher, Autorität der h. Schrift, klare

und bestimmte Fassung der Grundlehren nach dem Bekenntnisse der Reformationszeit." Besondere Betonung legte er auf die Lehre der Prädestination, welche man als die dogmatische Seele der ganzen Reformationsbewegung ansehen kann. In seiner biblischen Dogmatik bekennt W. von dieser Lehre: „Es ist an dem, daß keine Lehre so entstellt, nach menschlichen Voraussetzungen und fleischlichen verkehrten Begriffen so verunglimpft und verketzert ist, als die Lehre der Prädestination. Aber ich schäme mich derselben nicht. Es handelt sich hier um die Ehre Gottes und um die wahrhaftige Seligkeit. Mit der Prädestination steht oder fällt die Lehre der Rechtfertigung allein aus Glauben. Die Lehre der Schrift darüber ist in den klarsten und unumstößlichsten Worten abgefaßt."

Was aber vor allem den theologischen Standpunkt von W. kennzeichnet, das ist seine unbegrenzte Hochachtung vor der Bibel als dem von Gottes Geiste inspirirten Worte Gottes, von welcher er mit Freudigkeit, wo sich dazu die Gelegenheit bot, Zeugniß ablegte. Diese seine volle Ueberzeugung, daß die heilige Schrift von Anfang an bis zu Ende wahr ist, daß sie wirkliche Geschichte enthält, keine Mythen, wie die moderne Theologie will, und daher als einzige Offenbarung Gottes zu verehren sei, zog sich als rother Faden durch alle seine Vorträge hindurch. Als Charakteristikum dieser Offenbarung, durch die sie sich von allem Menschenwerk scheidet, galt ihm das Zeugniß des h. Geistes von dem Abfall des Menschen von Gott und der Kampf, in den deshalb die h. Schrift mit der Weisheit einer Gott entfremdeten Welt tritt, die sie als Thorheit ansieht. Mit dem aber, was thöricht ist vor der Welt, hielt es W. mit dem Apostel Paulus 1. Kor. 1, 27, wie manchen Spott er darüber auch zu tragen hatte; denn er mußte es unter harten inneren Kämpfen erfahren, wie seine Verdienste um die theologische Wissenschaft nur von Wenigen gewürdigt wurden. Und diese seine treu ihm ergebenen Zuhörer wies er dann zu seinem Lehrer Kohlbrügge, als dessen treuer Schüler, zu dessen Gemeinde in Elberfeld, als dem Modell einer wahrhaft reformirten Gemeinde, und zu dessen Schriften, denen er die tiefen Einblicke in den Sinn des prophetischen Wortes Alten Testamentes und die originellen exegetischen Erklärungen zu verdanken hatte. Mit großem Verständnisse verarbeitete er die besten Gedanken seines ebengenannten Lehrers für seine Vorlesungen. Diese Reproduction läßt vieles in seiner Darstellung ganz neu erscheinen.

Eine Ferienreise führte ihn zu seinen in Liverpool wohnenden Geschwistern und nach London, wo er auf dem Britischen Museum syrische Manuscripte durchsah, wie denn das Syrische und die Peschito in späteren Jahren sein Lieblingsstudium bildeten. Oft sprach er es aus, daß das rechte Verständniß des Neuen Testamentes erst aus dessen syrischer Uebersetzung zu gewinnen sei. Neben Exegese beschäftigte er sich auch viel mit der Kirchengeschichte, während er für Belletristik nichts übrig hatte. Einst sprach er begeistert im Kreise seiner jugendlichen Freunde über die Vorgänge bei dem Convenant, wie man es bei dem stillen und nichts weniger als beredten Manne nicht erwartet hätte. Wo es die Wahrheit und die Ehre seines Herrn galt, da konnte W., der bei seiner Schüchternheit anfangs nur stets mit Furcht den Lehrstuhl betreten konnte, mit seltenem Muthe auftreten, wie er das in den Jahren 1848 und 1849 that, so daß selbst Professor Tholuck, der ihn sonst sehr ignorirte, von ihm sagte: „Man kann sich in diesen Tagen an den jungen Mann anlehnen".

Wie Kohlbrügge, so hat auch W. nie Propaganda gemacht für das reformirte Bekenntniß; vielmehr hat er, wie jener, seine Schüler in die h. Schrift hineingeführt, durch welche sie dann erst zum Bekenntniß gelangt sind. Uebrigens hat W. auch von lutherischen Theologen manche Würdigung erfahren. Seine in der wissenschaftlichen morgenländischen Zeitschrift erschienenen Aufsätze haben

das Staunen Oehler's hervorgerufen. Sein trefflicher Commentar zur Leidensgeschichte Christi, eine Fundgrube archäologischer und philologischer Gelehrsamkeit, wird heute noch selbst von theologischen Gegnern anerkannt. Ueber seinen Tractat „Ueber das Sacrament der h. Taufe gegen die neuen Wiedertäufer" (Elberfeld 1852) hat sich Professor Hengstenberg sogar gefreut. Dagegen ist W. selbst nach seinem Tode, ebenso wie Kohlbrügge, in mannichfacher Weise von solchen, die reformirt sein wollen, und sind es nicht, bis heute angefeindet worden, wie denn in den letzten Jahren auch in Amerika geschah. — Man hat von einer Kohlbrügge-Wichelhaus'schen Schule gesprochen nach Analogie dieser und jener theologischen Schule alter und neuer Zeit, aber mit Unrecht. Denn beide Männer haben, wenn sie auch in neuer lebendiger Weise die alte Wahrheit des Wortes Gottes und der Lehre vor allem der reformirten Kirche gelehret, doch keine neuen Doctrinen, keine besonderen theologischen Systeme aufgestellt, wenn gleich nicht in Abrede gestellt werden kann, daß sie zur Vertiefung der Christologie manche Anregungen gegeben. Wir werden daher besser von dem Freundeskreise derselben sprechen, der sich mit den Jahren weit ausgedehnt hat und dessen theologische Mitglieder sich nicht bloß in verschiedenen Ländern Europas, sondern sogar unter den Presbyterianern Amerikas u. a. vorfinden und als das gute Ferment positiven Glaubens und gesunden reformirten Wesens gegen den schrankenlosen Subjectivismus unserer Zeit und deren Gefahren sich erweisen. Wir nennen nur von den älteren Schülern Wichelhaus', von denen bereits eine große Anzahl gestorben ist, Pastor Dr. A. Zahn in Stuttgart, Prof. Dr. Böhl in Wien, die Schweizer Künzli, Bula, Johner, Herter und Wolfensberger, Huber zu Löhningen bei Schaffhausen, Langen in Osnabrück und den Unterzeichneten; in den Niederlanden Pastor H. Lütge zu Amsterdam, die Brüder Locher, Gobius du Sart; in Böhmen-Mähren Franz Sebesta, Sara u. A. Nach dem Ableben Wichelhaus' wurden dessen an seine jungen Freunde gerichteten Briefe von diesen gesammelt und veröffentlicht. Sie bilden ein herrliches Vermächtniß, eine ausgezeichnete Anleitung für Studenten und Candidaten der Theologie, worin sie die besten Rathschläge und feinsten Winke zum Studiren und Meditiren, zum Hören und Predigen finden. Die meisten Mitglieder dieses Kreises sind seitdem auch selbst als theologische Schriftsteller hervorgetreten. Großes Verdienst hat sich der erwähnte Dr. Zahn erworben durch Herausgabe der hinterlassenen Vorlesungen von W. über das Evangelium St. Matthäi und St. Johannis, des 1. Petribriefes und Briefes St. Jacobi, der vortrefflichen, leider unvollendet gebliebenen Biblischen Theologie, sowie ausgewählter Stücke aus Moses, den Propheten und Psalmen. Es ist nur zu beklagen, daß nicht die Commentare Wichelhaus' über die Psalmen und Jesaias publicirt worden sind. Die Erklärung zur Genesis hat Pastor Richter herausgegeben. — In neuester Zeit hat das Calwer Kirchenlexikon eine ganz löbliche Berichterstattung über W. gebracht. Sein edler, friedfertiger Geist, sowie seine charaktervolle Theologie werden daselbst rühmend anerkannt. Die Leiche von W. wurde nach Elberfeld gebracht und auf dem lieblichen Friedhofe der niederländisch-reformirten Gemeinde bestattet.

A. Zahn, Der Großvater. Ders., Aus dem Leben eines reformirten Pastors. Ders., Vorrede zu der Bibl. Theologie. — Ev.-reform. Kirchenztg. f. 1868 u. 1881. — H. van Druten, Hoe Dr. Kohlbrügge Predik. wert. Leiden 1884. — Lebensskizze Kohlbrügge's von Wichelhaus, ergänzt durch Böhl. Elberfeld 1884. — Handschriftliches. Cuno.

Wichert: George Heinrich Robert W., Schulmann, einer der besten Latinisten der Neuzeit. Er war am 7. October 1811 zu Königsberg in Preußen geboren und ebendaselbst auf dem altstädtischen Gymnasium unter Strube und

auf der Universität unter Lobeck, Herbart und Schubart vorgebildet. Das Lehramt trat er nach wohlbestandener Prüfung am Gymnasium zu Tilsit 1834 an, wurde dann 1844 an das Kneiphöfische Stadtgymnasium zu Königsberg berufen, wo er bis 1857 als Oberlehrer zuletzt mit dem Prädicat eines Professors wirkte. Michaelis 1857 wurde ihm die Direction des Gymnasiums zu Guben und Ostern 1862 die des Domgymnasiums zu Magdeburg übertragen. Nach vierzehnjähriger rühmlicher Wirksamkeit starb er plötzlich am Herzschlag am 7. April 1876. Er war ein Meister im Gebrauch der lateinischen Sprache, die er ebenso handhabte wie die Muttersprache. Auf dem Gebiete der lateinischen Sprachwissenschaft hat er Vorzügliches geleistet. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Herausgabe der lateinischen Stillehre, die ihren wichtigsten Momenten nach von ihm wissenschaftlich erläutert worden ist (Königsberg 1856). Andere auf die lateinische Syntax bezügliche Forschungen legte er in Programmabhandlungen nieder: „De adiectivis verbalibus latinis“ (Tilsit 1839 und 1843), „De transitionibus patheticis latinis“ (Königsberg 1854), „De clausula rhetorica latina“ (Königsberg 1857), „Ueber historisch-continuative Uebergänge im Lateinischen“ (Guben 1859), „Ueber die Ergänzung elliptischer Satztheile aus correspondirenden im Lateinischen“ (Guben 1861 u. 1862), „De sententiis secundariis primariam coercentibus latinis“ (Magdeburg 1865), „Ueber den Gebrauch des adjectivischen Attributs an Stelle des subjectiven oder objectiven Genetivs im Lateinischen“ (Berlin 1875). Waren diese Arbeiten mehr wissenschaftlicher Art, so dienen zwei Schriften mehr der Aufgabe der Schule: „Memorirstoff aus Nepos und Cäsar zur Lehre von den Casus“ (Magdeburg 1868) und „Das Wichtigste aus der Phraseologie bei Nepos und Cäsar“ (Berlin 1872). Seine Doctordissertation handelt „De Ottonis IV. et Philippi Suevi certaminibus atque Innocentii labore in sedandam regum contentionem insumpto“ (Regiomont. 1834); außerdem lieferte er einen Beitrag zur Culturgeschichte Hispaniens, die Nachrichten der Alten in der physischen und technischen Cultur dieses Landes umfassend (Königsberg 1845 u. 1846). H. Holstein.

Wichgrevius: Albert W., neulateinischer Dichter des 16. Jahrhunderts. Als Sohn des Predigers Henning W. um 1575 zu Hamburg geboren, bezog er im April 1591 die Universität Rostock und setzte seine philologischen und theologischen Studien in Helmstedt und (seit 1594) in Wittenberg fort. Mit dem Magistertitel und der Würde eines gekrönten Poeten geschmückt, kehrte er 1597 aus der Lutherstadt nach Rostock zurück, um sich dort als Privatdocent niederzulassen. 1600 übernahm er das Amt des Schulrectors zu Pritzwalk in der Mark Brandenburg und verheirathete sich hier mit Elisabeth Chemnitz, vermuthlich einer Nichte des kurfürstlichen Vicekanzlers Matthias Chemnitz. 1605 folgte er einer Berufung zum Prediger nach Allermöhe in Billwerder bei Hamburg, wo er am 22. December eingeführt wurde und bis zu seinem 1619 erfolgten Tode verblieb. — Wichgrevius' Schriften sind mit Ausnahme der von mir nicht gesehenen „Encaenia Allermodiana“ (1615), einer niederdeutschen Predigt zur Einweihung seiner umgebauten Pfarrkirche, in lateinischer Sprache abgefaßt. Aus ihrer großen Zahl darf man schließen, daß seine dichterischen Versuche frühzeitig — schon 1590 ward seine Ekloge auf den Tod G. Rolevink's gedruckt — Anerkennung fanden. Doch verdienen weder seine Rostocker und Wittenberger Abhandlungen über einige Sätze des Aristoteles, über Heiligenverehrung und über Cäsar's Leben, noch seine Hochzeits- und Trauercarmina, seine ebenso mühsamen wie zwecklosen anagrammatischen Spielereien und die kleinen Epen vom Leiden und von der Himmelfahrt Christi besondere Beachtung. Erwähnt sei nur, daß er sich in seiner „Oratio pro *Μικρανθρώποις* s. homullis“ (1599) nicht bloß mit der antiken und humanistischen Enkomienlitteratur vertraut zeigt,

sondern auch die deutschen Humoristen Hans Sachs, Wickram, Frey, Fischart und Rollenhagen citirt. Einen glücklichen Wurf dagegen that er mit seiner Komödie „Cornelius relegatus, s. comoedia nova festivissime depingens vitam pseudostudiosorum et continens nonnullos ritus academicos in Germania“ (Rostock 1600), die in der erwähnten Rede angekündigt, im Jubeljahre 1600 von Rostocker Studenten aufgeführt wurde und rasche Verbreitung fand. Hier hat er zwar nicht ganz ohne litterarische Vorbilder, aber doch mit selbständiger, frischer Beobachtung des akademischen Lebens und im Gegensatz zu der zahmen Nüchternheit seiner übrigen Schriften durchaus unzimperlich die Geschichte eines verbummelten Studenten ausgemalt. Er beginnt mit der Entsendung des jungen Cornelius, dessen Name im damaligen Universitätsjargon soviel wie Katzenjammer, graues Elend besagt, aus dem Elternhause auf die ferne Hochschule. Vom Vater mit Warnungen, von der Liebsten mit Thränen entlassen, zieht der verschmitzte Bursche, der der Schulzucht längst überdrüssig ist, lustig von dannen; ein Traum der sorgenden Mutter ahnt das ihm drohende Unheil voraus. Der 2. bis 4. Act spielt auf der Universität. Cornelius wird von drei livländischen Landsleuten in Empfang genommen und zum Depositor Aurarius gebracht, der ihn sammt seinem Burschen der schmerzhaften Ceremonie der Deposition, einem spaßhaften Examen, Zahnziehen, Behobeln u. s. w. unterwirft. Dann folgt eine Prüfung vor einem Professor und die Immatriculation durch den Rector. Das Lotterleben des jungen Studenten wird durch ein doppeltes Saufgelage veranschaulicht. An das erste schließt sich nächtlicher Unfug der Zechgenossen, Verhaftung durch die Scharwächter und Verurtheilung vor dem Universitätsgericht. Vom zweiten sehen wir nur die Vorbereitungen; unterdeß sammelt sich die ganze Schaar der Gläubiger, ihn vor dem Rector zu verklagen. Und nun trifft den kecken Sünder die zehnjährige Relegation, die Nachricht von seiner Enterbung und vom Tode der Eltern und die Forderung, für ein ihm inzwischen geborenes Söhnlein zu sorgen. Niedergeschmettert, jetzt erst ein wahrer „Cornelius“, kehrt er ins verödete Vaterhaus zurück; ein teuflischer Geist, der sich mit einer alphabetischen Reihe unverständlicher Hexameter vorstellt, weist ihm einen von der Decke herabhängenden Strick; aber wie der Verzweifelte sich daran aufhängen will, reißt er dort verborgene Geldsäcke herab und beschließt, ein neues Leben zu beginnen. Er gewinnt durch aufrichtige Reue die Fürsprache des Fürsten Nestor und wird vom Rector wieder zu Gnaden aufgenommen. In der Anlage der Fabel ist der Einfluß von Stymmel's älterem Studentenstück (s. A. D. B. XXXVII, 98) und von Gnapheus' Drama vom verlorenen Sohn (s. A. D. B. IX, 279) unverkennbar. Für den glücklichen Abschluß benutzte W. ein altorientalisches Märchen, das zuletzt noch in Tieck's Novelle „Die Gemälde“ wiederauflebte. Für die drastische Erfassung des modernen Lebens und die gelenke Sprache boten ihm die Komödien Daniel Cramer's, den er in Wittenberg selber gesehen hatte, ein Vorbild. Vor allem aber ist ihm zu gute gekommen, daß er, wie mir A. Hofmeister freundlichst nachweist, ganz bestimmte Rostocker Persönlichkeiten und Verhältnisse bei seiner lebensvollen und culturgeschichtlich wichtigen Schilderung vor Augen hatte. Im Wirthe Gerhardus erkennen wir Gerd Delbrügge in der Steinstraße wieder, bei dem die westfälische Landsmannschaft kneipte; im Depositor Aurarius, der die Deposition offenbar ganz nach den 1588 von Jakob Prätorius für Rostock erlassenen Bestimmungen handhabt, haben wir den Pedell Peter Eß vor uns, der, weil er an Studenten Geld lieh, längst den Spitznamen Aes oder Aerarius führen mochte; Fridericus ist Johann Freder, der Rector des Jahres 1600, Fürst Nestor der in gleichzeitigen Schriften öfter als Nestor der deutschen Fürsten bezeichnete Herzog Ulrich zu Güstrow u. s. w. Die Wirkung des derbrealistischen Stückes auf die Zeitgenossen war keine geringe. Vier weitere

Auflagen folgten der ersten; Johann Sommer (s. A. D. B. XXXIV, 603) ließ 1603 eine wohlgelungene, von kräftigem Humor beseelte Verdeutschung erscheinen, und noch 1657 nahm sich J. G. Schoch in seiner Prosakomödie vom Studentenleben Wichgrev zum Muster. Auch Künstler wie Jakob v. d. Heyden (Speculum Cornelianum 1618, 1879) und Petrus Rollos (Vita Corneliana s. Cytherea studiosorum. Berlin 1639) nützten die Figur des Cornelius, dessen wesentliche Züge W. noch in einem der ersten Ausgabe angehängten, später durch eine Satura in Vetullam ersetzten deutschen Monologe zusammengefaßt hatte.

Moller, Cimbria litterata 1, 728. — Schröder, Lexikon der hamburgischen Schriftsteller 8, 13 (1883). — Goedeke, Grundriß[2] 2, 144, wo eine Ausgabe des Cornelius (Altdorf 1615) nachzutragen ist. — E. Schmidt, Komödien vom Studentenleben 1880 S. 10. — Fabricius, Die akademische Deposition 1895 S. 53. — Rostocker Universitätsmatrikel, hsg. von Hofmeister; die Wittenberger in der Zeitschr. f. dtsch. Philologie 20, 84. — Zwei Gedichte im Münchener Cod. lat. 10741, Bl. 223. J. Bolte.

Wichmann: Adolf W., Maler, geboren am 18. März 1820 zu Celle, † am 17. Februar 1866 in Dresden. W. kam im J. 1838 auf die Akademie in Dresden, wo er Schüler Bendemann's wurde, in dessen Atelier er bis zum Jahre 1847 arbeitete. Außer Bendemann gewannen noch Peschel und später Julius Schnorr von Carolsfeld Einfluß auf ihn, am meisten aber hatte er dem Studium der Dresdner Galerie zu danken, in der ihn namentlich die Italiener und unter diesen vor allen Paul Veronese anzogen. Sein erstes Bild, das Aufmerksamkeit erregte und durch die Verleihung der kleinen goldnen Medaille ausgezeichnet wurde, erschien im J. 1845 in der Ausstellung der königl. sächs. Akademie der Künste zu Dresden. Es stellte fünf symbolische Gestalten dar, in der Mitte das Kirchenlied, darunter die Anbetung der Könige und der Hirten; rechts im Bilde das Heldenlied, darunter die Hermannsschlacht, und das Trauerlied, darunter Hiob; links im Bilde: das Liebeslied, darunter Hermann und Thusnelda, und das Freudenlied, darunter die Hochzeit des Tobias. Im Jahre 1847 begab sich W. nach Italien und lebte hier bis zum Jahre 1851 in Venedig und Rom. In Rom malte er ein großes Bild: „Christus als Tröster der Mühseligen und Beladenen", für das er bei seiner Ausstellung in der Berliner Akademie die kleine goldene Medaille erhielt. Indessen machte er in Italien keine großen Fortschritte. „Italien war ihm schon früher in Dresden aufgegangen." Seit dem Jahre 1852 war er wieder in Dresden thätig, wo er wiederum in Bendemann's Atelier malte. Zuerst entstand ein nach Zschopau in Sachsen gekommenes Bild, das als „die gewährte Bitte" bezeichnet wird. Eine Wiederholung dieses Bildes, das von Friedrich Zimmermann für den sächsischen Kunstverein gestochen wurde, ging durch die Vermittlung Schnorr's in den Besitz des Königs Ludwig von Baiern über. Es stellt eine „Dame in venetianischem Kostüm" dar, welche Früchte vertheilt und wird neben seiner „Rahel, die sich nicht trösten lassen will", als sein bestes Werk bezeichnet. In die Galerie zu Lüttich gelangte das Bild: „Maria und Elisabeth, das schlafende Christkind betrachtend", nach Freiburg i. Breisgau die Darstellung eines Hochzeitsmahles, in die Dresdner Galerie „Aretino's Vorlesung bei Tizian" (1865). Ferner werden erwähnt ohne Angabe des Aufbewahrungsortes: „Christus in Gethsemane findet seine Jünger schlafend" und „Römische Frauen mit ihren Kindern". Im J. 1860 entwarf W. unter Schnorr's Leitung Zeichnungen für die Kirche zu Schöneck i. Vogtl., die er später in Oel ausführte, und im Jahre 1862 schuf er im Auftrage Schnorr's und seines Sohnes, des Sängers Ludwig Schnorr von Carolsfeld, die Porträts von Luther und Melanchthon für die Kirche zu Karlsfeld i. Erzgeb. Unermüdlich bis zwei Tage vor seinem Tode thätig,

zeichnete er sich, nach Schnorr's Urtheil, namentlich „in der Malerei und in der Farbe aus", doch scheint seine Fähigkeit zu charakterisiren nicht bedeutend gewesen zu sein. Als Mensch genoß W. allgemeine Achtung. Ein „Sohn des Nordens, war er ein sehr ernster Christ, still und nüchtern in seinem Benehmen, blond und verständig aussehend und lebte zumeist unter dem Druck kleinster Verhältnisse". Sein letztes, nicht ganz vollendetes Bild stellt „Rembrandt und seine Freunde" dar und führt Niederländer beim fröhlichen Mahle im Freien vor, während man im Hintergrunde Amsterdam erblickt.

Vgl. Verzeichniß der v. 6. Juli 1845 an in der K. Sächs. Akademie d. Künste z. Dresden öffentl. ausgestellten Werke d. bildenden Kunst. Dresden o. J., S. 24. — Christl. Kunstblatt f. Kirche, Schule u. Haus. Jhrg. 1866. Stuttgart o. J., S. 63, 64. — Beiblatt z. Zeitschr. f. bildende Kunst. Lpz. 1866. I, 23, 24. — A. Seubert, Allg. Künstlerlex. 2. Aufl. Stuttgart 1879. III, 577, 578. — Dresdner Geschichtsblätter. IV. Jahrg. 1895, Nr. 4, S. 232, Sp. 1. — Karl Woermann, Katalog d. Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Große Ausg. 3. Aufl. Dresden 1896. S. 722, Nr. 2246.

H. A. Lier.

Wichmann: Johann Ernst W., hervorragender Arzt des 18. Jahrhunderts, wurde am 10. Mai 1740 in Hannover geboren. Seine Studien machte er von 1759—1762 an der Göttinger Universität, besonders unter Brendel, Vogel und Roederer, wo er auch im letztgenannten Jahre mit einer Dissertation: „De insigni venenorum quorundam virtute medica imprimisque cantharidum ad morsum animalium rabidorum praestantia" die Doctorwürde erlangte, um sich dann in seiner Vaterstadt als Arzt niederzulassen. Doch unterbrach er bereits ein Jahr später seine praktische Thätigkeit und brachte längere Zeit auf wissenschaftlichen Reisen in Frankreich und England zu. Namentlich widmete er sich eingehendem Studium der englischen Medicin, die er später als erster nach Deutschland vermittelte, indem er nach seiner 1764 erfolgten Rückkehr in seine Vaterstadt hier neben der praktischen eine umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit entfaltete und verschiedene englisch-medicinische Werke ins Deutsche übersetzte. Diese Arbeiten, sowie seine glücklichen Curen verschafften ihm einen solchen Ruf, daß er nach dem Tode Werlhof's (1767), mit dem er sehr befreundet gewesen war und von dessen Werken er später (1775) eine Gesammtausgabe veranstaltete, zweiter Leibarzt des Königs, auch Armen- und Waisenhausarzt wurde. Erster Leibarzt war Ritter von Zimmermann, mit dem W. gleichfalls innig befreundet war. Aus Gram über den Tod seiner Frau starb W., erst 62 Jahre alt, am 12. Juni 1802. W. war ein ausgezeichneter Diagnostiker. Sein Hauptwerk „Ideen zur Diagnostik" (Hannover 1794 bis 1802, 3 Bde.) enthält eine Fülle scharfsinniger Bemerkungen zur Kunst der Diagnosestellung. Auch die Therapie ist in dem genannten Werk eingehend berücksichtigt. Weitere Arbeiten Wichmann's sind ein höchst schätzenswerther „Beytrag zur Geschichte der Kriebelkrankheit im Jahre 1770", eine Arbeit, die noch heute in epidemiologischer Beziehung litterarischen Werth besitzt; ferner: „Aetiologie der Krätze" (Hannover 1786, 1791); in dieser Schrift macht W. von neuem auf die parasitische Natur dieser Krankheit aufmerksam; ferner die kleineren Abhandlungen, betitelt: „De pollutione diurna, frequentiori sed rarius observata, tabescentiae causa" (Göttingen 1782); „Beytrag zur Kenntniß des Pemphigus" (Erfurt 1791); „Zimmermann's Krankheitsgeschichte" (Hannover 1796) u. v. a.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 263. Pagel.

Wichmann: Karl Friedrich W., Bildhauer, wurde im J. 1775 zu Potsdam geboren. Seine erste Unterweisung in der Kunst empfing er bei seinem

Vater, der auch Bildhauer war und decorative plastische Werke ausführte. In dessen Atelier fertigte er als erste selbständige Arbeit einen Kampf des Herkules mit dem Nemeischen Löwen. Diese Leistung befriedigte den Vater so, daß er, dem Talent des Sohnes Rechnung tragend, ihn zu den Bildhauern Boye und Unger in die Lehre gab. Nachdem er sich bei diesen mit der Technik der Sculptur vertraut gemacht hatte, wurde er Schüler Gottfried Schadow's. Den Meister unterstützte er bei der Ausführung einer ganzen Reihe von Arbeiten, so besonders des Standbildes des Herzogs Leopold von Dessau. Als selbständiges Werk schuf er den in einer Nische des Brandenburger Thores aufgestellten Herkules aus Sandstein. In Berlin lebte er in vertrautem Verkehr mit den Bildhauern Rauch und Philipp Wolf, den Malern Rosentreter, Karl Kretschmar und dem Medailleur Jachtmann, die sich an den Abenden zur Lectüre von ihrer Bildung förderlichen Büchern zusammenfanden. Im J. 1819 ging er mit Rudolf Schadow nach Italien, wo er auch seinen jüngeren Bruder Ludwig traf. Mit diesem gründete er nach seiner Rückkehr im J. 1821 ein gemeinschaftliches Atelier in Berlin. Hier widmete er sich hauptsächlich der Porträtplastik. Im J. 1826 wurde er Mitglied, im J. 1829 Professor der Berliner Akademie der Künste. Eine Reihe von Porträtbüsten ging aus seiner Werkstatt hervor. Unter anderem schuf er die des Ministers Hardenberg, die sich in der Berliner Dorotheenstädtischen Kirche befindet (1824). Bewundert wurde namentlich die Büste der beliebten, jung verstorbenen Schauspielerin Luise v. Holtei, die im J. 1826 im Saal des königl. Schauspielhauses ihre Aufstellung fand. Man widmete dem Künstler sogar einige rühmende Strophen in der Sammlung „Blumen auf das Grab ꝛc." Für den König von Preußen führte er die sitzende Statue der Kaiserin Alexandra von Rußland, der Prinzessin Charlotte, in weißem Marmor aus. Sie wurde im J. 1827 vollendet und fand ihre Aufstellung am Charlottenburger Schloß. Eine gleiche Statue fertigte der Künstler für den Kaiser von Rußland; nur fiel auf dessen Wunsch der Blumenkranz fort, der das Haupt der Kaiserin bei dem Charlottenburger Standbild schmückt. Um dies Monument selbst zu überbringen und aufzustellen, wurde er im J. 1831 nach Petersburg berufen. Es ging beim Brande des Winterpalastes zu Grunde und wurde dann von dem Bruder des Künstlers, Ludwig, wieder neu hergestellt. In Petersburg erhielt Karl W. noch eine Reihe von Aufträgen und schuf Büsten von verschiedenen Mitgliedern der Hofgesellschaft. Der Zar bewies ihm seine Anerkennung durch Verleihung des St. Annenordens 3. Cl.; auch wurde er Mitglied der Petersburger Akademie der Künste. Ein großes Modell, das den Zaren in Heroentracht darstellte, gelangte niemals zur Ausführung. Am 8. April 1836 ist er gestorben.

Kugler's Museum 1836, Nr. 17, S. 131. — Schorn's Kunstblatt 1836, S. 180. — F. u. K. Eggers, Rauch. Register. — Nagler's Künstler-Lexikon XXI, 379.

Werner Weisbach.

Wichmann: Ludwig Wilhelm W., Bildhauer, Bruder des Vorigen, geboren am 10. October 1788 in Potsdam, lernte ebenfalls die ersten Anfangsgründe der Bildhauerei bei seinem Vater, kam jedoch schon mit 12 Jahren zu Schadow, der sich seiner besonders annahm. Im J. 1807 (nach Raczynski) ging er nach Paris und besuchte die Ateliers des Malers David, des Bildhauers Bosio sowie die kaiserliche Akademie. Für den Louvre fertigte er dort eins von den großen Frontons. 1813 kehrte er nach Berlin zu Schadow zurück und half diesem bei der Herstellung der Modelle des Blücher und Luther. Von 1819 bis 1821 hielt er sich in Italien auf und sandte von dort das Modell eines Blumenmädchens nach Berlin. Nach seiner Rückkehr war er in Berlin in dem gemeinschaftlich mit seinem Bruder gegründeten Atelier thätig. Bei

dem Schinkel'schen Denkmal auf dem Kreuzberg für die Siege in den Befreiungskriegen fiel ihm ein bedeutender Antheil zu. Es wurde ihm die Modellirung von acht Statuen, vier nach Rauch's, zwei nach Tieck's, zwei nach eigenen Entwürfen übertragen. Mit Rauch war W. schon vorher in Berührung getreten. Er unterstützte den Meister bei der Ausführung des Modells für das Blücherdenkmal in Breslau. Wie sein Bruder Karl that auch er sich in der Porträtsculptur hervor und schuf eine große Anzahl von Büsten. Eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten wurden von ihm dargestellt: Hegel (1826), der große Kurfürst für die Walhalla bei Regensburg, von König Ludwig I. bestellt (1828), die Sängerin Henriette Sontag (1828), Theodor Körner (1829), Wilhelm v. Kaulbach für den Grafen Raczynski (1841), die Schauspielerin Rachel, in Paris ausgeführt (1843), der belgische Maler de Keyser (1847), der Geologe Leopold v. Buch (1853), sowie viele Andere. Daneben bethätigte er sich auch in hervorragender Weise auf dem Gebiete der Genreplastik. Ein im J. 1826 in Berlin ausgestelltes Modell Amor und Psyche mußte er für den König in Marmor ausführen. Das Jahr 1834 brachte ein nicht sehr bedeutendes Werk, eine lebensgroße Statue des Heilandes mit entblößtem Oberleib, in Gips, die nach einer Idee Schinkel's hergestellt sein soll. Eine seiner bekanntesten Arbeiten ist die lebensgroße Gestalt eines Wasser schöpfenden Mädchens. Das Modell, im J. 1842 für die Verloosung des Berliner Kunstvereins angekauft, gelangte damals in die Hände des Justizcommissars Marchand in Berlin. In Marmor wurde das Werk für die Fürstin Talleyrand-Perigord ausgeführt. Für den Kaiser von Rußland wurde von dem Künstler im Jahre 1842 eine junge, sitzende, halbbekleidete Mädchenfigur geschaffen, die in der linken Hand ein Salbengefäß hält, mit der rechten ihr Haar in Ordnung bringt, um einen neben ihr liegenden Kranz darin zu befestigen. In dieser Richtung verflachte er sich später immer mehr, wie das Mädchen und die Wahrsagerin zeigt, eine Gruppe, die er 1850 auf die Berliner Ausstellung schickte. Die umfangreichste Arbeit, die den Künstler in den vierziger Jahren in Anspruch nahm, war das Winckelmann-Denkmal für Stendal, den Geburtsort des großen Archäologen. Beim Winckelmann-Fest in Berlin im J. 1842 stellte er zum ersten Mal ein Modell für das Standbild aus. In Berlin sowie in Stendal bildeten sich Vereine, um die Ausführung in Erz zu ermöglichen. Der Künstler gab den Gelehrten in classischer Gewandung wieder, gestützt auf ein antikes Bildwerk. Das Jahr 1859 brachte die Vollendung des Denkmales. Im Hüttenwerk des Grafen von Einsiedel zu Lauchhammer wurde es gegossen. Noch eine andere Winckelmann-Statue hatte der Künstler anzufertigen, diese in Marmor für die Säulenvorhalle des Museums in Berlin. Hier stellte er ihn jedoch in seiner Zeittracht dar, von einem großen, von der linken Schulter herabgleitenden Mantel umwallt. Ferner wurde ihm eine der Marmorgruppen für Schinkel's Schloßbrücke übertragen: Nike richtet einen verwundeten Krieger auf. Eine Reihe von Werken schuf er im engsten Zusammenhange mit der Architektur. Vier weibliche Figuren, nach seinen Modellen in Sandstein ausgeführt (1831), zieren die Acroterien des Berliner Museums. Für das Portal der Werderschen Kirche fertigte er das Modell einer Colossalfigur des Erzengels Michael, das im J. 1839 von dem Ofenfabrikanten Feilner in gebranntem Thon ausgeführt wurde. Auch die colossalen Sandsteingruppen an der Außenseite der Nicolaikirche in Potsdam sind nach seinen Modellen hergestellt. Für das Frontispiz des im J. 1839 vollendeten Nikolaus-Bürgerhospitals in Berlin lieferte er unentgeltlich ein großes Basrelief, das die Stadt Berlin darstellt, wie sie den ehrsamen Bürger im hohen Alter schützt. Ein anderes Relief von seiner Hand, das Borussia als Beschützerin der Wissenschaften in der Mitte zeigt, rechts und

links auf die Thierarzneilehre bezügliche Scenen, schmückt den Giebel der königlichen Thierarzneischule in Berlin. Noch einige Werke, die der Künstler für Innenräume ausführte, sind zu erwähnen. Für ein Zimmer im Palais des Prinzen Karl fertigte er im J. 1838 über dem Marmorkamin schwebende Genien, die das preußische Wappen halten. Im königl. Opernhaus sind an den Logen des Prosceniums die allegorischen Figuren von seiner Hand. — An äußeren Ehren hat es dem Künstler nicht gefehlt. Er war Professor an der Akademie der Künste in Berlin. Im J. 1843 erhielt er vom König den Rothen Adlerorden 3. Cl. mit der Schleife. Zum correspondirenden Mitgliede ernannten ihn im J. 1852 die Pariser Akademie der schönen Künste und die Academia di San Luca in Rom. Er starb am 29. Juni 1859. — In der Geschichte der norddeutschen Plastik gehören die Gebrüder Wichmann, und besonders Ludwig, neben Tieck und Emil Wolff vornehmlich zu denen, die, ohne persönliche Schüler Rauch's gewesen zu sein, im Banne dieses großen Mannes, der von ihm begründeten neuclassicistischen Richtung sich anschlossen.

Raczynski, Gesch. d. neueren deutsch. Kunst. Berlin 1841. III, 194 ff. — Förster, Gesch. d. neuen deutsch. Kunst. Leipzig 1863, S. 321 f. — Eggers, Rauch. Register. — Rosenberg, Gesch. d. modernen Kunst, S. 409. — Nagler's Künstler-Lexikon XXI, 380 ff. Werner Weisbach.

Wichmann: Moritz Ludwig Georg W., Astronom, geb. am 14. September 1821 zu Celle, † am 7. Februar 1859 zu Königsberg i. Pr. W. besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und widmete sich dann zu Göttingen den exakten Wissenschaften. Gauß war sein Lehrer, und unter seinen Auspicien errang W. einen akademischen Preis durch eine Schrift, auf welche hin er dann auch promovirte (Göttingen 1843); dieselbe behandelte ein fernerliegendes Problem der sphärischen Geometrie. Bald darauf rief ihn Bessel als Assistenten und Observator nach Königsberg i. Pr. (1844), und hier habilitirte er sich denn auch mit einer Abhandlung über den Stern Nr. 1810 des Cataloges von Groombridge, dem er eine verhältnißmäßig große Jahresparallaxe zuschreiben zu dürfen glaubte. Hierüber kam er in Zwiespalt mit den Astronomen der russischen Hauptsternwarte in Pulkowa, und diese zeitweise sehr heftig geführte Polemik verbitterte Wichmann's Leben noch in dessen letzten Augenblicken. Der Umstand, daß bald nach seinem Eintritte in der Königsberger Sternwarte die lange unterbrochene Entdeckung der Planetoiden ihren Fortgang nahm, veranlaßte W. zur Abfassung einer besonderen Schrift („Ueber die Entdeckung der neueren Planeten", Königsberg i. Pr. 1847). Abgesehen von seinen ausgedehnten und wichtigen Heliometerbeobachtungen sind noch Wichmann's Studien über die physische Libration des Mondes und über die Protuberanzen der Sonne hervorzuheben; auch besitzen wir von ihm eine dankenswerthe biographische Arbeit über seinen zweiten Lehrer Bessel.

Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877, S. 525, S. 743. — Mädler, Geschichte der Himmelskunde von der ältesten bis auf die gegenwärtige Zeit, 2. Bd., Braunschweig 1873, S. 107, 284, 426. Günther.

Wichmannshausen: Johann Christoph W., geboren am 3. October 1663 zu Ilsenburg a. H., studirte seit 1683 in Leipzig classische und orientalische Philologie. Zum Magister der Philosophie promovirt machte er von 1688 bis 1692 verschiedene Reisen, ward 1699 Professor der morgenländischen Sprachen zu Wittenberg, zugleich mit der Verwaltung der Universitätsbibliothek seit 1712 betraut. Er starb am 17. Januar 1727. — Seine zahlreichen jetzt völlig werthlosen in lateinischer Sprache geschriebenen Schriften und Abhandlungen, die meist die hebräische Archäologie betreffen, findet man bei Jöcher Bd. 4, Sp. 1939 f. aufgeführt. C. Siegfried.

Wichura: Max Ernst W., preußischer Regierungsrath, botanischer Reisender und Schriftsteller, geboren zu Neisse am 27. Januar 1817, † zu Berlin am

24./25. Februar 1866. W. erhielt seine Schulbildung auf dem Friedrichs-Gymnasium zu Breslau, das er 1836 verließ, um, dem väterlichen Vorbilde folgend, in Breslau und Bonn Jurisprudenz zu studiren. Nachdem er 1839 seine ersten juristischen Prüfungen bestanden hatte, begann er in Breslau seine praktische Laufbahn als Auscultator und Referendarius, absolvirte dann in Berlin sein drittes Examen und vertrat bis zum Jahre 1849 die Stelle eines Rechtsanwaltes beim dortigen Obertribunal. Ein Jahr lang war er dann Gehülfe des Staatsanwaltes in Ratibor und fungirte von 1851—1857 als Stadtrichter am Stadtgericht zu Breslau. Im folgenden Jahre trat er in das Regierungsfach über, wurde als Justitiarius für Kirchen- und Schulsachen beschäftigt und wurde 1859 zum Regierungsrath in Breslau ernannt, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. So gewissenhaft und gewandt auch W. seine amtlichen Obliegenheiten als Jurist erfüllte, so trieb ihn doch schon frühzeitig die Neigung seines Herzens zur Botanik, welcher er alle seine Mußestunden widmete. Auf dem Gymnasium bereits erhielt er die Anregung dazu durch seinen Director, den späteren Stadtschulrath in Breslau, Dr. Friedrich Wimmer, den trefflichen schlesischen Floristen, an dessen zahlreichen Excursionen er so regen Antheil nahm, daß er sich bald eine gründliche Kenntniß der einheimischen Pflanzenwelt erwarb. Während seiner Studienzeit in Bonn setzte er seine botanischen Forschungen fort, trieb Morphologie und Systematik, namentlich der Süßwasseralgen und der Moose und wandte sich daneben auch den schwierigen Fragen der mathematischen Verhältnisse im Baue der Pflanze und der Gesetze der Bastardbildung mit großem Eifer zu. Mehrfache Reisen verwerthete er für seine botanischen Zwecke. So brachte er 1846 mehrere Sommermonate in Ustron in Oesterreichisch-Schlesien zu, wo er zwei der merkwürdigsten Weidenbastarde entdeckte und unternahm, hauptsächlich in der Absicht, die mannigfaltigen Formen dieser letzteren Pflanzen in freier Natur zu studiren, im Sommer 1856 in Gemeinschaft der Herren v. Wallenberg aus Breslau und Cederstraehle aus Upsala, einen größeren Ausflug nach Lappland. Die Resultate dieser Reise hat er in der Regensburger Flora vom Jahre 1859 in sehr anziehender Weise geschildert. Spätere Reisen in die Alpen und Karpathen kamen namentlich seinen Kryptogamenstudien zu gute. Die Ergebnisse seiner botanischen Untersuchungen hat er vorzugsweise in den Verhandlungen der botanischen Section der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur niedergelegt. Hier veröffentlichte er unter anderen folgende Arbeiten: Untersuchungen über die Richtung der Achsendrehung bei den Zoosporen der Algen und den Infusorien, Beiträge zur Physiologie der Laub- und Lebermoose, über das Verhalten der Laubmoose zum Licht, über die Drehungsbewegungen der Blätter, über gedrehte Stämme, über Faltung der Keimblätter bei Erodium cicutarium, über die Zusammensetzung der weiblichen Blüthe und die Stellung der Narben bei den Weiden, über Isolepis Micheliana, über das Blühen, Keimen und Fruchttragen einheimischer Bäume und Sträucher, über künstlich erzeugte Weidenbastarde, über pseudodiklinische (d. h. dimorphe) Blüthen bei Scabiosa und Lythrum, über Stephanosphaera pluvialis (zusammen mit F. Cohn in den Nova Acta Carol. Leop.), über die Verbreitung skandinavischer Pflanzen im schlesischen Gebirge. Wichura's größte Arbeit, das Ergebniß siebenjähriger mühevoller Versuche, war die als selbständiges Werk 1865 herausgekommene Schrift: „Die Bastardbefruchtung im Pflanzenreich erläutert an den Bastarden der Weiden". Schon Wimmer hatte mit vielem Scharfsinn in das vor ihm unentwirrbar erschienene Chaos der verschiedenen Weidenformen Licht gebracht und mit glücklichem Griff Hypothesen über die Natur der hybriden Pflanzenformen durch eigene sorgfältige Untersuchungen begründet. W. setzte auf dieser Grundlage die Forschungen seines Lehrers fort, indem er in dem von jenem eigens dazu gemietheten Garten in den Jahren 1852—1859 künstliche

Kreuzungsversuche in großer Zahl und mit günstigstem Erfolge ausführte. Außer einer Fülle wichtiger Thatsachen findet man in dem genannten Werke auch eine gedankenreiche Diskussion derselben in Verbindung mit bereits früher bekannt gewordenen Forschungsergebnissen, wodurch für viele einschneidende Fragen auf dem Gebiete der Systematik und Pflanzengeographie ganz neue Gesichtspunkte sich ergaben. Wichura's wissenschaftliche Befähigung, sowie seine geistige Energie und nicht zuletzt seine kräftige Körperconstitution ließen es als eine glückliche Wahl erscheinen, als er im Herbst 1859 zur Theilnahme an der preußischen Expedition nach Ostasien als Botaniker auf Vorschlag der Akademie der Wissenschaften bestimmt wurde. Zu seiner Unterstützung beim Pflanzensammeln wurde ihm der Gärtner Schottmüller beigegeben. W. begleitete 3 Jahre hindurch die Expedition auf der Fregatte Thetis und besuchte Madeira, Rio Janeiro, Singapore, Manila und verschiedene Küstenpunkte des chinesischen und japanischen Reiches. Bei der Rückkehr der Expedition trennte sich W. in Singapore von derselben, besuchte Java, von wo er, durch einen Anfall von Tropenfieber heimgesucht, in Sikkim ein günstigeres Klima aufzusuchen veranlaßt wurde. Im Sommer 1863 kehrte er, nach kürzerem Aufenthalte in Aden, Aegypten und Corfu, nach Breslau zurück. Von allen berührten Punkten brachte er reichhaltige, mit großer Sorgfalt eingelegte Pflanzensammlungen, welche namentlich im Bereiche der Kryptogamen manche neue Formen enthielten, im besten Zustande zurück. Leider konnte W. sich nicht sofort der Bearbeitung seiner in Berlin niedergelegten Schätze widmen. Er mußte zunächst wieder in seinen alten Wirkungskreis als Rath bei der Regierung in Breslau eintreten und erhielt erst Ende 1865 den nothwendigen Urlaub. Er übersiedelte nach Berlin und nahm mit gewohnter Ausdauer seine Arbeit in Angriff. Da griff das Schicksal in unerwartet trauriger Weise in die Thätigkeit des Gelehrten ein. Man fand ihn am Mittage des 25. Februar 1866 neben seinem Arbeitstische entseelt liegen unter Umständen, welche es zweifellos machten, daß der Tod schon seit vielen Stunden durch Einathmen von Kohlenoxydgas erfolgt war. Außer den während der Reise an die Mutter gerichteten Briefen, ist somit von der großartig angelegten Expedition leider nichts an die Oeffentlichkeit gekommen. Die Sammlungen harren noch im Berliner Herbarium ihrer Bearbeitung.

W. als Mensch wurde von allen, welche ihm näher gestanden, als eine durch und durch harmonisch angelegte Natur geschildert, deren vielseitiges Interesse, verbunden mit einem liebenswürdigen Charakter und großer Bescheidenheit, einen großen Kreis von Freunden anzuziehen verstanden habe.

Nachrufe von F. Cohn in Berichten der Schles. Gesellsch. f. vat. Cultur u. in Botan. Ztg. 1866 u. von P. Ascherson in Verh. d. bot. Vereins f. Brandenburg. Jahrg. VII. — Pritzel, thes lit. bot. E. Wunschmann.

Wickede: Julius v. W., Schriftsteller, am 11. Juli 1819 zu Schwerin in Mecklenburg geboren, trat 1836 als Cadet in ein österreichisches und 1839 in das mecklenburg-schwerinische Dragonerregiment, aus welchem letzteren er 1842 als Secondlieutenant schied, um zunächst in München und in Heidelberg Geschichte und Nationalökonomie zu studiren. Als darauf im J. 1848 in Deutschland kriegerische Verhältnisse eintraten, wurde W. zum zweiten Male Soldat, indem er in der schleswig-holsteinischen Armee Dienste nahm, wo er zuletzt Brigadeadjutant der Cavallerie war. Nach Beendigung der Feindseligkeiten ging er nach Frankreich, betheiligte sich in den Reihen der Chasseurs d'Afrique an einem Kriegszuge gegen Beduinenstämme, machte sich mit dem Heerwesen der Franzosen überhaupt bekannt und betrat die schriftstellerische Laufbahn, welcher fortan sein Leben gewidmet war, mit einer Erstlingsschrift „Die französische Armee in ihrem Verhältniß zu dem Kaiser Louis Napoleon und den deutschen Heerestheilen“, welcher in rascher Folge andere Arbeiten verschiedener Art, aber sämmtlich in

militärischem Boden wurzelnd, folgten. Nicht lange darauf wurde er dieser Art von Thätigkeit durch den Ruf einer Londoner Zeitung entrückt, welche ihn, sobald der Orientkrieg ausgebrochen war, in das türkische Hauptquartier und nach der Krim entsandte. Als die Feindseligkeiten zu Ende waren, kehrte er nach Deutschland zurück und fuhr fort zu schriftstellern bis das Jahr 1859 ihn zum dritten Male zum Soldaten machte. Gelegentlich der Mobilmachung der deutschen Bundescontingente zum Kriege gegen Frankreich wurde er in seinem Heimathlande zum Rittmeister und zugleich zum Commandeur der Feldgensdarmerie des X. Bundesarmeecorps ernannt. Auf diesem Verhältnisse beruht Wickede's Titel als Rittmeister. Da es nicht zum Kriege kam, schied er von neuem aus dem Dienste und begab sich nun zunächst nach Italien, von wo er über Garibaldi's Thaten berichtete, 1864 aber als Correspondent der Kölnischen Zeitung auf den Kriegsschauplatz in Schleswig-Holstein. In der nämlichen Verwendung befand er sich 1866 in Böhmen und 1870—1871 in Frankreich. Seine Berichte zeichneten sich überall durch lebendige und fesselnde Darstellung wie durch Kenntniß der militärischen Verhältnisse aus und fanden weite Verbreitung. Von 1867—1875 lebte er in Gotha, dann verlegte er seinen Wohnsitz nach Schwerin, wo er am 22. März 1896 gestorben ist.

Wickede's schriftstellerische Wirksamkeit war eine sehr umfassende; abgesehen von seinen Kriegsberichten bilden die von ihm hinterlassenen Bücher eine Sammlung von mehr als sechzig Bänden. Fast alle behandeln das Kriegswesen und das Soldatenleben, welches er im Frieden wie im Felde in den verschiedensten Gestaltungen kennen gelernt hatte. Oft sind sie in der Form von Denkwürdigkeiten geschrieben oder als „hinterlassene Papiere" hingestellt; sie tragen daher vielfach ein persönliches Gepräge und athmen sämmtlich neben einer gewinnenden Frische warme Vaterlandsliebe. In einigen finden sich auch hübsche landschaftliche Bilder und culturgeschichtlich interessante Schilderungen, namentlich in Romanen, deren Schauplatz des Verfassers mecklenburgische Heimath ist. Spätere Zeiten werden sich mit Wickede's Büchern wol nicht beschäftigen; für die Geschlechter mit denen er lebte, hat er nicht nur unterhaltend, sondern auch nützlich gewirkt.

Leipz. Illustr. Zeitung v. 4. April 1896 m. Bildniß. — J. Kürschner, Deutsch. Litteraturkalender auf 1896 (Stuttgart). B. Poten.

Wickede: Thomas v. W., Mitglied des Lübecker Raths von 1506—27, seit 1511 Bürgermeister. Es ist außerordentlich schwer, in der Thätigkeit der hansischen Rathscollegien den Antheil des Einzelnen, auch wenn er erkennbar aus den Genossen hervorragt, genauer festzustellen. Von W. darf doch wol gesagt werden, daß ihm ein Hauptverdienst gebührt, wenn Lübeck und die Hanse in den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts noch einmal eine Höhe baltischer und skandinavischer Macht erstiegen, die hinter jener der glänzendsten Zeiten nicht zurückblieb. Sein Geburtsjahr vermag ich nicht anzugeben. Sein Vater war der Rathsmann Johann v. W., der, seit 1452 im Rath, 1471 starb. Die Familie stammt zweifellos, wie so viele andere in Lübeck hervorragende, aus Westfalen und zwar aus der Dortmunder Gegend (Dorf Wickede!), wo der Name unter Bürgern und Landadligen im 13. und 14. Jahrhundert häufig ist. In Lübeck erscheint sie in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, von 1351 ab durch Hermann v. W. auch im Rath vertreten. Von 1479 bis 1501 war Hermann, des Thomas älterer Bruder, im Rath, gleichzeitig mit Thomas seine beiden Neffen Johann und Gottschalk (1506—9 und 1522—27). Thomas war seit 1501 Mitglied der Zirkelcompagnie, in der seine Familie stark vertreten gewesen ist. Auf dem allgemeinen Hansetag von 1511 tritt Thomas v. W. zum ersten Male als wortführender Bürgermeister auf. Vielleicht spielte er schon im damaligen Kriege mit König Johann von Dänemark eine führende Rolle. In den nächsten anderthalb Jahrzehnten fiel ihm, allerdings in Abwechslung mit Andern, auf

Städtetagen häufig die Wortführung (der Vorsitz) zu. 1514 stand er an der Spitze der Gesandtschaft seiner Vaterstadt zu den Verhandlungen mit den Niederländern in Bremen; 1518 finden wir ihn in Antwerpen und Brügge in den Unterhandlungen mit diesen Städten in gleicher Stellung. Ihren Höhepunkt erreichte seine Thätigkeit aber in den Streitigkeiten mit Christian II. Er scheint es hauptsächlich gewesen zu sein, der 1523 das Bündniß Lübecks mit Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein zum Abschluß brachte, jedenfalls hat er dem zur Königswürde gelangten Herzoge als Hauptträger dieses Bündnisses und als vertrauenswürdiger Berather gegolten. Ihm fiel daher auch besonders die Aufgabe zu, die aus der Vertreibung Christian's II. erwachsenen allgemeinen Verwicklungen auszugleichen. Die wichtigen Hamburger Verhandlungen mit den dänischen und holsteinischen Räthen im April 1524 leitete er, und gegenüber den im Juni in Lübeck eintreffenden Bevollmächtigten des Kaisers, des Papstes, Ferdinand's, des Königs von England und des Kurfürsten von Brandenburg führte er das Wort seiner Vaterstadt. Im unmittelbaren Anschluß an diese Verhandlungen ging W. an der Spitze einer lübischen Gesandtschaft nach Kopenhagen, und dort war wieder er es besonders, der den verdrossenen, um seine Herzogthümer besorgten König im Reiche festhielt, ihn zur Versöhnung mit Gustav Wasa und zur Entgegennahme der Krone bewog. Die Zusammenkunft der beiden nordischen Könige in Malmö ward durch Lübecks Sendeboten zu Stande gebracht; Wickede's eindringlicher und geschickter Zuspruch sicherte den Erfolg. Am 11. September 1524 bestätigte König Friedrich die hansischen Handelsrechte in vollem Umfange; schon am Krönungstage (7. August) hatte er W. und den Hamburger Bürgermeister Hermann Salsborch zu Rittern geschlagen, wol der erste und einzige derartige Fall in der Geschichte der beiden Städte. Die klägliche Haltung der Dänen gegenüber Sören Norby, dem die Insel Gotland besetzt haltenden Parteigänger Christian's II., veranlaßte W. in den Verhandlungen zu Segeberg im März 1525 zu einer überaus scharfen, aber nur zu wahren Charakteristik des dänischen Reichsrathsregiments; der dort erlangte Vertrag, der Lübeck für erneute Hülfe ein Schloß im Reiche zusicherte, muß als sein Werk angesehen werden. Es muß doch auch wol angenommen werden, daß das lübeckische Unternehmen gegen Gotland im April und Mai wesentlich von ihm inspirirt wurde. Im Juni verhandelte er wieder mit den nach Lübeck gesandten kaiserlichen Commissarien. Am 28. November 1527 ist er gestorben. Er ist in der Marienkirche beigesetzt. Seine Ehefrau Geseke war eine Tochter des Rathmanns Heinrich v. Calven. Von seinen Söhnen wurde Gottschalk 1548 in den Rath gewählt († 1558), Blasius († 1547) war Hauptmann auf Bornholm. Die Familie ist in Lübeck bis in unser Jahrhundert vertreten gewesen; ihr letztes der Zirkelcompagnie angehöriges Mitglied starb 1845.

Vgl. Urkundb. d. Stadt Lübeck II—IX. — Ztschr. d. Ver. f. lüb. Gesch. V, 382, 421, 424, 426, 450 ff. — Dortmund. Urkdbch. I. — Die handschr. Samml. f. d. 3. Abthlg. d. Hanserecesse. Dietrich Schäfer.

Wickenburg: Matthias Constantin Capello Graf v. W., Staatsmann, gehörte einer jener reichsständischen Adelsfamilien an, die bis zu Anfang unseres Jahrhunderts entweder aus Abneigung gegen Preußen oder wegen der beschränkten Verhältnisse in den deutschen Kleinstaaten ihre jüngeren Söhne in Oesterreich theils in der Beamtenlaufbahn, theils im Heere Dienst nehmen ließen. Er war der Sohn des kurpfälzischen Generals und Gesandten an den Höfen zu St. Petersburg und Wien, Anton Anselm Capello Grafen v. W. und der Lucie, Gräfin v. Halberg, am 16. Juli 1797 auf dem Rittergute Pesch bei Düsseldorf geboren. Frühzeitig mit seinem Vater nach Wien gekommen, besuchte er hier die öffentlichen Schulen und die Universität. Der junge Graf hatte sich rasch

in Oesterreich acclimatisirt und der Entschluß, seine Kräfte diesem Staate zu widmen, mag ihm leicht geworden sein; eine schöne Zukunft stand ihm bevor, seine Carriere war aber eine schnellere und glänzendere, als er gehofft haben mochte. Nach beendeten Studien trat er bei dem Kreisamte des Viertels Unter dem Manhartsberge zu Korneuburg ein, kam dann zur niederösterreichischen Regierung und bald zur allgemeinen Hofkammer nach Wien, wo er zum Hofconcipisten und Hofsecretär befördert wurde. 1823 ernannte ihn Kaiser Franz zum wirklichen Hofsecretär bei der vereinigten Hofkanzlei, 1824 zum niederösterreichischen Regierungsrath und 1825, er war erst 28 Jahre alt, zum Kreishauptmann des Viertels Ober dem Manhartsberge mit dem Sitze in Krems an der Donau. Schon bis dahin hatte er sich so trefflich bewährt, daß ihn der Kaiser mit einer außerordentlichen Mission betraute: im Mühlkreise in Oberösterreich war es zu bedenklichen Irrungen zwischen Unterthanen und Gutsherren gekommen und schwere Klagen waren von jenen gegen diese erhoben worden; W. wurde vom Kaiser dorthin zur Untersuchung dieser Mißverhältnisse gesendet, es gelang ihm, die Streitigkeiten zur allgemeinen Zufriedenheit beizulegen. Nach Krems zurückgekehrt verwaltete er in trefflicher Weise den ihm unterstehenden Kreis; auf seine Anregung hin und unter seiner Oberleitung wurden die sechs Meilen lange Straße von Waidhofen an der Thaya bis zur böhmischen Grenze und eine Straße über Eggenburg in Niederösterreich nach Znaim in Mähren erbaut, sowie andere ansehnliche amtliche Bauten (Brücken, öffentliche Anlagen u. a.) ausgeführt. Bei Feuersbrünsten und Wassersnöthen, welche dort, besonders wenn der Eisstoß auf der Donau Ueberschwemmungen veranlaßt, nicht selten und höchst gefährlich sind, trat er mit Hintansetzung von Gesundheit und Leben ein und traf die geeignetesten Anstalten zur Abwendung dieser Elementarereignisse und Heilung der dadurch veranlaßten Schäden. Seine ausgezeichnete unparteiische Geschäftsführung, sein Gerechtigkeitssinn, seine Humanität erwarben ihm die Achtung und Liebe aller Bewohner seines Kreises und tief bedauert wurde sein Scheiden, als ihn 1830 der Kaiser zum Vicepräsidenten des Guberniums für Steiermark nach Graz berief und ihn, da Graf Hartig, bis dahin Gouverneur dieser Provinz, als solcher der Lombardie nach Mailand abgegangen war, mit der Leitung der politischen Verwaltung der Steiermark betraute. Im Juli 1835 ernannte ihn Kaiser Ferdinand zum Gouverneur von Steiermark und wirklichen geheimen Rath, womit in Oesterreich der Titel Excellenz verbunden ist. Sein treffliches Walten in diesem Lande ist heute noch in Vieler Erinnerung. Wo es galt, Verbesserungen durchzuführen, für die Volkswohlfahrt zu wirken, trat er mit voller Kraft ein; die durch Feuer verheerte Stadt Judenburg wurde unter seiner Leitung wieder aufgebaut; Humanitätsanstalten wurden unter seiner Aegide in Graz und anderwärts ins Leben gerufen; in der Landeshauptstadt zwei Kettenbrücken über die Mur gebaut, dem Kaiser Franz ein Denkmal errichtet, Kaibauten entstanden, alte Straßen wurden regulirt, neue eröffnet, wovon eine jetzt noch den Namen Wickenburggasse trägt, viele Verschönerungen in Stadt und Umgebung ausgeführt u. v. a.

Graz und Judenburg verliehen ihm das Ehrenbürgerrecht.

Ein unschätzbares Verdienst hat sich W. durch die Gründung eines Kurortes in der östlichen Steiermark erworben. Die heilbringenden Quellen von Gleichenberg waren bis dahin wenig gekannt und kaum benützt. Die Gegend, abseits von den Hauptstraßen gelegen, war schwer zugänglich, die Brunnen waren nicht ordentlich gefaßt, Unterkunft für Gäste nahezu gar nicht vorhanden. Der tüchtige Arzt Dr. Ignaz Werle in Graz machte W. auf diese Heilquellen aufmerksam, der sie nun selbst besuchte und sogleich den Entschluß faßte, Mittel und Wege zu finden, sie allgemein nutzbar und zugänglich zu machen für das Wohl der

Leidenden sowol, als zum Vortheil der ganzen Gegend, ja selbst des Landes Steiermark. Seiner Initiative und Energie gelang es, unter Mitwirkung vieler Vaterlandesfreunde einen Actienverein zu Stande zu bringen, der sich den Ankauf der Quellen und eines großen Grundcomplexes rund um dieselben zum Zwecke setzte. Die Brunnen wurden zweckentsprechend gefaßt, die nothwendigen Bauten ausgeführt, 1836 war die Curanstalt der Hauptsache nach hergestellt und wurde bereits von Curgästen besucht. Von da an nahm Gleichenberg einen großartigen ungeahnten Aufschwung. Während vordem meist nur Wald den Boden deckte und wenige Ansiedelungen in dem abgelegenen Thale und auf den es umgrenzenden Hügeln standen, prangen sie jetzt im Schmucke herrlicher Wiesen, prächtiger Garten- und Rebenanlagen und mehr als fünfzig Villen und andere Gebäude sind zur Aufnahme der Curgäste entstanden. Im J. 1837 war es von 118 Gästen besucht, 1896 belief sich ihre Zahl auf nahezu 5000; in gleicher Weise ist der Versand des Wassers der vier Heilquellen gestiegen. An dem Südabhange der Gleichenberger Kogel auf durchaus hügeligem wellenförmigen Terrain breitet sich nun der Curort Gleichenberg aus, der seiner heilbringenden alkalisch-muriatischen Quellen wegen bereits nahe daran ist, sich einen Weltruf zu erringen. Das Thal ist gegen Westen, Norden und Osten vollkommen geschlossen, nur gegen Süden öffnet es sich, um der warmen, milden Luft Eintritt zu gestatten, daher ist die Vegetation eine ungemein reiche; üppige Weinberge, gut bestandene Obstgärten, saftige Wiesen, fruchtbare Felder wechseln mit dichten Laub- und Nadelholzwäldern und bilden eine Reihe der anmuthigsten Landschaftsbilder. Diesen Schönheiten der Natur hat sich die Kunst zugesellt, und die Häuser und Villen, aus denen der Curort besteht, nicht in geschlossenen Reihen hingestellt, sondern bald dort auf dem Kamme eines Hügels, da in einer grünen Waldesbucht oder auf einer duftigen Wiese erbaut und alles mit den herrlichsten Parkanlagen umgeben, die Spaziergänge in Hülle und Fülle darbieten und prächtige Ausblicke auf Thal und Berge gewähren. Zu all dem hat W. die Anregung gegeben, er muß daher als der Gründer des Curortes Gleichenberg betrachtet werden; mit vollem Rechte hat man die zwei reichsten Quellen mit seinem und seiner Gemahlin Namen Konstantins- und Emmaquelle bezeichnet und am 22. Mai 1887, dem fünfzigsten Jahrestage der Eröffnung der Curanstalt wurde dortselbst sein Standbild (überlebensgroß in Laaser Marmor ausgeführt, ein Werk des Wiener Bildhauers Schmidgruber) feierlichst enthüllt, welches die Bewohner Gleichenbergs aus Dankbarkeit errichten ließen, denn durch die Gründung des Curortes, in dem heute alljährlich tausende und abertausende Kranke, namentlich gegen Leiden der Athmungswerkzeuge Hülfe suchen, wurden den Bewohnern dortselbst und ringsum ungeahnte Quellen des Wohlstandes erschlossen. W. blieb an der Spitze des von ihm ins Leben gerufenen „Gleichenberger- und Johannisbrunnen-Actienvereins“, und jetzt leiten ihn sein Sohn Ottokar und sein Enkel Dr. Max Graf W.

Als im J. 1843 die 21. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Graz stattfand, ein im vormärzlichen Metternich'schen Oesterreich bedeutsames Ereigniß, war es W., der neben Erzherzog Johann und dem damaligen Landeshauptmanne Ignaz Graf Attems den regsten Antheil an den Vorbereitungen hiezu nahm, sich an die Spitze der „permanenten Specialcommission“ stellte und zu dem Gelingen der Versammlung wesentlich beitrug.

So wirkte W. als Landesgouverneur in Steiermark in ausgezeichneter Weise bis zum Jahre 1848, dessen stürmische Bewegungen ihm verhängnißvoll werden sollten. Zwar war es ihm gelungen, durch Monate hindurch die Ruhe und Ordnung in der ihm anvertrauten Provinz leidlich aufrechtzuerhalten und groben Störungen und Gewaltthätigkeiten vorzubeugen, obwol er von der Cen-

tralregierung in Wien mit ihren kurzlebigen Ministerien und ebenso wechselnden Regierungsgrundsätzen ohne jegliche Unterstützung blieb. Durch Anwerbung und Ausrüstung eines steiermärkischen Freiwilligenbataillons, welches auf den italienischen Kriegsschauplatz entsendet wurde und in Radetzky's Heer tapfer und ruhmvoll kämpfte, machte sich W. um das Vaterland hoch verdient. Erst als es zur Zeit der Octoberrevolution in Wien auch in Graz zu stürmischen Bewegungen kam, war es ein Zugeständniß, welches ihm unter Androhung des Todes entrissen wurde, das seinen Sturz aus dem hohen Staatsamte, welches er bekleidete, veranlaßte. Wickenburg's Entlassung war eine der ersten Thathandlungen des Ministeriums Fürst Felix Schwarzenberg, welches am 21. November 1848 ins Amt getreten war. Der hochconservative Historiker Helfert berichtet hierüber: W. „war ein Mann, dessen Loyalität außer Frage stand; er war ein liebenswürdiger und freigebiger Cavalier, ein wahrer Wohlthäter der Provinz, der er als Gouverneur vorstand, für deren Bestes und würdige Vertretung er die Kräfte seines eigenen Vermögens eingesetzt hatte. Auch würde W., wenn er nicht als Landescommandirenden einen General an seiner Seite gehabt hätte, dessen grundsätzliche Unthätigkeit in den Octobertagen an die Grenzen der Feigheit streifte, kaum in die Lage gekommen sein, sich, von den Fäusten und Stricken der Umsturzpartei bedroht, jenen Act abtrotzen zu lassen, wodurch er in amtlicher Weise und mit Aussendung von ihm unterfertigter Certificate den Landsturm für Wien aufbot. Allerdings nahm er, sobald er etwas Luft bekommen, seinen Befehl schnell wieder zurück; allein was geschehen, war nicht ungeschehen zu machen. Die Thatsache stand fest, daß ein kaiserlicher Statthalter dem Aufstande gegen kaiserliches Gebot und Heer sein Ansehen geliehen hatte. Graf W. wurde nach Olmütz vorgeladen, wohin er, sowie in das Hauptquartier des Fürsten Windischgrätz schon früher ausführliche Denkschriften zur Entschuldigung seines Benehmens gesandt hatte. Der Feldmarschall neigte zur Milde, schrieb an das Ministerium in begütigendem Sinne; in der Hauptstadt und im Lande Steiermark wurden unzweideutige Sympathien für den allgemein beliebten Gouverneur laut, doch das Ministerium kannte keine Schonung. Es war eine unglückselige Verwicklung, worin W. gerathen war, allein im öffentlichen Leben gibt es Lagen, wo Unglück gleich Schuld ist. Das Ministerium war der Sache der Ordnung und Gesetzlichkeit eine augenfällige Genugthuung schuldig; W. trat von seinem Posten ab". — Das damals in Graz erscheinende ebenfalls streng conservative Journal „Der Herold", dessen Redacteur zu den entschiedenen Gegnern Wickenburg's gehörte, berichtet, daß in dem demokratischen Vereine der Beschluß gefaßt worden sei, den Gouverneur zur Aufbietung des Landsturmes durch Kanonenschüsse von dem Schloßberge und zur Ausstellung der oben erwähnten Certificate aufzufordern, im Falle der Weigerung aber ihn, wie Latour in Wien, zu erhängen, und wenn W. nach langer Zögerung endlich nachgab, „so that der Gouverneur, welcher sich ohne alle Stütze von irgend einer Seite her ganz allein von einem wilden und drohenden Haufen bewaffneter Mitglieder des demokratischen Vereins umringt und ganz in ihre Hände gegeben fand, was er nicht vermeiden konnte, weil es nicht nur die Klugheit, sondern die unabweisbare Nothwendigkeit gebot. Jeder Widerstand wäre geradezu vergebens gewesen und hätte neben dem Verlust seines Lebens die grenzenloseste Verwirrung und Anarchie herbeigeführt. Graf W. hat bei allen Gelegenheiten Beweise seines Muthes gegeben, der selbst den Tod nicht scheut und ihm kühn in das Auge zu blicken vermag, er würde, wie wir ihn kennen, gewiß auch dieses Mal sein Leben zum Opfer gebracht haben, wenn dadurch die Erhaltung der Ruhe und Ordnung verbürgt worden wäre. Aber Graf Wickenburg's Verlust wäre nur die Losung zu den ärgsten Greueln und Gewaltthätigkeiten ge-

worden, zumal im hiesigen Zeughause damals gegen 20 000 Gewehre befindlich waren, die Tendenz sich für eine Erstürmung jenes Gebäudes aussprach und die Haltung der hiesigen Garnison bei einem allfälligen Zusammenstoße in bedenklichen Zweifel gezogen werden mußte, während der demokratische Verein in einem Theile der akademischen Legion, der Nationalgarde und in den Arbeiterclassen einen weiteren Haltpunkt suchte und gefunden zu haben glaubte". —

Von Olmütz kehrte W. nach Graz zurück, um sein Amt dem Nachfolger zu übergeben und von Stadt und Land Abschied zu nehmen, wobei ihm von allen Seiten die glänzendsten Beweise der Liebe und Verehrung dargebracht wurden. „Mag die Pensionirung dieses Mannes, der achtzehn Jahre lang an der Spitze der Provinz gestanden, immerhin eine aus Staatsrücksichten gebotene Maßregel sein, so liegt darin kein Hinderniß, daß die Steiermark sich ihrem letzten Gouverneur noch immer zur Dankbarkeit, Hochachtung und Anhänglichkeit verpflichtet hält, worauf er sich durch sein langjähriges Wirken, durch seine bürgerfreundliche Gesinnung, durch seinen humanen Charakter ein unbestreitbares Recht erworben hat. ‚Dem Fürsten treu, dem Volke gut', so nannte ihn der Dichter und wir glauben, der Dichter hatte Recht". (Gatti.) „Von Aussee bis zu den Gletschern von Sulzbach, von den Alpenhöhen des Hochlandes, das den stattlichen Grafen zu seinen Penaten zählt, bis zu den Rebengeländen der Wendengaue, deren Bewohner mit ihm manch herzliches Wort in ihrer Landessprache wechselten, ist nur ein Laut der Liebe und Verehrung für ihn". (Laibacher Zeitung vom 12. December 1848.)

Zwei Jahre brachte W. auf Reisen zu, dann ließ er sich in Wien nieder. Nicht allzu lange hatte er auf eine Rehabilitirung im Staatsdienste zu warten. Nachdem er Ende der fünfziger Jahre zum Präsidenten des Verwaltungsrathes der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn war gewählt und bei Gelegenheit der feierlichen Eröffnung der Bahnstrecke Wien-Salzburg vom Kaiser durch Verleihung des Großkreuzes des Leopoldordens war ausgezeichnet worden, wurde er, vermuthlich mit Rücksicht auf die in jener Stelle gemachten Erfahrungen am 4. Februar 1861 zum Minister für Handel und Volkswirthschaft in das Ministerium Schmerling berufen und 1862 provisorisch auch mit der Leitung des Marineministeriums bekleidet. Da es seit 1859 kein Handelsministerium gegeben hatte, so oblag W. die schwierige Aufgabe, es ganz neu zu organisiren. Er legte dem Ministerrathe einen Organisationsplan für das wieder ins Leben zu rufende Ministerium vor, aus dem sich ergab, daß er nicht bloß dem Namen nach Minister sein wollte, sondern einen weiteren Wirkungskreis verlangte, als sein Vorgänger bis 1859 besessen, der viele Geschäfte, die in sein Ressort gehörten, dem Finanzministerium überlassen hatte. Längere Zeit schwankte die Entscheidung, bis allerhöchsten Orts doch im wesentlichen nach seinen Forderungen entschieden wurde und er dann in der That sein Amt antrat. Er war der erste Handelsminister im constitutionellen Oesterreich. In die Zeit seiner Amtswirksamkeit fällt vor allem der Erlaß der Verfassungsurkunde vom 21. Februar 1861, welche auch seine Unterschrift trägt, worauf er lebenslang stolz war; sodann die Creirung der Wiener Stadterweiterungscommission, deren Aufgabe es war, das alte mit Basteien umgebene Wien zu einer modernen Weltstadt umzugestalten, die ältere innere Stadt mit den Vorstädten zu einem großen Ganzen zu verschmelzen; W. wurde als Handelsminister zum Präsidenten dieser Commission ernannt und bekleidete diesen Ehrenposten bis zu seinem Tode. 1863 legte er dem Ministerrathe den Plan einer in den nächsten Jahren stattfindenden Weltausstellung in Wien vor, verfocht ihn mit größtem Eifer und erklärte, mit diesem Projecte stehen oder fallen zu wollen. „Woran dieses Project eigentlich scheiterte, konnte nie mit Bestimmtheit angegeben werden". Alle anderen Mi-

nister lehnten Wickenburg's Plan ab und er legte am 20. October 1863 sein Portefeuille nieder. Wenn in den sechziger Jahren eine Weltausstellung in Wien zu Stande gekommen wäre, so würde die von 1873 nicht stattgefunden haben und das Andenken an diese nicht durch den unmittelbar nach ihrer Eröffnung erfolgten finanziellen „Krach" durch Jahrzehnte getrübt worden sein.

Nach dem Rücktritt aus dem Cabinet wurde er als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen, wo er als Freund Schmerling's stets ein treuer Anhänger der Verfassungspartei war; im Herrenhause griff er mehrfach bei wichtigen Angelegenheiten wirksam in die Debatte ein und war vielfach in Ausschüssen thätig; so wurde er als Mitglied in die reichsräthliche Staatsschulden-Controllscommission entsendet und von dieser zu ihrem Präsidenten gewählt. Als für 1867 eine Weltausstellung in Paris bevorstand, wurde er 1866 von der österreichischen Regierung zum Präsidenten der in Wien zur Beschickung dieser Ausstellung berufenen Centralcommission ernannt. Infolge des Krieges von 1866 nahmen die meisten und größten österreichischen Aussteller, welche sich bereits gemeldet hatten, ihre Zusagen zurück; auch die Regierung hatte den Muth verloren und sich schon ganz mit dem Gedanken vertraut gemacht, Oesterreich in Paris unvertreten zu lassen. Nur W. verlor den Muth nicht, griff rasch und energisch ein, unterhandelte persönlich mit den größten Industriellen, bewog sie ihre Absagen zurückzunehmen und die mittleren und kleineren folgten dann bald dem Beispiele der größeren. So führte er die Theilnahme Oesterreichs an der Ausstellung in Paris durch und das Zustandekommen der ausgezeichnet vertretenen österreichischen Abtheilung daselbst war nur ihm allein zu verdanken.

W. war auch Mitglied des Baucomités für das k. k. Hofopernhaus in Wien und leitete durch mehrere Jahre den „Verein zur Beförderung der bildenden Künste". Für seine großen Verdienste um die Verschönerung der Stadt Wien wurde er vom Gemeinderathe zum Ehrenbürger der Reichshaupt- und Residenzstadt ernannt. Wegen seines heiteren lebenslustigen Charakters war er in den höheren Kreisen der Gesellschaft in Wien sehr beliebt und in seinen amtlichen Stellungen von seinen Beamten als humaner und liebenswürdiger Chef hochgeschätzt. — Er war seit dem 1. September 1829 mit Emma Gräfin d'Orsay vermählt; aus dieser Ehe stammen zwei Söhne, Ottokar und der hochbegabte Dichter Albrecht, und drei Töchter, Lucie, die frühzeitig verstorbene Gattin des Fürsten Emerich von Thurn und Taxis, Ida, Wittwe nach Graf Franz von Kesselstatt und Bianca, Wittwe nach Karl von Adamovich de Csepin.

Seit seinem Rücktritt aus dem Ministerium verlebte W. regelmäßig den Winter in Wien, den Sommer in seiner schloßähnlichen, herrlich gelegenen Villa zu Gleichenberg, wo er, nachdem er kurz vorher das 83. Jahr seines thatenreichen Lebens überschritten hatte, am 26. October 1880 von dieser Erde schied.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. LV, 228. — Helfert, Geschichte Oesterreichs v. Ausgange d. October-Aufstandes 1848 (Prag 1872) III, 402, 403 u. Anhang S. 146. — Gatti, Die Ereignisse d. Jahres 1848 in der Steiermark (Graz 1850), S. 250—288. — Dunder, Denkschrift über die Wiener October-Revolution (Wien 1849), S. 273 u. 340. — Allgem. Zeitung, Augsb. 1880, Nr. 303. — Illustr. Zeitung, Lpz. 1844, Nr. 62. — Presse (Wien) 1863, 2. Sept.; 1867, 25. Oct. — Tagespost (Graz) 1861, Nr. 82. — Die österr.-ungarische Monarchie in Wort u. Bild. Steiermark (Wien 1890), S. 56—58. — Gleichenberg 1837, 1887, Gedenkblatt z. Erinnerung an d. Enthüllung d. Wickenburg-Statue. Graz, Lithographie von Mathey, Druck von Leykam, o. J.

Franz Ilwof.

Wickenburg: Wilhelmine Gräfin W.-Almásy, hervorragende deutsch-österreichische Dichterin, wurde als die Tochter des damaligen Präsidenten der ungarischen Hofkammer und Geheimrathes Moritz Grafen v. Almásy zu Ofen am 8. April 1845 geboren und erhielt in ihrem Vaterhause die dem vornehmen Range der Eltern entsprechende sorgfältige Erziehung. Als Graf Almásy 1855 an einen höheren Posten nach Wien berufen wurde, erschien diese Ausbildung seiner Tochter in der österreichischen Residenz fortgesetzt und mannigfaltiger litterarischer und künstlerischer Verkehr im Hause regte die schon frühzeitig poetische Begabung aufweisende junge Dame zu verschiedenen dichterischen Versuchen an, welche die Aufmerksamkeit der mit ihr bekannten dramatischen Künstlerin Julie Rettich und des berühmten Poeten Friedrich Halm erweckten, wodurch bewirkt wurde, daß eine vorläufig nur als Handschrift gedruckte Sammlung von Dichtungen der Gräfin erschien. Albrecht Graf Wickenburg, der selbst als feinsinniger Poet und Uebersetzer fremder Poesieen aufgetreten war und heute als solcher eine vornehme Stelle einnimmt, wurde von den bald weiter hinaus bekannt gewordenen Dichtungen der Dame so sehr gefesselt, daß er deren nähere Bekanntschaft suchte und sich im J. 1867 mit derselben vermählte. Seitdem lebte das gräfliche Dichterpaar glücklich zumeist in Wien oder auf Reisen. Von inzwischen entstandenen dramatischen Gedichten der Gräfin W. wurden mehrere in Wien und an anderen Bühnen beifällig zur Darstellung gebracht, namentlich das hübsche dramatische Gedicht „Ein Abenteuer des Dauphin“ 1882 am Wiener Burgtheater. Bald darauf stellte sich ein körperliches Leiden ein, welches mehrfachen längeren Aufenthalt in Gries bei Bozen zur Folge hatte. Noch wäre zu bemerken, daß die Gräfin auch auf dem Gebiete des Gesanges sich eine wahre Meisterschaft aneignete. Leider sollte die Ehe des kunstbegabten edlen Paares vom unerbittlichen Tode nur zu bald getrennt werden, denn das Leiden der kranken Poetin konnte nicht mehr geheilt werden, sie starb am 22. Januar 1890 in Gries zum namenlosen Schmerze ihres sie verehrenden Gatten. Dieser selbst, einem edlen steirischen Adelsgeschlechte entstammend, hatte sich nach vollendetem juridischen dem Staatsdienste gewidmet, diesen aber schon 1863 verlassen und ganz seinen poetischen Bestrebungen gelebt, er weilt nun nach dem Tode der geliebten Gattin zurückgezogen in Bozen.

Nachdem von der Gräfin Wickenburg-Almásy die ersterwähnte als Handschrift gedruckte Ausgabe der Gedichte herausgegeben worden war, erschien bald darauf die Sammlung vermehrt auch im Buchhandel in 3. Auflage 1882 zu Wien. Außerdem ist von ihren poetischen Werken zu erwähnen: „Neue Gedichte“ (1869); „Erlebtes und Erdachtes. Gedichte“ (1873); „Emanuel d'Astorga. Erzähl. Gedicht“ (1872); „Der Graf von Remplin. Erzählung in Versen“ (1874); „Marina. Erzähl. Gedicht“ (1875) und die mit ihrem Gatten zusammen verfaßte Nachdichtung aus dem Englischen des Michael Drayton: „Nymphidia“. 1890 hat Albrecht Graf W. „Letzte Gedichte“ aus dem Nachlasse der verewigten Gattin herausgegeben. Außer dem schon angeführten Lustspiele sei auch das dramatische Gedicht „Radegundis“ (1880) hier verzeichnet.

Alle Dichtungen der Gräfin W.-A. zeichnen sich durch eine edle Sprache und hohen poetischen Schwung aus, die lyrischen Stücke weisen besondere Vollendung und edle Gedanken auf, in allen aber tritt zugleich die Feinsinnigkeit der edlen Frauenseele zu Tage. Als im J. 1886 ihr „Mahnruf an die Deutschen in Oesterreich“ erschien, bewies dieses schwungvolle Poem, wie echt deutsches Fühlen und Denken die Gräfin beherrsche, die herrliche Dichtung machte in und außer Oesterreich ungewöhnliches Aufsehen. Die erzählenden Dichtungen zeigen eine vortreffliche Wahl des Stoffes und geschickte dichterische Behandlung desselben, sie sind reich an poesievollen Einzelheiten und können den

besten epischen Stücken ihrer Zeit zur Seite gestellt werden. Jedenfalls nimmt Gräfin W.-A. nicht nur unter den österreichischen, sondern auch unter den deutschen Dichterinnen der Neuzeit einen hervorragenden Rang ein.

Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich. XLV. Bd (1887). — Brümmer, Lexikon d. deutsch. Dicht. u. Prosaisten des 19. Jahrh. 4. Aufl. (1896), 4. Bd. — Illustrirte Zeitung (Leipzig) 1886, Nr. 2236. — Weitere Angaben von Quellen bei Wurzbach. A. Schlossar.

Wickenhauser: Franz Adolf W. war der Nestor der Bukowiner Geschichtsforscher. Zu Wurmbach in Niederösterreich im J. 1809 geboren, war er im J. 1837 als Finanzbeamter in die Bukowina gekommen und starb daselbst zu Czernowitz am 6. April 1891. In seiner amtlichen Thätigkeit lernte er das Land und seine Leute kennen und lieben; von Abkunft ein Fremdling, wurde er dem Herzen und der Gesinnung nach ein Bukowiner. Seine beste Kraft und all sein Wollen hat er fortan seiner Adoptivheimath gewidmet. Nicht allein als Beamter hat er derselben fast durch ein halbes Jahrhundert treu und redlich gedient; er war auch der erste, der die geschichtliche Forschung über die Bukowina mit Erfolg angeregt hat. Während seiner Dienstzeit opferte er diesen Bestrebungen jeden Augenblick seiner Muße, und seit er als Finanzrath in den Ruhestand getreten war, lebte er allein der Forschung.

Was vor W. für die Geschichte der Bukowina geleistet worden war, ist höchst spärlich; nur einige Schriften, welche die Selbständigkeitsbestrebungen der Bukowina und die Sonderstellung des Kimpolunger Bezirkes begründen sollten, verdienen erwähnt zu werden. W. fand also ein völlig ödes Feld vor, das zum ersten Male bestellt werden sollte. Hierzu gesellten sich noch ganz besondere Schwierigkeiten. Abgesehen davon, daß vor einigen Jahrzehnten auch die moldauische Geschichte, mit welcher diejenige der Bukowina in ihren älteren Theilen eng zusammenhängt, noch wenig bearbeitet war, entbehrte das Land in jener Zeit, als W. an seine Forschungen schritt, einer öffentlichen Bibliothek, so daß wissenschaftliche Hülfsmittel nur mit der größten Schwierigkeit zu beschaffen waren. Die Urkunden, welche herbeigezogen werden mußten, lagen nicht nur in den verschiedenen Klöstern und Aemtern zerstreut, sondern sie waren auch zum größten Theile in kirchenslavischer und rumänischer Sprache geschrieben, also in Idiomen, welche dem Deutschen völlig fremd waren. Alle diese Schwierigkeiten schreckten jedoch W. nicht ab. Er erlernte nicht nur Kirchenslavisch und Rumänisch, so daß er die alten moldauischen Urkunden und Chroniken ohne Mühe benutzen konnte, sondern eignete sich auch hinreichende Kenntnisse des Ruthenischen, Polnischen, ja selbst des Armenischen an. So ausgerüstet schritt er an seine Arbeit, die er trotz seines hohen Alters bis unmittelbar vor seinem Tode eifrig fortsetzte.

Die Zahl seiner Werke ist bedeutend. Alle sind wichtige, wenn auch nicht fehlerfreie Vorarbeiten für die Geschichte der Bukowina, und zwar zunächst für die Periode der moldauischen Herrschaft (1350—1774), im geringeren Maaße für die Zeit seit der Vereinigung des Landes mit dem österreichischen Kaiserstaate. Jedes der Werke besteht gewöhnlich aus der geschichtlichen Erzählung und einem urkundlichen Theile. Die Urkunden sind durchgehends in deutscher Sprache abgedruckt und wurden, insofern sie dem Verfasser nicht in derselben vorlagen, von ihm aus dem Kirchenslavischen, Rumänischen, Lateinischen u. s. w. übersetzt. Die Zahl derselben dürfte etwa 800 betragen. Bedauerlich ist es nur, daß W. nicht für die Veröffentlichung des Urtextes Sorge getragen hat. Dieses Unternehmen wäre jedoch an der Kostenfrage und dem geringen Interesse an der landeskundlichen Litteratur gescheitert. Die erste Publication Wickenhauser's erschien unter dem Titel „Moldawa I.“ im J. 1862 (Wien); sie um-

faßte die Geschichte und die Urkunden des Klosters Moldawitza. Hierauf folgten: „Bochotin I., Geschichte der Stadt Czernowitz und ihrer Umgebung" (Wien 1874, dieses Heft handelt nur über die vorösterreichische Zeit); „Moldawa II., Geschichte und Urkunden des Klosters Solka" (Czernowitz 1877); „Horecza, ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Czernowitz" (ebd. 1880); „Molda I., Geschichte der Klöster Homor, St. Onufri, Horodnik und Petroutz" (ebd. 1881); „Molda II., 1 und 2, Die deutschen Siedelungen in der Bukowina" (ebd. 1885 u. 1888, das 3. abschließende Bändchen ist nicht erschienen); „Molda III., 1a und 1b, Geschichte der Klöster Woronetz und Putna" (ebd. 1886 u. 1888, das Schlußbändchen ist nicht erschienen); „Molda IV., 1 u. 2, Geschichte des Bisthums Radautz und des Klosters Groß-Skit" (ebd. 1890 u. 1891, das 3. Bändchen sollte die Urkunden von Groß-Skit enthalten); „Molda V, 2, Russisch- und Moldauisch-Kimpolung und die Einwanderung der Lippowaner" (ebd. 1891, dieses 2. Bändchen enthält Urkunden, Berichte und Erlasse, während das 1. den Text hätte umfassen sollen); „Die ersten Flössungen auf der goldenen Bistritz" (im Bukowiner Hauskalender 1867); „Die Huldigung der Bukowina am 12. October 1777" (ebd. 1868); „Die Mark Hotin unter der österreichischen Herrschaft" (ebd. 1868); „Die Burg Zezin und das Schwert eines Kreuzritters" (Czernowitzer Zeitung 1890, Nr. 54 u. 56); „Eine Urkunde vom 22. Januar 1507 betreffs der Suczawer Armenier" (Buk. Rundschau, Nr. 889).

Der litterarische Nachlaß Wickenhauser's ist ein sehr reicher; er besteht aus Materialien und Vorarbeiten, und zwar nicht allein für die oben als unvollendet bezeichneten Werke, sondern auch für weitere Publicationen. Einen Theil des Nachlasses hat die Wittwe des Verstorbenen dem Unterzeichneten anvertraut. Als erste größere Arbeit daraus hat derselbe die Schrift: „Das Entstehen und die Entwickelung der Lippowaner-Colonien in der Bukowina" veröffentlicht (Wien 1896). Die Publicirung anderer Arbeiten steht bevor. Außer den angeführten historischen Publicationen besitzen wir von W. auch eine Anzahl recht gelungener Gedichte.

Franz Adolf Wickenhauser (1809—1891). Gedächtnißblatt zu seinem dritten Todestag gewidmet von R. F. Kaindl. Mit einem Bildnisse Wickenhausers. Czernowitz 1894. — Bukowiner Rundschau (Czernowitz 1891), Nr. 966. — „Im Buchwald" (ebenda 1891), Nr. 8. — Czernowitzer Ztg. 1891, Nr. 81. — Romänische Revue (Wien 1891), Nr. 6. — Revista noua (Bukarest 1891), Nr. 2 u. 3, mit dem Bildnisse Wickenhauser's.

R. F. Kaindl.

Wickram: Jörg W., Dichter, gehört einer weitverzweigten, schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Colmar angesehenen, mit Geiler verwandten Patricierfamilie an; doch nur als Seitensprößling, ein unehelicher Sohn des „Obristenmeisters", d. h. des Rathsvorsitzenden Konrad W., dessen im März 1545 aufgesetztes Testament zwei natürliche Kinder, Hans in Dudisfeld und Georg in Colmar bedenkt, diesen reichlicher: denn ihm sollen hundert Gulden und das von ihm bewohnte Haus zufallen. Das Datum seiner Geburt ist unbekannt, aber mindestens im ersten Zehend des 16. Jahrhunderts zu suchen, da wir höchst wahrscheinlich W. 1531 die „Zehn Alter" bearbeiten und insceniren sehen und die erste Aufführung seines „Treuen Eckart", früheren Annahmen entgegen, schon 1532 stattfand. Er empfing keinen gelehrten Unterricht, gehört aber zu den nicht seltenen kleinbürgerlichen Männern jener Epoche, an ihrer Spitze Hans Sachs, die mit offenem Sinn und behendem Fleiß soviel nur möglich an Bildungsschätzen, antiken und modernen, geistlichen und weltlichen, hörend und lesend sich zueigneten, verarbeiteten, popularisirten und auch den

neuen Segen der Reformation schlicht aufnahmen und weitergaben. Daß unser W. mit seinem Vetter, dem akademisch gebildeten Gerichtsschreiber Gregor, dem Obsopöus-Dolmetsch, näher verkehrte, ist wol so wenig zu glauben als unmittelbare Anregung des in Colmar wirkenden ausgezeichneten Uebersetzers Hieronymus Boner. Wann er sein Weib Anna heimführte, steht dahin. 1546 ward er Bürger der Stadt, der er in subalterner Stellung als Weibel diente; doch zeugt es von Vertrauen, daß man ihn 1542 nach Speier und Frankfurt sandte, um Boner's im Selbstverlag des Raths erschienenen deutschen Plutarch abzusetzen, und 1543 ist er — deshalb? — selbst als Buchhändler erwähnt. Dieser Reise und eines Ueberfalls durch Schnapphähne gedenkt er 1555 im „Bilger", 1551 erklärend, die weiteste Fahrt habe ihn neulich nach Horb in Wirtemberg gebracht. Er war ein seßhafter „Tichter vnd Burger". Auch einen „selbgewachsenen Moler" nennt er sich und gehörte vielleicht als solcher zur Schmiedezunft; „Jerg Wickramm der maler" heißt er kurzweg in einem Urbar (Jahrbuch des Vogesen-Clubs 11, 6), „die weil du ein wenig mit dem Bensel kanst" bezeugt ihm Freund Hanschelo 1554, wogegen es bloßes Geschwätz ist, wenn ihn endlich Messerschmid („Des Esels Adel und der Sau Triumph" 1617) unter den berühmten Künstlern aufführt. Seine Illustrationen zu den „Metamorphosen" sind arg dilettantisch. Wie viel ihm etwa selbst von den z. Th. höchst naiv aus fremden Werken passend oder unpassend entlehnten Bildern in seinen Romanen gehört, ist unbekannt. Die Gedanken über Malerei und das Lob des deutschen Apelles „Albrecht Teurer" im „Irreitend Bilger" zeigen keinerlei Vertrautheit mit der Kunst. Immerhin finden wir auch auf diesem Gebiet seinen vielseitigen Eifer. Wie er seit dem Anfang der dreißiger Jahre die bürgerlichen Schauspiele leitete und auch adelige Gönner zu Beiträgen für die Ausrüstung warb (Widmung des Tobias 1551 an Friedrich v. Hattstadt, dem 1537 Gregor's deutscher Obsopöus zugeeignet ward), so war er der rechte Mann, dem Meistergesang unter den ehrsamen Bürgern und Handwerkern Colmars eine Stätte zu bereiten. Am Thomastag 1546 kaufte er in Schlettstadt die jetzt in München befindliche Liederhandschrift (die Texte hsg. von Bartsch 1862, die Sangweisen 1896 von Paul Runge): „hab demnoch vff volgenden weinacht tag sampt einer geselschafft die erste schuol gehalten", und ein Liederbuch des Hans Sachs copirte er ausdrücklich als „Tichter vnd anfenger dieser schuolen", deren Satzungen der Rath 1549 guthieß (Moßmann, Alsatia 1875). Meistersingerische Art zeigen seine Reime, besonders die Beschreibungen, sowie künstlichere Lieder im „Goldfaden" (vgl. Alemannia 22, 47 f.) und im „Knabenspiegel". Daß er Protestant war, und zwar mit ganzer Seele bekennend, auch ohne Fanatismus kämpfend, lehren viele Blätter; nur die „Zehen Alter" mit ihrer Anerkennung der Werkgerechtigkeit gehören noch dem Katholicismus an.

Spätestens zu Neujahr 1555 trat W. in Burgheim bei Altbreisach das damals nicht selten von bürgerlichen Dichtern, wie den Elsässern Frey und Montanus, bekleidete Amt eines Stadtschreibers an (Lindener's „kurtzweyligesten Statschreyber zu Obern Berckheym im Elsaß" kann ich nicht wie Wendeler, Zf. für deutsches Alterthum 23, 451, in W. erblicken). Die Verpflanzung scheint dem allgemach Alternden übel bekommen zu sein. Im Sommer erkrankte er, um gegen Ende des Jahres neuem Siechthum zu verfallen, und die lebensmüde Moralisation der nächsten Schrift wie ihre wenig „scharpffen" Reime zeigen, daß er „sehr blöd" war. Nach 1556 (der im folgenden Jahr erschienene „Goldfaden" war ja schon 1544 „in Truck verfertigt") hat er kein ganz neues Werk mehr auf die Bahn gebracht: weder das einem Bubenhofer Waller geltende, im „Bilger" versprochene „sunder büchlin von untrewen knechten" noch die vor den „Siben Hauptlastern" erwähnte Bearbeitung des

„Ritters vom Turn“ oder wol eines männlichen Pendants zu dieser von Marquard vom Stein dem Französischen entlehnten Exempelsammlung für Töchter (vgl. Goedeke 1, 352; Archiv 8, 322). Tag und Jahr seines Todes sind unbekannt. Das Vorwort des Straßburger Tobias-Druckes redet 1562 von ihm als einem Verstorbenen.

Lang vergessen, obwol etwa der „Goldfaden“ noch 1670 wiederholt und später von Jan Rebhu unter den landläufigen Volksbüchern erwähnt wird, dankt auch Wickram der jungen Romantik seine litterarische Auferstehung. Aus dem „Rollwagenbüchlein“ wurde der muntere Sänger Grünenwald von den Heidelberger Liederbrüdern als Geleitsmann für „Des Knaben Wunderhorn“ hervorgerufen. Am 1. Januar 1808 schrieb J. Grimm an Benecke: „Ich überzeuge mich immer mehr, daß dieser Wickram, über den man in Litteraturbüchern vergebens nachschlägt, einer der vorzüglichsten und fruchtbarsten Schriftsteller des 16. Jahrhunderts ist, mit ungewöhnlichem Sprachreichthum, und dem unschuldigsten Stil“. Brentano's leicht modernisirten Neudruck des „Goldfadens“ von 1809 zeigte W. Grimm, solchen Erneuerungen holder als Jacob, rühmend an und gab seinerseits ein Stück aus dem „Irreitend Bilger“ zum besten. Seither nennt man W. wol den Vater des deutschen Romans; aber eine Ausgabe seiner Werke bleibt noch ein frommer Wunsch, nachdem unsere „Elsässischen Litteraturdenkmäler“ an der Parzivalbearbeitung von Wisse und Colin entschlafen sind. Es wäre ein schöner Gegenstand für den Stuttgarter Litterarischen Verein!

Wie das elsässische Drama mit dem der Schweiz in naher Verwandtschaft und regem Austausch steht, so gab W. seiner „ersamen burgerschafft vff der herren faßnacht“ Stücke, deren erstes — anonymes, aber ihm einleuchtend von Goedeke zugewiesenes — nur eine erweiterte Bearbeitung der „Zehen Alter“ des Baseler Pamphilus Gengenbach ist: 1531 in Colmar „von newem gespielt, gemert vnd gebessert“, 1534 in Straßburg bei Wickram's Verleger Frölich gedruckt und bis 1635 öfters aufgelegt. Neu ist unter anderm das Antonius-Motiv, daß der Teufel den Waldbruder in Weiberkleidern versucht; viel breiter gibt sich der Schluß mit langen Reden des Todes und des Waldbruders. Frischer schritt dann der Landsmann der Brant und Murner auf der Bahn schematischer Narrenmusterungen fort: „Der trew Eckart“ („heyß ich, Jörg Wickram von Colmar macht mich“), 1532 gespielt, 1538 gedruckt (Unicum in Paris, Gottsched 2, 199; Auszüge in Stöber's Büchlein, 1866, S. 16 ff.). Langathmige biblische Exempla des Herolds liefern den Gegensatz zu einer Revue wie im „Hofgesind Veneris“, „darinn alle stend der welt begriffen werden“ und die lebhafter als in den „Zehen Altern“ entwickelt wird, indem die Angerufenen den sagenhaften Mahner trotzig schweigen heißen. Es mischen sich die Lebensalter (Greis, Vater, Kind), die Stände (Pfaff, Edelmann, Rathsherr, Handwerker, Landsknecht, Bauer), die Charaktertypen (Ehebrecher, Spieler, Trinker, Gotteslästerer), deren jeder sich seiner Fehler mit dreistem Behagen rühmt. Derlei kehrt wieder in dem gleichfalls schablonenmäßig angelegten, aber mit Hanssachsischer Laune und Beobachtung ausgeführten „Narrengießen“, 1537 gespielt, 1538 erschienen mit Wickram's Namen am Schluß. Ist dies Stück, dem man wol mit Unrecht schweizerische Reime nachsagt, ganz originell? Abgesehen von Anklängen an das „Narrenschiff“ (vgl. Zarncke S. CXXVI) und an Murner, auf dessen „Großen lutherischen Narren“ der Eingang deutet und dessen „Narrenbeschwörung“ 1556 und 1558 (Kloster IV) im neuen Gewande Wickram's ausgegangen ist. Ein alter Narr meint, es gebe keine jungen mehr, doch ein Meister von Narrdeyß mit seinem Knecht gießt ihm unter komisch-feierlichen Formeln wie „Hilff lieber Herr sant Grobian“ ihrer drei, die nun auf die Narrensuche gehn, während die Nähterin die Kappen rüstet, aber der Ueberfülle wegen den Clerus

weglassen sollen. Sie bringen einen nach dem andern: der Buhler vertheidigt sich, ihn schilt der Trinker, dem sagt der Spieler derb die Wahrheit, und so geht es — nur beim Gotteslästerer und beim Alchymisten mit einer Störung des Schemas — fort durch Stände und Typen. Vortrefflich ist z. B. die Verhöhnung des Schützen und all der kostspieligen Feste dieser Brüder. So hat denn der Alte sein Geld umsonst verthan, da kein Orden den Narrenorden an Zahl erreicht. Am Schlusse steht die übliche Bitte um geneigte Nachsicht und die Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen: „Gott wölt wir kemen wider zemmen Von yetzt zu Faßnacht vber ein jar". Aber damit hatte es, dem Anschein nach, gute Weile. 1540 zeigt der „Verlorne Sun" den Dichter auf anderer Bahn, und nicht in raschem Ausschreiten. „Ein new Faßnacht Spil, darinn angezogen werden etliche fürneme menner, so durch list der weiber betrogen worden seind" von 1543 — Goedeke verzeichnet ein Zwickauer Exemplar — ist mir unbekannt.

1539 erschien unter langem Titel das „Loosbuch" mit gröberen Reimen, als sonst Wickram's Art ist; auch dies vielfach im Charakter Murnerischer Narrensatire, grobianisch des „Schweynhardus vnd sant übelwust" gedenkend, ein Drehspiel mit Sprüchen und Bildern (vgl. Goedeke 2, 461 und A. Hofmeister's Einleitung zu der photolithographischen Wiedergabe „Eyn loßbuch auß der karten", Rostock 1890). — Das Stocken seiner Production in den vierziger Jahren läßt sich vielleicht für die zweite Hälfte aus der Thätigkeit in der Singschule erklären. Ohne selbständigen Werth ist 1545 eine, als ob es noch keinen philologischen Humanismus gebe, handwerksmäßige rohe Erneuerung „P. Ouidij Nasonis deß allersinnreichsten Poeten Metamorphosis", wie sie Albrecht von Halberstadt einst mittelhochdeutsch wiedergegeben hatte (vgl. J. Grimm, Kl. Schriften 7, 303 und nach Haupt's kritischer Behandlung des von W. probeweis mitgetheilten mhd. Prologs Bartschens rückübersetzende Herstellung der verlorenen Reimpaare aus dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, 1861). Des Lateinischen unmächtig (vgl. Sieben Hauptlaster B 2 „So hab ich auch wenig Latein Gstudirt), wurde W. natürlich auch des Altdeutschen nicht Herr, so daß ein gar wundersamer Ovidius zu Tage kam; überdies verbrämt mit Moralisationen und Allegorisationen Gerhard Lorichs von Hadamar, von W. selbst „mit schlechter Kunst . . mit figuren gekleidet". Aber die Holzschnitte des Virgil Solis zur 2. Auflage von 1551 halfen das Machwerk bis 1641 lebendig erhalten; und die Feyerabend'sche Ausgabe besserte 1581 ein wenig, was W. aus dem von ihm selbst zugegebenen „mißverstandt der lateinischen sprach" verfehlt habe.

Die größeren Dramen eröffnet 1540 „Ein schönes vnd Euangelisches Spil von dem verlornen Sun", mit discreter Benutzung des Binder'schen Acolastus, auch für das Nachspiel und in der Anwendung von Halbversen, und des Ackermann'schen, nicht aber des Salat'schen Dramas (wie Spengler gegen Scherer zeigt). W. modernisirt und multiplicirt: sein Absalon wird von drei „Ruffianern" nach Italien gelockt; das Stück wirthschaftet, weil ja möglichst viele Rollen für die Bürger geboten werden mußten, mit 32 Personen und ruft statt einer Lais gleich vier Dirnen herbei; doch W. verfährt da nicht minder behutsam, als Hans Sachs 1556 in seiner gleichfalls modernisirten Komödie das Frauenhaus darstellt. Am 7. und 8. April 1550 wurde der „Tobias" gespielt (gedruckt 1551; 1562 in Straßburg auf einen Tag zusammengezogen; 1578 von Heidelberger Bürgern aufgeführt nach einem auch für jene in dramatischen Anleihen so naive Zeit frechen Plagiat des Steinmetz Thomas Schmidt aus Meißen; 1580 in St. Gallen; 1605 durch Pfarrer Yetzeler in Schaffhausen; im gleichen Jahr für Berthold's von Gadenstedt deutsche Bearbeitung des Schonäus'schen Tobäus verwerthet). Der Stoff war beliebt, weil er Ehe und kindliche Liebe

verklärte. W. commandirt aber sehr ungeschickt sein großes Personal von Syrern und Juden, auf die in stetem, langweiligem Scenenwechsel der Salvator und Raphael herabschauen; der Teufel darf nicht fehlen, ja gleich anfangs schimpft er auf die frommen Colmarer Spiele. Soldaten, ein Narr, eine böse Magd sollen Komik erzeugen. Die Handlung ist heillos verworren und durch viele Wiederholungen lahm gelegt, und obwol — nach üblem Schweizer Vorbild? — ein „Argumentator" mehrere Theile der Action nur episch zusammenfaßt, muß der Herold mitten in der Reise des jungen Tobias mit Asaria-Raphael die Vertagung auf den nächsten Morgen um 9 Uhr aussprechen, wo nun von neuem angehoben und auch mit geistlichen Liedern gearbeitet wird. Nach der Heilung der Blindheit vollzieht der Argumentator einen Sprung über 42 Jahre zum Lebensende des Alten. Wenn schon im Verlaufe des Stückes hübsche kleinbürgerliche Familienscenen uns von den Begräbnissen und den Reisen ausruhen ließen, so ist dem Dichter hier eine allerliebste Kinderscene der nach Propheten benamseten Enkel gelungen; der kleine Jesaias sagt:

O liebs drauts güldins müterlin,
Soll mein groß vatter nimmer leben,
Wer will mir dann mehr weiß brodt geben?

„Der Junge Knaben Spiegell" endlich, wol von 1554, ist nur eine verdienstlose Dramatisirung des Romans (s. u.); technisch noch naiver als etwa Hans Sachsens „Griseldis": in der ersten Scene wünscht sich das Ehepaar einen Sohn, in der zweiten bringt ihn die Hebamme, in der dritten ist er ein Jüngling.

Wickram's Hauptbedeutung liegt im Roman, zu dessen ersten, wirklich originellen Pflegern in Deutschland er zählt, auch hier „selbgewachsen", obgleich er, wie schon manche Personennamen, aber bedeutsamer die Technik und viele Motive zeigen, die aus Frankreich importirten sogenannten Volksbücher, besonders „Pontus und Sidonia", die deutsche auf Eilhart's Epos beruhende Erzählung von „Tristrant und Isalde", des Aeneas Sylvius „Euriolus und Lucrecia" (Niclas von Wyle), das Paar „Florio und Biancefsiora" (mittelbar aus Boccaccio's Filocopo), die Liebenden „Gwiscard und Sigismunda" sowol aus Wyle's Translatzen als geraden Wegs aus dem Straßburger Decameron, dem er mehr zu danken hat, kennt, auch durch monologische und andere Hinweise auf litterarische Verwandtschaften selbst der Forschung zu Hülfe kommt. Er wirkte weiter; am greifbarsten auf Motive und Stil in V. Schumann's größerer Erzählung von Christoffel und Veronica (Nachtbüchlein 1, 22; vgl. Bolte's Bemerkungen).

Daß ihm der 1539 bei seinem Straßburger Verleger erschienene „Ritter Galmy vß Schottland" gehört, der den Auflagen und Erwähnungen nach großen Beifall fand, von Hans Sachs u. a. dramatisirt, endlich von Fouqué aufgefrischt wurde, habe ich darzuthun versucht: Archiv 8, 346 ff. Goedeke's frühere Vermuthung einer französischen Quelle bestätigt Lüdtke, The Erl of Tolous 1881, S. 133, 198. Syntaktische Verschiedenheiten zwischen diesem Erstling und den Romanen der fünfziger Jahre lassen sich unschwer aus einer Fortbildung in der langen Pause erklären. Die innere und äußere Verwandtschaft drängt sich auf. Wir haben auch hier die züchtige, elegische Liebe eines Ritters zu einer hohen Frau, einer Vorläuferin Genovefa's, die Turniere, die Träume, die Verdachtsgründe, die Intriguen und wirren Anschläge, den treuen Freund, die Reisen, auch hier die uneinheitliche Composition und dieselben Lieblingsmanieren der Erzählung und Schilderung. Wenn das Höfische herrscht, so ist diese Welt ja auch im „Gabriotto" durchaus der Vordergrund. — Bolte, Alemannia 22, 46.

Dem folgen nach geraumer Zeit vier Romane: 1551 „Ein Schöne vnd doch klägliche History, von dem sorglichen anfang vnd erschrocklichen außgang

der brinnenden liebe" (Gabriotto und Reinhart; im „Buch der Liebe" und noch 1607 wiederholt; niederdeutsch 1601; von Hans Sachs obenhin dramatisirt, 1602 auch von Martin Haß; und nach Bolte Quelle der allegorisirenden „Engelschen Tragedie" des Holländers Hendrik Moor, Amsterdam 1631). — 1554 begonnen, 1557 erschienen und bis 1670 aufgelegt „Der Goldtfaden". — 1554 „Der Jungen Knaben Spiegel". — 1556, offenbar durch geringeren Beifall ausgezeichnet, „Von Guten und Bösen Nachbaurn". Die beiden ersten sind romantischer und vornehmer, die beiden letzten bürgerlicher gehalten. „Gabriotto" mit den ungeschickten, handlungsreichen Parallelerzählungen von den ritterlichen Busenfreunden und ihren englischen Geliebten, der Prinzeß Philomena und der Gräfin Rosamunde, zeigt, nur sparsamer als „Galmy", den Anfänger, der seine Intriguen, Spannungen, Episoden ohne jede strenge Begründung und Oekonomie führt, ja beim Tod Rosamundens zwei Fassungen vermengt, zwar durch kleine naive Züge erfreut, aber in einförmigen Monologen über das wandelbare Glück und in wehrloser Liebessentimentalität der Phrase verfällt. Der „Goldfaden" theilt manche dieser Gebrechen und hat abenteuerliche Voraussetzungen. Hier aber wagt die demokratische Erzählung die Ueberwindung der im „Gabriotto" alle vier Personen tragisch hinwegraffenden Standesunterschiede: nach allerlei Nöthen heirathet der Hirtensohn Lewfried seine Angliana und wird vom Küchenjungen, Pagen und Waldbruder aus regierender Graf. Bietet der „Gabriotto" Beschreibungen ritterlicher Spiele, Tänze, Turniere, doch ohne Kenntniß und ohne rechte Sympathie, so tritt dies Element der vornehmeren Romane im „Goldfaden" noch mehr zurück, wo die Kriegsgeschichte kurz abgemacht und lieber kunstvolle Handarbeit oder poetisch-musikalische Begabung geschildert wird: Gräfin Angliana stickt wie Arachne und dichtet wie Sappho. In diesem Roman, einer ganzen Lebensgeschichte von der Geburt und der an David oder Cyrus erinnernden Kindheit bis zum seligen Ende, deuten Nebentriebe wie das spätere Meierleben des Hirten oder die Landsknechtserfahrungen des Einsiedels auf Wickram's fruchtbareres Feld, das nicht im romantischen Reich der Tapferkeit und Minne und nicht in idealer Ferne liegt.

Ein pädagogischer Schriftsteller, wie in den lehrhaften Reimversen, schrieb er mit ausdrücklicher Tendenz den „Knabenspiegel" und bearbeitete ihn alsbald zu sinnfälliger Wirkung schlecht und recht in jenem Drama, das Schertweg von Olten 1579 mit neuen Namen versah; dagegen fußen Pondo-Pfund's 1596 gedrucktes Drama „Speculum puerorum. Eine neue Comoedia, Dem verlornen Sohne fast gleich" und Ayrer's mit großen Schulscenen nach des Macropedius Rebelles ausgestattetes Stück (1598) auf dem Roman (dänisch 1571 bis 1754). Das Buch ist eine sehr lange bürgerliche Antithese: der Bauernsohn Fridbertus, der arme Schüler und Hauslehrer Felix kommen stetig empor, während der von einer thörichten Mutter gehätschelte Rittersohn Wilibaldus in Schande und Noth sinkt, dem verlorenen Sohne gleich als Schweinehirt sein elendes Leben fristet, dann als Sänger mit der Sackpfeife herumbettelt und nach schwerer Prüfung zu Glück und Ehren kommt. Die Schilderung seines Unheils hat starke Accente und heftige symptomatische Züge. Als böser Geist erscheint der Metzgerssohn Lottarius, ein rechter „Lotter", wie schon sein Name sagt, und dem Galgen verfallen. So modernisirte W. nochmals die dem 16. Jahrhundert vor andern liebe neutestamentliche Parabel und zog aus eigener Beobachtung eines verkommenen Colmarer Jünglings Theobald Nutzen, wie der hübsche kleine Dialog „Ein Warhafftige History von einem ungerathenen Sohn" zwischen W. und seinem Freund, dem Goldschmied Kaspar Hanschelo beweist. Die braven Leute sind freilich gar zu musterhafte Philister geworden und die pädagogischen Zwischenreden nehmen kein Ende. — Ganz bürgerlich gibt sich

der mit bedächtiger Schnelle durch drei Generationen wandelnde Roman „Von guten und bösen Nachbaurn", herzlich jenem Hanschelo gewidmet, dessen Handwerk darin eine große Rolle spielt. Die bösen Nachbarn, ein scheelsüchtiger Tuchscheerer und sein Bube, thun nur in der Exposition mit; der geplagte Robertus zieht von Antorf (Antwerpen) nach Portugal, und ein neues Leben beginnt. Den Alten weiß W. dann nicht recht unterzubringen; auch zeigt sich sein gewöhnliches Ungeschick der Composition in der Art, wie er erst die Liebesgeschichte der Eltern, dann die der Kinder darstellt, mit übertriebenen Effecten aus alten Romanen und neueren Novellen: Lasarus I. soll auf einem Sklavenschiff fortgeschleppt, der Musterlehrling Lasarus II. in Venedig ermordet werden, aber der Wirth tödtet aus Versehen den eigenen Sohn. Das Ganze, breit, confus, spießbürgerlich, wird endlich übers Knie gebrochen. Es hat mehr culturgeschichtlichen als künstlerischen Werth. Ein wackeres Lebensideal thut sich darin auf: daß zwei brave Familien in Freundschaft und Verwandtschaft miteinander hausen, Christi Obmann den Frieden bei sich wohnen haben, tüchtig arbeiten, ihre Kinder gut erziehen und daß auch das Gesinde an diesem Segen theilnimmt, der ungefähr umfaßt, was Luther's Katechismus unter „unserm täglichen Brote" versteht. Wickram's Romanstil will sich über die ganz natürliche Sprechart seiner Anekdotensammlung erheben, wie auch die Spuren des elsässischen Dialekts gedämpft sind und statt der kürzeren Sätze oder bequemen Anakoluthien längere, steifere Perioden gebaut werden. Doch schlägt das Volksthümliche durch, eine reine Naivetät läßt oft das Ungeschick vergessen, leise Ironie kleidet ihn gut. Er wird leicht schwülstig bei den obligaten Sonnenaufgängen und der Beschreibung weiblicher Schönheit. Die Behandlung des Erotischen ist überaus zurückhaltend, denn die „brinnende" Liebe weiß nichts von Küssen, sondern nur von schnörkelhaften Briefen und Reden. W. kann seinen Stoff nicht gliedern und verdichten, noch das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden und die Sache am gehörigen Ort einmal abthun. Vordeutend zerstört er jede Spannung. Wo er zwei Linien zieht, schließt er hergebrachter Weise immer mit einem „das bleib also" ab, um mit einem „nu wend wir hören" fortzufahren. Wo er kurz sein will, sagt er das erst weitläufig. Er beschreibt jede Mahlzeit, manchmal freilich in sittenschildernder oder warnender Absicht, die Spaziergänge zur „Dewung", das Zubettegehen, das gewiß ihm selbst liebe Schachspiel. Seine Personen sind sehr redselig und oft bloße Sprachrohre; auch zeigen die Monologe und Briefe einen genauen Schematismus. Ueberhaupt ist W. nicht sehr erfindungsreich, und genauere Forschung kann viele, doch nicht unerlaubte Nachahmungen und starkes Arbeiten mittelst der Analogie nachweisen. Solche Kinderkrankheiten mußten die junge Gattung treffen, der W. als ein einfacher tüchtiger Mann die Bahn hat brechen helfen.

Nur der Unterhaltung, soweit nicht ein Nebenrädchen der Polemik gegen die Mönche oder der derben Mahnung mitläuft, dient seine Schwanksammlung „Das Rollwagenbüchlin" vom Jahre 1555; seither oft aufgelegt, schon 1556 um zwölf neue Nummern (Exemplar der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek, vgl. vor der Hand das Centralblatt für Bibliothekswesen XI) und 1557 wiederum erweitert, schwerlich von W. selbst, für andere Facetienbücher (auch Hollands) benutzt, mehrfach von Hans Sachs verwerthet, in Frankfurt 1597 mit Frey's „Gartengesellschaft" als „anderm theil deß Rollwagens" (so schon 1565) und mit des Montanus „Wegkürtzer" als drittem zu einem Corpus ungleicher elsässischer Geschichtchen vereinigt, 1865 von Heinrich Kurz herausgegeben, eingeleitet und erläutert. Wenn Kirchhof 1562 im Vorwort zum „Wendunmuth" eifert gegen „etliche, ietzund new außgegangene büchlein, die nicht ein wenig vnzucht, geilheit vnd frechheit . . erwecken", so saßen solche

„leichtfertige vnd grobe seuwleute" allerdings im Elsaß, wo einst Brant den „neuen Heiligen" Grobianus gescholten hatte, nun aber Frey's Kleinepik im Sexuellen viel weiter ging als der nur ein Jahr früher ausgefahrene „Rollwagen"; doch wurden er und Montanus von Lindener und Schumann überboten. Was ein Poggio, ein Bebel elegant sagte, ward im Deutschen leicht gemeine Zote, schmutziger Kneipenwitz. W. selbst berichtet, daß nach der fünften Kanne St. Grobianus mit seinem Saitenspiel zum Schweinetrog laufe: „bald hebt man die Sewglocken zu leüten; dann kan niemants nit meer verderben: ye gröber, ye hüpscher, ye wüster, ye holtseliger". Obwohl nun die Anekdote, in deren Eingang das steht, übel riecht und auch sonst hie und da nach dem andern Geschmack und Anstandsgefühl der Zeit gewisse Naturalia erlaubt sind, ist Wickram's Sammlung eine der saubersten. Er hat sie einem befreundeten Wirth gewidmet, der immer einen Rollwagen (Stellwagen, Omnibus) zur Straßburger Messe laufen ließ, so daß dies Buch ungefähr das geben will, was man heute „Eisenbahnlectüre" nennt; und wie die Unterhaltung der Handlungsreisenden unterwegs oder am Gasttisch nicht immer gewählt ist, so war das Rollwagengespräch übel berufen. „Schampere vndt schandtliche wort", sagt W., verwies man „auff den Rollwagen oder ins Schiff"; er aber will auch mitfahrenden ehrbaren Weibern und züchtigen Jungfrauen Rechnung tragen, also nur erzählen und als Erzählstoff, nicht bloß „allen Kauffleüten so die Messen hin und wider brauchen", darbieten, was „menigklich Jungen vnd Alten sunder allen anstoß zu lesen vnd zu hören" sei. Das „ohrenzart Frauenzimmer" ließ sich, laut Fischart, „wol ettliche zotten" gefallen — und wie diskret hat doch W. die Posse vom Mönch, der dem Bauernmädchen einen Dorn auszieht, vorgetragen. Er erzählt manche wohlbekannte Anekdote, so von dem Advocaten, den sein Client schließlich auch mit einem „Blee" bezahlt, von dem alten Weib, das durch des Mönchs Stentorstimme so traurig an ihren gestorbenen Esel erinnert wird; er hat es gern mit dummen oder lüsternen Pfaffen und mit einfältigen Weibern zu thun, mischt aber auch eine grause Historia unter das Fatzwerk; er hält seine Ernten besonders im Elsaß, im Breisgau und in Schwaben, bringt manches Selbstgehörte und nennt nur einmal eine litterarische Quelle, nämlich des Erasmus Colloquia.

Von diesem frisch und frank zusammengelesenen Büchlein, „allein von guter kurtzweil wegen an tag geben, niemants zu vnderweysung noch leer", heben sich ernst die erbaulichen Reimwerke ab. Am 8. Januar 1551 beendete er eilfertig den ‚Dialogus . . das mechtig hauptlaster der trunckenheit", von seiner Winterreise durch den Schwarzwald anhebend, dann meistersingerisch in einen langen Traum oder „Poesey" überleitend, ein Gespräch zwischen dem „Irrgenger" und einem frommen „Bruder". Dieser geht mit einer schweren Menge biblischer und antiker Beispiele ins Zeug, jener gefällt uns besser, wenn er die Weinländer und den Träubelsaft preist. Hübsch ist die freundschaftliche Widmung, sehr fromm der Schluß mit dem üblichen Siegel „Darzu helff Gott, sein heilger Nam Wünschet von Hertzen Jörg Wickram". Dasselbe Thema (über dessen reiche Bearbeitung im 16. Jahrhundert Hauffen's Aufsatz, Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte II, 481 ff. zu vergleichen ist), unserm Dichter durch eigne Erfahrung, aber auch z. B. von L. Schertlin's „Künstlich Trincken" (1538, das er nun ausschreibt) her geläufig, erscheint in größerem Zusammenhang 1556 wieder: „Die siben Hauptlaster, sampt jren schönen früchten vnd eygenschafften . . . durch schöne alte Exempel vnd Historien angezeigt", für jedes Alter und beide Geschlechter, sonderlich für die Jugend; dem Colmarer Stättmeister Ruprecht Kriegelstein statt des gewünschten, aber unzugänglich gebliebenen „Ritters vom Turn" gewidmet und sehr bescheiden eingeleitet: auch ein morscher

Bildstock an der Straße diene als Wegweiser. Es ist rasch zusammengestoppelte langweilige Arbeit; von alten Schriftstellern sind besonders Plutarch und Josephus benutzt, von neuen Petrarca, Belege aus der Gegenwart selten. Viel höher steht das unmittelbar vorausgegangene, noch auf Scheit und Holzwart wirkende Gedicht „Der Irr Reittend Bilger", ein Spiegel für uns „armen madensäck vnd misthauffen", wie der kranke Verfasser drastisch sagt. Etwas Rundes, Geschlossenes zu geben war ihm versagt, aber gleich der Eingang folgt ergreifend der herrlichen Prosa des „Ackermanns von Böhmen". Dies Gespräch zwischen dem klagenden Wittwer und dem Tod, nach dem „Frau Stund" erscheint, wird leider von der Unterredung mit einem Freund abgelöst, der dem Pilger ohne jeden Anlaß lang und breit den Sündenfall und dergleichen mehr erzählt. Vorn und hinten giebt es wortreiche Beschreibungen von Gärten, Lusthäusern, Kunstwerken. Interessant ist die theils an den verlorenen Sohn, theils an den „Meier Helmbrecht" erinnernde novellistischere Geschichte eines Jünglings in der Fremde, dies unsern Dichter ja auch in den „Nachbaurn" so fesselnde Motiv. Aber der Hauptton liegt auf des alten Arnold Absicht, eine Pilgerfahrt zu thun; der lange Abschnitt, in dem ihn ein aufgeklärter Abt davon abbringt, ist das Streitbarste aus Wickram's Feder, denn höchst antipapistisch wird nach Art der Trias Romana Hutten's hergezählt was man in Rom finde, gegen den Reliquiencult die Gnadenlehre aufgepflanzt, die Völlerei auf der „Kirchweih-Kirchscheuh" kräftig gestriegelt, vorzüglich aber, nur nach Wickram's Art oder Unart allzu wortreich, eine Idylle eingeschoben. Arnold findet bei guten frommen Meiersleuten das Muster einer evangelischen Familie: die Bibel wird gemeinsam gelesen, die artigen Kinder beten und sagen den Katechismus auf, das Bäuerlein hat sich eine Bibliothek angeschafft und redet mit seinem Gast gar verständig über Fragen des Glaubens und der Kinderzucht. Diese Gegenstände lagen dem Verfasser wirklich am Herzen. Wenn wir endlich nach den schlechten Bildchen der Romane hier die lieben Leute so traulich auf einem reizenden Holzschnitt erblicken und bedenken, wie sehr vom 15. Jahrhundert an die Charakterisirungsfähigkeit in Illustrationen zunimmt und wie weit es darin die Stiche und Schnitte des 16. bringen, dann wird auch verwandten Vorgängen auf dichterischem Gebiete mehr als bisher nachzufragen sein. In einer solchen Geschichte des deutschen Sittenbildes darf Jörg Wickram von Colmar nicht fehlen.

Goedeke II, 458 ff. (vgl. zur Bibliographie Bolte, Alemannia XXII, S. 45 ff.). — Nach dem Büchlein Stöber's eröffnete die kritische Forschung, abgesehen von H. Kurzens oben erwähntem Neudruck, W. Scherer im 21. Hefte der „Quellen und Forschungen", 1877. — E. Schmidt, Archiv für Litteraturgeschichte VIII, 317 ff. — Wichtige Aufschlüsse über Wickram's Leben gab E. Waldner, Zeitschr. für Geschichte des Oberrheins, N. F., VII, 320 ff. — Eine Monographie plant der Unterzeichnete. Erich Schmidt.

Wicquefort: Joachim von W. (Vicquefort, Vicofortius, à Wickefort) entstammte einer reichen und angesehenen Kaufmannsfamilie zu Amsterdam und wurde geboren um das Jahr 1600. Sein Vater Kaspar starb in hohem Alter als Siebziger 1634. Als Brüder Joachim's werden genannt: 1) Abraham (Adam?), bekannter Diplomat und langjähriger Unterhändler Kurbrandenburgs am französischen Hofe, sowie Schriftsteller von Ruf, ferner 2) Kaspar, 3) Samuel; außerdem hatte er mehrere Schwestern, von denen eine Elisabeth hieß. Joachim's Gemahlin hieß Anna, in ihren Freundeskreisen wird sie Pallas genannt; die Ehe war, wie es scheint, kinderlos. Er stand in verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Familie Wesenbeck, welcher mehrere bekannte Rechtsgelehrte angehörten, sowie zu dem berühmten Führer aus dem dreißigjährigen Krieg, Reinhold v. Rosen. Im September 1642 lag W. lebensgefährlich an einer mit Schwellung und

Pusteln verbundenen fieberhaften Krankheit nieder, welche jedoch der Kunst seines Arztes Rumpf innerhalb einiger Wochen wich; wie es scheint, hatte er damals die schwarzen Blattern. W. zeichnete sich durch ein ernstes wissenschaftliches Streben, wie durch eine gute Kenntniß der lateinischen und griechischen Schriftsteller aus; zahlreiche, in seine Briefe eingestreute Citate und Anspielungen auf Stellen der alten classischen Autoren, Homer, Horaz, Virgil, Martial, Plinius u. s. w. bezeugen seine große Belesenheit in dieser Hinsicht. Mit dem Philosophen Kaspar Barlaeus, zuletzt Professor der Logik am Gymnasium zu Amsterdam, stand W. in lebhaftem Briefwechsel, der bis wenige Tage vor dem am 14. Januar 1648 erfolgten Tode des Barlaeus fortgesetzt wurde; der letzte Brief an den Freund ist aus dem Haag vom 20. December 1647 datirt. Die in fließendem, elegantem Latein geschriebenen Briefe (1633—1647) sind im Druck erschienen und bilden für gewisse Perioden des dreißigjährigen Krieges eine recht interessante Quelle; abgesehen von mancher Ueberschwänglichkeit im Ausdruck der Zuneigung dem Freunde gegenüber, wie sie im Geiste jener Zeit lag, spricht sich in ihnen ein warmes Gefühl aus für die allgemeine Noth, unter der gegen Ende des großen Krieges Deutschland und seine Nachbarländer seufzten (bella ô bella, horrida bella!).

W. war Ritter des St. Michaelordens und Rath der Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen-Kassel, welche nach dem Tode Wilhelm V. (1637) für ihren minderjährigen Sohn die Regentschaft führte, der ihr hessisches Vaterland die Rettung vom Untergang und die Wiederherstellung seines früheren Ansehens im Deutschen Reich verdankt. Als eifriger Lutheraner stellte Joachim seine Kräfte in den Dienst der evangelischen Sache und führte längere Zeit die Geschäfte im Haag wie an den anderen Höfen für Amalie; er war infolge dessen sehr oft auf Reisen, so sind seine Briefe datirt von Leiden, Haag, Basel, Paris, Hamburg, Dorsten i. Westf. u. s. w., während seine Familie zu Amsterdam zurückblieb. Besondere Thätigkeit entfaltete W. bei den Verhandlungen, welche eine Annäherung des Herzogs Bernhard von Weimar an Hessen-Kassel zum Ziele hatten; Bernhard unterhandelte mit Amalie über ein sächsisch-hessisches Bündniß nach Art der alten Erbvereinigung und einer Truppenvereinigung, wie sie schon Oxenstierna gleich nach dem Tode Landgraf Wilhelm V. angerathen. Zur Ueberbringung seiner geheimen Aufträge bediente er sich nun Wicquefort's, welcher endlich im Anfang des Jahres 1639 sich nach Dorsten, dem damaligen Hoflager der Landgräfin und ihres Oberbefehlshabers Melander, begab und von hier aus am 24. Mai seine Aufnahme und den Stand der hessischen Angelegenheit meldete. Den Faden dieser Unterhandlungen zerriß zum großen Nachtheil der evangelischen Sache der Tod Bernhard's (8. Juli 1639). Das Verhältniß Bernhard's zur Landgräfin selbst und zu einer damals projectirten dritten deutschen Partei ist öfters Gegenstand der Forschung gewesen, man hat von einem Heirathsproject zwischen Amalie und Bernhard gesprochen, doch beruht diese Vermuthung offenbar auf einem Mißverständniß, keine hessische Nachricht weiß etwas von einem solchen Plan. Was aber der Herzog von Weimar selbst über die Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit einer dritten gegen die mächtigen Bundesgenossen des Auslandes gerichteten Partei dachte, geht aus einem von Rommel aufgefundenen Schreiben Bernhard's an Joachim hervor: Bernhard war ein entschiedener Gegner dieses Projects. Er schreibt von Rheinfelden d. d. 1. Juni 1639, kurz vor seiner Abreise nach Pontarlier zur Unterhandlung mit Guebriant, an W. u. a.: „Und daß ich von dieser letzten Materie (wie eine dritte Partey zu machen) weitläufftiger rede, so ist es unserm verderbten Vatterlandt gar wenig dienlich; in Betrachtung, eine neue Verbundnüs, eine dritte Partey, ein neuer und dritter

Krieg ist.“ Das Wappen der Familie zeigte oben in Blau einen goldenen Löwen mit rothen Klauen, unten in Gold neun grüne Kleeblätter.

Niceron, Mémoir. T. 38. p. 91, 97. Paris (Briasson) 1737. — Joach. Vicofortii Epistolae ad Casp. Barlaeum. Amsterdam (Gallet) 1696. (Franzöf. Utrecht [Broedelet] 1712). — Rommel, Gesch. v. Hessen VIII, 537 ff. Cassel 1848; Ders. in Ztschr. f. hess. Gesch. III, 269 ff. — Gr. Univ.-Lex. LV, 1746 f., Sp. 1736. Leipzig u. Halle (Zedler). — Rietstap, Armorial général. T. II p. 1084. Gouda (van Goor-Zonen) 1887. Wilhelm Christian Lange.

Widder: Joh. Goswin W., pfälzischer Historiker, geboren zu Dürkheim in der Pfalz anfangs Januar 1734, † in Mannheim am 26. December 1800, hat sich besonders durch seinen in vier Bänden von 1786 bis 1788 in Frankfurt und Leipzig erschienenen trefflichen und noch heute unentbehrlichen „Versuch einer vollständigen Geographisch-Historischen Beschreibung der kurfürstlichen Pfalz am Rheine“ bekannt gemacht. Seine äußeren Lebensumstände sind wenig bekannt. Er stammte von dem 1572 in die Pfalz eingewanderten französischen Hugenotten Charles Belier, welcher 1592 in Heidelberg das bekannte jetzige Gasthaus zum Ritter erbaute, dessen Familie aber später zur katholischen Kirche übertrat (vgl. Vierordt, Gesch. der ev. Kirche in Baden II, 333). Widder's Vater, Joh. Daniel W., war Schaffner des Klosters Limburg und starb schon am 4. August 1742 auf der Saline Schönfeld bei Dürkheim. 1760 finden wir W. als Secretär an der kurfürstlichen Porzellanfabrik in Frankenthal, 1776 als Hofkammerrath zu Wachenheim a. H. Die Studien zu seinem Geschichtswerke, vor dessen Abschluß er an die Ortsbehörden zahlreiche Fragebogen zur Beantwortung aussandte, scheint er schon vor 1776 begonnen zu haben. 1786 war er kurfürstlicher Geheimsecretär und wirklicher Regierungsrath in München und erhielt am 9. April 1786, wohl in Anerkennung seiner Verdienste um die pfälzische Geschichtschreibung, für seine drei Söhne Karl Anton, Heinrich Joseph und Gabriel Bernhard von Kurfürst Karl Theodor die Anwartschaft auf das Amt eines Stadtschultheißen in Neustadt a. H. 1790 wurde W. zum kurpfälzischen Geheimrath und Kammerdirector in Mannheim befördert und bekleidete dieses Amt bis zu seinem Tode. Seine werthvolle Münzsammlung wurde von 1796 an für das Münchener Münzcabinet angekauft. Dort findet sich auch ein von W. abgefaßter handschriftlicher „Katalog aller existirenden Münzen und Medaillen des Gesammthauses Wittelsbach“ in zwei Bänden. Auf einer Verwechselung mit dem Subbibliothekar der Universität Ingolstadt M. J. v. Widmer beruht die mehrfach gegebene Notiz, W. sei der Verfasser der Schrift: „Domus Wittelsbachensis numismatica“. Doch hat er dieses Werk 1784 u. 85 fortgesetzt. Außerdem veröffentlichte er noch 1778 in den Rheinischen Beiträgen eine „Abhandlung von den Stalboheln“. Die Nachricht, daß die in Neustadt a. H. wohnende Familie Witter von W. abstamme, beruht auf einem Irrthum.

Pfälzisches Memorabile VII, 113 f. — Grünenwald im pfälz. Museum, Jahrg. 13, Nr. 5. — Kirchenbücher der ehemaligen katholischen Pfarrei Pfeffingen bei Dürkheim, nach denen W. am 6. Januar 1734 getauft wurde. — Weitere biographische Notizen über W. befinden sich nach einer Mittheilung des Herrn Prof. Riggauer in dem Ankaufsact seiner Münzsammlung in dem kgl. Münzkabinet in München. Ney.

Widebram: Friedrich W., reformirter Schulmann, lateinischer Dichter und Theologe, geboren am 4. Juli 1532 zu Pößneck im Vogtlande, † am 2. Mai 1585 zu Heidelberg. Als Student war in Wittenberg Melanchthon, dessen Gunst er sich erfreute, sein Hauptlehrer. Im Jahre 1557 ward er Rector der Zerbster Schule und zwei Jahre später kam er in derselben Eigenschaft nach Eisenach. Wegen seiner Tüchtigkeit berief man ihn 1563 zum Professor der

Beredsamkeit und Dialektik nach Jena, von wo er sechs Jahre nachher nach Wittenberg vocirt wurde. Hier wurde er nach dem Tode des Pastors Paul Eber 1570 dessen Nachfolger und kurz nachher mit der Würde eines Doctors der Theologie geschmückt. Durch die Abfassung des Dresdener Consensus, worin die melanchthonische Abendmahlslehre offen dargelegt wurde, sah sich der sogenannte Philippismus oder Kryptocalvinismus bereits als siegende Partei im Lande an. Auch W. wurde durch solchen Consensus für dieselbe gewonnen. Als nun Kurfürst August auf dem Convente zu Torgau 1574 den anwesenden Wittenberger Theologen, den Professoren Caspar Cruciger, Christoph Pezel, Heinrich Moller und W. die daselbst aufgestellten strenglutherischen Artikel inbetreff des Abendmahles zur Unterschrift vorlegen ließ, verweigerten sie solche und beriefen sich auf das Corpus Doctrinae Melanchthon's und die Dresdener Artikel. Hierauf wurden sie in das Zimmer eines Torgauer Bürgers eingesperrt. Auch am folgenden Tage beharrten sie, trotz verschiedener Drohungen, einmüthig bei ihrer Ueberzeugung. Unter militärischer Bedeckung nach Leipzig geschleppt, verwahrte man sie vierzehn Tage auf der Pleißenburg. Ihre Inquisitoren, verlegen, was mit ihnen anzufangen, ließen sie endlich die Torgauer Artikel mit Wahrung ihrer melanchthonischen Ueberzeugung unterzeichnen. Hierauf wurde ihnen Hausarrest in Wittenberg ertheilt. Nach dreijähriger Haft und Ausstellung eines Reverses wurden sie dann des Landes verwiesen. Alle vier wendeten sich nunmehr nach Nassau-Katzenelnbogen, wo Graf Johann der Aeltere, der Bruder Wilhelm's von Oranien, welcher, aus dem milden Lutherthum Melanchthon's zum Calvinismus durchgedrungen, eben im Begriffe stand, letzterem seine Grafschaft zuzuführen. Bereitwilligst nahm er unsere vier Exulanten auf, von denen W. im Herbst 1577 von Noviomagus (s. A. D. B. XXIV, 47) als Inspector und Pastor zu Dietz eingeführt wurde. Unter manchen Schwierigkeiten führte W. die reformirte Lehre in Nassau-Dietz ein, legte überall Schulen an und setzte Presbyterien und Prediger-Convente oder Synoden ein, nachdem er alle noch vorhandenen papistischen Ueberreste aus den Kirchen hatte entfernen lassen. Im J. 1579 reiste er mit Pezel, der zu Herborn Inspector geworden war, nach Bremen, um dortige Streitigkeiten unter den Pastoren zu schlichten. In der Grafschaft Solms-Braunfels führte er, von seinem Landesherrn dazu auf längere Zeit beurlaubt, ebenfalls das reformirte Bekenntniß ein. Im Frühjahre 1584 hielt der pfälzische Kirchenrath bei dem nassauischen Grafen um W. an, denn zur Wiedereinführung des reformirten Kirchenwesens in der Kurpfalz nach dem Tode des lutherischen Kurfürsten Ludwig VI. sah er sich nach tüchtigen reformirten Theologen um. Als der Graf W. nicht ziehen lassen wollte, bat dessen Schwager, Pfalzgraf Johann Casimir selbst um ihn. In Heidelberg wurde W. Mitglied des Kirchenrathes. Leider war seine Wirksamkeit daselbst von kurzer Dauer. Schon nach wenigen Monaten nahm ihn der Tod hinweg. Seine Gebeine wurden in der Peterskirche beigesetzt.

Seine Werke erschienen 1601 in Heidelberg, seine „poemata sacra“ gesondert. Mehrere seiner Poesien finden sich auch in „Casp. Dornavii Amphitheatrum Sap. Socrat. Joco-Seriae“. Tom. I. Hannov. 1619. In den Jahren seiner Wittenberger Haft verfertigte er eine metrische lateinische Uebersetzung der Psalmen, welche er dem Herrn Christo widmete. Der berühmte Hieronymus Zanchius zu Neustadt an der Haardt hat sich über dieselbe in einem Schreiben an W. sehr anerkennend geäußert: „Ich habe vieler und berühmter Autoren elegant geschriebene Psalterien gelesen, aber deine Reinheit und Schlichtheit der Sprache, verbunden mit der so großen Schönheit derselben, die den Sinn David's stets deutlich und kurz ausdrückt, hat mich am meisten erfrischt.“

Joh. Jac. Grynaeus, oratio de vita et morte Fr. Widebrami. Heidelb.

1585. — M. Adami, vitae Germ. Theolog. — H. Heppe, Gesch. d. deutschen Protest. II. — F. W. Cuno, Johann der Aeltere von Nassau-Dillenburg. — J. H. Steubing, Biogr. Nachr. aus dem 16. Jahrh. — Ders., Topographie der Stadt und Grafschaft Dietz. — A. G. Schmidt, Anhalt'sches Schriftsteller-Lexicon ꝛc. Cuno.

Widemer, amalischer Ostgotenkönig (v. J. 440—475? jedenfalls bis 474), Sohn Wandalar's, Bruder Walamer's (a. 440—470) und Theodemer's (440—475), s. diese; unter dem älteren Bruder Walamer als Oberkönig herrschte W. wie Theodemer über einen Gau oder einige Gaue des Volkes am schwarzen Meer. Jordanis rühmt die schöne Eintracht der drei Brüder, im Gegensatz zu der thörichten Zwietracht der Söhne Attila's; von deren Oberherrschaft reißen sich die Ostgoten los (a. 453), räumen aber die bisherigen Sitze, in welche die ostwärts weichenden Hunnen einfluthen, sie erhalten von den Römern unter Anerkennung der kaiserlichen Ueberordnung Land in Pannonien, wo nun jedesfalls, wenn nicht schon früher, eine räumliche Theilung der Herrschaft der drei Brüder eintrat. Walamer waltete zwischen Saritza (nach Anderen Leitha) und Raab, Theodemer am See Pelsodis (Platten-See? Neusiedler-See?), W. in der Mitte zwischen beiden. Als Walamer in der Schlacht gegen die Skiren gefallen, folgt ihm als Oberkönig Theodemer (Theoderich's des Großen Vater), dem W. als Unterkönig gehorsamt, z. B. dem Herrbannrufe folgt. Als sich aber, offenbar wegen Nahrungsmangels, die gotischen Gaue trennten, Theodemer das byzantinische, W. das weströmische Reich anzugreifen aufbrachen — widersprechend läßt die nämliche Quelle hierüber das Loos **und** die Erwägung der geringeren Macht Widemer's im Vergleich mit der Theodemer's entscheiden — trat W. ohne weitere Unterordnung als Allein-König an die Spitze seiner Schaaren (a. 474). Dem weströmischen Kaiser Glycerius gelang es, durch Geschenke den Italien bedrohenden Zug Widemer's nach Gallien abzulenken, wo diese ostgotischen Haufen mit den dort herrschenden Westgoten verschmolzen, ohne ein selbständiges Theilreich zu bilden.

Quellen und Litteratur s. unter Theodemer und Walamer. Dahn.

Widenast: Johannes W. (Vydenast), ein Deutscher in Perugia, dessen Name mit einigen der dortigen Erstlingsdrucke verknüpft erscheint und der von vielen Bibliographen, auch von den neuesten noch, für den Prototypographen dieser Stadt gehalten wird. Letzteres ist aber unrichtig. Von dem Patricier Braccio Baglioni berufen kamen schon 1471 zwei Deutsche, Peter von Köln und Johann von Bamberg, beide bisher unbekannt, nach Perugia und druckten in des Genannten Haus (bis 1475) mehrere Werke, die man bis jetzt mit Unrecht als Erzeugnisse von Widenast's Presse betrachtet hat. Dann erscheint ein bisher gleichfalls unbekannt gewesener Johann von Augsburg, der Breviere druckt, und weiterhin Heinrich Clayn von Ulm mit seiner bekannten Editio princeps des Digestum vetus (1476). In dem Vorwort dieses Druckes nun wird zum ersten Mal J. W. „Sicamber“ erwähnt als derjenige, der im Verein mit dem deutschen Gelehrten (? „scolasticus“) Jakob Languenbeke, einem Sachsen, die Kosten der Herstellung bestritten habe. Kurze Zeit darauf finden wir W. als Arbeitgeber mehrerer deutscher Drucker, eines Stephan von Mainz, Johann Ambracht, Crafsto u. A., die vorher in Foligno gearbeitet hatten und von da wol durch W. herberufen worden waren. Mit ihrer Hülfe druckte er des Corneo Lectura in sextum Codicis, ein Werk, dessen Schlußschrift eben ihn als Drucker nennt. Wenn er hier und sonst zugleich als Pedell der Universität erscheint, so ist dies wol nicht mit Vermiglioli dahin zu deuten, daß ihm um seiner Verdienste als Drucker willen jenes damals gesuchte Amt übertragen worden sei; vielmehr umgekehrt als Pedell fing er an,

sich mit dem Bücherdruck zu befassen, sichtlich aus Speculation und vielleicht ohne auch nur selbst die Kunst zu erlernen. Streitigkeiten, in die er mit seinen Gehülfen, insbesondere mit Stephan von Mainz, der ihn verklagte, gerieth, noch mehr aber wol die 1477 in Perugia wüthende Pest machten dem Unternehmen ein Ende und damit verschwindet auch W. aus der Geschichte des Buchdrucks. Ueber seine persönlichen Verhältnisse ist nur noch zu sagen, daß die oben angeführte Bezeichnung als Sicamber auf die Rheinlande als seine Heimath weist.

Vgl. Vermiglioli, Principj della stampa in Perugia. Perugia 1820. — Bonazzi, Storia di Perugia. Vol. I, Perugia 1875, p. 755—758. — Claudin, Origines de l'imprimerie à Albi en Languedoc etc. Paris 1880, p. 51 sq. — Hain, Repert. bibliogr. (m. Burger's Register). K. Steiff.

Widenhofer: Franz Xaver W., katholischer Theologe, geboren zu Fulda am 13. April 1708, † zu Würzburg am 11. Februar 1755. Am 12. Juli 1729 in den Jesuitenorden eingetreten, absolvirte er in Rom die theologischen Studien und studirte zugleich die orientalischen Sprachen. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er in Würzburg zuerst Professor der Philosophie, trat aber (nach 1740) in die theologische Facultät über, an welcher er zuerst polemische Theologie, dann alttestamentliche Exegese und Hebräisch lehrte. 1748 gab er seinen Lehrstuhl auf, übernahm ihn aber schon im folgenden Jahre wieder, nachdem er am 20. Mai 1749 zum Doctor der Theologie promovirt worden war, und bekleidete ihn bis zu seinem Tode. — In der Zeit seiner philosophischen Lehrthätigkeit verfaßte er außer einigen kleineren Abhandlungen einen Abriß der Logik: „Ars recte cogitandi, sive Logica Aristotelicae philosophiae pars prima" (Wirceburgi 1741). Seine litterarische Hauptthätigkeit liegt aber auf dem Gebiete der alttestamentlichen Wissenschaft. Zur Beförderung der exegetischen Studien verfaßte er zunächst eine kurze hebräische Grammatik, einen praktischen und seiner Zeit sehr geschätzten, wenn auch nach heutigen Begriffen etwas dürftigen Grundriß zur ersten Einführung in die Kenntniß der Sprache: „Rudimenta hebraica paucis ad linguam sacram facile addiscendam praeceptionibus comprehensa; plurimis et utilissimis ad tuendam fidem orthodoxam, ad heterodoxorum bibliorum corruptelas e textu originali confutandas exercitationibus illustrata, brevi lexico . . . aucta" (Wirceburgi 1747, 2. Aufl. 1770). Die Exercitationes, der umfangreichste mittlere Theil des Schriftchens zwischen Grammatik und Wörterverzeichniß, stellen zugleich einen Abriß der alttestamentlichen Theologie dar, eine Zusammenstellung der wichtigsten Belegstellen nach der Ordnung des Katechismus, wie seinen exegetischen Studien immer eine dogmatische Tendenz zu Grunde liegt. Unter einer Reihe kleinerer akademischer Abhandlungen, die er in den nächsten Jahren veröffentlichte, sind als die bemerkenswerthesten die beiden gegen den Tübinger Kanzler Chr. Matth. Pfaff gerichteten Schriften zu nennen: „Sanctissimum Missae sacrificium a Malachia c. I, v. 11 praedictum" (Wirceburgi 1750, in deutscher Uebersetzung: Das heiligste Meß-Opffer . . ., Wirtzburg 1751); und „Sacrificium incruentum Jesu Christi sacerdotis in aeternum secundum ordinem Melchisedech a Davide Psalmo 109 (Hebr. 110) v. 4 praedictum" (Wirceburgi 1751, in deutscher Uebersetzung: Das unblutige Opffer Jesu Christi . . ., Wirtzburg 1752). Sein Hauptwerk ist: „Sacrae Scripturae dogmatice et polemice explicatae Pars prima sive Testamentum Vetus" (2 Bde., Augsburg u. Würzburg 1749 bis 53; 2. Aufl. 1755; neue Titelausgabe 1803). Das umfangreiche Werk behandelt nach der Reihenfolge der alttestamentlichen Bücher die dogmatisch wichtigen Stellen derselben nach dem hebräischen Text, mit besonderer Betonung der polemischen Gesichtspunkte gegenüber der protestantischen Dogmatik und Exegese. Die 2. Auflage ist vermehrt durch einen ausführlichen dogma-

tischen Index, der das Material nach dem dogmatischen System zusammenordnet, eine ausführliche chronologisch-historische Tabelle und eine Zusammenstellung über die Münzen und Maaße der Hebräer. W. verfaßte auch eine Bearbeitung des kleineren Katechismus des Canisius: „V. P. Petri Canisii Catechismus minor, nunc in gratiam studiosae iuventutis ex eiusdem V. Patris majore opere catechistico sacris sententiis atque exemplis auctus“ (Würzburg 1750, Köln 1777 und öfter); eine deutsche Uebersetzung desselben: Auszug Christlicher Lehre, wie solchen vormals der ehrwürdige Mann Petrus Canisius herausgegeben (Augsburg 1769, mit dem Lateinischen zusammen Augsburg 1796 und öfter; eine französische Uebersetzung erschien noch 1838 zu Freiburg in der Schweiz); ferner auf Grundlage des Canisius einen „Catholischen Catechismus“ für die Volksschulen (Würzburg 1752 und oft von neuem gedruckt), der bis 1823 im Bisthum Würzburg als Diöcesankatechismus im Gebrauch war. — W. hat sich als Begründer der wissenschaftlichen alttestamentlichen Studien an der Universität Würzburg ein unbestreitbares und bleibendes Verdienst erworben. Aus seiner Schule gingen eine Anzahl von Theologen hervor, die auf dem Gebiete der alttestamentlichen Wissenschaft in seinem Geiste weiter arbeiteten, wie sein nächster Nachfolger Nik. Zillich.

Ant. Ruland, Series et vitae professorum SS. Theologiae, qui Wirceburgi docuerunt (1835), p. 131—137. — De Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus, IIIe série (1856), p. 760—762. — Chr. Bönicke, Grundr. e. Gesch. d. Univ. Würzburg, 2. Thl. (1788), S. 127—129. — K. Werner, Gesch. d. kath. Theol. (1866), S. 136 f. — F. X. v. Wegele, Gesch. d. Universität Würzburg, Bd. I (1882), S. 441. — H. Hurter, Nomenclator, T. II (ed. 2. 1893), p. 1373—1376. Lauchert.

Widenman(nin): Barbara W., geboren 1695 ?, † ?, ist die Verfasserin einer „Kurzen Anweisung christlicher Hebammen“, welche in erster Auflage 1738 erschien und in zweiter Ausgabe 1751 (bei J. J. Lotter's sel. Erben). In der Einleitung zu dieser für die damalige Zeit trefflichen Anweisung, welche dem wohllöblichen Bauamt der freien Reichsstadt Augsburg, ihrer vorgesetzten Behörde gewidmet ist, erwähnt die Verfasserin, daß sie früher auf dem Lande prakticirt habe und seit dem 29. Januar 1729 zur freien Praxis in Augsburg berechtigt und einige Jahre später als eine Führerin der dortigen Hebammen ernannt worden sei. Weiter erzählt sie in der Vorrede an ihre Berufsschwestern, daß sie von ihrem Manne, dem Augsburger Augen-, Schnitt- und Wundarzt, „alle notwendige und so viel Wissenschaft erlanget, welche von einer Christlichen gewissenhaften, vernünftigen, erfahrenen, wohlgeübten Hebamme immer mögen erfordert werden“. Sie scheint etwa 1719 in die Praxis eingetreten zu sein, denn 1738 spricht sie davon, daß sie in ihrer 19jährigen Praxis bereits mehr als 1800 Schwangern in Kindesnöthen beigestanden habe. Auch bemerkt sie, daß sie eine Mutter sei, „die in 21 Jahren 15 Kinder von einem Vater, ihrem lieben Ehemann, frisch und gesund zur Welt geboren habe“. Ihr Mann hat ihre Erfahrungen in der Geburtshülfe zu Papier gebracht, wie sie selber angibt (Vorrede Blatt 2) und wie auch aus einer Reihe lateinischer Ausdrücke zu entnehmen ist, die in dem Werkchen vorkommen. Uebrigens ist sie sehr belesen, denn sie citirt wiederholt Deventer's Werk, ferner die Schriften von Friedrich Hoffmann und bei einer Empfehlung schmerzstillender Pillen mit Mohnsaft sagt sie „wollten mir aber einige widrig gesinnete einwenden, daß dergleichen Sachen über den Weiberstand hinauslauffe: So haben sie Gedult und vernehmen was der alte redliche und gelehrte Hippocrates seinen Schülern befiehlt und einschärfet; und welches auch der aufrichtig-gelehrte und hochbelobte Herr Doctor Friedrich Hoffmann in seiner öffentlich gehaltenen Physical- und medicinischen

Abhandlung von Haußmitteln nachdrücklich bekräftiget; naemlich daß die Medici denen Frauen Glauben beymessen sollen in solchen Dingen, die bei der Geburt und andern weiblichen Zufällen vorfallen; Ja der sonst hochtrabende Galenus selbsten hat sich nicht geschämet, hierinnen von vernünftigen und erfahrenen Frauen zu lernen". Außerdem redet sie ihren Berufsschwestern ernstlich zu, etwas Tüchtiges zu lernen und betont wiederholt, daß die Ursachen schwerer Geburten nicht bloß an der Kreißenden und dem Kinde, sondern namentlich oft an der Unwissenheit der Hebammen lägen. Sehr anerkennenswerth ist ihr Urtheil über die Verwerflichkeit der sogenannten wehentreibenden Mittel. Zwanzig Abbildungen sind dem Werke beigegeben, darunter die eines Geburtsstuhles, von dem sie ausdrücklich erwähnt, daß er zwar von ihr am tauglichsten befunden, aber gleichwol sehr verbesserungsfähig sei und „daß eine kreißende Frau ebenso glücklich ohne Kreißstuhl als mit oder in demselben entbunden werden könne". Man sieht Frau Barbara war eine sehr erfahrene, energische und für die damalige Zeit vorurtheilsfreie Person. F. v. Winckel.

Wider: Philipp Ehrenreich W. (Wieder), evangelischer Theologe, † 1684. W. wurde geboren zu Köpach in Oesterreich, studirte zu Altorf und Straßburg und erhielt 1647 eine Anstellung als Conrector am Gymnasium zu Regensburg. 1649 wurde er Prediger daselbst, danach Beisitzer des Consistoriums und Senior des geistlichen Ministeriums. Er starb am 13. August 1684 im 61. Jahre seines Alters.

Die Schriften Wider's liegen auf homiletischem Gebiete. Er verfaßte: „Evangelische Reise- und Sprüchwörter-Postill" (Nürnberg 1673, 1700, 1716); „Evangelische Sinnbilder auf die Sonn- und Festtags-Evangelia" (Regensb. 1662, 1671 u. ö.); „Evangelisches Kirchen-Jahr" (Frkf. 1660); „Evangelische Leichen-Postille über die Sonn- und Festtage", mit Anhang (Nürnb. 1684); „Evangelische Jesus-Schule" (Nürnb. 1699); „Evangelische Herz- und Bilder-Postille" (Nürnb. 1654, 1705); „Evangelische Creutz- und Trost-Schule" (Nürnb. 1667); „Memoriale mortis, Evangelische Sterbe-Gedächtnis" (Nürnb. 1660, 1685, 1698); „Evangelische Schatzkammer, worin der Kern der Sonn- und Festtags-Evangelien deutlich und erbaulich erläutert wird" (Nürnb. 1715); „Evangelische Leichen- und Todtenschule" (Nürnb. 1684); „Evangel. Kranken- und Sterbe-Postill" (Nürnb. 1735). Jöcher citirt noch „Tiresiam monachiensem oder erbärmliche Blindheit Peter Andreä von St. Theresia, Carmeliters".

Vgl. D. Rambach's Vorrede zu Wieder's Evangelischer Kranken- und Sterbe-Postill. Nürnb. 1735, auf den biographischen Nachrichten daselbst ruht der Artikel über Wieder in (Zedler's) Universallexicon Bd. 53, Sp. 1901 ff. — Jöcher IV, Sp. 1948. Paul Tschackert.

Widerad, Abt zu Fulda 1060—75. Er war Mönch in Fulda und erlangte nach Erhebung Siegfried's, seines Vorgängers und Verwandten — beide gehörten vielleicht demselben Geschlechte an wie die späteren Herren von Eppenstein — zum Erzbischof von Mainz die Abtswürde. Unter ihm hatte das Stift Conflicte mannichfachster Art durchzumachen. Zu höchst ärgerlichen Vorfällen führte ein Streit mit dem Bischof Hezilo von Hildesheim. Auf einer Versammlung zu Goslar zu Weihnachten 1061 oder 1062, über deren Charakter und Zeit nicht zu vereinigende Angaben vorliegen, beanspruchte W. nach dem angeblich alten Rechte seiner Kirche den Ehrensitz neben dem Mainzer Erzbischofe, den Hezilo, in dessen Diöcese Goslar gelegen war, für sich in Anspruch nahm. Der daraus sich entspinnende Streit zwischen dem beiderseitigen Gefolge wurde für den Augenblick, wie es scheint, zu Gunsten des Abtes beigelegt. Aus Anlaß dieses Vorfalles richtete W. an den ihm befreundet gewesenen Hezilo einen uns erhaltenen Klagebrief, der von seiner Belesenheit im Cicero Kunde gibt. Der kaum

beschwichtigte Streit kam zu Pfingsten 1063 in Gegenwart des Königs in der Kirche St. Simon und Judä zu Goslar zu einem neuen höchst blutigen Ausbruch, der wegen der Aergerniß erregenden Begleitumstände lange im Gedächtniß der Menschen haften blieb und von der Sage wunderlich umgestaltet wurde. Mit Mühe konnte W., dem die Hauptschuld beigemessen wurde, durch große Geldopfer sich loskaufen. Bei seiner Rückkehr nach Fulda trat ihm eine Revolte seiner Mönche entgegen, die ihm schon früher aufsässig waren, weil er die Stiftsgüter in übermäßiger Weise als Lehen verausgabte, eine Revolte, die nur mit Hülfe kaiserlicher Bevollmächtigten niedergeschlagen werden konnte.

Sowol Siegfried von Mainz wie Bischof Adalbero von Würzburg suchten ihre Rechte und Besitzungen auf Kosten Fuldas auszudehnen, letzterer erhob außerdem den Vorwurf gegen W., er habe sich die Weihe durch den Papst auf simonistischem Wege erkauft und sei deswegen später gebannt worden. Nach vielfacher Drangsalirung wußte sich W. bei Papst Alexander II. die Zurückweisung jener Anklage, Bestätigung der Privilegien des Stiftes und abmahnende Breven an seine Widersacher zu erwirken. Am meisten zu schaffen machte W. der Anspruch des Mainzers auf die thüringischen Zehnten, durch die Fulda wegen seiner bedeutenden thüringischen Besitzungen neben Hersfeld in erster Reihe betroffen wurde. Nachdem 1069 durch Vermittlung des Königs zu Mühlhausen ein uns leider nur in entstelltem Wortlaut erhaltener Vergleich geschlossen war, erreichte es Siegfried mit Hülfe des Königs 1073 auf dem Tage zu Erfurt, daß ihm die Hälfte sämmtlicher thüringischen Zehnten des Stiftes zugesprochen wurde.

Bei Ausbruch des sächsischen Aufstandes soll sich W. anfangs neutral verhalten haben. Als aber im Juni 1075 sich das königliche Heer bei Breidingen versammelte, ließ sich auch W., der von Jugend an auf einem Fuße lahmte und seit Jahren des Gebrauchs seiner Glieder völlig beraubt war, dorthin fahren. Dort aber traf ihn ein Schlaganfall, der ihn der Sprache beraubte und ihn zwang in sein Kloster zurückzukehren, wo er am 16. Juli starb. Unter ihm hatten Reichthum und Machtstellung Fuldas erhebliche Einbußen erlitten.

Widerad's Leben erzählt Schannat in seiner Historia Fuldensis, S. 148 bis 154, hauptsächlich dem Berichte des Lambert von Hersfeld folgend nebst eigenen durch nichts beglaubigten Zuthaten. Wie Lambert's Glaubwürdigkeit überhaupt zweifelhaft geworden ist, so sind auch die Stellen über W. und namentlich den Zehntenstreit von diesem Schicksal nicht verschont geblieben. Man vergleiche außer der trefflichen immer noch mit Nutzen zu lesenden Dissertation von Ausfeld: Lambert von Hersfeld und der Zehntstreit ꝛc., Marburg 1879, die Dissertation von Max Hermann: Siegfried I., Erzbischof von Mainz, Jena 1889, und besonders die Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich IV. und V. von Meyer von Knonau, Bd. I u. II.

Walther Ribbeck.

Widman(n), Gelehrtenfamilie in württembergisch Franken, lange in der Reichsstadt Schwäbisch-Hall am Kocher ansäßig und gewiß aus ihr oder der Gegend. Im 16. und in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts haben sich mehrere Mitglieder schriftstellerisch rühmlich bethätigt. Das Geschlecht war ausgesprochen und eifrig lutherisch und stand außer in Aemtern etlicher Städte des heutigen nordöstlichen Württembergs und des östlichen Mittelfrankens besonders bei den evangelischen Zweigen des reichsgräflich Hohenlohe'schen Hauses, Langenburg und Oehringen, in Dienst und Gunst. Als Form des Namens erscheint im 16. Jahrhunderte am häufigsten Widman, doch kommt auch das später durchgedrungene Widmann, dazu, selbst in amtlichen Rothenburger Verzeichnissen (vgl. z. B. Winterbach, Gesch. der Stadt Rothenburg an der Tauber, II, S. 26 und 190),

Wiedmann vor; der erste moderne Encyklopädiker, der ein Mitglied aufnimmt, Zedler (1748), schreibt wie andere Wide(n)mann, unter Widmann darauf verweisend. Kleine Beiträge zur Geschichte der Familie W. boten G. Bossert im Archiv f. Litteraturgesch. XI, 317 f., sowie in J. Hartmann's übersichtlichem Aufsatze über die Widmann's i. d. Württemberg. Vrtljhrshft. f. Landesgesch. III, 226—229, Chr. Kolb i. d. Vrtljhrschrft. f. Litteraturgesch. VI, 110—114, S. Kümmerle in seiner „Encyklopädie der evangelischen Kirchenmusik" IV, S. 325 Anm. 1.

Infolge litterarischer Leistungen am merkenswerthesten sind:

Georg (Jörg) W., der Chronist, ungefähr 1487—1560. Er war vielleicht ein Sohn (?) desjenigen aus Bühlerthann im württembergischen Oberamt Ellwangen gebürtigen Jörg W., der als Stammvater der sämmtlichen im 16. Jahrhundert auftretenden Familienangehörigen zu betrachten ist und auch bereits im Bereiche von Hall wirkte: 1476 war er in dem dieser Stadt benachbarten alten Benedictinerstifte Komburg Scriba, 1479 Ammann. Jedoch kann dieser ältere Jörg W., nicht, wie noch Kümmerle a. a. O. seltsamerweise ansetzt, mit dem für 1500 und 1515 als Pfarrer zu Thüngenthal, Oberamt Hall, genannten Namensbruder identisch sein, falls der jüngere Georg (Jörg) W. der Chronist sein Sohn ist, da doch damals der Cölibat noch unbedingt verbindlich war. Dieser jüngere Georg erhielt 1518 die Pfarrei Erlach bei Gelbingen unweit Hall, von der er 1540 oder erst nach 1552 wegen Kränklichkeit zurücktrat und verfaßte als Syndikus des Stifts Komburg 1550 das Haller „Chronicon", Manuscript der Kgl. öff. Bibl. zu Stuttgart Hist. fol. Nr. 147 (vgl. Moser, Bschrbg. d. Oberamts Hall, S. 117*), während wir den Jörg W., der sich in dem frischen Liede über den im bairischen Erbfolgekriege von 1504 abgeschlagenen Sturm auf Vilshofen in Niederbaiern — Abdruck bei v. Liliencron, D. histor. Vlksldr. d. Dtschn. II. Nr. 247; vgl. auch Goedeke, Grundriß z. G. d. d. D. I², S. 287 — als Verfasser nennt, doch wol eher in dem Vater suchen. Auf beider Persönlichkeit fällt zwar durch die obgenannten neueren Feststellungen über die Familie W., namentlich durch die Hartmann's, helleres Licht, aber einigermaßen greifbar sind sie eben wegen der Namensgleichheit noch nicht.

Von dem jüngeren Georg (Jörg) W., d. i. dem Chronisten, sind uns drei Söhne bekannt: Georg, Achilles Jason, Georg Rudolf der Aeltere; doch kann letzterer auch ein Neffe sein. Ueber Achilles Jason W. sind beglaubigte Daten: 1549 bezog er die Universität, vielleicht Ingolstadt, mit einer durch den Vater erbetenen und um dessen Verdienste willen gewährten Komburger Pfründe ausgestattet, die 1551, wofür er in die Heidelberger Studentenmatrikel eingetragen ist, für neun Jahre auf jährlich 20 Gulden normirt wurde. Später wurde er gräfl. hohenlohischer Vogt zu Neuenstein bei Oehringen und starb in dieser Eigenschaft vor 1596, nach andern vor 1585, mehrere Kinder hinterlassend, die dann in der Familienheimath Hall wohnen. Durch seine Bearbeitung der Abenteuer des Schalksnarren Peter Leu hat er diese oberdeutschen Eulenspiegeleien, die fast zweifellos von dem am Ende des 15. Jahrhunderts in Hall lebenden Priester Peter Düs(s)enbach stammen, litterarisch festgehalten und sich Anspruch auf Registrirung in der Geschichte der Schwankpoesie erworben. Zuerst erschien die „History Peter Lewen, des andern Kalenbergers, was er für seltzsame aben=thewr fürgehabt vnd begangen, in Rei=men verfaßt, durch Achilles Jason Widman von Hall, in Truck vor nie außgangen" ohne Jahr, zwischen 1557 und Mitte 1558 (s. Lappenberg's Ulenspiegel=Ausgabe S. 356 und Stiefel unten), ein Nachdruck in Nürnberg mit der Ziffer 1560, eine gute Ausgabe Frankfurt a. M. 1573 („Historia Peter Löwen"), später ohne Ort 1613 und 1620, moderne Neuausgaben 1811 in v. d. Hagen's „Narrenbuch" S. 353—422 (u. 533 ff.), 1857 von O. Schade im Weimar. Jahrb. f. dtsch. Spr., Lit. u. Kunst VI,

S. 416—476 (einleitend sorgsame Bibliographie, aber fehlerhafte Combination über den Autor; auch Sonderabdruck 1882), in Fel. Bobertag's „Narrenbuch", Kürschner's „Deutsche Nationallitteratur" Bd. 46, S. 87—140, 1883 von Pannier, der wie Bobertag über das Nöthigste orientirt, in Reclam's Universalbibliothek Nr. 1860, zusammen mit dem Volksbüchlein vom „Pfarrer von Kalenberg", an den sich sichtlich das „Peter Leu"-Gedicht anlehnt. Das Werk selbst und prosaische Umgüsse sind in Schwäbisch-Hall nebst Umgegend vielfach handschriftlich fortgepflanzt worden; auch die Kgl. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart besitzt eine Fassung im Manuscript, deren letzte drei Abschnitte noch treu die Reime des Widmann'schen Urtextes wahren. Man vergleiche Goedeke, Grundriß z. G. d. d. D.[2] II, S. 322 Nr. 9, Bossert a. a. O. S. 318, Hartmann a. a. O. S. 228, besonders Kolb's Aufsatz „Der Verfasser und der Held des Peter Lew" a. a. O. Flögel's „Geschichte der Hofnarren" S. 487—490 besprach schon 1789 aus Autopsie das Werk nach der Ausgabe von 1620, verlas aber den Autornamen in Weidmann, „von dem sonst nichts bekannt ist, wie denn sein Name auch weder beim Neumeister noch Jöcher vorkommt". A. L. Stiefel in der von ihm herausgegebenen 1894er Festschrift „Hans Sachs-Forschungen" S. 152, stellt Beziehungen eines „Peter Leu"-Schwankes zu Hans Sachs und Wickram's „Rollwagenbüchlein" fest und setzt die editio princeps gegen Lappenberg „vor Mitte 1558". Inhaltsauszug des „P. L." bei W. Menzel, Gesch. d. dtsch. Dchtg. II, S. 100 f., wol auf Grund der Stuttgarter Handschrift. Vgl. auch Hauffen i. d. Jhrsber. f. neuere dtsch. Litgesch., 4. Bd., II 3, 23.

Nach der üblichen Annahme jüngerer Sohn des Vorigen ist Erasmus W., Musiker und musikalischer Dichter, in dem wir aber, da Achilles Jason in Neuenstein amtirte, wogegen er, und zwar wahrscheinlich 1572, zu Schwäbisch-Hall geboren wurde, wol eher einen Sohn von A. J. Widmann's oben genanntem älteren Bruder Georg, der noch 1593 als „Komburgischer Scribent zu Hall unten am Berg in der Vorstadt ohne Mauern" wohnte, zu sehen haben. Im letzten Decennium des sechzehnten Jahrhunderts lebte er, in unbekannter Function, gewiß als kirchlich verwendeter Musiker, „viele Jar" in Steiermark, länger zu Graz, vielleicht auch in Kärnten, mußte aber infolge der Gegenreformation 1599 mit seinem, auch musikverständigen großen Landsmanne Johs. Kepler und Veit Bach, Sebastian's Vorfahren, als Evangelischer weichen. Er ging in die Heimath zurück, wo er ja sicherlich den Boden seiner musikalischen Bildung gelegt und auch, wie seine Qualification von 1602 sagt, „Humaniora studirt" hatte und er nun bald ein Unterkommen als Cantor gefunden zu haben scheint. Der protestantische Ast des seiner Familie wohlwollenden Hauses Hohenlohe verhalf ihm zu sicherer und vielseitiger Wirksamkeit: 1602 machte ihn Graf Wolfgang zum Präceptor mit dem Titel eines Schul-Rectors in Weikersheim, Oberamt Mergentheim, beauftragte ihn 1603 mit einer Sammlung aller gebräuchlichen Psalmen und Gesänge der lutherischen Kirche, die auf seine Kosten, von W. auf vier Stimmen componirt, 1604 in Nürnberg gedruckt wurde, bestellte ihn endlich 1604 als „Musik- und Capellmeister" des acht Köpfe starken Hoforchesters, zugleich als Musik- und, im Hinblick auf gewünschte „kurzweilige comoedias", dramatischen Instructor der dafür geeigneten Hofleute sowie als Protokollführer „bei Ehe- und Hofgerichten, Visitationen ꝛc.". Kein Wunder, daß bei dieser starken Inanspruchnahme seiner Kräfte W. in einem Schreiben von 1605 über schlechte Besoldung als Präceptor und Kapellmeister sowie dienermäßige Behandlung, also über Aufbürdung unpassender Geschäfte und Ueberbürdung klagt. 1611 widmet er seine „Musikalisch Kurtzweil" fünf Herzögen zu Württemberg und Teck. 1614 wurde er durch Joh. Jeep ersetzt und zum Präceptor der vierten Classe und Cantor des städtischen Gymnasiums in der Reichsstadt Rothen-

burg ob der Tauber, auch Organisten und Chordirector der Schule ernannt, worum er sich in einem ausführlichen in Rothenburger Acten vorhandenen Schreiben beworben hatte, 1618, im Lehramt durch Reinhard Meder abgelöst, neben dem Cantorposten Organist — Organoedus heißt er schon auf dem Titel von 1615 — an der Hauptkirche zu St. Jacob, deren Orgelwerk stets als merkwürdig galt, in welchen Würden er noch 1633 bei seinen beiden Gustav-Adolph-Publicationen begegnet. „Der Singchor des Gymnasiums (Alumneum) stand unter ihm auf hoher Stufe. An Sonn- und Festtagen sang der Chor, welchem auch sämmtliche Präceptore angehören mußten, vier-, fünf- und sechsstimmige Gesänge, die von W. neu componirt oder neu gesetzt waren. Er klagt 1615 über die noch geringe Leistungsfähigkeit und schreibt, daß die gebräuchlichen Hymnen in der Schul so corrupte und confuse gesungen werden, daß schier kein Musiker verstehen kann, was sie für Melodeyen haben. 1615 zeigt W. seinen Vorgänger (Eichhorn) an, weil er in die 10 Bälg Nägel geschlagen, also daß der Wind nicht blieb. Dieser suchte W. auch öfter zu verdächtigen und seine Leistungen als mangelhafte hinzustellen: er könne den glauben nit recht schlagen. W. führt bittere Klage über Eichhorn, der ihm das Leben verleide. 1618 bittet E. W., da sein Gehalt 50 fl. weniger betrage gegen seinen früheren als Scholar, um 10 fl. Aufbesserung und um Nachlaß einer Strafe, „die ihm vor 2 Jahren, weiß Gott im Himmel, mir damals unbewußten Wachtelverbots“ auferlegt war. Er habe auch oftmals auf dem Rathhaus, der Raths-Trinkstube und anderswo musicirt, wofür ihm bisher keine Ergözlichkeit worden. Stüx, der 1628 Präceptor geworden, besorgte offenbar als „Untercantor“ die Schulung der Alumnen. Spätere Nachfolger Widmann's sind ebenfalls Cantoren und Organisten gewesen, daneben ist immer noch von anderen Cantoren die Rede. Da die Hauptorgel in der St. Jacobskirche auf einem sog. „Lettner“ stand und der Spieltisch an der Seite angebracht war, so schlug der „Unter“-Cantor den Tact beim Gemeindegesang, wenn diese mit Orgelbegleitung zu singen hatte. Bei Aufführung von Kirchenmusiken, sowie auch in Fragen, welche die Kirchenmusik im Alumneum betrifft, stand E. W. an der Spitze“ (Vorstehendes Abschrift eines Actenstücks). 1624 (1623) widmet W. die beiden Theile der „Neuen Musicalischen Kurtzweil“ (neue Ausgabe) „Christian Marggrafen zu Brandenburg“. Zuerst 1627 auf einem Buchtitel führt er auch den Charakter eines P(oeta) L(aureatus) Caes(areus), und dies scheint neben der Thatsache, daß er 1618 für die Kirchenmusik zu Graz „zwei musikalische Opera [nicht Opern!] zu 4 und 5 Stimmen“ eingereicht und honorirt erhalten sowie im selben Jahre (eigentlich 1617) seine „Neue Musikalische Kurtzweil“ der „Landschafft des Ertzhertzogthums Oesterreich“ gewidmet hat, die Fortdauer seiner Beziehungen zu Oesterreich zu bezeugen. 1628 übernahm Sebastian Stüx das Cantorat von W., und im October 1634 ist dieser zu Rothenburg gestorben, wo er eine zweite Heimath gefunden hatte. Trotzdem führt er auf den Bücheraufschriften fast stets den Beisatz Hal(l)ensis, gelegentlich auch Suevus, was den Ursprung des Geschlechts oder die Differenzirung von Schwäbisch-Hall meinen kann.

W. war in erster Linie Componist und praktischer Musiker, und auf diesen Feldern ist er, besonders angesichts seiner Selbständig-, Vielseitig- und Fruchtbarkeit, noch ernstlich zu würdigen. Für mehrstimmigen Männergesang hat W. vor dem musikalischen Umschwunge des 17. Jahrhunderts als einer der letzten, aber auch unabhängigsten componirt. Jedoch hat er, seinen Widmungs- und sonstigen Gelegenheitsgedichten gemäß in Versbau und poetischer Rede geschickt, ferner für seine einschlägigen Tonwerke die untergelegten Texte wohl meistens sich zurechtgestaltet oder gar selbst geschaffen und, wie Kümmerle einer näheren Erörterung in der noch ungeschriebenen Geschichte der Entwickelung desselben

im 17. Jahrhundert für werth hält, seit 1606 eine „überaus fruchtbare Compositionsthätigkeit auf dem Gebiete des weltlichen deutschen Liedes“ entfaltet. Nach der erwähnten Sammlung „Geistliche Psalmen und Lieder“ von 1603 f., die, ja auf Auftrag und Kosten Wolfgang's von Hohenlohe entstanden, unter 106 Nummern, d. i. 24 deutschen und 19 Lobwasser'schen Psalmliedern, 28 Festgesängen, 34 Katechismusliedern, der Litaney und 5 Gloriastrophen, in vierstimmigen Tonsätzen nur eine einzige neue, also möglicherweise Widmann'sche Melodie („Erstanden ist der heilig Christ“, noch heute im Hohenlohe'schen und in Rothenburg fortlebend) enthält, wozu später wol noch drei weitere Widmann'sche Originalmelodien dazukommen und 1639 von Widmann's Nachfolger Stüx in zweiter, „mit andern zu dieser Zeit gebräuchlichen Kirchengesängen vermehrter“ Ausgabe erschien, liegt seine Hauptleistung auf diesem Revier: „Musikalische(r) Kurtzweil“, in vier Folgen beziehentlich erweiterten Neuauflagen 1611, 1618, 1623, 1624 gedruckt. Dazu kommen (die „Psalmen und Lieder“ und die folgenden PRAECEPTA beschreibt bibliographisch und inhaltlich E. Mayser, Alter Musikschatz [Mitthlgn. aus der Bibliothek des Heilbronner Gymnass. II, 1893] S. 69 f.) mehrere Dank- und Lobgesänge, „MVSICAE PRAECEPTA Latino-Germanica, cum hymnis Scholæ quatuor vocibus compositis“ (1605 „M. P. L-G., In VSVM STVDIOSAE JVVENTUTIS ROTENBVRGOTVBARInae, brevissimè conscripta: QVIBVS HYMNI, QVOS in Schola nostra in ingressu et ante dimissionem decantare solemus, sunt adiecti, quatuor vocibus compositi“, 1615), eine Sammlung „Erster Theil Neuer teutscher Gesänglein, mit gantz neuen Possirigen und Kurtzweiligen Texten“, nämlich 12 „teutsche weltliche Liedlein“ (1606; Staatsbibl. München), „Musicalischer Tugentspiegel, mit schönen Historischen vnd Politischen Texten voce vnd instrumentaliter zu gebrauchen, mit 5 Stimmen ... Dabey auch newe Däntz vnd Galliarden mit 4 Stimmen“ (1614), „Heroischer Frawenpreiß, darinnen außerlesene schöne Historien von hochberühmten Tugenden, Worten, Wercken vnd loblichen Thaten fürtrefflicher Frawen vnd Jungfrawen Gesangsweise beschrieben“ (1617), „Gantz newe Canzonetten, Intraden, Ballete vnd Couranten vor vier vnd fünf Instrumente“ (1618), „XXXI geistliche Motetten zu drey, vier, fünff, sechs vnd acht Stimmen“ (1619), „Ein Schöner Newer Ritterlicher Auffzug, vom Kampff vnd Streyt zwischen CONCORDIA vnd DISCORDIA: darinnen der jetzige deß Reichs Zustand, vnnd wodurch derselbig zuremedieren, das Vatterland vor frembdem Joch zuschützen, vnd in friedlichem Flor zuerhalten sey, begriffen, vnd Gesprächsweiß für Augen gestellt wird ... Darbey auch ein Musicalische Schlacht vnnd Soldatengesang, sampt andern auff etlich Capitl gerichten Compositionibus, neben musicalischen Gesängen, mit 3. et 4. Stimmen gesetzt, an Tag gegeben wird“ (1614 und [?] 1620), „Te deum laudamus mit 4 Stimmen componiert sammt einem Carmen dem Rat der Stadt [Rothenburg] dediciert“ (1615), „Musicalischer Studentenmuht: Darinnen gantz newe mit lustigen vnd fröhlichen Texten belegte Gesänglein lieblich zu singen vnd vff allerley Instrumenten zu gebrauchen, mit 4 vnd 5 Stimmen componiert“ (1622; ein Exemplar aus K. L. W. Heyse's Besitz in die Berliner Kgl. Bibl. gekommen, als Beiband zu A. Metzger's „Venusblümlein“: s. Heyse's Bücherschatz Nr. 964), „Libellus Antiphona, hymnos, responsoria et reliquas conciones quae sub actu divino in templo choraliter decantari solent, continens, conscriptus“ (1627, auf Widmann's Kosten). Ferner besitzen wir von W. noch einen Aufzug (Drama) von 1632 gedichtet und componirt, einen Dialog zwischen dem Herrn Christus und dem Menschen, die zwei bisher unbekannt oder unbeachtet gebliebenen, je einige Bogen energisch protestantischer Kampflieder nebst Notenbeilagen enthaltenden Schriften (München, Hof- und Staatsbibl., Quart, P. o. germ. 59 m, dritter und vierter Beiband) „Augustae Vindelicorum GRATIAE: Danckh- vnd Lob-

gesang für die Erlösung auß der Päpstlichen Trangsal der Hochlöblichen Stadt Augspurg: Sampt andern Gebeten vmb Abwendung allerley Noth der Christenheit: Gestellt vnd mit 4. Stimmen componiert" (einige W. lobende Apostrophen im Anhange) und „Helden-Gesäng: Dem Durchleuchtigsten, Großmächtigsten vnd Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn GUSTAVO ADOLPHO, Der Schweden, Gothen vnd Wenden König .... Glorwürdigster Gedächtnuß &c.. Auch allen Ritterlichen Helden vnd Cavaillieren, Tapffern vnd Mannhafften Soldaten (so mit Darsetzung Leibs vnd Lebens, Guts vnd Bluts, die Libertet vnd Freyheit deß gemeinen Vatterlands Löwenmüthig zu defendieren begehren) Zu Lob vnnd Ehren Gestellt, vnd mit 4. Stimmen componiert" (mit Widmung an den schwedischen Reichskanzler „Ochsenstirn"), die beide 1633 erschienen und W. noch frisch und sehr thätig zeigen.

Es ist an diesem Flecke versucht worden, ein vollständiges Verzeichniß der Widmann'schen Veröffentlichungen in möglichst genauer Titelfassung zu geben, welche Absicht freilich durch den Zwang, infolge von Unzugänglichkeit der meisten die bibliographischen Angaben anderer zu benutzen oder zu combiniren, beeinträchtigt wurde. Ebendarum auch muß hier eine nähere Würdigung sowie eine Unterscheidung derer, wo das musikalische und das textliche Element sich die Wage halten, fortbleiben. „Musicalisch(er) Kurtzweil" nebst Fortsetzungen beschreibt Goedeke, Grundriß z. G. d. d. D.² II, S. 76—78 sorgsam nach dem Exemplar der Göttinger Universitätsbibl. Mus. 480 (vgl. nun „Die Musikwerke der kgl. Universitäts-Bibliothek in Göttingen. Verzeichnet von Alb. Quantz", 2. Beiheft der „Monatshefte für Musikgeschichte" XV, S. 40 f., Nr. 136—140, worunter Nr. 139 eine „Abschrift aus alter Zeit" von 31 Liedern aus „Ander Theil Neuer Musikal. Kurtzweil" Nrnbg. 1618); diese umfängliche Arbeit ist danach ein äußerst reichhaltiges Compendium des damaligen volksthümlichen Liederschatzes und des volksmäßigen Kunstgesangs. Auch verweist Goedeke a. a. O. auf bezügliche, andere Schöpfungen Widmann's nicht vernachlässigende Notizen in E. L. Gerber's beiden histor.-biogr. Tonkünstlerlexicis und C. F. Becker's „Tonwerke des XVI. und XVII. Jahrh.", 2. Ausgabe, S. 242 ff., wo freilich Fr. Widmannus neben Er(asmus) Widmannus steht; weshalb Goedeke ebd. S. 573 Nr. 8 Widmann's „Frawenpreiß" und „Aufzug" (vgl. zu diesem Draudius, Biblioth. libr. germ. class. III, 566) extra unter „kirchliche Volksdichtung" rubricirt, leuchtet nicht ein. Einen überaus sorgfältigen Artikel über E. W. lieferte jüngst S. Kümmerle in seiner „Encyklopädie der evangel. Kirchenmusik" IV (1895) S. 324—329, der vielerlei bisher Ungewisses oder Fragliches feststellt, auch die größere Zahl der im Vorstehenden verarbeiteten Facten belegt; z. B. stützt er zuerst auf die schon 1883 durch Quantz (s. o.) hervorgehobene Angabe, die Tenorstimme des I. Theils der „N. M. K." von 1618 (Widmung von 1617) trage Widmann's Porträt „Anno Aetatis 45" (aber mußte dies ganz neu sein?!), die von uns acceptirte ungefähre Geburtsziffer, führt auch die verschiedenen Musiklexica an, die bis auf die allerneueste Zeit (so noch Riemann's 4. Auflage, 1894, S. 1177 b) ganz oberflächlich sind oder allerlei Daten der Bio- und Bibliographie Widmann's entstellen. Nach einem genauen Vergleiche dieser Skizze Kümmerle's mit der bisherigen, durch G. Bossert (Archiv f. Litteraturg. XI, 318) und J. Hartmann's (Württemberg. Vierteljhrhfte. f. Landesgesch. III, 226—229) mit Bossert's Beihilfe gewonnener Liste der lebensgeschichtlichen Daten sind diese hier auf Grund der Titelangaben und aller älteren beiläufigen Quellen, die, soweit musikhistorisch, Kümmerle sämmtlich anführt, revidirt worden. Zuerst berücksichtigten unsern W. J. G. Walther, Musical. Lexicon, 1732, S. 650 b, und ausführlicher Zedler's Universal.-Lex. LV (1748), 1874 f. was man übersehen hat. In neuerer Zeit handelte, mit einigen Rückweisen,

zuerst Hoffmann von Fallersleben über ihn: Weimar. Jahrb. III, 170 f.; eine Notiz über ihn als Dichter bot R. Kade, Monatshefte f. Musikgesch. XXI, 106. Kolb, der Haller Lokalhistoriker (s. oben bei Achilles Jason W.), ging seltsamerweise an Erasmus W. mit Stillschweigen vorbei. Für einige Mittheilungen während des Druckes vorstehenden Artikels aus den städtischen Acten von Rothenburg, die zur Kontrolle, theilweise auch zur Ergänzung dienten, bin ich dem Stadtmagistrat sowie Musikdirector Schmidt daselbst verbunden (die dortige Konsistorialbibliothek in der Lateinschule enthält nichts Bezügliches).

Georg Rudolf W., der Bearbeiter des Faust-Volksbuchs, war ein Sohn von Georg Rudolf W. dem Aelteren (1530—1584), einem Doctor der Rechte, der dreißig Jahre hindurch als „Gemeiner Rath“ bei Graf Eberhard von Hohenlohe-Langenburg viel beschäftigter und häufig erwähnter juristischer Administrator gewesen und etwa 1560—1600 nachzuweisen ist. W. mag in Schwäbisch-Hall, der Familienheimath, geboren und aufgewachsen sein. Höchstwahrscheinlich ist er derjenige Georg W., den Crusius' „Schwäbische Chronik deutsch“ (II, 286 f.) unter dem Jahre 1589 als Studenten zu Tübingen, Martin Crusius' Zuhörer und Jüngling von guter Hoffnung anführt. Am 12. Sept. 1599 widmete er von Hall aus dem Sohne des Georg Friedrich Grafen v. Hohenlohe, in dessen Diensten sein Vater gestanden, seine Erweiterung und streng lutherisch-kirchliche Umarbeitung des anonymen Volksbuchs von Doctor Faust, wie es seit des Frankfurter Druckers Joh. Spies 1587er Speculationsbüchlein — es bleibt fraglich, ob ihm davon die heute von uns mit A bezeichnete Ausgabe neben der C benannten vorgelegen hat — wiederholt aufgelegt worden war: „Erster Theil DEr Warhafftigen Historien von den grewlichen vnd abschewlichen Sünden vnd Lastern, auch von vielen wunderbarlichen vnd seltzamen ebentheuren: So D. Johannes Faustus Ein weitberuffener Schwartzkünstler vnd Ertzzäuberer, durch seine Schwartzkunst, biß an seinen erschrecklichen end hat getrieben. Mit nothwendigen Erinnerungen vnd schönen exempeln, menniglichen zur Lehr vnd Warnung außgestrichen vnd erklehret“; „Der ander Theil“ und „Der Dritte Theil“ folgten im selben Jahre, ebenfalls zu Hamburg gedruckt. 1605 wurde W. als Lehrer an die zweite Classe des Gymnasiums zu Oehringen vorgeschlagen und bekam den Posten eines Hohenlohischen Capellmeisters und Stadtschreibers zu Neuenstein, ward also engster College seines Vetters Erasmus W. (s. o.), ist aber nicht mehr zu verfolgen.

Mit der handschriftlichen Vorlage, auf die Widmann's Buch sich mehrfach beruft, scheint er geflunkert, das in der „Erinnerung“ zu II, 5 angekündigte Wagner- oder vielmehr „Wayger“-Buch nie ernstlich in Angriff genommen zu haben. Die Theilnahme der Nachwelt darf W. durch sein Faustbuch beanspruchen. Es wurde 1598 im Katalog der Fastenmesse von J. G. Portenbach (Zarncke, Berichte d. kgl. sächs. Gesllsch. d. Wiss., philol.-histor. Cl., XL, 1888, S. 200) voraus angekündigt, woher die ältere falsche Angabe einer 1598er Ausgabe in Draudius' Bibl. class. III, 543 stammt, und erlebte nach der bei Herman Moller in Hamburg im nächsten Jahre erschienenen Ausgabe keine weitere Auflage bis zum Neudruck in Scheible's „Kloster“ II, Zelle 6 (ebd. IV, 421—463 Inhaltsauszug), wohl aber 1674 durch den Nürnberger Arzt J. N. Pfitzer eine Umarbeitung mit ferneren moralischen Betrachtungen und einem rühmenden Vorbericht des Predigers C. W. Platz von Biberach, die nun weit verbreitet, öfters (so 1681, 1726 u. 1834 noch, mit Widmann's Namensnennung, als Reutlinger Volksbüchlein bekannten Calibers) erneuert und als Ausgangspunkt der Beschäftigung mit der Faustfabel benutzt, wohl auch Goethe schon frühzeitig bekannt geworden ist. Neuausgaben davon besorgten Adelbert v. Keller, 1880, als 146. Publication des „Litterar. Vereins zu Stuttgart“, ohne irgendwelche biographische oder das Werk selbst treffende Beigaben, und Heinr. Düntzer, 1885, als Band 77 der

„Collection Spemann“ mit einer für uns nichts Neues bietenden Einleitung. Genaue bibliographische Beschreibung (vgl. auch K. L. W. Heyse, Bücherschatz S. 114 Nr. 1732—1734, u. Katalog d. „Faust-Ausstellung im Goethehause zu Frankfurt a. M.“ 1893, Nr. 69–73) mit Notizen über Anspielungen und Erwähnungen bei K. Engel, Zusammenstellung der Faust-Schriften. Der Bibliotheca Faustiana 2. Aufl. (1885) S. 81—86 (90) zu Nr. 223(—225), und bei Goedeke, Grundr. z. G. d. d. D.[2] II, 567 f. (ebd. S. 561: „Unter Benutzung dieser ersten gedruckten [Spies'schen von 1587] und einer handschriftlichen (deutsch oder lateinisch) abgefaßten und schon vor dem Drucke verbreiteten Sammlung stellte G. R. Widman die seinige zusammen, die mit moralisirenden Anmerkungen begleitet wurde, um dem sonst allzubedenklich erscheinenden Stoff den Eingang nicht zu erschweren“). Flüchtige Rücksicht nehmen auf Widmann's sehr selbständig gehaltene Gestaltung des Faustanekdoten-Kanons sämmtliche geschichtliche Darstellungen der Faustsage und -dichtung; seine schriftstellerische und stilistische Eigenart kommt dabei jedoch überall zu kurz, am gerechtesten beurtheilen ihn noch K. A. v. Reichlin-Meldegg, Die deutschen Volksbücher von J. Faust u. s. w. II, 5 (auch in Scheible's „Kloster“ XI, 417) und A. Kühne, Ueber die Faustsage. I. (Zerbster Gymnasialprogr. 1860) S. 42—53. W. Menzel, Gesch. d. dtsch. Dchtg. II, 194 sagt, Widmann's drei Bände „lassen gerade das Erhabene und Tiefe aus dem älteren Volksbuch weg und nehmen nur die Schwänke auf, die sie mit einigen anderen vermehren. Zudem hat W. auch die Disputationen zwischen Faust und dem Teufel in die geistloseste Breite ausgedehnt,“ redet von „dem elenden Machwerk Widmann's, dessen erste Ausgabe[!] 1599 erschien“ und die „treffliche Dichtung“(?!) des ältesten 1587er Volksbuchs vergessen gemacht habe (so auch Bielschowsky i. d. Vierteljhrschr. f. Litteraturg. IV, 205, wo S. 201 wie bei Menzel [s. ebenda] Werth auf Faust's Erscheinen am Kaiserhofe bei W. gelegt wird), zählt endlich die „Hauptabweichungen“ Widmann's auf, woraus hervorgehoben sei: Teufel Faust's Begleiter als Hund, „Auerbach's Keller“-Scene in Leipzig, Luftritt als wilder Jäger, kurzer Bericht von Helena und ihrem Sohne. Eine, ohne die Vorlage endgültig zu erweisen, äußerlich peinliche Collation der bei W. benutzten Materialien mit denen des ersten Faustbuchs liefert Julius Dumcke, Die deutschen Faustbücher nebst einem Anhange zum Widman'schen Faustbuche (Leipziger Dissertation 1891), S. 34—63 (vgl. dazu Ph. Strauch i. d. Jhrsber. f. neuere dtsch. Litteraturgesch. II, 3, 32); er bemerkt im allgemeinen (S. 35), Widmann's Werk unterscheide sich wesentlich vom Volksbuche, verflache die ganze Erzählung, habe die altmodischen Disputationen über naturwissenschaftliche Fragen gestrichen statt verbessert und dem Charakter des Faust alles genommen, „was ihn uns interessant und werth macht,“ sowie S. 63 „die aus dem Volksbuche übernommenen Erzählungen sind zum großen Theile erweitert und mehr ausgemalt; es verräth sich hierbei eine gewisse Vorliebe für Zwiegespräche in directer Rede, wo das Volksbuch nur einfach berichtet.“ Mancherlei sachliche Vergleiche, die auch ein Licht auf Widmann's Persönlichkeit fallen lassen, gibt C. Kiesewetter, Faust in der Geschichte und Tradition (1893), S. 76—79, 83 f., 110—112, 202—258, besonders S. 244 f., mit redlich verzeichneter Unterstützung der Localhistoriker Schwäbisch-Hall's, Archivar Prof. Kolb und Stadtrath Schauffele, der aus der Ueberlieferung des 16. Jahrhunderts eine Menge Widmann'scher Anspielungen in Hall selbst nachweist. Gut zerlegt „la version de Widman et ses dérivés“ E. Faligan, Histoire de la légende de Faust (1888), 197—232. Was es mit einer französischen Uebersetzung einzelner(?) Widmann'scher Stellen auf sich hat, die ich bei Alfred Maury, Croyances et légendes du moyen âge (1896), S. 223, A. 3 und S. 238 A. 6 nach Palma Cayet's Uebersetzung in der Uebertragung des Goethe'schen „Faust“ von Gérard

de Nerval citirt finde, kann ich nicht bestimmen. Eine seltsame Berührung einer Widmann'schen Notiz mit Shakespeare, Heinrich IV., 2. Th., IV, 4, 367 bringt M. Koch i. d. Engl. Studien XVII, 317 bei. Bruinier, Ztsch. f. dtsch. Phil. 29, 189 A. 2 sagt: „Die Sage des Volkes hat uns W. überliefert". L. Fränkel.

Widmann: Christian Adolf Friedrich W., Dichter und Politiker, wurde am 7. Mai 1818 zu Maichingen bei Stuttgart als Sohn eines Pfarrers geboren. Als sein Vater kaum ein Jahr nach seiner Geburt gestorben war, kam W. mit seiner Mutter Karoline geb. Knaus zuerst nach Leonberg, dann nach Stuttgart. Nach dem Wunsche hochgestellter Verwandten sollte W. Theolog werden; er richtete jedoch sein Augenmerk von vornherein auf das Studium der Staatswissenschaften und ließ sich, kaum achtzehn Jahre alt, im April 1837 in Tübingen als Student der Staatswissenschaften immatriculiren. In Berlin und Heidelberg setzte er seine Studien fort und brachte sie im J. 1841 zu einem vorläufigen Abschluß, indem er an letzterer Universität den Doctortitel erwarb. Er verkehrte damals viel mit den Anhängern Friedrich Rohmer's und trat diesem bald selbst näher, da er sich für dessen Persönlichkeit und Lehre aufs höchste begeistert hatte. Er folgte daher Rohmer nach Zürich, wo er sich zu habilitiren gedachte, und lebte hier eine Zeit lang mit ihm zusammen. Rohmer hatte sich nach Zürich zurückgezogen, um seine erschütterte Gesundheit wieder herzustellen, hoffte aber gleichzeitig in der Schweiz die Brücke zu einer politischen Wirksamkeit zu finden. Er betheiligte sich an der Herausgabe des „Beobachters aus der östlichen Schweiz" und zog auch W. zur Mitarbeit heran, der infolge dessen in die verschiedenen Preßprocesse Rohmer's verwickelt wurde und selbst einen solchen gegen den Züricher Procurator Ulrich auszufechten hatte. W. galt in den damaligen Rohmer'schen Kreisen als vorzüglich befähigt, die Rohmer'sche Psychologie auf das Christenthum anzuwenden und die christliche Lehre dadurch in ein neues Licht zu setzen. „Am liebsten", erzählt der Biograph Rohmer's, „sprach er mit Friedrich Rohmer über die Natur Jesu und sammelte in Gemeinschaft mit Theodor (Rohmer) eine Anzahl Fritz'scher Aeußerungen über Christus und das Christenthum. Mit Mathilde (der Frau Friedrich Rohmer's) las W. die Evangelien durch und empfing auch von ihr zuweilen sinnige Bemerkungen. In dem jugendlichen Bilde des schlanken, jungen Mannes erschien ein idealer Zug des Geistes, seine hohe Stirn hatte etwas Glänzendes, um den feinen Mund spielte ein heiteres, geistreiches Wesen. Er konnte sich wol begeistern für Großes und Edles, aber der Charakter war unsicher, und dem leichten Sinn fehlte ein kräftiger Zügel." Als Rohmer seine Frau unter dem Schutze Heinrich von Orelli's nach Stuttgart sandte, da er für ihr Leben in Zürich fürchtete, schloß sich ihnen W. an. Auf der Reise dahin trafen sie mit Pauline B., der Braut Widmann's, in Rippoldsau zusammen, und in wenigen Tagen gelang es Orelli, W. „der Braut aus dem Herzen zu reißen", da Orelli bemerkt haben wollte, daß sich W. in Zürich zu sehr für Mathilde interessirt habe und daher seiner Braut nicht würdig sei. „W. aber versetzte er (Orelli) durch seine Behandlung in eine so weiche Stimmung, daß dieser zugab, er verdiene die Trennung, worauf Orelli ihm erklärte, daß er, obschon ein Sünder, doch nicht unrettbar verloren sei, sondern wieder geboren werden könne, und zwar durch ihn. Und er gewann damit eine solche Gewalt über Widmann's Seele, daß dieser ihm fortan wie „sein Schatten" folgte, „wie Thon in des Töpfers Hand" an ihn sich hingab. Das alles war das Werk der wenigen Tage, welche die beiden auf der Reise nach Stuttgart in Rippoldsau mit Mathilde und Pauline zusammen verbrachten." Der Bruch, zu dem es bald darauf zwischen Orelli und Rohmer kam, führte auch den zwischen Rohmer und W. herbei, wobei übrigens auch Heinrich Schultheß, der Herausgeber des „Europäischen Geschichtskalenders",

betheiligt war. W. hat später seine Stellung innerhalb des Rohmer'schen Kreises zum Gegenstand eines Romanes gemacht, der im J. 1850 in Berlin unter dem Titel: „Der Tannhäuser" erschien und eine nach der Meinung von Schultheß nicht geglückte Selbstrechtfertigung Widmann's enthält. Nachdem sich W. im Spätsommer 1842 von seinen Züricher Freunden getrennt hatte, ließ er sich in Freiburg im Breisgau nieder und schrieb hier sein ideenreiches Buch „Das Volk und die Parteien" (Heilbronn 1843), das eine geistreiche Verarbeitung Rohmer'scher Gedanken enthält. Dieses Buch erregte Aufsehen. Der damalige eben ans Ruder gekommene preußische Minister des Innern, Graf Arnim-Boytzenburg und sein vortragender Rath, der Geheimrath Matthis, wurden auf W. aufmerksam. Durch die Vermittelung Geibel's, der W. im J. 1844 kennen gelernt hatte und von ihm rühmte, „daß er zu den genialsten Naturen der Zeit gehöre und mit einer großartigen Anschauung aller Verhältnisse den feinsten und empfänglichsten Sinn verbinde", erhielt W. einen Ruf nach Berlin, um „theils die politischen und socialen Erscheinungen der Litteratur in täglichem Ueberblick ins Auge zu fassen, theils die Maßregeln der Regierung zu erläutern und zu vertheidigen, soweit er es mit seinen öffentlich ausgesprochenen Grundsätzen thun könnte". W. nahm die ihm angebotene Stellung an und entwickelte nun in den nächsten vier Jahren eine überaus lebhafte politische Thätigkeit in der Presse, er begegnete aber dabei vielerlei unvorhergesehenen Schwierigkeiten, da die Regierung sich nicht entschließen konnte, in der Presse zur Offensive überzugehen. Nebenbei fand er Zeit, sein politisches Glaubensbekenntniß in einer Reihe von Flugschriften offen auszusprechen. Als entschiedener, wenn auch nicht blinder Gegner des Radicalismus trat er auf Seiten des Königthums in der Schrift: „Das Königliche Wort Friedrich Wilhelms III." (1844); hierauf sprach er seine Meinung über die sociale und über die religiöse Frage in der Schrift: „Politische Betrachtungen" aus und griff dann ebenso die Tendenzpolitik der obersten Kirchenbehörde, wie die katholische Propaganda an. Ersteres geschah in der Broschüre: „Politische Bedenken wider die evangelische Kirchenzeitung" (Potsdam 1846), letzteres durch die Schrift: „Belgien, Rheinland und Adolf Bartels." Mit der socialistischen Bewegung beschäftigte er sich noch einmal in einem größeren Aufsatze: „Marx, Heintzen und Freiligrath." Durch die Entscheidung des 18. März 1848 sah sich W. genöthigt, seine Stellung im Ministerium aufzugeben. Er hatte mit seiner Feder die Einführung der Constitution bekämpft und war nicht gewillt, für eine constitutionelle Regierung weiter zu wirken. Er siedelte daher nach Jena über, um hier Vorlesungen über die Geschichte der socialen Bewegung und über die Elemente der Staatskunst zu halten. Auch in Jena entwickelte er als politischer Schriftsteller eine große Fruchtbarkeit. Von seinen an jenem Ort entstandenen Schriften seien hier nur angeführt: „Die Gesetze der socialen Bewegung" (Jena 1851); „Frankreich, Rußland und die vereinte deutsche Großmacht" (Jena 1854); „Deutschland eine Eidgenossenschaft" (Jena 1859); „Ein Neujahrsgruß zu 1860 an Louis Napoleon von einem Deutschen" (Jena 1860). Zur Erholung von dieser ihn nicht befriedigenden politischen Thätigkeit suchte W. seine Zuflucht in der Poesie, die seiner Begabung am meisten zusagte. So wurde er einer unserer besten neueren Erzähler, dessen Arbeiten mit Unrecht in Vergessenheit gerathen sind. Außer dem bereits erwähnten Roman: „Der Tannhäuser" (Berlin 1850) und einem zweiten „Der Bruder aus Ungarn" (Berlin 1852) schrieb er zwei Sammlungen von Novellen: „Am warmen Ofen" (Berlin 1853) und „Für stille Abende" (Berlin 1854), die wir als die Frucht seiner häufigen Streifzüge durch das Thüringerland anzusehen haben. Ferner versuchte er sich im Drama und hatte

das Glück, sowol seine „Nausikaa" und seinen „Don Juan de Maranna", als namentlich sein bürgerliches Drama: „Sarah Haßfurter" auf der Bühne aufgeführt zu sehen. Im J. 1858 ließ er seine „Dramatischen Werke" gesammelt in Leipzig erscheinen. Als ihm bald darauf, im J. 1860, seine Frau, eine Nichte des Professors August Neander, durch den Tod entrissen wurde, begab er sich auf Reisen, die ihn nach Italien, Spanien und an die Küsten von Nordafrika führten. Im J. 1865 ließ er sich wiederum in Berlin nieder, wo er sich zum zweiten Male verheirathete. Er widmete sich hier fast ausschließlich der Freimaurerei, der er sich bereits im J. 1844 angeschlossen hatte; unter anderem gab er die „Zirkelcorrespondenz unter den St. Joh. Logenmeistern der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland" (Berlin 1872—1874 und 1876) heraus und bereitete die Herausgabe der „Geschichte der freimaurerischen Systeme in England, Frankreich und Deutschland" von C. C. F. W. Frhr. von Nettelbadt (Berlin 1879) vor. Auch bekleidete er vom Jahre 1866 ab die Würde eines Meisters vom Stuhl der St. Johannisloge zur Beständigkeit in Berlin. Er starb zu Berlin an einem Gehirnschlag am 26. Mai 1878.

Vgl. K. Goedeke, Emanuel Geibel, Stuttgart 1869. Bd. I, S. 274. — Die Gegenwart. Berlin 1879. Bd. XV, S. 358—359. — J. C. Bluntschli, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Nördlingen 1884. Bd. I, S. 261, 273, 276. — Friedrich Rohmer's Leben. Entworfen von J. C. Bluntschli. Bearbeitet und ergänzt von R. Seyerlen. München 1892. Bd. I, S. 225, 257, 272, 281, 323, 328, 333, 336, 358, 363, 427. — C. Bröcker, Die Freimaurer-Logen Deutschlands von 1737 bis einschließlich 1893. Berlin 1894. S. 48, 49.

H. A. Lier.

Widmann: Enoch W., Geschichtsschreiber, geboren am 21. December 1551 zu Hof im Voigtland. Seinen ersten Unterricht empfing er auf dem von Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach im J. 1546 gegründeten Gymnasium seiner Vaterstadt. 1574 bezog er mit einem landesherrlichen Stipendium die Universität Wittenberg, um daselbst Theologie zu studiren. Vier Jahre später erwarb er dort die Magisterwürde. Nachdem er noch bis Herbst 1581 in Wittenberg, das damals und noch lange nachher auf die fränkischen Theologiestudirenden die meiste Anziehungskraft ausübte, verweilt hatte, wurde er Cantor am Gymnasium seiner Vaterstadt und ist derselben bis zu seinem Tode treu geblieben. Schon im nächsten Jahre rückte er zum dritten, 1591 zum zweiten Lehrer, 1596 zum Rector auf. Er starb am 17. December 1615. W. ist der Verfasser einer Geschichte der Stadt Hof, einer auf umfassenden und gründlichen Quellenstudien beruhenden Arbeit. Wie in der naheverwandten Heller'schen Chronik von Bayreuth wächst der Werth auch der Widmann'schen Chronik in dem Maaße, als der Erzähler sich seiner eigenen Zeit nähert; der werthvollste und ausführlichste Theil derselben ist naturgemäß derjenige, wo der Chronist aus eigener Anschauung und Erfahrung berichtet. Die Chronik reicht in der Originalhandschrift bis zum Jahre 1601 herab; doch soll sich in einer Handschrift der Hofer Gymnasialbibliothek noch eine Fortsetzung bis zum Jahre 1612 befinden. Herausgegeben wurde sie, aber nicht vollständig und in lateinischer Uebersetzung, von J. B. Mencken im dritten Bande seiner „Scriptores rerum Germanicarum" pag. 629—772 (Leipzig 1730), vollständig nach der Originalhandschrift (mit Einleitung, Commentar und Register) von dem Unterzeichneten in Bd. I seiner „Quellen zur Geschichte der Stadt Hof" (Hof 1894).

Die Litteratur über Widmann findet sich in der obengenannten Einleitung verzeichnet. Vgl. jetzt noch hierzu: K. Dietsch, Beiträge zur Geschichte des

Gymnasiums in Hof. Th. I (Hof 1896). Daselbst auch (S. 46) ein Verzeichniß mehrerer kleinerer ungedruckter Schriften Widmann's.

Christian Meyer.

Widmann: Franz W., Kanonist, geboren zu Wissen im J. 1711, † im J. 1775. Er war Jesuit und lehrte kanonisches Recht im Ordenshause zu Regensburg und Innsbruck. Er schrieb ein „Jus canonicum theoretico-practicum utrique foro, canonico et civili, accommodatum“ (1760, 5 vol.), das indessen wesentlich auf anderen Werken ruht.

Meusel. — de Backer. — Meine Gesch. III, 217. v. Schulte.

Widmann: Johannes W. von Eger, Mathematiker gegen 1500, Geburts- und Todesjahr sind unbekannt. Zur Bestimmung seiner Lebenszeit dienen Urkunden der Universität Leipzig, aus welchen hervorgeht, daß W. im Wintersemester 1480 in die Matrikelliste eingetragen wurde, und zwar als pauper, d. h. mit einem Armuthszeugnisse, daß er 1482 Baccalaureus, 1485 Magister unter Erlassung der Kosten wurde. Ein von W. verfaßtes Werk: „Behende und hübsche Rechnung auf allen Kauffmannschafft“ wurde 1489 in Leipzig bei Konrad Kacheloffen gedruckt, und spätere Drucke desselben Buches von 1508, 1519, 1526 in Pforzheim, Hagenau, Augsburg lassen dessen weite Verbreitung erkennen. Ein handschriftlicher Sammelband, der in Widmann's Besitz war, befindet sich in der Dresdner Bibliothek, und Einträge in demselben lassen erkennen, daß W. (nach seiner Erlangung der Magisterwürde, also nach 1485) in Leipzig mancherlei Vorlesungen ankündigte, eine über das Rechnen auf den Linien, eine zweite über Ziffernrechnen, eine dritte über Algebra. Wir wissen sogar, daß die letztere zu Stande gekommen ist, jedenfalls die erste algebraische Vorlesung an einer Universität, von deren Abhaltung sich eine Spur erhalten hat. Wie diese Thatsache geeignet ist, ein günstiges Vorurtheil für Johannes W. von Eger zu erwecken, so steht auch sein oben genanntes Werk obenan unter den in Deutschland verfaßten mathematischen Schriften vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts und gehört mit seinem vielseitigen Inhalte zu den Büchern, welche ihre Zeit geschichtlich kennzeichnen, ohne ihr allerdings vorauszueilen. Bei W. hat man die erste gedruckte Anwendung der Zeichen + und — gefunden, deren ersteres freilich handschriftlich schon im vierzehnten Jahrhundert als Abkürzung für die Conjunction et vorkommt. Bei W. finden sich zahllose Namen einzelner arithmetischer Aufgabengruppen, bei ihm Ueberbleibsel der Geometrie des römischen Wasserbaumeisters Julius Frontinus u. s. w.

Vgl. Drobisch, De Joannis Widmanni Egerani compendio arithmeticae mercatorum (1840). — Bald. Boncompagni im Bulletino Boncompagni IX, 188—210. — Treutlein, Deutsche Coß im Supplementhefte zur Zeitschr. Math. Phys. XXIV, besonders S. 62 flgg., 110 flgg., 118 flgg. — C. J. Gerhardt, Geschichte der Mathematik in Deutschland (1877) S. 30—36. — Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik II, 209 flgg. und mehr.

Cantor.

Widmann: Johann W., latinisirt Salicetus, auch Möchinger (Mechinger) genannt nach seinem Geburtsort Maichingen bei Sindelfingen (Württemberg), dessen Name früher Möchingen lautete, bekannter Arzt und medicinischer Schriftsteller, wurde einer übrigens nicht sicher begründeten Annahme zufolge im J. 1440 geboren und starb am 31. December 1524 zu Pforzheim. Ob wir die Bildungsstätten, denen er sein Wissen verdankte, alle kennen, ist fraglich; sicher sind darunter die Universitäten Heidelberg (laut Inscription vom 1. Oct. 1459) und Pavia; an letzterer wirkte zwischen 1455 und 1483 der berühmte Professor der Arzneikunde Giov. Marliani und wurde Widmann's Lehrer. Bereits Doctor der Medicin und Chirurgie, somit über die Lernzeit hinaus war W., als er

sich in die Matrikeln von Ingolstadt (1473) und Tübingen (1484) eintragen ließ. Ziemlich spät trat er in eine amtliche Laufbahn ein, und zwar bekleidete er zuerst die Stelle eines markgräflichen Leibarztes in Baden, in welche er nach einer von ihm selbst gegebenen Andeutung jedenfalls vor 1480 eingetreten ist, während sein Verbleiben darin für die Jahre 1481 bis 1483 durch Briefe seines Freundes, des Straßburger Humanisten Peter Schott, an ihn bezeugt wird. Diese Briefe, welche bis 1490 fortgehen, geben uns außerdem zu erkennen, welch großes Vertrauen als Arzt W. in weiten Kreisen genoß. Nicht minder aber bewährte er sich als Mann der Wissenschaft nach Uebernahme der ordentlichen Professur für Arzneikunde in Tübingen 1484. Freilich eröffnen die bis jetzt publicirten Universitätsacten noch keinen Einblick in seine dortige Lehrthätigkeit. Aus ihnen geht bloß hervor, daß W. einer der zwei Professoren war, welche Namens der medicinischen Facultät ihren Namen unter die zweite Ordnung setzten, die Eberhard im Bart am 20. Dec. 1491 der Hochschule gab. Im selben Jahre bestellte ihn der Graf zum Leibarzt für sich, seine Gemahlin und den Prinzen Heinrich (den späteren Herzog Ulrich) und bekräftigte diese Ernennung im J. 1493, indem er ihn noch weiter mit der Visitation der Hospitäler für „Sondersieche" im ganzen Lande Württemberg betraute. Weder Eberhard noch die auf ihn folgende Vormundschaftsregierung, welche im J. 1498 den Posten eines Leibarztes für W. zu einem lebenslänglichen machte, wollte ihn dadurch dem Tübinger Lehramt entfremden. Aber W. selbst harrte nicht bis zum Ende in der Doppelstellung aus, nahm vielmehr im J. 1506 die Stelle eines Stadtarztes in der Reichsstadt Ulm an und siedelte zuletzt als markgräflich badischer Leibarzt nach Pforzheim über (Denkstein in der dortigen Schloßkirche 1522, Tod 1524). — Wenn seine Landsleute und überhaupt die Zeitgenossen W. als einen der ersten Aerzte priesen, so beruhte dies nicht bloß auf der Kunde von einzelnen glücklichen Kuren, wie er eine solche z. B. an Eberhard im Bart vollbrachte, oder überhaupt auf seiner Geschicklichkeit in der Krankenbehandlung, sondern wesentlich auch auf seinen Verdiensten als medicinischer Schriftsteller. Als in den Jahren 1495 und 1496 die gefürchtete Lustseuche in Süddeutschland um sich griff, beschäftigte sich mit derselben auch W. und gab im J. 1497 seinen „Tractatus de pustulis et morbo, qui vulgato nomine mal de Franzos appellatur" (wahrscheinlich in Straßburg) in den Druck. W. entwickelt darin nüchterne Ansichten über die Ursachen der Krankheit, die Heilmittel entlehnt er meist von griechischen und arabischen Aerzten, und die frühere Annahme, W. sei der erste gewesen, welcher bei den von der Seuche Befallenen Quecksilber angewendet habe, läßt sich nicht aufrecht halten. Wol aber ist man berechtigt, ihn den ersten deutschen Arzt zu nennen, der eine Monographie über die Lustseuche schrieb (das Niederschreiben fällt noch ins Jahr 1496). Eine andere epidemisch auftretende Krankheit, die Pest, hatte Widmann's Lehrer Marliani im J. 1450 als Arzt in Mailand erlebt und die dabei gemachten Erfahrungen in seinen Vorlesungen mitgetheilt; W. sah sie im J. 1500 auch gegen Schwaben heranrücken und legte nun in einem größeren „Tractatus de pestilentia" eine Schilderung ihrer Symptome und seine wieder vielfach den Arabern entlehnten Rathschläge zu ihrer Bekämpfung nieder. Otmar in Tübingen druckte die Schrift ohne Zweifel gleich nach ihrer Vollendung im J. 1501. Seinen Töchtern zu Liebe gab W. diesen Pesttractat auch in deutscher Sprache und zugleich in kürzerer Fassung heraus unter dem Titel: „Regimen, wie man sich in pestilentzischem Lufft halten soll." Man kennt davon 3 Drucke aus den Jahren 1511, 1514 und 1519, alle aus Straßburger Officinen hervorgegangen. Endlich widmete W. eine Arbeit dem von ihm selbst öfters besuchten Wildbad im Schwarzwald: „Tractatus de balneis thermarum ferinarum (vulgo Wildbaden) . . ." (Tubinge

per Thomam Anshelmum 1513, ebenda im selben Jahre auch deutsch mit einigen Kürzungen).

Steinhofer, Wirt. Chronik 3, 506 f., 537, 813. — Schnurrer, Erläuterungen der Würt. Kirch.-Ref. u. Gel.-Gesch., S. 333—335. — Pfaff, Wirt. Plutarch I, 83—85. — Stälin, Wirt. Gesch. 3, 774. — Moll, Vier schwäbische Aerzte, im Medic. Corresp.-Bl. d. württ. ärztl. Vereins Bd. 22 (1852), S. 151—153. — Weyermann, N. Nachr. v. Ulm. Gel., S. 609—611. — Petr. Schott, lucubratiunculæ. Argent. 1498. — Steiff, Der erste Buchdruck in Tübingen, S. 60 f., 104 f., 229. — Fuchs, Die ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland, S. 95—112 (hier ein Abdr. der betr. Schrift v. W.), 394—396 (Anmerk. biogr. u. bibliogr. Natur). — Renz, Lit. Gesch. v. Wildbad, S. 8 ff. (hier auch Facsimiles der Titel der beiden Badschriften Widmann's und Proben daraus). Heyd.

Widmann: Leonhart W., Regensburger Chronist, † am 30. März 1557. Einem Weinbauerngeschlechte zu Tegernheim bei Regensburg entsprossen und um 1490 geboren, erhielt er vermuthlich 1511 die Priesterweihe, brachte es aber nur zum Vicar im Collegiatstifte der Alten Capelle zu Regensburg. Ohne Befähigung zum Historiker machte er sich in den Jahren 1511—1543 und 1552 bis 1555 Aufzeichnungen über Begebenheiten zu Regensburg und anderwärts, die er 1548 und 1555 redigirte. Sie bieten einiges Brauchbare und Erfreuliche, doch müssen wir es mit einer Menge des reinsten Stadtklatsches theuer bezahlen. Das Werk ist als „Chronik von Regensburg" 1878 im XV. Bande der „Chroniken der deutschen Städte" herausgegeben worden. v. Oefele.

Widmanstetter: Johann Albrecht W. (Widmestadius; die deutsche Form: Widmanstadt scheint nur aus falscher Rückverdeutschung dieser von W. und anderen gebrauchten Form entsprungen), Staatsmann und Humanist, besonders Orientalist, geboren um 1506 in dem zum Gebiete der Reichsstadt Ulm gehörigen Dorfe Nellingen, † 1557, kurz vor dem 28. März, in Regensburg. Nach der Sitte der Zeit hatte er sich einen Gelehrtennamen beigelegt: Lucretius. Eine Autobiographie, die er nach dem Vorbilde des Rutilius Rufus schrieb, ist verschollen, doch unterrichten uns zerstreute Angaben in den Vorreden seiner Editionen und in seinen Streitschriften (bes. clm. 27 081, f. 12) einigermaßen über seinen Lebens- und Bildungsgang. Daß ihn Capnion, während er sich als Knabe an griechischen Buchstaben übte, zu diesen Studien ermunterte, erschien ihm als gutes Omen. Er studirte weltliches Recht, Philosophie und Humaniora und nennt außer Jakob Jonas in Tübingen und anderen die Humanisten Heinrich Glareanus, Bonifaz Amerbachius, Sebastian Münster als Lehrer, deren Unterricht oder Anregung er in Deutschland genoß. Nach seinem eigenen Geständniß verdankte er jedoch erst Italien, wohin er 1527 kam und wo er nun (zunächst in Unteritalien) für eine Reihe von Jahren seine zweite Heimath fand, seine gründliche Bildung. Eifrig benützte er dort zumal jede Gelegenheit Kenntnisse in den orientalischen Sprachen zu erwerben. Gleich im Beginne seines italienischen Aufenthaltes gestattete ihm der Verkehr mit Clemens Rhomäus, dem Erzbischof von Rhodus, der nach der Einnahme dieser Stadt durch die Türken nach Italien geflohen war, sich im Griechischen zu vervollkommnen und im Umgang mit dessen Neffen Basilius eignete er sich große Geläufigkeit in der griechischen Umgangssprache an. In die Geheimnisse der hebräischen Sprache und Theologie weihte ihn der greise Dattilus in Turin, Lehrer des Pico von Mirandula, und später der gelehrte afrikanische Jude Zematus ein, der beim Cardinal Aegidius von Viterbo zugleich lernte und lehrte. Arabisch lernte er von dem Spanier Jakob Lopez Stunica und einigen in Italien lebenden Afrikanern, über den Koran hörte er in Rom Benjamin Arignanus, Syrisch lehrte

ihn in Bologna, wohin er 1529 im Gefolge Kaiser Karl's V. kam, ein syrischer Mönch, Theseus Ambrosius, und später Simeon, Bischof der Syrer auf dem Berge Libanon. Er selbst durfte an berühmten italienischen Universitäten, was wenigen Deutschen vor ihm beschieden war, öffentliche Vorträge aus dem Bereich der freien Künste halten. Auch Soldat soll er einige Zeit in Italien gewesen sein. Dann trat er als Secretär in den Dienst des Cardinals Nikolaus von Schönberg, Erzbischofs von Capua, an den ihn Karl V. mit einer Botschaft gesandt hatte, vertauschte aber diese Stellung bald mit der gleichen beim Papste Clemens VII. Vor diesem Papste und mehreren Cardinälen hielt er 1533 im Garten des Vaticans einen Vortrag über das neue Weltsystem des Copernicus und ward vom Papste dafür mit einer griechischen Handschrift beschenkt. Auch bei Paul III. bekleidete er noch das Amt eines päpstlichen Haussecretärs, als solcher folgte er seinem Herrn 1538 zu den Friedensverhandlungen nach Nizza. 1539 treffen wir ihn als Rath des in Landshut residirenden Herzogs Ludwig X. von Baiern, der vielleicht aus Anlaß seiner Theilnahme an dem provençalischen Feldzuge Karl's V. des päpstlichen Secretärs Bekanntschaft gemacht hatte. Mit einem Auftrage dieses Fürsten kam er am 1. October dieses Jahres wieder nach Rom. Im April 1540 reiste er in diplomatischer Sendung zum Kaiser nach Gent, von wo er zunächst wieder nach Rom, dann nach Landshut zurückkehrte. In Rom hatte auch der Bischof von Eichstätt, Moriz von Hutten, seine Dienste bei der Curie in Anspruch genommen. Da W. bei diesem Anlaß das unredliche Gebaren eines anderen bairischen und eichstättischen Geschäftsträgers in Rom, seines früheren Freundes Ambrosius v. Gumppenberg (s. A. D. B. X, 122), rügte, gerieth er in erbitterten Streit, der mehr als ein Jahrzehnt seines Lebens trübte, nicht nur mit Gumppenberg, sondern auch mit römischen Hausgenossen desselben und mit einem anderen bairischen Diplomaten in Rom, der Gumppenberg's Partei ergriff, dem Venetianer Bonacursio von Gryn. Gumppenberg warf W. u. a. jüdische Abstammung, lutherische Gesinnung und schändliche Unsittlichkeit vor, dagegen behauptete W. von seinem Gegner nicht nur, daß er das vom Bischof von Eichstätt zur Betreibung seines Anliegens empfangene Geld verjubelt habe, sondern auch, daß er ihn, als er von Rom nach Genf reiste, durch seinen Hausgenossen Alfonso Colombino ermorden lassen wollte. Es kam zu Processen vor dem bürgerlichen Gericht in Siena und vor der päpstlichen Rota in Rom. Gumppenberg, einige Zeit zur Haft gesetzt, soll auch vor Gericht gestanden haben, daß er den Colombino beauftragt habe, W. zwar nicht umzubringen, aber ihm Arme und Beine zu brechen. Er ließ bei Gericht eine von Angelus Sealtelus verfaßte, mit den schimpflichsten Verleumdungen und Verdächtigungen angefüllte Streit- und Schmähschrift gegen W. einreichen, die im 14. Bde. (S. 468—500) von Schelhorn's Amoenitates literariae gedruckt ist. Diese Verleumdungen drangen auch nach Deutschland und scheinen dort in den Kreisen der Protestanten, gegen welche W. entschieden Stellung nahm, Glauben gefunden zu haben. Wenigstens schreibt Melanchthon 1545 (Epistolar. liber 1547, p. 481): „Lucretius ist weder zu fürchten noch zu preisen. Gezwungen, aus Rom zu fliehen, hofft er jetzt, wenn er Beschuldigungen gegen uns erhebt, die Gunst der Kurie wieder zu gewinnen. Ich glaube, daß er damit weniger den Herzogen von Baiern als der Kurie dienen will. Seine schändlichen Geschichten sind mir bekannt“ u. s. w. Die Angriffe auf die Lutheraner, deren Melanchthon erwähnt, dürften sich auf die von W. 1543 veröffentlichten Notae contra Mohammedis dogmata beziehen, die laut einer handschriftlichen Bemerkung Hund's in dem Exemplar der Münchener Staatsbibliothek vom Nürnberger Rathe (wegen ihrer antilutherischen Färbung) unterdrückt wurden. W. veröffentlichte gegen Gumppenberg und Bonacursio zwei sehr selten gewordene Ver-

theidigungsschriften (Abschrift der einen in clm. 27081), worin er sich Orator der bairischen Herzoge Wilhelm's IV. und Ludwig's X. nennt. Daß er seinen Beinamen Lucretius auf den Vorwurf seiner Gegner, er habe diesen angenommen, weil er wie der römische Dichter die Unsterblichkeit der Seele leugnete, später in seinen Schriften sorgfältig ausgetilgt habe, erweist sich schon dadurch als Fabel, daß ihn noch das Protocollbuch des Regensburger Domcapitels von 1556 als Lucretius bezeichnet und er selbst sogar seiner Gemahlin auf dem Grabstein, den er ihr setzen ließ, den Namen Lucretia gibt. Diese Gemahlin, die er am 15. Jan. 1542 in Landshut heimführte, war Anna von Leonsberg, eine natürliche Tochter Herzog Ludwig's. Ihre Mutter soll die Gattin seines Tübinger Lehrers Jonas gewesen sein. Der lange Streit Widmanstetter's mit seinen Gegnern, der sich vor der päpstlichen Rota bis in das Pontificat Julius' III. hinzog, auch die bairischen Herzoge beschäftigte und Gumppenberg noch auf dem Passauer Tage von 1552 zu neuen Anstrengungen veranlaßte, ist auch von Interesse für die Geschichte des Duells und läßt deutlich ersehen, daß diese romanische Sitte bei den Deutschen damals noch nicht Wurzel geschlagen hatte. Alfonso und Mario Colombino, sagt W. in einer seiner Streitschriften, seien durch Gumppenberg aufgestachelt worden, ihn zum Zweikampfe herauszufordern, Herzog Ludwig aber, den er davon benachrichtigt, habe, „ab hoc judicii genere Langobardorum moribus introducto abhorrens", Papst Paul III. und dessen zum Concil nach Trient gehende Gesandte brieflich ersucht, ein so schlimmes Exempel zu hintertreiben und den langen Proceß „via regia" zu erledigen. W. erklärt, er habe den Zweikampf ausgeschlagen im Hinblick auf sein Gelübde als Ritter des portugiesischen St. Jakobsordens und auf seine Würde als Doctor des weltlichen Rechts. Dagegen nennen seine Widersacher den Zweikampf eine bei Italienern, Spaniern und Franzosen in hohem Ansehen stehende Sitte (laudatissimum) und Bonacursio macht in der Klage, die er am 30. Juli 1544 bei den bairischen Herzogen gegen W. erhob, zur Rechtfertigung der Herausforderung geltend, daß ja auch David dem Goliath im Zweikampf entgegengetreten sei und daß Karl V. Franz I. von Frankreich zum Zweikampf herausgefordert habe; es streife daher an Majestätsverbrechen, wenn W. das Duell eine Schlächterei (carnificina) nenne.

Nach Herzog Ludwig's Tode (1545) siedelte W. nach Salzburg über, wo er das Kanzleramt bei Ludwig's Bruder, Erzbischof Ernst, übernahm. In Münster's Kosmographie hat er diesen verschieden beurtheilten Fürsten mit ausnehmendem Lobe gefeiert. 1548 aber erscheint er als Kanzler des Bischofs von Augsburg, Cardinals Otto Truchsessen von Waldburg. Am 2. März dieses Jahres ward er auf dem Augsburger Reichstage sammt seinen zwei Brüdern (durch einen von diesen ward die noch heute als Freiherrn von Beckh-Widmanstetter in Oesterreich blühende Familie fortgepflanzt) vom Kaiser in den Ritterstand erhoben. 1550 begleitete er seinen Bischof zur Papstwahl nach Rom und erhielt dort im Mai 1551 das Ehrenbürgerrecht der Stadt Rom. Ein kaiserliches Diplom vom 5. October 1551 übertrug ihm die Würde eines Hofpfalzgrafen. 1552 durch den Krieg des Kurfürsten Moritz von Sachsen gegen den Kaiser aus seinen Gütern an der oberen Donau vertrieben, floh er in die Alpen und erhielt dort durch Vermittelung Gienger's und Jakob Jonas' einen Ruf an den Wiener Hof. Noch im selben Jahre trat er in den Dienst des Königs Ferdinand und ward Kanzler für die österreichischen Länder (Austria oriental. im Gegensatz zu Vorderösterreich). In dieser Eigenschaft führte er vom 20. September bis 7. October 1553 das Protokoll über die Verhandlungen des Heidelberger Bundes zu Heilbronn (v. Druffel-Brandi, Briefe u. Acten IV, Nr. 274). Man rühmte seine Dienste um die Wiederherstellung der alten Kirche in Deutsch-

land (Masius-Briefe ed. Lossen, S. 227), wie er denn auch 1554 mit Durchführung der auf Erneuerung und Befestigung des katholischen Geistes abzielenden Studienreformation der Universität Wien betraut ward. Von nicht gewöhnlicher Begabung und rastlosem Fleiße zeugt es, daß er sich neben seinen staatsmännischen und diplomatischen Geschäften ein so hervorragendes philologisches Wissen anzueignen vermochte, daß Wicelius 1541 meinte, einen besseren Linguisten als ihn werde die deutsche Nation kaum besitzen. Besonders zählt er zu den frühesten Pflegern der orientalischen Studien in Deutschland, das Syrische ward hier geradezu durch ihn begründet. König Ferdinand gewährte die Mittel, daß er 1555 nach einer vom Priester Moses von Meredin in Mesopotamien aus dem Orient gebrachten Handschrift das neue Testament in syrischer Sprache als den ersten orientalischen Wiener Druck herausgeben konnte. Die zwei Bände der Edition (über die Vergerius, Opera advers. Papatum I, 202 f. zu vergleichen ist) sind dem Könige Ferdinand und dessen Sohne, Erzherzog Maximilian gewidmet. Im selben Jahre ließ er die erste syrische Grammatik, „Syriacae linguae prima elementa“ folgen. Ferner sind von Druckwerken Widmanstetter's außer seinen zwei Streitschriften gegen Gumppenberg und Bonacursio zu nennen: „Sacrarum ceremoniarum sive rituum ecclesiasticorum st. Romanae ecclesiae libri tres“ und: „Mohammedis Theologia dialogo explicata“ nebst „Notae contra Mohammedis dogmata“ und einem Leben Muhammed's (1543). In der Widmung dieser Schrift an Herzog Ludwig bemerkt er, daß ihn dieser Fürst so lange von seinen Amtspflichten als Rath entbunden habe, bis er der Muße überdrüssig würde. Einen Catalog der Salzburger Erzbischöfe hat W. für die Kosmographie seines Freundes Sebastian Münster (1550, S. 638—641) zusammengestellt. Ungedruckt blieben u. a. seine lateinische Uebersetzung des Korans, eine ausführlichere syrische, sowie eine arabische Grammatik, ein arabisch-syrisches und ein kabbalistisches Wörterbuch. Am 18. Mai 1556 starb zu Regensburg im Alter von dreißig Jahren seine Gemahlin, von der er drei Töchter hatte. Im Domkreuzgang zu Regensburg ließ er ihr ein schönes Grabdenkmal setzen. Er entsagte nun seinen weltlichen Würden, trat in den geistlichen Stand und ließ sich vom Bischofe Wolfgang von Passau dessen Regensburger Domherrenstelle abtreten. Wiewol seiner Aufnahme in dieses Capitel einige Bedenken entgegenstanden, besonders seine Feindschaft mit Ambrosius v. Gumppenberg, der damals ebenfalls eine Regensburger Domherrenstelle inne hatte, wurde ihm am 30. Dec. 1556, nachdem auch der König und Herzog Albrecht V. ihre Erlaubniß ertheilt hatten, die Pfründe verliehen, doch sollte er sich derselben nur mehr kurze Zeit erfreuen. Am 28. März 1557 ward er in Regensburg an der Seite seiner Hausfrau bestattet. Von seinem Grabstein hat sich nur ein Fragment erhalten, das seltsamer Weise lange Zeit als altrömisches Denkmal galt. Widmanstetter's Büchersammlung, die an Druckwerken gegen 500, an Handschriften über 330 Nummern umfaßt haben soll, kam zuerst zum größten Theil in den Besitz des kaiserlichen Rathes Georg Sigmund Seld, ward aber dann von Herzog Albrecht V. von Baiern erworben und bildet einen der Grundstöcke der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Dazu gehörten besonders viele hebräische und griechische Handschriften, arabische, die in Marokko geschrieben sind, seltene syrische Drucke, wahrscheinlich auch die berühmte Papyrushandschrift des Codex traditionum Ravennatens. Die kostbare Dioscorideshandschrift, ein Vermächtniß des Cardinals von Capua an W., haben die Vormünder der Widmanstetter'schen Kinder 1557 an den Landshuter Apotheker Rebhauer geschenkt. Eine in Italien gefertigte, in Joachim's Münzcabinet III, 167 abgebildete Medaille zeigt das Brustbild des Gelehrten und auf der Rückseite außer einer allegorischen bildlichen Darstellung in griechischer Sprache den Wahlspruch: Mit Kunst und Gunst.

Der Elephant des Bildes ist eine Anspielung auf sein Wappen, das der syrischen Grammatik in Holzschnitt beigefügt ist, und ward von W. als Wappenfigur wol gewählt, weil Helfenstein seinem Geburtsorte nahe lag.

Besonders: Schelhorn, Amoenitates literariae XIII, 223 flgd. — Steigenberger, Hist.-liter. Versuch von Entstehung und Aufnahme der kurfürstl. Bibliothek in München, S. 19 flgd. — Georg Ernst Waldau, Johann Albrecht v. W. (Gotha 1796). — Bayerische Blätter f. Geschichte, Statistik u. s. w. 1832, S. 76. — Joachim's Münzcabinet a. a. O. — Jos. Meyer in den hist.-pol. Blättern Bd. 82 (1878), S. 513—530 (für die Regensburger Vorgänge und Denkmäler beachtenswerth). — Wurzbach's Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Bd. 55: Die Familie Widmanstetter, seit 1668 Beckh-Widmanstetter, und die dort aufgeführte weitere Literatur. Einige Litteraturnachweise verdanke ich Herrn Hauptmann a. D. v. Beckh-Widmanstetter in Graz. Ein Brief des Joachim Camerarius an W. steht in J. Camerarii Epistolarum libri 5 posteriores (1595), p. 54. Riezler.

Widmer: Joseph W., katholischer Theologe, geboren am 15. August 1779 auf dem zur Pfarrei Hochdorf, Kanton Luzern, gehörigen Hofgut Waldisbühl, † am 10. December 1844. Seine Gymnasialbildung erhielt er in Luzern und studirte sodann an dem dortigen Lyceum Philosophie. Von Herbst 1802 bis 1804 studirte er gleichzeitig mit seinem Schulfreunde Gügler Theologie an der Universität Landshut, wo die Professoren Sailer und Zimmer einen bedeutenden und nachhaltigen Einfluß auf ihn übten, besonders der erstere, der ihn in seine eigene Wohnung aufnahm und im persönlichen täglichen Verkehr auf seine Entwicklung einwirkte. Durch Sailer wurde er auch dem Einfluß der Kantischen Philosophie entzogen und in einer positiven theologischen Richtung befestigt. Unter Wittmann's Leitung vorbereitet, empfing er in Regensburg die Weihen bis zum Diakonat, in Konstanz die Priesterweihe. Nach ganz kurzer Thätigkeit in der Seelsorge wurde er noch im Herbst 1804 als Professor der Philosophie an das Lyceum in Luzern berufen. In diesem Amte wirkte er, zusammen mit Gügler, dem gleichzeitig die Professur der Exegese übertragen wurde, an der Luzerner Lehranstalt im Geiste Sailer's. Mit der Zeit kamen die beiden Freunde in einen Gegensatz gegen die Anhänger der Wessenbergianischen Richtung, deren geistiges Haupt in Luzern damals der Stadtpfarrer Thaddäus Müller war. Streitigkeiten zwischen Gügler und Müller gaben 1810 Veranlassung zu der Absetzung Gügler's durch die Luzernische Regierung, worauf W. freiwillig sein Amt niederlegte. Als aber bald darauf die Maßregel gegen Gügler wieder zurückgenommen wurde, nahm auch W. seine Demission zurück. 1816 wurde er zugleich mit Gügler zum Chorherrn am Stifte St. Leodegar in Luzern ernannt. 1819 wurde ihm der Lehrstuhl der Moral und Pastoraltheologie übertragen. 1833 wurde er jedoch von der Regierung abgesetzt und ihm dafür ein Kanonikat in Beromünster übertragen, wo er bald auch zum Propst gewählt wurde. Von einem Schlaganfall, von dem er im September 1843 getroffen wurde, erholte er sich nicht wieder, bis ein zweiter Anfall am 10. December 1844 seinen Tod herbeiführte.

W. blieb mit seinem verehrten Lehrer Sailer, so lange dieser lebte, in der innigsten Freundschaft verbunden. Sailer betrachtete ihn wie einen geistigen Sohn. „Er war ihm auch geistesverwandt und wurde in der Wissenschaft wie sein zweites Ich" (Reinkens). Unter seinen zahlreichen Schriften, die sich vorwiegend auf dem Gebiete der praktischen Theologie bewegen, sind die folgenden als die bemerkenswerthesten zu nennen: „Der katholische Seelsorger in gegenwärtiger Zeit; Vorträge, herausgegeben von Sailer", 2 Theile (München 1819 bis 1823); „Das Göttliche in irdischer Entwicklung und Verherrlichung, nach-

gewiesen im Leben des sel. Nicolaus v. d. Flüe" (Luzern 1819); „P. B. Zimmer's Wissenschaft, ausführlich dargestellt"; in Sailer's Biographie Zimmer's (1822) und in Sailer's Werken XXXVIII, 460—516; „Nachtrag zu Zimmer's Biographie" (Fluelen 1823); „Systematische Uebersicht der in Sailer's Handbuch der christlichen Moral ausführlich entwickelten und dargestellten Grundsätze" (Sarmenstorf 1839); „Vorträge über Pastoraltheologie" (Sarmenstorf 1840). Dazu kommen neben kleineren Schriften und Abhandlungen in Zeitschriften Uebersetzungen mehrerer Schriften des hl. Augustinus (Luzern 1824 f.) und von Bonaventura's Breviloquium. Ein dauernderes Andenken, als durch seine eigenen Schriften, ist ihm jedoch gesichert durch das Denkmal, das er Sailer errichtet hat, durch die noch unter Sailer's Anleitung begonnene Herausgabe von dessen sämmtlichen Werken in 40 Bänden (Sulzbach 1830 ff.). Auch die Werke seiner Freunde und Collegen Gügler (7 Bände, Luzern und Sarmenstorf 1828—40) und Franz Geiger (8 Bände, Fluelen 1823—39) gab W. heraus.

Waitzenegger, Gelehrten- u. Schriftsteller-Lexikon der deutschen kath. Geistlichkeit, Bd. III (1822), S. 426 f. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 22. Jahrg. 1844, S. 815—822 (Weimar 1846). — [Göldlin,] Erinnerungen an J. W., Baden im Aargau 1849. — Wetzer u. Welte's Kirchen-Lexikon XII, 1255—1257. — K. Werner, Geschichte der kath. Theologie (1866), S. 361 f. — Hurter, Nomenclator, T. III (2. A. 1895), p. 1161 s. — Aichinger, Georg Michael Sailer (1865), S. 373—375, 444. — Reinkens, Melchior v. Diepenbrock (1881), S. 111 f. — (Vgl. auch die Artikel Gügler und Sailer.)

Lauchert.

Widnmann: Max Ritter v. W., Bildhauer und Akademieprofessor, geboren am 16. October 1812 zu Eichstätt als der Sohn eines Arztes (welcher erst bei den dortigen Fürstbischöfen, dann beim Herzog von Leuchtenberg als Medicinalrath in Diensten stand), erhielt eine wissenschaftliche Bildung an den dortigen Lehranstalten, wendete sich aber, angeregt durch eine im Besitze der Eltern befindliche Bildersammlung, ganz zur Kunst und bezog schon 1825 die Münchener Akademie, wo er durch Konrad Eberhard (1768—1859) der antiken Kunst zugeführt und bei Ludwig Schwanthaler (1802—1848) für die Bildhauerkunst bestimmt wurde. Ein dreijähriger Aufenthalt bei Thorwaldsen zu Rom (1836—1839) führte den schwärmerischen, schönheitstrunkenen Jüngling ganz in die der antiken Kunst zugewendete Richtung. Hier componirte W., mit brennendem Ehrgeiz schaffend, viele Gruppen und Reliefs, wie „Simson und Delila" (Kunstblatt 1835 S. 418), einen von den Nymphen geraubten Hylas, den „Odysseus bei Alkinoos" und eine von Venus dem Paris zugeführte „Helena". In Rom faßte W. nach Schwanthaler's Vorbild (Schild des Achill) den Plan zu einem „Schild des Herakles", welcher indessen erst 1842 zur Ausführung gelangte (vgl. Nr. 19 Kunstblatt, Stuttgart 1843, mit Abbildung), ebenso arbeitete er damals schon an den „Umrissen zur Odyssee", welche später vollendet und durch Schütz im Contour-Stich vervielfältigt wurden (München bei Mey u. Widmayer. Vgl. Julius Grosse in der Beilage 162 zur Neuen Münchener Ztg. vom 9. Juli 1859 u. Beilage 13 vom 15. Januar 1861). Nach seiner Rückkehr verarbeitete W. seine Projecte, schuf im Auftrage König Ludwig I. zahlreiche Büsten für die bairische Ruhmeshalle (z. B. General und Pferdemaler C. W. v. Heideck, Hans Holbein, Georg v. Frundsberg, Christoph Amberger, Karl Rottmann, Orlando di Lasso, Joh. Georg v. Herwart, Joh. Mändl), insbesondere aber das Modell zu dem kolossalen Standbild des Fürstbischof Echter v. Mespelbrunn, welches (in Erzguß durch F. v. Miller ausgeführt) vor der durch ihn gegründeten Universität zu Würzburg aufgestellt wurde (1847). Für diese Leistungen gelangte W. nach Schwanthaler's Ableben (1848) an dessen Stelle als Professor an der

Akademie, welche er bis 1887 in voller Thätigkeit, einmal auch als ihr interimistischer Director, bekleidete. Während seiner Lehrthätigkeit bildete W. eine ganze Reihe von Schülern, unter denen freilich mancher, wie Lorenz Gedon († 1883), Joh. Hirt, Sirius Eberle und die so hervorragenden Michel Wagmüller († 1881) und W. v. Ruemann (dieser seit 1887 als Nachfolger Widnmann's an der Akademie) seinen Lehrmeister überstrahlte! W. erhielt durch König Ludwig I. eine ganze Reihe von Aufträgen zu kolossalen Standbildern, z. B. des Tondichters Orlando di Lasso (1848), des Historikers Lorenz v. Westenrieder (1854), des Fürstbischof Franz Ludwig v. Erthal (1865 auf dem Domplatz zu Bamberg enthüllt, eine Abbildung in Nr. 1179 Illustr. Ztg., Lpz. 3. Febr. 1866); die Statuen von Iffland und Dalberg zu Mannheim, das Grabdenkmal der Großherzogin Mathilde von Hessen-Darmstadt u. s. w. Ein im schönen Linienfluß aufgebautes Werk war die Gruppe der von einem Panther überfallenen „Nomadenfamilie", welche lange Zeit auf allen Ausstellungen herumwanderte, ohne eine bleibende Stätte zu gewinnen (Abbildung in Nr. 647 Illustr. Ztg., Lpz. 24. November 1855). Zu den besten Leistungen Widnmann's gehört auch die vor dem heutigen Café Luitpold aufgestellte Schiller-Statue (Abbildung in Nr. 1039 Illustr. Ztg., Lpz. vom 30. Mai 1863), wobei der Künstler sich nicht enthalten konnte, auf jene bei der „historischen" Schule ehedem so beliebte Bademantel-Drapirung zu verzichten. Dagegen wählte W. für das Münchener Goethe-Standbild, mit Benutzung der idealen Büste Trippel's, ein griechisches Kostüm, wodurch freilich der aus Stieler's Bildniß sprechende geheimräthliche Nimbus der weimarischen Excellenz vermieden wurde, doch birgt die Statue mehr als eine Achilles-Ferse, namentlich durch die theilweise Leibarmuth, platte Magerkeit und zerquetschte Breite der ganzen Figur, deren Anblick nur von einer Seite erbaulich und erhebend wirkt (Nr. 1346 Illustr. Ztg., Lpz. 17. April 1869). Das von Schwanthaler auf Matthias Corvinus modellirte und leider nicht zur Ausführung gebrachte Reiterstandbild übersetzte W. auf König Ludwig I., welches in der Münchener Ludwigsstraße zur Aufstellung kam, aber trotz großer Vorzüge im Gruppen-Ausbau, doch an einer heillosen Kostüm-Verquickung (classische Sandalen- und spanisches Krönungskostüm) leidet, ein artistischer Hiatus, welcher durch eine eigens deshalb von dem Künstler 1866 verfaßte Broschüre nicht erklärt werden konnte. Während der Fechter mit sarkastischen Waffen seine Gegner zu verwunden trachtete, bot er selbst sich als kritisches Object. Die Statuen auf Fr. v. Gärtner und Leo v. Klenze erhoben sich nicht über das herkömmliche Niveau und die freilich dem Charakter des Gebäudes angepaßte Statue des Benvenuto Cellini (in einer Nische der Glyptothek) läßt in ihrer olympischen Langweile den Meister der zierlichen Renaissance unmöglich errathen (Abbildung in Nr. 1003 Illustr. Ztg. vom 20. Septbr. 1862). Zweimal versuchte sich W. auch mit christlichen Stoffen, mit einer „Pietà" (1853) und einer „Madonna" (1882 für die neue Kirche zu Neuhausen), womit er ein ihm völlig fremdes Gebiet ohne besonderen Erfolg betrat; im letzteren Falle sogar mit einer Niederlage, da durch den allgemeinen Unwillen der Gemeinde das völlig untypische und willkürliche Werk beseitigt und durch eine geringfügige, aber im verständlichen Stylgefühl gehaltene Leistung ersetzt wurde. Zu Widnmann's besten Erzeugnissen zählten die Kolossal-Figuren des „Kastor und Pollux" am Treppenportal der neuen Akademie, deren Ausführung sich jedoch lange verzögerte, indeß sein Ehrendenkmal auf Peter Cornelius immer noch auf den Erzguß wartet. Auf für kunstgewerbliche Zwecke brachte W. manche Ideen zur Ausführung, z. B. einen Prachtkrug für den Grafen Thun, natürlich in stylgerechter Strenge auf jede Volksthümlichkeit im voraus verzichtend. W. war eine complicirte Natur, voll Idealität und Sarkasmus, den höchsten idalen

Zielen nacheifernd, voll Begeisterung für eine nationale deutsche Kunst, deren Mittel und Wirkungskreis ihm doch nach dem ganzen Gange seiner Bildung immer wieder unter den Händen entrannen. Mit vielen Ehren und Auszeichnungen noch bei seinem achtzigsten Geburtstage gefeiert, vollendete der greise Künstler am 3. März 1895 zu München seine Laufbahn.

Vgl. Raczynski II, 508. — Vincenz Müller, Handbuch für München (1845) S. 184. — Nagler XXI. — Bettelheim, Biogr. Blätter (1896), 3. Hft., S. 226 ff. Hyac. Holland.

Widukind, der Sachsenführer, der Hauptgegner Karl's des Großen während des ersten Abschnitts des Sachsenkrieges, war ein westfälischer Edeling und Gaufürst, der sich, wie es heißt, durch besondern Adel des Geschlechts und Reichthum der Besitzungen auszeichnete. Ob er auch erwählter Heerführer der Westfalen gewesen ist, muß dahingestellt bleiben, da die maßgebenden Quellen dies nicht berichten, auch seiner Theilnahme an einzelnen Kämpfen und Schlachten nicht ausdrücklich gedenken.

W. ist von großer Bedeutung als die Seele des Widerstandes der Sachsen gegen die fränkische Herrschaft und das Christenthum, der hervorragendste Vorfechter der alten Freiheit und des alten Götterglaubens seines Volkes. Wenn die Sachsen auch keine Einheit bildeten, so übte W. doch nahezu anderthalb Jahrzehnte hindurch einen weitreichenden Einfluß auf seine Volksgenossen. In ihm concentrirt sich ihre Widerstandskraft, die er immer von neuem in Bewegung zu setzen weiß und mit den anderen benachbarten verwandten Elementen in Verbindung bringt. So verdient er es, im Andenken des Volks als Nationalheld neben dem alten Befreier Germaniens, Armin dem Cherusker, fortzuleben, neben dessen Bild das seinige das Portal des westfälischen Ständehauses in Münster schmückt. — Nur ist es leider mit der Ueberlieferung über W. schlimm bestellt. Die wirklichen Quellen beschränken sich hinsichtlich seiner Person und seiner Thaten meist auf kurze Erwähnungen und Andeutungen, so daß es schwer fällt, sein Bild auch nur im Umriß zu zeichnen. Es ergeht, wie man nicht übel bemerkt hat, der Forschung mit ihm ähnlich wie lange Zeit Karl dem Großen; man kann ihm nicht recht beikommen.

Im Sommer 777 hielt Karl der Große die große Heer- und Reichsversammlung zum ersten Mal auf sächsischem Boden, in Paderborn. Auch die Sachsen, besonders die Großen, waren dahin beschieden und in der That aus allen Theilen des Landes zahlreich erschienen. Eine große Anzahl ließ sich taufen. Auch erklärten die Erschienenen, wie es schon früher geschehen war, ihre Freiheit und ihr Grundeigenthum für verwirkt, wenn sie von dem Frankenreiche, seiner Dynastie und dem Christenthum abfallen sollten. Nur der gefährlichste Gegner, W. nebst wenigen Gleichgesinnten war ausgeblieben. Er verharrte im Widerstande und flüchtete sich zu dem heidnischen Dänenkönige Sigfrid. Es ist das erste Mal, daß wir W. erwähnt finden. Da indessen hinzugefügt wird, er habe sich gefürchtet vor dem Könige zu erscheinen, weil er sich vieler Verbrechen bewußt gewesen sei, so ersieht man, daß er an den früheren Versuchen, die fränkische Herrschaft und das Christenthum abzuwehren, in ganz hervorragender Weise betheiligt gewesen sein muß. Insbesondere war es wol sein Werk gewesen, daß im Jahre zuvor, als ein Aufstand in Friaul den König über die Alpen gerufen hatte, die Eresburg (Stadtberge an der Diemel) von den Sachsen zerstört und auch die Sigiburg (Hohensyburg an der Mündung der Lenne in die Ruhr) von ihnen angegriffen worden war.

So räumt W. das Feld und bringt sich in Sicherheit, wenn sich im Augenblick keine Aussicht auf erfolgreichen Widerstand zeigt, aber um so fester und zäher behält er sein Ziel im Auge. Es wird auf sein und seiner Anhänger

Anstiften zurückgeführt, daß die Sachsen im nächsten Jahr (778) die abermalige Entfernung Karl's, der nach Spanien gezogen war, zu einem wilden Raubzuge benutzten und die Gestade des Rheins von Deutz bis gegenüber Koblenz verwüsteten. Als Karl bei der Rückkehr von dem spanischen Feldzuge auf die Kunde hiervon eilig seine ostfränkischen und alamannischen Mannschaften gegen sie sandte, traten sie zwar sofort den Rückzug an, verwüsteten jedoch auf diesem den Lahngau und die Wetterau und bedrohten das Kloster Fulda, aus dem man bereits die Gebeine des h. Bonifacius flüchtete, bis sie beim Uebergange über die Eder eingeholt und geschlagen wurden.

Im J. 782 schien das sächsische Land wieder einmal beruhigt, die Unterwerfung vollendet, wieder hielt Karl eine Reichsversammlung auf sächsischem Boden. Sie fand im Juli zu Lippspringe statt und war von den Sachsen zahlreich besucht. Nachdem eine vorläufige Ordnung der kirchlichen Verhältnisse schon früher stattgefunden hatte, wurde nunmehr die fränkische Grafschaftsverfassung auf Sachsen übertragen und sächsische Edelinge zu Grafen ernannt; vielleicht, wenn eine freilich keineswegs sicher begründete Vermuthung zutreffen sollte, auch jenes strenge Gesetz erlassen, das jedem ferneren Abfall vom Christenthum und Frankenreiche vorbeugen sollte. Aber W. war auch dies Mal ausgeblieben, er befand sich auch jetzt als Flüchtling in Dänemark. Eine Gesandtschaft des Dänenkönigs Sigfrid, die zu Lippspringe bei Karl erschien, mag sich wol auf Widukind's Angelegenheiten bezogen haben, erzielte jedoch offenbar kein befriedigendes Ergebniß. So sollte sich denn auch die Annahme, die Unterwerfung Sachsens sei vollendet, als ein trügerischer Wahn erweisen. Gerade jetzt erhoben sich die Sachsen allgemeiner und ungestümer als je. Sobald Karl den Rückweg an den Rhein angetreten hatte, erschien W. wieder auf sächsischem Boden, rief seine Volksgenossen zum Kampfe auf und schwellte ihren Muth mit der Hoffnung auf Befreiung. Wie immer, richtete sich ihre Erbitterung vor allem gegen die christlichen Niederlassungen und Glaubensboten. Einer dieser Missionare, Willehad, der spätere erste Bischof von Bremen, der in den letzten Jahren mit großem Erfolge in dem Gau Wigmodia zwischen der unteren Weser und Elbe gepredigt hatte, sah die Früchte seines Wirkens plötzlich mit einem Schlage wieder vernichtet und mußte flüchten. Auch seine Schüler mußten fliehen, insoweit sie nicht dem Aufstande zum Opfer fielen.

König Karl hatte unterdessen, noch ohne Kunde von der neuen Erhebung der Sachsen, drei seiner Hofbeamten ausgesandt, um mit einem altfränkisch-sächsischen Aufgebot die wendischen Sorben zurückzutreiben, welche in Thüringen und Sachsen eingefallen waren. Jetzt wandten sich diese Hofbeamten vielmehr gegen die Sachsen, erlitten aber die schwere Schlappe am Süntelgebirge, bei der zwei von ihnen, der Kämmerer Adalgis und der Marschalk Gailo, nebst einer Anzahl von Grafen und andern vornehmen Männern fielen.

W. hatte also für den Augenblick große Erfolge erreicht, wenn auch erst spätere Nachrichten ihn persönlich zum Sieger vom Süntel machen. Die Nachrichten von diesen Ereignissen waren für Karl die unwillkommenste Ueberraschung. Trotz der vorgerückten Jahreszeit brach er ohne Säumen mit soviel Truppen, als er in der Eile sammeln konnte, nach Sachsen auf und zog bis zur Mündung der Aller in die Weser bei Verden, wohin er die Häuptlinge der Sachsen zur Verantwortung lud. Allgemein wurde W. als der Anstifter der Empörung bezeichnet, aber er hatte abermals Zuflucht bei den Dänen gesucht. So mußte sich Karl mit der Auslieferung der mitschuldigen Anhänger seines zähesten Gegners begnügen. Es folgte jenes entsetzliche, blutige Strafgericht in Verden, dessen Realität nicht zu bezweifeln ist, wenn man es auch für unglaublich erklärt hat, daß der König 4500 Sachsen an einem Tage habe enthaupten lassen.

Jedoch brachte auch diese grausame Härte keineswegs die beabsichtigte abschreckende Wirkung hervor. Im J. 783 mußte sich Karl mit den Sachsen in den Feldschlachten bei Detmold und an der Hase messen, von denen erst die letztere mit einem entscheidenden Siege des Königs endigte. Ob W. selbst damals wieder nach Sachsen heimgekehrt war und persönlich an diesen Kämpfen theilnahm, bleibt ungewiß. Bezeugt ist es nicht. Vielleicht wandte er sich, nachdem Karl's Sache wiederum siegreich geblieben war, in das Gebiet der Nordalbinger, wo wir ihn später finden, oder auch zunächst zu den Friesen, unter denen er ebenfalls eine Bewegung hervorrief. Ganz Friesland im Osten und Norden des Flie fiel wieder in das Heidenthum zurück. Aehnlich wie früher Willehad aus Wigmodia, mußte jetzt Liudger, der nachmalige erste Bischof von Münster, welcher seit sieben Jahren im Ostergau predigte und taufte, flüchten und begab sich, gleich jenem, zunächst nach Rom. Durch diese Verhältnisse sah sich Karl im J. 784 veranlaßt, einen abermaligen Feldzug nach Sachsen zu unternehmen. Die Absicht des Königs, in die von den fränkischen Waffen noch wenig berührten nördlichen Gaue vorzudringen und damit einen Hauptheerd der Empörung zu ersticken, wurde jedoch namentlich durch Ueberschwemmungen der Weser vereitelt. Es kam zwar zu einem Uebereinkommen mit den Ostfalen in Schöningen, und der gleichnamige Sohn des Königs focht an der Lippe im Dreingau mit seinen Reiterscharen mit Glück gegen die Westfalen. Ein durchgreifender Erfolg schien jedoch nur erreichbar, wenn den Sachsen endlich einmal die Gelegenheit abgeschnitten würde, während der Abwesenheit des Königs und der fränkischen Heeresmacht im Winter und Frühling den Widerstand immer von neuem ins Werk zu setzen. Noch vor Ablauf des Jahres trat der König daher einen neuen Zug nach Sachsen an. Weihnachten 784 beging er im Lager im Lande der Engern an der Emmer, nahe bei der Schiederburg. Von da rückte er verwüstend bis nach Rehme oberhalb der Porta Westfalica und nahm endlich, als die Jahreszeit und Ueberschwemmungen ihn umzukehren nöthigten, sein Winterquartier in der Eresburg. Auch seine Familie ließ er sich nachkommen. Das Heer ward in der Umgegend in Baracken vertheilt, auch dann aber einzelne Heeresabtheilungen auf Streifzüge in das Innere des Landes ausgesandt, an denen bisweilen der König selber sich betheiligte. Im Juni 785 folgte eine Heerversammlung zu Paderborn, an der auch die Sachsen theilnahmen. Von da aus zog Karl weiter in das Land, ohne irgendwo auf Widerstand zu stoßen. Er gelangte in den Gau Dersia, zwischen der oberen Hase und Hunte, dann überschritt er die Weser. Das Land wurde verwüstet, die Befestigungen und Verhaue der Sachsen zerstört. Als der König in den Bardengau, am linken Ufer der Elbe, kam, erfuhr er, daß W. und Abbio, ein anderer sächsischer Großer, der Widukind's Schwiegersohn gewesen sein soll und jedenfalls damals sein hervorragendster, nächster Genosse war, sich im Gebiete der Nordalbinger befänden. Der weitere Verlauf der Dinge zeigt, daß Karl besonders viel daran lag, den Widerstand des zähesten Gegners zu beseitigen, um das Uebel an der Wurzel zu fassen, und daß Widukind's Glauben an die Sache, die er bisher vertheidigt, nunmehr gebrochen war. Der König entschloß sich zu dem Versuch, W. und Abbio zu friedlicher Unterwerfung zu bewegen. Er knüpfte Unterhandlungen mit ihnen durch andere Sachsen an und ließ sie auffordern, sich ohne Furcht bei ihm einzufinden. Auf ihr Verlangen, Bürgschaft für ihre Sicherheit und Straflosigkeit zu erlangen, ging er ein und verpflichtete sich ihnen Geiseln zu stellen, wogegen sie versprachen, im Frankenreich vor ihm zu erscheinen. Es mochte ihnen leichter scheinen, die Unterwerfung unter den Frankenkönig und das Christenthum dort, fern von der Heimath, zu vollziehen. Nachdem ihnen die Geiseln durch einen fränkischen Hofbeamten, Amalwin, zugeführt waren, erschienen

W. und Abbio in der That in Attigny an der Aisne, einer alten fränkischen Königspfalz in der Champagne, an Karl's Hoflager und empfingen hier nebst einer Anzahl von Genossen, welche sie begleitet halten, die Taufe. Karl hob seinen langjährigen gefährlichsten Feind selbst aus dem Taufwasser und ehrte ihn durch reiche Geschenke. Es geschah noch im J. 785, vielleicht am Weihnachtsfeste. Alle Umstände lassen die außerordentliche Bedeutung des Mannes, mit dessen Unterwerfung diejenige Sachsens vollendet zu schein schien, klar hervortreten. Karl sandte die Kunde von seinen großen Erfolgen durch den Abt Andreas von Luxeuil an den Papst Hadrian I. und ließ ihm den Wunsch ausdrücken, er möge ein allgemeines christliches Dankfest anordnen, welches der Papst denn auch auf den 23., 26. und 28. Juni 786 ansetzte. Zeitgenossen sahen in dem Geschehenen den Abschluß des Werkes, das unter Gregor dem Großen mit der Bekehrung der Sachsen in Britannien begonnen hatte.

Dennoch sollte der Sachsenkrieg später wieder aufleben und das Ziel, an dem man jetzt bereits zu stehen glaubte, erst etwa zwei Jahrzehnte später erreicht werden. Aber W. hat keinen Theil mehr daran gehabt. Er verschwindet seit seiner Taufe aus der Geschichte, jedoch Alles weist darauf hin, daß er seinem Gelübde treu blieb und weder in das Heidenthum noch seinen Freiheitstrotz zurückfiel. Wahrscheinlich ist er nach der Taufe nach Sachsen heimgekehrt, während die Annahme, daß Karl ihn nun, wie schon früher andere sächsische Edelinge, zum Grafen in einen sächsischen Gau eingesetzt habe, mindestens der sichern Begründung ermangelt. Dürften wir einer Nachricht aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts Glauben schenken, so würde W. in der Zeit nach seiner Bekehrung Güter in der Gegend von Buddonfeld (vermuthlich Büdefeld, ein jetzt ausgegangener Ort in der Gegend von Corbach) besessen und sich dort bisweilen aufgehalten haben. In einer der jüngeren Lebensbeschreibungen Liudger's wird nämlich erzählt, Liudger habe, als er einmal durch den Hessengau zum Hofe reiste, einem Manne das Leben gerettet, der wegen eines an dem sächsischen Herzog Widukind verübten Pferdediebstahls zum Tode verurtheilt und gesteinigt worden war. Liudger, heißt es, kam an der Richtstätte vorbei, wo man den Gesteinigten für todt hatte liegen lassen; da er jedoch erfuhr, daß es ein Christ sei, ließ er W. um die Erlaubniß bitten, den Leichnam beerdigen zu dürfen, die er auch erhielt. Er ließ daher die zerstückelten Glieder in einem Mantel sammeln, bemerkte jedoch während der Bestattung, daß noch Leben in dem Körper sei, und nachdem die Wunden des Mannes verbunden waren, genas derselbe in kurzer Zeit. Noch jetzt, fügt jener Biograph Liudger's hinzu, stehe an jenem Orte ein steinernes Kreuz, welches die Einwohner zum Andenken an dies Wunder errichtet hätten, und nach dem Namen jenes geretteten Mannes, Buddo, heiße die Stätte das Buddonfeld. Es könnte für die Glaubwürdigkeit dieser Erzählung sprechen, daß Pferdediebstahl nach sächsischem Recht in der That mit Todesstrafe bedroht war. Auch will der Verfasser das Ereigniß von Jüngern des h. Liudger zuverlässig erfahren haben. Bedenkt man jedoch, daß seine Schrift überhaupt an Irrthümern und Fehlern reich ist und daß die angegebene Etymologie des Namens Buddonfeld, welcher Knochenfeld bedeutet, mythisch erscheint, so wird man diese Geschichte, auch wenn man sie ihres wunderbaren Charakters entkleidet, mit zweifelhaftem Auge betrachten. Man meint ferner aus dem Besitz seiner Nachkommenschaft erschließen zu können, daß W. Güter in der Gegend von Wildeshausen, in Engern u. s. w. besessen habe. Daß er überhaupt Güter hinterließ, scheint durch die Acten einer Synode bestätigt zu werden, welche auf Geheiß Kaiser Heinrich's I. und Karl's des Einfältigen im J. 922 in Coblenz stattfand und an welcher u. a. die Bischöfe von Minden, Osnabrück und Paderborn theilnahmen, denn hier wird den Bischöfen das Recht

auf den Zehnten von dem Erbgut „des alten Grafen oder Herzogs Widukind“ und seiner Nachfolger zuerkannt — eine Bestimmung, welche möglicherweise zugleich darauf deuten könnte, daß Karl einst W. den Zehnten an die Kirche, der bei den Sachsen besonders unbeliebt und verhaßt gewesen war, erlassen hatte.

Ueber die Nachkommenschaft des alten Sachsenhelden sind wir näher unterrichtet. Ein Sohn Widukind's war Wibreht, der als ein Mann von vornehmer Stellung bezeichnet, besonders aber als höchst eifriger Christ gerühmt wird. Nicht minder war dies Wibreht's Sohn, Graf Waltbert, der am Hofe Kaiser Lothar's I. aufwuchs und dessen Vassall wurde. Mit Empfehlungsbriefen Lothar's an Kaiser Ludwig II., Papst Leo IV. und die weltlichen und kirchlichen Beamten Italiens versehen, wallfahrtete er im J. 851 nach Rom, um zur Befestigung des Christenthums in Sachsen Reliquien von dort zu holen, und brachte die Gebeine des h. Alexander, des Sohnes der Felicitas, heim, welche in Wildeshausen an der Hunte, wo er ein Mönchskloster stiftete, ihre Stätte fanden. Ein weiterer Sproß dieser Familie, Wigbert, gehörte als Diaconus der Hofgeistlichkeit Ludwig's des Deutschen an und wurde dann Bischof von Verden, wo er von 874 bis 908 als solcher waltete. Einen noch weit helleren Glanz wirft es auf Widukind's Andenken, daß auch Mathilde, die zweite Gemahlin des Sachsenherzogs und späteren Königs Heinrich I., eine Urenkelin von ihm war. So wurde der einstige Führer der Sachsen gegen Karl den Großen ein Ahnherr des sächsischen Kaiserhauses. Wenn dagegen auch eine große Anzahl anderer fürstlicher Geschlechter ihren Ursprung angeblich von W. herleitet, so läßt sich dies fast in keinem Falle wirklich begründen, auch nicht hinsichtlich der billungischen Herzoge von Sachsen oder der Grafen von Oldenburg, oder der französischen Capetinger, als deren Stammvater ein Deutscher Namens Witichin genannt wird, und des Hauses Savoyen, welches immerhin sächsischen Ursprungs sein mag. Nur insofern zählen die Capetinger zur Nachkommenschaft Widukind's, als die Mutter Hugo Capet's eine Tochter der Königin Mathilde war.

Ueberhaupt haben Sage und gelehrte Fabelei sich üppig wuchernd um diese Gestalt gerankt. Bot ihnen doch die Dürftigkeit der geschichtlichen Ueberlieferung den weitesten Spielraum und wurde diese doch so völlig verdunkelt oder in den Hintergrund gedrängt, daß der sich durch einen mehr als dreißigjährigen Zeitraum hinziehende Krieg Karl's des Großen mit den Sachsen bereits im 10. Jahrhundert zu einem Zweikampf zwischen Karl und W. gemacht wird, oder daß, während Attigny als Ort der Taufe des großen Sachsenführers geschichtlich vollkommen feststeht, noch etwa ein Dutzend anderer Orte als angebliche Stätten dieses Vorganges bezeichnet werden.

So hat die spätere erfinderische Gelehrsamkeit W. eine lange Reihe königlicher Vorfahren angedichtet, unter denen Marbod, Hengist und Horsa erscheinen. Als sein Vater wird Wernekin, als seine Mutter eine rügensche Fürstentochter Gunhild, als seine Gemahlin Gheva genannt, die eine Schwester oder Tochter jenes Dänenkönigs Sigfrid gewesen sein soll, an dessen Hof W. Zuflucht gesucht hatte. Alle diese Angaben haben nicht den geringsten Werth, und noch durchsichtiger ist die Version, welche einen König von Wessex, Edelhard, zu seinem Vater macht. Der durch Ansehen und Einfluß weithin mächtige westfälische Gaufürst wird ferner in der Sage zum Landesherzog, ja zum König, bald allgemein des Volkes und Landes der Sachsen, bald specieller der Westfalen oder Engern, während die spätere Pseudogelehrsamkeit nicht ruht, bis sie ganz genau seinen Titel als „Herzog zu Engern, Graf von Jülich, Iburg und Minden, Dynasta in Ostphalen“ festgestellt hat. Wenn W. mit Vorliebe als „König von Engern“ bezeichnet wird, so knüpft sich dies daran, daß Enger (welches übrigens nicht in Engern, sondern in Westfalen lag) der Mittelpunkt seiner

Verehrung wurde. Zu Enger soll er seine Hauptburg gehabt und eine Kirche erbaut haben. Ebenda wird sein angebliches Grabmal gezeigt. Dorthin sind seine vermeintlichen Gebeine im J. 1822 von Herford, wohin das Stift Enger im 15. Jahrhundert verlegt worden war, zurückgebracht worden, und dort wird auch jährlich an seinem angeblichen Todestage (7. Januar) die sog. Wittekindsspende ausgetheilt. Gesicherte Thatsache ist jedoch nur, daß einer seiner Nachkommen, Graf Thiedrich, der Vater der Königin Mathilde, Enger besaß. Das dortige Kloster ist erst von Mathilde selbst gestiftet und könnte höchstens aus einer von W. errichteten Zelle hervorgegangen sein. Ebenso stammt das Grabmal frühestens aus dem 12. Jahrhundert, Kaiser Karl IV. ließ es im J. 1377 erneuern, seine jetzige Gestalt scheint es sogar erst im 17. Jahrhundert erhalten zu haben.

Außer in Enger soll W. auch noch an manchen anderen Orten Kirchen erbaut haben. Während er in den Karlssagen als Vorkämpfer des Heidenthums fortlebt, verherrlicht ihn die Legende vorzugsweise als bekehrten frommen Christen, wie sich ja seine Nachkommenschaft in der That eifrig beflissen zeigte, das Christenthum in Sachsen zu befestigen. Ohne förmlich canonisirt zu sein, ist W. sogar beinahe zu einem Heiligen geworden. Besonders hat hierzu der Kölner Karthäuser Werner Rolevinck beigetragen, der im 15. Jahrhundert die Geschichte seiner westfälischen Heimath mit warmer Liebe schrieb. Aber auch Bolland hat W. in den Acta Sanctorum berücksichtigt.

Abgesehen von den Erwähnungen Widukind's in den großen fränkischen Reichsannalen (den sog. Annales Laurissenses maiores und Annales Einhardi) und anderen Jahrbüchern jener Zeit kommt vornehmlich die Translatio s. Alexandri als Quelle über seine Nachkommenschaft in Betracht. Man hat diese Schrift nicht unpassend als ein Familiendocument seines Hauses bezeichnet, und sie spiegelt auch gewissermaßen den schroffen Uebergang von dem alten, starren Heidenthum zu gläubigem Christenthum wieder, der Widukind's eigenes Leben bezeichnet. Die Einleitung ist auf Veranlassung des Grafen Waltbert von Rudolf von Fulda verfaßt, die Fortsetzung nach Rudolf's Tod (865) von seinem Schüler Meginhard hinzugefügt. Zweifel an diesem Sachverhalt, welche A. Wetzel in seiner Untersuchung der Translatio (Kiel 1881) aufgeworfen hat, sind nicht überzeugend begründet. Besonders interessant ist, daß Rudolf, ein namhafter Schriftsteller seiner Zeit, die Zustände der Sachsen in ihrer Heidenzeit hier an der Hand der Germania des Tacitus schildert. — Während später die gelehrte Fabelei über W. in einem phantastischen „Leben Wittekind's des Großen“ (Dresden 1775) ihren Höhepunkt erreichte, ist die Ueberlieferung über ihn in neuerer Zeit sorgfältig geprüft und gesichtet worden in den Schriften von Wilhelm Diekamp, „Widukind, der Sachsenführer, nach Geschichte und Sage“. Eine gekrönte Preisschrift. I. Theil (Inaugural-Dissertation). Münster 1877 und von Jos. Dettmer (Missionar in Enger), „Der Sachsenführer Widukind nach Geschichte und Sage“. Würzburg 1879. Diekamp's Schrift verdient unbedingtes Lob, ist aber nicht abgeschlossen. Auch die Arbeit von Dettmer ist als sehr fleißig anzuerkennen, legt jedoch an die Ueberlieferung nicht durchweg den Maßstab streng wissenschaftlicher Kritik an. B. v. Simson.

Widukind, in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts Mönch im Kl. Corvey, ist der Verfasser eines mit Recht sehr hochgeschätzten Geschichtswerkes. Von seiner Person wissen wir nichts, als was er selbst sagt, nämlich, daß er Heiligenleben geschrieben hat, d. h. ältere Legenden überarbeitet. Er muß also trotz seines recht mangelhaften Latein als Stilist gegolten haben, und da er auch nicht ohne gelehrte Bildung war, mag er vielleicht als Lehrer der Klosterschüler gewirkt

haben. Von seiner früheren Beschäftigung abgelenkt wurde er, wie er selbst berichtet, durch den wachsenden Ruhm seines Volkes unter Otto I. Er stellte nun zusammen, was er aus alter Ueberlieferung, durch gelehrte Combination mehr verwirrt als gereinigt, über die Vorzeit der Sachsen wußte, schilderte in für uns unschätzbarer Weise die Thaten Heinrich's I. und die Geschicke seines Sohnes Otto, wie dieser anfangs mit den größten Gefahren zu kämpfen hat, endlich aber als siegreicher Held in Frieden herrscht; mit dem tragischen Untergange seines unversöhnlichen Widersachers in Sachsen selbst, Wichmann's, schloß er das Werk, welches er des Kaisers Tochter, der zwölfjährigen Aebtissin von Quedlinburg widmete (967). Ein vermuthlich auch von ihm herrührender Nachtrag führt die Geschichte bis zur letzten Heimkehr des Kaisers und zu seinem Tod.

Nach Widukind's Auffassung mußten die Sachsen den Franken unterliegen, um Christen zu werden; durch die Uebertragung des hl. Veit aus St. Denis nach Corvey aber kommt das Glück zu den Sachsen und von ihm beschützt, gewinnen die Sachsenfürsten das Reich und beherrschen es mit ihren Sachsen. In seiner universalen Stellung bleibt Otto W. fremd und die Kaiserkrönung erwähnt er nicht einmal. Von den entfernteren Vorgängen hat er überhaupt nur wenig Kunde. Obgleich eifriger Mönch, berührt er doch die kirchliche Politik Otto's gar nicht; dagegen ziehen ihn die kriegerischen Vorgänge und Thaten im höchsten Grade an, Heldengestalten, selbst wenn sie Rebellen sind, wie Wichmann, fesseln sein Interesse. So hat er uns die Geschichte seiner Zeit nur mangelhaft und theilweise in schiefer Darstellung überliefert, aber was er giebt, ist unschätzbar und vieles durch ihn allein uns bekannt; innere Herzenswärme und oft epische Breite der Erzählung machen sein Werk ungemein anziehend und erheben es hoch über die trockene Chronik. Störend ist dabei der vorzüglich Sallust nachgeahmte Ausdruck, unpassende antike Benennungen und bei mangelhafter grammatischer Schulung zuweilen unverständliche Kürze. Dagegen halte ich einen von höfischer Seite und vom Erzb. Wilhelm von Mainz auf ihn ausgeübten Einfluß, den zuerst R. Koepke behauptete, für unerwiesen und unannehmbar, wenn auch augenscheinlich er auf die Erzbischöfe von Mainz eine gewisse furchtsame Rücksicht genommen hat.

Beste Ausg. von G. Waitz 1882, 8. Uebers. von Schottin, überarbeitet von W. Wattenbach 1891 (Geschichtschr. X, 6). — Wattenbach, Deutschl. Geschichtsqu. (1893) I, 328—333. — Ders. Wid. v. C. und die Erzbischöfe v. Mainz, Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. 1896, S. 339—352.

Wattenbach.

Wiebe: Friedr. Karl Hermann W., Ingenieur, geboren am 27. October 1818 zu Thorn, † am 26. März 1881 zu Berlin, erwarb sich seine Jugendbildung auf dem Gymnasium in Elbing, welches er bis Secunda besuchte. In der Absicht sich dem Mühlenbau zu widmen, der sich damals infolge der vollständig durch amerikanische und englische Neuanlagen veränderten Verhältnisse in einer großen Umwälzung befand, machte W. erst eine zweijährige Lehrzeit in einer Getreidemühle durch und besuchte dann drei Jahre das königliche Gewerbeinstitut in Berlin, welches er im Alter von 23 Jahren als geprüfter Mühlenbaumeister verließ, um sich dauernd in Berlin niederzulassen. Schon 1847 übertrug man ihm — auf Veranlassung Beuth's — die Vertretung des Lehrers für Maschinenelemente an der königlichen allgemeinen Bauschule, Salzenberg, der um diese Zeit den Auftrag erhalten hatte, die Sophienkirche in Constantinopel aufzunehmen. In dieser Stellung zeigte und entwickelte sich sehr bald das Lehrtalent Wiebe's, so daß er nach kurzer Zeit auch mit dem Unterricht in der Maschinenkunde an dem Gewerbeinstitut betraut und 1853 als Professor dieses Faches dauernd zum Mitglied des Professorencollegiums dieser

Anstalt ernannt wurde. Sehr kurze Zeit nach bestandenem Mühlenbaumeister-examen, nämlich 1843, begann er seine fruchtbringende litterarische Thätigkeit mit der Herausgabe des „Archivs für den praktischen Mühlenbau", in dem er zahlreiche Abbildungen und Beschreibungen ausgeführter Maschinen aus dem Gebiete des Mühlenbaus brachte, und dem sich 1848 „Vorträge über Maschinenbau" anschlossen. Die damals an guten Werken über den Maschinenbau nicht reiche Litteratur vermehrte W. 1853—1860 mit einem zweibändigen Werke „Die Lehre von den einfachen Maschinentheilen", dem 1858 und 1861 das ebenfalls zweibändige Werk „Die Maschinenbaumaterialien und deren Bearbeitung" ferner 1861 „Die Mahlmühlen" und 1868 „Die Theorie der Turbinen" sowie 1876 „Die Schieberbewegung der Dampfmaschinen" folgten. Unter dem Titel „Skizzenbuch für den Ingenieur und Maschinenbauer" begann W. 1858 eine Sammlung ausgeführter Maschinen, Fabrikanlagen, Feuerungen, eiserner Bauconstructionen u. dergl. in Heften zu veröffentlichen, welche in vorzüglichen Maßzeichnungen mit kurzem Text alle bedeutenden Arbeiten auf dem bezeichneten Gebiete brachte und ihres großen Werthes halber weit über den Tod des Herausgebers hinaus ihre Fortsetzung fand. — Wenn auch diese Werke selbstverständlich das Gepräge ihrer Zeit tragen, so sind sie andererseits hervorragend durch die systematische Anordnung des Stoffes, klare Darstellungsmethode und durch die vollständig erreichte Absicht des Verfassers ein Band zwischen Schule und Werkstatt zu ziehen, weshalb sie in der technischen Litteratur als bedeutungsvolle Erzeugnisse zu gelten haben. Ueberhaupt blieb W. auch der Praxis stets treu, wofür insbesondere der Umstand Zeugniß ablegt, daß er in maßgebender Weise bei einer Anzahl größerer Mühlenanlagen, z. B. der Proviantmühlen der fünf großen preußischen Festungen und anderer dem Verpflegungswesen der Armee dienenden maschinellen Ausführungen thätig war.

Als im J. 1877 die Vereinigung der Berliner Bauakademie mit der Gewerbeakademie durchgeführt werden sollte und auf Grund einer neuen Organisation ein Wahldirectorat eingerichtet war, wurde W. am 17. December 1877 vom Collegium mit 25 von 30 Stimmen zum ersten Director der neuen höheren Lehranstalt gewählt und kurze Zeit darauf von dem König von Preußen unter Verleihung des Charakters des Geheimen Regierungsrathes bestätigt. In dieser Stellung hatte er Gelegenheit seine besondere Organisationsfähigkeit zur Geltung zu bringen, infolgedessen das getroffene Provisorium schon anfangs 1879 sein Ende erreichen konnte. Die preußische Unterrichtsverwaltung, welche sich die erstmalige Besetzung des Rectoramtes vorbehalten hatte, ernannte W. sodann in Anerkennung seiner geleisteten Dienste, besonders aber wegen seiner bewiesenen Tüchtigkeit als Verwaltungsbeamter zum Rector der Berliner höheren technischen Lehranstalt, die von nun an die Bezeichnung technische Hochschule führte. Wie sehr W. das Vertrauen seiner Collegen sich erworben hatte, geht daraus hervor, daß er nach Ablauf seiner Dienstperiode als nunmehriger erster Wahlrector auch aus der Collegiumsabstimmung hervorging. Bald nachdem W. die erste öffentliche Feier der technischen Hochschule geleitet hatte, ereilte ihn am 26. März 1881 der Tod.

W. hat es in ausgezeichneter Weise verstanden, als Lehrer seine Schüler stets über die leicht verwirrenden Einzelheiten hinweg auf den großen Zusammenhang zu lenken, als einer der ersten technischen Schriftsteller die Theorie für die Praxis nutzbar zu machen und praktische Erfahrungen wissenschaftlich zu erläutern und so dann durch sein reiches Wissen und seine Beherrschung der Verhältnisse zur Neugestaltung des höheren technischen Unterrichtes in der segensreichsten Weise anzuregen, so daß er zu denjenigen Vorkämpfern zu zählen ist, welchen an der Ueberwindung der dem höheren technischen Unterricht gegenüberstehenden Vor-

urtheile und somit an der Hebung des technischen Unterrichtswesens ein hervorragender Antheil gebührt. E. v. Hoyer.

Wiebel: Johann Wilhelm v. W., deutscher Militärarzt, geboren am 24. October 1767 in Berlin, † am 6. Januar 1847 ebenda, promovirte 1795 in Erlangen mit der Dissertation „Analecta quaedam de ulceribus pedum vetustis“, wurde 1784 preußischer Compagniechirurg, 1807 Generalchirurg, 1814 Leibarzt des Königs, 1815 geh. Obermedicinalrath, 1822 erster Generalstabsarzt und Chef des Militärmedicinalwesens, als der er 1827 geadelt wurde, und stieg 1836 an Hufeland's Stelle zum ersten Leibarzte des Königs auf. Seine Verdienste bestehen darin, daß er für die veraltete eine neue Heilmittelwirthschaft im Heere einführte, und eine gründlichere Ausbildung der Militärärzte veranlaßte. Unter seinem Einflusse wurden 1832 für den niedern Sanitätsdienst Sanitätsunterofficiere (Chirurgengehülfen, wie sie damals hießen; Lazarethgehülfen, wie sie jetzt genannt werden) angestellt, die noch jetzt einen unentbehrlichen Heeresbestandtheil bilden. 1834 erschienen neue „Vorschriften für den Dienst der Krankenpflege im Felde“, nach denen für jedes Armeecorps ein Feldlazarethstab mit 3 leichten und 3 schweren — letztere wurden 1844 in ein Hauptlazareth vereinigt — vorgesehen waren. Schon 1834 feierte der einfache und biedere Mann sein fünfzig-, am 1. October 1844 sogar sein sechzigjähriges Dienstjubiläum. Sein Bildniß ziert den 3. Band von Rust's Magazin u. s. w. 1818. Seine litterarischen Leistungen sind „Beschreibung neuer Instrumente zur Verrichtung des hohen und Seitensteinschnitts angegeben von Montagna“ (Gräfe's und Walther's Journal 1822), „Med.-chir. Neuigkeiten aus Paris“ (ebenda 1825), und eine Anzahl amtlicher Berichte z. B. „Zusammenstellung der bisherigen Resultate der Revaccination der Armee“ (Rust's Magazin u. s. w. 1831).

Dr. J. W. v. Wiebel in lebensgeschichtlichen Umrissen u. s. w. Berlin 1834. — Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 25, 1847, II, 875. — Callisen, XXI, 128, XXXIII, 289. — Biogr. Lexikon der hervorragenden Aerzte VI. H. Frölich.

Wiebke: Barthold W., Maler des ausgehenden siebzehnten Jahrhunderts, über dessen Lebensumstände bisher noch nichts ermittelt worden ist. Sein Name ist friesisch, seine Heimath war vermuthlich Hoorn. In der Dresdner Galerie findet sich ein mit seinem vollen Namen und der Jahreszahl 1679 unterschriebenes Fruchtstück, während die Casseler Galerie ein zweites Bild mit dem Monogramm des Künstlers und der Jahreszahl 1682 bewahrt.

Vgl. K. Woermann, Katalog der kgl. Gemäldegallerie zu Dresden. Große Ausgabe. 3. Aufl. Dresden 1896. S. 601. H. A. Lier.

Wieck: Friedrich Georg W., technologischer Schriftsteller und Industrieller, geboren am 24. Juli 1800 in der Stadt Schleswig als Sohn eines angesehenen Kaufmanns, † am 17. Januar 1860 in Leipzig, erlernte nach gehörigem Schulbesuch das Handlungsgeschäft 1815—1820 im väterlichen Hause und trat dann in das Spitzengeschäft von Eisenstuck & Co. in Annaberg (Erzgebirge) als Gehülfe ein. Mit großem Scharfblick ausgestattet, erkannte er bald die großen Mängel, welche der deutschen Industrie anhafteten. Namentlich gab ihm seine Stellung in Annaberg die beste Gelegenheit dazu, indem u. A. die wichtigen Maschinen zur Erzeugung von Spitzengrund (Bobbinnet) in England unter strengem Ausfuhrverbot standen, und somit Deutschland gezwungen wurde, dies in großer Menge verlangte Fabrikat aus England zu beziehen. W. machte sich infolge seiner Wahrnehmungen die Hebung der deutschen Industrie zur Lebensaufgabe, wobei in erster Linie sein Bestreben dahin zielte, dieselbe vom Auslande unabhängig zu gestalten. Hierzu schlug er verschiedene Wege ein. Nachdem er 1823 ein Exportgeschäft in Bremen übernommen und im Interesse dieses

Geschäftes in dem gewerbereichen Chemnitz seinen Wohnsitz gewählt hatte, unternahm er 1828 eine Reise nach England, um die englische Weltindustrie an Ort und Stelle, insbesondere aber die Bobbinnetmaschine zum Zwecke der Einführung in Deutschland kennen zu lernen. Die nächste Folge davon war die Bildung eines Actienvereins „Sächsische Bobbinnetmanufactur“ in Chemnitz 1830 unter Wieck's Leitung, die 1832 nach Harthau bei Chemnitz verlegt, aber trotz aller Bemühung Wieck's doch 1837 infolge ungünstiger Zeitverhältnisse wieder aufgelöst wurde. W., der sein Exportgeschäft auch aufgegeben hatte, zog aus diesem Ereigniß die Lehre, daß durch solche unmittelbare Uebertragung von Industriezweigen das Ziel nicht zu erreichen sei, entsagte mit schwerem Herzen dem gewerblichen Schaffen und wählte für seine Zwecke den schriftstellerischen Beruf, der sich dann auch als außerordentlich segensreich erwies.

Unter dem Titel „Gewerbeblatt für Sachsen“ war 1836 in Chemnitz eine bescheidene Zeitschrift ins Leben gerufen. Unmittelbar nach Auflösung des oben genannten Unternehmens trat W. als Mitarbeiter zugleich in die Redaction dieses Blattes ein, um bald darauf die Redaction ganz zu übernehmen und in kurzer Zeit dem Blatte eine Bedeutung zu geben, die weit über die Grenzen Sachsens hinausreichte und die neue Benennung „Deutsche Gewerbezeitung und Sächsisches Gewerbeblatt“ durchaus rechtfertigte. In der Leitung dieser Zeitschrift erkennt man nicht nur den wirthschaftlich politischen Scharfblick Wieck's, der u. A. mit aller Kraft trotz stetiger Anfeindung die Befreiung der gewerblichen Arbeit von allen zünftlerischen Schranken und bureaukratischer Willkür verfocht, sondern auch seine Umsicht in der Auswahl seiner Mitarbeiter sowie seine Geschicklichkeit den Lesern Anregendes und Nachahmungswerthes auf allen Gebieten des Gewerbewesens zu bieten, so daß diese Gewerbezeitung, deren Redacteur W. bis zu seinem Tode blieb, außerordentlich viel zur Hebung des deutschen Gewerbes beigetragen hat und jetzt eine Quelle für denjenigen bietet, der diese Entwicklung geschichtlich verfolgen will. Es konnte unter solchen Umständen nicht ausbleiben, daß W. von allen Seiten zu Rathe gezogen wurde, wenn weitgreifende Fragen des Gewerbewesens auftauchten; deßhalb wurde W. von der sächsischen Regierung als Commissär nach allen nennenswerthen Ausstellungen entsandt, 1848 in die Commission zur Berathung der Gewerb- und Arbeiterverhältnisse nach Dresden berufen, jahrelang zum Vorsitzenden des großen Polytechnischen Vereins in Leipzig gewählt und unausgesetzt mit Gutachten auf dem Gebiete der Gewerbegesetzgebung, des Patentwesens u. s. w. betraut. — Neben dieser zeitraubenden Thätigkeit ermöglichte es W. auch noch durch Herausgabe von hochinteressanten und zeitgemäßen Schriften zu wirken, unter welchen zu nennen sind: „Grundsätze des Patentwesens“, Expedition des Gewerbeblattes 1839: „Torfbüchlein“ ebenda 1839; „Erklärendes Taschenbuch über alle beim Eisenbahn- und Dampfmaschinenbetriebe vorkommenden technischen Kunstausdrücke“ Leipzig 1839; „Das Gesammtgebiet des sächsischen Manufactur- und Fabrikwesens u. s. w. historisch, statistisch und kritisch beleuchtet“, Chemnitz 1840; „Sachsen in Bildern“, ebenda 1841—1843; „Scott's praktischer Spinner und Weber“ aus dem Englischen übersetzt, Chemnitz 1842; „Die Pariser Industrie-Ausstellung 1844“, ebenda 1844; „Die Manufactur- und Fabrik-Industrie des Königreichs Sachsen“, Leipzig 1845. Zur Erinnerung an diesen verdienstvollen Mann führt nach seinem Tode die von ihm 25 Jahre redigirte Zeitschrift den Namen: Wieck's deutsche Illustrirte Gewerbezeitung. E. v. Hoyer.

Wieck: Friedrich W., Musiker und Musikpädagoge, geboren am 18. August 1785 zu Pretsch bei Torgau, † im Sommerquartier in Loschwitz bei Dresden am 6. October 1873. Trotzdem sich seine musikalische Veranlagung schon früh zeigte, sollte er dennoch nach des Vaters Willen Theologie studiren. Im J. 1798

kam er auf die Leipziger Thomasschule, deren Besuch aber durch Krankheit auf anderthalb Jahre unterbrochen wurde. Erst 1800 wurde er als genesen nach Torgau aufs Gymnasium geschickt und nach Erledigung desselben 1804 auf die Wittenberger Universität. Daß er hier mehr Musik als Theologie betrieben hat, beweist das Abgangszeugniß, in dem es heißt, „daß er sich zuviel mit der arte musica beschäftigt habe". Nach seinem ersten Examen nahm er eine Hauslehrerstelle beim Herrn v. Seckendorf auf Zingst in der Nähe von Querfurt an. Hier machte er Bekanntschaft mit dem Musiker Adolf Bargiel. Der Einfluß dieses Mannes war entscheidend für seinen Lebenslauf. Nachdem er noch kurze Zeit als Hauslehrer bei der Generalin von Levezow gewirkt hatte, gab er die Theologie auf und begann den neuen Lebenslauf mit einer Pianoforte- und Musikalienleihanstalt in Leipzig — wol um sich einen sicheren Lebensunterhalt zu verschaffen und mit Muße Musikstudien machen zu können, denn praktisch war der „alte W.", wie er später nur hieß, sein Leben lang. Damals machte gerade Logier's Unterrichtsmethode (vgl. A. D. B. XIX, 110) die Runde durch Deutschland, und alle Welt glaubte damit Wunderdinge ohne Mühe zu erreichen; auch W. wurde bald ein eifriger Anhänger derselben. Doch sein praktischer Verstand überzeugte ihn bald, daß Manches besser zu machen sei und so nahm er nur das Brauchbare auf und schuf eine eigene Wieck'sche Methode, die sich auch sehr bald eines guten Rufes erfreute. Noch in späterer Zeit wanderten tüchtige Clavierspieler zu ihm, um diese Methode kennen zu lernen. Sie bestand größtentheils in einer natürlichen Haltung der Hand, Ausbildung des Handgelenks und in eigens von ihm erfundenen sehr einfachen aber trefflichen Fingerübungen, verbunden mit einer nach und nach sich an Kraft steigernden Fingergelenkigkeit. Obgleich er auch als Componist thätig war, hat er selbst doch nie einen regelrechten Cursus durchgemacht, sondern sich an den damaligen gangbaren Werken herangebildet. Besonders war ihm Karl Maria v. Weber ein zur Nacheiferung reizendes Vorbild; ihm widmete er auch sein opus 7, acht Gesänge. Seiner ersten Ehe mit der Tochter des Cantors Tromlitz entsprossen drei Kinder: Klara, die bekannte Clavierkünstlerin und spätere Frau Robert Schumann's und zwei Söhne: Alwin und Gustav (Alwin widmete sich auch der Musik und wurde ein geschätzter Musiklehrer nach seines Vaters Methode). Diese Ehe war aber keine glückliche und endete schon vor 1828 mit der Scheidung. Die geschiedene Frau heirathete dann den oben erwähnten Bargiel; Sohn dieser Ehe war der bekannte Berliner Componist Woldemar Bargiel. Am 31. Juli 1828 ging W. eine zweite Ehe mit Klementine Fechner ein, der eine Tochter Marie entstammte. Auch aus dieser wollte er durchaus eine bedeutende Clavierspielerin machen und hat sie in fast grausamer Weise gedrillt, doch die Natur hatte ihr die nöthige Veranlagung versagt und so wurde sie zwar technisch sicher und leistete nach dieser Seite hin bewundernswerthes, doch das Seelenvolle, die geistige Vertiefung in die Composition blieb ihr verschlossen. W. war eine kräftige, biedere echt deutsche Natur, dabei aber hart und strenge. Im geselligen Verkehr genoß er eines gewissen Rufes als derber, origineller, seine Wahrheitsliebe bis zur Grobheit steigernder Kauz, der aber damit dennoch ein glückliches geselliges Temperament verband, so daß sein Haus der Sammelpunkt aller Künstler wurde. 1840 siedelte er nach Dresden über und hier lernte er den Gesangspädagogen und einst berühmten Sänger Mielsch kennen, bei dem er dann Gesangsstudien machte, um auch als Gesangslehrer zu wirken. Durch seine Beharrlichkeit und praktische Veranlagung erreichte er auch bald einen gleichen Ruf als Gesangs- wie als Clavierlehrer. In beiden Fächern hat er Schüler gebildet, die sich einen Weltruf erworben haben. Ich nenne nur Hans v. Bülow, Anton Krause, Professor Seiß, Rollfuß, Friedrich Reichel, Merkel, Riccius, Stade u. s. w. In älteren

Jahren war Loschwitz bei Dresden sein ständiger Sommeraufenthalt und aus Nah und Fern fand sich ein Kreis von Gästen ein, der seine Gesellschaft suchte und dessen Mittelpunkt er stets war. Bei der Feier seines 86. Geburtstages am 18. August 1871 überreichten ihm seine früheren Schüler eine bedeutende Summe zur Gründung einer Friedrich Wieck-Stiftung zur Unterstützung unbemittelter, talentvoller Kunstjünger. Seine Compositionen sind nicht hervorragend; hierfür fehlte ihm eine unmittelbare Erfindungskraft; dagegen haben seine musiklitterarischen Arbeiten einen Werth, der auch allgemein anerkannt wurde. Hierher gehören „Clavier und Gesang. Didaktisches und Polemisches." 1853. 3. Aufl. 1878. Auch in englischer Uebersetzung erschienen. Ferner „Musikalische Bauernsprüche". 2. Aufl. 1875. Den dunkeln Punkt in seinem Leben, die egoistische Weise, in der er die Liebe zwischen seiner Tochter Klara und Robert Schumann zu hintertreiben suchte, wollen wir unberührt lassen; er wird den älteren Zeitgenossen noch lebhaft im Gedächtniß stehen.

A. v. Meichsner, Fr. W. und seine Töchter. Lpz. 1875. — Adolph Kohut, Fr. W., Ein Lebensbild. Dresden 1888. Rob. Eitner.

Wiedeburg: Basilius Christian Bernhard W., Astronom, geboren am 14. September 1722 zu Jena, † ebenda am 1. Juli 1758. Als Sohn von Joh. Bernh. W. (s. u.) trat W. ebenfalls in die akademische Laufbahn ein. Mit zwanzig Jahren war er bereits Magister, mit fünfundzwanzig Adjunct der philosophischen Facultät seiner heimathlichen Hochschule. Im J. 1751 erhielt er eine außerordentliche Professur der Philosophie, und schon im Jahre darauf wurde er Titularordinarius dieses Faches, indem er zugleich seinem alternden Vater als Substitut in der Mathematik zugeordnet wurde, doch hatte dieser den Schmerz, den begabten Sohn bald nachher ins Grab sinken sehen zu müssen. Ein Lehrbuch von ihm (Erläuterungen und Anmerkungen zur vermischten Mathematik nach Chr. Wolf, Jena 1755—1757) war seinerzeit sehr beliebt. Mehrere kleinere Abhandlungen astronomischer Natur beweisen, daß W. den Fortschritten seiner Wissenschaft eifrig folgte; so schrieb er über die Jahresparallaxe der Erde (Jena 1747), welche er damals noch als durch Bradley und Clairaut außer Zweifel gestellt erachtete, und später (ebenda 1749) über die Fortpflanzung des Lichtes.

Zedler, Vollständiges Universallexikon, 55. Band, Leipzig 1748, Sp. 1756 ff. — Spangenberg, Handbuch der in Jena seit beinahe fünfhundert Jahren dahingeschiedenen Gelehrten, Künstler, Studenten und anderen bemerkenswerten Personen, Jena 1819, S. 122. Günther.

Wiedeburg: Friedrich W., Historiker. Geboren zu Hamburg 1681, † am 2. März 1758 zu Halle. Gebildet zu Hamburg und Halle, wurde W. hier 1731 außerordentlicher Prof. der Beredtsamkeit und Alterthümer, 1733 ord. Prof. der Philosophie, 1739 erhielt er die Anwartschaft auf das Bibliothekariat der Universität und wurde endlich 1745 ord. Professor der Beredsamkeit. Er hat eine größere Reihe von geschichtlichen Schriften verfaßt, die sich zum Theile in der Form von Programmen bewegen. Das größere Verdienst hat er sich, soweit jetzt noch von einem solchen gesprochen werden darf, um die Geschichte der Markgrafschaft Meißen erworben, die kleineren Aufsätze gelten meist der deutschen Reichsgeschichte und sind wohl längst vergessen. Zum Schlusse mag noch ein „Commentarius de vita et scriptis Jo. Petri de Ludewig" erwähnt werden.

Weidlich's Geschichte der jetztlebenden Rechtsgelehrten, II, 637—644. — Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller, XV.

Wegele.

Wiedeburg: Friedrich August W., Universitätsprofessor und Schulmann, geboren am 15. April 1751 in Querum bei Braunschweig, † am 13. August 1815 in Helmstedt, Enkel des 1717 ebenda gestorbenen Professors der Theologie und Mathematik Christoph Tobias W. Nach dem Besuche des Anna-Sophianeums in Schöningen ging W. zum Studium der Theologie nach Helmstedt und nach Jena, wo er nach seiner Promotion 1775 über lateinische und griechische Schriftsteller zu lesen begann. Als 1777 der Rector der Helmstedter Stadtschule, A. A. H. Lichtenstein, nach Hamburg berufen wurde (1799 kam er zurück als Generalsuperintendent; über dessen Sohn s. A. D. B. XVIII, 556), bewarb sich W. um das Rectorat und wurde 1778 durch den Generalsuperintendenten J. C. Velthusen eingeführt. Im gleichen Jahre noch bewarb er sich um eine außerordentliche Professur der Philosophie und äußerte in seinem Schreiben an den Minister v. Floegen den Wunsch, ein „philologisches Institut" einzurichten, das „um so zweckmäßiger sein könnte, wenn solche Mitglieder, die sich zu künftigen Schullehrern bestimmten, in der hiesigen Schule zugleich Gelegenheit erhielten, dem Unterricht beizuwohnen und selbst Unterricht zu geben". Ende des Jahres erfolgte Wiedeburg's Ernennung zum Professor; auch die Neugestaltung des Schulwesens wurde nach seinem Plan durchgeführt. Die fünfclassige Stadtschule wurde in zwei völlig getrennte Anstalten auseinander gelegt; die drei untersten Classen bestanden allein als Stadtschule weiter, in der neben den Kenntnissen für das bürgerliche Leben die Anfangsgründe des Lateinischen gelehrt wurden. Die beiden obersten Classen wurden zu einer Gelehrtenschule umgestaltet, dem Pädagogium, das nur für solche bestimmt war, die studiren wollten. Dieses Pädagogium wurde mit einem philologischen Seminare, dem es als Uebungsschule diente, unter einem Director vereinigt. Michaelis 1779 wurde das philologisch-pädagogische Institut unter Wiedeburg's Leitung eröffnet.

Der Hauptzweck des neuen Instituts war, dem Mangel an tüchtigen Lehrern und Erziehern abzuhelfen. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder sollte vier, die der außerordentlichen sechs nicht überschreiten. Die Bewerber mußten sich durch einen lateinischen Brief beim Director melden und dann einen lateinischen und deutschen Aufsatz einliefern. Der Studienplan umfaßte neben den eigentlichen Schulwissenschaften Philosophie, Erziehungslehre und encyklopädische Kenntnisse aller übrigen Wissenschaften. Ueber Pädagogik, Methodik und die classischen Schriftsteller hielt W. für die Seminaristen unentgeltliche Vorlesungen. Für die Seminarübungen waren wöchentlich zwei Stunden bestimmt: in der einen wurde ein classischer Schriftsteller erklärt, in der anderen wurden lateinische Aufsätze über pädagogische und philologische Fragen vorgetragen. Als W. in den achtziger Jahren Vorsteher der herzoglich deutschen Gesellschaft wurde, nahm das Seminar auch an deren Sitzungen theil, in denen zur Cultur der Muttersprache ein deutscher Aufsatz vorgelesen wurde. Die vier ordentlichen Mitglieder des Seminars waren ordentliche Lehrer am Pädagogium und gaben wöchentlich 12—14 Stunden; die übrigen erhielten soviel Stunden, als sie ohne Nachtheil ihrer meist noch nicht vollendeten Studien übernehmen konnten. Der Director besuchte die Unterrichtsstunden und leitete besonders die Anfänger an. Die beiden ersten Lehrer blieben wenigstens drei Jahre an der Anstalt.

Die Schüler des Pädagogiums konnten die Anstalt in 6—8 Jahren durchlaufen; bei der Aufnahme mußten sie 11—12 Jahr alt sein und einige lateinische Kenntnisse besitzen; gründliches Studium der classischen Sprachen war die Hauptsache. Für die Gesundheit wurde durch körperliche Bewegung gesorgt. Auswärtige Schüler konnten auf dem Pädagogium selbst oder in der Stadt unter

Aufsicht der Lehrer wohnen. Um die äußeren Angelegenheiten des Instituts zu besorgen, insbesondere die Seminaristen, die sich um eine ordentliche Lehrstelle bewarben, zu prüfen — es wurden ihnen nach einer pädagogischen Unterredung zwei classische Schriftsteller zur Uebersetzung vorgelegt —, setzte der Herzog eine besondere Commission ein.

In der Begründung des Seminars beruht Wiedeburg's Verdienst; mit Recht durfte er schreiben, daß sein Institut das erste sei, das ein Seminar auf der Akademie mit einer Erziehungsanstalt verbinde. Von 1779—1810 haben 82 Seminaristen am Pädagogium unterrichtet, von denen viele später in hervorragende Stellungen gelangt sind; wir nennen u. a. Cunze, den letzten Rector des Anna-Sophianeums in Schöningen; Scheffler, den Director des Katharineums in Braunschweig; Wegscheider, den Dogmatiker; Seidenstücker (s. A. D. B. XXXIII, 630); Kunhardt (XVII, 378); Gesenius (IX, 89); Hase (X, 725); Rickleſs (XXVIII, 503). Gegen diese Erfolge des Seminars stehen die des Pädagogiums sehr zurück; bei der Jugendlichkeit und dem häufigen Wechsel der Lehrkräfte war es kaum anders zu erwarten. Auch war W. mehr Gelehrter wie Schulmann; es fehlte ihm das Frische einer thatkräftigen und anregenden Persönlichkeit. In dem Schulbetriebe macht sich eine gewisse Schlaffheit und Oberflächlichkeit bemerkbar; die Praxis entsprach nicht immer der Theorie. Darin könnte man sich fast an Resewitz (s. A. D. B. XXVIII, 241) erinnert fühlen, dem W. überhaupt mit seinen Ansichten über Erziehung und Unterricht sehr nahe stand. Die Gedanken der Philanthropen blieben auf W. nicht ohne Einfluß, doch konnten sie ihn in der unbedingten Werthschätzung der alten Sprachen als des vorzüglichsten Bildungsmittels nicht beirren; hier stand er ganz auf dem Boden des Neuhumanismus; umsomehr ist seine Pflege der Muttersprache, die er auch im Unterricht nicht vernachlässigte, anzuerkennen. Die akademischen Vorlesungen Wiedeburg's standen in engem Zusammenhang mit seiner Thätigkeit im Seminar; er las über Logik und Metaphysik, Psychologie und Pädagogik, sowie über die hauptsächlichsten classischen Schulschriftsteller, von denen er die meisten auch im Seminar behandeln ließ. Doch ist seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer nicht bedeutend gewesen. Mit dem Kirchenhistoriker Henke (s. A. D. B. XI, 754), seinem Collegen, verband ihn ein enges Freundschaftsverhältniß. Nachdem er 1783 ordentlicher Professor geworden war, folgte er 1793 dem älteren Wernsdorf im Amte als Professor der Beredtsamkeit und Dichtkunst; 1799 wurde er in Anerkennung seiner Verdienste zum Hofrath ernannt. Mit der Universität ging auch das Seminar zu Ende; das Pädagogium leitete W. bis zu seinem Tode; sein Lebensabend wurde durch Krankheit und harte Schicksalsschläge getrübt, auch der Krieg brachte vielfache Noth.

Für Wiedeburg's Leben das Osterprogramm des Pädagogiums von 1816. — Für das Institut ein latein. Programm Wiedeburg's von 1779 und zwei Schriften von 1781 und 1797: Grundsätze, Plan, Disciplin und Lehrmethode; und Verfassung und Methoden des philologisch-pädagogischen Instituts. — Außerdem Koldewey, braunschw. Schulordnungen; — derselbe, Geschichte der classischen Philologie auf der Universität zu Helmstedt. 1895.

W. Stalmann.

Dem Hofrath Friedrich August W. waren von seiner ersten Gattin, Sophie geb. Rücker († 1804), der Tochter eines weimarischen Landgeistlichen, außer zwei Töchtern drei sehr begabte Söhne geboren, von denen aber die beiden jüngsten ihrem Vater im Tode vorangingen. Von diesen starb der ältere, Joh. Christoph Theodor W., noch ehe er sein 19. Lebensjahr vollendet hatte, am 13. April 1805 als Studiosus der Rechte. Der um zwei Jahr jüngere Karl Albrecht W., geboren am 9. October 1788, erweckte schon als Kind durch schnelle Fassungs-

kraft und rege Lernbegierde große Hoffnungen. In seinem 11. Jahre las er auf dem Pädagogium seines Vaters Homer und bethätigte schon damals die ihm innewohnende, fast leidenschaftliche Neigung zu den Naturwissenschaften durch die Anlegung eigener Sammlungen. Nachdem er eine Zeit lang noch das Collegium Carolinum in Braunschweig besucht und dort sich u. a. auch mit Anatomie beschäftigt hatte, verband er seit Ostern 1806 in Helmstedt mit dem Studium der Arzneiwissenschaften das der Philosophie, Philologie und Mathematik, wurde Mitglied des philologischen Seminars und der deutschen Gesellschaft, übernahm im November 1806, also erst achtzehnjährig, am Pädagogium die Stelle eines ordentlichen Lehrers und ertheilte als solcher Unterricht im Lateinischen, in Geographie und Naturgeschichte. Daneben setzte er seine akademischen Studien mit rastlosem Eifer fort, promovirte im Herbst 1809 zum Doctor der Medicin, bald auch zum Doctor der Philosophie, und begab sich sodann, vom westfälischen Unterrichtsminister, Baron v. Leist, dazu beurlaubt, zur Vertiefung seiner Kenntnisse noch für einige Zeit nach Göttingen. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt nahm er seine Lehrthätigkeit am Pädagogium wieder auf, begann auch daneben die ärztliche Praxis zu betreiben. Im J. 1811 erhielt er dann auf Empfehlung seines Freundes, des Professors der Zoologie Lichtenstein zu Berlin (s. A. D. B. XVIII, 556 f.), und auf Grund eines höchst ehrenvollen Zeugnisses des berühmten Göttinger Naturforschers Blumenbach (s. A. D. B. II, 748) einen vortheilhaften Ruf als Professor der Naturgeschichte an das Lyceum zu Warschau; aber noch ehe er demselben zu folgen vermochte, erkrankte er und starb nach längerem Siechthum am 12. Januar 1812. Seine lateinische Uebersetzung der „Lettre critique à Mr. J. F. Boissonade“, worin der großherzoglich hessische Legationsrath Friedr. Jakob Bast die griechischen Schriftsteller Antoninus Liberalis, Parthenius und Aristänet einer textkritischen Untersuchung unterzogen hatte (Paris und Leipzig 1805), erschien zu Leipzig 1809.

Auch der älteste und zuletzt noch einzige Sohn des Hofraths W., der am 6. October 1782 geborene Justus Theodor W., zeichnete sich durch eine gründliche und umfassende Gelehrsamkeit aus. Nachdem er auf der Helmstedter Julia Carolina studirt und einige Jahre daneben am Pädagogium als Lehrer gewirkt hatte, übernahm er 1804 in Hamburg die Stelle eines Hofmeisters, trat Anfang 1805 am dortigen Johanneum als Hülfslehrer ein und wurde am 19. März 1805 an derselben Anstalt auf Johannis zum ordentl. Lehrer gewählt. Aber schon am 25. Juni desselben Jahres schied er wieder aus und begab sich nach Rußland, wo er anfangs in Smolensk, Grodno und St. Petersburg als Hofmeister wirkte, dann an dem pädagogischen Institute, das in St. Petersburg von 1804 bis 1858 bestand, eine Lehrerstelle erhielt, 1809 an der dortigen St. Petrischule als Lehrer der schönen Wissenschaften, Mythologie und Aesthetik angestellt wurde und späterhin an dieser Anstalt auch lateinischen Unterricht ertheilte. Aus dieser „ebenso ehrenvollen als angenehmen und vortheilhaften Lage“ kehrte er nach einem elfjährigen Aufenthalte in Rußland, hauptsächlich, wie er selbst angibt, von der Liebe zur Heimath getrieben, nach Helmstedt zurück und übernahm Ostern 1817 an dem inzwischen in ein Gymnasium verwandelten Pädagogium das durch den Tod seines Vaters erledigte Directorat. Die Anstalt war klein und mangelhaft organisirt. Ihr gründlich aufzuhelfen, wurde W. schon durch seine Kränklichkeit behindert, die bald in Auszehrung ausartete, ihn im November 1820 zur Einstellung seiner Amtsgeschäfte nöthigte und am 2. Februar 1822 seinen Tod herbeiführte. Immerhin ist es kein schlechtes Zeichen, daß zu den Schülern des Helmstedter Gymnasiums zu Wiedeburg's Zeiten der Kirchenhistoriker Ernst Henke, Biograph des großen Theologen Georg Calixtus, und Heinrich Ludolf Ahrens, der Verfasser der scharfsinnigen und gründlichen Schrift

De graecae linguae dialectis gehört haben. — Kinder hat W., der sich erst in Helmstedt verheirathet hatte, nicht hinterlassen. Im Druck erschien von ihm in Helmstedt 1806 die lateinische Dissertation „De philosophia Euripidis morali“, zu St. Petersburg 1813 im Taschenbuche für Theater und Theaterfreunde, herausgeg. von Fr. Alb. Gerhard, eine „Apotheose“, ebendaselbst 1815 eine deutsche Bearbeitung der fünfactigen Tragödie „Dimitri Donsky“ von Oseroff. Das Helmstedter Programm von 1818 enthält von ihm „Epistolae XII Martini Lutheri ex autographis, quae in bibliotheca Helmstadiensi publica servantur, editae, praemisso illorum, quotquot sunt, catalogo et argumento“.

Ueber Karl Albrecht W.: Nachruf im Herbstprogramm des Helmstedter Pädagogiums vom Jahre 1812, verfaßt von dem Vater Friedr. Aug. W. — Ueber Justus Theodor W.: Verschiedene Helmstedter Programme; W. Knoch, Gesch. des Helmstedter Schulwesens, Abt. III, Progr. 1862; J. Iversen, Zur Gesch. der St. Petri-Schule zu St. Petersburg, 2. Teil, St. Petersburg 1887; Mittheilungen des Directors der St. Petri-Schule zu St. Petersburg, Herrn Wirkl. Staatsrath Dr. Friesendorff, und des Directors des Johanneums zu Hamburg, Herrn Prof. Dr. Schulteß. Koldewey.

Wiedeburg: Johann Bernhard W., Theolog und Astronom, geboren am 22. Januar 1687 zu Helmstedt, † am 29. April 1766 zu Jena. Er entstammte einer angesehenen Theologenfamilie, doch hatte schon sein Vater Tobias W. sich auch viel mit Mathematik beschäftigt, so daß er (1647—1717) von 1679—1697 an der Universität Helmstedt die Professur dieser Wissenschaft bekleiden konnte, die er nachher mit derjenigen der Moraltheologie vertauschte. Auch J. B. W. studirte in Helmstedt, erwarb dort 1710 das Magisterium, habilitirte sich im gleichen Jahre und wurde 1718 als ordentlicher Professor der Mathematik und Inspector des Convictoriums nach Jena berufen. Im J. 1737 erhielt er den Titel Kirchenrath und zwei Jahre später den Auftrag, auch theologische Vorlesungen zu halten. Seine Ehe war mit einer Tochter und sechs Söhnen gesegnet, von welchen zwei uns demnächst als Männer begegnen werden, welche in die Fußtapfen ihres Vaters traten.

Die ziemlich ausgebreitete litterarische Thätigkeit Wiedeburg's erschöpfte sich in akademischen Gelegenheitsschriften, wenn wir von einem kleinen Lehrbuche der Astrognosie (Jena 1745) und der Buchstabenrechnung (ebenda 1751) absehen. Mehrfach beschäftigte er sich mit den Kometen und deren Bedeutung für den allfallsigen Weltuntergang, den er in einer Abhandlung (ebenda 1734) von der mechanischen Seite zu würdigen suchte. Seiner Doppelstellung entsprechen eingehende Untersuchungen über die im 18. Jahrhundert so beliebte „biblische Mathematik“ (ebenda 1727—30); hier wird z. B. die Frage, „ob es unzählig viele Sterne gebe?“, durch den Hinweis auf Galilei's Entdeckungen in der Milchstraße, also mit Ja, beantwortet. Relativ den größten wissenschaftlichen Werth kann wohl eine Dissertation (ebenda 1733) beanspruchen, in welcher die seitliche Ablenkung eines vertikal in die Höhe geschossenen Projectiles untersucht wird. — Ungedruckt sind anscheinend zwei Gutachten Wiedeburg's geblieben. Das eine derselben, auf Wunsch des Weimarer Hofes erstattet, erklärte sich gegen die damals von den Protestanten noch immer argwöhnisch betrachtete Kalenderreform, weil angeblich im Gregorianischen Kalender noch immer viele Fehler enthalten seien; W. kommt aber zu dem vernünftigen, leider auch heute noch nicht durchgeführten Vorschlag, das Osterfest zu fixiren, weil sich dagegen kein dogmatisches Bedenken erheben lasse. Ein zweites Mal handelte es sich um die Wolf'sche Philosophie, über deren bedenkliche Seiten die thüringische Hochschule, auf eine von Tübingen ausgegangene Agitation hin, sich auszusprechen hatte. W., der als Mathematiker die Dinge besser kannte und vorurtheilsfreier be-

trachtete, reichte in Verbindung mit seinem Collegen Stolle ein von dem der Mehrheit abweichendes Separatvotum ein.

Zedler, Vollständiges Universallexikon, 55. Band, Sp. 1754 ff. Leipzig-Halle 1748. — Spangenberg, Handbuch der in Jena seit beinahe fünfhundert Jahren dahingeschiedenen Gelehrten, Künstler, Studenten und anderen bemerkenswerthen Personen, S. 80. Jena 1819. Günther.

Wiedeburg: Johann Ernst Basilius W., Physiker und Astronom, geb. am 24. Juni 1733 zu Jena, † ebd. am 1. Jan. 1789, Bruder von Basilius Chr. Bernh. W. (s. S. 375). Auch er begann sein Studium in Jena, setzte es aber dann an der damals noch jugendlichen Universität Erlangen fort (1753—55). Nach zwei Jahren habilitirte er sich dortselbst als Docent der Philosophie und erhielt gleichzeitig die Stelle eines zweiten Universitätsbibliothekars. Sehr innig schloß er sich an den um das Studium der vaterländischen Litteratur verdienten Professor v. Windheim an, unter dessen Vorsitz er auch 1756 „pro loco“ disputirte. Im J. 1757 wurde W. außerordentlicher, im J. 1759 ordentlicher Professor der Philosophie und trug als solcher über Mathematik, Astronomie, Aesthetik, Redekunst und Poesie vor. Die auf seine Anregung hin gegründete „Deutsche Gesellschaft“, deren erster „Aeltester“ er war (1754), hat in Erlangen, nachdem sie sich zum „Institut der Moral und der schönen Wissenschaften“ erweitert hatte, ein halbes Jahrhundert lang geblüht und viel Gutes gestiftet. Als W. 1760 einen Ruf nach Jena erhielt, nahm er ihn hauptsächlich mit Rücksicht auf seinen alten Vater (s. o. S. 379) an, dem unlängst erst ein anderer Sohn gestorben war; doch mochte auch der Umstand das seinige beigetragen haben, daß W. mit dem Oberbibliothekar, dem zanksüchtigen Professor Reinhard, so schlecht wie möglich stand. In Jena trat er einstweilen als außerordentlicher Professor der Philosophie und zugleich als Substitut seines Vaters für Mathematik ein; nach dessen Tode erhielt er, zum weimarischen und waldeckischen Rathe ernannt, das von jenem verwaltete Ordinariat und bekleidete es bis zu seinem Ableben, indem er sich jetzt didaktisch und litterarisch ganz auf Mathematik und Astronomie beschränkte, mit Litteratur und Dichtung aber stets in Fühlung zu bleiben suchte.

Eine größere Anzahl von Schriften hat W. über philosophische und über Fragen der exacten Wissenschaften geschrieben. Manche darunter waren von den Zeitgenossen sehr geschätzt, so insbesondere: „Einleitung in die physisch-mathematische Kosmologie“ (Gotha 1776); „Natur- und Größenlehre in ihrer Anwendung zur Rechtfertigung der heiligen Schrift“ (Nürnberg 1782); „Mathematik für Aerzte“ (Weimar 1792; posthum; fortgesetzt von Kohlhaas). Aus der Erlanger Zeit rührt her eine „Beschreibung des neuen Sonnenmikroskopes“ (Nürnberg 1758; 2. Aufl. 1775). Die kleineren Abhandlungen über die Sündfluth, die Venusdurchgänge, Sternbilder, Nordlichter, Sonnenflecke, Erdbeben u. s. w. enthalten gar manchen guten Gedanken, sind aber jetzt vergessen. Für jene Zeit sehr beachtenswerth war eine Dissertation (Jena 1762): „Ob eine so große Verbesserung der Fernröhren zu hoffen sey, daß man dadurch Einwohner in den Planeten, wenn es dergleichen gäbe, deutlich genug erkennen könne?“ W. kommt, auf Grund correcter optischer Erwägungen, zu einem endgiltig verneinenden Bescheide.

Fikenscher, Vollständige akademische Gelehrtengeschichte der k. preußischen Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen, 2. Abtheilung, S. 183 ff. Nürnberg 1806. — Engelhard, Die Universität Erlangen von 1743 bis 1843, S. 44, 46, 162 ff. Erlangen 1843. — Spangenberg, Handbuch der in Jena seit beinahe fünfhundert Jahren dahingeschiedenen Gelehrten, Künstler, Studenten und anderen bemerkenswerthen Personen, S. 1. Jena 1819.

Günther.

Wiedemann: Christian Rudolph Wilhelm W. wurde am 7. November 1770 zu Braunschweig geboren. Er promovirte 1792 in Jena auf Grund einer Dissertatio sistens vitia genus humanum hodiernum debilitantia. Zwei Jahre später wurde er bereits Professor der Anatomie am anatomisch-chirurgischen Colleg seiner Vaterstadt und schrieb ein Programm: „Ueber das fehlende Brustbein“ (Braunschweig 1794). Im J. 1795 trat er als Secretär und 1800 als Beisitzer in das Obersanitätscolleg in Braunschweig ein. Inzwischen hatte er 1796 ein „Handbuch der Anatomie“ erscheinen lassen, von welchem 1802 eine zweite und 1812 die dritte Auflage ausgegeben wurde. Ueber eine Reise nach Paris, auf welcher er die letzte Patientin, die von Dufay-Leroy mittelst des Schamfugenschnittes entbunden worden war, zu beobachten Gelegenheit hatte, berichtete er in dem Werke: „Ueber Pariser Gebäranstalten und Geburtshelfer“ u. s. w. (Braunschweig 1803). Nach seiner Rückkehr wurde er 1802 auch noch Geburtshelfer an dem obengenannten Colleg und schrieb in demselben Jahre einen „Unterricht für Hebammen“. 1805 wurde er als ordentlicher Professor der Geburtshülfe, Mitdirector und Oberlehrer am Hebammeninstitut mit dem Titel eines königlich dänischen Justizrathes nach Kiel berufen, wo er bis zu seinem am 21. December 1840 erfolgten Tode blieb. In Kiel hat er nur noch ein „Lehrbuch für Hebammen“ 1814 geschrieben, welches 1826 eine zweite Auflage erlebte. Er nannte dasselbe „Lesebuch für Hebammen, enthaltend Geschichten von schweren Geburten und belehrende Gespräche darüber“.

W. war, wie seine zahlreichen anderweitigen Publicationen beweisen, eine sehr vielseitig gebildete Persönlichkeit. Außer in seinem Hauptfache, der Geburtshilfe, arbeitete er auch in den Gebieten der Anatomie, der Geologie, besonders der Entomologie. Daneben hatte er ein reges Interesse für die modernen Sprachen und gab beispielsweise eine mehrbändige „Chrestomathie zeitgenössischer britischer Schriftsteller“ heraus. In Wiedemann's Hause verkehrten als tägliche Tischgenossen einige junge Docenten, namentlich Dahlmann und Karl Welcker; in den Nachmittagstunden wurden hier die „Kieler Blätter“ redigirt. W. war mit einer Tochter des Harburger Arztes G. P. Michaelis verheirathet und also Onkel von G. A. Michaelis (s. d.), der in seinem Hause erzogen wurde und durch die Vielseitigkeit der Interessen des Oheims lebhaft angeregt wurde (Julie Michaelis geb. Jahn S. 18. Leipzig 1893). Außer den Schriften über Anatomie und über Geburtshilfe publicirte W. auch eine Anleitung zur Rettung Verunglückter, über das Impfen der Kuhpocken, über den Mangel der Gallenblase u. s. w., ferner übersetzte er verschiedene englische und französische Werke und behandelte in der letzten Zeit seines Lebens hauptsächlich naturhistorische Gegenstände. Er war auch Sammler und seine hinterlassene Mineralien-Collection wurde für die Universität Kiel angekauft.

Von den geburtshilflichen Lehren Wiedemann's ist zu bemerken, daß er die Perforation des lebenden Kindes verdammte und für die Berechtigung des Kaiserschnittes im Anschluß an einen 1804 ausgeführten Fall (Siebold's Lucina I, 378), der freilich unglücklich endete, sehr energisch eintrat. Ferner, daß er gegen das völlig unnöthige, rohe und gewaltsame Entfernen der Nachgeburt als eine sehr gefährliche Operation rücksichtslos zu Felde zog und daß er die kräftige Compression der Gebärmutter von außen bei der Extraction der Nachgeburt empfahl (Lucina II, 3, 20).

Hirsch, Biogr. Lexikon 1888 VI, 265. — Nitzsch, Memoria Chr. Rud. Guilelmi Wiedemanni defuncti XXI Dec. 1840. Kiliae 1841.

F. v. Winckel.

Wiedemann: Georg Friedrich W., katholischer Theologe und Historiker, geboren zu Schlicht in der Oberpfalz am 14. Juni 1787, † am 20. Januar 1864.

Seine Gymnasialbildung erhielt er, nach einem vorausgehenden halbjährigen Aufenthalt in der Klosterschule des Benedictinerklosters Frauenzell, seit Herbst 1798 im Gymnasium zu Amberg, bis 1803, worauf er im Lyceum daselbst das zweijährige philosophische Studium und vom Herbst 1805—1807 die beiden ersten Jahre des theologischen Studiums absolvirte, wo Dobmayer, Maurus Schenkl und Hortig seine Lehrer waren. Das dritte Jahr, seit Herbst 1807, brachte er als Alumnus des Georgianums in Landshut zu, wo er an der Universität besonders die Vorlesungen von Sailer und Zimmer, zugleich aber auch historische Vorlesungen hörte. Nach Empfang der Subdiaconatsweihe im September 1808 begab er sich nach München; die Priesterweihe empfing er am 17. September 1810 in Regensburg. Inzwischen hatte er in München die Stelle als Amanuensis des Historikers C. Fr. W. v. Breyer erhalten, in welcher Stellung er auch noch einige Zeit nach der Priesterweihe blieb. In den folgenden Jahren bis 1815 war er in München auch in der Seelsorge thätig. In diesen Jahren begann er auch die Ausarbeitung seines einst sehr geschätzten und viel gebrauchten Geschichtswerkes, für das er Becker's Weltgeschichte als Grundlage benutzte: „Allgemeine Menschengeschichte für die katholische Jugend", 6 Bände, München 1814 ff.; 8. Aufl. 1842—44. Mit Michael Hauber zusammen gab er in diesen Jahren auch ein „Monatsblatt für christliche Religion und Litteratur" heraus, 5 Jahrgänge, München 1813—17. Zugleich erwarb er sich noch unter Leitung von Friedrich Thiersch gründlichere Kenntnisse in der classischen Philologie, besonders im Griechischen. 1815 wurde er zum Subregens des Georgianums in Landshut ernannt, wo er neben dem im gleichen Jahre an die Stelle des Rationalisten Fingerlos getretenen neuen Director Peter Roider sehr ersprießlich wirkte, um einen besseren Geist unter die Zöglinge des Seminars zu bringen. Nach Roider's Tode 1820 wurde ihm das Amt des Directors zunächst provisorisch übertragen; 1821 wurde er zum wirklichen Director ernannt, zugleich zum Professor der praktischen Theologie mit Titel und Rang eines königlichen geistlichen Rathes. Die theologische Facultät verlieh ihm am 28. Juli 1821 die theologische Doctorwürde. Mit der Universität siedelte er im J. 1826 nach München über und war hier noch bis 1842 in seinen bisherigen Aemtern als Director des Georgianums und Professor thätig. In seinen Vorlesungen legte er hauptsächlich die Pastoraltheologie Sailer's, daneben das Lehrbuch von Gollowitz zu Grunde. Von der einst sehr geschätzten Pastoraltheologie von Gollowitz bearbeitete er die 2.—4. Auflage (Landshut 1825, 1830, 1836). Auch zwei frühere litterarische Arbeiten aus der Zeit seiner Thätigkeit als Subregens in Landshut sind der praktischen Anleitung der Priesteramtscandidaten gewidmet: „Ritus celebrandi Missam secundum rubricas Missalis Romani et decreta s. Rituum Congregationis" (München 1818) und „Manuale precum in usum sacerdotum et clericorum" (Landshut 1820). Daneben beschäftigte ihn noch in München die Vollendung seiner allgemeinen Menschengeschichte, während im übrigen seine Thätigkeit mehr dem verantwortungsreichen Amte des Directors als wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet war. In seiner Thätigkeit als Director des Clericalseminars wird an ihm sein pädagogisches Geschick und seine Kenntniß der Charaktere, verbunden mit herzlichem Wohlwollen für die Zöglinge, gerühmt. Zwei Mal (1835/36 und 1839/40) war er in diesen Jahren auch Rector der Universität, 1842 legte er seine bisherigen Aemter nieder, um eine Stelle als Domcapitular in München anzunehmen, in welchem Amte er bis zu seinem Tode thätig war.

M. Jocham, Kurze Lebensgeschichte des hochw. Herrn Directors und Domcapitulars Dr. G. Fr. W., Augsburg 1864. — Permaneder, Annales Univ. Ingolst.-Landish.-Monac., T. V (1821), p. 387 s. — Waitzenegger,

Gelehrten- u. Schriftsteller-Lexikon der deutschen kath. Geistlichkeit Bd. 3 (1822), S. 427 f. — Prantl, Geschichte der Ludw.-Max.-Univ. (1872), II, 525. — A. Schmid, Geschichte des Georgianums in München (1894), S. 233 f. — (Porträt bei Andr. Schmid, S. 235.) Lauchert.

Wiedenmann: Wilhelm v. W., Dr. oec. publ., Forstmann, geboren am 18. October 1798 in Calw (Württemberg), † am 14. Juli 1844 in Bebenhausen. Sein Vater, ein bürgerlicher Hauptmann a. D., kaufte sich bald nach der Geburt des Sohnes in dem nahe gelegenen Städtchen Liebenzell an, wo dieser den ersten Schulunterricht erhielt. Die Berufung seines Vaters als Hofökonomierath für die königlichen Privatdomänen nach Ludwigsburg und dessen spätere Versetzung auf das Hofcameralamt Liebenstein hatten wiederholten Wechsel der Unterrichtsanstalt zur Folge, und da überdies der durch Pfarrer und Schullehrer in Liebenstein ertheilte Unterricht nicht genügte, mußte der junge W., der sich im Einverständniß mit seinem Vater dem Forstwesen widmen wollte, vom elften Jahre ab in die Schule zu Kirchheim u. T. geschickt werden. Nach Vollendung des vierzehnten Jahres trat er als Hospes in die Klosterschule zu Schönthal ein, und im folgenden Jahr besuchte er noch die siebente Classe des Gymnasiums in Stuttgart, womit seine Schulbildung (1813) abschloß. Da die höhere Forstcarrière in Württemberg damals nur den Adeligen offen stand, mußte sich W. für eine Stelle in der Directionsbehörde, der Section der Kronforste vorbereiten. Hierzu gehörte aber, abgesehen von einer gewissen Geschäftsgewandtheit, hauptsächlich Kenntniß im Rechnungswesen. Zur Erlangung derselben trat er daher von 1814 ab auf zwei Jahre in die Lehre bei dem mit ihm verwandten Cameralverwalter Bilfinger in Cannstatt, der ihn so trefflich schulte, daß er nach seiner Zurückkunft ins Elternhaus dem inzwischen auf das Cameralamt Künzelsau versetzten Vater als Buchhalter erfolgreich zur Seite stehen konnte. Am 18. Juni 1818 wurde er in das Feldjägercorps, mit dem eine Forstlehranstalt verbunden werden sollte, aufgenommen. Zur Eröffnung derselben kam es aber, infolge geschäftlicher Weitläufigkeiten und Differenzen, erst im December obigen Jahres. Gleich von Anfang ab entfaltete hier W. einen solchen Eifer und Fleiß, daß er bereits im ersten Semester zum Primus aufrückte, welche Stelle er auch während seiner ganzen Studienzeit behauptete. Als die Anstalt Ostern 1820 von dem Feldjägercorps getrennt und mit dem landwirthschaftlichen Institut in Hohenheim vereinigt wurde, wendete sich W. auf die Universität Tübingen, wo er u. A. auch bei Hundeshagen hörte. Schon im Herbst desselben Jahres trat er als Praktikant bei dem Forstamte Bebenhausen ein. Nachdem Hundeshagen 1821 von Tübingen nach Fulda übergesiedelt war, wurde ihm durch den Kanzler v. Autenrieth nahe gelegt, die durch diesen Abgang erledigte Lehrstelle für Forstwissenschaft zunächst als Privatdocent zu übernehmen. Allein W. wies bescheiden darauf hin, daß er noch eine gar zu geringe praktische Erfahrung besitze und noch nicht einmal die forstliche Staatsprüfung bestanden habe. Nachdem er sich dieser Anfang 1822 mit bestem Erfolg unterzogen hatte, trat er, ungewiß darüber, ob ihm eine Berufung als Docent noch zu theil werden würde, die gerade erledigte Stelle als Forstassistent bei dem Forstamt Leonberg an, um die er sich beworben hatte. Allein das Schicksal hatte ihn nun einmal für den Lehrstuhl bestimmt, denn schon sechs Wochen später wurde er zum Privatdocenten der Forstwissenschaft an der Universität Tübingen ernannt und ihm zugleich die Erlaubniß zu einer halbjährigen Reise, unter Zuweisung einer entsprechenden Reiseunterstützung, ertheilt. Diese Reise, welche die Monate April bis September in Anspruch nahm, erstreckte sich über die interessantesten Waldgebiete Deutschlands und brachte ihn in persönliche Berührung mit vielen hervorragenden Forstmännern, insbesondere

mit den Docenten an den Forstlehranstalten zu Aschaffenburg, Dreißigacker und Tharandt. Schließlich hielt er sich noch einige Zeit bei seinem früheren Lehrer Hundeshagen in Fulda auf und kehrte dann nach Tübingen zurück, um sich auf seine Vorlesungen, die er im Wintersemester 1822/23 mit einer „Encyklopädie der Forstwissenschaft" vor Studirenden des Forst- und Cameralfaches eröffnete, vorzubereiten. Von der Nothwendigkeit durchdrungen, gerade als Lehrer in steter Fühlung mit der Praxis zu bleiben, bewarb er sich 1823 um die Verwaltung des nahe gelegenen Reviers Bebenhausen, die ihm auch zu theil wurde. Um einen Anhaltspunkt und Rahmen für seine Vorlesungen zu beschaffen, veröffentlichte er 1824 die kleine Schrift „Das System der Forstwissenschaft als Grundriß zum Gebrauch akademischer Vorlesungen bearbeitet und mit Bemerkungen über die Methode des Studiums der Forstwissenschaft begleitet". Dieses System ist einfach, logisch gegliedert und besonders geeignet, den innigen Zusammenhang nachzuweisen, in welchem die forstwissenschaftlichen Lehren mit der Mathematik, den Naturwissenschaften und der Nationalökonomie stehen. 1825 wurde er zum außerordentlichen Professor befördert. Um zum Ordinarius aufrücken zu können, mußte er zugleich das Lehrfach der Landbauwissenschaft mit übernehmen, wozu es noch weiterer Vorbereitung bedurfte. Um die hierzu nöthige Muße zu gewinnen, bat er um Wiederabnahme der Revierverwaltung, welcher Wunsch ihm im September 1827 erfüllt wurde. Weitere Arbeiten, die in diese Zeit fallen, sind: „Ueber den Zweck und Begriff der Forstwissenschaft; eine historisch-kritische Abhandlung" (1826) und eine Uebersetzung der 1825 erschienenen, Epoche gemacht habenden Schrift von Moreau de Jonnès: „Untersuchungen über die Veränderungen, die durch die Ausrottung der Wälder in dem physischen Zustand der Länder entstehen" (1828). Ferner erschien 1828 aus seiner Feder das erste Heft der Zeitschrift „Forstliche Blätter für Württemberg", in welchem er (auf S. 86) bereits eine vollständig richtige Regel zur Berechnung des Bestands-Erwartungswerthes aufstellte. Im ganzen folgten noch sieben weitere Hefte dieser Zeitschrift; die zwei letzten enthalten eine Zusammenstellung der württembergischen Forstgesetzgebung von 1821—1833 (von L. Metzger) und von 1834—1841 (von F. A. Tscherning). Seit 1829 zum ordentlichen Professor der Land- und Forstwissenschaft ernannt, veröffentlichte er weiter einen Band „Litterarische Berichte für Forstmänner" (5 Hefte) 1832, welche von seinem kritischen Talent Zeugniß ablegen. Eine ihm unter sehr vortheilhaften Bedingungen 1834 angetragene Lehrerstelle an einer neuzuerrichtenden Forstlehranstalt in Braunschweig lehnte er aus Liebe zu seinem Heimathlande und Rücksicht für die Seinigen ab; jedoch schied er, von dem Wunsche nach einer praktischen Thätigkeit erfüllt, 1836 freiwillig aus seiner Lehrthätigkeit aus, um (durch den Orden der württembergischen Krone ausgezeichnet, mit dem der persönliche Adel verbunden ist) das erledigte Forstamt Tübingen als „Kreisforstrath" mit dem Wohnsitz in Bebenhausen zu übernehmen. Hier wirkte er mit unermüdlichem Eifer und ausgezeichnetem Erfolg bis zu seinem Tode. In diese Epoche fällt noch die Herausgabe seiner vortrefflichen Studie „Geschichtliche Einleitung in die Forstwissenschaft" (1837), die von einer selbständigen Auffassung der historischen Entwicklung zeugt und namentlich den Unterschied zwischen Privat- und Staatsforstwissenschaft in klarer Weise zur Anschauung bringt. Im Revier Bebenhausen ist ihm am Rande des südlichen Abfalls des Schönbucher Forstes von seinen Freunden und Verehrern ein Denkstein errichtet worden, der am 7. November 1847 eingeweiht wurde.

W. war ein klarer, scharf blickender, logisch geschulter Kopf; mit gründlichen Kenntnissen verband er einen echt wissenschaftlichen Sinn und ein ernstes, reges Streben. Da ihm zugleich die Gabe der Rede zu Gebote stand, und er

bei seinen Vorträgen nicht nur die richtige Grenze zu ziehen, sondern diese auch dem Bedürfniß seiner Zuhörer anzupassen wußte, war er auch ein vorzüglicher Lehrer. In seinen Schriften offenbart sich scharfer Verstand, Gedankenreichthum, Klarheit der Darstellung und kritisches Talent. Auch seine leider nur kurze forstpraktische Wirksamkeit war, wie seine schriftstellerische, von richtigen Auffassungen geleitet und zielbewußt. Seinen Untergebenen war er ein liebevoller Berather und sicherer Führer. Auch im öffentlichen Leben entfaltete er als Mitglied der württembergischen Ständeversammlung (1833—1838) eine ersprießliche Thätigkeit, indem er einem gesunden Liberalismus huldigte.

G. W. v. Wedekind, Neue Jahrbücher der Forstkunde, 21. Heft, Anlage F zu S. 81. — Allgemeine Forst- und Jagdzeitung 1844, S. 340 (Todesnachricht). — Gwinner, Forstliche Mittheilungen, III. Band, 12. Heft, 1847, S. 3. — Monatschrift für das württembergische Forstwesen, V, 1854, S. 124 (Nekrolog, von Forstrath Dr. Gwinner). — Pfeil, Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, XLV. Band, 2. Heft, 1863, S. 192 (v. Berg). — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 493. — Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, I, S. 9 u. 10, Nr. 51. — Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon, S. 215, Anmerkung (die Angabe des 17. Juli als Todestag beruht auf Irrthum). — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc., III, S. 127, 334, 352, 381, Bemerkung 102, S. 393, 397 und 399. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner ꝛc., 1885, S. 407. — Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands, II. Band, 1888, S. 774. R. Heß.

Wiederholdt: Johann Ludwig W., hervorragender Jurist, wurde am 3. September 1679 auf dem Schlosse Lulsdorf bei Köln geboren als Sohn des damaligen nassau-schaumburgischen Rentmeisters Sebastian W., späteren kurpfälzischen Pflegers zu Otterberg in der Unterpfalz, als welcher er 1691 in Kaiserslautern verstarb. Sein Urgroßvater, Melchior W., war hessischer Rentmeister auf der Sababurg, sein Großvater, Heinrich W., Cornet in hessischen Diensten. In Marburg und Darmstadt und später auf dem Gymnasium in Idstein vorgebildet, studirte W. in Gießen, besonders unter Johann Nikolaus Hert, dann in Marburg die Rechte. In Marburg erwarb er 1703 die Licentiatenwürde. 1704 als Rath nach Schaumburg berufen, trat er 1707 als Rath und Secretarius in nassau-diezische Dienste. Beim Tode des Fürsten Franz Alexander von Nassau-Hadamar, 1711, bestellten ihn die Häuser Dillenburg und Siegen, zur Wahrung ihrer Rechte bei dem Successionsfall, als gemeinschaftlichen Rath nach Hadamar. 1712 ernannten ihn diese Häuser zum Rath und Professor der Rechte in Herborn. Von dort ging er 1722 als Kanzleidirector nach Dillenburg. Nach dem Tode des Fürsten Wilhelm, 1724, trat W. in seine Herborner Professur zurück, nahm aber 1728 seinen Aufenthalt in Wetzlar, wo er, neben Vertretung noch anderer Reichsstände, die Angelegenheiten des Fürsten Wilhelm Karl Henrich Friso von Oranien und Nassau als Rath von Haus aus mehrere Jahre hindurch besorgte. In dieser Zeit war er auch auf dem Reichstage zu Regensburg thätig, von verschiedenen Höfen mit Missionen betraut. Differenzen mit dem genannten Fürsten veranlaßten ihn, dessen Dienst zu kündigen und 1739 als Geheimer Rath in Gräflich Wittgensteinische Dienste überzutreten. Auch dort resignirte er bald wieder, als sich ihm die Aussicht zum Rücktritt in nassau-diezische Dienste bot. Die Verhandlungen zerschlugen sich jedoch und W., der nach Herborn zurückgekehrt war, nahm von neuem seinen Aufenthalt in Wetzlar. 1743 berief ihn Landgraf Wilhelm, Statthalter von Hessen-Kassel und Regent der 1736 an Hessen gefallenen Grafschaft Hanau, als Kanzlei-

director nach Hanau, wo W., später zum Vicekanzler bestellt, am 6. November 1760 starb. — W. wendet sich in seinen Schriften hauptsächlich gegen die abscheulichen Mißstände des damaligen Justizwesens, in frischer, oft volksthümlicher Form und mit maßhaltendem Freimuth, getreu dem gelegentlich aufgestellten Satz, daß man, wo ein entschiedenes Wort nöthig sei, „contradiciren und folglichen keinen Brey im Maul haben solle". Besonders verdienstlich ist seine Schrift gegen die Folter. — Schriften: „Diss. inaug. de indiciis quorundam delictorum illegitimis" (Marb. 1703); „Repraesentatio iudicis muneribus ac donis corrupti" (Herb. 1710); auch deutsch mit dem Nebentitel „d. i. Kurtze Abbildung eines durch Gaben und Geschenke bestochenen Richters" (Wetzl. 1709); „Justinianus redivivus, oder ohnvorgreifliche Gedancken, wie in dem H. R. Reiche das Justitz-Wesen in einem und dem anderen zu verbessern" (Wetzl. 1711); „Diss. de iure fortalitiorum" (Herb. 1713); „Diss. de praerogativis primogenitorum illustrium" (Herb. 1714, 1745); „Commentatio iuris publici de praerogativis S. R. J. Electoris Trevirensis" (Herb. 1715, Lips. 1733); „Diss. de oneribus territorialibus principum regentium" (Herb. 1720. Viteb. 1749); „Collatio iuris Nassavici et Solmsensis cum iure communi; resp. Joh. Wilh. Wiederholdt" (Herb. 1725); „Christliche Gedancken von der Folter oder peinlichen Frage, durch welche gezeiget wird, daß der Gebrauch derselben, sowohl denen göttlichen Gesetzen, als der gesunden Vernunft zuwider, und dannenhero, als grausam und betrüglich, von christlichen Obrigkeiten abzuschaffen, dagegen aber mit denen durch indicia gravirten Personen auf eine gantz andere Weise zu verfahren seye" (Wetzl. 1739).

Strieder, Grundl. zu einer Hess. Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte, fortgesetzt von Justi. Bd. 17, S. 28. — Weidlich's biogr. Nachr. 3. Thl., Vorrede, Nr. 42. Otto Brandt.

Wiederhold: Konrad W., der vielgerühmte Vertheidiger des Hohentwiels, ist nach der Ueberlieferung am 20. April 1598 zu Ziegenhain im ehemaligen Kurfürstenthum Hessen geboren. Der Vater soll Rathsherr und ein wohlhabender Bürger gewesen sein, was dadurch glaublich wird, daß es dem Sohn nie an Geld gefehlt zu haben scheint. Um die Officierslaufbahn einzuschlagen, trat W. mit 17 Jahren in hanseatische Dienste und betheiligte sich an der Entsetzung der von Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig belagerten Stadt Braunschweig. Als es hier nichts mehr zu thun gab, ließ er sich (1616) als Musketier von Bremen anwerben und rückte zum Gefreiten vor. Damit waren seine Lehrjahre beendigt. Er vermählte sich am 10. Juni 1617 mit Anna Armgard Burkhart, Tochter des Kommandanten von Helgoland, trat aber nach wenigen Wochen die Wanderschaft an und nahm Dienste bei Venedig. Hier befand sich auch Herzog Magnus von Württemberg, Bruder des regierenden Herzogs; derselbe wußte, als die Nachrichten aus der Heimath immer kriegerischer lauteten, einige erprobte Soldaten zu bestimmen, daß sie ihn nach Hause begleiteten. So wurde W. württembergischer Drillmeister (1619). Nach drei Jahren erhielt er die Stellung eines Lieutenants, 1627 die eines Majors. Als solchem wurde ihm bald ein Regiment der Landesauswahl unterstellt. Die Wogen des großen Krieges näherten sich Württemberg. Gleich bei dem Versuch eines Widerstandes gegen die Besetzung der Klöster durch kaiserliche Commissare that sich W. in einer Weise hervor, daß sich sein Herzog zu der Entschuldigung bequemen mußte, derselbe verstehe sich mehr auf das Kriegswesen als auf den Anstand. Bei allen kriegerischen Ereignissen der nächsten Jahre treffen wir W.: 1631 bei dem Rückzug der Württemberger vor dem Grafen von Fürstenberg, 1632 bei dem Zuzug, den sie den Schweden nach Augsburg leisteten, 1633 bei der unglücklichen Belagerung Villingens und der Eroberung Schrambergs, die

hauptsächlich seine That war. Zum Lohne wurde er zum Befehlshaber von Hornberg ernannt, hielt aber hier nicht stille, sondern zog mit dem Schweden Horn vor Ueberlingen, dann wieder vor Villingen. Noch ehe die Nördlinger Schlacht die Aufhebung dieser Belagerung erwirkte, wurde W. dem Commandanten der wichtigen Festung Hohentwiel beigegeben, nach der Schlacht, am 13. September 1634, zum Commandanten daselbst ernannt.

Herzog Eberhard III. von Württemberg floh nach Straßburg; seine Festungen fielen eine um die andere, — auf dem Asperg verlor W. das dort verwahrte beträchtliche Vermögen —; nur der Hohentwiel blieb unbezwungen. Rasch zerstörte W. die benachbarten Festen, in denen der Feind sich hätte setzen können, verschaffte sich auf kühnen Streifzügen Lebensmittel und Kriegsmaterial und wies jede Aufforderung zur Uebergabe ruhig ab. Es ist zuzugeben, daß er manchmal übel hauste und harte Forderungen stellte. Aber er hielt schon damals das Schicksal Württembergs für in seine Hand gegeben und übte daher Vergeltung für all das Schlimme, das das Land erdulden mußte. Man suchte ihn durch Waffenstillstandsverhandlungen unschädlich zu machen. W. ließ sich endlich am 15. Februar 1636 zu einem Vergleich herbei, in dem ihm vorbehalten wurde, die Festung nur seinem Herzog zu öffnen. Der letztere sah sich genöthigt, um vom Kaiser begnadigt zu werden, in die Abtretung des Hohentwiels zu willigen, befahl aber W. unter der Hand, nur auf eigens gekennzeichneten Befehl hin zu weichen. Daraus mußte der Commandant erkennen, daß er bis zum Ende ausharren solle. Da er aber keinerlei Unterstützung zu erwarten hatte, that er den kühnen Schritt, sich förmlich vom Herzog von Württemberg loszusagen und sich unter Bernhard von Weimar zu stellen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Eberhard III. um die Sache wußte, bis sich W. öffentlich als der unirten Kronen und des evangelischen Bunds bestellten Obersten zu Fuß und Commandant der Festung Hohentwiel bezeichnete; es ist sogar zweifelhaft, ob der immer mehr bedrängte Herzog sein Vorgehen nicht im Ernste verurtheilte; jedenfalls hat W. durch seine staatsmännische That den Hohentwiel und in gewissem Sinne den Herzog gerettet. Die Jahre 1638—1644 sind ausgefüllt mit Belagerungen der Festung, Ansuchen des Herzogs um Nachgeben, kecken Ausfällen Wiederhold's, Brandschatzung der nahen und fernen Umgegend. Der Tod Bernhard's von Weimar (1639) schien eine Wendung herbeizuführen. Der Kaiser und der Herzog von Württemberg behaupteten, W. sei wieder frei und müsse sich jetzt fügen; er aber erklärte die Nachfolger Bernhard's im Oberbefehl für Nachfolger in seinem Vertrage und trat in die Dienste Frankreichs. Nur als der bairische General Mercy ihm zugestand, daß der Hohentwiel ewig bei Württemberg verbleiben und der Kaiser dem Herzog Eberhard III. das Land wieder einräumen solle, handelte W. zu großem Aerger der Franzosen völlig selbständig und versprach Frieden (21. Mai 1644). Der Vertrag wurde vom Kaiser nicht bestätigt, der Kampf ging weiter, bis der westfälische Friede auch den Hohentwiel Württemberg zusprach.

Die Uebergabe der Festung an Eberhard III. verzögerte sich bis zum 10. Juli 1650; sie war besser ausgerüstet als vor dem Krieg, die mit Orgel und Glocken wohlversehene Kirche, eine neue Windmühle zeugten von Wiederhold's Vorsorglichkeit. Gleich nach dem Frieden hatte ihm sein Herzog das Rittergut Neidlingen nebst Randeck und Ochsenwang als Mannlehen zugesagt, zugleich als Pfand für vorgeschossene Gelder. Am 15. Januar 1650 kam W. persönlich nach Stuttgart und nahm sein Lehen in Empfang; er kehrte nur kurz zur Uebergabe auf den Hohentwiel zurück. Er behielt den Titel eines Commandanten der Feste und Obersten und wurde bald zum Obervogt des benachbarten Kirchheim ernannt. Als milder und frommer Mensch, als Wohlthäter der

Armen hochgeehrt starb er hier am 13. Juni 1667 an Auszehrung. Zum Testamentsvollstrecker und zu seinem Haupterben hatte der kinderlose Mann den Herzog von Württemberg eingesetzt; den größten Theil seines ansehnlichen Vermögens hatte er zu Stiftungen bestimmt. Heute noch lebt sein Andenken durch eine solche für Studirende im Segen. Seine Gestalt leuchtet hervor unter allen, die während des dreißigjährigen Kriegs auf die württembergische Geschichte Einfluß hatten. — Nachkomme eines Bruders von W. ist Kuno Freiherr von W. (geboren am 31. August 1809, † am 14. December 1885), hochverdient als württembergischer Officier und Kriegsminister.

Archivalacten. — Außer der populären Litteratur Martens, Geschichte von Hohentwiel, S. 63 ff. (1857). — Pfaff, Württembergisches Gedenkbuch, S. 165 (2. Aufl. 1865). — E. Schneider, Württembergische Geschichte, S. 233 ff. (1896). Eugen Schneider.

Wiederhold: Ludwig Heinrich W., einer hessischen Familie entstammend, aus der mehrere treffliche Beamte, Gelehrte und Officiere hervorgegangen sind, wurde geboren am 25. November 1801 in Rinteln, wo sein Vater damals Professor des Staatsrechts war. Sein lebhafter Geist und empfängliches Gemüth führten den Heranwachsenden zu eifriger Beschäftigung mit der schönen Litteratur und demnächst zu eignem dichterischen Schaffen; er veröffentlichte in den Jahren 1819 bis 1824 in verschiedenen Zeitschriften unter dem Namen „Ernestine" mehrere Novellen und Gedichte. 1819 bezog er die Landesuniversität Marburg und studirte dort und später in Göttingen, dem Wunsche des Vaters folgend, Jurisprudenz. Der väterliche Rath bewährte sich, W. war nach Geistes- und Charakteranlagen in seltenem Maße für den Beruf des praktischen Juristen und Richters befähigt. Schon 1824 wurde er zum Assessor beim Obergericht in Rinteln ernannt, 1825 nach Fulda und 1830 von dort nach Hanau versetzt. In Fulda schrieb W. seine erste juristische Schrift. Das Interesse der kurhessischen Juristen war, nachdem das sog. Organisationsedict von 1821 Justiz und Verwaltung getrennt hatte, in dieser Zeit der sorgfältigen Scheidung zwischen Justiz- und Verwaltungssachen zugewendet. W. behandelte die Frage in seinen anonym erschienenen „Grundlinien des Verhältnisses der Gerichte zu den Verwaltungs- und Finanzbehörden Kurhessens" (1827) mit klarem Urtheil und praktischer Umsicht. Dem Schriftchen folgten kleinere Aufsätze in der Juristischen Zeitung von Elvers und Bender. Seine beiden werthvollsten Abhandlungen veröffentlichte W. 1831 in Hanau unter dem Titel „Das interdictum Uti possidetis und die operis novi nunciatio". Namentlich die Arbeit über das Interdict verdient noch heute Beachtung. Savigny freilich, gegen dessen Lehre W. sich wendete, hat nicht günstig über sie geurtheilt, doch fand der Verfasser die Anerkennung anderer Romanisten, und besonders Vangerow's. — Schon in der nächsten Zeit sollte W. auch politisch hervortreten. Die Unruhen des Jahres 1830 hatten namentlich in der Provinz Hanau die Autorität der Behörden untergraben. W., zur Herstellung der Ordnung in die Grafschaft Wächtersbach entsandt, entledigte sich seiner Aufgabe mit Entschiedenheit und versöhnendem Wohlwollen. Das Jahr 1831 brachte die dem Kurfürsten abgenöthigte Verfassung und die Mitregentschaft des Kurprinzen. Wiederhold's Vater trat damals als leitender Minister an die Spitze der Regierung. Nach seinem kurz darauf erfolgten Tode erging an den Sohn, der inzwischen als Obergerichtsrath nach Kassel versetzt worden war, die Aufforderung, als Mitglied und Referent in das Gesammt-Staatsministerium einzutreten, er lehnte jedoch ab. Statt seiner wurde Hassenpflug berufen. Jene Ablehnung, in der sich seine constitutionelle Gesinnung schon deutlich kund gab, und seine thätige Betheiligung an der Zeitschrift „Verfassungsfreund" kosteten W. die bis dahin

ihm zugewandte Gunst des Kurprinzen. Wiederholt in die Ständeversammlung gewählt, erlangte er nicht die Genehmigung zum Eintritt, die die Staatsregierung ihren Beamten gegenüber in Anspruch nahm; 1833 wurde er an das Obergericht in Marburg versetzt. — Dort verlebte er, seit 1827 mit Elisabeth, geborenen Knipping aus Rinteln verheirathet, wol seine glücklichsten Jahre. In anregendem Umgang mit den Gelehrten der Hochschule und ungestörter Thätigkeit vertiefte er seine wissenschaftliche Bildung; er schrieb in diesen Jahren die Abhandlungen „Bemerkungen über die actio finium regundorum“ (Zeitschrift für Civilrecht und Prozeß, Bd. 13, S. 35) und „Von der Schenkung auf den Todesfall“ (das., Bd. 15, S. 96). Im Vordergrund seines Interesses stand jedoch sein Richteramt und hier im besonderen die Beschleunigung des langwierigen Proceßganges. Eine hierauf, wie auch auf Verbesserungen im materiellen Recht gerichtete Bewegung wurde durch die von W. und ihm befreundete Collegen ausgehenden Anregungen gestärkt und führte zu mehreren Gesetzen, durch deren Ausarbeitung Hassenpflug als Justizminister sich den Dank des Landes verdiente. Wiederhold's Wirken hatte die juristische Facultät in Marburg schon durch Ehrenpromotion anerkannt. Auf ihren Antrag war er entschlossen, eine Professur zu übernehmen, als ihn 1846 die freie Stadt Frankfurt zur Uebernahme einer Rathstelle bei dem Oberappellationsgericht in Lübeck berief. Es wurde W. schwer, sein Heimathland zu verlassen, doch entschied er sich für die Annahme des Rufes. Auch in Lübeck bewährte sich seine Tüchtigkeit, der allverehrte Präsident Heise schenkte ihm bald sein besonderes Vertrauen. Nur noch wenige Lebensjahre waren W. vergönnt. Zu Beginn des Jahres 1848 sandte ihn Lübeck in die Frankfurter Nationalversammlung, aber schon nach wenigen Monaten aufreibender Thätigkeit, vornehmlich in Ausschüssen, mußte er krank zurückkehren. Noch erlebte er die Freude, daß die kurhessische Ständeversammlung, in erster Ausübung des ihr damals eingeräumten Präsentationsrechtes, sich mit dem Antrag auf Eintritt in eine Rathstelle am heimischen Oberappellationsgericht an ihn wandte, doch mußte er bei seinem leidenden Zustand sich die Annahme versagen. Am 8. März 1850 verschied W. infolge eines Nervenschlages. Offenheit und Unbestechlichkeit des Charakters, ein klarer, für die vielseitigen Bedürfnisse des Lebens empfänglicher und durchgebildeter Geist, seltene Arbeitskraft und humane Gesinnung rechtfertigen die Anerkennung, die W. bei seinen Zeitgenossen fand.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 28. Jahrg. 1850, Nr. 43. — Strieder's Grundl. zu einer Hess. Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Geschichte, fortges. von Gerland. Bd. 20, S. 239. Otto Brandt.

Wieding: Karl Johannes Friedrich Wilhelm W., Gelehrter Jurist. Er war geboren am 1. September 1825 in der Stadt Tondern, Schleswig-Holstein, wo sein Vater († am 18. Jan. 1850) erst Advocat, nachher Gerichtsschreiber war. Vorbereitet auf dem Gymnasium in Hadersleben, studirte er die Rechte in Kiel. 1848 trat er in die schleswig-holsteinische Armee, avancirte hier zum Secondlieutenant und ward Inhaber des eisernen Ehrenzeichens. Nach beendetem Kriege setzte er seine Studien in Göttingen fort und bestand dann das juristische Amtsexamen. Hierauf fand er Anstellung als Secretär in Flensburg, kam indes in der dänischen Zeit in Collision mit seiner entschieden deutschen Gesinnung und mußte dann diese Stellung aufgeben. Er ging nun nach Berlin, promovirte hier 1857 zum Dr. juris und habilitirte sich dann als Privatdocent an der dortigen Universität. 1861 folgte er dem Rufe als ordentlicher Professor der Rechte an die Universität Greifswald. Die Berufung als Obergerichtsrath nach Glückstadt 1864 lehnte er ab, folgte aber 1867 dem Ruf als prof. juris an die Kieler Universität. 1880 fungirte er hier als

rector magnif. Seine Rectoratsrede handelte: „Zur Rechtsstellung und Verfassung der Christian Albrechts-Univ. in Kiel seit ihrer Errichtung.“ Gedruckt Kiel 1880. Er starb am 24. October 1887. Er war Inhaber des Rothen Adlerordens IV. Classe. Von ihm ist erschienen „Novella Justiniani XCIX“ (Berl. 1857); „Die Transmission Justinian's, insbesondere das Wissen und Nichtwissen des transmittirenden Erben“ (Leipzig 1859); „Der justinianeische Libellprozeß“ (Wien 1865). Ferner schrieb er: „Die Prätensionen auf die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Ein Rechtsgutachten“ (Greifsw. 1865). Unter diesen Schriften ist die über den Justinianischen Libellprozeß die bedeutendste. Sie hat mit Scharfsinn die Aufmerksamkeit auf ein bis dahin wenig bebautes Gebiet gelenkt und mit Gelehrsamkeit die Grundlagen zu dessen richtiger Behandlung gelegt.

E. Alberti, S.-H. Schriftstellerlex. II, 561 und Forts. II, 375. — Fr. Volbehr, Prof. u. Docenten d. Chr. A.-Univ. zu Kiel. Kiel 1887, S. 30.

Carstens.

Wiegleb: Johann Christian W., geboren am 21. December 1732 in Langensalza, † am 16. Januar 1800 daselbst. Er war Apotheker in seiner Vaterstadt und bekleidete dort zugleich das Amt eines Senators und zuletzt das des Oberkämmerers. Von seinen außerordentlich zahlreichen Veröffentlichungen seien nur die wichtigeren erwähnt: „Chem. Versuche über die alkalischen Salze“ (Berlin 1774); „Neuer Begriff von der Gährung“ (Weimar 1776); „Histor.-krit. Unters. der Alchemie oder eingebildeten Goldmacherkunst“ (ebd. 1777); „Handbuch der allg. und angewandten Chemie“ (ebd. 1781, 3. Aufl. 1796); „Geschichte des Wachsthums und der Erfind. in der Chemie in der neueren Zeit“ (Berlin 1790—91), in der ältesten und mittleren Zeit (ebd. 1792); „Teutsches Apothekerbuch“ (mit J. T. C. Schlegel, 1793, 3. Aufl. 1797); „Revision der Grundlehren von der chem. Verwandtschaft der Körper“, „Lehrbegriff vom Phlogiston“ (Crell's Annalen 1785); Act. Acad. Mogunt. (1778—79). Außerdem zahlreiche Arbeiten über die chemische Natur von Mineralien, meist in Crell's Annalen.

Poggendorff's biogr.-litt. Handwörterbuch. Carl Oppenheimer.

Wiegmann: Rudolf W., Architekt und Maler, wurde in Adensen bei Hannover am 16. April 1804 geboren. Er verlor früh seinen Vater, der als Officier in der Schlacht bei Waterloo fiel, erhielt aber trotzdem eine sorgfältige Erziehung, seiner Ausbildung zum Architekten entsprechend. Die seinen Lebensgang am meisten bestimmenden Eindrücke empfing er auf einer längeren Studienreise nach Italien von 1828—32. Nach seiner Rückkehr siedelte er bald von Hannover nach Düsseldorf über (1835) und wurde hier an der königlichen Kunstakademie als Professor der Baukunst und Lehrer der Perspective angestellt (1838). Er malte verschiedene Architekturbilder, namentlich italienische Motive: „Die Engelsburg mit der Engelsbrücke in Rom“ (1833), „Die via sacra in Rom“ (1834), „Die Aussicht aus den Loggien des Vaticans über die Stadt Rom“ (1836), „Blick vom Monte Palatino auf das Colosseum“ (1843), „Das Innere der St. Marcuskirche in Venedig“ (1845) u. A. Am bekanntesten wurde ein großes Oelgemälde „Der Aquaeduct in der römischen Campagna“. Dieses Motiv reizte ihn jedenfalls wegen der perspectivischen Verkürzung, in der er das interessante antike Bauwerk dargestellt hat; war doch die Perspective das Feld, das er mit besonderer Vorliebe pflegte. Davon zeugt auch das von ihm herausgegebene Lehrbuch „Grundzüge der Lehre von der Perspective“. Mit 19 Tafeln. (1846).

Als Architekt hat er in Düsseldorf den alten gothischen Schloßthurm am Rhein, der noch jetzt als einziges Ueberbleibsel steht, in einen italienischen

Renaissancebau umgeändert ebenso wie das ehemalige, abgebrannte und vor einigen Jahren ganz abgerissene alte Ständehaus am Burgplatz. In Duisburg wurde die gothische Salvatorkirche nach seinem Plan renovirt. Die von ihm erbauten Privatwohnhäuser in Düsseldorf sind: Das später von Andreas Achenbach bewohnte, ehemalige Wilhelm v. Schadow'sche Haus in der Schadowstraße, die Häuser von Carl Sohn und J. W. Schirmer in der Klosterstraße, letzteres nachher von Jul. Röting bewohnt, und das gräflich Herzberg'sche Haus in den neuen Anlagen am Schwanenspiegel. Auch hat W. viele Entwürfe zu Möbeln im Renaissancestil angefertigt.

Außer seiner akademischen Thätigkeit fungirte er seit 1843 lange Zeit als Secretär des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen. Fast alle die alten Jahresberichte stammen aus seiner Feder. Zudem verfaßte er Biographien und Kunstkritiken für Zeitschriften, namentlich als fleißiger Mitarbeiter der Allg. Wiener Bauzeitung und gab 1856 eine Schrift heraus über die Düsseldorfer Kunstakademie, in der er einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der Düsseldorfer Kunst lieferte. Seine erste Broschüre trug den Titel „Ueber die Malerei der Alten" (1836). Darauf folgte 1839 eine zweite: „Der Ritter Leo v. Klenze und unsere Kunst" und in demselben Jahre noch ein kleines Heftchen „Ueber die Construction von Kettenbrücken nach dem Dreiecksystem ꝛc." 1842 erschien die Abhandlung „Ueber den Ursprung des Spitzbogenstils". In seiner Thätigkeit als Secretär des Kunstvereins wurde er später in einer so heftigen Weise angegriffen, daß er durch den Aerger darüber die Schwindsucht bekam, sein Amt niederlegte und bald darauf starb, an seinem Geburtstage den 16. April 1865.

Im J. 1841 hatte er sich mit Maria Hancke, der begabten Malerin verheirathet; sie entwickelte ein bedeutendes Talent für das Porträtfach, malte aber auch Genrebilder romantischen Inhalts. Als Letzter der Familie fiel sein Sohn in der Schlacht bei Spichern.

Eduard Daelen.

Wiegrebe: Ernst Heinrich W., kurfürstlich hessischer Oberst, Dr. phil., erblickte zu Betheln bei Hildesheim, wo sein Vater Pfarrer war, im April 1793 das Licht der Welt. Seine Schulbildung empfing er auf dem Gymnasium der alten Bischofsstadt und ging, nachdem er jenes durchgemacht hatte, an die Universität Göttingen zum Studium der Mathematik und Physik. Das Jahr 1812 sah die Erhebung Westeuropas gegen Rußland unter Napoleon; Vielen erschien die militärische Laufbahn lockend, Ruhm und Ehre versprechend. So auch unserem 19jährigen Musensohne; mit drei anderen Studiosen zog er im December 1812, ehe noch die Nachrichten des auf Rußlands Eissteppen sich zutragenden ungeheuern Unglücks die Welt entsetzten, von Göttingen zu Fuße nach Kassel, der Hauptstadt des Königreichs Westfalen. Nach bestandener Prüfung wurde der Jüngling als Eleve-Souslieutenant in die Artillerie- und Ingenieurschule aufgenommen und gab sich vorzugsweise dem Studium seiner Lieblingswissenschaft hin, der Mathematik.

Bei dem Ueberfalle von Kassel durch den russischen General Czerniczew wurde W. am 28. September 1813 als Lieutenant in die Artillerie versetzt, Ende des October brach das Königreich Westfalen zusammen, das Kurfürstenthum Hessen wurde hergestellt und unser junger Officier zum Secondlieutenant im kurhessischen Artillerieregimente ernannt. Im Februar 1814 zog er in diesem gegen Napoleon ins Feld. Er nahm an den Belagerungen von Thionville und Luxemburg theil. Nach dem Frieden wurde der junge wissenschaftlich strebende Officier Lehrer am Cadettencorps und im December 1820 zum Capitän befördert. Bald darauf erhielt er mit Radowitz, dem späteren berühmten Freunde König Friedrich Wilhelm's IV., die Versetzung in den Generalstab. Als Mitglied der

Commission des deutschen Bundes war er im J. 1821 bis zum September bei Uebernahme der Festung Landau thätig. Nach dem napoleonischen Sturme war Europa wieder in seine Fugen eingerenkt worden, die Nothwendigkeit trat hervor, die vielfach veränderten Gebietsverhältnisse festzulegen und die Darstellung durch Karten zu verbessern. Kurfürst Wilhelm II. von Hessen beschloß im Frühjahre 1821 die Landesaufnahme seines Staates und ernannte im October eine Commission, der auch W. angehörte, unter dem Vorsitze des Obersten v. Cochenhausen. Sie vertraute W. die Triangulirung der Herrschaft Schmalkalden an, eines etwa fünf Quadratmeilen umfassenden Gebietes am Thüringer Wald. Er empfing die Elemente der Dreiecksseite Seeberg bei Gotha—Inselsberg, an die er anknüpfte, in Erfurt und führte die Arbeit im J. 1822 aus. Im folgenden Jahre wurde unter seiner Leitung die Meßtischaufnahme dieses Gebietes im Maßstabe von $^1/_{25000}$ d. w. G. durchgeführt, hiermit eine selbständige Erstlingsschöpfung des jungen Officiers. Doch zu seinem Schmerze mußte er auf die Fortsetzung der Aufnahme im Hauptlande des Kurstaates verzichten, da sich die Geldmittel dafür nicht hatten finden wollen. W. setzte jedoch die Arbeiten fort, die bereits von fremden Trigonometern gemessenen Winkel für das Dreiecksnetz wurden gesammelt, auch andere Vorbereitungen für die zukünftige Landesvermessung getroffen. Professor Gerling zu Marburg bewirkte die von ihm auf dem Johannisberge bei Nauheim begonnene Dreieckslegung des Hauptnetzes für den Kurstaat bis etwa zur Hälfte; sie war durch Verbindung mit der hannoverischen auf die im J. 1820 von Schuhmacher in Holstein gemessene Basis gegründet. Das Bedürfniß eines allgemeinen Dreiecksnetzes trat auch für die Catasterarbeiten im Lande hervor, ebenso empfand man die Nothwendigkeit von Uebersichtsblättern im Maßstabe topographischer Karten. Der Mann, dessen Begabung und Neigung ihn zur Schaffung solchen Werkes befähigten, arbeitete Jahr für Jahr mit ehernem Fleiße daran. W. wurde am 19. April 1835 zum Major befördert, dann am 20. Mai zum Vorsitzenden einer Commission ernannt, welcher Professor Gerling und Landmesser Kraus angehörten, die im J. 1838 das Hauptdreiecksnetz beendigte. Gleichzeitig führten unter Leitung Wiegrebe's sieben Officiere die Meßtischaufnahme von sieben Quadratmeilen in der Gegend von Kassel (1835—1840) in $^1/_{12500}$ d. w. Gr. aus. Der erprobte Mann empfing am 6. Juni 1839 die Ernennung zum Director der Landesaufnahme des Kurfürstenthums. Nach seinen Vorschlägen erfolgte am 26. Juni 1840 die Instruction des Finanzministeriums, welche für die Dreieckslegung neun Jahre, für die Detailaufnahme zehn Jahre in Aussicht nahm. Die Instruction für die topographischen Arbeiten des königlich preußischen Generalstabes vom 15. Januar 1821 war zu Grunde gelegt worden. Nachdem das neue Personal — zwei Theodolitführer mit zwei Gehilfen und acht Meßtischführer, z. Th. Officiere, z. Th. vom Steuer- und Straßenbaufache — eingeübt war, begann im Juli 1840 die Triangulirung, 1841 die Meßtischaufnahme. Nach einer Uebungsprobe im Lithographiren wurden im August 1845 dem Kurprinzen-Mitregenten fünf Meßtischblätter vorgelegt, worauf der Regent die Lithographirung der Landesaufnahme in $^1/_{50000}$ d. w. Gr. befahl (15. November 1845). Der Leiter der letzteren stieg am 2. Juni 1843 zum Oberstlieutenant auf; eine lithographische Abtheilung wurde 1845 neben der trigonometrischen und der Meßtischabtheilung eingerichtet.

Von dem Director zusammengestellt, erschien im Februar 1847 eine „Sammlung verschiedener Bestimmungen und Notizen nach den bis dahin gemachten Erfahrungen“. Weiter im August 1847 „Hilfstafeln für die topographische Landesaufnahme von Kurhessen nach Walbeck's Elementen des Erdsphäroids, Abo 1819“ (Kassel 1847). Mitten in den Stürmen des Jahres

1848 wurde dem Lande die erste von seiner Aufnahme gezeitigte Frucht dargereicht: 6 Blatt von den 40 insgesammt beabsichtigten wurden am 29. August veröffentlicht und erweckten Bewunderung im In- wie im Auslande. Berliner wie Münchener Blätter besprachen die Erstlinge des Werkes auf das günstigste. Die Preußische Militär-Litteratur-Zeitung sagte in Nr. 35 von 1849: „Ist einem doch, als führe ein Lichtstrahl durch finstere Nacht vor dem Auge, wenn man in unserer Zeit eine mühsame Unternehmung fortschreiten sieht, welche Zeit, Aufmerksamkeit, Gemüthsruhe und Geldmittel erfordert . . . Wir können der kurfürstlichen Regierung nur im Namen der Wissenschaft gratuliren, daß sie muthig in dem großen Unternehmen fortschreitet, das auch die Nachwelt dankbar anerkennen wird . . ." Der Leiter des Werkes, 1847 mit dem Ritterkreuze des kurhessischen Löwenordens geschmückt, am 10. April 1849 zum Obersten ernannt, hatte die Erfahrungen seit 1841 sorgfältig benutzt, so erschienen im März 1850 an Stelle der Vorschriften von 1841 neue „Vorschriften für die Meßtischarbeiten und die Zeichnungsarten der topographischen Aufnahme von Kurhessen" (1850). Während das Land politisch in Verwirrung gerieth, ging die stille fleißige Arbeit Wiegrebe's und seiner tüchtigen Gehilfen ruhig weiter. Nur die Katastrophe im Herbst 1850 unterbrach das Werk auf einige Zeit. Auch Oberst W. war nahe daran, in das Schicksal der kurhessischen Officiere verwickelt zu werden, indem ihm der Oberbefehlshaber, General v. Haynau, die Stellung als Commandant von Kassel anbot. Er erklärte offen seine Anschauung, weshalb Haynau ihm die erwähnte Function nicht übertrug. Zum Glück für W., dem voraussichtlich Festungshaft aus jener Stellung erwachsen sein würde, in deren Folge Verabschiedung und damit Entfernung von der Leitung der Landesaufnahme; doch er blieb dieser erhalten!

Im J. 1852 ergab sich der Flächengehalt des Kurstaates zu 174,7 Quadratmeilen, vorbehaltlich der endgiltigen Bestimmung, eine große Enttäuschung für den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, da man bis dahin die Ausdehnung Kurhessens bis zu 208 Quadratmeilen angenommen hatte. Er wurde über diese Verkleinerung seines Staates ungehalten und mag dem Entdecker derselben, dem Director der Vermessung, darob einige Ungnade bewahrt haben. Die Dreieckslegung Kurhessens wurde im J. 1853 mit derjenigen der Grafschaft Schaumburg vollständig abgeschlossen; daher ging die trigonometrische Abtheilung im folgenden Jahre ein, die rasche Förderung der Arbeiten stellte auch die Vollendung der Meßtischaufnahme in nahe Aussicht. Um das bewährte Personal noch für weitere Aufgaben verwenden zu können, beantragte W., zwei Generalkarten des Staates von gleicher Güte wie die topographischen Karten in $^1/_{50000}$ d. w. Gr. herzustellen und zwar: 1) Eine Karte im Maßstabe von $^1/_{350000}$ d. w. Gr., die an das Format der zu $^1/_{50000}$ nahe sich anschließe, auf der sämmtliche Dörfer, doch nur wenige einzelne Höfe und Mühlen, alle bedeutenden Bäche, die Chausseen und andere Hauptcommunicationen, eine für die generelle Landeskunde ausreichende Angabe der Höhenzüge, jedoch keine Wälder und nur wenige Namen von Bergen, auch nur hin und wieder eine Höhenzahl nebst der Eintheilung in Kreise und Aemter enthalten sein sollten. 2) Eine Generalkarte in $^1/_{200000}$ d. w. Gr. und in zwei Blättern, die außer den vorgedachten Angaben auch sämmtliche Höfe und Mühlen, selbst die kleinsten Bäche, alle bedeutenden Ortscommunicationen, eine schon ziemlich specielle Terraindarstellung, viele Höhenzahlen, außerdem die Wälder enthalten würde. Der Antrag fand die Genehmigung des Kurfürsten am 16. März 1855. Zu Ende des April 1856 ging die Abtheilung für Meßtischaufnahme ein, es blieb von ihr nur der Landmesser J. A. Kaupert in Thätigkeit, welcher die Musterzeichnung der beiden Generalkarten ausführte und für die Ergänzung von Zeichnungen unabkömmlich

war. Die lithographische Abtheilung arbeitete angestrengt weiter. Die Originalaufnahme war im Maßstabe von 1/25000 d. w. Gr. geschehen, je vier Sectionen in dieser Größe wurden in ein Blatt von 1/50000 d. w. Gr. zusammengetragen u. s. f. Der Antrag des Directors, die Sectionen mit Weglassung der Höhenschraffirung, dagegen in Rothdruck der Horizontalen zu lithographiren, wurde ebenfalls allerhöchst genehmigt, unter dem 7. März 1856, und sodann 112 dieser Sectionen in Angriff genommen. Die letztgenannte Darstellung des Geländes, die Niveaukarte, ist eine originelle Idee Wiegrebe's, die Allen, welche die Führung der Horizontalen zu lesen verstehen, ein klares Bild der aufgenommenen Gegend gibt. Er nimmt hierbei an, daß horizontale Schnitte in einem Abstande von 5 Ruthen = 30 rheinländische Fuß übereinander durch unebenes Gelände geführt werden; solche ergeben an der Oberfläche der durchschnittenen Unebenheiten gekrümmte Linien, die Horizontalen, in deren jeder alle einzelnen Punkte gleich hoch über dem Meere liegen. Die Niveaukarte ist von hohem Werthe, was sich bei Anlage von Eisenbahnen, technischen Werken, für die Wissenschaft zeigte. Ihren Grundgedanken hatte W. bereits 1821 erfaßt.

Mit vollem Rechte durfte die von dem Hauptmann Matthias des Generalstabes abgefaßte Denkschrift über die Landesaufnahme es aussprechen: „Wir besitzen ein Kartenwerk, dessen sich nach höherem Urtheil kein anderer Staat bis dahin rühmen kann, ein Werk, dem Dirigenten der Landesaufnahme zum bleibenden Denkmal!" Nach Vollendung der Aufgabe, die sein Leben ausgefüllt hatte, erbat W. den Abschied und erhielt ihn am 7. März 1858. Eine Anerkennung des Landesherrn, dessen Staate er die beste bis dahin vorhandene Karte, ein Kunstwerk an Schönheit, geschaffen hatte, wurde ihm beim Scheiden aus dem Dienste, nachdem er das Commandeurkreuz zweiter Classe des kurfürstlichen Wilhelmsordens am 1. October 1856 am Schlusse der Herbstmanöver erhielt, nicht zu theil — im Gegentheil erfuhr er eine bittere Kränkung. Die einzelnen Blätter des topographischen Atlasses trugen die Namen der Männer, welche sie aufgenommen und lithographirt hatten. Entsprechend war für das Ganze die Angabe vorgeschlagen worden: „Ausgeführt unter Leitung des Obersten W." Der Kurfürst strich den Namen und befahl dafür zu setzen: „Des kurfürstlichen Generalstabes". In dem Dorfe Elmshagen, einige Meilen von Kassel, in gebirgiger Gegend schön gelegen, hatte W. ein Gut angelegt; hierher zog er sich zurück, baute seinen Kohl und gab sich den strengen Studien fürderhin, von denen er nicht lassen konnte. Die Achtung und Liebe seiner Freunde, unter denen auch seine Helfer am Werke seines Lebens sich befanden, suchten ihn und seine Familie in dieser Abgeschiedenheit auf. Zahlreiche Anerkennungen der kurhessischen Landesaufnahme in der Presse Deutschlands und Oesterreichs verliehen dem Lebensabende Wiegrebe's milde Befriedigung. Der ernste bescheidene Mann hatte nie nach äußerem Glanze und Ehre gestrebt, nur um die Sache war es ihm zu thun gewesen, für sie und in ihr hatte er gelebt, aber sie brachte nun Ehre auf sein Haupt.

Die philosophische Facultät der Universität Marburg erkannte unter dem 10. Mai 1862 seine Verdienste um die Landesaufnahme einstimmig durch Verleihung des Doctortitels an. Als sein Vaterland im J. 1866 von Preußen in Besitz genommen war, erkannte der Großstaat das Werk der Landesaufnahme auf das höchste an, er nahm es zum Vorbilde für seine eigene Landesaufnahme. Der Chef des Generalstabes, General v. Moltke, wurde an die Spitze der Commission für das Vermessungswesen gestellt. Der ausgezeichnete Mitarbeiter Wiegrebe's, J. A. Kaupert (1896 Geheimer Kriegsrath Dr. phil. zu Berlin) schrieb an ihn im Februar 1868: „Man hat hier im Generalstabe, General v. Moltke an der Spitze, die volle Ueberzeugung durch die That gewonnen, daß

die unter Ihrer Leitung entstandenen topographischen Karten alles in sich vereinigen, was man nur von einer solchen Karte verlangen und erwarten kann. Dieses mustergiltige Werk haben Sie hervorgerufen; Ihre mathematischen Principien gaben den Grundstein für das zu errichtende Gebäude, Ihre exacten Forderungen zeigten dem gewissenhaften Arbeiter die Bahn, auf welcher der Bau in aller Schöne entstehen konnte . . . der Bau gelang. Hier ist in der Topographie noch viel zu thun; feste Anschauungen haben noch keine Wurzeln gefaßt . . ." Kaupert theilt dann noch mit, daß ihm der Auftrag geworden sei, eine Instruction für die topographische Aufnahme zu entwerfen und fügt in Dankbarkeit des Schülers bei, es würde ihm eine besondere Freude gewähren, seiner Arbeit voransetzen zu können: „Bearbeitet auf Grund der von Oberst W. für die kurhessischen topographischen Arbeiten ertheilten Instruction von 1849". Welche Empfindungen mußte solche Anerkennung seines Geisteskindes in dem Greise erwecken! Vier Jahre würdevoller Muße waren ihm noch beschieden. Seine kräftige Gesundheit, seine mäßige arbeitsame Lebensweise hatten ihn in ein heiteres Alter geführt. Fast 79jährig wurde er von Unwohlsein befallen, nach einigen Tagen, umgeben von Gattin und Kindern, senkte sich sanft der Tod auf ihn herab. Anstrengend hatte er in seinem Berufe das Augenlicht gebrauchen müssen, einer Brille nie bedurft; sein volles Kopfhaar war ihm erhalten, alle seine Zähne nahm er mit in das Grab, ein seltenes Beispiel körperlicher wie geistiger Rüstigkeit. Carl v. Stamford.

Wiel: Joseph W., Schweizer Arzt und besonders bekannt durch seine populären Schriften zur Diätetik bei Magenkrankheiten, war 1828 zu Bonndorf in Baden geboren und gelangte erst relativ spät nach wechselnden Schicksalen und Stellungen zum Studium der Medicin, das er in Freiburg im Breisgau trieb und 1852—53 mit Absolvirung der Staatsprüfungen beendigte. Darauf ließ er sich in seiner Vaterstadt als Arzt nieder, wechselte aber in der Folgezeit mehrfach seinen Aufenthaltsort und war nacheinander Gemeindearzt in Möhringen, Spitalsarzt in Meersburg, Gerichts-Assistenzarzt in Engen, Badearzt in Langenbrücken, unterbrach dann seine praktische Thätigkeit gänzlich, um eine Reise nach Amerika anzutreten, von der er mittellos zurückkehrte, übernahm später 1865—67 die Stellung als Districtsarzt in dem württembergischen Städtchen Rosenfeld, um dann nach vorübergehender Praxis in Constanz wieder in seine Vaterstadt zurückzukehren, wo er die Pension „Steinmühle" errichtete und sich mit großem Eifer der Specialbehandlung Magenkranker widmete. Ueber seine Erfahrungen resp. über die von ihm befolgten diätetischen Grundsätze veröffentlichte er eine ganze Reihe von größeren und kleineren Schriften, von denen wir hervorheben: „Abhandlung über die Krankheiten des Magens" (Constanz 1868); „Diätetisches Kochbuch mit besonderer Rücksicht auf den Tisch für Magenkranke" (Freiburg in Breisgau, 1873; 5. Aufl. 1881); „Tisch für Magenkranke" (Karlsbad 1876; 5. Aufl. 1880; französisch von R. Godet nach der 4. Aufl. u. d. T.: „De l'alimentation des dyspeptiques", ebda. 1880). In seinen letzten Lebensjahren prakticirte W. in Zürich und war hier zugleich ein sehr beliebter Docent am Polytechnikum. Er starb am 5. März 1881.

Biogr. Lex. VI, 266. Pagel.

Wieland: Johann Sebastian W., Dichter, wurde am 9. Mai 1590 zu Klein-Gartach bei Heilbronn geboren, als Enkel und Sohn von Wirthschaftsführern der evangelischen Geistlichen eines engeren Bezirks. Seine Kindheit verbrachte er kurze Zeit am Kocher (wo?), dann in Brackenheim im Zabergau, wo er, nach dem frühen Tode der Eltern, durch einen Oheim behütet, bis zum 10. Jahre die Schule besuchte. Dann besuchte er etwa fünf Jahre die Lateinschulen zu Stuttgart und Adelberg, bezog 1604 das niedere Predigerseminar zu Maulbronn,

nach drei Jahren die Universität Tübingen, wo er vier Jahre Theologie studirte. 1611—13 amtirte er als Diakonus in Gruibingen, darauf bis 1627 als Pfarrer in Colstetten (jetzt Kohlstetten) auf der Alp, wo er, spätestens 1614, Margarete Ruof heirathete und Vater von sieben Kindern wurde. Hier entfaltete seine poetische Thätigkeit sich am fruchtbarsten; aber infolge der ärmlichen Verhältnisse, Abgelegenheit, mancherlei örtlichen Mängel und Conflicte mit seinen Gemeindekindern und nächsten Amtsbrüdern, eigner und der Familie Krankheit sehnte er sich fort und begrüßte daher freudig Frühling 1627 die Versetzung nach Ilsfeld, einem Dorfe an der Schotzach im württembergischen Neckarkreis, für die sein „Apobaterion“ den betreffenden Gönnern überschwänglich dankt. Der Eintrag im Ilsfelder Taufbuch vom 9. October 1635 ist das letzte Zeugniß von ihm. Ganz kurz danach ist er gestorben, wie aus Joh. Valentin Andreä's „Vita“ (ed. Rheinwald, S. 160) hervorgeht, vielleicht wie viele Amtsbrüder von roher Soldateska ermordet oder von einer der damals wüthenden Seuchen weggerafft.

Mit einer religiösen Ueberzeugung, die ganz in der damals in Württemberg herrschenden Orthodoxie fußte, hatte W. Predigerseminar und Universität verlassen, und diese Richtung hat er in Wort, Schrift und That beibehalten, indem er namentlich dem damals arg wuchernden Sectenwesen entgegentrat. Allerdings hat er soweit als möglich sich eine selbständige Erkenntniß der Dogmenfragen und der die Zeit aufwühlenden confessionellen Streitprobleme zu erwerben gesucht, so daß er sogar auf den viel verketzerten Johannes Arnd (s. d.), der bekanntlich freieren Ansichten huldigte, 1619 bez. 1627 rühmende Anagramme verfertigt hat. Auch beweisen manche Stellen seiner Prosaschriften, daß das Erbauliche bei ihm voranstand und Buchstabenklauberei im Sinne der üblichen theologischen Polemik nicht seine Neigung war. Uebrigens berühren seine Dichtungen derartige Dinge recht wenig.

Die 17 nachweisbaren Werke Wieland's dürften in dieser Reihenfolge zu ordnen sein: „Horologium oder Geistlichs Schlag Vhrlein“ (1618), „TIBICINES IRRIDENTES; Sub quibus Satyrico stilo damnat Principium: nihil credendum, quod repugnat rationi“ (Januar 1619), „MELISSA Satyricâ virtute lethargum expellens, et ad vigilantiam laboris provocans“ (1619?), „Amor Mundi QUI EST OLLARIS SATYRI cé repraesentatus“ (1619), „AMETHYSTUS; Continens Satyram sobriam adversus cohortem ebriam“ (1619/20), „Apes“ (c. 1619/20), „Elegiarum Liber“ (1624), Cultus amarus ABRAHAMI SCVLTETI; Cujus subdolum principium sub duplici Anagrammate Satyrâ reprehendit; et Epigrammatum coronidem apposuit, AD Lucam Osiandrum, D.“ (1625), „Vrach: Das ist, Warhafftige, Nutzliche, Lustige Beschreibung, der Weitberüembten Statt Vrach an der Alp, im hochlöblichen Hertzogthumb Würtemberg gelegen, darinnen neben allerhand Poetischen Erfindungen vermeldet, wie sie mehisten theils heutigs Tages Beschaffen seye. Auß Liebe gegen dem Vatterland, Danckbarkeit gegen der Statt, vnnd fortpflantzung der Löblicher Teutscher Sprache durch die Poeterey, mit newen, doch nicht fast jedermeniglichen Bekandten Teutschen Versen“ (1626), „Ein Teutsch Poetisch Newes Kunst Stückle, Vber dem Namen: Johannes Friderich, Hertzog zu Wirtemberg vnd Teckh: Graafe zu Mümpelgartt, vndt Herr zu Heydenheim. . . . Erklärung. Mit Newen vnd auff die Art der Frantzösischen Versen . . .“ (1626), „De PATIENTIA Liber Singularis, QUI FUNDAMENTATAM IN PRIVATIS, quam publicis calamitatibus continet“ (1626), „Euphemia“ (vielleicht 1619?), zuerst erwähnt in „Apobaterion“ (1627), „SORTILEGIA LYCOPHRONTICA, QUAE PER SABINORUM SOMNIA, varia Anagrammata ex nominibus virorum clariorum exhibent. His accesserunt eodem colligente, MARCI DOL-

METSCHI SECRETARI WIR tomb. V.C. Anagrammata. Epigrammata. Chronosticha“ (1627), „Sterbstündlein; Das ist Christlichs Trostbüchlin den Stunden nach. Bey denen zu gebrauchen, so auß diser welt abscheiden wollen, das sie seliglich der Welt abgnaden vnd zu Gott kommen mögen. Zusammengetragen durch . . .“ (1628), „Geistliches Wolleben, In Andächtigen Gebeten, Allein auß den Worten deß Lebens vnnd Heylbrunnen Israels, für verfolgte Christen, auch die, so vmb der allein seligmachenden Religion, in höchsten Sorgen stehen“ (1630), „Der Held Von Mitternacht: Das ist, der Aller durchleuchtigste, Großmächtigste, Fürst vnd Herr, Herr GUSTAV ADOLPHUS, Von Gottes Gnaden, der Schweden, Gothen vnd Wenden König, Groß-Fürst in Finnland; Hertzog zu Ehesten vnd Carelen, Herr zu Ingermanland etc. Ein Glorwürdigster Erhalter der Evangelischen Religion, vnd ein Heldenmüthiger Widerbringer der Teutschen Freyheit, Welcher In der Blutigen Schlacht bey Lützen, zwo Meyl Wegs von Leipzig, den 6. Novembris An. 1632. Sein Königliches Blut vergossen, Leib vnd Leben zugesetzt, vnd seine H. Seel vnserm Herren JEsu Christo auffgeopfert hat, aller-Christlichst-hochseeligster Gedächtniß. Mit newen Teutschen Versen, nach Art der Frantzösischen, zur vnderthänigster Ehrentbietung, schuldigster Danckbarkeit, vnd Ewigem Angedencken, Beschrieben“ (1633).

Andere Erzeugnisse erwähnt W. nicht, hat also, da er auf bereits erschienene rückzuverweisen liebt, auch kaum mehrere weitere herausgegeben. Er muß den Titel eines kaiserlichen Poeta Laureatus vor 1619 empfangen, somit sich vorher schon durch entsprechende Leistungen hervorgethan haben, da er den Zusatz Matthia-Caesareus führt und Kaiser Matthias Anfang 1619 starb; dies ward bisher ebensowenig beachtet wie seine verkürzte Bezeichnung „M. et P. Coronatum“ auf dem letzten, scharf protestantischen Werke. Der Inhalt der einzelnen geht aus den Aufschriften meistens zur Genüge hervor, braucht uns übrigens für die lateinischen hier wenig zu kümmern; er ist ziemlich sorgfältig analysirt in der erst grundlegenden Leipziger Dissertation K. M. Schiefer's, „Johann Sebastian Wieland's Leben und Werke mit besonderer Berücksichtigung seiner deutschen Verskunst“ (1892), die überhaupt Biographie, bibliographische und litterar-historische Würdigung zuerst auf festen Boden stellt, so daß für alle Einzelheiten auf sie verwiesen sei.

Schon als lateinischer Dichter steht W. tief genug, noch tiefer aber mit seinen Versuchen in der Muttersprache, und es entschuldigt ihn nur schwach, daß er beiderseits ohne unmittelbar vorschwebende Muster gearbeitet zu haben scheint. In Gedanken und Ausdruck schwunglos, oft geradezu armselig, in der Form ungelenk, in ästhetischer Hinsicht bisweilen derb bis zur Rohheit, darf sich W. nicht über die heutige Censur „ein recht unbedeutender Dichter“ (Reifferscheid: Jhsber. f. neuere d. Littgesch. 3. Bd., III 1, 79) beschweren. Allerdings mangelt ihm Gefühl, lebensvolle Erfassung und Schilderung, auch eine leise launige Anwandlung nicht, weshalb er zur Satire, der zunächst fast allein gepflegten Gattung, Anlage besitzt; aber jeder einigermaßen erhabenere Ton, jede Spur wirklicher Gestaltungskraft, Composition und Harmonie fehlen ihm gänzlich. Interesse verdient dagegen die unabhängige, freilich in der Hauptsache geringes Verständniß bezeugende Art, wie sein deutschsprachliches Dichten seit dem Erscheinen von Martin Opitz' „Poeterey“ mit den Erfordernissen einer modernen Metrik ins Reine zu kommen unternahm. Schiefer's genannte Monographie S. 41—64 hat diese Sache genau betrachtet und stellt fest, daß W. zwar schon bei Abfassung des „Urach“-Gedichts Opitz' Regelnfixirung gekannt, aber seine Alexandriner keinem bestimmten ältern Poem nachgebildet, vielleicht überhaupt solche gar nicht einmal gekannt habe, sondern von seinem Freunde Besold mit

der Aufforderung, dieses neue Maß zu üben, über dessen wesentliche Structur unterrichtet, sein Wissen vom Bau des Acht- bez. Neunsilblers auf den des Zwölf- bez. Dreizehnsilblers übertragen hat. Außerdem wandte W. das Princip der Silbenzählung mit weitester Licenz für Cäsur und Reim an, ungebundener als irgend ein Vorläufer, insbesondere den im Volks- und volksthümlichen Kirchenliede durch die Melodie ausgeglichenen Gebrauch von Assonanzen und Senkungsreimen für den echten weiblichen Reim. Natürlich ist es kein Wunder, wenn bei solcher Willkür scheinbar regellose, mißklingende metrische Gebilde entstanden. Als Figur eines Uebergangsabschnitts, die eben Träger solch unausgegohrener Exercitien war, ist Wieland's Erscheinung, litterarisch ohne jeden Anreiz, immerhin nicht uninteressant. Was W. Menzel (Gesch. d. d. Dchtg. II, 143), Lemcke (Gesch. d. d. Dchtg. von Opitz bis Klopstock, S. 320) u. a. selbst Goedeke (Grundriß z. G. d. d. Dchtg.[2] III, 242) notizenartig über W. sagten, darf jetzt neben Schiefer's Gesammtbehandlung, in der übrigens noch etliche Exemplare (Berlin u. a.) zu verzeichnen waren, nicht einmal mehr den Werth des Registrirens beanspruchen. Ludwig Fränkel.

Wieland: P. Johann Baptist W., gelehrter Benedictiner, geboren am 2. Januar 1731 zu Rheinfelden, † am 22. November 1763 im Kloster Muri. Gleich dem um vierzig Jahre älteren als Abt von Muri 1757 verstorbenen Fridolin Kopp (s. A. D. B. XVI, 679 u. 680) stammte W. aus dem damals noch zu den vorderösterreichischen Territorien zählenden Rheinfelden, und gleich Kopp griff er in den umfangreichen wissenschaftlichen Streit ein, der zwischen dem in historischen Studien vollends nachher unter Abt Gerbert's Leitung blühenden Kloster St. Blasien und Muri, über die Genealogie des Hauses Habsburg, die Glaubwürdigkeit der aus St. Blasien angefochtenen Acta Murensia ausgebrochen war. W. hatte 1753 in Muri Profeß abgelegt, und er wurde wegen seiner ausgezeichneten philosophischen und theologischen Studien zum Professor der Rhetorik und des Kirchenrechtes im Kloster ernannt. 1758 trat er in das Archiv und die Kanzlei ein, nachdem er als Secretär des Abtes Kopp schon vorher in die Geschichte und in den Geschäftsgang des Klosters Einblick gewonnen hatte. Aber besonders die Verpflichtung, mit den Dorfgemeinden in Muri den Zehntstreit, den sogenannten „Erdäpfelstreit“, zu führen — ein zweiter Proceß bezog sich auf die Briefe des Dorfes Buttwil und die Muri's Lehnsherrschaft unterworfenen Gemeinden —, rieb Wieland's Kräfte auf, und er warf selbst das von ihm angelegte Werk: „Die Amts- und Klostergerechtigkeiten von Muri“, das er nicht hatte vollenden können, um es nicht unvollständig zu hinterlassen, in seiner fieberhaften Aufregung vor dem frühen Tode in das Feuer. Er hatte als der gründlichste Kenner der Urkunden des Archives und der Rechtstellung des Klosters gegolten. So war er denn auch berufen gewesen, die Fehde seines Gönners, des Abtes Kopp, gegen den Vorfechter St. Blasien's, P. Rustenus Heer (s. A. D. B. XI, 241, 242), weiter zu führen. Hatte Heer 1755 gegen Kopp, dem er Schritt für Schritt folgte, den Anonymus Murensis denudatus et ad locum suum restitutus geschrieben, so kam jetzt W. mit den „Vindiciae vindiciarum Koppianarum ac proinde etiam Actorum Murensium adversus D. P. Rustenum Heer, Bibliothecarium Sanblasianum, adornatae“ (Muri, 1760). Diese Schrift vertheidigt nun wieder gegen P. Heer, dessen Werk Stück für Stück eingehend kritisirt wird, die Acta Murensia, wie denn W. schon in der, A. D. B. XVI, 680, genannten „Epistola amici ad amicum“ die praetensa denudatio Anonymi Murensis, Heer's Bemängelung der Acta, gegeißelt hatte. Aber diese Arbeit Wieland's kam in der eigentlichen Form nicht in die Oeffentlichkeit, sondern wurde, wie Haller, Bibliothek der Schweizer-Geschichte II, 487, sagt, „in der Geburt gleichsam erstickt“, dadurch daß man sich aus Rom, wie aus Wien

dazwischen legte. Diese starke aus Muri nach St. Blasien ertheilte Antwort wurde vielmehr ersetzt durch eine 1765 nach Wieland's Tode zu Baden erschienene Ausgabe. Haller theilt, a. a. O. S. 488—495, die in der ersten geheim gehaltenen Ausgabe durch Cartons ersetzten, ausgelassenen wichtigen Stellen mit.

Vgl. M. Lutz, Moderne Biographieen (1826), S. 335 u. 336. — P. Martin Kiem, Geschichte der Benedictiner-Abtei Muri-Gries, II, 229, (1891). — G. v. Wyß, Geschichte der Historiographie in der Schweiz (1895), S. 69, 300. Meyer v. Knonau.

Wieland: Karl Dietrich W., J. U. D. von Basel, ist geboren am 11. October 1830 als jüngster der fünf Söhne, neben zwei Töchtern, des Buchhändlers Aug. Heinrich W. und der Frau Barbara geb. Landerer. Sein Vater fiel am 3. August 1833, als Commandant der Artillerie, im Kampf der Stadt mit der aufständischen Landschaft. Der schweren Aufgabe, sieben Kinder zu erziehen und die Buchhandlung fortzuführen, unterzog sich die Wittwe in kindlichem Gottvertrauen, starkem Pflichtgefühl und großer Mutterliebe mit gesegnetem Erfolg, bis an ihr Ende getragen von dankbarster Anerkennung und ritterlicher Pietät aller ihrer Söhne. Religiöser Sinn und sittlicher Ernst ist, als mütterliches Erbtheil, auch Karl W. in hohem Maße eigen gewesen und geblieben.

Im J. 1849 bezog er als Stud. jur. die Universität der Vaterstadt, als Schüler der Professoren Schnell, Windscheid und Andreas Heusler sen., hörte später in Göttingen und Berlin, bei den Juristen Keller, Honegger, Stahl, auch beim Nationalökonomen Dieterici, dem Geographen Ritter, dem Historiker Ranke; bestand 1852 das juristische Examen, nach kurzem Aufenthalt in Genf auch das Notariatsexamen a. 1855, und begründete dann ein eigenes Advocatur- und Notariatsgeschäft, das er, zeitweise in Gemeinschaft mit befreundeten Fachgenossen, bis an sein Ende fortführte. Daneben bekleidete er als guter Patriot verschiedene bürgerliche und staatliche Ehrenämter, als Mitglied des Großen Rathes seit 1857, als Meister der Rebleutenzunft seit 1866, als Rathsherr, d. h. Mitglied des Kleinen Rathes, der Regierung, von 1868 bis 1872. Zeitweise saß er auch im Strafgericht, im Waisengericht, und wurde von seinen Collegen, in Würdigung seiner juridischen Tüchtigkeit und seines mannhaften Charakters, zum Präsidenten der Advocatenkammer ernannt. Mit besonderer Freude stand er der rühmlichst bekannten Basel'schen „Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen" vor, und, den militärischen Traditionen seiner Familie getreu, erfüllte er seine Verpflichtungen als Milizofficier mit großem Eifer, zuletzt noch 1883 als Auditor und Major im eidgenössischen Justizstabe.

Aus reicher Thätigkeit und glücklichen Familienverhältnissen heraus starb er am 26. Februar 1894. Für seine Vaterstadt, die er treu und leidenschaftlich geliebt, war sein Tod ein schmerzlicher Verlust. Mit Pietät gegen die historische Vergangenheit verband er unbefangenes Verständniß für die unbestreitbaren Bedürfnisse der Gegenwart; und so war er stets ein Freund besonnenen Fortschrittes, aber ein geschworener Feind aller Neuerungssucht und alles Streberthums. Dieselbe Lauterkeit und Wahrhaftigkeit seines Wesens machte ihn auch zum allzeit und allseits geachteten Advocaten, der im Interesse seiner Clienten nicht in rabbulistischer Weise die Thatsachen zu verdrehen sich bemühte, sondern durch psychologisches Verständniß des geschehenen Delictes die Milderungsgründe zu Gunsten des Schuldigen aufzufinden und in diesem Sinne auf das Gemüth des Richters einzuwirken suchte. Er besaß darum auch stets das Ohr des Gerichtes; und sein Herz für die Unglücklichen machte ihn zum beliebten uneigennützigen Berather von Wittwen und anderen alleinstehenden Leuten.

So wichtig derartige Charaktere jeweilen sind für das Wohl ihrer Zeitgenossen, die Aufmerksamkeit späterer Geschlechter wird auf sie nur gelenkt, sofern ihre Namen irgendwie verflochten sind mit bedeutenderen geschichtlichen Thatsachen, mit irgendwelchen Errungenschaften auf politischem, culturellem oder wissenschaftlichem Gebiete. Was Karl W. in weiteren Kreisen einen Namen sichern wird auch in künftigen Tagen, das ist darum nicht Das, was seine eigentliche Lebensarbeit gewesen, sondern das sind die Erzeugnisse seiner Erholungs- und Mußestunden, die Früchte seiner historischen Privatstudien, seine gelegentlich veröffentlichten Vorträge und Aufsätze über einzelne Partieen der Geschichte seiner Vaterstadt, insbesondere über deren Leben im 18. und im beginnenden 19. Jahrhundert, welche immer wieder Berücksichtigung finden werden, wo man sich mit der Geschichte Basel's beschäftigt. Im Druck erschienen von seinen historischen Arbeiten: „Briefe des Bürgermeisters Joh. Heinrich Wieland, J. U. D." (in den Beiträgen zur vaterländ. Geschichte, Bd. 6, 1857); „Der Baslerische Schanzenprozeß", (eine Beilage der Basler Nachrichten, Nr. 306, 1861); „Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz während der Jahre 1798 und 1799", (Neujahrsblatt Nr. XLVIII und XLIX, 1870 f.); „Basel während der Vermittlungszeit 1803—1815", (Neujahrsblatt, Nr. LVI, 1878); „Die vier Schweizerregimenter in Diensten Napoleon's I. 1803—1814", (Neujahrsblatt, Nr. LVII, 1879); „Leonhard Thurneysen zum Thurm", (Beiträge zur vaterländ. Gesch., Bd. 11, 1882); „Ueber die Schweighauser in Basel", (Basler Jahrbuch, 1883); „Ueber das Baslerische Militärwesen in den letzten Jahrhunderten" (Basler Jahrb., 1886); „Erinnerungen an C. Felix Burckhardt und Gottlieb Bischoff" (Basler Jahrb., 1888); „Der Kleinhüninger Lachsfangstreit 1736", (Basler Jahrb., 1889); „Einiges aus dem Leben zu Basel während des XVIII. Jahrhunderts", (Basler Jahrb., 1890); „Dem Andenken Isaak Iselins; zur Feier der Enthüllung seines Denkmals am 18. September 1891. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Basel", (1891); „Ein Staatsproceß aus den letzten Tagen der alten Eidgenossenschaft", (Basler Jahrb., 1893).

Vgl., außer den Nekrologen in den Basel'schen Tagesblättern vom Febr. 1894, meinen Aufsatz im Basler Jahrb. 1895, herausgegeben von Alb. Burckhardt, Rud. Wackernagel und Alb. Geßler. Basel 1895, S. 1—29.

Arnold v. Salis.

Wieland: Christoph Martin W., geboren am 5. September 1733 zu Oberholzheim im Gebiete der schwäbischen Reichsstadt Biberach, die er selber irrthümlich wiederholt als seinen Geburtsort angegeben und im „Oberon", Ges. IV, Str. 22 als solchen gefeiert hat, † zu Weimar am 20. Januar 1813.

Der Vater war schon 1736 einem Rufe als Prediger an die St. Maria Magdalenenkirche zu Biberach gefolgt, so daß W. die ersten Jugendeindrücke in Biberach empfing. Da sein Urgroßvater Bürgermeister der freien Reichsstadt gewesen war, gehörten die Wielands zu den angesehensten Familien des Städtchens. Seit ein paar Jahrhunderten rühmte W., der sich selber noch im Alter als „einen ehrlichen Schwaben" bezeichnete, hätten seine Väter in der kleinen Vaterstadt den Ruhm der ehrlichsten und edelmüthigsten Leute behauptet (20. Februar 1759 an Zimmermann). Der Vater begann schon den dreijährigen frühreifen Knaben zu unterrichten, bei dem auch die Lust Verse zu machen bald und stark erwachte. Der eigenen pietistischen Richtung entsprechend gab der Pfarrer seinen Aeltesten 1747 zur weiteren Ausbildung in das pietistisch geleitete Kloster Bergen bei Magdeburg. Ein Schulheft Wieland's aus dem Sommer 1748 hat sich erhalten (hsg. von R. Hoche, Leipzig 1865). Lateinische Aufsätze wechseln darin mit Uebersetzungen aus Livius, Horaz und — Lucrez

de rerum natura. Der letztere gehörte wol zu den Büchern, deren Lesung der wissensdurstige Knabe heimlich pflegte, wie die Lesung von Voltaire's Schriften und Bayle's Dictionnaire. Ein Aufsatz, in dem W. die Entstehung der Venus aus Schaum und die Möglichkeit einer Weltschöpfung ohne Gottes Zuthun erörterte, brachte ihn in den Ruf eines Materialisten. Nur seine tadellose Führung half ihm bei dem bösen Handel. Nach dem Austritte aus dem Stift brachte er ein Jahr in Erfurt bei seinem Verwandten, dem späteren Gießener Professor Joh. W. Baumer zu. Baumer, der das Studium der Medicin und Philosophie mit einander verband, führte W. in das Wolff'sche System und, was für den späteren Romandichter wichtiger war, in das Verständniß des Don Quixote ein, dieses „guten Specificum gegen das Seelenfieber der Schwärmerei". In den nächsten Jahren blieb W. freilich trotz dieses Specificums der Schwärmerei verfallen. Im Sommer 1750, den er im Vaterhause verbrachte, entwickelte sich seine seraphische Liebe zu seiner Verwandten Sophie v. Gutermann, der späteren Frau von La Roche (s. A. D. B. XVII, 717). Unter dem Einflusse dieser Liebe und Seelenfreundschaft wie unter der übermächtigen Einwirkung der Klopstock'schen Poesie, der gegenüber Wieland's noch völlig unentwickelte Eigenart nicht mehr Stand halten konnte, entstanden nun neben verhimmelnden Liebesoden die Lehrgedichte „Die Natur der Dinge" (Halle 1752) und der „Antiovid oder die Kunst zu lieben". Es ist höchst bezeichnend, daß beide Werke antike Dichtungen, die aus einer entgegengesetzten Lebensanschauung entsprungen waren, bekämpfen sollten. Die gereimten Ueberſetzungen des Schulheftes aus Lucrez und Cicero legen im Verein mit dem Aufsatze über die Entstehung der Venus die Vermuthung sehr nahe, daß W. ursprünglich ein Lehrgedicht über die Natur mit ganz anderer Tendenz geplant habe. In der Zeit der Klopstock- und Liebesschwärmerei hätte W. für seine „Natur der Dinge" nicht den Alexandriner gewählt; allein er wird eben 1750 ein zuerst unter Bayle's und Lucrez' Einwirkung entworfenes Gedicht nur in christlichem Sinne umgearbeitet haben. Lessing fand, daß sogar in der gedruckten Fassung ein Widerspruch zu der frommen Dichtung der Züricher Jahre zu entdecken sei. Die Natur für teleologische Beweise zu benutzen, dafür hatte W. schon in den Kinderjahren in den hochbewunderten Bänden von Brockes' „Irdischem Vergnügen in Gott" das Vorbild gefunden. Mit dem Versuche die von Gott angeordnete Natureinrichtung als „die vollkommenste Welt" nachzuweisen, schließt er sich zwar einer philosophischen Richtung seiner Zeitgenossen an, er wendet sich aber ausdrücklich gegen Leibniz' Monadenlehre. In der wiederholten Polemik gegen Bayle machte er sich selbst von dem aus Bayle's Dictionnaire gesogenen Skepticismus frei, und das begeisterte Lob des göttlichen Platon kündet den neu erwählten Führer an. Erst anderthalb Jahrzehnte später wendet sich der Dichter des „Agathon" gegen Plato wie jetzt der Verfasser der „Natur der Dinge" gegen Bayle. Allein eben mit Rücksicht auf jene spätere Wendung ist es wichtig festzustellen, daß bereits ein erster Umschlag in Wieland's Anschauungen dem Abschlusse der sechs Bücher seines Lehrgedichtes vorangegangen war.

„Die Natur der Dinge" war ohne Nennung von Wieland's Namen durch Prof. Gg. Fr. Meier in Halle, an den der junge zaghafte Autor seine Handschrift eingesandt hatte, herausgegeben worden. Obwol die eigentlichen philosophischen, die moralischen und satirischen Gedichte mehr als die heroischen, „worin die Dichtkunst herrschet", nach dem Geschmacke des jungen W. waren, sandte er doch von Tübingen aus, wo er vom November 1750 bis Juni 1752 Jurisprudenz studiren sollte, die ersten vier Gesänge eines heroischen Gedichtes in Hexametern zur Prüfung an Bodmer ein. Der Klopstockianer W. hatte hiefür zufällig den gleichen Stoff erwählt, den zur selben Zeit im Gottsched'schen

Lager der Freiherr v. Schönaich als Heldengedicht bearbeitete: „Hermann". W. selber war trotz Bodmer's Beifall mit seinem Epos wenig zufrieden, und erst 1882 ist das Bruchstück veröffentlicht worden (von F. Muncker, Deutsche Litteraturdenkmale d. 18. Jahrh., 6. Heft). Die Anknüpfung mit Bodmer aber hatte zur Folge, daß der Züricher Kunstlehrer nun W. wie drei Jahre früher Klopstock zu sich einlud. Von October 1752 bis Juni 1754 wurde W. Bodmer's Gast und Hausgenosse, dann erst nahm er eine Hauslehrerstelle in der Familie des Amtmanns v. Grebel an, so daß sein Züricher Aufenthalt fast volle neun Jahre währte (s. C. Mörikofer, Die schweiz. Lit. d. 18. Jahrh., Leipzig 1861, S. 191—206; J. Baechtold, Gesch. d. deutsch. Lit. in d. Schweiz, Frauenfeld 1892, S. 533 f.; Schnorr's Archiv f. Litt.-Gesch. III, 131 u. VI, 92; XIII, 485; L. Hirzel, W. und Martin u. Regula Künzli. Ungedruckte Briefe und andere aufgefundene Aktenstücke. Leipzig 1891).

W. selber hat 1758 und 1762 eine je dreibändige Sammlung seiner prosaischen und poetischen Schriften herausgegeben, welche den größten Theil der Arbeiten aus den in Tübingen und in der Schweiz verbrachten Jahren enthält, freilich manches bereits dem ersten Drucke gegenüber in stark geänderter Form. Von den späteren Sammlungen hat er eine Reihe dieser Jugendarbeiten überhaupt ausgeschlossen. Bereits Ende 1758 war der „Cyrus" das einzige Werk jener Jugendperiode, das seinen Ideen von der schönen Schreibart noch entsprach. Allein auch den „Cyrus" brach er 1759 nach Ausgabe der ersten fünf Gesänge, die nur ein Viertel des Ganzen bilden sollten, ab. Alle Schriften Wieland's aus den fünfziger Jahren haben nur als Documente zur Geschichte seiner Seele Bedeutung, irgend einen eignen dichterischen Werth kann man ihnen nicht zusprechen. Wenn aber der reifere W. auch selbst das Verfehlte aller dieser Jugendarbeiten klar erkannte und unter Verurtheilung jugendlich unduldsamer Thorheiten offen aussprach, so blickte er auf die in Zürich und Bern verlebten Jahre doch stets mit Rührung als auf seine glücklichste Lebenszeit zurück. Bodmer, der mit dem lebenslustigen Sänger des Messias soeben üble Erfahrungen gemacht hatte, fand den stillen fleißigen W. einen Jüngling nach seinem Herzen. Die persönliche Verehrung für das um den Geschmack Deutschlands und die sittliche Bildung ihrer Mitbürger so verdiente Freundespaar Bodmer und Breitinger übertrug der junge Enthusiast kritiklos auch auf Bodmer's Patriarchaden. Er glaubte wirklich in Bodmer einen ebenbürtigen Genossen Milton's und Klopstock's feiern zu dürfen, als er 1753 seine „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts der Noah" erscheinen ließ. Die Vorrede zur Sammlung der Züricher Streitschriften von 1753 ist W. nur irrthümlicher Weise zugeschrieben worden, aber an dem noch fortwährenden Kampfe der Schweizer gegen Gottsched nahm er eifrigst Theil. Die von Bodmer verfaßte Streitschrift gegen Gottsched und Schönaich „Edward Grandisons Geschichte in Görlitz" (Berlin 1755) hat W. nicht nur im Bunde mit S. Geßner herausgegeben, sie enthält auch Bruchstücke aus Wieland's Gedichten und Gesprächen. Die „Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen nebst dem verbesserten Hermann" (Frankfurt 1755) zeigt ihn als selbständigen Kämpfer gegen die Leipziger. Und unter ähnlichem Titel eines „Schreiben an den Verfasser der Dunciade für die Deutschen" (Frankf. u. Lpz. 1757) lieferte er einen Anhang zu Waser's Verurtheilung der von der Berliner Akademie gekrönten Preisschrift Ad. Fr. Reinhard's. Es handelte sich dabei um die gleiche gegen Leibniz gerichtete Preisfrage der Akademie, die auch Lessing zur Beantwortung und Zurückweisung gereizt hatten (s. A. D. B. XIX, 763). W. war zu einer Kritik des akademischen Urtheils nicht nur aus Freundschaft zu dem unterlegenen Preisbewerber Martin Künzli in Winterthur bewogen; dem Verfasser des Lehrgedichts

von der „Natur der Dinge“ ging auch die ganze behandelte Frage über die beste der möglichen Welten besonders nahe.

Alle diese Streitigkeiten führte er ohne Namensnennung, nur gerade im unglücklichsten Falle trat er offen mit seiner Person hervor. Während Klopstock die anakreontische Poesie von Wein und Küssen, zu der er sich selber nicht geschaffen fühlte, doch in ihrer Art neben der seinen gelten ließ, spann sich Bodmer so völlig in seine tugendsam fromme Patriarchadendichtung ein, daß er der heiteren Anakreontik daneben kein Anrecht auf Existenz mehr zugestehen wollte. Der engherzig puritanische Geist der Schweizer Kantone, von dem W. einige Jahre nachher spottete, ein Ball in Zürich genüge um selbst aus dem Munde der Säuglinge Prophezeiungen über das durch solchen Sittenverderb angekündigte Weltende hervorzulocken, nahm an jeder noch so unschuldigen Sinnenlust Anstoß. Gottfried Keller hat in seinen „Züricher Novellen“ launig geschildert, wie weit die Sittenmandate von Rath und Geistlichkeit zur Unterdrückung eitler Weltfreude gingen. Man muß zu Wieland's Entschuldigung an diese gedrückte Atmosphäre, in der er lebte und deren Tendenzen sein stets beweglicher Geist aufgriff, denken. Wenn er auch bereits 1752, als er noch in Tübingen weilte, der Dichtkunst die Aufgabe zuwies, die Sängerin Gottes, seiner Werke und der Tugend zu sein, so fand er damals doch noch an den natürlichen Ausdrückungen jugendlicher Freude, wie Gleim und Hagedorn sie besangen, Ergötzen. Zwar stammt aus der gleichen Zeit auch schon das „Schreiben an Herrn ** von der Würde und der Bestimmung eines schönen Geistes“, doch erschien hier der Tadel der Anakreontiker noch mehr zur Vertheidigung der verkannten Bodmer'schen Poesie bestimmt und darum weniger gehässig. Erst in Zürich neigte er sich zu fanatischer Unduldsamkeit. Nachdem er 1756 im sechsten Abschnitt der „Sympathien“ (geschrieben 1754) gegen den Mißbrauch der Poesie durch die Anakreontiker, „den Wein der Teufel, womit sie unbesonnene Seelen durch einen Zaubertrank in niedriges Vieh verwandeln“, geeifert hatte, stellte er 1757 den „Empfindungen eines Christen“ (schon einige Jahre früher als „Psalmen“ niedergeschrieben) die berüchtigte Zuschrift an den Berliner Hofprediger A. F. W. Sack voran. In denunciatorischer Weise sucht er hier die Geistlichkeit zum Einschreiten gegen die anakreontischen Wollustsänger, als deren Hauptvertreter Uz an den Pranger gezerrt wird, aufzureizen. Die einstimmige Mißbilligung, die diese unwürdige Thorheit in Deutschland fand, machte auf W. doch einen tiefen Eindruck, ja sie kann als eines der erziehenden Momente, die in W. allmählich eine Umwandlung herbeiführten, angesehen werden. Als er im Frühjahr 1758 eine neue Auflage der „Empfindungen“ zu besorgen hatte, wollte er ihr eine „Nachricht an den Leser“ beigeben, in der er das Urtheil über Uz' muthwillige Oden förmlich zurücknahm und erklärte, die Ausschweifungen von Platonischer Liebe in seinen eigenen Poesien seien in ihrer Art vielleicht ebenso verwerflich als die sinnlichen Ausschweifungen der Anakreontiker. Er wünschte, den Fehler jener Zuschrift nicht gemacht zu haben. Seine Schweizer Freunde mußten ihren ganzen Einfluß aufbieten, um den Druck dieser Abbitte zu verhindern. (Vgl. Sauer's Ausgabe von Uz' Werken, Stuttg. 1890, S. XX f.)

Die Abfassung dieser „Nachricht“ mit ihrem Widerruf war in Wieland's eigenem Bewußtsein der Bruch mit den Tendenzen seiner Züricher Dichtung und er klagte (20. März 1759 an Zimmermann) über die ihm widerfahrende Ungerechtigkeit, daß man ihn der insectenmäßigen Kleinheit fähig halten könne, der Waffenträger eines Chef de Secte oder irgend etwas dergleichen zu sein. „Weil ich die Ehre habe mit Herrn Bodmer in vertrauter Liaison zu stehen, so muß ich ein Bodmerianus und weil ich Hexameter gemacht habe, ein Hexa-

metrist heißen.“ Nach Wieland's öffentlich vorliegenden theoretischen Schriften und Poesien wäre die deutsche Kritik zu solcher Annahme wohl berechtigt gewesen. Allein Fr. Nicolai hatte bereits 1755 im siebenten seiner „Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften“ scharfblickend den Unterschied erkannt zwischen der betagten weltvergessenen Muse Bodmer's und der jungen des Herrn Wieland. Ja er hatte das Spektakel vorausgesagt, wann diese junge Frömmigkeitslehrerin, die nur der alten Wittwe zu Gefallen mit verständig erfahrener Miene die Betschwester spielen wolle, wieder zu einer muntern Modeschönheit würde. Und „jugendliche Unbedachtsamkeit“ leuchtete in der That aus dieser überfrommen Wieland'schen Jugenddichtung hervor.

Der Vorwurf der Benutzung fremder Vorbilder ist W. auch in seiner späteren schriftstellerischen Laufbahn nicht erspart geblieben. Auf die Anklage sachlicher Entlehnungen antwortete er bereits 1759: „Man hört und liest von Kindesbeinen soviel, daß man vieles weiß oder zu wissen glaubt, ohne eigentlich sagen zu können, woher man es hat“. Aber bei den Arbeiten jenes ersten Jahrzehnts handelt es sich nicht um die Herübernahme bereits dichterisch geformter Stoffe, denen Wieland's Bearbeitung dann den Stempel der eigenen Persönlichkeit aufdrückte und sie so zu seinem rechtmäßigen geistigen Eigenthum machte. Er ahmt hier im Gegentheil gerade die fremde Art der Behandlung, ja manieristisch sogar die Empfindung seiner Vorbilder nach, die jedoch bei ihm meistens eben nicht Empfindung, sondern Erzeugniß überhitzter Schwärmerei ist. Nicht daß W. absichtlich geheuchelt hätte; von solchem Vorwurfe ist der junge wie der ältere W. durchaus freizusprechen. Er ließ sich aber wie ein Kind von den Eindrücken seiner Umgebung und Lectüre vollständig mit fortreißen. Seine übersinnlichen, überfrommen Dichtungen sind, wie er selbst sie später bezeichnete, Ausschweifungen der Einbildungskraft.

Bereits die „Natur der Dinge“ und die „moralischen Briefe“ geben Proben von Wieland's Reimgewandtheit, von der seine ganze spätere Dichtung glänzendes Zeugniß ablegt. Von Hause aus war seine Natur dazu veranlagt. Aber unter der Einwirkung von Klopstock's Poesie wendet er in den fünfziger Jahren seine ganze Vorliebe dem Hexameter und dem Horazisch-Klopstockischen Odenmaaße zu (E. Schmidt, W. als Nachahmer der Klopstockischen Jugendlyrik, Qu. F. 39. Heft). Der „Lobgesang auf die Liebe“, die Frucht einiger enthusiastischer Stunden des Maimonats 1751, ist ja dem wirklich vorhandenen Liebesverhältniß zu der als „Doris“ gefeierten Sophie entsprungen, aber alles charakteristische fehlt. „Die künftige Geliebte“ Klopstock's, noch ins Seraphische gesteigert, ist an Stelle der wirklichen Geliebten, der Platonismus an Stelle der natürlichen Empfindung getreten. Das „Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen“ (1755) ist nur die Ausführung einer Scene aus dem V. Gesange von Klopstock's Messiade. W. selbst hat diese Schilderung als „Episode aus einem nicht zu Stande gekommenen Werke“ bezeichnet, vielleicht das von Bodmer geheimnißvoll erwähnte Werk, das Klopstock's Epos selbst in Schatten stellen sollte. Die Prosa für ein Epos zu wählen schien nach Fénelon's Vorgang und dem von Geßner neu gegebenen Beispiele durchaus erlaubt. Wenn W. dann bei der Sammlung seiner Schriften auch die in gebundener und ungebundener Rede von einander sonderte, so ist doch zwischen der poetischen Prosa der „Psalmen“ („Empfindungen“) und „Sympathien“ einerseits, den Hexametern der „Briefe von Verstorbenen“ und des „Frühlings“ andererseits kein so wesentlicher Unterschied. Der „Frühling“ deutet schon im Namen auf das Vorbild von Kleist und Thomson hin, wie die „Hymnen“ (von denen Schubart seine Seele erweitert fühlte) und die beiden Gebete eines Deisten und Christen auf Klopstock, das hexametrische Epos „Der geprüfte Abraham“ (Zürich 1753) und die

„Fragmente in der erzählenden Dichtart“ (1755) auf Bodmer's Patriarchaden nur allzudeutlich verweisen. Ebenfalls in Hexametern sind die neun „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde“ (1753), eine keineswegs verbesserte Copie von Elisabeth Rowe's Friendship in Death, wie die „zwölf moralischen Briefe“ in Alexandriner-Reimpaaren (1752) die Letters moral and entertaining der göttlichen Singer — Rowe nachahmen. Im August 1758 erklärte W., die Zeit seiner Begeisterung für Young sei vorbei, seine „Nachtgedanken“ seien ganz geeignet den Leuten den Kopf zu verdrehen und den Geschmack junger Autoren zu verderben. Aber die religiöse Schwärmerei mit ihrer Ueberspringung dieser Erde und Ausmalung der Ewigkeit, wie der Verfasser der „Sympathien“ und „Empfindungen“ sie in der „metaphorischen und blumenreichen Sprache“ Young's ausdrückte, zeigt W. in vollständiger Abhängigkeit von dem „großen Geiste“ des Engländers. (Joh. Barnstorff, Young's Nachtgedanken und ihr Einfluß auf die dtsch. Litt. Bamberg 1895, S. 58 f.) Ja noch gegen den Schluß seines Lebens gedachte er in den Gesprächen der „Euthanasia“ (1805) über das Leben nach dem Tode bei Ablehnung aller Schwärmerei doch wieder freundlich der erhabensten Ahnungen Eduard Young's und der süßen Träumereien des Herzens und der Phantasie der liebenswürdigen Elisa Rowe. Beim „Cyrus“ gestand W. selbst Glover's „Leonidas“ als Vorbild noch zu einer Zeit ein, da ihn Zimmermann's Tadel der Klopstock'schen Wendungen in den Hexametern der fünf Gesänge bereits sehr peinlich berührte. Und ebenso erwähnte er selbst den Einfluß von Richardson's „Clarissa“ auf „Araspes und Panthea“, die moralische Geschichte, die ursprünglich eine Episode des „Cyrus“ bilden sollte, nach Abbruch der Arbeit an dem Epos jedoch 1760 als selbständiger Dialog in Prosa erschien.

Das außergewöhnliche Talent Wieland's verleugnete sich freilich in diesen Jugendwerken keineswegs. „Ohne Widerrede einer der schönsten Geister unter uns“, urtheilte Lessing gleich im 7. der Berliner Litteraturbriefe. Allein eben bei Anerkennung seiner außergewöhnlichen poetischen Fähigkeiten konnte Lessing sich über den Gebrauch, den W. von seinen Gaben machte, wahrlich nicht lobend aussprechen. Die unaufhörliche Anpreisung von Tugend und Religion konnte den Mangel an Selbständigkeit nicht ersetzen. Die Freunde in Zürich und Winterthur meinten es zweifellos sehr gut mit ihrem Schützlinge, aber sie wollten ihn ganz nach ihrer eigenen Façon denken und dichten sehen. Seine Beiträge zu Sulzer's Wörterbuch der schönen Künste konnten nur Ausführungen von Breitinger's und Bodmer's Lehren sein. Die philosophischen Versuche wie das „Gespräch des Sokrates mit Timoklea von der scheinbaren und wahren Schönheit“ (1755 in einer Züricher Wochenschrift) oder die „Betrachtungen über den Menschen“ zeigten nicht mehr Selbständigkeit und Bestimmtheit als die Dichtungen. Für den schwärmenden Jüngling war es ein Gewinn als er beim Scheiden aus Bodmer's Hause gezwungen wurde, sich wenigstens des äußeren Fortkommens halber, etwas mehr dem wirklichen Leben zuzuwenden. Die ersten Schritte fielen freilich auch hier nicht sehr ermuthigend aus. Die Ode zum Andenken eines verdienstvollen Züricher Staatsmannes sucht unbekümmert um die schweizerische Wirklichkeit die Züge für das Bild bei Cicero und Plato. Der „Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute“ (1758) wurde von Lessing in den Litteraturbriefen einer vernichtenden Kritik unterzogen. Und doch lag dem „patriotischen Traum“, durch eine neue Jugenderziehung „die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen“, ein bedeutender fruchtbarer Gedanken zu Grunde, ein Plan, dessen Verwirklichung der schönste und segensreichste Theil von Bodmer's Bemühungen gewidmet war. Die pädagogischen Pläne reichen bei W. bis ins Jahr 1752 zurück (Archiv f. Litt.-Gesch. XII,

595 und XI, 378). Seinen 1754 gedruckten „Plan von einer neuen Art von Privatunterweisung" sandte er im folgenden Jahre dem badischen Hofe ein. Zwischen die Abfassung des Plans einer Privatschule und des Plans einer Akademie fällt Wieland's Thätigkeit als Hauslehrer in der Familie des Amtmanns v. Grebel. In dieser Stelle scheint er sowol die Zufriedenheit der Eltern wie seine eigene gefunden zu haben. Eine Probe aus den Unterrichtsstunden Wieland's aus dem Jahre 1757, eine seinen Schülern dictirte „Geschichte der Gelehrtheit" hat L. Hirzel 1891 veröffentlicht (Frauenfeld, Biblioth. ält. Schriftwerke d. dtsch. Schweiz, II. Serie, 3. Heft). Als W. vom Juni 1759 an seine erzieherische Thätigkeit in der Familie des Herrn v. Sinner zu Bern fortsetzen wollte, fand er die Kinder für seinen Unterricht zu wenig vorbereitet, sodaß er nach kurzer Zeit und viel Aerger aus dem Sinner'schen Hause schied (Archiv f. Litt.-Gesch. XIII, 220). Er fand dann in Bern Gelegenheit, in einer ihm zusagenderen Weise Unterricht zu ertheilen, indem er reiferen jungen Leuten philosophische Vorlesungen hielt. In späterer Zeit ward ihm die Aufgabe, den ihm anvertrauten jungen Laroche zu erziehen; das Ergebniß war, vielleicht durch Schuld des Zöglings, jedenfalls kein Beweis für besondere pädagogische Begabung des Erziehers.

Ueber die Gründe, die ihn im Frühjahre 1759 bestimmten, Zürich mit Bern zu vertauschen, hat W. selbst sich nicht offen ausgesprochen. Der Briefwechsel seiner Schweizer Freunde zeigt indessen zur Genüge, daß trotz aller wohlgemeinten Versuche sich in alter Weise ineinander zu finden, allmählich doch ein nicht zu überbrückender Gegensatz der Kunst- und Lebensanschauungen entstanden war. Eine bedeutende ernüchternde Einwirkung auf Wieland's Schwärmerei übte jedenfalls der Arzt Joh. Gg. Zimmermann, mit dem er in eifrigen Briefwechsel gerathen war. Der Verfasser der Schriften über die Einsamkeit und den Nationalstolz war nicht nur ein Gegner der Schwärmerei, sondern auch der Klopstockisirenden Poesie. Nicht weniger wichtig wurde für Wieland's weitere Entwicklung die Freundschaft und Liebe, die ihn in Bern bald mit Julie v. Bondeli, der geistigfreien Freundin J. J. Rousseau's verband (Ed. Bodemann, J. von Bondeli u. ihr Freundeskreis, Hannover 1874; Ztschr. f. dtsch. Alterth. XX, 355 und Anz. I, 24 f.; vgl. aber auch Litt. Centralbl. 1875, Nr. 44). Julie, mit der W. sich förmlich verlobte, hat für ihn eine ungleich größere Bedeutung gehabt, als alle die Züricher Frauen und Mädchen, die Serena, Cyane, Euthanasia, die in seiner Phantasie und seinen Werken vielleicht eine größere Rolle spielten, als in seinem Leben. Zwar nicht alle waren über 40 Jahre alt, wie er selbst behauptete, allein es war trotz vorübergehend aufbrausender sinnlicher Anwandlungen doch eine platonische Schwärmerei, die ihn mit diesen verschiedenen schönen Seelen verband.

Die Verlobung mit Julie v. Bondeli machte Wieland's alten Wunsch nach einer Stellung, die ihm Gründung eines eigenen Hausstandes ermöglichen sollte, um so dringender. Manche früheren Versuche waren ebenso fehlgeschlagen wie im Frühjahre 1760 der Einfall der Freunde, ihn als Verlagsbuchhändler in Zofingen festzusetzen, sich als unausführbar erwies, obwol W. mit Zimmermann und Tscharner schon über seine Verlagsartikel verhandelte. In der Form eines von den Buchhändlern unabhängigen Selbstverlages, einer bei den Schriftstellern des 18. Jahrhunderts stark verbreiteten Lieblingsidee, tauchte der Plan später bei W. noch einmal auf und wurde in beschränkterem Maße bei Gründung seines „Merkur" sogar verwirklicht. Zunächst ging die Befreiung aus der auf die Dauer doch nicht befriedigenden Lage in Bern von der alten Heimath aus. Am 30. April 1760 wurde W. einstimmig zum Rathsherrn von Biberach er-

wählt und entschloß sich besonders aus Rücksicht auf seine Eltern der Wahl zu folgen, obwol er zuerst nur jene des Stadtammanns annehmen wollte. Statt dessen wurde er nach seinem Eintritte in den Rath von der protestantischen Partei zum Kanzleidirector gewählt. Da die katholische Partei in dem mißtrauischen Streben nach Aufrechthaltung der Parität gegen seine Wahl in Wien Verwahrung einlegte, kam er erst nach einem verdrießlich langwierigen und für ihn selbst arbeitsreichen Rechtsstreite endgiltig in den Besitz der Stelle. Wieland's eigene Urtheile über seine Biberacher Stellung, die in kleineren Verhältnissen etwa mit Gottfried Keller's Amt als Züricher Staatsschreiber vergleichbar sein dürfte, lauten je nach den wechselnden persönlichen Beziehungen und Stimmungen sehr verschieden. Die kleinlichen eingerosteten Verhältnisse, in denen sich die Gegensätze und Intriguen nur um so fühlbarer machten, hätten auch einem weniger dazu gebornen Beobachter Anlaß zur Satire geboten. Wenn Ironie und Satire, die in der schweizerischen Periode nicht wahrnehmbar waren, von jetzt an in Wieland's Schriften so stark hervortreten, so hat die Biberacher Bürgerschaft sich um die Entwickelung dieses Talentes ihres Kanzleidirectors ein unzweifelhaftes Verdienst erworben. Gewiß hat W. während der neun Jahre seiner bürgerlichen Amtsthätigkeit sich oft hinweggesehnt aus dem kleinen Neste, in dem kaum einer seine geistige Bedeutung voll zu schätzen verstanden haben wird. Und dauernd wäre der reichsstädtische Kleindienst selbst für Wieland's Elasticität allzu drückend geworden. Allein meistentheils fand er sich doch ganz wohl in die gegebenen Verhältnisse hinein. Die große poetische Fruchtbarkeit jener Jahre beweist, auch wenn man seine leichte Schaffenskraft mit in Rechnung zieht, daß das Amt des Dichters Zeit nicht allzusehr in Anspruch nahm. Gerade für ihn, dem in seinen bisherigen Dichtungen der feste Boden der Wirklichkeit so völlig abhanden gekommen war, bildete der amtliche Verkehr, der ihm Einblick in die Triebfedern der menschlichen Handlungen, die Beurtheilung der wirklichen Lebensverhältnisse und selbst einen Einblick in die Schwierigkeiten der Regierung bot, einen unschätzbaren Lehrgang für den Poeten. Vieles wirkte zusammen, um W. von den seraphischen Gefilden auf den Boden zu leiten, auf dem seine Poesie in ihrer angebornen Eigenart gedeihen konnte. Um den Verfasser der „Sympathien“ und himmlischen Briefe zu dem scharfsichtigen spöttischen Psychologen zu bilden, als den er sich vom „Agathon“ an in einer langen Reihe von Werken bewährte, dazu bedurfte es der praktischen Thätigkeit in den Reibungen des täglichen Lebens, wie sein Biberacher Amt sie mit sich brachte.

Die Umwandlung Wieland's, die Julie v. Bondeli's Einfluß in Bern begonnen hatte, wurde fortgeführt und vollendet als der Biberacher Kanzleidirector 1762 Zutritt in den Kreis des Grafen Stadion fand. Nach einem thätigen Leben hatte sich der kurmainzische Minister Friedrich v. Stadion auf sein Schloß Warthausen bei Biberach zurückgezogen, und als Gattin des gräflichen Secretärs Frank La Roche traf W. seine Jugendgeliebte Sophie wieder. W. durfte nicht nur die reiche Bücherei des Schlosses benützen, sondern auch in der gräflichen Familie verkehren, während ihn mit dem Ehepaar La Roche herzlichste Freundschaft verband. Eine zeitlang wurden freilich nicht nur die Beziehungen zu Graf Stadion, sondern selbst das schöne Verhältniß zu La Roche gestört, da W. in einem Streite zwischen dem Schloßherrn und der Reichsstadt pflichtgemäß die Interessen und Ansprüche Biberach's vertreten mußte. Ohne die in Warthausen empfangenen Anregungen schien ihm die geistige Vereinsamung in seiner Vaterstadt doch kaum erträglich. In Warthausen lernte W. die feine französische Bildung und durch den Grafen selbst die ihm bisher unbekannt gebliebenen Theile der französischen Litteratur kennen. In Zürich hatten die religiös angehauchten englischen Schriftsteller Alleinherrschaft geübt. Von Rousseau, zu dem seine

Freundin Julie die beste Führerin abgeben konnte, fühlte sich W. niemals stärker ergriffen, wenn er auch 1763 in einer „Theano" ein Seitenstück zu Rousseau's „Emil" aufstellen wollte. Durch den Verkehr in Warthausen erwachte die alte, lange schlummernde Neigung für Voltaire, der sich nun eifriges Studium der französischen Schriftsteller überhaupt anschloß. Seinen eigenen Briefwechsel mit Frau v. La Roche führte er in Biberach französisch und erklärte noch 1785 in der französischen Litteratur sei alles besser vorhanden als er selbst es machen könne. Wenn aber Lessing Wieland's Jugendschriften die starke Einmischung französischer Worte vorwarf, so suchte er in späterer Zeit in verdienstlicher Weise alte Ausdrücke aus seiner Lesung mittelhochdeutscher Werke der Litteratur wieder zurückzugewinnen. Wenn W. durch Graf Stadion zur französischen Litteratur geführt wurde, so unterzog er auch umgekehrt in dem kleinen Kreise sich mit Erfolg der geschichtlichen Aufgabe, die ihm gegenüber den ausschließlich französisch gebildeten höheren Ständen Deutschlands überhaupt zufiel. Schon im October 1764 hatte er durch seine „komischen Erzählungen" seinen „ehrwürdigen Protector, den Grafen Stadion, von seinem wol hergebrachten Vorurtheile wider die deutsche Poesie bekehrt; er wunderte sich gar zu sehr, daß man das alles in deutscher Sprache sagen könne". Es ist wahr, daß dieser Sieg der deutschen Poesie gegenüber der französischen Vorherrschaft beim deutschen Adel nur möglich wurde, indem W. mit der Gewandtheit und Grazie auch die Frivolität der französischen Vorbilder in seine leichtgebauten Reime mit herübernahm. Allein ein dauernder Vortheil ward unabhängig von dieser unerfreulichen Bedingung durch W. so der deutschen Sprache und Poesie errungen.

„Ich gestehe Ihnen gern", schrieb W. im November 1763 seinem Verleger Geßner nach Zürich, „daß der Abstand, den der Geist und der Ton, der in diesem Dinge (Don Sylvio) herrscht, mit den feierlichen Schriften meiner jüngeren Jahre macht, einem beträchtlichen Theile des Publici anstößig sein würde." W. war ehrlich genug, bei seinen „komischen Erzählungen" und dem den Platonismus verspottenden Märchen vom Prinzen Biribinker in seinem „Don Sylvio" (Seuffert's Vierteljahrschr. V, 374, 497) selbst daran zu erinnern, daß er vor wenig Jahren Uzens unvergleichlich harmlosere Verse als sittenverderbend angegriffen hatte. Es war Vergeltung, wenn dann ein Jahrzehnt später die Jünglinge des Göttinger Hains Bilder und Schriften des Wollustsängers und Sittenverderbers W. feierlich verbrannten. Aber die sechs „komischen Erzählungen" von 1765 (Seuffert's Vierteljahrschr. IV, 281), die alle in Biberach entstanden waren, müssen eben als die Gegenwirkung der so lange gewaltsam unterdrückten sinnlichen Natur entschuldigt werden. Erst von W. selbst und dann von vielen Anderen ist der Gegensatz hervorgehoben worden, in dem sein musterhaftes Familienleben zu den erotischen Auswüchsen seiner Dichtungen stand. Im Jahrgang 1775 des „Merkur" hat W. in seinen „Unterredungen mit dem Pfarrer von ***" eine höchst geschickte Vertheidigung der sittlich anstößigen Partien in seinen Werken, vor allem der „komischen Erzählungen" und des „Idris" unternommen. Uns kann es ästhetisch und moralisch freilich keineswegs als Entschuldigung dienen, daß nicht wirkliche Leidenschaft und kraftvolle Sinnlichkeit, sondern eine erhitzte und überhitzte Einbildungskraft und litterarische Nachahmung diese erotischen Gemälde verschuldet haben. Nach einigen Jahren änderte und tilgte W. an diesen Ausschweifungen einer sinnlich überreizten Phantasie, wie er an den Züricher Erzeugnissen einer übersinnlich geistigen Ausschweifung geändert hatte. Aber eine so völlige Trennung von Leben und Dichtung, wie die „Unterredungen" es uns glauben machen wollen, hat zur Zeit der Abfassung der „komischen Erzählungen" keineswegs stattgefunden. In wirklich schamloser Weise erzählen Wieland's Briefe aus dem

Jahre 1763, wie er sich ein junges Dienstmädchen Bibi in der Absicht, sie zu seiner Maitresse zu machen, ins Haus genommen habe und wie ihm die Verführung geglückt sei. Hier spricht der Verfasser von „Endymion", „Aurora und Cephalus", „Juno und Ganymed". Die Verlobung mit Julie v. Bondeli löste er in keineswegs tadelfreier Weise auf und bei dem Versuche, eine katholische Sängerin gegen den Willen seiner Familie zu heirathen, erscheint sein Verhalten auch nicht eben in günstigem Lichte. Der so oft Verliebte behandelte die Heirath gut bürgerlich als eine Geschäftssache ohne Phantasie und ohne Liebe. Nachdem ihm selbst manches Heirathsproject gescheitert war und Eltern und Freunde lange nach einer vermöglichen Braut für ihn ausgeschaut hatten, ließ er sich von ihnen, er wußte selbst nicht recht wie, ein ganz artiges, liebenswürdiges Geschöpf beilegen. Am 21. October 1765 vermählte er sich mit Anna Dorothea v. Hillenbrand, der Tochter eines wohlhabenden und angesehenen Augsburger Kaufmanns. Die mit 13 Kindern (von denen 1787 noch 10 am Leben waren) gesegnete Ehe war eine äußerst glückliche und nicht erst nach dem Tode der treuen Gefährtin seines Lebens (9. Nov. 1801), „die 36 Jahre lang nur für ihn und ihre Kinder lebte", sondern jederzeit hat W. sie gepriesen als „eines der vortrefflichsten Geschöpfe Gottes in der Welt, ein Muster jeder weiblichen und häuslichen Tugend, frei von jedem Fehler ihres Geschlechts, mit einem Kopf ohne Vorurtheile und mit einem moralischen Charakter, der einer Heiligen Ehre machen würde". Sie war nur Hausfrau und Mutter und hat nach Wieland's Versicherung nicht einmal die Werke ihres Mannes gelesen. Ganz natürlich, daß sie den Kreisen der litterarischen Damen Weimars ferne blieb. Schiller fand sie „ein so nachgiebiges, gutmüthiges Geschöpf als W. braucht, um in der Ehe nicht ein unglücklicher Mensch zu sein".

Die Verwendung der Gestalten der antiken Mythologie zu frivol übermüthigen Liebesgeschichten, wie sie in den „komischen Erzählungen" vorliegt, ist einerseits in Nachahmung französischer Vorbilder zur Erheiterung der Gesellschaft in Warthausen, andererseits in natürlicher Gegenwirkung zu den vorangehenden seraphischen Werken erfolgt. Zwischen diesen beiden äußersten Enden fand W. nur allmählich eine harmonische Mitte, wie sie seiner Lieblingslehre „Nichts zu wenig, nichts zu viel" entsprach. Lessing hatte im 63. Litt.-Briefe Wieland's Trauerspiel „Lady Johanna Gray" (1758) begrüßt als ein Zeichen, daß Herr W. die ätherischen Sphären verlassen habe und wieder unter den Menschenkindern wandle, wenn er ihm auch für seine allzu bequemen Entlehnungen aus Rowe's Tragödie eine scharfe Rüge ertheilte. In der That hatte aber diese Märtyrertragödie Wieland's noch zu wenig irdische Schwere. Der Nebentitel „Der Triumph der Religion" zeigt nicht nur die Tendenz, sondern auch den Inhalt des Dramas, den allzu ätherischen Charakter der Heldin an. Auch das in Bern entstandene bürgerliche Drama „Clementine von Poretta" (1760), das einen Vorgang aus Richardson's Geschichte Sir Grandison's dramatisirt (Zeitschrift für vergleichende Litt.-Gesch., N. F., IV, 434), vergißt über dem Bestreben moralische Schönheit und Frömmigkeit vorzuführen, die Aufgabe des Dramas: menschliche Leidenschaften in Handlung zu setzen. Trotz gelegentlicher Aufführungen und dem Gebrauch des Blankverses blieben beide Trauerspiele ohne Bedeutung für die Geschichte des deutschen Dramas. Um so größeren Einfluß gewann W. dagegen durch seine Verdeutschung von „Shakespear. Theatralische Werke", deren erster Band mit „Pope's Vorrede zu seiner Ausgabe des Shakespear's" 1762, der achte 1766 in Zürich erschien. W. hat im Ganzen 22 Stücke übersetzt, mit Ausnahme des St. Johannisnachtstraums (Midsummer-Night's Dream) alle in Prosa (Archiv f. Litt.-Gesch. XIII, 229; A. Köllmann, W. u. Shakespeare. Remscheid 1896). Shakespeare's (Sasper's) Dramen waren im Bodmer'schen

Kreise nicht unbekannt, W. ist indessen wahrscheinlich nicht durch Bodmer, sondern erst in Biberach durch die erneute Lesung von Voltaire's englischen Briefen auf Shakespeare hingewiesen worden. Als Director des „Evangelischen Komödienwesens" hatte er das Theater der Biberacher Handwerker zu leiten, für das er schon 1761 den Sommernachtstraum und Sturm in ein Stück verarbeitete (Jahrb. d. dtsch. Shakespearegesellschaft XVII, 83; Württemberg. Vierteljahrshefte 1883, S. 36 f.). Und das Bühnenbedürfniß mag ihm überhaupt zuerst den Gedanken eines Uebersetzungsversuches nahegelegt haben. Die ältere Generation (Nicolai) nahm die Arbeit sehr kühl auf, da sie es bedenklich fand, diese regelwidrigen Stücke auch den des Englischen unkundigen Lesern zugänglich zu machen, die jüngere Generation, in deren Namen Gerstenberg 1766 im 14. der schleswigischen Litteraturbriefe (Deutsche Litt.-Denkmale Nr. 29/30. Stuttgart 1890) das Wort führte, war mit Wieland's Uebersetzung und mehr noch mit seinen Noten, von denen Goethe meinte, W. sollte sie mit seinem Blute ungeschehen zu machen wünschen, äußerst unzufrieden. Von ihrer stürmischen Shakespearebegeisterung war und blieb W. beinahe gänzlich unberührt. Er war genug Dichter, um Shakespeare's Schönheiten zu bewundern, seine Größe zu fühlen, er war aber viel zu sehr Schüler der französischen Litteratur, um die Regellosigkeit des Genies widerspruchslos hinzunehmen. Einem Shakespearefeinde, wie dem Wiener Dramatiker v. Ayrenhoff gegenüber, war er in den „Briefen an einen jungen Dichter" (1782/4) wol geneigt, Shakespeare zu vertheidigen; ihn mit Voltaire'scher Ueberlegenheit zu tadeln, konnte er sich als Uebersetzer nicht versagen. So rief er den Unwillen der Stürmer und Dränger gegen sich wach gerade durch die Arbeit, für die sie ihm zu Dank verpflichtet waren, denn erst durch Wieland's Uebersetzung wurde Shakespeare der deutschen Leserwelt bekannt. Sie bildete nicht nur für Wilhelm Meister, sondern auch für die Theaterbearbeitungen der Wirklichkeit die Grundlage. Wie viel W. auch seinen Nachfolgern Eschenburg (1775, Archiv f. Litt.-Gesch. XIII, 498) und Schlegel zu thun übrig ließ, der Muth und die Geschicklichkeit, mit denen er, nur mit kümmerlichen Hilfsmitteln ausgestattet, die erste Gesammtübersetzung wagte, sind deshalb um nichts weniger verdienstvoll. Und von den Zeitgenossen hat wenigstens Lessing im 15. Stück der Hamburgischen Dramaturgie das Verdienstliche und Tüchtige der Wieland'schen Shakespeareübersetzung freudig anerkannt. Und mit ihrem Lobe verband Lessing auch den Ausdruck seiner Bewunderung für Wieland's „Agathon", den „ersten und einzigen (deutschen) Roman für den denkenden Kopf von klassischem Geschmacke".

Die „Geschichte des Agathon" ist ohne Autornennung in zwei Bänden (Zürich 1766/67), umgearbeitet in vier Bänden als „Agathon" (Leipzig 1773) erschienen (Gustav Wilhelm, Die zwei ersten Ausgaben von W.s Agathon. Graz 1896). Seinem Verleger Geßner schrieb W. im April 1769, Agathon sei das erste Buch, das er für die Welt schreibe, „alles vorige war nur für mich und etliche gute Freunde oder Freundinnen geschrieben". Aber zweifellos sind die beiden Romane aus der ersten Hälfte der sechziger Jahre, Agathon und Don Sylvio, wenn nicht als Selbstbekenntnisse entstanden, so doch aus Selbstbetrachtung hervorgegangen. „Der Sieg der Natur über die Schwärmerey oder die Abentheuer des Don Sylvio von Rosalva" (Ulm 1764), der in einer Pause der Arbeit am „Agathon" geschriebene Roman, zeigt schon im Titel seine Tendenz, die beim Ausblick auf Wieland's übersinnliche Jugenddichtungen und die komischen Erzählungen deutlich genug autobiographische Färbung annimmt. Welche Anregungen er auch aus Cervantes, Fielding und Sterne für den „Don Sylvio" entnommen hat, er würde das Werk nicht geschrieben oder doch nicht so geschrieben haben, wenn er nicht auf die eigene Schwärmerei der Züricher Jahre

als auf eine abgethane Thorheit ironisch zurückgeblickt hätte. Zum mindesten glaubte er selber alle Schwärmerei damit los zu werden. Aber auffallend ist es schon, daß die psychologische Beobachtung des Schwärmers, die philosophische Zergliederung schwärmerischer Lehrgebäude in den hervorragendsten folgenden Romanen Wieland's, „Agathon", „Peregrinus", „Agathodämon", „Aristipp", wiederkehrt, die Frage nach dem Ursprung, nach den schädlichen und heilsamen Einwirkungen der Schwärmerei auf den einzelnen Menschen und die Menschheit ihn immer aufs neue beschäftigt.

Eine Kindernatur wie W. war, hat er seinen Hang zur Schwärmerei niemals völlig überwinden können. Er, der als Satiriker so gut zu beobachten verstand, ließ sich von seiner Begeisterung doch immer wieder verführen, Menschen und Dinge anders zu sehen, als sie thatsächlich waren. Der Briefwechsel zeigt, wie sehr W. stets zu Ueberschwänglichkeiten geneigt war, wie leicht er aufbrauste und sich begeisterte. Seine überaus große Gutmüthigkeit leistete dieser Täuschung noch Vorschub. Indem er die Schwärmerei bald spöttisch durch die Natur ad absurdum führte (Don Sylvio), bald psychologisch ihre unbegreiflichen Erscheinungen zu erklären suchte (Peregrinus), bald die Schriften Plato's, in denen er das System der Schwärmerei zu erkennen glaubte, wissenschaftlich zu widerlegen unternahm (Aristipp), kämpfte er zugleich doch immer gegen eine Schwäche seiner eigenen Natur. Er konnte es, je skeptischer er Göttliches und Menschliches zu betrachten lernte, um so weniger vergessen, welch böse Streiche die Schwärmerei dem Verfasser der „Sympathien" und „Empfindungen eines Christen" gespielt hatte. Der Aerger über die platonische Seelenliebe seiner Züricher Verhältnisse wirkt bei seiner Abneigung gegen Plato, wie sie von 1763 bis 1800 so oft hervorbricht, ganz wesentlich mit. Aber bereits der Dichter des „Agathon" hat seine Kenntniß Plato's und der griechischen Philosophie überhaupt in anerkennenswerther Gründlichkeit aus den Quellen geschöpft.

Der griechische Unterricht im Kloster Bergen hatte viel zu wünschen übrig gelassen. Noch in Tübingen war W. nicht im Stande gewesen, Homer im Urtexte zu lesen, er äußerte jedoch bereits den Entschluß, sich die nöthige Kenntniß zu erwerben, und von den deutschen Dichtern des vorigen Jahrhunderts konnte keiner sich mit Wieland's späterer Belesenheit der griechischen Autoren in der Originalsprache messen (M. Döll, W. und die Antike. München 1896). Xenophon war bereits in Bergen sein Lieblingsautor gewesen, und die ersten Versuche, seine Anschauungen in antiker Einkleidung vorzutragen, haben im „Cyrus", wie in „Araspes und Panthea" sich an Xenophon angelehnt (H. Herchner, Die Cyropädie in Wieland's Werken. Berlin 1892 u. 96; N. Jahrb. f. Phil. u. Pädag. 1896 S. 199 f.). Beide Dichtungen sind Vorläufer der mit dem „Agathon" voll einsetzenden Dichtungsart Wieland's, die in Prosa, wie in Verserzählungen („Musarion") uns in die Welt des Alterthums zu versetzen strebt. W. hat sich in seinen Uebersetzungen und ihren Noten später stets als einen äußerst wohl unterrichteten Kenner des Alterthums gezeigt, und es waren nicht die Urtheilslosen unter seinen Zeitgenossen, die in Werken wie „Musarion" mit dem jungen Goethe „das Antike lebendig und wieder neu zu sehen glaubten". Dankbar erzählt J. G. Rist in seinen „Lebenserinnerungen", Wieland's „Agathon" habe ihm eine neue Welt voll heiterer idealer Bilder eröffnet. Wenn wir vom heutigen Standpunkte der Alterthumsforschung aus Wieland's „Agathon" und „Grazienpoesie" nicht recht antik finden können, so mindert diese jetzt sehr leicht erworbene Einsicht doch nicht den Werth der antikisirenden Dichtungen Wieland's für ihre Zeitgenossen und ihre Bedeutung für unsere Litteratur- und Culturgeschichte. Gewiß hat W. das Griechenthum sehr stark durch französische Brillen gesehen. Allein das entsprach der ganzen deutschen Bildung seiner Zeit. Jede

Generation sieht die Vergangenheit durch mehr oder minder, gewöhnlich aber durch ziemlich stark gefärbte Gläser. W. wählte griechisches Kostüm, schöpfte durch französische Vermittlung manches aus griechischen Romanen und mehr unmittelbar aus den attischen Rednern und Dichtern, aus Xenophon und Plato. Allein er wollte im „Agathon“ Anschauungen und einen Helden aus seiner eigenen Zeit behandeln, in allen seinen Romanen Probleme von dauernd menschlichem Interesse aus dem zufälligen antiken Hintergrunde herausarbeiten. Auf den „Agathon“ hat Plato kaum mehr eingewirkt als die modernen französischen Philosophen (der Sophist Hippias) und Wieland's am meisten verehrter Lehrer: Shaftesbury. Kein anderer Schriftsteller hat in Bern und Biberach so bestimmend auf Wieland's ganze Lebensanschauung Einfluß geübt wie der englische Moralist. Gesammtübersetzungen von Shaftesbury's und Xenophon's Werken der deutschen Litteratur zu schenken, war schon 1760 eine Lieblingsidee Wieland's. Für den „Agathon“, wie für die „Grazien“ (Leipzig 1775), die W. selber für sein Lieblingsstück erklärte, war Shaftesbury's Lehre maßgebend.

Während die Beziehungen zu den alten schweizer Freunden sich allmählich auf den geschäftlichen Briefwechsel mit Geßner als Vertreter der Verlagsfirma Orell & Geßner beschränkten, begannen seit dem „Agathon“ Wieland's Verbindungen in Deutschland zuzunehmen. Wie früher Zimmermann, so nahm nun der Klotzianer Riedel die erste Rolle unter Wieland's Correspondenten ein, und an ihn richtete er (19. Juni 1768) die Anfrage, ob denn an der Universität Erfurt, der Riedel selbst angehörte, nicht auch für ihn ein Platz als Professor sei. Im Frühjahre 1769 konnte er bereits einem ehrenvollen Rufe des Kurfürsten von Mainz als Professor der Philosophie nach Erfurt folgen (R. Boxberger, Wieland's Beziehungen zu Erfurt. Erfurt 1870).

Dem Wunsche des neuen Professors, sich wissenschaftlich zu legitimiren, ist das populär-philosophische Werk „Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens“ (1770) zu verdanken, während in den gleichzeitigen „Dialogen des Diogenes von Sinope“ wieder die W. eigene Mischung des Studiums griechischer Philosophie mit eigener Lebensweisheit und Dichtung waltet. Im „Goldnen Spiegel“ (1772) und seiner Fortführung in der „Geschichte des Philosophen Danischmende“ (1775 u. 95), dessen Namen W. selbst bei seinen Freunden führte, fügte er der Gattung der Staatsromane, wie sie Albrecht v. Haller in seinem „Usong“ soeben wieder hatte aufleben lassen, ein neues Glied ein. Der jugendlich unreife epische Versuch, im „Cyrus“ das Musterbild eines Herrschers zu zeichnen, ist von W. in den „Königen von Scheschian“ mit größerer Welt- und Menschenkenntniß in pädagogischer Absicht aufs neue in Angriff genommen worden. Wie Haller wählte auch W. für die Einkleidung orientalisches Kostüm, das er dann auch in der Folge für Erzählungen mit politischer Spitze, wie z. B. „Schach Lolo oder das göttliche Recht der Gewalthaber“ (1778) beibehielt. Die Hoffnung, durch den „Goldnen Spiegel“ die Aufmerksamkeit Kaiser Josef's und damit eine Berufung nach Wien zu erhalten, schlug fehl (Preuß. Jahrbücher, Augustheft 1888). Aber das Buch bestimmte die Herzogin Anna Amalia, den Verfasser als Erzieher ihres Sohnes Karl August in Weimar anzustellen (Seuffert's Vierteljahrschr. I, 455, II, 579). Im September 1772 traf der Hofrath W. in dem kleinen thüringischen Residenzstädtchen ein, nicht ahnend, daß damit eine litterarische Glanzzeit für Weimar beginnen sollte. Der geistreich bewegliche und dabei so gründlich gebildete W. war ganz gewiß der geeignete Mann, um einem begabten lebhaften jungen Prinzen eine Fülle lebendig nützlichen Wissens beizubringen. Karl August hat seinem Lehrer, der klug genug war niemals eine Rolle im Staat und bei Hof spielen zu wollen, stets eine freundliche Gesinnung bewahrt. Inniger, ja wirklich freundschaftlicher Natur gestalteten sich die Beziehungen zur Herzogin-

Mutter. Ungetrübt dauerten sie bis zum Lebensende Anna Amalia's, während Wieland's Lehramt bereits 1775 mit der Großjährigkeit des jungen Herzogs endete. Er trat damit in den Genuß der bei der Berufung nach Weimar ausbedungenen lebenslänglichen Pension. Einen Antrag des Coadjutors Dalberg (Augsb. allg. Ztg. 1878 Nr. 211 f.) nach Erfurt zurückzukehren, lehnte er ab. Nach dem ungünstigen Urtheil, das Mozart, der W. in Mannheim kennen lernte, über seine Redeweise fällt (Brief vom 27. Dec. 1777), mag W. zum Docenten auch wenig geeignet gewesen sein. An seiner Zugehörigkeit zum weimarischen Kreise änderte es nichts, daß er von 1797 bis 1809 seinen Wohnsitz von Weimar auf das von ihm gekaufte Landgut zu Osmannstädt verlegte, um einen alten und liebsten seiner wachenden Träume, den Besitz eines Horazischen Sabinum endlich zu realisiren. Kleinere Reisen zu Freund Gleim (Archiv f. Litt.-Gesch. IV, 16 u. 324; V, 191) nach Halberstadt, je eine größere 1777 an den Rhein, nach Frankfurt und Mannheim, 1796 nach Zürich unterbrachen nur wenig das stille Familien- und arbeitsame Schriftstellerleben.

In den siebziger und achtziger Jahren concentrirte sich Wieland's mannigfaltige schriftstellerische Thätigkeit in einem großen journalistischen Unternehmen, der Gründung und Leitung des „teutschen Merkur", 1773—89. Beim ‚Neuen deutschen Merkur", 1790—1810, fiel in den letzten 15 Jahren die eigentliche Leitung Böttiger zu, der 1800, als die Zeitschrift aus Wieland's Selbstverlag in den der Gädike'schen Buchhandlung überging, auch formell die Redaction übernahm. Einem im Kampfe gegen den Nachdruck 1773 gegebenen Versprechen gemäß erschien bis 1796 mit Ausnahme der Uebersetzungen alles was W. schrieb zuerst im Merkur, so daß er für diese 23 Jahre sein ganzes dichterisches Schaffen in sich schließt. Doch nicht nur sein eigenes. Goethe rühmte von dem Merkur, man könne durch mehrere Jahre hin sich seiner als Leitfadens in unserer Litteraturgeschichte bedienen (C. A. H. Burkhardt, Repertorium zu Wieland's d. M. Jena 1879). Goethe und Herder wie Schiller, den W. in einer eigenen Ankündigung als ständigen Mitarbeiter einführte, lieferten Beiträge. Joh. H. Merck hat sein bestes für Gevatter Wieland's blaue Hefte beigesteuert. Ob die Mitarbeit des Graziendichters Joh. Gg. Jacobi, der im Anfange Wieland's hauptsächlichster Gehülfe war, dem Unternehmen sehr zum Vortheile gereichte, kann man bezweifeln. Nicht selten verletzte W. Mitarbeiter durch redactionelle Noten zu ihren Arbeiten. Er wußte aber nicht nur hervorragende Vertreter für die einzelnen Fächer zu gewinnen, wie Joh. v. Müller für Geschichte, seinen Schwiegersohn Reinhold für Philosophie, sondern in den besseren Jahrgängen dem Merkur auch eine persönliche Färbung zu geben, die Verbindung zwischen Herausgeber und Lesern herzustellen. Nicht die großen bekannten Dichtungen, sondern die vielen kleinen Aufsätze, in denen er über alle möglichen Dinge seine meist wohlerwogene Meinung zwanglos vorplauderte, verliehen dem „Merkur" das charakteristisch intime Gepräge. Diese nur zum Theil in die Werke aufgenommenen Beiträge geben erst ein richtiges Bild von Wieland's großer journalistischer Befähigung (Herm. Böhnke, Wieland's publicistische Thätigkeit. Oldenburg 1883). W. gründete den Merkur gerade zu der Zeit, als die in die Litteratur eintretende Jugend ihn wegen der Schlüpfrigkeit seiner Erzählungen und seines Anschlusses an die französische Sitte aufs heftigste anfeindete. In Boie's „Deutschem Museum" erstand ein gefährliches Concurrenzunternehmen. Trotzdem hatte der Merkur, der ja selbst wieder als die Nachahmung eines französischen Werkes, des Mercure de France erschien, von Anfang an den größten Erfolg. Wieland's ehrliche Liebenswürdigkeit entwaffnete seine jungen Gegner, sogar der grimme Voß trat in die Schar von Wieland's Mitarbeitern ein. W. selber blieb der neuen Litteraturentwickelung innerlich abhold. Nicht nur während der Gährung der Geniezeit, auch in den Tagen der Xenien- und

Wallensteindichtung klagte er seinen Vertrauten über den Verfall der deutschen Litteratur, als deren goldenes Zeitalter ihm die fünfziger und sechziger Jahre erschienen. Aber neidlos erkannte und pries er vom ersten Tage der persönlichen Bekanntschaft an Goethe's und Herder's Größe. Ja er gerieth eine Zeitlang so sehr unter Goethe's Einfluß, daß er selbst die Geniesprache in manchen Briefen (z. B. III, 255) annahm. Und wenn das Verhältniß auch nicht immer die Wärme der ersten Jahre bewahrte, so gelang es doch nicht einmal Böttiger's Intriguen, das alte Band zwischen W. und Goethe zu lockern (Goethe-Jahrbuch VI, 13 f.). Nirgends erscheint der liebenswürdige Grazienbichter liebenswürdiger als in seinen enthusiastischen Briefen an Goethe's Mutter. Herder aber (13. Jan. 1777 an Hamann) hatte schon bei der ersten Unterredung mit W. den Eindruck gewonnen, daß man dem schwachen, guten Märchenträumer, der in manchen Dingen überlegenen bon-sens habe, auf der Welt nichts übel nehmen dürfe.

Goethe's Verspottung der Wieland'schen Verfeinerung antiker Natürlichkeit in der „Alkeste" durch die Farce „Götter, Helden und Wieland" (1774) ist allbekannt. Allein Goethe selbst mußte bekennen, daß W. durch die Art, mit der er selber im Merkur die Turlupinade den Lesern empfahl, seine überlegene Urbanität bewiesen habe. Aber auch in Wieland's „Briefen über die Alkeste" steht manches, das mehr Beachtung als Spott verdiente. Als Dramatiker (Zeitschrift für vergleichende Litt.-Gesch. N. F. X, 299 f.) hat sich W. freilich weder in seinen beiden Singspielen „Alkeste" (1773) und „Rosamund" (1778), die beide von Anton Schweitzer für Mannheim componirt wurden, noch in den dramatischen Kleinigkeiten für den weimarischen Hof erwiesen. W. ist weder Dramatiker noch Lyriker, wenn ihm auch ausnahmsweise in dem Gelegenheitsgedicht „An Psyche" (1774) einige lyrische Stellen glücken. Er ist Epiker und weiß als solcher in Versen und Prosa gewandt und graziös wie kein anderer deutscher Dichter des 18. Jahrhunderts zu erzählen.

Bereits in der Biberacher Zeit waren den antiken Stoffen der unter Crébillon's Einwirkung geschriebenen komischen Erzählungen und der Musarion, die von Prior's Alma beeinflußt ist (Wukadinović, Prior in Deutschland. Graz 1895. S. 50 f.), romantische zur Seite getreten. Durch Meinhard ward Wieland's Leselust der italienischen Litteratur, von der ihm in Zürich nur Tasso's religiöses Epos bekannt geworden war, zugewendet. Mächtig wirkte auf ihn Ariosto's Kunst zu fabuliren. Er machte sich daran, selber eine ähnliche poetische Welt an Extravaganzen auszuspinnen, ein Gedicht, das etwa 1200 Strophen enthalten sollte, in einer Art von Ottave-rime. Er selber staunte bei dem in deutscher Sprache (wie er meinte) unerhörten Versuche über sein seltenes Talent für die Reimerei. Allein für „Idris und Zenide" (1768) war „der ernsthafte, philosophische, theologische, ökonomische und politische Geist unserer Nation" doch nicht geeignet, und W. setzte seine Lieblingsarbeit, die bei den Lesern mehr moralische Bedenken als Würdigung der heiteren Form fand, nicht fort. An die Stelle des „Idris" traten die 18 Gesänge des „Neuen Amadis" (1771), auch sie in freien Stanzen. Neben Ariost ward Spenser's „Feenkönigin" dafür zu Rathe gezogen. In der Folge trieb das Bedürfniß des „Merkur" W. zu kleineren Erzählungen an, für die ihm locale Sagen („Der Mönch und die Nonne auf dem Mittelstein" 1775) und Legenden („Clelia und Sinibald" 1783), Tausend und Eine Nacht („Das Wintermärchen" 1776), wie andere orientalische und italienische Märchen („Die Wünsche oder Pervonte" 1778; „Die Wasserkufe" 1795; „Hanne und Gulpenhee" 1778, vgl. Archiv f. Litt.-Gesch. III, 416) und endlich mittelalterliche Geschichten aus dem Kreise der Tafelrunde („Geron der Adelich" und das „Sommermärchen" 1777) als Quellen dienten. Alle diese ironisch gehaltenen Erzählungen, die Goethe 1822 als wohlgeschliffene Edelsteine in der Krone deutscher Litteratur rühmte, sind in gereimten freien Versen, nur der ernste „Geron" ist in Blank-

versen abgefaßt (L. Singer, Grammatisches zu Wieland's Geron. Wien 1895). Der Beifall, den diese kleineren Erzählungen fanden, und das Gefühl gereiften Könnens weckten in W. den Wunsch, nun einmal seine Kraft zu einem großen Werke zusammenzufassen. Der „Merkur" des Jahres 1780 brachte die 14 (später 12) Gesänge des „Oberon" (Ausgabe von Reinhold Köhler, Leipzig 1868), für den wie schon vorher öfters des Grafen Tressan Romanbibliothek den Rohstoff liefern mußte. Das altfranzösische Epos wie der alte Roman waren noch unbekannt (Düntzer, Wieland's Oberon erläutert. 2. Aufl. Leipz. 1880; M. Koch, Das Quellenverhältniß von Wieland's Oberon. Marburg i. H. 1880; Ztschr. f. vergl. Litt.-Gesch. III, 124 f.). „So lang Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleiben wird", schrieb Goethe unter dem ersten Eindrucke am 3. Juli 1780 an Lavater, „werde Wieland's Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden". Der Tadel, den er später mit Unrecht gegen Wieland's Verschmelzung der verschiedenen Sagentheile erhob, kann den Ruhm dieses erst ertheilten Lobes nicht viel schmälern. Müßig erscheint der Tadel über die komischen Elemente der Oberondichtung, denn diese Mischung von Ernst und Ironie gehört so Wieland's eigenster Eigenart an, daß das Werk ohne sie ihm gar nicht möglich gewesen wäre. Erst im Zusammenhang mit der Pflege des komischen Epos im 18. Jahrhundert und mit Wieland's vorangehenden komischen Erzählungen, mit Musarion, Idris und Amadis u. a. m. erscheint der Oberon als Höhepunkt seiner ganzen Versdichtung in seiner vollen Bedeutung.

1774 ließ W. im Merkur die beliebteste seiner Prosaschriften, die sehr wahrscheinliche Geschichte der „Abderiten" erscheinen, die er 1781 nach den Erfahrungen seiner Mannheimer Reise stark umarbeitete (B. Seuffert, Wieland's Abderiten. Berlin 1878). Die Verlegung der Schildbürgerstreiche auf antiken Boden entsprach Wieland's gesammter Romandichtung, doch ist das griechische Kostüm hier, wo es sich um Verspottung in Biberach und Mannheim, in der Schweiz und Weimar beobachteter Thorheiten handelte, noch weniger streng als sonst festgehalten. Wieland's nächster Roman, die „geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus" (1791) ist eine Frucht seiner jahrelangen Beschäftigung mit Lucian. Er gestand jedoch selber, daß er durch die Beobachtung der Widersprüche in Lavater's Persönlichkeit veranlaßt wurde, das räthselhafte Wesen und den Entwickelungsgang des von Lucian so hart angegriffenen Kynikers sich klar zu machen. Die Erinnerung an seine eigenen Wandlungen mußte W. eine neugierige Theilnahme an dem von einer Lehre zur anderen übergehenden Peregrinus wecken. Auch im „Agathodämon" (1799 zuerst im „Attischen Museum") sucht er Gestalten aus der Zeit des Zusammenbruchs der antiken Welt (Apollonius von Tyana) psychologisch zu begreifen, zugleich den Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum, die Entwickelung und Verweltlichung des letzteren von erhöhtem freien Standpunkte aus zu betrachten. Dagegen führen die vier Bände „Aristipp und seine Zeitgenossen" (1800 2) in die Blüthezeit der hellenischen Philosophie. Die Geschichte der Hetäre Lais bildet nur den losen Einschlag zu ausführlichen kritischen Schilderungen der verschiedenen philosophischen Richtungen, die aus der sokratischen Schule sich entwickeln. Man muß die hohe geistige Bildung eines Publicums bewundern, das diesen Ausschnitt aus der Geschichte der alten Philosophie als Roman aufzunehmen vermochte, nicht minder aber die Art, wie W. schwierigste philosophische Dinge in gefälliger Weise vorzutragen verstand. Seine Gesinnung gegen die Platonische Lehre ist seit dem „Agathon" nicht freundlicher geworden, aber seine Kritik hat sich so vertieft, daß die Fachwissenschaft in ihrer Ignorirung des Wieland'schen „Aristipp" der Arbeit des ehemaligen Erfurter Philosophieprofessors doch Unrecht zufügt. Als eine Art Nachträge zu der im „Aristipp" gegebenen großen Schilderung hellenischen Geistes- und Sinnenlebens erscheinen die beiden Taschen-

buchserzählungen für 1804 und 1805: „Menander und Glykerion“ — „Krates und Hipparchia“. Proben aus einer größeren Rahmenerzählung „Das Hexameron von Rosenhayn“ (1805) brachte das Taschenbuch für 1803 und das mit dem alten Freunde Goethe herausgegebene auf das Jahr 1804. Doch ist im „Hexameron“ ein Nachlassen und Altern des Erzählers nicht zu verkennen.

Wenn der „Aristipp“ als die reifste Frucht der Wieland’schen Alterthumsdichtungen erscheint, so hat er als Uebersetzer vom Beginn der achtziger Jahre bis in seine letzten Lebenstage sich abgemüht, weiteren deutschen Leserkreisen die Theilnahme an der antiken Litteratur und Bildung zu ermöglichen. In fünffüßigen reimlosen Jamben übersetzte er 1782 Horazens Briefe, 1786 Horazens Satiren und stattete diese wie die folgenden Uebertragungen mit einer reichen Fülle von Erläuterungen aus, die jedenfalls viel Charakteristisches für W. selbst enthalten, aber auch manches für die sachliche Erklärung Beachtungswerthes bieten. Den leichten, gefälligen Plauderton Horazens wußte er so vorzüglich zu treffen, wie den Reiz der Vortragsweise Lucian’s in der sechsbändigen Uebersetzung der sämmtlichen Werke des Spötters von Samosata (1788/89). Neben Shaftesbury hat wol kein anderer Schriftsteller auf Wieland’s ganze Denkart so bestimmenden Einfluß geübt wie Lucian, auf den er schon in der Schweiz (H. Waser’s Lukianübersetzung, Zürich 1769) aufmerksam geworden war. In den „Dialogen“ im Elysium (1780), den „Neuen Göttergesprächen“ (1790) und „Totengesprächen“ (1793 zwischen Brutus und Charlotte Corday) hat er das Beste geleistet, was seit Hutten in der Nachahmung der Lucianischen Dialoge in Deutschland ans Tageslicht gekommen ist (Joh. Rentsch, Lukianstudien. Plauen 1895). „Briefe über die Vossische Homerübersetzung“ leiteten 1795 die letzte und fruchtbarste Periode von Wieland’s Uebersetzerthätigkeit aus den classischen Sprachen ein. Mit Ausnahme der Uebersetzung von „Cicero’s sämmtliche Briefe“ (1808—21; nach Wieland’s Tod von Gräser zu Ende geführt) fanden alle diese Arbeiten Aufnahme in den beiden von W. herausgegebenen Zeitschriften: „Attisches Museum“ (4 Bde. Zürich 1796—1809) und „Neues attisches Museum“ (3 Bde. 1805—1809 mit Unterstützung von Hottinger und Jacobs). Das wichtigste unter diesen Uebersetzungen, die Euripides’ „Jon“ und „Helena“, Xenophon, Plato, Isokrates gewidmet sind, bilden die Verdeutschungen von Aristophanes „Rittern“, „Wolken“ und „Vögel“, da an eine wirkliche Erschließung des „ungezogenen Lieblings der Grazien“ sich bisher niemand — Goethe’s Umdichtung der „Vögel“ kam nicht über den ersten Anlauf hinaus — gewagt hatte. Wieland’s Plan, ein eigenes „Theater der Griechen“ dem attischen Museum folgen zu lassen, kam nicht zur Ausführung.

Die fortdauernd liebevolle Beschäftigung mit dem Alterthum hinderte indessen W. keineswegs, aufmerksam den Bewegungen seiner Zeit zu folgen und als ruhiger, überlegener Zuschauer ihre Erscheinungen zu beurtheilen. Durch seinen Schwiegersohn Reinhold (Rob. Keil, W. und Reinhold, Original-Mittheilungen als Beiträge zur Gesch. d. deutschen Geisteslebens. Leipzig 1885) ward seine Theilnahme für die mit den achtziger Jahren beginnende neue philosophische Bewegung wach gehalten. Verharrte er auch für seine Person auf dem Standpunkte der englischen Popularphilosophie, so blieb ihm durch seine leichte Empfänglichkeit doch ein trauriges Verkennen der kritischen Philosophie erspart, wie es Herder’s letzte Jahre verdüsterte. Und Kant seinerseits übermittelte Reinhold’s Schwiegervater seinen innigsten Dank für das mannichfaltige Vergnügen, das ihm Wieland’s „unnachahmlichen Schriften gemacht haben“. Seinen Widerspruch gegen die Goethe-Schiller’sche Kunstrichtung ließ W. kluger Weise nicht öffentlich laut werden, und die verbundenen Freunde wußten selbst in den Xenien die „Launen der Grazie“ von Weimar zu schonen. Die Angriffe der Romantiker,

die in der citatio edictalis des Athenäums gegen W. gipfelten, berührten ihn wenig, wogegen er dem scheuen Heinrich v. Kleist Vertrauen einzuflößen wußte und enthusiastisch das dramatische Talent seines jungen Freundes, der in Osmannstädt längere Zeit seine Gastfreundschaft genoß, anerkannte. Die gefährliche Freundschaft Böttiger's war ihm bei seinen Alterthumsstudien wirklich nützlich, ohne daß er sein Urtheil von ihm bestimmen ließ. So zugänglich W. auch den Einflüssen seiner Umgebung gegenüber sich oft zeigte, allmählich hatte er sich seine eigene feste Lebensrichtung ausgefunden. Nirgends zeigt sich diese Selbständigkeit vielleicht mehr als in seinen politischen Aufsätzen. Der Dichter W. gilt uns heute für veraltet, vielleicht nicht ganz mit Recht. Von dem Schriftsteller W. aber hat v. Treitschke gerühmt, er sei unter den deutschen Schöngeistern des 18. Jahrhunderts der einzige gewesen, der wirklichen Sinn für die Politik besessen habe. W. hat weder gleich den meisten anderen sich von den Anfängen der französischen Freiheitsbewegung zu maßloser Begeisterung hinreißen, noch von den revolutionären Greueln zur Verkennung der geschichtlichen Größe der Hauptereignisse verleiten lassen. Mit lebhafter Theilnahme und oft überraschendem Scharfblicke begleitete er in seinem „Merkur“ die Entwickelung des gewaltigen Dramas, dessen Lösung durch das Schwert des Cäsars er früh voraussagte. Um so höhere Bedeutung mochte es für ihn haben, 1809 gleich Goethe von Napoleon in wiederholten Unterredungen ausgezeichnet und mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt zu werden (Goethejahrbuch XV, 21). Einige Jahre vor Napoleon hatte Frau v. Staël bei ihren Besuchen Weimars die Begeisterung Wieland's geweckt. Ihm, dem Schüler und Bewunderer der französischen Litteratur, mußte es die höchste Genugthuung gewähren, seine Leistungen von den Vertretern französischen Geistes anerkannt zu sehen. Der früh gehegte Wunsch, seine Werke ins Französische übersetzt zu sehen, wurde ihm in reichem Maße erfüllt. Ein heiteres, geistig bis zuletzt ungetrübt frisches Greisenalter krönte sein arbeitsreiches Leben. Noch einige Tage vor seinem Tode besuchte Charlotte von Schiller den Achtzigjährigen: „Da war er so heiter, geistreich, liebenswürdig wie ein junger Mann und erzählte viel. So gegenwärtig, wie ihm alle Gegenstände waren, und er in allen Wissenschaften bewandert war, giebt es selten wieder jemand; man mochte ihn fragen, wie man wollte, so belehrte er und theilte sich mit.“ Seinem Wunsche gemäß fand er seine letzte Ruhestätte auf seinem ehemaligen Gute zu Osmannstädt, an der Seite der ihm besonders nahestehenden Sofie Brentano, einer Enkelin seiner Jugendgeliebten Sofie Laroche (Deutsche Rundschau LII, 199 f.).

Die unerreichbar beste Schilderung von Wieland's Eigenart entwarf Goethe in der Rede, die er am 18. Februar 1813 in der Weimarer Loge „zum Gedenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes“ hielt und in den charakterisirenden Versen, die er im Maskenzuge von 1818 dem Dichter der „Musarion“ und des „Oberon“ widmete. Das ganze obere Deutschland, äußerte er noch 1825 zu Eckermann, verdanke Wielanden seinen Stil. Es habe viel von ihm gelernt, und die Fähigkeit, sich gehörig auszudrücken, sei nicht das geringste. Wieland's Wirkung ging nicht so tief wie die unserer anderen Classiker, aber mit der Masse seiner so verschiedenartigen Schriften wirkte er ganz außerordentlich in die Breite und Weite. Er bahnte der deutschen Dichtung Zugang in Kreise, die bis dahin nur die französische Litteratur kannten. Die heitere Sinnenlust seiner Poesie verschaffte ihr vor allem in Oesterreich Freunde und Nachahmer. Mit seinen komischen Erzählungen und Epen machte er Schule. Aber nichts bereitete ihm größeren Aerger, als wenn die Verfasser lüsterner Schilderungen sich auf sein Beispiel beriefen, wie es z. B. sein Erfurter Schüler Heinse (Seuffert's Vierteljahrschr. VI, 212, 320) that. In seiner eigenen Dichtung

glaubte er auch bei den ausgelassensten Scherzen die sittliche Grazie nicht verletzt zu haben. Und auf die Redlichkeit seines Herzens wenigstens durfte er sich mit Recht berufen. Die seelenerschütternde Leidenschaft eines Werther und Karl Moor hat er nie gefühlt, verstandesmäßig glaubte er alles ordnen und erklären zu können. Aber dem Verfasser des „Oberon" darf man wirkliche Poesie nicht absprechen, und die Didaxis der „Musarion" galt seinen Zeitgenossen für volle Dichtung. Graziös und gewandt, geistvoll und beweglich, Vertreter einer sinnenheiteren Lebensauffassung, die trotz mancher Ausschreitungen doch zuletzt immer wieder der sittlichen Grenzen eingedenk wird, so steht der hochgebildete und seine Leser eifrig bildende fruchtbare Schriftsteller vor uns. Unter unsern Classikern ist er die am schwersten zu fassende Erscheinung, und doch ist in allen seinen Wandlungen die folgerichtige Entwicklung einer einheitlichen Persönlichkeit, der reichstbegabten Natur nicht zu verkennen. Schon Goethe meinte, das vergleichende Studium der einschneidenden Aenderungen, die W. in den verschiedenen Ausgaben seiner Werke vorgenommen habe, würde nicht nur für die Kenntniß seiner Entwicklung, sondern auch für die Entwicklung der ganzen deutschen Litteratur in dem langen Zeitraum von Wieland's Wirken äußerst lehrreich sein. Allein wir besitzen für eine kritische Betrachtung der Wieland'schen Werke nicht einmal Vorstudien, weder eine wirklich vollständige Ausgabe seiner Schriften, noch zuverlässige Sammlungen seines Briefwechsels.

W. selbst hat nach der bereits erwähnten ersten Sammlung seiner prosaischen und poetischen Schriften von 1758 und 62 zunächst wiederholte Ausgaben seiner neuesten und auserlesenen Gedichte (1770 u. 1784) herausgegeben, denen 1785 (Lpz.) die zweibändige Duodezausgabe der kleineren prosaischen Schriften folgte. W. hatte seine Schriften bis zum Agathon bei Geßner und Orell in Zürich verlegt (Archiv f. Litt.-Gesch. VII, 489; XI, 520), dann trat er mit Reich in Leipzig in geschäftliche und persönliche Verbindung (K. Buchner, W. und die Weidmann'sche Buchhandlg. Berlin 1871; Zeitschr. f. vergl. Litt.-Gesch. X, 446), bis er endlich in Göschen den ihm zusagendsten Verleger fand (K. Buchner, W. und Gg. Joachim Göschen. Stuttgart 1874). In Göschen's Verlag zu Leipzig kamen dann die Ausgaben der sämmtlichen Werke heraus, zwischen 1794 und 1802, die Octavausgabe in 39 und die berühmte Prachtausgabe in 4° in 36 Bänden, deren jeder noch 6 Supplementbände beigegeben wurden. Nach Wieland's Tod besorgte J. G. Gruber zwischen 1818 und 28 eine Ausgabe der sämmtlichen Werke in 53 Bänden. Neben Gruber's Ausgabe ist dann nur noch die Hempel'sche, 1879 von Düntzer mit einer Biographie eingeleitet, wichtig. Eine Auswahl aus den Werken mit biographischer Einleitung gaben Heinr. Kurz (1870), Heinr. Pröhle in Kürschner's Nationallitteratur (1887) und F. Muncker (1889) heraus. Für den Briefwechsel kommen außer den bereits angeführten Werken vor allem in Betracht die von Ludwig Wieland, dem Sohne des Dichters und Freunde Heinrich v. Kleist's, herausgegebene zweibändige „Auswahl denkwürdiger Briefe", Wien 1815, und die von Wieland's Schwiegersohn Geßner besorgte vierbändige Sammlung „Ausgewählte Briefe" (Zürich 1815/16). Die von F. Horn 1820 ganz unzuverlässig herausgegebenen Briefe an Sophie v. La Roche sind 1894 durch Hassenkamp's Ausgabe der „Neuen Briefe Wieland's" (Stuttgart) zum Theil ergänzt und berichtigt. Besonders wichtig sind die in den drei K. Wagner'schen Sammlungen der Merck'schen Correspondenz enthaltenen Briefe Wieland's, ferner Wieland's Briefe an Lavater und Iselin (Archiv f. Litt.-Gesch. IV, 300 und XIII, 188) und H. Funk's „Beiträge zur W.-Biographie" (Tübingen 1882). Ein Verzeichniß der ganzen Brieflitteratur bei Goedeke IV², 188. Hierzu kommen Gespräche Wieland's in den Aufzeichnungen K. Aug. Böttiger's (Literar. Zustände u. Zeitgenossen. Leipzig 1838. I, 139—264 und histor. Taschenbuch X, 361—464).

Eine genügende Darstellung von Wieland's Leben und Wirken besitzen wir noch nicht. Gruber hat in den vier letzten Bänden seiner Ausgabe eine ausführliche Darstellung von „Wieland's Leben mit Einschluß vieler noch ungedruckter Briefe“ gegeben, nachdem er schon 1815 eine zweibändige Schilderung „Chr. M. W.“ unternommen hatte. Die noch immer beste Gesammtdarstellung bietet der 2. Band von Joh. W. Loebell's Vorlesungen („Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten“. Braunschweig 1858). „Wieland's Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz“ hat L. F. Ofterdinger quellenmäßig skizzirt (Heilbronn 1877); aus dem Gleim'schen Archiv schöpfte H. Pröhle in dem Buche Lessing-Wieland-Heinse (Berlin 1879). Für französische Leser schrieb L. E. Hallberg seine Étude littéraire mit Analysen und ausgewählten Uebersetzungen aus Wieland's Werken (Paris 1869). F. Bobertag's Studie über „Wieland's Romane“ (Breslau 1871) wird ergänzt und erweitert durch Ernst Ranke's gehaltvollen kritischen Versuch „Zur Beurtheilung Wieland's“ (Marburg 1885). Eine mit 13 Abbildungen ausgestattete Studie über „Die Bildnisse Wieland's“ hat P. Weizsäcker (Stuttgart 1893) veröffentlicht.

Max Koch.

Wienbarg: Ludolf Christian W. Er war geboren am 25. December 1802 in Altona, Sohn eines Schmiedes. Vorbereitet auf dem Gymnasium der Vaterstadt, studirte er von 1822 an auf den Universitäten in Kiel und Bonn Philologie und Philosophie, ward dann 2½ Jahre Hauslehrer bei dem Grafen v. Bernstorff in Lauenburg und setzte hierauf seine Studien in Marburg fort, wo er 1829 zum Dr. philos. promovirte (Dissertation: „De primitivo idearum Platonicarum sensu“, Marb. 1829). Er ging dann auf Reisen und habilitirte sich darnach 1833 als Privatdocent an der Kieler Universität. Er zog hier die akademische Jugend an sich, ungeachtet seiner Originalität. Seine hier gehaltenen Vorlesungen sind unter dem Titel: „Aesthetische Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet“, 1834 im Druck erschienen. Er ging indeß schon 1835 von hier nach Frankfurt a. M., wo er mit Gutzkow die Zeitschrift „Deutsche Revue“ gründete, die jedoch bald staatlich unterdrückt ward. Seine Schriften wurden vom Bundestag verboten und er aus Frankfurt polizeilich ausgewiesen. Nachdem er sich nun eine Zeit lang in den Rheinlanden aufgehalten, kehrte er nach Hamburg zurück, wo er bei der Redaction der Börsenhalle betheiligt war und namentlich von 1842 bis 1846 die Hamburger litterarischen und kritischen Blätter redigirte. Hier beschäftigte ihn schon stark die schleswig-holsteinische Sache und 1848 machte er den schleswig-holsteinischen Krieg als Freiwilliger mit. Nach diesem Kriege lebte er wieder in Altona und Hamburg vielfach schriftstellerisch beschäftigt. Als er schließlich schwach und krank ward, wurde ihm 1870 eine lebenslängliche Pension der Schillerstiftung zu Theil. Er starb in Schleswig am 2. Januar 1872.

Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir: „Jason, episches Gedicht von Pindar, übersetzt und erläutert von L. Vineta“, (Hamburg 1830). Sein Reisewerk „Holland in den Jahren 1831 u. 1832“, (Hamburg 1834, 2 Bde.), fand viel Anerkennung. „Tagebuch von Helgoland“, (Hamburg 1838). Gegen die plattdeutsche Sprache kämpfte er an in den Broschüren: „Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden“, (Hamburg 1834); und unter dem Pseudonym Freimund: „Die Plattd. Propaganda“, (Altona 1860). Außerdem erschienen: „Wanderungen durch den Thierkreis“, (Hamburg 1836) und „Vermischte Schriften“, (Altona 1840). In der schleswig-holsteinischen Sache: „Der dänische Fehdehandschuh aufgenommen“, (Hamburg 1846); „Krieg und Frieden mit Dänemark“, (Frankfurt 1848); „Darstellungen aus den schlesw.-holst.

Feldzügen" (Kiel 1850, 2 Bde.); „Geschichte Schleswigs" (Hamburg 1861, 1. u. 2. Bd.) u. s. w.

Brockhaus' Conversationslexikon. — Brümmer's Dichterlexikon II, 502. — Alberti, S.-H. Schriftstellerlexikon II, 562; Forts. II, 376. — Hamburger Schriftstellerlexikon VIII, 26. Carstens.

Wiener: Johannes W. (oder, wie er seinen Namen regelmäßig schreibt, Wienner) war ein Buchdrucker der Incunabelzeit, der in Augsburg thätig war. Er steht weder der Zeit noch der Bedeutung nach in der ersten Reihe der dortigen Drucker. Immerhin fällt sein erster datirter Druck schon ins Jahr 1475 — die andern datirten stammen aus den Jahren 1477 und 1479 — und was die Zahl seiner Drucke betrifft, so kennt man zur Zeit zwar nur vier, die seinen Namen tragen; sicher aber hat er noch ungleich mehr gedruckt, wie denn z. B. Hain sieben weitere, nicht unterzeichnete Drucke diesem Meister zuschreibt. Ob er freilich noch bis 1506, in welchem Jahre er letztmals in den Augsburger Steuerbüchern vorkommt, als Buchdrucker thätig gewesen, ist fraglich. Ueber die persönlichen Verhältnisse Wiener's weiß man nichts, als was seinen Drucken zu entnehmen ist. Dort nennt er sich J. W. de Wienna, woraus sich ergibt, daß W. sein wirklicher Familienname war; höchst wahrscheinlich ist er als ein Glied des edlen Wiener Geschlechts der Wiener zu betrachten. Auch bezeichnet er sich in zweien seiner Schlußschriften als Baccalarius (artium liberalium), er gehörte also in die Zahl der damals nicht seltenen Buchdrucker mit akademischer Bildung. Von Zapf und ihm nach von anderen wird die Frage aufgeworfen (und zum Theil bejaht), ob W. eine und dieselbe Person sei mit dem Johannes de Vienna, der 1476 in Vicenza eine Ausgabe der Werke Virgil's druckte. Diese Frage ist aus mehr als einem Grunde zu verneinen.

Zapf, Augsburg's Buchdruckergeschichte, Th. 1, 1786, S. XXVIII, 45 ff., Th. 2, 1791, S. XII, 214, 248; Ant. Mayer, Wien's Buchdruckergeschichte, Bd. 1 (1883), S. 8; Hain, Repertorium bibliographicum (mit Burger's Register), zu dem zwar nicht der Katalog des bibliogr. Museums von Heinr. Klemm, 1884, S. 255, wol aber Ilgenstein im Centralblatt f. Bibliothekswesen, Jahrg. 1, 1884, S. 236 eine Ergänzung gibt; Mittheilungen von Stadtarchivar Dr. Buff in Augsburg. K. Steiff.

Wiener: Paul W., Mitreformator in Krain, Gebundener des Evangeliums in Wien, erster evangelischer Bischof in Siebenbürgen. Ueber P. Wiener's Familie, Abkunft und Jugend ist fast nichts bekannt. Er stammte aus Laibach (in Krain) und hatte einen Bruder, der 1536 in k. ungarischen Diensten vor Clissa seinen Tod fand. Paul W. war bereits 1520 Domherr, Generalvicar und bischöfl. Rath in Laibach, 1530 Mitglied des geistlichen Standes im krainischen Landtag und Einnehmer der Landschaft, 1531 auch Mitglied mehrerer wichtiger Special-Commissionen der krainischen Landstände. Schon frühe der evangelischen Richtung zugethan, wie mehrere Laibacher Domherren, trat er doch erst 1536, obschon im selben Jahre von den krainischen Ständen zum Verordneten gewählt, mit evangelischen Predigten dem krainischen Reformator öffentlich zur Seite, jedoch mit aller Vorsicht und Milde, alle Polemik vermeidend und mehr die erbauliche, heiligende Seite des Christenthums hervorhebend. Doch ward seine katholische Rechtgläubigkeit bald anrüchig. Auch scheint er um diese Zeit sich (heimlich) verheirathet zu haben. Noch 1544 übertrug ihm der neue, als K. Ferdinand's Beichtvater, Hofcaplan und Almosenier in Wien lebende Bischof von Laibach, Urban Textor, die deutschen Predigten im Dom, wie Trubern die windischen. Als der Bischof aber erfuhr, daß diese beiden Domherren heimlich das Abendmahl unter beider Gestalt austheilten, daß Paul W. nach dem Tode seiner ersten Frau zum zweiten Male geheirathet habe,

daß der Dompropst Leonh. Mertlitz seine Köchin geehelicht u. dgl. m., erwirkte er 1547 den Befehl den Dompropst, den Generalvicar Georg Dragolitz, die Domherren P. Wiener und Pr. Truber u. A. zu verhaften. Pr. Truber entging der Verhaftung, da er gerade von Laibach abwesend war. Leonh. Mertlitz, ein alter, schwächlicher, podagristischer Mann, ward seines Amtes entsetzt, seiner Pfründen beraubt und excommunicirt. Dem Domherrn Paul W. wurden seine Einkünfte gesperrt, seine Wohnung und seine darin befindlichen Habseligkeiten mit Beschlag belegt, seine Güter versiegelt und seine Bücher und Schriften weggenommen; er selbst und der Generalvicar Georg Dragolitz wurden auf das Laibacher Schloß ins Gefängniß gebracht. Der Bischof kam selbst nach Laibach den Verhören beizuwohnen, aus welchen natürlich klar hervorging, daß die Angeschuldigten evangelisch waren, aber sich enthielten über specifisch katholische Glaubenslehren zu sprechen. Dann sandte der Bischof die Acten der Zeugenaussagen und der Verhöre mit seinem eigenen Berichte an König Ferdinand nach Augsburg. Dadurch wurde Wiener's Lage bedenklich. Die bisher noch erträgliche Haft des Mannes, der noch in der letzten Zeit die angesehensten kirchlichen und staatlichen Würden in seinem Vaterlande bekleidet hatte (er war 1541 und 1543 ständisch Verordneter, 1542 einer der krainischen Verordneten zum Ausschußtage der inner- und nieder-österreichischen Lande in Wien gewesen, und noch im vorigen Jahre (1546) von K. Ferdinand selbst zu einem der landesfürstlichen Commissäre beim krainischen Landtage ernannt worden), ward jetzt, namentlich nach einer von der krainischen Landschaft bei K. Ferdinand für ihn eingelegten Fürbitte, verschärft und streng. Die Untersuchung schien eine sehr schlimme Wendung zu nehmen. Seine Freunde fürchteten, daß der Feuertod, oder gnädigen Falles Enthauptung sein Schicksal sein werde. Der bekannte Nürnberger Prediger Veit Dietrich schrieb ihm am 10. Mai 1548 einen Trostbrief für diese schwere Lage. Da traf unerwartet ein königlicher Befehl in Laibach ein, daß P. Wiener gefänglich nach Wien gebracht und seine Sache dort nochmals von einer vom König zu ernennenden Commission untersucht und entschieden werden solle. Infolge davon ward er gefesselt nach Wien geführt und dort im Minoritenkloster als Gefangener untergebracht. Unter dem Vorsitze des Bischofs von Wien, Friedrich Nausea, der früher Wiener's freundliche Bekanntschaft gesucht und gepflegt hatte, wiederholte eine aus drei Bischöfen und fünf Doctoren bestehende Commission die Untersuchung gegen W. Aus seinen Antworten ward eine Art Bekenntniß, ein „kurz Summarium“ aufgesetzt, das jedoch fast nichts von Wiener's Worten, sondern ein arglistig zusammengeworfenes Truggewebe enthielt. W. weigerte sich dasselbe zu unterschreiben und richtete deshalb eine „Bittschrift“ an König Ferdinand. Auf dessen Befehl verhörte die Commission den Verklagten über seine Beschwerden und überredete denselben durch die Versicherung einer genauen mündlichen Berichterstattung an den König zuletzt das aufgesetzte, ungeänderte Bekenntniß zu unterzeichnen. Bald darauf ließ die Commission ihm einen dem Bekenntniß entsprechenden Widerruf vorlegen, den er öffentlich ablegen sollte. Nun mochte W. einsehen, wie unvorsichtig er durch seine Unterzeichnung des Bekenntnisses gehandelt hatte, und er schrieb daher abermals einen „Bericht“ an den König, worauf ihm noch eine weitere „Erläuterung“ seines Berichts und insbesondere seiner Ablehnung der vorgehaltenen Revocation befohlen wurde. W. gehorchte gern und fügte der gebotenen „Erläuterung“ — einer an Gelehrsamkeit, eingehender Gründlichkeit, Klarheit der theologischen Ausführung und würdevoller Offenheit hoch hervorragenden Schrift, in der er sich auch auf das eben ergangene kaiserliche Interim beruft —, noch ein „Memorial“ an den König bei. Im letzteren, das mit ebenso viel freimüthiger Würde als Unterthänigkeit geschrieben war, klagte er, daß er

den ganzen Winter schwer krank gewesen, auch jetzt noch nur am Stock gehen könne, daß sein Gedächtniß noch schwach sei und er zur Abfassung seiner Erläuterung der nöthigen Bücher ermangelt habe, und bittet zugleich, daß ihm (bis zur Erledigung seiner Sache) ein anderer Aufenthaltsort gestattet werde, an dem er seinen nothdürftigen Unterhalt finden könne, da ihm dieser schon seit Monaten nicht gereicht werde, und er, weil seine Güter gesperrt, sich mit entlehntem Gelde erhalten müsse. Demzufolge ward W., wie seiner eigenen Bitte entsprechend, unter Auferlegung der Auswanderung nach Siebenbürgen vom Könige begnadigt (1548). Ein armer Verbannter kam er im selben Jahre nach Hermannstadt, wo der Stadtrath ihm sofort eine Stellung als Lehrer und Prediger gab, und wo er am 11. Mai 1552 zum Stadtpfarrer gewählt wurde. Und als die evangelischen Siebenbürger im folgenden Jahre zur Leitung ihrer Kirche und Synode die Aufstellung eines Bischofs (oder Superintendenten) beschlossen, wählte die Synode am 6. Februar 1553 als den geeignetsten, würdigsten und geehrtesten den Hermannstädter Stadtpfarrer Paul W. zum ersten Bischof der evangelischen Kirche in Siebenbürgen, in welcher damals die beiden Nationen sich noch nicht getrennt hatten. Als solcher starb W. leider schon am 16. August 1554 an der Pest.

Raupach, Histor. Nachricht von den Schicksalen der evang. Kirche in Steiermark, Kärnten und Krain (in Winckler's Anecdota hist. novantiqua, Leipzig 1770, S. 233 ff.). — Waldau, Gesch. der Protestanten in Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain, 2 Bde., Anspach 1784. — Mittheil. des histor. Vereins für Krain, 1864. — Teutsch, Die Bischöfe der evang. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen (in Prot. Blätter für das evang. Oesterreich, 2. Jahrg., Wien 1864). — Th. Elze, Paul Wiener, Wien u. Leipzig 1882, (Sonderabdruck aus: Jahrb. der Gesellschaft f. d. Gesch. d. Protestantism. in Oesterreich, 1882). Th. Elze.

Wienholt: Arnold W., Dr. med., geboren zu Bremen am 18. August 1749, † daselbst am 1. September 1804, studirte in Göttingen und Wien, und wirkte seit 1773 als praktischer Arzt, seit 1777 auch als Physikus, in seiner Vaterstadt. Er war ein vielseitig gebildeter Mann, interessirte sich namentlich für Physik, Meteorologie und Physiologie, gründete mit einem kleinen Kreise von Freunden eine physikalische Gesellschaft, die später als Museumsgesellschaft eine große Bedeutung gewann, und war überhaupt während mehrerer Jahrzehnte eifriger Beförderer aller wissenschaftlichen Bestrebungen. Durch Lavater, der 1786 in Bremen war, wurde er zu Versuchen mit dem sogenannten „thierischen Magnetismus", d. i. Hypnotismus, veranlaßt, war von den Erfolgen überrascht und hoffte, die von ihm beobachteten hypnotischen Zustände zur Heilung von Krankheiten benutzen zu können. Obgleich der thierische Magnetismus durch Mesmer und andere Schwindler bald in Verruf kam und als Aberglaube oder Betrug dem allgemeinen Gespötte anheimfiel, ließ sich W. nicht in der Fortsetzung seiner Versuche beirren. Er war sich klar darüber, daß er es mit wirklichen Thatsachen zu thun hatte, die sich nicht wegwitzeln ließen. Mehrfach wurde er angegriffen und verhöhnt, hatte aber die Genugthuung, daß seine Bremer Collegen, darunter Männer wie Olbers und Treviranus, entschieden für ihn eintraten. Sein Hauptwerk „Heilkraft des thierischen Magnetismus" erschien in 2 Bänden 1802 und 1803. Näheres Biogr. Skizz. Brem. Aerzte u. Naturf., S. 163 ff.; Abhandl. Naturw. Ver., Bremen, X, 8 ff.

Focke.

Wieniewski: Franz W., geboren zu Thorn am 8. October 1802, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte von 1821—24 auf der Universität zu Berlin unter A. Boeckh und F. A. Wolf Philologie; nach beendigtem

Studium dort in das Seminar für höhere Lehranstalten eingetreten, unterrichtete er gleichzeitig an dem königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium bis er im Herbst 1825 als honorirter Privatdocent für Philologie und Geschichte an die Akademie zu Münster gesandt wurde, deren philosophische Facultät ihren Lehrkörper bis in die neuere Zeit vorwiegend aus Gymnasiallehrern zu ergänzen pflegte. Hier schrieb er seine Boeckh gewidmeten „Commentarii historici et chronologici in Demosthenis orationem de corona", die 1829 erschienen und ihm die Ernennung zum außerordentlichen Professor und zum Bibliothekar der damals noch dem Provinzialschulcollegium unterstellten Paulinischen Bibliothek eintrugen. Demnächst in Gießen zum Doctor der Philosophie promovirt, wurde er 1838 zum ordentlichen Professor der classischen Philologie und 1853 nach dem Austritte Nadermann's zum zweiten, 1868 nach Deycks' Tode zum ersten Director des philologischen Seminars befördert. Von 1834—71 gehörte W. der wissenschaftlichen Prüfungscommission an, erhielt 1855 den Rothen Adler-Orden 4. Cl., 1864 den Charakter als Geheimer Regierungsrath, 1867 den Titel Oberbibliothekar. Außer seinem Commentar zu des Demosthenes Kranzrede, der sein Hauptwerk geblieben ist, hat W. nur noch eine umfangreichere Schrift, ein „Systematisches Verzeichniß der in den Programmen der preuß. Gymnasien und Progymnasien von 1825—41 enthaltenen Abhandlungen, Reden und Gedichte" 1844 in seiner Eigenschaft als Bibliothekar im Auftrage des Provinzialschulcollegiums veröffentlicht, in dem er die bereits 1840/41 erschienenen Zusammenstellungen von J. v. Gruber und Reiche berichtigte und vervollständigte. Seine sonstige schriftstellerische Thätigkeit beschränkte sich auf zahlreiche kleine lateinische Abhandlungen in den münsterischen Lectionskatalogen — von denen 17 Erläuterungen ꝛc. griechischer und lateinischer Autoren (1827—73) und drei Gedächtnißreden auf seine Collegen W. Esser († 1854), Fr. J. Clemens († 1862) und F. Deycks († 1867) sind —, sowie auf drei Beiträge zum Museum des rheinisch-westfälischen Schulmänner-Vereins (1841/48) bezw. zum katholischen Monatsblatt (1849). Trotzdem verfügte W. nicht über allzuviel freie Zeit, da er seit 1849 dem Stadtverordnetencollegium als Mitglied, seit 1867 sogar als Vorsteher, und seit 1851 auch noch dem Curatorium der Realschule und der Provinzialgewerbeschule, deren beider Gründung er angeregt und auf das wirksamste gefördert hatte, bis zu seinem Tode angehörte. Als er am Abend des 4. Juni 1874 plötzlich inmitten seiner Freunde infolge eines Schlagflusses verschied, trat die Hochschätzung und Verehrung, deren sich der Senior der Akademie seiner hervorragenden Charaktereigenschaften halber in weitesten Kreisen erfreute, deutlich zu Tage, und bei seinem Begräbniß (7. Juni) bildete eine ungewöhnlich zahlreiche Menschenmenge bis zum Kirchhofe Spalier.

Vgl. E. Raßmann, Nachrichten . . . münsterl. Schriftsteller I, 380 f. u. II, 250. — Westfälischer Merkur, 1874, Nr. 152 u. 155. — 23. Jahresbericht der Realschule ꝛc. zu Münster, 1874, S. 26 f.

P. Bahlmann.

Wiens: Eberhard W., Dr. phil., war im März 1798 zu Burgsteinfurt geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Münster besucht und dort bereits als einer der talentvollsten Jünglinge gegolten hatte, studirte er in Berlin Philologie und kehrte 1821 als Lehrer der griechischen Sprache und Geschichte an das Münsterische Gymnasium zurück, dem er — seit 1831 Professor — bis zu seinem am 30. März 1848 erfolgten Tode ununterbrochen seine Kräfte widmete. Mit vorzüglichen Anlagen und einer anerkannten Lehrgabe ausgestattet, zählte er zu den beliebtesten und einflußreichsten Lehrern der Anstalt, wurde aber auch durch seine litterarische Thätigkeit weiteren Kreisen bekannt. In den Jahren 1827, 1840 und 1851 besorgte er neue Auflagen von Kistemaker's

griechischer Sprachlehre (1791), 1834 und 1839 erschienen seine Untersuchungen über den Ursprung des Futurs und der Conditionale im Spanischen und Portugiesischen, 1837 solche über die Bedeutung des griechischen Optativs und Conjunctivs in Bedingungssätzen, und 1838 und 1846 bestimmte ihn seine große Liebe zur Musik, die ihn schon 1832 den Gesangunterricht und die Orgelbegleitung in der Schulmesse hatte übernehmen lassen, zur Herausgabe der Melodieen zum Gymnasialgesangbuch. Auf historischem Gebiete verdanken wir ihm außer einer Programmabhandlung über die Unternehmungen Kaiser Karl's V. gegen die Raubstaaten Tunis, Algier und Mehedia (1832), die er 1844 durch eine Schrift über das Leben der Korsaren Horuck und Hairadin Barbarossa vervollständigte und einer Geschichte des Münsterischen Bischofs Franz Arnold v. Metternich (Westfäl. Zeitschr. 1843, VI, 127—152) noch mehrfache Beiträge zur Geschichte des Bischofs Christoph Bernhard v. Galen, nämlich: 1) eine Sammlung fragmentarischer Nachrichten (1834) zur Berichtigung der Biographie von Joh. v. Alpen; 2) eine Ausgabe des Surmondt'schen Cantus triumphalis (1839); 3) Beiträge zur Geschichte der Verschwörung des Adam v. d. Kette (Westfäl. Zeitschr. IV, 1841, S. 289—321); 4) Nachrichten zur Charakteristik der Pestzeit von 1666 und über die ärztliche Behandlung dieser Krankheit, sowie Rechtfertigung einiger Klagen des Fürstbischofs über die Verräthereien der Generalstaaten (1843); 5) Die Belagerung der Stadt Münster im J. 1661 (Westfäl. Zeitschr. X, 1847, S. 170—189). In der letzteren Abhandlung gibt W. tagebuchartige Aufzeichnungen aus einer gleichzeitigen Handschrift wieder, die sich aber nicht, wie er meint, auf das Jahr 1661, sondern 1657 beziehen. Cultur- und litterarhistorisch recht interessant sind Wiens' sieben Beiträge zur Geschichte des Münsterischen Schulwesens (1839), deren Veröffentlichung um so werthvoller wurde, als die darin zum Abdruck gelangten Originale jetzt meist verschollen sind.

Vgl. Gymnas.-Progr. Münster 1848, S. 37. P. Bahlmann.

Wieprecht: Wilhelm Friedrich W., Generalmusikdirector sämmtlicher Musikchöre des preußischen Gardecorps, geboren am 10. August 1802 zu Aschersleben, † am 4. August 1872 in Berlin. Eine Selbstbiographie gibt uns die sicherste Kunde über seinen Lebenslauf. Danach erhielt er von seinem Vater, der in Aschersleben Stadtmusikant war, eine sachgemäße übliche Ausbildung auf ziemlich allen Blasinstrumenten; ganz besonders hielt der Vater aber darauf, daß er sich als Violinspieler ausbildete um einstmals in der Kunst eine höhere Stufe zu erreichen. Im J 1819 wanderte er nach Dresden, fand am Concertmeister L. Haase eine väterliche und künstlerische Stütze und machte im Violinspiel und der Composition tüchtige Fortschritte. Ein Jahr später erhielt er in der Leipziger Stadtcapelle eine Anstellung, wirkte auch in der Theatercapelle und im Gewandhausorchester mit, theils als Violinist, theils an der Clarinette, auf der er sich ebenfalls eine tüchtige Fertigkeit erworben hatte. In Concerten ließ er sich aber auch als Posaunenvirtuose hören und trat mit dem berühmten Queisser in die Schranken. Von hier wanderte W. im J. 1824 nach Berlin, trat am 2. Mai in die königl. Capelle ein und wurde am 2. November als Kammermusikus angestellt. Seine Liebe und Begabung für Militärmusik erhielt in Berlin reiche Nahrung und er schrieb mehrere Defilirmärsche, die durch Vermittlung seines Bruders, der als Oboist im Heere unter August Neithardt diente, zur Aufführung kamen und sich eines solchen Beifalls erfreuten, daß sie als Armeemärsche aufgenommen wurden. Bald darauf schrieb er ein größeres Werk für Militärmusik, welches die Aufmerksamkeit Spontini's auf ihn zog, so daß er ein ständiger Gast in Spontini's Hause wurde. Um die Mängel der damaligen Militärmusikinstrumente zu beseitigen, studirte er Akustik, verband sich mit dem Blasinstrumentenmacher J. G. Moritz, verbesserte die Ventile an den

Blechinstrumenten und erstrebte durch akustisch berechnete bessere Construction derselben eine größere Klangfülle und Reinheit des Tones, auch erfand er die Baß-Tuba, um dem Basse eine größere Kraft und Fülle zu geben. Infolge dieser Erfindung wurde er von der königl. Akademie am 6. Juli 1835 zum akademischen Künstler ernannt. 1839 erwarb er ein Patent auf das Holzblasinstrument Batyphon. In dieser Weise war er fortgesetzt bemüht, die Klangfülle und leichtere Spielbarkeit der Militärinstrumente zu verbessern, und seinen Bestrebungen ist es hauptsächlich zu verdanken, daß die preußische Militärmusik bei dem Wettbewerb in der ersten französischen Weltausstellung den ersten Preis erwarb. Auch die preußische Regierung ließ es nicht an Anerkennung seiner Verdienste fehlen und ernannte ihn am 6. Februar 1838 zum Director der gesammten Musikchöre des Gardecorps. Als Kaiser Nikolaus von Rußland 1838 Berlin besuchte, wurde er auf dem Schloßplatze von einem Musikchore von 1086 Musikern und 150 Tambours unter Wieprecht's Leitung empfangen. Infolge dieses über alle Erwartung geglückten Versuches erhielt W. eine besonders für ihn angeordnete Uniform. 1843 wurde er über die gesammten Musikchöre des 10. deutschen Bundes-Armeecorps gesetzt. W. schritt indessen auf seiner Bahn weiter fort und wollte nicht nur der Militärbehörde dienen, sondern zugleich die Musikcapellen auch der Kunst dienstbar machen. Zum behufe dessen arrangirte er die Sinfonien und Ouvertüren unserer classischen Meister: Haydn, Mozart und Beethoven für Militärinstrumente, traf unter den Musikern eine Auswahl, übte sie ihnen ein und gab nun in allen größeren Städten Preußens in öffentlichen Gärten Sinfonieconcerte, die nicht allein durch ihre Neuheit, sondern auch durch die meisterhafte Ausführung allgemeine Bewunderung erregten und einen bis dahin unerhörten Zulauf hatten. Ein besonderes Zugstück war Beethoven's Wellington's Sieg oder die Schlacht bei Vittoria für Orchester, in der W. die verschiedenen Signalhörner im Garten an entfernteren Punkten vertheilte und die Kanonenschläge durch wirkliche Kanonen, die ihm die Militärbehörde zur Verfügung stellte, ausführen ließ. Der Effect war überraschend und Wieprecht's Name war in aller Leute Mund, denn nicht nur im Garten selbst war bei solchem Anlaß kein Plätzchen unbesetzt, sondern die ganze Umgebung war von dichten Menschengruppen angefüllt, die dem Concerte lauschten und jedes Musikstück mit tausendstimmigem Bravo belohnten. Auch vom Auslande wurde W. mehrfach berufen, die Militärmusik zu reorganisiren, so in der Türkei 1847 und im Freistaate Guatemala in Amerika 1852. Auch für das leibliche Wohl seiner Musiker war er stetig besorgt, indem er Wittwen- und Waisencassen errichtete, die bald über genügende Capitalien verfügten, um eine wesentliche Stütze zu gewähren. Auch andere Cassen stiftete er, wie die Pensions-Zuschußcasse für die Musikmeister des preußischen Heeres, die 1859 vom Ministerium bestätigt wurde. Außer zahlreichen Märschen componirte er auch Soldatenlieder und in den Berliner Musikzeitungen trat er öfters als Mitarbeiter auf, stets das Thema der Militärmusik behandelnd. Trotz der Ehren, die ihm von allen Seiten zu Theil wurden, blieb er ein einfacher, freundlicher und stets zum Helfen bereiter Mann, daher er auch die Liebe und Achtung seiner Mitmenschen in hohem Grade bis zu seinem Lebensende genoß.

v. Ledebur, Tonkünstler-Lexicon Berlins, 1861. Rob. Eitner.

Wieringen: Cornelis Claesz van W., holländischer Maler, ist nicht, wie Immerzeel angibt, erst um das Jahr 1600 geboren. Er stand um diese Zeit bereits im männlichen Alter, da er im J. 1600 in der Liste der Bürgergarde erwähnt wird. Er lebte in Haarlem, wo er noch im J. 1630 genannt wird. Als Künstler war er ein Nebenbuhler Vroom's. Als Vroom sich weigerte, ein vom Admiralitätsrath in Amsterdam für den Prinzen Moritz von Oranien

bestimmtes Gemälde der Schlacht auf dem Zuiderzee im J. 1573 anzufertigen, wurde W. mit der Ausführung eines entsprechenden Bildes betraut. Wann W. gestorben ist, wissen wir nicht. Das gewöhnlich angegebene Todesjahr 1643 dürfte sich auf seinen Sohn Claesz van W. beziehen, der gleichfalls Maler war. — Beglaubigte Bilder Wieringen's sind sehr selten. Im Museum zu Haarlem befinden sich zwei. Das eine stellt die Ankunft Friedrich's V. von der Pfalz und seiner Gemahlin in Vlissingen, das andere die Einnahme von Damiette dar. Das Prado-Museum in Madrid besitzt die Darstellung einer Schlacht von der Hand des Künstlers.

Vgl. Immerzeel, De levens en werken der hollandschen en vlaamsche kunstschilders III, 232. Amsterdam 1843. — Kramm, De levens en werken etc. VI, 1855. Amsterdam 1863. — G. K. Nagler, Künstler-Lexikon XXI, 395. München 1851. — A. van der Willigen, Les artistes de Harlem. Edition revue et augmentée. Harlem, La Haye 1870, S. 330—334. — van Mander, Le livre des peintres. Traduction par Henry Hymans II, 343. Paris 1885. — A. Woltmann u. K. Woermann, Geschichte der Malerei III, 621. Leipzig 1888. H. A. Lier.

Wierix: Die drei Brüder Johann, Hieronymus und Anton W. gehören zu den fruchtbarsten Kupferstechern des 16. Jahrhunderts. Sie stammten alle drei aus Antwerpen, wo ihre Familie seit dem 15. Jahrhundert angesessen war. Das Datum ihrer Geburt, das uns nicht überliefert ist, läßt sich nur annähernd genau bestimmen. Johann W. dürfte in der zweiten Hälfte des Jahres 1549 geboren sein. Er fing schon mit zwölf Jahren an Kupferstiche Albrecht Dürer's zu copiren. Bereits im J. 1572 wird er als Meister der Lucasgilde seiner Vaterstadt genannt. Am 28. November 1576 verheirathete er sich in Antwerpen mit Elisabeth Bloemstyn oder Blomsteen. Wann er gestorben ist, wissen wir nicht. Jedenfalls war er noch im J. 1615 als Kupferstecher thätig. Sein zweiter Bruder Hieronymus ist um das Jahr 1553 geboren. Auch er begann seine Thätigkeit als Kupferstecher bereits mit zwölf Jahren, wurde im gleichen Jahre wie Johann als Meister in die Lucasgilde aufgenommen, verheirathete sich, 34 Jahre alt, im Juni 1587 und starb in Antwerpen im J. 1619. Noch weniger wissen wir von dem Leben des jüngsten Bruders Anton. Wir erfahren nur, daß er sich im J. 1596 vermählte, und daß er im J. 1624 starb. Als Lehrer der drei Brüder haben wir ihren Vater anzusehen, von dem wir hören, daß er Maler war. Es ist schwer, ihr sehr umfangreiches Werk, das sich auf etwa 2055 Blätter beläuft, auseinander zu halten. Denn Johann und Hieronymus haben ihre Monogramme oft gewechselt; J. W. oder J. H. W. bedeutet Johann, H R, JR. W, JHE. W Hieronymus. Bei der großen Begabung der drei Brüder für ihren Beruf ist es zu bedauern, daß sie keine bessere Anleitung für ihn genossen haben. Als Kinder ihrer Zeit stachen sie meistens nach Bildern der gerade am meisten beliebten Maler, die zumeist Nachahmer der Italiener waren. Sie arbeiteten hauptsächlich nach D. Calvart, Frans Floris, Gerhard van Groningen, Martin van Heemskerk, Martin de Vos, Jean Stradanus, B. Spranger &c. Nur vereinzelt dienten ihnen Gemälde älterer niederländischer Meister als Vorlage. So stach Hieronymus die Grablegung nach Rogier van der Weyden, Maria unter dem Kreuze nach Mabuse, und den H. Hieronymus nach Pourbus, Anton den H. Lucas, die Madonna malend, nach Quinten Metsys. Am beliebtesten unter ihren Arbeiten waren ihre kleinen Andachtsbilder, die man bequem in Gebetbücher legen konnte. Sie standen hierbei ganz unter dem Einfluß der Jesuiten und lieferten ihre Waare fabrikmäßig für den Versandt in alle Welt. Nebenbei schufen sie zahlreiche Bildnisse hervorragender Männer ihrer Zeit. Diese Portraits werden noch heute von dem

Sammler hoch geschätzt, während ihre übrigen Sachen nicht mehr sonderlich geachtet sind.

Vgl. G. K. Nagler's Künstler-Lexicon XXI, 396—430. — L. Alvin, Catalogue raisonné de l'oeuvre des trois frères Jean, Jérome et Antoine Wierix et trois suppléments. Bruxelles 1866—1873. — E. Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes. III, 624—626. Paris, Londres 1885. — J. E. Wessely, Geschichte der Graphischen Künste. Leipzig 1891. S. 111—113.

H. A. Lier.

Wierstraat: Christianus W., der Verfasser der Reimchronik über die Belagerung von Neuß a. Rhein durch Karl den Kühnen von Burgund 1474—75. Der Name W. findet sich in der Zeit des 14.—16. Jahrhunderts sehr häufig in Westfalen und am Niederrhein in vielfachen Formen, auch der hochdeutschen Weyerstraß. Unser W. schreibt sich, wie oben, im Akrostichon der 1. Ausgabe seiner Chronik; es lautet: Christianus Wierstraat dictavit anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo quinto. Et complevit in professo beati Thome apostoli ad honorem domini Jhesu Cristi et gloriosae virginis Mariae ac beati martiris sancti Quirini necnon ad perpetuam rei memoriam. O felix Colonia. O pulchra Nussia hec vobis mittit dictamina. In der 2. Ausgabe, die aber nicht von ihm selbst herrührt, ist der Name in Wierstraet geändert. In einer Neußer Urkunde von 1468 heißt er: Wierstrass de Dusseldorf clericus Coloniensis dioecesis, publicus sacra imperiali autoritate notarius und in einer anderen wird er noch als Secretarius der Stadt Neuß bezeichnet. Das ist Alles was sich bisher über seine Person feststellen ließ. Also ein geborener Düsseldorfer, Geistlicher, kaiserlicher Notar, und als Stadtsecretär in Neuß in hervorragender Stellung während der Drangsale und Nöthe der Belagerung. Karl's des Kühnen Heer ward am 29. Juli 1474 zuerst vor Neuß erblickt. Länger als ein Jahr lang leistete die Stadt dem meistgefürchteten und bis dahin unbesiegten größten Kriegsfürsten seiner Zeit einen ebenso muthigen als militärisch geschickten Widerstand. Des Burgunders Abzug bildet die Wende seines Glückes und den Anfang seines Niederganges. Als W., der dies Alles in thätiger Stellung mit durchgemacht hatte, seine poetische Darstellung dieser folgenreichen Begebenheit am 20. December 1475 (s. o.) beendete, war seit dem Entsatz der Stadt kaum ein Vierteljahr verflossen. Seine Darstellung zeigt sich genau, gewissenhaft und auch in der Beurtheilung der belagernden Feinde unparteiisch. Sein Dialect scheint der clevische, nur vom Setzer theilweise mit kölnischer Beimischung durchsetzt zu sein. Der erste Druck erschien bereits 1476 bei Ter Hornen in Köln (nach Ausweis der Lettern.) Ein nicht ganz vollständiges Exemplar in der Düsseldorfer Bibliothek. Einen Nachdruck veranstaltete 1497 Joh. Koelhoff junior in Köln (Exemplare in Köln und in der Leipziger Universitätsbibliothek). Eine hochdeutsche auf protestantische Kreise berechnete Bearbeitung ward in Köln 1564 bei Anton und Arnold Keyser gedruckt; sie ist wahrscheinlich von Hans Wilhelm Kirchhof (s. A. D. B. XVI, 8) verfaßt. — Nach dem Druck von 1497 gab E. v. Groote das Gedicht heraus, Köln 1855. Jetzt liegt im 20. Band der von der Münchener historischen Commission herausgegebenen Deut. Städtechroniken des 14.—16. Jahrhunderts (Bd. 1 der Chroniken der Westf. und Niederrhein. Städte, S. 480 ff.) die auf dem Originaldruck von 1476 fußende und mit allem Apparat ausgestattete treffliche Ausgabe von Adolf Ulrich und E. Nörrenberg (Leipzig 1887) vor, der die obigen Angaben entnommen sind.

v. L.

Wiesand: Georg Stephan W., Dr. juris und Rechtslehrer, geboren am 1. Mai 1736 zu Vohenstrauß in der Oberpfalz, † am 22. Mai 1821 zu Halle a. d. Saale. W. verlor schon in seinem 6. Jahre seinen Vater, Johann Jacob

W., Prediger zu Vohenstrauß; die Mutter, eine geb. Büttner von Sulzbach starb wenige Wochen nach Geburt des Sohnes. Der doppelt verwaiste Knabe kam nach des Vaters Tod in das Haus seines mütterlichen Großvaters nach Sulzbach, später in ein Handelsgeschäft nach Nürnberg, da er für die Kaufmannschaft große Neigung zeigte. Aber schon nach Ablauf eines halben Jahres war er des erwählten Berufes überdrüssig; er wollte eine wissenschaftliche Laufbahn ergreifen, und besuchte deßhalb das Gymnasium zu St. Sebald in Nürnberg, wo er eifrig bemüht war, die classischen Sprachen gründlich zu erlernen. Im Mai 1754 bezog er die Universität Jena; hier hörte er Vorlesungen über Philosophie und orientalische Sprachen, dann über juristische Gegenstände bei Heimburg, Buder und Hellfeld. Im Sommer 1754 wurde er Mitglied der lateinischen Gesellschaft in Jena; seine aus diesem Anlasse verfaßte Rede „de ratione Romanorum literas docendi“ erschien 1755 daselbst im Druck. Nach Umfluß von zwei Jahren siedelte er zur Fortsetzung seiner Studien nach Leipzig über, wo er am 23. Mai 1756 in die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen wurde. In Leipzig erwarb er alsbald die philosophische Magisterwürde, worauf er am 13. October eine öffentliche Disputation über das Thema „de officio interpretis circa Sectam scriptoris“ veranstaltete, wodurch er das Recht zu öffentlichen Vorlesungen erwarb; ein Recht von dem er auch umfassenden Gebrauch machte, indem er über öffentliches und deutsches Privatrecht, über Philosophie und schöne Wissenschaften verschiedene Vorträge hielt. Am 13. November promovirte W. als Doctor beider Rechte; die gelehrte Inauguraldissertation führte den Titel: „De origine et natura legis Salicae“ (Lips. 1760). Zur Ostermesse 1762 erschien sein erstes größeres Werk, das „Juristische Handbuch“ (Hildburghausen 1762), an dem er einige Jahre mit vielem Fleiße gearbeitet hatte, und das sehr beifällig aufgenommen wurde. Dieses „Handbuch“ ist eine Art von Rechtsencyklopädie, in welcher „die Rechte der Teutschen alter wie neuerer Zeiten aus ihren Quellen hergeleitet und erkläret, die merkwürdigsten Sachen aber in alphabetischer Ordnung erörtert werden“. Im nämlichen Jahre wurde er von der Duisburgischen Gesellschaft zum Mitgliede erwählt, im nächsten Jahre zum Oberhofgerichtsadvocaten ernannt, am 23. Februar als solcher bei dem Gerichte aufgenommen, und 1764 als außerordentlicher Professor der Rechte an der Leipziger Hochschule angestellt. Bei Antritt dieses Amtes veröffentlichte er das Programma aditiale: „De prisco honore domino a vasallo praestando“ (Lips. 1764). Schon im folgenden Jahre (1765) wurde W. als ordentlicher Professor der Institutionen nach Wittenberg gerufen, und trat diese Professur (mit den damit verknüpften Stellen als Beisitzer des Hofgerichtes, des Schöppenstuhles und der Juristenfacultät) mit dem Programma aditiale: „De jure germanico melius perficiendo“ (Vitemberg. 1766) um Ostern 1766 an. 1782 rückte er zum dritten Professor juris vor; 1790 wurde er Appellationsgerichtsrath, Director des Consistoriums, und zugleich Ordinarius der Juristenfacultät, an deren Spitze er 1797 als Senior trat. 1813 verließen wegen Kriegsunruhen fast alle Professoren Wittenberg, auch W., der nach Pretzsch, später nach Schmiedeberg zog. Als 1815 die Universität Wittenberg mit Halle vereint wurde, siedelte auch unser Gelehrter dorthin über, und lebte seit 1816 in den Ruhestand versetzt, als Privatmann in Halle, wo er am 22. Mai 1821 starb. W. hinterließ eine auffallend große Zahl von Dissertationen; doch sind nach seinem eigenen Zeugnisse nicht sämmtliche aus seiner Feder, ein Theil wurde von den Respondenten verfaßt.

Weidlich, Zuverläß. Nachr. von denen jetzt lebenden Rechtsgelehrten, Thl. 6, S. 280 ff. — Weidlich, Biogr. Nachrichten &c., Thl. 2, S. 455 f.;

Thl. 4, S. 248. — Joh. Maaß, Denkmal der Wittenb. Musen. 1. Hft., S. 13 ff. — Allgemeine (Leipziger) Literatur-Zeitung 1821, S. 804.

v. Eisenhart.

Wiese: Georg Walter Vincent (von) W., Kanonist, Staatsmann und Wohlthäter der reußischen Lande, geboren am 2. April 1769 zu Rostock, † am 22. November 1824 zu Gera. W. stammte aus einer alten Rostocker Bürgerfamilie, die das Schneidergewerbe betrieb. Sein Vater, Walter Vincent W., war der erste, welcher von diesem Herkommen abwich und sich einem gelehrten Berufe zuwandte. Derselbe widmete sich den Rechtswissenschaften, heirathete eine Verwandte des Rostocker Bürgermeisters Dr. Joh. Geo. Burgmann und gelangte zu einer juristischen Professur, welche vom Rathscollegium der Stadt zu besetzen war, sowie zu dem einträglichen Nebenamte eines bürgerschaftlichen Syndikus. Von den Eltern, denen er nach mehrjähriger kinderloser Ehe geschenkt war, auf das sorgfältigste erzogen, saß W. schon mit 14 Jahren in der ersten Classe der Rostocker Stadtschule (Gymnasium), die unter der Leitung des mit der alten wie neuen Litteratur gleich vertrauten Professors der griechischen Sprache Hermann Jakob Lasius einen erfreulichen Aufschwung nahm. Im J. 1786 ließ sich W. an der dortigen Universität immatriculiren und hörte hauptsächlich Civilrecht bei seinem Vater und Staatsrecht bei Johann Christian Eschenbach, dem verdienstvollen Verfasser der Annalen der Rostockschen Akademie. Dann setzte er seine Studien in Göttingen fort, wo die berühmten Professoren Georg Ludwig Böhmer (Civil-, Kirchen-, Lehnrecht), Johann Stephan Pütter (Staatsrecht) und August Ludwig Schlözer (Geschichte) seine Lehrer waren. In Rostock vertheidigte er öffentlich unter dem Vorsitze seines Vaters im J. 1789 seine Disputation „De concursu creditorum lites alibi pendentes non turbante“. In Göttingen erhielt im J. 1790 seine „Commentatio de obligatione liberorum ad praestanda facta parentum“ das Accessit und im folgenden Jahre seine Untersuchung „De differentia comitiorum Sacri Imperii Romani Germanici vivo imperatore et durante interregno“ den Preis von 25 Ducaten; die letztere erwarb ihm die besondere Zuneigung des großen Pütter. Michaelis 1791 ließ er sich dann als Privatdocent in Göttingen nieder und las über Civilrecht und Kirchenrecht. Zu seinen Vorlesungen lud er ein durch eine Schrift „Ueber das System des canonischen Rechts“ (Göttingen 1792), welcher er bald „Grundsätze des gemeinen, in Teutschland üblichen Kirchenrechts“ (Göttingen 1793) folgen ließ.

Hatte er durch diese Arbeiten, sowie durch seine mit vielem Beifall aufgenommenen Vorlesungen über das Kirchenrecht seine Befähigung zu einem akademischen Lehrer in kurzer Zeit dargethan und berechtigte er zu der Hoffnung, einst als ordentlicher Professor die Zierde einer Juristenfacultät zu werden, so konnte er doch einem Rufe in eine Beamtenstellung, der schon zwei Jahre nach seinem Eintritt in die akademische Laufbahn von Reuß aus an ihn erging, nicht widerstehen. Am 17. September 1793 wurde er als zweiter Hof- und Justitienrath bei der gemeinschaftlichen Regierung und als Beisitzer des Consistoriums zu Gera eingeführt. Da er sich als tüchtiger Beamter bewährte, rückte er im J. 1800 in die Stelle des ersten Hofrathes auf. Auch als Schriftsteller fuhr er fort zu wirken. Außer einigen Abhandlungen, die er in der Allgemeinen Literatur-Zeitung zu Jena veröffentlichte, gab er des gleich ihm aus Rostock gebürtigen berühmten Criminalisten Johann Christian v. Quistorp „Rechtliche Bemerkungen aus allen Theilen der Rechtsgelahrtheit“ aus dessen hinterlassenen Papieren in zwei Theilen (Leipzig 1795) heraus, und erweiterte seine eigenen „Grundsätze“ zu einem zweibändigen „Handbuch des gemeinen, in Teutschland üblichen Kirchenrechts“ (Leipzig 1799 f.). Dieses Werk brachte ihn

in Erinnerung bei der Vacanz verschiedener akademischer Lehrstühle. In Halle suchte man ihn für die erste juristische Professur zu gewinnen, und der Herzog seines Heimathlandes bot ihm die (durch Posse's Abgang Ostern 1805 erledigte) Professur für Staats-, Lehn- und deutsches Recht in seiner Vaterstadt an. Doch W. schlug alles aus und blieb in Gera. Daß ihm die reußischen Lande als ein zweites Vaterland galten, bewiesen schon damals seine gemeinnützigen Bestrebungen mancherlei Art, seine Fürsorge für Hebung der Schulen u. s. w. Ja der Herr Hofrath wurde selbst zum Schulmeister, indem er die beiden obersten Classen der Gelehrtenschule wöchentlich einmal in juristischer Encyklopädie unterrichtete. Dazu erfreute er sich der besondern Gunst des Fürsten Heinrich LI. von Reuß-Ebersdorf.

Im J. 1806 wurden Wiese's mannichfache Verdienste von seinen Landesherren anerkannt durch Ernennung zum Vicekanzler, von Kaiser Franz durch Erhebung in den Adelstand. In demselben Jahre feierte sein greiser Vater das 50jährige Doctorjubiläum; drei Jahre darauf (16. Dec. 1809) starb derselbe als erster juristischer Professor und Syndikus der Rostocker Universität, nachdem er mehrmals das akademische Rectorat bekleidet hatte. Im J. 1815 wohnte W. als Bevollmächtigter des fürstlich reußischen Gesammthauses dem Wiener Congreß und am 1. October 1816 der Eröffnung des Bundestages zu Frankfurt a. M. bei. Die in diesem Jahre durch Theurung entstandene Noth suchte er aus allen Kräften zu lindern und das wiedergenesene Land durch Besserung der Straßen, Bepflanzung derselben mit Obstbäumen, Ausführung von Bauten und andere zweckmäßige Einrichtungen der inneren Verwaltung, sowie durch Erweiterung der Schulen aufs neue zu kräftigen und zu heben. Am 21. Mai 1822 trat er als Nachfolger des verstorbenen Herrn v. Eychelberg, als Geh. Rath, Kanzler und Consistorialpräsident an die Spitze der fürstlich reußischen Regierung und wirkte in diesen Stellungen noch $2^1/_2$ Jahre, bis an seinen Tod. Der Großherzog von Hessen ehrte ihn durch Verleihung des Commandeurkreuzes seines Verdienstordens.

W. hinterließ den Ruf eines tüchtigen Juristen, der besonders auf dem Gebiete des Kirchenrechtes zu Hause war, sowie den eines geschickten Staatsmannes, dessen Geist und Herz gleich gebildet waren. Er war zwei Mal verheirathet, zuerst mit einer Tochter des Geraer Bürgermeisters Semmel, seit 1806 mit einem Fräulein v. d. Lancken aus Rügen; hatte jedoch keine Nachkommen. Einen beträchtlichen Theil seines Vermögens vermachte er zu wohlthätigen Zwecken und sicherte dadurch seinem Namen ein dankbares Andenken, das seinen Ruf als Kanonist und Staatsmann überdauern wird. Die v. Wiese'schen Stiftungen in Gera, die nun schon über 70 Jahre ihren Segen verbreitet haben, bestehen aus einem Bürgerrettungs- und Industriebeförderungs-Institut sowie einem Schulverbesserungsfonds. Das erstere dient zur Unterstützung arbeitsamer Bürger bei Gründung eines Gewerbes und zur Rettung unverschuldet in Bedrängniß gerathener Handwerker; aus dem letzteren werden Lehrer mit Zulagen, Schüler mit Prämien u. s. w. bedacht.

Neuer Nekrol. d. D. 1824 (1826), S. 1219 ff. — Vgl. das Freimüthige Abendblatt (Schwerin 1825), Nr. 344, Beilage.

Heinrich Klenz.

Wieseler: Friedrich Julius August W. wurde am 19. October 1811 zu Altencelle (Reg.-Bez. Lüneburg) geboren, wo sein Vater Pastor war. Schon im J. 1819 verlor er Vater und Mutter. Die Sorge für den verwaisten Knaben übernahm sein mütterlicher Großoheim, der Pastor Hölty zu Brome und später zu Hintbergen (Reg.-Bez. Lüneburg) — ein Bruder des bekannten Dichters. Von Ostern 1824 bis Michaelis 1829 besuchte W. das Gymnasium

zu Salzwedel, legte aber die Reifeprüfung am Gymnasium zu Göttingen ab. Aus einer Theologenfamilie stammend und selbst zum Studium der Theologie bestimmt, wurde er auf ein Jahr in die bald darauf eingegangene theologische Vorbereitungsanstalt des Klosters Loccum aufgenommen, wo er sich jedoch wegen des dort herrschenden crassen Rationalismus sehr unglücklich fühlte. Daher studirte er, als er Michaelis 1830 die Universität Göttingen bezog, allerdings noch bei Ewald orientalische Sprachen, wandte sich aber bald ausschließlich dem Studium der hauptsächlich durch K. O. Müller vertretenen classischen Philologie zu. Michaelis 1833 führte ihn der Wunsch, Boeckh's Vorlesungen zu hören, nach Berlin, wo er noch ein Jahr immatriculirt war, dann aber für sich seine Studien fortsetzte, namentlich auch in den königlichen Museen. Im J. 1836 kehrte er nach Göttingen zurück und privatisirte daselbst, bis er sich Michaelis 1839, als K. O. Müller seine Reise nach Italien und Griechenland antrat, für Philologie und Archäologie habilitirte. Nach Müller's Tode wurde er 1842 zum außerordentlichen Professor ernannt und zugleich mit der Aufsicht über die archäologisch-numismatischen Sammlungen betraut; dieses letztere Amt theilte er indessen 1843 auf seinen eigenen Wunsch mit K. F. Hermann, dem Nachfolger Müller's. In demselben Jahre verheirathete er sich mit Frl. E. Nöldeke, Tochter des Postmeisters Nöldeke zu Göttingen, mit der er fast fünfzig Jahre in glücklichster, aber kinderloser Ehe gelebt hat. Einen Ruf nach Dorpat lehnte er 1845 ab, nachdem ihm eine Gehaltszulage bewilligt und die Gründung eines mit mehreren kleinen Stipendien ausgestatteten archäologischen Seminars — des ersten in Deutschland — zugesagt war. Vom November 1845 bis zum Juli 1846 wurde seine Lehrthätigkeit durch eine Reise nach Italien und Sicilien unterbrochen, die ihm wissenschaftlich reichen Ertrag gewährte, für seine Gesundheit aber nicht vortheilhaft war; einen hartnäckigen Rheumatismus verlor er erst später im Bade Eilsen. Im J. 1854 wurde er ordentlicher Professor und 1856 nach Hermann's Tode wieder alleiniger Director des archäologisch-numismatischen Instituts. Bis zu diesem Jahre hatte der Professor eloquentiae allein sämmtliche Abhandlungen für die Indices scholarum u. s. w. geschrieben, nun aber wurden drei philologische Professoren, unter ihnen W., mit diesem Geschäfte beauftragt; seit den sechziger Jahren hatte er auch mitunter die Festrede bei den Preisvertheilungen zu halten. In die Societät der Wissenschaften wurde er im J. 1869 aufgenommen; während er bis dahin alljährlich — so lange Hermann lebte abwechselnd mit diesem — ein Winckelmannsprogramm herausgegeben hatte, ließ er jetzt derartige Arbeiten in den Nachrichten der Societät erscheinen. In die Facultät trat er 1874 ein und verwaltete als Mitglied derselben im J. 1878/79 das Decanat. Am 1. October 1889 legte er die Aufsicht über das archäologisch-numismatische Institut nieder und behielt nur die wöchentlich einstündigen Uebungen des Seminars bei. Bei dieser Gelegenheit wurde er durch Verleihung des Charakters als Geheimer Regierungsrath ausgezeichnet. Außer zahlreichen Bade- und Erholungsreisen hat er mehrfach wissenschaftliche Reisen unternommen, so besuchte er 1859 Paris, 1861 London, 1863 Kopenhagen, 1867 Petersburg und Stockholm, 1873 Griechenland und Konstantinopel, 1874 Oberitalien und 1883 zum zweiten Male Rom. Von den wissenschaftlichen Ergebnissen mehrerer dieser Reisen hat er in den Nachrichten der Societät Rechenschaft abgelegt. Am 3. December 1892 starb er sanft infolge eines acht Tage zuvor eingetretenen Schlagflusses.

Dieses so einfach verlaufene Gelehrtenleben ist durch eine außerordentlich rührige Thätigkeit ausgefüllt. W. war von der Philologie zur Archäologie gelangt und hat zeitlebens an der Verbindung beider Disciplinen festgehalten. Lange Jahre hat er eine philologische Societät geleitet und stets auch philo-

logische Vorlesungen gehalten, auch als Schriftsteller sich mit der Kritik und Hermeneutik griechischer Autoren beschäftigt, hauptsächlich der Dramatiker, aber auch Hesiod's und einiger Prosaiker, selbst solcher, die dem classischen Philologen ferner liegen, wie Clemens Romanus. Ganz besonders ist diese Verbindung von Philologie und Archäologie seinen Arbeiten auf dem Gebiete des griechischen Bühnenwesens zu Gute gekommen, auf das er durch die über K. O. Müller's Ausgabe der Eumeniden entstandenen Streitigkeiten geführt wurde und dem er einen großen Theil seiner Kraft gewidmet hat. Schon seine ersten Abhandlungen (zu Aesch. Eumeniden und Aristoph. Vögeln) enthalten Einschlagendes; die Schrift über die Thymele beschäftigt sich namentlich mit der Herrichtung der Orchestra für scenische Aufführungen; die größere Arbeit über das Satyrspiel behandelt außer den Alterthümern des Satyrdramas auch einige allgemeine Fragen, besonders in Betreff des Kostüms. Diesen Schriften folgte 1851 das Buch „Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens", welches das erste umfassende Urkundenbuch für die Theaterarchitektur und die scenischen Bildwerke mit eingehenden Erklärungen bildet. Ein besonderer Beweis außerordentlicher Gelehrsamkeit ist der Artikel „Griechisches Theater" in Ersch und Gruber's Allg. Encyclopädie Sect. I, Band 83, welcher eine Statistik der Theater und eine Erörterung des griechischen Theaterbaus enthält. In einer Anzahl von Aufsätzen in den Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica, sowie in mehreren Proömien der Göttinger Universität hat W. ferner theils die Publication scenischer Bildwerke fortgesetzt, theils einzelne Fragen der Bühnenalterthümer mit gewohnter Gründlichkeit erörtert. Sein unbestrittenes Verdienst ist es, zum ersten Male in ausgedehntem Maße die antiquitas figurata bei Behandlung scenischer Fragen herangezogen zu haben, und seine Anschauungen sind in wesentlichen Stücken lange Zeit für weite Kreise maßgebend gewesen. Neuerdings hat man in der Behandlung dieser Disciplin andere Bahnen eingeschlagen.

Auf rein archäologischem Gebiete ist Wieseler's bedeutendstes Werk die verdienstvolle Fortsetzung und Erneuerung von O. Müller's „Denkmälern der alten Kunst", von der leider die dritte Bearbeitung des zweiten Bandes unvollendet geblieben ist. Der Text dieses Werkes zeigt dieselben Eigenschaften, welche Wieseler's sonstige zahlreiche Einzelschriften charakterisiren, gründliche Sachkenntniß, vorsichtige Kritik und außerordentliche Akribie; überhaupt fühlte er sich sehr zur Einzeluntersuchung hingezogen. In einer größeren Zahl seiner Abhandlungen beschäftigt er sich mit Untersuchungen über die Symbole und Attribute der Götter, wie er denn auch eine Vorlesung über Symbolik zu halten pflegte. Das Hauptgewicht bei der Behandlung der Denkmäler legte er auf die Erklärung, Erörterungen über den Stil der Kunstwerke lagen ihm ferner. In seinen Vorlesungen pflegte er im Vortrage deutlich zu unterscheiden zwischen dem für die Aufzeichnung Bestimmten und dem zur Erläuterung Hinzugefügten.

W. war eine liebenswürdige, durchaus irenische Natur, die gern persönliche Conflicte vermied; so liebte er es auch nicht, im mündlichen Verkehr Differenzen in wissenschaftlichen Anschauungen zum Austrage zu bringen, in seinen Schriften konnte er jedoch mitunter scharf werden. Seinen Schülern, unter denen einige zu großer Bedeutung in der Wissenschaft gelangt sind, gewährte er gern Anregung und Rath, und zog sie auch zu geselligem Verkehr in seiner äußerst behaglichen Häuslichkeit heran. Viele werden sich mit Dank der großen Herzlichkeit erinnern, mit der ihnen W. und seine Gemahlin entgegen kamen. Kein Wunder, daß seine Denktage sich durch die auch einen äußeren Ausdruck findende Theilnahme seiner Schüler zu schönen Festtagen gestalteten. So stifteten diese z. B. 1892 zu seinem fünfzigjährigen Professorenjubiläum ein Reliefporträt,

das, von Küsthardt meisterhaft in Marmor ausgeführt, erst nach seinem Tode vollendet und in den Räumen des archäologischen Instituts angebracht wurde.

Wieseler's Leistungen fanden auch höheren Orts die gebührende Anerkennung; so wurde er sowol von der hannoverschen und preußischen, als auch von der schwedischen, italienischen und griechischen Regierung durch Ordensverleihungen ausgezeichnet.

Nach eigenhändigen Aufzeichnungen Wieseler's und einer von seiner Wittwe verfaßten Biographie. Albert Müller.

Wieseler: Karl Georg W., evang. Theologe, Bruder des Vorigen. Zu den Schriftstellern, welche erfolgreich die Auffassung und Behandlung der Urgeschichte des Christenthums durch David Strauß und Christ. Ferd. Baur in gelehrten Arbeiten bekämpft und einer besonnenen evangelisch-lutherischen Gesammtauffassung der Theologie das Wort geredet haben, gehört die sehr achtbare Gestalt Wieseler's, welcher als Senior der theologischen Facultät zu Greifswald 1883 starb. Er stammte aus Alten-Celle bei Celle in Hannover, wo er am 26. (nach der Luthardt'schen Kirchenzeitung, s. unten, „am 28.") Februar 1813 geboren wurde. Seine Studien machte er auf der Landesuniversität Göttingen 1830—1834, auf welcher damals nach dem Erlahmen des Rationalismus die biblische Vermittlungstheologie Lücke's zur Herrschaft gekommen war. Lücke und Gieseler waren seine eigentlichen Lehrer. Durch ihre Vermittlung erhielt er 1836 eine Stelle als Repetent am dortigen Stift, wurde 1839 Privatdocent und 1843 außerordentlicher Professor der theologischen Facultät zu Göttingen. 1851 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Theologie nach Kiel, 1863 nach Greifswald. Hier wurde er 1870 Consistorialrath. Nach Begehung seines 70. Geburtstages hatte er sich einer Augenoperation unterworfen, die zwar glücklich bestanden wurde, an deren Folgen er aber doch unerwartet zusammenbrach. Er hatte noch die Freude gehabt, das starke Aufblühen der Greifswalder theologischen Facultät nach den schweren Zeiten numerischen Rückgangs mitzuerleben. Er starb am 11. März 1883.

Seine Schriften bewegen sich meist auf dem Gebiete der neutestamentlichen Kritik, Exegese und Einleitung; eine kleinere Anzahl betrifft reformationsgeschichtliche Themata; doch sind letztere nur Nebenarbeiten geblieben. Wir nennen zunächst seine Erstlingsarbeiten „Chronologische Synopse der Evangelien" (1843); „Chronologie des apostolischen Zeitalters" (1848); sodann seinen „Commentar über den Brief Pauli an die Galater" (1859); weiter die „Untersuchungen über den Hebräerbrief" (1860 f.); „Beiträge zur richtigen Würdigung der Evangelien" (1869); „Geschichte des Bekenntnißstandes der lutherischen Kirche Pommerns" (1870); „Die deutsche Nationalität der kleinasiatischen Galater" (1877); „Die Christenverfolgungen der Cäsaren" (1878); „Zur Geschichte der neutestamentlichen Schrift und des Urchristenthums" (1880); „Untersuchungen zur Geschichte und Religion der alten Germanen in Asien und Europa" (1881). Dazu: „Ueber Luther's Geburtsjahr" in der Zeitschr. f. hist. Theol. 1874.

Vgl. Evangelische Kirchenzeitung (begr. von Hengstenberg) hsg. von Zöckler, Jahrg. 1883, S. 280. — Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung hsg. von Luthardt, Jahrg. 1883, Sp. 286. Paul Tschackert.

Wiesener: Christian Enoch W., neben verdienstvoller Wirksamkeit im theologischen Beruf durch dichterische Begabung ausgezeichnet, ward am 27. October 1798 zu Barth, woselbst sein Vater die Stelle des Organisten bekleidete, als ältestes Kind einer zahlreichen Familie geboren und starb am 5. Juli 1861 als Superintendent zu Wolgast. Früh mochte der Gedanke, sich dem geistlichen Stande zu widmen, durch regelmäßigen Kirchenbesuch und des Vaters amtliche

Stellung geweckt sein; später ward das Vorbild des Rectors Masius, welcher die Stadtschule mit pädagogischem Geschick und Glück leitete, von nachhaltigem Einfluß auf die geistige Entwickelung und Selbstbestimmung des Schülers. In dankbarer Anerkennung des um ihn erworbenen Verdienstes hat der letztere das Andenken des Lehrers später in sinnvollen Versen durch eine „Immortelle" gefeiert, welche er auf das Grab desselben niederlegte. Das vom Bischof Ritschl anerkannte musikalische Talent des Vaters schien in der dichterischen Anlage des Knaben und Jünglings fortzuleben und früh übersetzte derselbe antike Dichtungen in gebundener Rede. Trefflich vorgebildet bezog er die Universität Greifswald, um Theologie zu studiren, und ward am 4. Mai 1818 durch den Rector Tillberg immatriculirt. Seine akademischen Studien hatten einen ziemlich weiten Umkreis, wenn er sich auch mit der größten Entschiedenheit und aus innerstem Beruf der Gottesgelahrtheit zuwandte. Außer theologischen und philosophischen Vorlesungen bei Schubert, Parow, Ziemssen und Erichson hörte er Pindar, Horaz, Sophokles bei Ahlwardt, Universalgeschichte bei Kanngießer und reine Mathematik und Experimentalphysik bei Tillberg. Ein heiteres Studentenleben, in dessen Vergnügungen er das richtige Maß zu halten wußte, gab ihm den Stoff für die Entwickelung seines dichterischen Talents. Mit glänzenden Zeugnissen von der Universität entlassen, trat er am 2. April 1822 eine Hauslehrerstelle bei dem Hauptmann von Corswant auf Kuntzow an, unterrichtete dessen Kinder mit dem besten Erfolge und erwarb die Zuneigung seines Principals in dem Maße, daß er ihm später seine jüngste Tochter Emilie vermählte. Während seiner anderthalbjährigen pädagogischen Wirksamkeit absolvirte er seine beiden theologischen Examina, ward vom Herrn von Schlichtkrull auf Engelswacht als Patron für die erledigte Pfarrstelle in Reinkenhagen berufen und am 7. September daselbst instituirt. Hier fand er während einer 12jährigen Amtsthätigkeit in aufblühendem Familienglück, in der Zufriedenheit mit seinem Beruf bei ländlicher Stille und Abgeschiedenheit reichen Stoff zu lyrischen Dichtungen, welche durch ihre schlichte Auffassung und lebensfrohe Heiterkeit an Lappe erinnern; dieselben wurden zum größten Theil in der „Sundine", einem von Friedrich von Suckow in Stralsund herausgegebenen Unterhaltungsblatt, veröffentlicht. Auch erwarb er sich durch seine amtliche Thätigkeit und seine unter dem Titel „Das Gotteshaus" herausgegebenen Predigten den Beifall des Generalsuperintendenten Dr. Ritschl in dem Grade, daß ihm derselbe am 28. Juni 1836 die Superintendentur in Wolgast übertrug. In der neuen Amtsstellung und im weiteren Geschäftskreise hatte er nicht nur Gelegenheit, seine Begabung fürs geistliche Verwaltungsfach zu bethätigen, sondern fand auch in der historischen Vergangenheit der alten herzoglichen Residenz und ihrer anmuthigen Umgebung eine erhöhte Anregung für die Poesie; Zeugniß davon legt die ergreifende Novelle ab, welche die Beraubung der herzoglichen Gruft zum Gegenstande hat. Am 26. Juni 1861 feierte er das Jubiläum seiner 25jährigen Superintendentur und durfte sich der allgemeinsten Anerkennung sowol der Behörde als seitens der Synode und Stadtgemeinde erfreuen. Seine gesammelten, nur theilweise veröffentlichten Dichtungen bewahrt im Manuscript die Familie als ein geistiges Vermächtniß.

Biographie seines Sohnes im Manuscript. K. Lappe „Blüthen des Alters". Stralsund 1841, S. 184. Häckermann.

Wiesenhauern: Just Karl W., protestantischer Kanonist, geboren zu Hildesheim, wo sein Vater als Jurist lebte, am 31. October 1719, begann seine Studien dort unter der väterlichen Leitung, setzte sie seit 1740, hauptsächlich unter Gebauer und Treuer, zu Göttingen fort und bezog dann, nachdem er eine Zeit lang zu Hause practicirt hatte, noch die Universitäten Helmstedt

und Leipzig. Am letzteren Orte blieb er wohnhaft, wurde 1747 Advocat, 1748 Doctor der Rechte, hielt Collegia, und war Mitglied des Raths seit 1755, sowie Beisitzer des Schöppenstuhls. Er ist am 8. Januar 1759 gestorben. — Seine Schriften gehören, abgesehen von einigen „eleganten" Abhandlungen zur römischen Rechtsgeschichte, ausschließlich dem protestantischen Kirchenrecht zu, namentlich deren umfassendste: „Grundsätze des allgemeinen und besondern Kirchen-Staats-Rechts der Protestirenden in Teutschland" (Frankfurt u. Leipzig 1749, 1764). Treffend charakterisirt v. Schulte seine Stellung dahin, daß er „gehört zu denjenigen Schriftstellern, welche von dem Naturrechte erfüllt dessen angebliche Grundsätze als das Normale ansehen, daneben freilich das positive für das praktische Leben anerkennen. Daher ist er einer der Vorkämpfer jener Richtung, welche in der Gesetzgebung des Preußischen Landrechts Ausdruck fand".

Weidlich, Gesch. d. jetztlebenden Rechtsgelehrten, 2, 648 fg. — Meusel, Lexikon der 1750—1800 verst. deutschen Schriftsteller, 15, 124 fg. — von Schulte, Gesch. d. Quellen u. Lit. d. kan. Rechts, 3 b, 143 fg.

Ernst Landsberg.

Wiesner: Georg Franz W., katholischer Theologe, geboren zu Heidingsfeld in Franken am 2. April 1731, † am 11. (nach anderer Angabe 13.) September 1797. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien in Würzburg trat er 1749 in den Jesuitenorden ein, absolvirte im Orden die höheren Studien und war sodann zunächst als Lehrer an den Gymnasien in Erfurt, Mannheim und Würzburg thätig, in den Jahren 1765 und 66 als Professor der Philosophie in Heidelberg, 1767—69 in gleicher Eigenschaft in Würzburg. Am 6. Juni 1769 hier zum Doctor der Theologie promovirt, trat er von der philosophischen in die theologische Facultät über, zuerst als Professor der Moraltheologie, seit 1771 als Professor der Dogmatik und der orientalischen Sprachen; in diesem Lehramt verblieb er auch nach der Aufhebung des Ordens und übernahm später auch noch das Lehrfach der theologischen Encyclopädie. Er wurde auch zum fürstbischöflichen geistlichen Rath ernannt und starb als Senior der theologischen Facultät. — Seine litterarische Thätigkeit beginnt mit einigen philosophischen Schriften, darunter: „Providentia divina ex ratione naturali deducta" (Heidelbergae 1765). In den Jahren seiner theologischen Lehrthätigkeit in Würzburg verfaßte er eine ziemlich große Anzahl von akademischen Dissertationen, die sich, zugleich als akademische Uebungen im Hebräischen und Griechischen und in der Polemik, mit der biblischen Begründung und Vertheidigung einzelner dogmatischer Fragen oder mit exegetischen Einzelheiten beschäftigen, darunter die folgenden: „Tres in una Divinitate Personae" (1773); „Messiae character a Prophetis designatus, in Jesu Nazareno expressus" (1775); „Analecta de Messiae charactere Prophetarum oraculis praesignato et in persona Jesu Nazareni expresso" (1776); „Novi Testamenti religio, sive Christi Ecclesia divinarum Scripturarum oraculis adumbrata et exhibita" (1775); „Commentatio in epist. II. ad Thess. c. 2" (1780); „Inquisitio critica et exegetica in difficultates prophetiae Danielis, c. 9, 14—27" (1787); „Commentatio exegetica et dogmatica in epist. Pauli ad Hebr. c. 7" (besonders 7, 17) (1793). Zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Universität Würzburg verfaßte W. als Decan der theologischen Facultät die Abhandlung: „De scholis et academiis veterum Hebraeorum" (Wirceburgi 1782). Sein umfangreichstes Werk ist die „Isagoge in theologiam universam encyclopaedica et methodologica" (Wirceburgi 1788).

Bönicke, Grundriß einer Geschichte von der Universität zu Würzburg, II. Th. (1788), S. 217 f. — Baader, Lexikon verstorbener Baierischer Schriftsteller des 18. u. 19. Jahrh., Bd. I, 2 (1824), S. 323. — Ruland, Series

et vitae professorum ss. theologiae Wirceburg. (1835), p. 158—161. — De Backer, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus, VI. série (1861), p. 786 s. — Hurter, Nomenclator, T. III (ed. 2, 1895), p. 252 s.

Lauchert.

Wiesner: Konrad W., Kupferstecher, geboren in Hohenelbe am 28. December 1821, † zu Rom am 17. September 1847, zählt unter die bedeutendsten aus der Prager Akademie für bildende Künste hervorgegangenen Künstler. Sein Vater, ein Autodidact, wie ihn die Hochgebirgsverhältnisse am besten fertig bringen, war Stecher von Wallfahrtsbildern, die er auch colorirte und verschließ. Ständige Absatzgebiete waren für ihn die Wallfahrtsorte Albendorf — in der Grafschaft Glatz — und Haindorf bei Friedland in Böhmen. Der Erlös war das Betriebscapital für die nächste Arbeitsperiode. Bei Zunahme der Familie galt es die herangewachsenen Sprossen in die Mitarbeit einbeziehen, vor allen den als Vorzugsschüler aus der Ortsschule entlassenen Konrad, welcher im achten Jahre schon mit dem Vater um die Wette Bildchen colorirte, bald auch sich im Herstellen solcher durch den Stich versuchte. Dadurch nun veranlaßt zur Umschau nach neuen Vorbildern, wurden ihm solche von Lehrern zugänglich gemacht, die ihn anfangs in Trostlosigkeit versetzten, weil sie erkennen ließen, daß seine Stecherei ein erbärmliches Pfuschen sei, aber zugleich den Antrieb gaben für das Streben nach einem, diesen Vorbildern entsprechenden Unterrichte. Vom Lehrer und Pfarrer, wie von der Opferwilligkeit des Vaters unterstützt, wanderte der überglückliche 14jährige Konrad, von letzterem begleitet, auch schon am 9. September 1835 nach Prag, und wurde dort vom stellvertretenden Akademiedirector Wenzel Manes (A. D. B. XX, 183) „probeweise“ als Schüler aufgenommen. Die Freude an dieser Begünstigung währte indeß nur ein Jahr. Denn der unterstützende Lehrer lag schwer krank, der Pfarrer war gestorben und dem Vater fehlte die mithelfende Hand des Sohnes zu einem ausreichenden Erwerbe. Darnach war in jeder Richtung die Nothwendigkeit für dessen Heimberufung vorhanden. Und da ein letzter Versuch das Verbleiben zu erwirken, das Bewerben um einen Freiplatz an der von Gottfr. Döbler errichteten Kupferstecherschule, fehlschlug, blieb kein anderer Ausweg wie der im October 1836 angetretene — nach Hohenelbe. Hier wieder sieben Monate mit gewohnter Emsigkeit, auch erhöhter Bildung arbeitend, brachte er zu vollem Genügen des Vaters durchgreifenden Wandel in den Betrieb, mehrte den Erwerb durch Herstellung neuer und vervollkommneter Stiche, kurz, brachte Wohlstand ins Haus. — Ueberraschend für ihn, noch mehr für seine Angehörigen, erhielt er schon im Mai 1837 ein Schreiben aus Prag, worin ihm von seinem dortigen wohlwollenden Quartiergeber mitgetheilt wurde, er habe aus lebhaftem Interesse für seine Ausbildung ihm nun doch noch einen Freiplatz in der Döblerschule erwirkt. In heller Freude über diese Wendung, erbat sich W. jetzt vom Vater bloß „für kurze Zeit“ eine „Zubuße“, und trat unverweilt die Wanderung an. Es war kein Fehlschluß. Wenige Probestiche genügten, Döbler erbötig zu machen ihm nicht allein den Freiplatz, sondern für bestimmte Vorarbeiten an großen, von Döbler auszuführenden Platten, eine Monatzahlung zu gewähren. Die weitere Begünstigung bestand in der Gestattung eines wöchentlich mehrtägigen Besuches der Akademie, an welcher jetzt durch die im September 1836 erfolgte Berufung des auf zeitgemäßer künstlerischer Höhe stehenden Franz Kadlik (vgl. A. D. B. XIV, 785) als Akademiedirector, frisches Leben herrschte und in jeder Richtung wahre Kunst gepflegt wurde. Kadlik erkannte sofort die vorragende Eignung Wiesner's für die graphische Kunst, verhielt ihn auch bald zu selbstständigen Ausführungen nach seinen Zeichnungen, so einer „Madonna in trono“ und eines „Heiligen Michael“. Bei äußerst genauer Wiedergabe des Originals

zeigten diese Stiche schon volle Gewandtheit in der Stichelführung. Um W. aber doch auf den in der Döbler'schen Vorschule übersprungenen genetischen Weg zu führen, wies er ihn zunächst noch auf die vom Geiste Raphael's durchdrungenen, sich durch große Einfachheit auszeichnenden Stiche von Marcantonio (Raimondi), bei gleichzeitiger Anleitung zu dem die ganze Formenwelt umfassenden Naturstudium. Denn er wußte, daß der Stecher gleich dem Maler erst auf Grund dieses Studiums Vollkommenes leisten könne.

Sichtbar wurden die zurückgelegten Entwicklungsstufen dann in einer Reihe von Stichen, welche in der 1841 in Prag bei Peter Bohmann's Erben erschienenen Ausgabe der Raphael'schen Bilder zum „alten Testamente", nach Zeichnungen von Wilh. Kandler, enthalten sind. Die Ausgabe umfaßt 40 Bilder, die abgesehen vom ungleichen Werthe, die Berücksichtigung des heimischen Kunstforschers insoweit beanspruchen, als sie, bis auf Nr. XXV, von den Schülern der damaligen Döbler'schen Kupferstecherschule gestochen sind. Außer Wiesner's finden sich noch folgende Namen vor: Battmann, Hoffmann, Rybicka, Salamon, Schmidt, Steinmüller, Zelisko (von denen bloß noch Leopold Schmidt, Jos. Rybicka und Wend. Zelisko sich über die Linie des Handwerks erheben). Obzwar nur 9 Blätter den Namen Wiesner's aufweisen, sind ihm, leicht erkennbar auch Nr. I, III und IX, als für Döbler übernommene Ausführungen zuzuschreiben. Die Stiche entstanden zwischen 1837 und 1840, und die von W. zeigen auf das deutlichste sein Fortschreiten von dem Anlauf zur eigenartigen, seinen Lehrmeister überbietenden Stichelführung. An die Bibelbilder schloß der Stich einer Heiligen Cäcilia nach K. Blaas, des Hochaltargemäldes in der Capelle des Prager Blindenversorgungsinstitutes von Führich und einer Heiligen Veronika nach Paolo Veronese. Anzumerken ist hier zugleich, daß er 1839 wie 1840 als vorzüglicher Zeichner Akademiepreise erwarb. Eine kurze Stauung im Aufschwunge verursachte das 1840 erfolgte Ableben Kadlik's. W., wie mehrere andere durch dessen Fürsorge zu Erwerb gelangte junge Künstler geriethen hierdurch in Nothlage. Eine rechtzeitige Rettung für W. war darum dessen Aufnahme in das Haus des Kupferstichverlegers und Druckereibesitzers Sigm. Rudl behufs Anleitung seines Sohnes in der Kupferstecherei, eigentlich aber um eine schon kunstfertige Hand zur Mitarbeit für gediegenere Verlagsartikel zu gewinnen. Alsbald hatte Vater Rudl auch dem so freundlich Beherbergten verschiedene Stiche mit herzigen Kindergruppen für Schulfleißkarten und von allerlei lieblichen Volksbildern zu danken. Denn die von Kadlik seinem Schülerkreise gegebene Anregung zum „Componiren" wirkte im sinnigen W. jetzt besonders lebhaft nach. Mit scharfer Beobachtungsgabe wußte er der Natur in allen Richtungen zusagende Motive abzulauschen und als Bilder auszugestalten, was ihn auch zum Malen antrieb. Sein aus jener Zeit stammendes Skizzenbuch enthielt ganz kostbare Belege für die in ihm frisch pulsirende Schaffenskraft.

Der hierauf an die offene Directorstelle aus München berufene Christian Ruben kam mit der Uebernahme der gewissermaßen verwaisten Kadlikschüler sogleich zu dem Besitz einer Meisterschule, die er als solche auch nach außenhin eiligst zur Geltung brachte. Die im Malen vorgeschrittenen und in Ateliers untergebrachten wurden zu Ausstellungsbildern angehalten, W. sollte die mittlerweile eingegangene Döblerschule erneuern, durch diese sollten dann nach dem Vorbilde von Düsseldorf und München Illustrationswerke geschaffen werden, Bilder zur (gefälschten) „Königinhofer Handschrift" sollten das Unternehmen einleiten. Zeichnungen hierfür kamen wohl zu Stande, nur der unternehmende Verleger blieb aus. Bloß ein Heftchen mit elf Illustrationen „Böhmischer Nationallieder", einem wohlthätigen Zwecke zugedacht, erschien 1844 im Verlage von Gottl. Haase's Söhne, als glänzendes Zeugniß für die Eignung Wiesner's,

als Illustrationsstecher. Die Uebernahme der Kupferstecherschule lehnte er jedoch entschieden ab, da ihm vor allem anlag, mittelst einer längeren Studienzeit in Rom sich die Künstlerweihe zu erwerben. Bei dem Interesse, das Ruben hatte, ihn vorerst noch an der Akademie festzuhalten, suchte er ihn möglichst auch für sich in Thätigkeit zu setzen. Zunächst durch den etwa 50 cm hohen Stich eines nach seiner Skizze in Silber ausgeführten Armleuchters, der 1842 von einigen Mitgliedern des böhmischen Adels dem aus dem Amte scheidenden Oberstburggrafen (Statthalter), Grafen Karl Chotek verehrt wurde. In der Form stillos, im oberen Theile gothisch, im unteren frei naturalistisch, rechtfertigte sich dessen Abbildung gerade nur durch Wiesner's meisterliche Zeichnung und geniale Stichelführung. Eine weitere Aufgabe stellte ihm Ruben mit dem Stiche nach der Zeichnung zum Diplom für die Mitglieder des „Vereins zum Wohle hilfsbedürftiger Kinder in Prag“, die wieder nur durch das geistvolle Zuthun Wiesner's die erlangte Bedeutung gewinnen konnte. Ferner hatte er nach Gemälden von Ruben, die „Sennin“, das „Ave Maria“ und die „Macht des Glaubens“ Stiche herzustellen. In diese arbeitsreiche Zeit fällt zugleich der große mustergiltige Stich des in spätgothischer Stilart gehaltenen Diploms für die Mitglieder des „Theiner Nächstenliebe-Vereines“ nach der Composition von Rudolf Müller. Von 1845 auf 46 war W. größerntheils mit einem seiner derzeitigen Hauptwerke beschäftigt, nämlich mit dem Stiche nach dem Marmorgebilde „Cyrill und Method“ von Emanuel Max, welches dieser Künstler während seines Aufenthaltes in Rom, im Auftrage Kaiser Ferdinand's für die Prager Teinkirche vollendet hatte. Hervorzuheben ist, daß W. für diesen über 60 cm hohen Stich ebenfalls sein eigener Zeichner war, und daß vermöge der richtigen Auffassung des prächtigen plastischen Gebildes, wie durch die mit sichtlicher Begeisterung unternommene Uebertragung in den Stahlstich, die Nachbildung ebenfalls zum rechten Kunstwerke geworden ist. Mit diesem Stiche betrat der erst dreiundzwanzigjährige W. eine Rangstufe, die ihn den derzeitig besten Fachgenossen Deutschlands nahe brachte, jenen Oesterreichs fast überstellte. Dennoch gab es für ihn kein Rasten, sein Ziel lag noch ferne. Ruben, im Erkennen dessen, doch gewillt ihm nach eigenem Sinne Richtung zu geben und in Abhängigkeit von seiner Schule zu erhalten, erwirkte ein Stipendium für den längeren Aufenthalt in Paris. Obschon das Ziel Wiesner's nicht an der Seine sondern an der Tiber lag, fügte er sich dem Ansinnen und machte sich reisefertig, war's doch überhaupt ein Weg zum erwünschten Fortschreiten. Ueberraschend für beide Theile griff aber eine andere Hand in diese Reisevorbereitungen. Durch die in Rom weilenden Freunde, Bildhauer Emanuel Max und Maler Wilh. Kandler empfohlen, erging von Dr. Emil Braun, dem Director des k. preußisch-archäologischen Museums an W. die mit den ehrenvollsten und materiell günstigsten Bedingungen verbundene Berufung zum Kupferstecher dieser Anstalt. Sehr erklärlich entschied sich W. sofort für diese Berufung, holte sich beim Vater den Reisesegen, und trat frohen Muths am 23. Februar 1847 seinen Weg über Wien—Venedig an, und erreichte nach sechstägiger Fahrt sein Ziel. Von den genannten Freunden erwartet, in die zugewiesene Herberge geleitet, bald auch von Dr. Braun in die neue Berufsstellung eingeführt, wäre damals in Rom sicherlich Keiner gefunden worden, der sich glücklicher gefühlt hätte wie unser W. — Die bedungene Probearbeit bestand in der Copie einer Studie von Marcantonio, die so augenfällig gelungen war, daß Dr. Braun davon abstand sie noch einer weiteren Beurtheilung durch römische Stecher zu unterziehen, ihn darum mit einer zweiten äußerst heiklen Aufgabe, dem Stiche nach der Handzeichnung des Giulio Romano, die Heilige Magdalena vorstellend, betraute. Die außerordentliche Schnelligkeit und Sicherheit im Erfassen und

Reproduciren des Originals, durch welche sich W. dabei abermals auszeichnete, ließen nun keinen Zweifel mehr über seine künstlerische Bedeutung, die zu würdigen auch kaum jemand so geeignet war, wie der an den classischen Werken Italiens herangebildete Dr. Braun. — Aus dem in Aussicht genommenen Arbeitsprogramm griff er zunächst noch eine Aufgabe heraus, für die ihm bisher die verläßliche Hand abging, nämlich einen Umriß-Cyklus von sechs Platten nach einer alten kostbaren Niellogravirung mit der Darstellung des Argonautenzuges. Diesem sollte ein großer Stich nach Overbeck's „Heiligem Abendmahl", die „Sybillen" des Michelangelo, und dessen „Weltgericht" folgen. Noch vor in Angriffnahme eines dieser Werke willfahrte aber W. dem Ersuchen seines Freundes Eman. Max, einen Stich nach der von diesem zu jener Zeit in Rom in Marmor ausgeführten, für die Prager Metropolitankirche bestimmten Heiligen Ludmila fertigzustellen — ohne im geringsten das hinter dieser Arbeit einherschleichende Verhängniß zu ahnen.

Von Anbeginn bestrebt seine Berufung den römischen Anfechtern gegenüber vollauf zu rechtfertigen, hatte W. die ersten Monate seiner Anwesenheit in Rom außer auf die Werke der großen Meister der Vorzeit, über sein Arbeitsstübchen im vierten Stockwerke der Via ripolta wenig ausgeblickt. Wohl fand er sich täglich zur Mittags- meist auch Nachtmahlszeit unter seinen österreichischen Studiengenossen als heiterer Gesellschafter ein, doch war niemals lange auf ihn zu rechnen, denn immer hatte er „noch Etwas vor", das ihn wieder heimtrieb. Erst nach dem glücklichen Erfolge seiner ersten Stiche war er ab und zu für ein längeres Beisammensein zu haben, was jedoch selten in anderem wie in Studienausflügen nach dem Sabiner- oder Albanergebirge bestand. Dieser Emsigkeit lag übrigens noch die der tiefinnigsten Kindlichkeit entspringende Fürsorge für seine Eltern und Geschwister mit zu Grunde, denen er getreulich Monat um Monat die erübrigten Scudi zusandte. — Im Laufe des Monats August mit dem Stiche der „Ludmila" so weit, um die Fertigstellung bis Mitte September zusagen zu können, arbeitete er auch rastlos, um, wie seine Aussage den Freunden gegenüber lautete: „möglichst bald dem Vater Overbeck seinen Liebestribut durch den Stich des herrlichen Abendmahls darbringen zu können". So war der 11. September herangekommen, an welchem er wie gewöhnlich in munterer Stimmung den Abend im Kreise seiner Tisch- und Studiengenossen verbrachte, auch vergnügt mittheilte, an der letzten Nachbesserung des Ludmila-Stiches zu sein, und nur so nebenbei, über ihn quälenden „recht häßlichen Kopfschmerz" klagte. Doch suchten er selbst, wie die Anwesenden sich scherzend darüber zu beruhigen, und unter dem üblichen „a rivederci!" ging man auseinander. Erst des anderen Tages, als W. ausblieb, suchte man ihn in seinem Quartier auf und fand mit Besorgniß, daß er wegen Zunahme des Schmerzes genöthigt worden sei ärztlichen Beistand anzurufen. Dr. Braun davon verständigt, nahm den Zustand sofort für höchst ernst und berief ein Concil, durch das auch ein hochgradiges Nervenfieber sichergestellt wurde. Dieser Sicherstellung folgte aber nach zwei Tagen, bei neuer ärztlicher Zusammenkunft der Ausspruch: „Unrettbar!" — So war es auch; denn schon in der Nacht vom 16. auf den 17. September erfolgte die Auflösung. — Klar bewußt seiner Unrettbarkeit, hatte W. in aller Seelenruhe die Sterbesacramente verlangt und über seine Verlassenschaft zu Gunsten der Angehörigen verfügt.

Welche Werthschätzung der liebenswürdig bescheidene Künstler sich bereits nach so kurzem Aufenthalt in Rom in weiteren Kreisen erworben, zeigte die Theilnahme als es bekannt wurde, in welcher Gefahr er schwebe. Denn fast ununterbrochen war während seiner letzten Tage das Haus wo er wohnte umringt von theilnahmsvoll Nachfragenden. Am schmerzlichsten empfanden freilich

den Verlust die ihm näher getretenen Freunde. Einen besonderen Liebesact übte die unter den Oesterreichern in Rom bestehende „Todtenbrüderschaft“ mit Overbeck und Flatz an der Spitze, in die W. aufgenommen war. Diese Brüderschaft bahrte den Entseelten am 19. September in der Kirche der Madonna del popolo auf einem Katafalk, holte ihn um 8 Uhr Abends unter Assistenz des Pfarrers der Kirche del anima und sieben anderer Priester von dort ab und begrub ihn unter Fackelschein am Camposanto nächst der Peterskirche. Als Fackelträger fungirten nebst Overbeck, Flatz, dem österr. Botschaftsrathe v. Ohms und dem päpstlichen Kammerherrn Monsignore Courtins, fast sämmtliche in Rom weilenden österreichischen Künstler. Nächsten Tages fand sich die Brüderschaft in der obengenannten Kirche zum Todtenamte zusammen; sie übernahm auch alle durch die Erkrankung und das Ableben Wiesner's erwachsenen Kosten, so daß das für seine Arbeiten noch ausständige Honorar ungeschmälert seinen schwerbetroffenen Eltern übermittelt werden konnte; sie wahrte aber zugleich die Erinnerung an den unter die hervorragendsten der Neuzeit Böhmens einzureihenden Künstler durch eine seine Grabstätte bezeichnende Marmorplatte. Stiche von W. aus früherer Zeit kamen noch in die Oeffentlichkeit, und zwar als Gebetbuchbilder für den J. G. Calve'schen Verlag in Prag: Mariae Verkündigung, Christi Begegnung mit Magdalena, Christus und die Samariterin am Brunnen; ein Denkblatt zur Gründungsfeier des Hospiz in Kukus, sämmtlich nach Zeichnungen von Rud. Müller; Christus nach einem Oelgemälde, St. Maria, für die barmherzigen Schwestern in Leitmeritz; Mädchenkopf und Opfer Noä, nach Kadlik; und das Flügelaltarbild am St. Lukasaltare der Teinkirche zu Prag, von Hellich.

Prager Bohemia 1883, Nr. 325. — Mittheil. d. Vereines für Geschichte d. Deutschen in Böhmen, 21. Jahrg., 2. Heft. — Biograph. Lexikon d. Kaiserthums Oesterreich von Wurzbach, 56. Bd.; zumeist nach den Miterlebnissen aufgezeichnet. Rudolf Müller.

Wießner: Jakob W., Kanonist. Er war zu Feldkirchen bei München im J. 1640 geboren, in München in den Jesuitenorden getreten, zu Ingolstadt 1677 Professor der Philosophie, 1681 der Moral, 1683 des kanonischen Rechts geworden, trat 1700 ab und lebte seitdem im Ordenshause zu München, litterarischen Arbeiten sich widmend. Außer verschiedenen anderen kanonistischen Schriften verfaßte er „Institutiones canonicae sive ius Ecclesiasticum ad decretalium Gregorii P. IX. libros V“ in 5 Bänden (Münch. 1705), welches viel gebraucht wurde, besonders praktische Brauchbarkeit anstrebt und sich durch einzelne eigenthümliche Ansichten und falsche historische Dinge hervorthut.

Mederer, Annal. III, 25. 42. 48. 50. 99. — de Backer VI, 787. — Prantl II, 503. — Meine Gesch. III, 153 (genauer über die Schriften). v. Schulte.

Wiest: Stephan W., katholischer Theologe, geboren zu Teisbach in Niederbaiern am 7. März 1748, † am 10. April 1797. Er trat 1767 in das Cistercienser-Kloster Aldersbach in Niederbaiern ein und legte 1768 die Ordensgelübde ab. Die höheren Studien absolvirte er zum Theil im Kloster und vollendete sie an der Universität Ingolstadt; später war er als Professor der Philosophie und Mathematik in seinem Kloster thätig, bis er im J. 1781 als Professor der Dogmatik, Patrologie und theologischen Litteraturgeschichte nach Ingolstadt berufen wurde, an Stelle Sailer's, der 1780—81 diesen zweiten Lehrstuhl der Dogmatik eingenommen hatte. Zugleich verlieh ihm die theologische Facultät die theologische Doctorwürde; er erhielt auch den Titel eines kurfürstlichen geistlichen Raths. Im Studienjahre 1787/88 war er Rector der Universität. Nach einer dreizehnjährigen ausgezeichneten Lehrthätigkeit an dieser Universität legte er im J. 1794 seine Professur nieder und kehrte in sein

Kloster zurück, in welchem er auch starb. — W. begann seine litterarische Thätigkeit in der Zeit seiner philosophischen Lehrthätigkeit im Kloster mit zwei Schriften philosophischen Inhalts: „Initia philosophiae purioris cum positionibus mathematicis“ (Ratisbonae 1776); und: „Positiones theoretico-practicae ex philosophia et mathesi“ (Ratisbonae 1779). Den Anfang seines theologischen Lehramts bezeichnen die beiden kleineren Schriften: „Positiones ex theologia dogmatica“ (Eustadii 1781); und: „Dissertatio de moderatione theologica“ (Eustadii 1782). Zugleich begann er aber auch mit der Ausarbeitung seines großen dogmatischen Hauptwerkes, der in den Jahren 1782—1789 in sechs Bänden veröffentlichten „Institutiones theologicae“. (Tomus I: Praecognita in theologiam revelatam, quae complectuntur specimen encyclopaediae ac methodologiae theologicae (Eustadii 1782). Tomus II und III: Theologia dogmatica generalis, oder Demonstratio religionis christianae und Demonstratio religionis catholicae (Eustadii 1786). Tomus IV—VI: Theologia dogmatica specialis, und zwar: Tomus IV: Demonstratio dogmatum catholicorum in specie de Deo in se considerato (Ingolstadii 1788); Tomus V und VI: Demonstratio dogmatum catholicorum in specie de Deo salutis nostrae auctore (Ingolstadii 1789). Die drei ersten Bände gab W. selbst noch in einer „editio secunda aucta et emendata“ heraus, Ingolstadt 1788—90. Eine inhaltlich unveränderte 2. Auflage der drei folgenden Bände ließ der Verleger 1797—1801 folgen, ebenso 1801 noch eine 3. Auflage des 1. Bandes.) Dieses Werk sichert seinem Verfasser einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der katholischen Dogmatik. Seine Bedeutung liegt in dem großen Reichthum an positivem und historischem Material, während über dem Bestreben, die Theologie von überflüssigen scholastischen Fragen zu erleichtern und dadurch zu vereinfachen, die speculative Seite überhaupt allerdings etwas zu kurz kommt; aber der Mangel an speculativer Tiefe wird bei W., wie Karl Werner mit Recht urtheilt, „durch eine reiche Fülle litterarhistorischer Erudition aufgewogen, die sein Werk für jeden späteren Leser zu einer Fundgrube von Belehrungen, namentlich über Leistungen auf dem Gebiete der damaligen Theologie macht“. Die einzelnen Unterabtheilungen zerfallen überall in eine Sectio historico-litteraria, eine Sectio dogmatica (die positive Darstellung), und eine Sectio polemica, wozu in der speciellen Dogmatik noch jeweils eine Sectio practica kommt, über die moralische Anwendung der betreffenden dogmatischen Lehre. Im Interesse der Studirenden und auf mehrseitiges Verlangen verfaßte W. nach dem größeren Werk die kürzer gefaßten „Institutiones theologiae dogmaticae in usum academicum“ in 2 Bänden (I: Theologia dogmatica generalis; II: Theologia dogmatica specialis), (Ingolstadt 1791), welche noch zweimal neu herausgegeben wurden (Landshut 1817 und 1825). Neben der Arbeit an den Institutiones verfaßte W. in denselben Jahren einige kleinere akademische Schriften: „De iustitia Dei punitiva contra quaedam asserta cl. Eberhardi et Steinbartii aliorumque diss.“ (Ingolstadii 1787); „Oratio de necessario scientiae et pietatis nexu“ (Ingolstadii 1788); und die vier Programme „de Wolfgango Mario Abbate Alderspacensi“ (Ingolstadii 1788, 89, 92). Sodann führte W. den in der 1. Auflage des 1. Bandes der Institutiones enthaltenen kurzen Abriß der theologischen Litteraturgeschichte (die 2. Auflage enthält denselben mit Rücksicht auf das vorbereitete besondere Werk nicht mehr) in einem besonderen Lehrbuch weiter aus: „Introductio in historiam theologiae revelatae potissimum catholicae“ (Ingolstadii 1794). Auch dieses Werk zeigt in hervorragender Weise die litterarhistorische Gelehrsamkeit seines Verfassers und behält dadurch, wenigstens was die Darstellung der theologischen Litteratur des 16.—18. Jahrhunderts betrifft, einen bleibenden Werth. Sein letztes Werk, mit dem er sich vom Lehramt und von seinen akademischen Zuhörern verab=

schiedete (die Vorrede ist datirt: Scripsi Ingolstadii ipsa die discessus mei XVI. Cal. Decembris 1794), sind die „Institutiones Patrologiae in usum academicum“ (Ingolstadii 1795). — Durch den streng positiven Charakter seiner Theologie und durch seine ausgedehnte und solide Gelehrsamkeit ist Stephan W. jedenfalls einer der bedeutendsten katholischen Theologen Deutschlands im 18. Jahrhundert.

Permaneder, Annales Univ. Ingolst.-Landesh.-Monac., T. V (1821), p. 62, 151. — Baader, Lexicon verstorbener Baierischer Schriftsteller des 18. u. 19. Jahrh., Band I, 2 (1824), S. 323—325. — Dux in Wetzer u. Welte's Kirchen-Lexicon, Band XI, S. 1079 f. — K. Werner, Geschichte der kath. Theologie (1866), S. 243—248. — Prantl, Geschichte der Ludw.-Maxim.-Univ. in Ingolstadt, Landshut, München (1872), Band I, S. 665; Band II, S. 513. — Hurter, Nomenclator, T. III (ed. 2, 1895), p. 234 s. — (Portrait von 1789 in der 2. Auflage der Institutiones theol.)

Lauchert.

Wiethase: Heinrich W., Architekt, wurde am 9. August 1833 zu Kassel als Sohn des kurhessischen Obergerichtsdepositars Joh. Abrah. W. geboren. Seinen ersten künstlerischen Unterricht erhielt er durch den Architekten Georg Gottlob Ungewitter auf der höheren Gewerbeschule seiner Vaterstadt. Hierauf erlernte er bei Vincenz Statz in Köln praktisch das Steinmetzgewerbe und betheiligte sich dann unter Raschdorff's Leitung an der Restauration des Gürzenichs. Hierauf trat er in das Atelier des Dombau-Werkmeisters Friedrich Schmidt ein, der ihm nach seiner Berufung nach Mailand den größten Theil seiner Praxis überwies, so daß W. bald mit einer Fülle von Aufträgen namentlich für kirchliche Bauten und Restaurationen betraut wurde. Nachdem er im J. 1861 den Schinkelpreis für das prinzliche Schloß Brauhausburg erhalten hatte, schuf er auch eine lange Reihe von Schloßbauten und Schloßeinrichtungen und widmete sich mit besonderer Vorliebe der Beschäftigung mit den Künsten der inneren Ausstattung. Er hielt ein großes Bureau, in dem er eine ausgedehnte Lehrthätigkeit entwickelte. Nebenbei fand er Zeit, durch Wort und Schrift für die Geltendmachung seiner künstlerischen Ideen einzutreten. Er war mit Leib und Seele Gotiker und verleugnete niemals die Eindrücke und Neigungen seiner Jugend. Sein letzter Entwurf, der prämiirt wurde, war derjenige für die Marienkirche in Düsseldorf. Für das vom Architektenverein für den Niederrhein und Westfalen herausgegebene Werk über „Köln und seine Bauten" schrieb er den historischen, die ältere Baugeschichte Kölns behandelnden Theil. Er starb zu Köln, kaum sechzig Jahre alt, am 7. December 1893.

Vgl. Zeitschrift für christliche Kunst. Hrsg. von Alexander Schmitgen. 1893. VI. Jahrgang. Düsseldorf, S. 311. — Repertorium für Kunstwissenschaft XVII, 174. — Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, IX. Kölnische Künstler in alter und neuer Zeit. Düsseldorf 1895, S. 945—947.

H. A. Lier.

Wietrowski: Maximilian W., zu Prag geboren am 11. Januar 1660 und † am 28. Februar 1757. Er war im J. 1677 zu Prag in den Jesuitenorden eingetreten und scheint daselbst die größte Zeit seines Lebens zugebracht zu haben. Seine Schriften behandeln die Concilien und die Stellung des Papstes, dem er Unfehlbarkeit und die Superiorität über das allgemeine Concil zuschreibt, weshalb er unter den die jesuitische Ansicht über den Primat vertretenden Schriftstellern einen Ehrenplatz einnimmt.

de Backer VI, 787. — Meine Gesch. III, 160.

v. Schulte.

Wigand: W. (Weigand) von Redwitz, Bischof von Bamberg, geboren 1476, † am 20. Mai 1556. Die Erziehung Wigand's bewegte sich in den in adeligen Familien jener Zeit üblichen Bahnen. Seine ausgesprochene

Frömmigkeit fand in einer Wallfahrt nach Jerusalem verheißungsvollen Ausdruck; auch sonst äußerte W., der seit 1490 Domherr war, deutlich das Bestreben, sich durch streng conservative Haltung in kirchlichen Fragen hervorzuthun. Als er am 18. Juni 1522 als Bischof von Bamberg erwählt wurde, hoffte man in ihm vor allem einen Charakter zu erküren, der der neuen reformatorischen Strömung, die im Hochstifte Bamberg bis jetzt ohne ernstlichen Widerstand geblieben war, ein entschiedenes Halt gebieten würde. Man verlangte nach einem Manne, der weniger Schöngeist und weniger Humanistenfreund sei, als dies Georg von Limpurg war, dafür aber um so entschiedener zur alten Kirche stehe. W. wurde denn auch von Papst Adrian VI. am 7. Januar 1523 als Bischof bestätigt und von Karl V. mit den Regalien belehnt. Seine ersten Regierungsjahre werden aber ohne Zweifel die Erwartungen, welche die Partei, die ihn erwählt hatte, in ihn setzte, enttäuscht haben. Der Abfall von der alten Kirche nahm unter dem neuen Fürstbischof bedenkliche Dimensionen an, ohne daß auch nur der Versuch der Bekämpfung der „eingedrungenen Wölfe" unternommen worden wäre. Man ist heute geneigt, den Einfluß J. v. Schwarzenberg's (s. A. D. B. XXXIII, 305) verantwortlich zu machen für die Lethargie, die erschlaffte Thatkraft Wigand's. Auf dem Reichstage in Nürnberg 1523 nahm Bamberg noch keineswegs eine Haltung ein, die eine Bekämpfung der Lehre Luther's bedeutet hätte, ja es genehmigte die 100 Beschwerden, centum gravamina Nationis Germaniae, in welchen die Reichsversammlung ihrem bedrängten Herzen gegenüber dem päpstlichen Stuhle Luft machte. Und noch länger herrschte in Bamberg eine Gewissensfreiheit, wie sie in den angrenzenden Gebieten längst entschwunden war. Selbst das päpstliche Breve vom 7. Januar 1523 war nicht im Stande, die lutherischen Anhänger unter der Geistlichkeit zu bekehren; des Bischofs Hofkaplan, Ulrich Burkard, sprach sich in demselben Jahre in einer kleinen Druckschrift für die neue Lehre öffentlich aus. Was bedeuteten demgegenüber die Mandate, welche der Fürstbischof 1523 „der neuen Lere halb", 1524 „den Predigern auf der Kanzel nicht einzureden", und „etlicher gedicht und lieder halben" erließ! Mit der Umwälzung auf kirchlichem Gebiete ging auch das Streben, in nationalpolitischer und socialer Beziehung andere Zustände zu schaffen, Hand in Hand. Zuerst brach der Aufruhr in Forchheim aus, und eine gefahrdrohende Gährung zeigte sich alsbald in verschiedenen Gegenden des Hochstifts. Erst jetzt raffte sich W. zu energischerem Einschreiten auf. Unterm 11. Juni 1524 ordnete er in einem gedruckten Ausschreiben die strengste Beobachtung des Wormser Edicts von 1521 bezüglich der neuen Lehre und der Buchdruckereien an, und in demselben Monat sandte er den Weihbischof Andreas Hanlin zum Convent nach Regensburg, auf welchem die Maßregeln zur Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens berathen werden sollten. Als aber W. im Vollzug eines von Vertretern einiger Fürsten des fränkischen Kreises gefaßten Beschlusses seine Landsassen aufbieten wollte, da brach im Hochstift die Städter- und Bauernrevolution aus. Auf das bloße Gerücht hin, daß die Ritter mit ihren Knechten am 11. April 1525 in Bamberg erscheinen würden, rotteten sich die zur Empörung geneigten Bürger zusammen und beschlossen, den Rittern den Einzug in die Stadt zu verwehren und sonstige Vorkehrungen zu treffen. Bischof W. wurde nun von Seite des Rathes der Stadt ersucht, den Aufruhr zu stillen, und trat auch durch seine Räthe in Unterhandlungen mit den Aufrührern, die aber in ihrem Verlangen immer kecker wurden, so daß die fürstbischöflichen Räthe unverrichteter Sache heimkehren mußten. W. hielt es unter solchen Umständen für das Gerathenste, sich auf die zwar feste, aber schwach besetzte Altenburg zurückzuziehen. Inzwischen hatte der Haufen der Rebellen noch Zuwachs erhalten durch die aus Flecken und Dörfern herbei-

strömenden Bewaffneten; ein aus Städtern und Landleuten gebildeter Ausschuß richtete jetzt an den Bischof die Aufforderung, unter sicherem Geleit in die Stadt zu kommen. W. erfüllte dieses Begehren, vermochte aber die Forderungen der ungemein anspruchsvoll auftretenden Bewaffneten nicht zu befriedigen. Die wiederholt ausgesprochene Bitte war vor allem die: er möge hinfort ihr alleiniger Herr sein und alle Güter der Geistlichkeit und des Adels in seine Hand nehmen, weil nur auf diese Weise der gemeine Mann zu beruhigen sei. Als W. die Erfüllung dieser Bitte nicht zusicherte, schwebte er wol einen Augenblick in Lebensgefahr, aber die Besonneneren wußten doch dafür zu sorgen, daß der Bischof unverletzt wieder auf seine Altenburg zurückkam. Die Wuth des Volkes richtete sich nun gegen die Domherrnhöfe und gegen die Klöster, in welchen übel gehaust wurde. Am Charsamstag aber gelang es, einen urkundlich ausgefertigten Vertrag zu Stande zu bringen, der dem Hochstift wieder Frieden zu bringen schien. Zur Beseitigung der von den Unterthanen vorgebrachten Beschwerden sollte ein Ausschuß gebildet werden, zu welchem Rath, Gemeinde und Muntäten der Stadt Bamberg drei, die Landschaft sechs und der Fürstbischof neun Vertreter zu entsenden hatte. Mit Wissen Wigand's wurden in diesen Ausschußverhandlungen Beschlüsse gefaßt, welche u. A. die „freie Predigt des Wortes Gottes“ gewährleisteten, aber sie kamen gar nicht zu einem vertragsmäßigen Abschluß, denn es brach nun aufs neue die Empörung im Hochstift aus und zwar in weitaus bedrohlicherer Weise. Die Dörfer in der Umgebung Bambergs, wie Hallstadt, waren der Sitz der aufrührerischen Bewegung. Innerhalb zehn Tagen wurden die meisten festen Rittersitze im Hochstifte von den Bauern ausgeplündert und ausgebrannt; 73 Schlösser fielen insgesammt der Zerstörung anheim, und auch in den Klöstern feierte die blinde Zerstörungswuth der Rebellen ihre Orgien. Bürgermeister und Rath zu Nürnberg boten nun der Stadt Bamberg ihre Vermittelung an, und der Fürstbischof verhielt sich, obgleich ihm offenbar das Vertrauen auf einen günstigen Erfolg der Verhandlungen fehlte, wenigstens nicht ablehnend, sondern bedingungsweise zustimmend. Aber das siegreiche Vordringen des Bundesfeldherrn, Georg Truchseß von Waldburg, trug die Schuld, daß nur ein vorläufiger Vergleich zu Stande kam, der im wesentlichen in der Bewilligung eines Waffenstillstandes von Seite der Bauernschaft gipfelte. War nun auch die darauf bezügliche Vertragsurkunde, weil das Capitel und die Ritterschaft nicht dabei mitgewirkt, eine mangelhafte, so läßt sich doch damit der Vertragsbruch nicht entschuldigen, dessen sich W. offenbar dadurch schuldig machte, daß er die Hülfe des schwäbischen Bundes verlangte. Die Stadt Bamberg mußte sich in des Bunds und auch des Fürstbischofs „Gnaden und ungnad“ ergeben, als der Bundesoberst in die Stadt einritt; sie mußte sich zu einer Reihe von Artikeln durch eidlich bekräftigten Vertrag verpflichten — aber damit nicht genug, wurden auch 8—12 der Rebellen (die Angaben schwanken) auf dem Marktplatze enthauptet. Ferner sollen neun der reichsten und angesehensten Bürger festgenommen und deren eingezogene Güter an fünf Günstlinge aus der Umgebung des Truchseß vertheilt worden sein. Nach Abzug des bündischen Heeres begab sich W. nach Forchheim, um die Angelegenheiten bezüglich des Schadenersatzes, den die Landschaft der Ritterschaft zu leisten hatte, zu ordnen. Auf seiner Reise durch die Landschaft ließ W. noch verschiedene Urtheile vollziehen, im großen und ganzen aber ging er auf dem Lande schonend und menschlich zu Werke. Die Revolution hatte ihn aber zum entschiedensten Bekämpfer der reformatorischen Strömung gemacht, weil er in ihr die einzige Ursache des Aufstandes erblickte. Es vollzogen sich nun am Hofe sehr wesentliche Veränderungen; die zur neuen Lehre Hinneigenden wurden entfernt und durch glaubenstreue Männer ersetzt; Joh. v. Schwarzenberg war bereits in

die Dienste des Markgrafen Kasimir von Ansbach-Kulmbach getreten. Es läßt sich nicht leugnen, daß Bischof W. gleichzeitig von dem ehrlichsten Bestreben erfüllt war, eine strammere Zucht in seiner Geistlichkeit herbeizuführen, daß er die hauptsächlichsten Schäden erkannte und auf Heilmittel sann. Aber die Zeitverhältnisse ließen ihn zu keiner Ruhe kommen, und die Erregtheit, die sich durch seine Regierungszeit zieht, läßt auch manchen groben Mißgriff verzeihlicher erscheinen. Abgesehen von dem widrigen Handel, in den W. 1528 mit dem Landgrafen Philipp von Hessen verwickelt wurde (s. A. D. B. XXV, 770), ist es der Markgräflerkrieg, der dem Bischof großes Ungemach bereitete. Die sich allmählich herausbildende Uebermacht der protestantischen Stände und Reichsritter, der W. rathlos gegenüber stand, fand in den Schwierigkeiten, welche ihm die Markgrafen Georg und Albrecht Alcibiades bezüglich der Abtei Kitzingen und verschiedener Rechte in Velden und Schornweisach bereiteten, bereits einen schroffen Ausklang. Doch war das ja nur ein Vorspiel für größere Ereignisse. Als Markgraf Albrecht 1552 seine Feindseligkeiten gegen W. in kriegerische Form kleidete und einen Reiterhaufen in das Bambergische Gebiet schickte, wurde der Bischof von einem solchen Schrecken ergriffen, daß er die maßlosen Forderungen des Markgrafen ohne den Versuch eines Widerstandes erfüllte. Mehr als die Hälfte des Gebietes des Fürstbisthums Bamberg mußte nun an Brandenburg-Kulmbach abgetreten werden. Außerdem mußte der Fürstbischof 50 000 Gulden sofort und 30 000 Gulden später an die Gläubiger des Markgrafen zahlen. Zwar erklärte der Kaiser diesen Bamberg abgepreßten Vertrag für nichtig und befahl den fürstlichen Kreisständen, ein Bündniß zu Schutz und Trutz gegen den Markgrafen zu schließen, aber diese Nichtigkeitserklärung wurde später, als Albrecht für das kaiserliche Belagerungsheer gewonnen werden sollte, widerrufen. Zur Aufrechterhaltung der Verträge forderte Albrecht seinen Parteigänger Landgraf Georg von Leuchtenberg auf, mit einem Heerhaufen in das Bambergische Gebiet einzufallen. Das Reichskammergericht, welches W. anrief, gebot zwar solchen friedensbrecherischen Einfällen Halt, aber der Markgraf ließ sich dadurch nicht beirren. Und als der Kaiser selbst die frühere Nichtigkeitserklärung von neuem aussprach, brach der sog. Markgräflerkrieg aus. Albrecht besetzte einen Theil des Hochstifts und nahm ohne Gegenwehr die Stadt Bamberg ein. W. flüchtete mit seinem Capitel nach Forchheim, während Albrecht die Altenburg verwüstete und sengend und brennend durch das bambergische Gebiet zog. Doch bald genug sollte Albrecht seine unheilvolle Rolle ausspielen. W. sollte noch die Besiegung seines schlimmsten Feindes und den Augsburger Religionsfriedensschluß erleben. Wegen seiner Altersschwäche war W. in den beiden letzten Jahren seines Lebens ein Coadjutor beigegeben. Das nach Wigand's Tode von seinem Nachfolger ihm errichtete Marmordenkmal (früher im Dom, jetzt in der Kirche St. Michael) rühmt ihn als „einen frommen, klugen, sittenreinen Mann“. Und in der That ist damit kein Wort zu viel gesagt! Die Regierungszeit Wigand's ist, wie bemerkt, eine unheilvolle für das Hochstift, aber die Persönlichkeit des Regenten steht doch, inmitten der schlimmsten Wirren, im wesentlichen makellos da. Auch eine stärkere Hand als die des W. v. Redwitz wäre machtlos gewesen gegenüber den stürmischen Zeitverhältnissen. Leitschuh.

Wigand: Julius Wilhelm Albert W., Botaniker, geboren am 21. April 1821 zu Treysa in Hessen, † am 22. October 1886 zu Marburg. Nach Absolvirung des Gymnasiums in Marburg bezog W. 1840 die Universität daselbst zum Studium der Mathematik, der Naturwissenschaften und der deutschen Philologie, in der Absicht, sich zum Gymnasiallehrer auszubilden. Nachdem er nach Abschluß seines Studiums die Prüfung für das höhere Lehramt bestanden hatte, ging er seiner weiteren Ausbildung wegen nach Berlin, wo er haupt-

sächlich Botanik und Zoologie trieb. Hier trat er zuerst mit Karsten in nähere Beziehung, dessen Anschauungen auf botanischem Gebiete mit den seinigen sich vielfach berührten. Nur ein Jahr brachte W. in Berlin zu. Bereits 1845 zog ihn Schleiden's damals die Botanik vorwiegend beherrschender Name nach Jena. Unter dem Einflusse dieses Mannes (s. A. D. B. XXXI, 417) entschied sich W. nunmehr ganz für diese Wissenschaft und dieser Eindruck wurde bleibend für ihn. In seinen meisten Schriften folgte er den Spuren seines Lehrers, so daß W. als letzter Vertreter der Schleiden'schen Schule gelten kann. Im J. 1846 nach Marburg zurückgekehrt, veröffentlichte er seine erste Schrift: „Kritik und Geschichte der Lehre von der Metamorphose der Pflanze", auf Grund deren er promovirt wurde und sich zugleich als Privatdocent für Botanik an der dortigen Universität habilitirte. Der hessischen Universitätsstadt blieb von nun an Wigand's Wirken bis zu seinem Tode gewidmet. 1851 wurde er außerordentlicher Professor und im December 1861 an Stelle Wenderoth's (s. A. D. B. XLI, 716) ordentlicher Professor und Director des botanischen Gartens und des pharmakognostischen Institutes. Seine langjährige verdienstvolle Thätigkeit in diesen Stellungen wurde gebührend anerkannt. Er wurde 1885 zum Geheimen Regierungsrath ernannt, durch Ordensverleihung ausgezeichnet und erwarb sich im Kreise der Akademiker und Fachgenossen durch sein anspruchsloses Wesen und seine tiefe Religiosität ebenso große Achtung, wie er in seiner Familie und unter seinen Freunden Liebe und Verehrung genoß. Nach längerem Krankenlager starb er an den Folgen einer Gehirnentzündung im 66. Lebensjahre.

Wigand's litterarische Thätigkeit war sehr vielseitig. Kaum ein Gebiet der Botanik ist von seinen Forschungen unberührt geblieben. Gleich seine Erstlingsarbeit: „Kritik und Geschichte d. Lehre v. d. Metamorphose d. Pflanzen" (1846) führte ihn ehrenvoll in die Wissenschaft ein. Er bewies darin Schärfe und Strenge des kritischen Urtheils, welches er außerdem durch weiter ausblickende philosophische Speculation zu vertiefen wußte. Dieser „Hang zum Meditiren" kennzeichnet überhaupt die Publicationen des geistvollen Forschers, der ihn gleichwohl nie dazu verleitete, der streng inductiven Forschung das ihr zukommende Recht zu verkümmern. Er stand dadurch im Gegensatz zu so manchem der zeitgenössischen Botaniker, deren philosophische Extravaganzen er vielmehr in der erwähnten Schrift treffend zu geißeln verstand. Die Arbeit besitzt noch heute ihren unbestrittenen Werth. Die Frage nach der Metamorphose der Pflanze stand damals gerade im Mittelpunkte der Erörterung. Auch W. beschäftigte sich eifrig mit ihrer Lösung, welche er namentlich auf dem Wege der Erforschung der Abweichung vom normalen Typus des Pflanzenkörpers und der Mißbildungen erstrebte. So erschien denn von ihm gewissermaßen als Fortsetzung seiner ersten Arbeit im J. 1850 ein Buch: „Grundlegung der Pflanzenteratologie", worin er, Schleiden folgend, den Begriff des Blattes von allgemeineren Gesichtspunkten aus behandelt, bestrebt, die Gesetzmäßigkeit auch in den Bildungsabweichungen aufzusuchen, sowie deren Beziehungen zu den allgemeinen Gesetzen der Morphologie aufzudecken. Später kam er in seinen „Botanischen Untersuchungen" (1854) auf diesen Gegenstand zurück. Einer größeren Arbeit: „Eine Reihe von Beobachtungen an Bildungsabweichungen aus dem Pflanzenreich, im Sinne der Metamorphosenlehre beschrieben", folgte eine kleinere, in der Flora 1856 veröffentlichte Arbeit: „Beiträge zur Pflanzenteratologie" und unter gleichem Titel ist kurz nach seinem Tode eine von ihm verfaßte Schrift im zweiten Bande der „Botanischen Hefte" erschienen. Neben diesen morphologischen Studien beschäftigte W. eingehend die seiner Zeit ebenfalls brennend gewordene Frage nach der Geschlechtlichkeit der Kryptogamen. Im J. 1848 hatte der Graf Leszczyc-Suminski an dem Vorkeim der Farn-

kräuter die weiblichen Geschlechtsorgane, die Archegonien, aufgefunden und das Einschlüpfen der Spermatozoiden in dieselben beschrieben. Hiermit war die Frage nach einer geschlechtlichen Vermehrung bei einer Hauptgruppe der Gefäßkryptogamen eigentlich entschieden. W. konnte sich jedoch nicht entschließen, diese Thatsache anzuerkennen. In zwei in der Botanischen Zeitung 1849 publicirten Arbeiten: „Zur Entwicklungsgeschichte der Farnkräuter" und „Zur Antheridienfrage" trat er der neuen Entdeckung entgegen und erklärte sowohl Archegonien wie Antheridien für functionslos. Auch in einem dritten Artikel in derselben Zeitschrift bekämpfte er die von Nägeli schon 1847 ausgesprochene Ansicht von der Geschlechtlichkeit der Florideen, welche jener Forscher deshalb von den Algen getrennt wissen wollte. W. hielt auch die Florideen wie die Algen überhaupt für geschlechtslos. In allen diesen Fragen war er im Irrthum und mußte in einer 1854 in den Botanischen Untersuchungen erschienenen Publication: „Betrachtungen über die Keimung der Farne und deren Entwickelung aus dem Prothallium" theilweise wenigstens den Rückzug antreten. Ganz überzeugt ist er aber nie worden und hat denn auch dieses Gebiet in seinen Forschungen in der Folge nicht wieder betreten. Dagegen lag er mit Eifer und Erfolg pflanzenanatomischen Studien ob. In einer Reihe von Abhandlungen der Jahre 1850—61 trat er bezüglich der Natur der Cuticula und der sogenannten Intercellularsubstanz, welche von bewährten Forschern, wie von Mohl und später besonders von Schleiden und Schacht für Ausscheidungen der Zellwände gehalten wurden, dieser Ansicht entgegen. Er wies nach, daß diejenigen Schichten, welche, besonders bei den Holzzellen, als mittlere Lamellen in den Scheidewänden der Zellen sichtbar sind, weiter nichts darstellen, als die primären dünnen, bei der Zelltheilung entstandenen Hautlamellen, welche eine nachträgliche chemische Veränderung erfahren haben, während sich beiderseits die secundäre Verdickungsschicht durch Apposition anlagert. Eine entsprechende Deutung erhielt die Cuticula auf der Epidermis. Die Titel dieser für die Erkenntniß der anatomischen Structur des Zellenkörpers wichtigen Arbeiten Wigand's sind folgende: „Ueber Intercellularsubstanz und Cuticula, eine Untersuchung über das Wachsthum und die Metamorphose der vegetabilischen Zellmembran" (1850); „Ueber die Oberfläche der Gewächse" (Bot. Ztg. 1850); „Vertheidigung von des Verfassers Ansicht über Wachsthum und Secretionsfähigkeit der Zellmembran, insbesondere gegenüber Schacht's Angaben" (Bot. Unters. 1854); „Beleuchtung von Schacht's Behandlung der Frage über die Intercellularsubstanz und die Cuticula" (Flora 1861). In einer 1856 erschienenen Schrift: „Ueber die feinste Structur der Zellmembran" (Schriften d. Gesellsch. zur Beförderung der ges. Naturwiss. in Marburg, Band VIII) suchte er die auf der Flächenansicht mikroskopischer Präparate beobachteten Streifungen der Zellwand zu erklären, verfehlte aber deren richtige Deutung, insofern er die sich kreuzenden Streifen als verschiedenen Hautschichten zugehörig annahm. Erfolgreicher waren seine Untersuchungen über die Einwirkung chemischer Färbstoffe auf die Membran. Er leitete damit die mikrochemische Untersuchungsmethode ein, welche heute eine sehr ausgedehnte Anwendung findet. Er behandelte dieses Thema in seinen Arbeiten: „Ueber die Injection der Gefäße" (Tageblatt d. Naturforscherversammlung in Karlsruhe 1858) und „Ueber das Verhalten der Zellmembran zu Pigmenten" (Bot. Ztg. 1862). Vorwiegend in das anatomische Gebiet fallen noch seine Abhandlungen: „Einige Beispiele anomaler Bildung des Holzkörpers" (Flora 1856); „Ueber Nelumbium speciosum. Monographische Skizze" (Bot. Ztg. 1871) und die nach seinem Tode im zweiten Bande der „Botanischen Hefte" erschienenen Publicationen: „Ueber Krystallplastiden"; „Ueber Bacterien im geschlossenen Gewebe der Knöllchen an Papilionaceenwurzeln" und „Zur

anatomischen und chemischen Metamorphose des Blumenblattes". Schon am Beginne seiner litterarischen Thätigkeit widmete sich W. auch pflanzenphysiologischen Problemen. Im J. 1854 veröffentlichte er eine Arbeit: „Versuche und Beobachtungen über das Richtungsgesetz der Wurzel und des Stengels beim Keimen" (Botan. Untersuchungen), worin er auf Grund ausführlicher Beobachtungen über die Abwärtskrümmung der Wurzeln, seit langer Zeit von neuem wieder die eigentlich mechanischen Fragen dieses Vorgangs theoretisch beleuchtete und die Mohl-Dutrochet'sche, auf Endosmose und Gewebestructur gegründete Theorie dadurch beseitigte, daß er nachwies, daß auch einzellige Organe geotropische Krümmungen zeigen können. Nicht minder lehrreich waren seine Untersuchungen über Pflanzenfarbstoffe. In der Botanischen Zeitung von 1862 veröffentlichte er einen Aufsatz: „Einige Sätze über die physiologische Bedeutung des Gerbstoffs und der Pflanzenfarbe", worin er nachzuweisen suchte, daß der blaue Blüthenfarbstoff aus dem Gerbstoff dadurch entstehe, daß letzterer zunächst in einen farblosen Körper (Cyanogen) und dieser dann wiederum durch Oxydation in den Blüthenfarbstoff übergehe. Unter seinen hinterlassenen Schriften befand sich eine Studie über den nämlichen Gegenstand: „Die rothe und blaue Färbung von Laub und Frucht", veröffentlicht im zweiten Heft der von ihm unter dem Titel „Botanische Hefte" herausgegebenen Arbeiten des botanischen Institutes zu Marburg. Ebendort ist im ersten Heft auch eine speciell physiologische Abhandlung: „Ueber Protoplasma-Strömung in der Pflanzenzelle" abgedruckt. Auf dem Gebiete der Systematik und Entwickelungsgeschichte hat sich W. ebenfalls mit Erfolg versucht. Seine „Flora von Kurhessen und Nassau" ist eine der besten, welche über Hessen erschienen sind, praktisch und übersichtlich eingerichtet. Es ist indessen nur der erste diagnostische Theil herausgekommen. Dieser aber erlebte drei Auflagen: 1859, 1875 und 1879. Mit der Systematik der Kryptogamen beschäftigen sich die Arbeiten: „Ueber die Organisation der Trichiaceen" (Tagebl. d. Naturforscherverf. in Kassel 1858); „Bemerkungen über einige Diatomeen" (Hedwigia 1860); „Zur Morphologie und Systematik der Gattungen Trichia und Arcyria" (Pringsheim's Jahrb. 1863). Besonders waren es die Pilze, welche er auch nach der entwickelungsgeschichtlichen Seite hin eingehend studirte. 1884 erschien Wigand's Buch: „Entstehung und Fermentwirkung der Bacterien", das eine ganz neue Theorie der Gährung aufstellte. Es sollten nämlich die Gährung erregenden Pilze aus den Eiweißsubstanzen der organischen Substanz durch Umformung, oder, wie er es nannte, durch Anamorphose des Protoplasmas direct hervorgehen. Während ihn nun diese Ansicht consequenter Weise zur Annahme einer Urzeugung hätte führen müssen, so konnte er doch aus religiösen Gründen sich zu einer solchen nicht bekennen, und so entstand in der Absicht, einen vermittelnden Weg zu finden, eine Hypothese der Gährung, welche mit den bisherigen wissenschaftlichen Erfahrungen sich nicht vereinigen ließ. In einem größeren Werke: „Das Protoplasma als Fermentorganismus u. s. w." sind Wigand's Studien und Gedanken über diese Frage nach seinem Tode 1888 von Dr. E. Dennert bearbeitet und herausgegeben worden. In gleicher Weise wie W. gegen die Urzeugung sich erklärte, polemisirte er auch in zahlreichen Schriften gegen den Darwinismus, dessen Ergebnisse er mit seiner streng kirchlichen Auffassung nicht vereinbaren konnte. Freilich erhob er für sich stets den Anspruch, die Lehre Darwin's nur vom Standpunkt des Naturforschers bekämpft zu haben, und es muß zugegeben werden, daß er es ausgezeichnet verstanden hat, ein großes Rüstzeug von sachlichen Gegengründen in durchaus wissenschaftlicher Weise ins Feld zu führen, wodurch er sich unter den Naturforschern als einer der gewichtigsten Gegner des englischen Biologen erwiesen hat. Sein Hauptwerk nach dieser Richtung, an welchem er 10 Jahre lang arbeitete,

war das dreibändige Buch: „Der Darwinismus und die Naturforschung Newton's und Cuvier's. Beiträge zur Methodik der Naturforschung und zur Speziesfrage", in den Jahren 1874—77 erschienen. Außerdem veröffentlichte er schon vorher einige polemische Artikel über diesen Gegenstand: „Ueber Darwin's Hypothese der Pangenesis" (Marb. Schriften IX, 1872) und „Die Genealogie der Urzellen als Lösung des Descendenzproblems oder die Entstehung der Arten ohne natürliche Zuchtwahl" (1872). Auch eine in demselben Jahre anonym erschienene kleine Schrift: „Ueber die Auflösung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Zukunft des organischen Reiches", welche in satirischer Weise das bezeichnete Problem behandelt, ist auf W. als Autor zurückzuführen. Bis zu seinem Tode beharrte er hartnäckig auf seinem Standpunkt. Er gab ferner noch heraus: „Die Alternative: Teleologie oder Zufall? vor der Akademie der Wissenschaften zu Berlin" (1877); „Der Darwinismus, ein Zeichen der Zeit" (1878) und „Grundsätze aller Naturforschung" (1886). Einen großen Theil seiner Arbeitskraft widmete W. pharmakognostischen Studien und hat sich auf diesem Felde durch seine litterarischen Arbeiten wie durch seine auf die praktische Förderung des pharmaceutischen Standes gerichteten Bemühungen verdiente Anerkennung erworben. In einer 1863 erschienenen Arbeit: „Ueber die Desorganisation der Pflanzenzelle, insbesondere über die physiologische Bedeutung von Gummi und Harz" (Pringsh. Jahrb. III) wies er nach, daß das Gummi der Pflanzen durch rückschreitende Metamorphose der Zellmembran entsteht. Der von ihm neu eingeführte Begriff des Hornprosenchyms ist von der neueren Anatomie nicht beibehalten worden. Auch Wigand's Ansicht, daß die Chinaalkaloide in den Wandungen der Bastzellen ihren Sitz haben, begründet in einer Arbeit: „Ueber den Sitz der Chinaalkaloide" (Bot. Ztg. XX, 1862, u. Arch. d. Pharm. 1863) vermochte nicht durchzudringen. Zusammengefaßt hat W. die Ergebnisse seiner pharmakognostischen Studien in einem größeren Werke: „Lehrbuch der Pharmakognosie", welches vier Auflagen erlebte, von denen die erste 1863, die letzte nach des Verfassers Tode 1887 herauskam. Im wesentlichen darauf berechnet, dem praktischen Bedürfniß des Apothekers gerecht zu werden, ist das Buch als Anleitung zu einer naturhistorischen Untersuchung der vegetabilischen Rohstoffe abgefaßt, welche den Leser in den Stand setzen soll, selbständig, auf Grund wissenschaftlicher Methode, den Werth oder Unwerth pharmaceutischer Drogen beurtheilen zu können. Hand in Hand mit diesen auf die pharmaceutische Praxis gerichteten Bestrebungen ging Wigand's Fürsorge für die Anlage geeigneter Sammlungen. Mit seltenem Organisationstalent wußte W. den Marburger botanischen Garten aus dem mangelhaften Zustand, in welchem er ihn von seinem Vorgänger Wenderoth übernommen hatte, zu heben und der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich zu machen. Desgleichen hat er durch Schaffung des botanisch-pharmakognostischen Instituts, das, hervorgegangen aus der väterlichen Drogensammlung, 1875 vollendet wurde, der Marburger Hochschule den Ruhm gesichert, für eine der ersten Pflanzstätten der pharmaceutischen Disciplinen zu gelten.

Nekrolog v. Tschirch in Bericht. d. Deutschen Bot. Gesellsch., Band V, 1887. — Fr. Siebert, Zum Gedächtniß an Dr. A. Wigand, 1889. — Sachs, Gesch. d. Botanik. E. Wunschmann.

Wigand: Georg W., der Bruder von Otto W. (s. u. S. 457), einer der bedeutendsten Verleger Deutschlands, der sich ganz besondere Verdienste um die künstlerische Entwicklung des Illustrationswesens auf dem Gebiete des Holzschnittes erworben hat, und der zu jenen Männern gehört, welche äußeren Umständen wenig oder nichts, eigener Anstrengung und Ausdauer aber alles zu

verdanken haben und die darum auch mit Recht von der Geschichte des Buchhandels als Bahnbrechende bezeichnet werden. Georg W. wurde am 13. Febr. 1808 zu Göttingen als das zwölfte Kind seiner Eltern geboren, zu einer Zeit, wo Deutschland durch die Kriegszustände verarmt und innerlich völlig zerrissen war. Unter solchen Verhältnissen hatten auch die Eltern Wigand's viel zu leiden und waren ihnen Einschränkungen aufgelegt, die bei der Erziehung ihrer jüngeren Kinder zum Ausdruck gelangten. So war W. schon als Knabe genöthigt, durch allerhand kleine Dienstleistungen für seinen Lebensunterhalt mit zu sorgen, denn im elterlichen Hause ging es häufig sehr knapp zu. Unter solchen Umständen konnte seine Ausbildung naturgemäß nur eine dürftige sein; aber was dem Knaben zu erlernen nicht vergönnt war, das lernte in seinem ernsten Wissensdrang später der Jüngling und Mann. Im J. 1822 ging W. nach der oberungarischen Stadt Kaschau, wohin ihn sein daselbst etablirter Bruder Otto, nach einem Besuche in Göttingen, kommen ließ, um ihn in seinem Geschäft auszubilden. Mit unermüdlichem Fleiße war er darauf bedacht, die Lücken seines Schulunterrichts auszufüllen, ohne dabei seinen Beruf zu vernachlässigen, für den er praktisches Talent und viel Energie zeigte, die sich besonders auf seinen Geschäftsreisen, welche er für seinen Bruder im Ungarlande — ohne ein Wort von der Sprache zu verstehen — machen mußte, glänzend bewährte. Als vier Jahre später Otto W. Kaschau verließ, um zuerst in Preßburg, darnach in Pest sich niederzulassen, zeigte sich die glänzende Begabung des jungen Mannes aufs trefflichste, denn Georg leitete nunmehr das Geschäft ganz allein bis 1828, wo er für einige Zeit zu seinem Bruder nach Pest ging. Nach einer unter merkwürdigen Umständen gemachten Geschäftsreise nach Paris kehrte er im Herbst 1829 wieder nach Kaschau zurück, um das dortige Geschäft seines Bruders als Filiale auf eigene Rechnung zu übernehmen. In dieser ganz selbständigen Thätigkeit entwickelte er eine eben so große Rührigkeit in seinem Sortimentsgeschäft, als eine durch die engen Grenzen zwar beschränkte, aber das spätere große Wirken verrathende erfindungsreiche Thätigkeit im Verlage. Allein bald wurde ihm die Kleinstadt zu eng; außerdem verleideten ihm die österreichischen Censurplackereien den Aufenthalt in Kaschau in hohem Maaße, obgleich er daselbst bereits 1831 seinen häuslichen Herd gegründet hatte. Es zog ihn nach Deutschland zurück. Im J. 1833 besuchte W. die Leipziger Ostermesse zum ersten Male und dieser erste Besuch wurde von bestimmendem Einflusse auf ihn. Bereits ein Jahr darauf, Frühjahr 1834, finden wir ihn von neuem in Leipzig, woselbst er alsbald ein neues Geschäft eröffnete. Die Niederlassung in Leipzig war mit bangen Sorgen verknüpft, die ihm zur Verfügung stehenden Mittel gestatteten nur einen bescheidenen Anfang. Allein W. verzagte nicht. Glücklich überwand er alle ihm entgegentretenden Schwierigkeiten, langsam aber stetig gewann sein Geschäft an festem Boden und seine Beharrlichkeit erreichte endlich das erstrebte Ziel: seine Existenz als Verleger war nach Verlauf weniger Jahre gesichert.

Zwei Unternehmungen waren es besonders, die seine Stellung begründeten: die erste deutsche Volksausgabe Shakespeare's und das durch eine Actiengesellschaft ermöglichte „Malerische Deutschland". Der alle Erwartungen weit übersteigende Erfolg dieser beiden Verlagsartikel ermuthigte zu neuen Unternehmungen; zugleich wurden sie bestimmend auf Wigand's künstlerischen Geschmack und seine Vorliebe für den Holzschnitt, auf dessen Entwicklung er unbestritten den entscheidendsten Einfluß ausgeübt hat. Zur Zeit der Uebersiedlung Wigand's nach Leipzig befand sich die Holzschneidekunst noch in ihrem Entwicklungsstadium. Durch Unger und Gubitz in Berlin aus der Vergessenheit wieder hervorgezogen,

war ihr bis zum Beginn der 30er Jahre wenig Gelegenheit geboten, zu zeigen, was sie leisten konnte. Erst die Befruchtung des deutschen Verlagsbuchhandels durch englische Ideen und das Bestreben der Veranschaulichung mit Hülfe von Illustrationen boten der bis dahin stiefmütterlich behandelten Kunst Gelegenheit, sich neu emporzuschwingen. Hatte man sich anfänglich an englische Vorbilder angelehnt, so strebte man später nach Originalunternehmungen. Zu solchen Originalunternehmungen gehörte das bereits erwähnte Verlagswerk Wigand's „Das malerische Deutschland" und später die Duller'sche „Geschichte des deutschen Volkes", illustrirt von J. Kirchhoff und Ludwig Richter. Die dadurch eingeleitete Verbindung Wigand's mit Richter sollte für die Folge von bestimmendem Einfluß auf den Charakter des jung aufstrebenden Verlags werden. Wie W. bestrebt war, dem neu gewonnenen Freunde ein neues Schaffensgebiet zu eröffnen, so war es andererseits Richter und seine Zeichnungsweise, die W. zu einem Gegner der englisch-französischen Holzschnittmanier machte. Aus diesem innigen Zusammengehen beider Männer sind eine Reihe prächtiger Leistungen geschaffen und dem deutschen Volke zugänglich gemacht worden, deren Gesammtaufzählung hier unmöglich ist. Nur einige seien genannt: das Beschauliche und Erbauliche, das Goethe-Album und die Illustrationen zu Bechstein's Märchen, Hebel's alemannischen Gedichten, Goethe's Hermann und Dorothea u. s. w. Eine Auswahl aus diesen Werken, sowie aus anderen fremden Verlags findet sich vereinigt in dem bekannten „Richter-Album", durch dessen Herausgabe W. dem Künstler eine besondere Freude bereitete. Diese wie auch alle übrigen Leistungen Richter's sind sämmtlich Gemeingut des deutschen Volkes geworden und trugen wie natürlich dem Künstler wie Verleger reichliche Mittel zu. Mit Ludwig Richter verband W. ein ausnehmend inniges Band der Zuneigung und aus diesem seltenen Freundschaftsbündnisse sind zweifellos meist die herzigen Zeichnungen entstanden, die Richter's Griffel schuf und die W. dem Volke zugänglich machte. Ein weiteres, s. Zt. Epoche machendes Unternehmen Wigand's war die von Schnorr herausgegebene „Bibel in Bildern", deren Entstehen wol ausschließlich auf Wigand's Initiative zurückzuführen ist. Die Herausgabe dieses Unternehmens nahm Wigand's volle Thätigkeit in Anspruch und bewunderungswürdig ist, wie er nebenbei noch Zeit für seine Freunde, für anderweite Unternehmungen, sowie für Ehrenämter aller Art finden konnte. Diese umfassende und aufreibende Thätigkeit hatte auch den frühzeitigen Tod des genial angelegten Mannes zur Folge. Nach einem mehrwöchentlichen Leiden raffte den energischen und thatkräftigen Mann am 9. Februar 1858 ein Leberleiden hin. Nach dem Tode Wigand's wurde das Geschäft von seiner Wittwe Karoline W. geb. Heckenast fortgeführt, unterstützt von Albrecht Kirchhoff, dem es gelang, dasselbe auf der bisherigen Höhe zu erhalten. Einige Jahre darauf trat Albrecht W., der ältere Sohn, in die Firma mit ein, zunächst als Procurist und seit 1. Januar 1867 als alleiniger Inhaber. Albrecht W. legte aber das Geschäft schon im Juli des gleichen Jahres in die Hände der Mutter zurück. A. Kirchhoff übernahm von neuem die Geschäftsleitung, welche er aber überhäufter Geschäfte wegen 1869 an A. H. Hirsch (früheren Theilhaber der Firma Friedlein & Hirsch) abtrat. Am 1. Januar 1874 übernahm alsdann der jüngste Sohn Martin W. das Geschäft und führte es bis zu seinem am 10. Januar 1891 infolge einer Lungenentzündung eingetretenen Tode weiter.

Seit Januar 1891 endlich befindet sich die Firma Georg Wigand im Besitze von Ferdinand Lemnitz (geb. am 12. Dec. 1862 in Naumburg), der das offenbare Bestreben zeigt, der alten Firma ihren Glanz zu bewahren und durch Neuschöpfungen sie zu weiterer Höhe zu bringen.

Karl Fr. Pfau.

Wigand: Johann W., lutherischer Theolog, starker Polemiker, Mitarbeiter an den Magdeburger Centurien, Bischof von Pomesanien und zuletzt auch von Samland in Preußen, geboren 1523 in Mansfeld, † am 21. October 1587 zu Liebemühl in Preußen. Nachdem er seine erste Schulbildung auf der damals recht guten Schule seiner Vaterstadt erhalten hatte, bezog er die Universität Wittenberg, um Luther und Melanchthon zu hören (1539). Nach zwei Jahren aber ging er, wol wegen Mangels an Mitteln, nach Nürnberg als Lehrer an die Lorenzschule. Nach drei Jahren kehrte er aber nach Wittenberg zurück, um seine Studien fortzusetzen. Er bereitete sich auf ein akademisches Lehramt vor. Aber der Tod Luther's und der Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges zerstörten seine Pläne. Er nahm 1546 (Michaelis) einen Ruf als Prediger in Mansfeld an. Sein Amt erlaubte ihm auch, an der dortigen Schule Unterricht zu ertheilen, besonders in Dialektik und Physik; auch botanische Studien, welche er in Wittenberg begonnen hatte, beschäftigten ihn. Endlich machte er sich auch litterarisch durch seine Erstlingsschriften: „Catechismi maioris Sidonii refutatio“ (Magdeb. 1550) und „Warnung vorm Katechismo Sidonii“ (Magdeburg 1550) bekannt; beide Schriften waren gegen die Brevis institutio ad christianam pietatem (Moguntiae 1549), kurzweg „Mainzer Katechismus“ genannt, des Michael Helding, Bischofs von Sidon i. p. (daher Sidonius) gerichtet. Von nun an erscheint er fast in allen den zahlreichen Kämpfen, die die lutherische Kirche der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts durchzufechten hat, weniger als Gegner der Katholiken, als als Feind der Philippisten, Kryptocalvinisten, Synergisten und Sacramentirer, immer mit Gewandtheit und Streitfertigkeit eintretend für die Aufrechterhaltung und dogmatische Vertiefung des reinen und strengen Lutherthums. Lange Zeit kämpfte er an der Seite des M. Flacius, mit dem ihn persönliche Freundschaft und geistige Verwandtschaft längere Zeit verbunden hält. Davon zeugen besonders seine Schriften: „De neutralibus et mediis“ (Francofurti 1552) und „De adiaphoristicis corruptelis“ (Magdeb. 1559) (diese in Gemeinschaft mit Judex verfaßt), welche er im Verlaufe der adiaphoristischen Streitigkeiten veröffentlichte. — 1553 zum Pfarrer an der Ulrichskirche in Magdeburg erwählt, gelangte er in die Hochburg des ausschließlichen Lutherthums. Er unterzeichnete 1555 das gegen Osiander erlassene Gutachten der Magdeburger Geistlichkeit, verfaßte 1556 eine Schrift wider die Jesuiten und gleichzeitig mit Flacius die „Sententia de scripto synodi Isenacensis“ gegen Justus Menius. 1557 (Jan.) nahm er an den Verhandlungen in Koswig theil, um ein schärferes Vorgehen gegen Melanchthon zu bewirken. Aber nicht nur in diesen Streitigkeiten sehen wir ihn mit Flacius eng verbunden, sondern auch in wissenschaftlichen Arbeiten, welche beiden zu hohem Ruhme gereichen. So arbeitete er mit seinem Collegen Judex an den vier ersten Bänden der Magdeburger Centurien mit, welche Flacius 1560 in Basel drucken ließ. Auch als Flacius 1559 nach Jena übersiedelte, entzog er ihm seine Mithülfe nicht. 1560 wurde er selbst nach Jena als Professor berufen und bildete nun mit seinen Collegen Flacius, Judex und Musäus die Säulen der strengsten lutherischen Rechtgläubigkeit. Bei der Disputation in Weimar (1560) zwischen V. Strigel und M. Flacius über die Erbsünde war er als Protocollführer gegenwärtig, gerieth aber selbst mit Flacius über dessen Lehre, daß die Erbsünde die Substanz des gefallenen Menschen sei, in Zwiespalt. Dies hinderte jedoch nicht, daß er mit ihm und den anderen Collegen alle, die ihnen entgegentraten, in Wort und Schrift auf das kräftigste bekämpfte. Dadurch zogen sie sich in Sachsen wie im Auslande immer größere Feindschaft zu, so daß, als sie sich auch der Einsetzung eines Landesconsistoriums im Herzogthum Weimar widersetzten und gegen Stößel, der sich in ihren Händeln gegen

Strigel für diesen erklärt hatte, in einer Klageschrift so rücksichtslos vorgingen, daß auch die Universität sich beleidigt fühlte, am 9. November 1561 eine herzogliche Commission erschien und Flacius und W. (Judex und Musäus waren schon vorher beseitigt worden) ohne weiteres absetzte. — Nach kurzem Aufenthalte in Magdeburg, wo er vergeblich eine Wiederanstellung erstrebte, folgte er einem Rufe der Herzöge Johann und Ulrich von Mecklenburg als Superintendent in Wismar 1562. Eine Menge von Aufgaben warteten hier seiner, besonders die Bekämpfung der Anabaptisten und Sacramentirer, welche sich bedenklich in dem Herzogthum ausgebreitet hatten. Es gelang ihm durch den Unterricht der Jugend im Katechismus und durch die strengere Verpflichtung der Geistlichen auf die Kirchenlehre die Gemeinden bald zu festigen und vor den Secten zu sichern. Auch seine litterarische Thätigkeit setzte er fort. Er schrieb Erläuterungen zu den Propheten und stellte in Gemeinschaft mit M. Judex in der Zeit von 1562 bis 1567 nicht weniger als sieben Bände der Centurien her (V—XI). Bei den letzten Bänden wurde er von seinem Schwiegersohne Andreas Corvinus und dem Prediger Thomas Holzhuter unterstützt. Dabei verfaßte er noch eine ganze Reihe von Streitschriften: Ueber die Lehre vom freien Willen, über die vom Abendmahl gegen P. Eberus, gegen Major u. A. — Nach der Aechtung des Herzogs Johann Friedrich des Mittleren von Sachsen und dem Regierungsantritt Johann Wilhelm's ergab sich auch für W. wieder günstigere Aussicht, nach Sachsen zurückzukehren. 1568 wurde er zum zweiten Male nach Jena berufen, um mit Coelestin, Heßhusen und Kirchner das reine Lutherthum zu lehren. Damit begann der alte Kampf zwischen Wittenberg und Jena von neuem. Das Religionsgespräch zu Altenburg führte keinen Frieden herbei. Aber zugleich gerieth W. auch mit seinem alten Gesinnungs- und Kampfgenossen Flacius in Streit über die Lehre von der Erbsünde und diesmal heftiger als vorher. Er endete mit dem völligen Bruche zwischen Flacius und den Jenensern. W. war durch alles dies in Jena zu immer größerem Ansehen gelangt. So übertrug ihm sein Herzog die Kirchen- und Schulvisitation in seinen Landen, nahm ihn mit auf den Reichstag nach Speyer und billigte seine Abweisung aller Versöhnungsversuche mit seinen Gegnern, besonders den Philippisten (1569). Als aber 1573 Kurfürst August von Sachsen die vormundschaftliche Regierung in Weimar übernahm, ließ er W. und Heßhusen als „ehrenrührige Betrüber gemeinen Friedens“ ihrer Aemter entsetzen und „binnen vier Tagen“ des Landes verweisen. Beide gingen nach Braunschweig und von dort, durch den Herzog Julius und Martin Chemnitz empfohlen, nach Preußen. W. wurde vom Herzoge Albrecht Friedrich als Professor an die Universität Königsberg, Heßhusen zum Bischof von Samland berufen. Schon 1575 erhielt auch W. ein Bisthum, das von Pomesanien. — Trotz der großen Menge von Verpflichtungen, welche dies Amt ihm auferlegte, ruhte seine Theilnahme an den Kämpfen und Streitigkeiten in der Kirche nicht. Immer wieder zog er gegen den sächsischen Kryptocalvinismus zu Felde und auch die anderen Händel der Zeit ließen ihn nicht unbetheiligt. Dabei behielt er doch Spannkraft genug auch an den Centurien weiter zu arbeiten. Bald sah er sich indeß in nächster Nähe in einen entscheidenden Kampf verwickelt. Er gerieth mit Heßhusen über die Lehre von der Gottheit Christi in einen heftigen Streit, der bald die ganze preußische Kirche in Mitleidenschaft zog. Heßhusen behauptete freilich, das sei nicht der eigentliche Grund ihrer Feindschaft gewesen; man habe ihn verdrängen und seinen Platz haben wollen; während W. Heßhusen vorwarf, er habe seinen Schwiegervater Musäus zum Bischof von Pomesanien einsetzen wollen. Gewiß aber hat jener dogmatische Dissensus dazu beigetragen, die Erbitterung zwischen beiden zu verschärfen. Allerdings trat W. erst selbst hervor, als seine Freunde

schon längere Zeit gestritten hatten. Er bat Heßhusen brieflich, die anstößige Lehre zu widerrufen. Als sich dieser hierzu aber nicht verstand, wurde diese auf einer Pastoralconferenz, an der auch W. theilnahm, für gotteslästerlich erklärt. Heßhusen war auch jetzt noch nicht zum Widerruf zu bringen, kaum daß er sich herbeiließ, die angefochtenen Sätze als mißverständlich anzuerkennen. Da keinerlei Einwirkung auf ihn Erfolg hatte, wurde er am 5. Mai 1577 vom Herzoge von Preußen seiner Aemter entsetzt und die Verwaltung des Bisthums Samland zu der des Bisthums Pomesanien W. übertragen. — Damit war dieser Streit indes keineswegs beendet. In Preußen wie in Braunschweig tobte der Kampf zwischen den Anhängern Heßhusen's und Wigand's noch lange fort. Das Gutachten, welches die in Herzberg a. H. versammelten Theologen Andreae, Chemnitz, Selnecker u. A. am 25. August 1578 erstatteten, ließ W. nicht ohne scharfen Tadel, besonders weil er gegen seinen Amtsgenossen Ankläger und Richter zugleich gewesen sei und ihn über seinen Irrthum nicht früher aufgeklärt habe. Es rieth sogar zur Absetzung Wigand's. Aber obgleich die Regierung in Preußen geneigt war, diesem Rathe zu folgen, erklärten sich die preußischen Landstände dagegen und bestimmten, daß beide Bisthümer in der Hand Wigand's vereinigt blieben. So behielt er sie denn bis an das Ende seines Lebens, dessen letzte Jahre er ganz im Gegensatz zu seiner dürftigen Jugend und seinem bewegten Mannesalter im Genuß seiner reichen Pfründe in Ruhe und Frieden verlebte. Auch an den Centurien fortzuarbeiten ward er nicht müde. Er stellte noch die XIV., XV. und die XVI. Centurie fast ganz fertig. Seine Grabschrift, von ihm selbst verfaßt, lautete: In Christo vixi, morior vivoque Wigandus; Do sordes morti, caetera Christo tibi.

Sein Leben hat er selbst beschrieben, vgl. Fortgesetzte Sammlung von Alten und Neuen Theologischen Sachen. Leipzig 1738, S. 601—620. Auch seine zahlreichen Schriften hat er dort aufgeführt. — Außerdem giebt Beiträge zu seiner Lebensgeschichte sein Freund Konrad Schlüsselburg, oratio funebris de vita et obitu D. J. Wigandi. Francof. 1591; sodann Melchior Adam, Vitae German. theologorum p. 633 ff. — Zeumer, Vitae professorum Jenensium p. 43 ff. Unter den Neueren sind besonders zu vergleichen: Arnold, Preußische Kirchengesch., S. 346 ff. — J. G. Walch, Historische u. theol. Einl. in d. Religionsstreitigkeiten 1, 57 ff. und 4, 100 ff. — G. J. Planck, Gesch. des protestant. Lehrbegriffs 4, 195 ff. — Preger, Matth. Flacius 1, 82; 2, 34 ff. — Schulte, Beiträge zur Entstehungsgesch. der Magdeburger Centurien. Neiße 1877. — F. X. Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie, S. 328 ff. — Wagenmann in d. R.-Encyklop. für prot. Theologie und Kirche. 2. Aufl. Bd. 17, S. 104 ff. Brecher.

Wigand: Justus Heinrich W., hervorragender Arzt und Geburtshelfer, wurde am 2/13. September 1769 in Reval (Esthland) geboren, woselbst sein Vater, der aus Corbach im Waldeckschen stammende Heinrich W., Oberpastor an der Ritterdomkirche war. Ein Bruder des Vaters war der Geh. Hofrath Dr. med. W. in Wildungen. Da der Vater unseres W. infolge schwerer Erkrankung ganz außer Stande war, sich um seine Familie zu kümmern, so lag die Erziehung in den Händen der Mutter Justine Gertrud Hettling, Tochter des Revalschen Gerichtssecretärs N. Hettling. Die Mutter muß eine ganz vortreffliche Frau gewesen sein: der Sohn war ihr in kindlicher Liebe und Verehrung zugethan; wiederholt hat er sich dahin geäußert, daß er der mütterlichen Sorgfalt und Pflege alles verdanke, was er sein eigen nenne; sie habe ihn zur Pünktlichkeit, Thätigkeit, Sittlichkeit und Religiosität angehalten. Nachdem der junge W. die Ritterdomschule in seiner Vaterstadt besucht hatte, zog er 1788 nach Jena, um daselbst Medicin zu studiren. Die Mittel dazu gewährte ihm

sein Oheim in Reval, der k. russ. Collegienrath Thomas Bluhm, der ihn väterlich liebte. — In Jena hörte W. mit besonderer Vorliebe die Vorlesungen des Anatomen Loder und des Geburtshelfers J. Ch. Stark, des Directors der Entbindungsanstalt. Dann setzte er 1791 seine Studien in Erlangen fort, wohin ihn der Ruf des trefflichen Klinikers v. Wendt zog; daneben lernte er bei dem Professor der Chirurgie und Geburtshülfe J. Ph. F. Rudolph operiren. Loder so wie Rudolph riethen ihm, sich der Geburtshülfe zu widmen, doch fühlte W. dazu keine Neigung. Nachdem W. 1793 den Grad eines Dr. med. erlangt hatte (Diss. de noxa fasciarum etc.), kehrte er in seine Heimath zurück, um sich hier eine Stelle zu suchen. Er mußte zu diesem Behuf in St. Petersburg sich einem Examen unterwerfen; — er reiste auch nach Petersburg, aber infolge eines Streites mit dem Chef des Medicinalcollegs gab er sein Vorhaben auf, und verließ seine Heimath und seine Vaterstadt, um nicht mehr dahin zurückzukehren. Er ließ sich noch im Herbst desselben Jahres 1793 in Hamburg als Arzt nieder und gewann hier sehr bald eine ausgezeichnete Stellung, sowohl unter seinen ärztlichen Collegen als auch beim Publicum. Es vereinigten sich mancherlei Umstände, um dem jungen Arzt den Aufenthalt zu einem angenehmen zu machen. W. war liebenswürdig und gewandt, von herzlicher Güte gegen Jedermann, dabei ein ausgezeichneter Arzt, er erwarb sich bald in dem damals reichen, selbständigen Hamburg eine lohnende Praxis auf einem Gebiet, von dem er früher nichts hatte wissen wollen, dem Gebiet der Geburtshülfe. Er hatte sich verheirathet — mit wem ist unbekannt —, eine Tochter wurde ihm geboren, auch gute Freunde und anhängliche Patienten hatte er gewonnen: er hatte eine angenehme Thätigkeit als Arzt und fand Zeit und Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten — er schien alles zu haben, was der Mensch braucht, um sich seines Daseins zu freuen und zufrieden zu sein. — Aber es war ihm kein langes Leben beschieden: schon 1810 fing er an zu kränkeln — als Student hatte er bereits in Erlangen Blut gehustet — es zeigten sich allerlei Vorboten eines beginnenden Allgemeinleidens, das die Biographen Wigand's als gichtisch-rheumatisch bezeichnen, das aber wol ein Lungen- und Kehlkopfsleiden war. Die anstrengende Praxis gestattete keine rechte Erholung. Im Frühling des für Hamburg so außerordentlich harten und bedrückenden Kriegsjahres 1813 ging W. auf einige Wochen nach Wandsbeck, um auszuruhen. Gekräftigt kehrte er in das unterdessen von den Franzosen besetzte Hamburg zurück, — aber die Anwesenheit der Franzosen, die Greuel der Verwüstung, die ungünstige politische Lage, die anstrengende und aufreibende Praxis, der Jammer der Bürger wirkte so ungünstig auf das Befinden Wigand's, daß er seit Ablauf des Winters 1814 sich mit dem Gedanken trug, die Praxis in Hamburg aufzugeben, und in einem südlicher gelegenen Theil Deutschlands seine verlorene Gesundheit wieder zu suchen. Am 30. August 1814 verließ er Hamburg, wie er selbst sagte, fast als Sterbender, und reiste über Berlin, Leipzig, Jena, Würzburg nach Heidelberg, wohin er seine Familie vorausgeschickt hatte. Den Winter 1814—15 verlebte er in Heidelberg, sich ganz seinen wissenschaftlichen Studien widmend. Er erkannte sein schweres Leiden und sah mit bewunderungswürdiger Ruhe seinem Ende entgegen; nur den einen Wunsch hegte er, daß es ihm vergönnt sein sollte, das Hauptwerk seines Lebens — („die Geburt des Menschen") — zu vollenden. Den Sommer 1815 verbrachte er in Schwetzingen, den Winter 1815—16 in Mannheim, den Sommer 1816 in Wiesbaden, zum Winter zog er wieder nach Mannheim. Das Allgemeinbefinden hatte sich immerfort verschlechtert, sein Arzt und Freund Dr. Zeroni konnte nur die Willenskraft und Ausdauer bewundern, mit welcher W. seine Krankheit ertrug und dabei seinen litterarischen Arbeiten oblag: W. arbeitete ohne Unterlaß. Als Zeroni am

Abend vor dem Tode zu ihm kam, fand er ihn im Bette liegend, aber schreibend und arbeitend. W. fühlte, daß sein Ende herannahe, er sagte, daß er den folgenden Tag nicht erleben würde, und bat seinen Freund, die Nacht bei ihm zu bleiben. Zeroni erfüllte die Bitte des Sterbenden. Als Zeichen, daß es zu Ende gehe, faltete W. die Hände, das hatte er mit seinem Freunde verabredet, und verschied still und ohne merklichen Todeskampf, am 10. Februar 1817. — Ueber seine hinterbliebene Familie ist nichts bekannt.

W. war nach dem Zeugniß seiner Freunde ein edler Mensch und ein vortrefflicher Charakter; ein ausgezeichneter Arzt, ein begabter und fleißiger Gelehrter. — Er hat trotz der angestrengten ärztlichen Praxis, trotz seiner vielfach gestörten Gesundheitsverhältnisse, von Anfang an sich mit streng wissenschaftlichen Fragen beschäftigt und eine ganze Reihe von großen und kleinen Abhandlungen geburtshülflichen Inhalts veröffentlicht. Es liegt keine Veranlassung vor, die Titel aller dieser Aufsätze hier herzusetzen. Sie sind mitgetheilt in der Einleitung zu dem Hauptwerk Wigand's „Die Geburt des Menschen", I. Bd., p. LIII—LVI. Eine Aufzählung aller Schriften Wigand's gleichzeitig mit einer kritischen Inhaltsangabe findet sich auch bei Rohlfs, Geschichte der Deutschen Medicin: die medic. Classiker, II. Abth., Stuttgart 1880, S. 416 ff. Hierauf verweise ich diejenigen, die Wigand's wissenschaftliche Thätigkeit im Einzelnen kennen lernen wollen.

Wigand's Bedeutung als medicinischer, insonderheit aber geburtshülflicher Schriftsteller ist sehr groß. Rohlfs hat ihn mit Recht der Zahl der medicinischen Classiker eingereiht. Ebenso wie Rohlfs hat sich früher bereits Nägele (Heidelberg) anerkennend und lobend über W. ausgesprochen. Das Hauptwerk Wigand's ist die schon genannte „Geburt des Menschen, in physiologisch-diätetischer und pathologisch-therapeutischer Beziehung, größtentheils nach eigenen Beobachtungen und Versuchen dargestellt" (2 Bde. Baden 1820). Das Buch, an dem W. 24 Jahre seines Lebens gearbeitet hatte, wurde nach dem Tode des Verfassers durch seinen Freund und Fachgenossen Fr. K. Nägele, Professor in Heidelberg, herausgegeben. Nägele hat auch als Einleitung einen vortrefflichen Lebensabriß Wigand's geliefert. Durch dieses Werk hat sich W. für alle Zeit ein bleibendes Denkmal in dem medicinischen Wissensgebiet gesetzt. Es ist hier selbstverständlich nicht der Platz, im Einzelnen die Verdienste Wigand's darzulegen. Das Hauptverdienst besteht darin, daß er in seinem Buch auf die bei der Geburt wirkenden Naturkräfte als auf das Wichtigste hinwies. Gegenüber der sogenannten mechanischen Geburtshülfe, die, ohne viel zu fragen, durch Anwendung von Instrumenten die Geburt beendigte, betont W. die dynamische Geburtshülfe, d. h. die Wirkung der Natur. Im Gegensatz zu der durch Kunsthülfe bewirkten Geburt, betonte W. die natürliche Geburt. In vielen Fällen könne, so lehrte er, durch diätetische Mittel die Geburt befördert werden, man könne ohne Kunsthülfe, die stets gewisse Gefahren mit sich führe, dasselbe Ziel — die Beendigung der Geburt — erreichen. Er gibt ein vollständiges Bild aller der Erscheinungen und Vorgänge, die sich bei der normalen (natürlichen) Geburt abspielen. Er verlangt, daß jeder Geburtshelfer nicht Techniker allein, sondern ein allseitig wissenschaftlich ausgebildeter Arzt sein sollte. Er wünscht, daß der Arzt auch als Mensch unterstützend und helfend der Frau zur Seite stehen sollte. Er weist darauf hin, wie nöthig es sei, eine genaue Untersuchung des ganzen Körpers vorzunehmen, um eine genaue sichere Diagnose zu stellen. Man lese Wigand's Auffassungen und Erörterungen, die er bei Gelegenheit seines Besuches der Berliner Kliniken gibt („Meine Reise von Hamburg nach Heidelberg", Frankfurt a/M. 1815). Wenn man meint, daß W. deshalb vielleicht aller Kunsthülfe abhold gewesen sei, so irrt man. Er hat eine neue Perforationsmethode beschrieben; ein

von W. angegebenes Verfahren der Wendung führt noch heute den Namen der Wigand'schen Wendung.

Siebold äußert sich in seinem Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe (II. Bd., Basel 1845, S. 647) über W. folgendermaßen: „Unter denjenigen aber, welche sich in den letzten Jahrzehnten bestrebten, eine humanere Geburtshülfe einzuführen und ihr durch die treueste Naturbeobachtung selbst eine feste Grundlage zu geben, nimmt Wigand eine hohe Stufe ein, und die Wissenschaft wird sein Andenken für alle künftigen Zeiten dankbar bewahren".

L. Stieda.

Wigand: Otto W., verdienter deutscher Buchhändler, ist der Begründer der noch gegenwärtig bestehenden hochangesehenen Verlagsfirma gleichen Namens in Leipzig. W. wurde am 10. August 1795 zu Göttingen geboren als Sohn streng rechtlicher aber mit Glücksgütern nicht besonders gesegneter Eltern. Dennoch war ihm der Besuch des Gymnasiums seiner Vaterstadt ermöglicht. Nach Abgang vom Gymnasium trat W. als Lehrling in die dortige Deuerlich'sche Buchhandlung ein, um den Buchhandel zu erlernen. Noch während seiner Lehrzeit aber verließ er eines Tages Göttingen um der Conscription zu entgehen, wanderte über Dresden nach Graz und fand hier bei dem Buchhändler Willmann Stellung als Gehilfe. Doch verblieb W. nur kürzere Zeit in Graz; er ging nach Preßburg, um daselbst eine ihm von seinem dort etablirten Bruder angebotene Reisestelle anzunehmen. Als wandernder Buchhändler zog er, stetig von einem Wagen Bücher begleitet, von Ort zu Ort des ungarischen Staates und erzielte dabei glänzende Geschäfte. Hier in Preßburg lernte er auch seine spätere Frau kennen, die ihm zur Uebersiedlung nach Kaschau und zur Gründung eines Verlagsgeschäfts Veranlassung gab. Aber es hielt ihn daselbst nicht lange fest. Er siedelte nach Pest über, nachdem ein von ihm und seinem Bruder gefaßter Plan, in Preßburg ein größeres Geschäft zu gründen, nicht zur Verwirklichung gelangte. In Pest erwarb er ein altes buchhändlerisches Realrecht und begann nunmehr, als behördlich anerkannter Buchhändler, als Verleger eine großartige und umfassende Thätigkeit. Seine Hauptverlagsarbeit aus jener Geschäftsperiode ist das von ihm verlegte „Ungarische Conversationslexikon", ein groß angelegtes und sehr umfassendes Unternehmen, durch dessen Herausgabe er sich unbestrittene Verdienste um die ungarische Litteratur überhaupt erworben hat. Aber auch hier sollte er noch keine feste Stätte ruhiger und ungehemmter Schaffensthätigkeit finden. Eine gegen ihn erhobene Anklage, die Beförderung flüchtiger Insurgenten begünstigt zu haben, zwang ihn die Stadt zu verlassen. Er wandte sich nach Leipzig, und diese Stadt sollte für den unruhigen, wanderlustigen und speculativen Geschäftsmann der dauernde Aufenthalt werden. Von neuem begründete er ein Verlagsgeschäft und dieses erfreute sich rasch eines raschen Aufblühens; als Verleger wurde er bald ein hervorragender Vertreter aller litterarischen Bestrebungen und politischen Richtungen, welche auf religiösen und politischen Gebieten neue Bahnen, zum Theil solche der kühnsten Art, zu brechen versuchten. Sein vornehmster Verlagsartikel aus frühester Schaffensperiode in Leipzig waren die „Hallischen Jahrbücher", ferner die im J. 1834 von Dr. Schmidt begründeten „Jahrbücher der Medicin", welch' letztere sich gegenwärtig noch nach mehr als 60jährigem Erscheinen eines anerkannt wissenschaftlichen Rufs erfreuen. Ferner verlegte er A. Ruge's und L. Feuerbach's Schriften, mit welch' beiden Autoren er besonders freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Ebenso verdankt das große Ritter'sche geographisch-statistische Lexikon der Welt dem rührigen Manne sein Entstehen. Eine neue, achte Auflage dieses wichtigen Unternehmens ist 1895 vollendet worden. Als Geschäftsmann von anerkannter Tüchtigkeit und von weitem Scharfblick, war W. als Mensch ein durchaus

ehrlicher und gerader Charakter, der seine Meinung, wenn für richtig erkannt, mit allem Nachdruck verfocht. Ein feuriger und begeisterter Volksredner, hat er seine vielseitigen Fähigkeiten bereitwillig in den Dienst gestellt und sich als Stadtverordneter und Landtagsabgeordneter glänzend bewährt. Herannahendes Alter zwang ihn, sich im Jahre 1864 vom Geschäft zurückzuziehen und der Ruhe zu pflegen. Er starb am 1. September 1870, sodaß es ihm nicht vergönnt war, sich der Einigung Deutschlands, nach welcher er sich so feurig sehnte, zu erfreuen. Die Leitung des Geschäfts übernahm sein Sohn Hugo W., der jedoch schon 1873 starb und zwar während seines Aufenthaltes auf der Wiener Weltausstellung. Von da ab wurde die Firma von dem Buchdruckereibesitzer Walter W. für die Erben Hugo Wigand's vertreten.

Karl Fr. Pfau.

Wigandt: Martin W., katholischer Theologe und Philosoph, aus Paderborn (nach Wappler's Angabe); trat zu Augsburg in den Dominicanerorden; später (c. 1680—83) Professor der Philosophie am Studium formale zu Landshut; seit 1688 als Doctor der Theologie Mitglied der theologischen Facultät zu Wien, 1689 auch Procurator der sächsischen Nation an der Universität (Locher, Speculum academicum Viennense, 1773, p. 286); Regens primarius am Studium generale der Dominicaner in Wien, † 1708. — In seiner theologischen und philosophischen Richtung war er ein Vertreter des reinen Thomismus. Als Philosoph verfaßte er eine Dissertation: „Lilium inter spinas seu spinoso titulo famosa Logica juxta miram ac genuinam mentem Angelici quintique Ecclesiae Doctoris D. Thomae Aquinatis“ (Landishuti 1680); und ebenfalls in Form einer Dissertation ein umfangreiches Buch: „Trinum perfectum, seu tripartita universae philosophiae iuxta miram ac genuinam Angelici ... Doctoris ... mentem per axiomata deductae et biennalis operae synopsis“ (Augustae Vindelicorum 1683). (Pars I: Philosophia rationalis, d. h. Logik; Pars II: Philosophia naturalis seu physica; Pars III: Metaphysica aut naturalis theologia.) Sein bekanntestes Werk ist das umfangreiche moraltheologische Buch, ebenfalls von streng thomistischer und antiprobabilistischer Haltung: „Tribunal confessariorum, et ordinandorum, declinato Probabilismo; complectens ... omnes usitatiores materias theologico-morales juxta probabiliora et inconcussa dogmata Angelici Doctoris D. Thomae Aquinatis, ejusque invictissimae scholae“ (Augustae Vindelicorum 1703). Das Werk erfreute sich einst, namentlich im Dominicanerorden, eines großen Ansehens, obwohl W. wegen einzelner laxer Sätze von seinen Ordensgenossen (nach Echard) auch Tadel erfuhr; es wurde an verschiedenen Orten neu herausgegeben: Valentia 1711 (ed. 4.), Köln 1722 (ed. 5.), Venedig 1733 und 1741, Madrid 1768.

Quetif et Echard, Scriptores Ordinis Praedicatorum, T. II (1721), p. 762 s. — Hurter, Nomenclator, T. II (ed. 2, 1893), p. 936. — K. Werner, Gesch. d. kath. Theol. (1866), S. 63. — Wappler, Gesch. d. theol. Facultät zu Wien (1884), S. 402.

Lauchert.

Wigard: Franz Jacob W., Arzt und tüchtiger Stenograph, geboren am 31. Mai 1807 zu Mannheim, war anfangs Forsteleve, dann in Münster Student der Philosophie, Theologie und Jurisprudenz, widmete sich infolge seiner Bekanntschaft mit Gabelsberger der Stenographie, die er 1831 in der Münchener Kammer und später in Dresden praktisch ausübte, wo er 1836 zum Professor und Vorsteher des neubegründeten stenographischen Instituts ernannt wurde. Infolge lebhafter Theilnahme an den religiösen und politischen Ereignissen der Jahre 1845—1848 seiner Stellung enthoben, begann er noch als 45jähriger Mann das Studium der Heilkunde an der medicinisch-chirurgischen

Akademie in Dresden, das er 1856 beendigte, prakticirte kurze Zeit in Deuben bei Dresden, erlangte 1858 die Doctorwürde in Jena, bestand das gesetzliche Colloquium und ließ sich dann dauernd in Dresden nieder, wo er als Arzt 1. Classe bis zu seinem am 25. September 1885 erfolgten Ableben thätig war. Außer seiner Doctorarbeit: „De regionis thoraco-epigastricae intumescentia cum dyspnoea sine febri, quae in valle Plauensi saepe invenitur“ hat W. medicinische Schriften nicht veröffentlicht, dagegen rühren von ihm verschiedene Publicationen über Stenographie und Deutsch-Katholicismus her. — W. war Mitglied des norddeutschen Reichstags, bekleidete verschiedene Ehrenämter mit großem Erfolg und zeigte namentlich ein lebhaftes Interesse für alle den ärztlichen Stand betreffenden Angelegenheiten.

Vgl. Winter im Biogr. Lexikon VI, 269. Pagel.

Wigbold: W., Erzbischof von Köln (1297—1304). Als Erzbischof Siegfried am 7. April 1297 in Bonn gestorben war, versammelte sich Adel und Clerus zur Neuwahl in Neuß, weil auf Köln noch das Interdict lastete. Auch König Adolf, der die Wichtigkeit der Wahl wohl einsah, war zugegen. Der Einfluß des Grafen Eberhard v. d. Mark lenkte die Mehrheit der Stimmen auf die Person des alten Domdechanten Wigbold v. Holte, mit dessen Nichte Mechtildis v. Arberg jener seinen ältesten Sohn Engelbert vermählte. Wissenschaftliche Tüchtigkeit wird dem Erwählten von den Chronisten nachgerühmt. Im folgenden Jahre erhielt W. vom Papste das Pallium. Zu Beginn seiner Regierung war er bestrebt, mit seinen Nachbarn in Frieden zu leben. Er willigte in eine durch Schiedsrichter zu bestimmende Sühne mit dem Grafen Gerhard v. Jülich. Am 21. März 1298 schloß er einen Vergleich mit der Stadt Köln, welcher er die Aufhebung des Interdicts vermittelte.

In den Wirren, welche die Anfänge des Königthums Albrecht's I. begleiteten, hat W. eine hervorragende, aber nicht gerade rühmliche Rolle gespielt. Mit fast allen seinen Mitkurfürsten trat er für die Absetzung König Adolf's ein, und als dieser am 2. Juli in der Schlacht bei Göllheim gefallen war, gab er persönlich am 27. Juli bei der Wahl seine Stimme für Herzog Albrecht ab, der diese, wie alle anderen theuer durch eine ganze Reihe von Vergabungen erkaufen mußte. Im August krönte W. den König in Aachen, im November auf dem Hoftage zu Nürnberg seine Gemahlin Elisabeth. Aber schon bei der letzteren Gelegenheit trat eine Entfremdung zwischen W. und dem Könige ein, weil dieser den Handel durch Aufhebung der allzu drückenden Zölle fördern wollte, wodurch die finanziellen Interessen der rheinischen Kurfürsten allerdings geschädigt wurden. Die Verstimmung kam im folgenden Jahre deutlich zum Ausdruck. Als im August 1299 Albrecht in der Zusammenkunft mit König Philipp von Frankreich bei Quatrevaux über die Heirath seines Sohnes Rudolph mit des Königs Schwester Blanca verhandelte und dabei die Abtretung des Arelat in Erwägung gezogen werden sollte, war Wigbold's Zustimmung nicht zu erlangen, vielmehr trat er, wie berichtet wird, energisch gegen die beabsichtigte Verkleinerung des Reichsgebietes auf. W. suchte seine Stellung damals schon durch Bündnisse zu sichern. Er verpflichtete sich noch im August den Landgrafen Heinrich von Hessen, stellte im September ein gutes Verhältniß zu Walram v. Montjoie her und erhielt gleichzeitig ein Hülfeversprechen vom Grafen Rainald v. Geldern. Die Triebfeder seines Handelns wird durch die Urkunde vom 10. Januar 1300 offenbar, in welcher er für den Fall der Wahl eines neuen Königs den Herzog Johann von Sachsen als stimmberechtigten Mitfürsten anerkannte. Damals hatte er also schon die Absetzung Albrecht's ins Auge gefaßt. Nun brachen die holländischen Wirren aus. Im Sommer 1300 kam König Albrecht nach Köln, um von dort aus den Grafen Johann v. Hennegau zur Herausgabe der

holländischen Lande als heimgefallenen Reichslehens zu zwingen, wozu ihm ein von W. am 20. Februar 1299 zu Bingen veranlaßter Rechtspruch die erforderliche Grundlage gewährte. Als sich aber der König vor Nymwegen dem überlegenen feindlichen Heere gegenüber befand, mußte er sich bei seinen unzureichenden Streitkräften zu einem ungünstigen Frieden verstehen. W. ließ sich von dem Hennegauer eine große Summe für die Vermittlung zahlen. Gleichzeitig schloß er ein Bündniß mit Brabant. 1301 erhielt er ein Jahrgeld vom Franzosenkönig. Mit Recht kann man von einer damals bestehenden Coalition in französisch-hennegauischem Interesse sprechen.

Inzwischen waren die rheinischen Kurfürsten, von denen jeder seine besonderen Gründe zur Unzufriedenheit zu haben glaubte, am 14. October 1300 zu Heimbach über die Absetzung Albrecht's übereingekommen. Der König erfuhr aber alsbald davon und bereitete seine Gegenmaßregeln vor. Gegen W. spielte er die alte Gegnerin der Kölner Erzbischöfe, die Stadt Köln, aus. Ihr verlieh er im Februar 1301 ein Zollprivileg. Ebenso stellte er sich gegen W. auf die Seite des Grafen v. d. Mark, dessen anfängliche Freundschaft mit W. sich rasch in die traditionelle Gegnerschaft verwandelt hatte, welche stets zwischen den märkischen Grafen und den Kölner Erzbischöfen bestanden hatte. Anfangs Mai hob König Albrecht alle seit 50 Jahren verliehenen Zölle der rheinischen Kurfürsten auf, um ihnen eine Hauptgeldquelle abzuschneiden. Ohne Zögern eröffnete er den Feldzug gegen Kurpfalz, das er im Einzelkampfe besiegte. Ebenso ging er gegen den Mainzer Erzbischof vor und stand am 29. September 1302 vor Köln, worauf sich W. am 24. October zu einem demüthigenden Frieden verstehen mußte; gleichzeitig wurde er zu einer Privilegienbestätigung für die Stadt Köln veranlaßt.

Mit dem Grafen Eberhard v. d. Mark, dem Nachbarn des kölnischen Westfalen, hatte W., wie bereits erwähnt, schon lange auf gespanntem Fuße gestanden, wozu die Uebertragung des Reichshofes Dortmund an W. durch König Albrecht zu Anfang von dessen Regierung nicht wenig beigetragen haben mochte. Im September 1300 wurde freilich ein Schiedsgericht zwischen beiden vereinbart, und der Erzbischof löste im December die Burg Waldenberg von Mark ein. Selbstredend unterstützte aber Graf Eberhard den König, der ihm zudem den Judenschutz in Westfalen, also einen Theil der erzbischöflichen Rechte, übertrug, aufs eifrigste gegen W. Nach Friedensschluß suchte dieser sich gegen den unfreundlichen Nachbarn zu stärken. Im October 1303 verpflichtete er sich den Grafen Heinrich von Nassau zur Hülfe gegen Mark und schloß im darauffolgenden Februar einen Hülfsvertrag mit dem Landgrafen Otto von Hessen. Der Graf v. d. Mark setzte die Feindseligkeiten fort durch die Belagerung des Schlosses Hovestad. W. brach gegen ihn auf und wurde dabei von der Stadt Soest besonders unterstützt. Aber ehe es zu einem entscheidenden Schlage kam, starb W. am 28. März 1304, dem Vorabende des Ostertages, in Soest, wo er auch seine Grabstätte fand. Ueber den Gang seiner äußeren Politik geben die Quellen einigermaßen Auskunft, versagen aber gänzlich für die Kenntniß von seiner Stellung als Landesfürst. Die Kriegsstürme, welche während seiner kurzen Regierung fast andauernd tobten, haben die Sorge für die Landesverwaltung nothgedrungen in den Hintergrund treten lassen.

Ennen, Geschichte der Stadt Köln, II, 261 ff. — Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde, III. — Henneberg, Die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich unter König Albrecht I. (Straßburg 1891), spec. S. 112 ff. — Die (ungedruckten) Vorarbeiten von Knipping für die Regesten der Erzbischöfe von Köln.

Keussen.

Wigerich: Ardennische Grafen oder Ardennisches Geschlecht; mit diesem Namen bezeichnet man die zahlreiche, an bedeutenden Männern reiche Nachkommenschaft eines Grafen Wigerich oder Widerich, welcher 902 im Trier- und 909 im Bedagau in der Eifel urkundlich vorkommt und höchst wahrscheinlich mit dem 916 erscheinenden Pfalzgrafen von Aachen dieses Namens identisch ist. Alte Chronisten bezeichnen ihn als einen Nachkommen Chlotar's und Karl's des Großen. Von seinen in zwei Ehen mit Eva und Kunigund (welche in zweiter Ehe einen Richizo heirathete) erzeugten Söhnen stammen die bedeutendsten westdeutschen Fürsten- und Grafendynastien des Mittelalters. Der Aelteste, Gozelin oder Gottfried, † 943, begründete durch seine beiden Söhne: 1) Heinrich, Grafen von Arlon, die Dynastie der Herzoge von Limburg (erloschen 1282), der Grafen von Berg (erl. 1348) und des deutschen Kaiserhauses (erl. 1437), sowie der französischen Branche (erl. 1616), der Grafen und Herzöge von Luxemburg und 2) Gottfried, Grafen in Methin- und Ardennergau, das ältere Haus der Herzoge von Niederlothringen (erloschen 1075). — Der zweite Sohn Wigerich's, Friedrich, Graf von Bar und Herzog von Oberlothringen, † 990, hatte nur den 1027 verstorbenen Sohn Friedrich zum Nachfolger, dagegen ist der dritte Sohn, Siegfried, Graf im Mosel- und Ardennergau, † 998, der Stammvater einer zahlreichen Nachkommenschaft. Von seinen Söhnen wurde Heinrich, † 1027 unbeweibt, Herzog von Baiern, Friedrich aber der Vater von fünf Söhnen, welche Jeder selbständige Gebiete erhielten. Der Aelteste, Heinrich, folgte dem gleichnamigen Oheim bis 1047 in Baiern, der Zweite, Friedrich, starb 1065 als Herzog von Niederlothringen, beide ohne männliche Erben. Vom Dritten, Giselbert, Grafen von Salm und Luxemburg, entsprangen die älteren Grafen von Luxemburg (erl. 1136), die Grafen von Ober- und Niedersalm (erl. 1784) und die Grafen von Rheineck, zugleich Pfalzgrafen am Rhein (erl. 1150). — Vom vierten Sohne Siegebert rühren her die gräflichen und fürstlichen Häuser von Wörth, Landgrafen im Niederelsaß (erl. 1376), von Rixingen (Rechicourt) (erl. ca. 1370), von Saarbrücken älteren Hauses (ausgestorben 1233), von Zweibrücken (erl. 1370) und von Leiningen. Der fünfte Sohn Friedrich's, Theodorich, ist das Stammeshaupt der (ca. 1170 erloschenen) Grafen von Glei- oder Glitzberg bei Gießen. Das noch blühende fürstliche Haus Leiningen und vielleicht auch das dem Hause Reiferscheid entsprossene Fürstengeschlecht Salm sind directe Nachkommen Wigerich's und des einst so mächtigen Hauses der Ardenner Grafen.

Seine Geschichte haben ausführlich behandelt: J. M. Kremer, Genealogische Geschichte des alten ardennischen Geschlechts. Frankfurt u. Leipzig 1785. — Fr. Köllner, Geschichte des Nassau-Saarbrückischen Landes. Saarbrücken 1841. — Joh. Schötter, Einige kritische Erörterungen über die Geschichte der Grafschaft Luxemburg. Luxemburg 1859. L. Eltester.

Wigger: Dr. Peter Gottlieb Daniel Friedrich W., litterarisch stets nur Friedrich W. genannt, † am 24. September 1886 als Geheimer Archivrath und erster Archivar am großherzogl. Geheimen und Hauptarchiv zu Schwerin in Mecklenburg, war am 17. Juni 1825 zu Dassow geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Ratzeburg, studirte Philologie und Geschichte seit Michaelis 1844 in Göttingen und Berlin und bestand hier 1848 die Prüfung pro facultate docendi. Namentlich Lachmann's Methode und Führung hatte auf ihn einen dauernden Einfluß geübt, doch war er später eher geneigt, angefochtene Ueberlieferungen zu stützen als anzugreifen, soweit die Schärfe seiner kritischen Erwägungen es irgend zuließ. Michaelis 1855 wurde er nach einer Reihe von Privatstellungen Lehrer am Gymnasium Fridericianum zu Schwerin und erhielt nach Herausgabe einer tüchtigen, kleinen „Hochdeutschen Grammatik

mit Rücksicht auf die plattdeutsche Mundart“ (1859), welche zunächst für mecklenburgische Schulen bestimmt war, 1860 den Titel „Oberlehrer“. Seinen historischen Neigungen und seiner ausgezeichneten archivalischen Forscherbegabung folgend übernahm er in der am 28. Januar 1861 vom Großherzog bestätigten „Wissenschaftlichen Commission für die Herausgabe eines Mecklenburgischen Urkundenbuches“ die Redaction desselben und verließ am 23. December desselben Jahres den Schuldienst, da er nun als Registrator beim großherzogl. Geheimen und Hauptarchiv zugleich zum 2. Bibliothekar der Regierungsbibliothek ernannt wurde. Schon vorher hatte er zur 25. Jahresfeier des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, welche zugleich dieselbe Feier für dessen ersten Secretär, den Archivrath Lisch, war, seine fast unentbehrlichen, leider aber zu wenig bekannt gewordenen „Mecklenburgischen Annalen bis zum Jahre 1066“ (Schwerin 1860, 148 S.) erscheinen lassen, eine auf dem sorgsamsten Studium der Mon. Germ. beruhende chronologisch geordnete Quellensammlung zur mecklenburgischen und westslavischen Geschichte der ältesten Zeit, deren geographisch-historische Anmerkungen und Abhandlungen den Thatsachen jener dunkelen Periode mit ausgezeichneter kritischer Schärfe die thunlichst mögliche Feststellung verschafften. Der beste Beweis für ihre Genauigkeit war, daß die Entdeckung der Reise des Ibrahim ben Jakûb, jenes marokkanischen Juden von der Gesandtschaft an Otto den Großen, 972 nach Mecklenburg (Weligard) durch de Goeje die erste und einzige Vermehrung und Bereicherung der von W. gegebenen Daten bildet. Von der Zeit seines Eintritts in das Archiv an hat er in regster, selbstlosester Weise sich an den Arbeiten für die Mecklenburgischen Jahrbücher betheiligt und die Redaction des „Mecklenburgischen Urkundenbuchs“ geführt, welche die Arbeit seines Lebens werden sollte. Vollständig in seinem stillen, gemüthvollen und aufopferungsfähigen Wesen verschieden von seinem Chef, dem rührigen, anregenden aber auch leicht abspringenden und ehrgeizigen Lisch (A. D. B. XVIII, 752), den er an kritischem Scharfblick und Gediegenheit sicherer Kenntnisse weit überragte, sah er seine stille Arbeit zuerst vielfach bei Seite gesetzt (z. B. seinen unbezweifelbaren Nachweis über Goderac = Kessin) und in den Hintergrund gedrängt, obwol der Großherzog Friedrich Franz II., dessen Vorleser er war, seine gediegene, nie versagende Kenntniß zu schätzen wußte. 1864 wurde W. zum Archivar, 1876 zum Archivrath, 1883 zum Geheimen Archivrath ernannt. Schon 1876 hatte er, obwol nur 2. Secretär, factisch die Geschäfte des Vereins für mecklenburgische Geschichte ꝛc., welche Lisch bis 1879 nominell behielt, geführt, 1880 übernahm er, nunmehr als 1. Secretär, auch die Leitung der unter ihm rasch wieder aufblühenden „Meckl. Jahrbücher“, denen seine umfänglichen Arbeiten zur Geschichte des Landes und des Fürstenhauses schon früher zur besonderen Zierde gereichten. Zum 50jährigen Bestehen des Vereins, 1885, brachten sie die mühsam zusammengetragenen, auch separat als Festschrift erschienenen „Stammtafeln des Großherzoglichen Hauses von Mecklenburg“. Das „Mecklenburgische Urkundenbuch“, dessen erste Anregung freilich Lisch gehört und an dessen Arbeiten auch andere, wie Beyer, Mann, Masch, Crull und Wedemeier und der Verfertiger des vorzüglichen Sachregisters, Rector Römer in Grabow, sich betheiligten, ist doch thatsächlich sein Werk, und die allgemein anerkannte Mustergültigkeit bleibt ein Denkmal seines stillen Schaffens. 14 starke Bände, bis 1360, sind von 1863—1886 davon ausgegeben, für den 15. hat er das Material zum Drucke fertig gestellt, bis 1400 hatte er dasselbe auch gesammelt. 1870, 1878 und 1879 erschien daneben von ihm die umfängliche „Geschichte der Familie von Blücher“, auch für die abgelegeneren und dem allgemeinen Interesse entrückteren Theile das Muster einer Familiengeschichte, die sich auch der weiteren Forschung nothwendig zu machen versteht. Die minutiös genaue Darstellung

des Marschall Vorwärts (Bd. II, 1) hat sich rasch genug Beachtung erworben. Erwähnt sei noch das für pommersche Proceßzwecke, für die Universität Greifswald, verfaßte und in den rechtsgelehrten Kreisen Aufsehen erregende archivalisch juristische Gutachten über die Abgabe „des Hundekorns". Ausgezeichnet war seine Liebenswürdigkeit in Förderung fremder Arbeiten und Ermunterung jüngerer Kräfte. Ein Schlagfluß brachte ihm den unvermutheten Tod.

Nekrologe brachten die Meckl. Anzeigen 1886, Nr. 224; Meckl. Zeitung 1886, 25. Sept. (daraus die Rostocker Ztg., Nr. 448, 2. Beil.); Deutscher Reichsanzeiger 1886, Nr. 227. — K. K(oppmann), Zur Gesch. d. Mecklenb. Urkundenbuches (Rostocker Zeitung 1886, Nr. 468, S. 1 ff.).

Krause.

Wiggers: Gustav (Adam) Friedrich W., Theolog, geboren am 25. October 1777 zu Biestow, † am 4. Mai 1860 zu Rostock. Die Familie Wiggers stammt aus Waren in Mecklenburg, wo um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Johann W. Cantor und Kirchenökonomus war. Bei seinem Tode (1757) war sein Sohn Otto Ernst Christian 19 Jahre alt und lag dem Studium der Theologie ob, nach dessen Beendigung er 1759 zunächst des Vaters Aemter erhielt; später wurde er Pastor zu Vietlübbe bei Plau und 1775 zu Biestow bei Rostock, wo er sich mit einem Fräulein Julie v. Oldenburg aus Glave verheirathete. Der älteste Sohn Beider war Gustav Friedrich W. Derselbe besuchte seit 1792 die Domschule zu Güstrow und studirte seit Ostern 1795 Theologie (Christ. Dav. Ant. Martini, Wern. Karl Ludw. Ziegler), Philosophie, classische und orientalische Philologie (Ol. Gerh. Tychsen) in Rostock, war auch Mitglied des dortigen pädagogisch-theologischen Seminars, das unter Martini's Leitung stand. Von Michaelis 1798 ab hörte er noch ein Jahr lang in Göttingen theologische und philologische Vorlesungen, erstere vornehmlich bei dem Kirchenhistoriker Gottlieb Jakob Planck, letztere bei Christ. Gottlob Heyne, an dessen Seminarübungen er sich eifrig betheiligte und dessen Wohlwollen er sich durch eine im Seminar geschickt vertheidigte Abhandlung „de eo quod intersit inter philosophiam Platonicam et philosophiam Kantianam, si principia spectamus" erwarb. Im J. 1799 ließ er auch eine Uebersetzung und Erklärung des Propheten Joel im Druck erscheinen. Hierauf war er bis Ostern 1802 als „Hofmeister", d. i. Hauslehrer, bei einem Baron v. Klot-Trautvetter auf Hohendorf in der Nähe von Stralsund in Diensten. Währenddessen bereitete er sich auf das Examen rigorosum theologicum pro praesentando (um als Pfarrer aufgestellt werden zu können) vor, das er am 14. Juli 1801 vor der Prüfungscommission in Greifswald bestand. In seine Heimath zurückgekehrt, erhielt er am 13. October 1802 auch die Licentia concionandi in den Mecklenburg-Schwerinschen Landen. Am 28. Februar 1803 erlangte er auf Grund einer „Dissertatio, sistens examen argumentorum Platonis pro immortalitate animi humani" die philosophische Doctorwürde in Rostock und habilitirte sich dort als Privatdocent. Er hielt hauptsächlich philosophische Vorlesungen, las aber auch über griechische Schriftsteller und Litteraturgeschichte, gab eine Einleitung in die schönen Wissenschaften und unterrichtete in den orientalischen Sprachen und im Französischen. Aus dieser Zeit stammen die beiden Schriften: „Commentatio in Platonis Euthyphrona" (1804) und „Sokrates als Mensch, als Bürger und als Philosoph oder Versuch einer Charakteristik des Sokrates" (1807; 2. Aufl. 1811; ins Englische übersetzt London 1840).

Drei und ein halbes Jahr hatte W. mit Erfolg an der Rostocker Universität Vorlesungen gehalten, als sich ihm durch Erledigung einer räthlichen Professur der Theologie Aussicht auf feste Anstellung bot. Doch das Rathscollegium der Stadt pflegte sich mit der Neubesetzung ihrer Professuren nicht zu beeilen. Erst

am 8. August 1808 erhielt W. die zweite der beiden vom Rath zu besetzenden theologischen Professuren, mit welcher ein jährliches Gehalt von 300 Thalern verbunden war. Bald sollte er eine einträglichere Stellung erhalten. Ostern 1809 starb der erste herzogliche Theologie-Professor, Wiggers' früherer Lehrer Ziegler, und ein Jahr darauf auch der zweite, Joh. Christ. Wilh. Dahl, unter dessen Leitung zugleich das pädagogisch-theologische Seminar stand. Nunmehr wurde W. vom Herzog am 12. Juni 1810 zum Professor und Inspector des Seminars ernannt. Vorher mußte er aber die theologische Doctorwürde erwerben. Zu diesem Zwecke schrieb W. zwei Dissertationen, zuerst „de Libanii usu ad historiam ecclesiasticam saeculi quarti illustrandam“, die er aber zurücknahm, um mit der zweiten, „de Juliano Apostata religionis Christianae et Christianorum persecutore“, am 8. Mai 1810 den Grad zu erlangen. (Eine deutsche Bearbeitung erschien 1837 in der Zeitschrift für historische Theologie.) Von dieser Dissertation gab der Alterthumskenner Aubin Louis Millin in dem Magasin encyclopédique (October 1810, S. 399) einen ausführlichen Auszug mit der Versicherung, jene Arbeit sei „une preuve du bon esprit, qui anime les universités d'Allemagne“. Im J. 1813 wurde W. auch zum Consistorialrath ernannt und zum herzoglichen Provisor beim Kloster zum heiligen Kreuz sowie bei der Kirchenökonomie bestellt. Seine Hauptthätigkeit blieb jedoch seinem theologischen Lehramte gewidmet, besonders der Kirchen- und Dogmengeschichte. Außer seinen Vorlesungen war er auch ferner auf diesem Gebiete mit vielem Erfolge schriftstellerisch thätig. Im J. 1817 gab er die Festrede: „Wie feiert eine protestantische Universität würdig das Andenken der Reformation?“ in Druck. Dann folgte sein Hauptwerk: „Versuch einer pragmatischen Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus nach der geschichtlichen Entwicklung“, zunächst 1821 der 1. Band, der die Zeit vom Anfang der pelagianischen Streitigkeiten bis zur dritten ökumenischen Synode umfaßt und 1840 von Ralph Emerson, Professor der Kirchengeschichte am theologischen Seminar zu Andover in Massachusetts, ins Englische übersetzt wurde. Der 2. Band, welcher 1833 erschien, schildert den Semipelagianismus in seinem Kampfe gegen den Augustinismus und reicht bis zur zweiten Synode von Orange. In der Zeit zwischen dem Erscheinen dieser beiden Bände gab W. in seiner Eigenschaft als Rector der Universität (vom 1. Juli 1824 bis ebendahin 1825) drei Programme „de Johanne Cassiano Massiliensi, qui Semipelagianismi auctor vulgo perhibetur“ heraus, sowie 1830: „Das Augsburgische Glaubensbekenntniß in deutscher Sprache, nach der 1. Ausgabe Melanchthon's . . . mit einigen Anmerkungen begleitet“. Am 1. Juli 1837 wiederum zum Rector erwählt, bekleidete er diese Würde drei Jahre hintereinander und schrieb drei Programme „de Gregorio Magno eiusque placitis anthropologicis“ (1838—1840). Seine letzte größere Arbeit, „Schicksale der Augustinischen Anthropologie von der Verdammung des Semipelagianismus auf den Synoden zu Orange und Valence 529 bis zur Reaction des Mönches Gottschalk für den Augustinismus“, veröffentlichte er in fünf Abtheilungen in der Zeitschrift für historische Theologie, 1854—1859. Außerdem finden sich Aufsätze von ihm in Wachler's theologischen Annalen, in der Halleschen Allgemeinen Litteratur-Zeitung, in der Ersch-Gruberschen Encyklopädie und in dem Brockhaus'schen Conversations-Lexikon (neue Folge 1822 bis 1826). Bei der Reorganisation des pädagogisch-theologischen Seminars der Rostocker Universität, das Ostern 1841 in zwei Abtheilungen geschieden und nach denselben das „homiletisch-katechetische Seminar“ benannt wurde, erhielt W. die Leitung der katechetischen Abtheilung. Aus Anlaß seines 50jährigen Professoren-Jubiläums wurde ihm im August 1858 der Titel eines Oberconsistorialrathes verliehen; doch vermochte ihn diese Ehrenbezeigung nicht zu trösten über das Schicksal, welches seine Söhne Julius und Moritz betroffen hatte (siehe den

Artikel „Moritz Wiggers"!). Er starb am 4. Mai 1860, nachdem er seit 1823 Senior der theologischen Facultät, seit 1845 des gesammten Professoren-Concils gewesen war.

Dr. Gustav Friedrich Wiggers. Ein Denkmal. (Leipzig 1861.) — Vgl. auch das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon, neue Folge, Bd. II, Abth. 2, (1826) S. 569 f. Heinrich Klenz.

Wiggers: Heinrich August Ludwig W., Pharmakolog, geboren zu Altenhagen, Amt Springe, im Hannöverschen am 12. Juni 1803, widmete sich seit 1816 der Pharmacie, war bis 1826 praktisch thätig, erhielt darauf eine Stellung als Assistent am chemischen Laboratorium zu Göttingen, die er bis 1849 unter Stromeyer und Wöhler bekleidete, erlangte 1835 die philosophische Doctorwürde und habilitirte sich 1837 als Privatdocent an der Göttinger Universität. Hier wurde er 1848 außerordentlicher Professor der Pharmacie, 1864 zum Medicinalrath ernannt, war von 1836—1850 stellvertretender, später ordentlicher Generalinspector sämmtlicher Apotheken des Königreichs Hannover, seit 1860 auch derjenigen des Fürstenthums Lippe und starb am 23. Februar 1880. W. war ein hervorragender Pharmakolog und Pharmakognost. Seine schriftstellerischen Arbeiten sind nach Umfang und Inhalt sehr bedeutend. Er schrieb: „Inquisitio in secale cornutum respectu inprimis habito ad ejus ortum, naturam etc." (Göttingen 1831, gekrönte Preisschrift); „Inquisitio in fungum medullarem chemica" als Beitrag zu A. A. Muehry's Werk Ad parasitorum malignorum inprimis ad fungi medullaris oculi historiam symbolae aliquot (ebd. 1833); „Die Trennung und Prüfung mineralischer Gifte aus verdächtigen organischen Substanzen mit Rücksicht auf Blausäure und Opium" (ebd. 1836); „Grundriß der Pharmakognosie" (ebd. 1840, 5. Aufl. 1864), sein Hauptwerk, dann eine Reihe von Aufsätzen in Poggendorff's Annalen, seit 1833, worunter die Abhandlung über das Zittmann'sche Decoct im XXIX. Bande besonders bemerkenswerth ist. Außerdem rühren von ihm chemische Untersuchungen der Mineralquellen von Wildungen, Pyrmont und Driburg her.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 269. Pagel.

Wiggers: Johann W., katholischer Theologe, geboren zu Diest in Brabant am 27. December 1571, † am 29. März 1639. Nach Absolvirung seiner Studien in Löwen wurde er zuerst mit dem Lehramt der Philosophie in einem der dortigen Collegien beauftragt, 1604 als Vorstand des theologischen Seminars und Professor der Theologie nach Lüttich berufen, 1607 von der Universität Löwen zum Doctor der Theologie promovirt. Seit 1611 war er Professor der Theologie in Löwen. W. verfaßte einen umfangreichen und einst sehr geschätzten Commentar zu der theologischen Summa des Thomas von Aquin, der zu Löwen 1631—41 in drei Bänden, und 1651—57 in sechs Theilen erschien.

Aubertus Miraeus, Bibliotheca ecclesiastica, bei J. A. Fabricius, Bibl. eccl. (1718), p. 306 s. — Valerii Andreae Bibliotheca Belgica (Lovanii 1643), p. 582 s. — Feller, Biographie universelle, T. VIII (Paris 1850), p. 403. — Hurter, Nomenclator, T. I (ed. 2, 1892), p. 251 s.

Lauchert.

Wiggers: Moritz Karl Georg W., Politiker, geboren am 17. October 1816 zu Rostock, † am 30. Juli 1894 ebendaselbst. W. war ein Sohn des Rostocker Theologieprofessors Gustav Friedrich W. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und lag in Rostock, Heidelberg und Göttingen dem Studium der Rechtswissenschaften ob. Nachdem er die vorgeschriebene Prüfung bestanden hatte, ließ er sich im J. 1843 als Advocat und Notar in Rostock nieder. Die

Bewegung von 1848 rief ihn ins öffentliche Leben; bald stand er mit an der Spitze der damaligen demokratischen Partei. Als im Herbste des genannten Jahres die mecklenburgischen Abgeordneten zur Vereinbarung einer constitutionellen Verfassung zusammentraten, wurde W. von ihnen zum ersten Präsidenten der „Mecklenburgischen constituirenden Versammlung“ erwählt, und nach Einführung des constitutionellen Staatsgrundgesetzes (10. October 1849) wurde ihm wiederum das Präsidium der zweiten, constitutionellen mecklenburgischen Abgeordnetenkammer übertragen. Dieselbe trat im Frühjahr 1850 zusammen, wurde jedoch nach wenigen Wochen vertagt und am 1. Juli aufgelöst, da die Regierung sich dem infolge Bundesrathsbeschlusses eingesetzten Schiedsgericht von Freienwalde unterworfen hatte, welches die Verfassung für ungültig erklärte. W., welcher schon die Rechtsgültigkeit der Vertagung nicht anerkannt hatte, berief nach 12 Wochen die constitutionelle Kammer wieder; der Zusammentritt wurde aber durch Gewalt gehindert. Wegen Begünstigung der Flucht des aus Spandau durch Karl Schurz befreiten und über Mecklenburg nach England geretteten Dichters Gottfried Kinkel (im November 1850) angeklagt, wurde W. freigesprochen. (Vgl. Wiggers' Aufsatz „Gottfried Kinkel's Befreiung“ in der Gartenlaube [1863, Nr. 7—10]. In derselben Zeitschrift [1864, Nr. 15 u. 16] veröffentlichte W. auch: „Ein Besuch bei Garibaldi auf Caprera“.) Dagegen wurde W. in den „Rostocker Hochverrathsproceß“ verwickelt. „Mit Wissen und Einverständniß des Berliner Polizeipräsidenten v. Hinckeldey hatte ein geheimer Agent der dortigen Polizeibehörde schon im Winter 1851/52 in einen Kreis von Rostocker Patrioten, welche die 1850 erfolgte Aufhebung des constitutionellen Staatsgrundgesetzes von 1849 und der damit eingetretene Wechsel des Regierungssystems zusammengeführt hatte, sich einzudrängen gewußt und ihren harmlosen Zusammenkünften eine Wendung zu geben versucht, daß das Ganze zu gelegener Zeit für eine Verschwörung sich ausgeben ließ. Im März 1853, nachdem jene Zusammenkünfte schon seit einem halben Jahre nicht mehr stattgefunden hatten und ihre Zwecke von allen Theilnehmern als aufgegeben betrachtet wurden, war der Zeitpunkt gekommen, wo die Berliner Polizeibehörde die Früchte ihrer Bemühungen glaubte einernten zu sollen. Die Entdeckung der ‚Verschwörung‘ ward von ihr mit großem Geräusch gleichzeitig in Preußen und Mecklenburg in Scene gesetzt. Mit vielen anderen Rostockern wurden in die nun beginnende Untersuchung auch die beiden Söhne des Consistorialrathes Wiggers verflochten.“ (Dr. Gustav Friedrich Wiggers. Ein Denkmal, Leipzig 1861, S. 66 f.) Die beiden Brüder wurden am 1. Mai 1853 in das Bützower Criminalgefängniß abgeführt und saßen dort in Untersuchungshaft bis zum 9. Januar 1857. Darauf wegen Hochverrath vorbereitender Handlungen zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt (jedoch nicht einstimmig, da mehrere Mitglieder des Gerichtshofes sich für Freisprechung erklärt hatten), mußte W. noch bis zum 24. October 1857 in Gefangenschaft bleiben, worauf er infolge großherzoglichen Befehls freigelassen, aber aus der Zahl der Advocaten gestrichen wurde. (Näheres findet man in den Schriften: Julius Wiggers, 44 Monate Untersuchungshaft. Ein Beitrag zur Geschichte des „Rostocker Hochverrathsprocesses“, 1. u. 2. [verm.] Aufl. Berlin 1861. — Herm. Wex, Der Rostocker Hochverrathsproceß vor dem Forum des Hamburger Niedergerichts, 1861. — K. Türk, Die Revision des Rostocker sogen. Hochverrathsprocesses, 1866; 2. Aufl. 1867.) Seitdem lebte W. in seiner Vaterstadt als Privatmann, seine Thätigkeit gemeinnützigen Dingen widmend. Am politischen Leben betheiligte er sich zunächst wieder als Mitglied des Ausschusses des Nationalvereins und des Abgeordnetentages. Im J. 1867 wurde er, da ihm die Wahl in Mecklenburg verschlossen war, vom dritten Berliner Wahlkreise in den constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt und

blieb auch der Vertreter des genannten Wahlkreises in den folgenden ordentlichen Norddeutschen Reichstagen. Im J. 1871 wurde er in den Deutschen Reichstag, und zwar außer in Berlin auch im dritten mecklenburgischen Wahlkreise (Parchim-Ludwigslust) gewählt; er nahm die Wahl für letzteren an und vertrat denselben bis zum Jahre 1881 auf den Bänken der deutschen Fortschrittspartei. Als das herannahende Alter ihn auf eine Fortsetzung des parlamentarischen Wirkens verzichten ließ, widmete er sich fast ausschließlich dem Projecte eines Schiffahrtscanals von Rostock nach Berlin, zu welchem Zwecke er den Mecklenburgischen Canalverein zu Rostock gegründet hatte, und erzielte wenigstens den Anfang einer größeren Wasserverbindung Rostocks mit dem Binnenlande. Auch machte er sich als Mitbegründer und langjähriges Mitglied des Centralvereins für Hebung der deutschen Fluß- und Canal-Schiffahrt zu Berlin verdient. (Vgl. Rostocker Zeitung 1894, Nr. 351.)

Als Schriftsteller verfaßte W. gemeinschaftlich mit seinem älteren Bruder Julius eine „Geschichte der drei mecklenburgischen Landesklöster Dobbertin, Malchow und Ribnitz. 1. Hälfte: Von der Stiftung derselben bis zur Ueberweisung an die Stände im Jahre 1572" (1848) und eine „Grammatik der italienischen Sprache, nebst einem Abriß der italienischen Metrik" (1859). Allein verfaßte W. folgende staats- und volkswirthschaftliche Schriften: „Die Vertheilungsverhältnisse des Grundbesitzes, die agrarische Gesetzgebung und deren Wirkung in Mecklenburg-Schwerin. Ein Vortrag auf dem volkswirthschaftlichen Congreß zu Frankfurt a. M. am 14. September 1859." (Separatabdruck aus dem Arbeitgeber. 1859.) — „Die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform der wirthschaftlichen Zustände in dem Hafenorte Warnemünde." (1860.) — „Zwei Vorträge über die agrarischen Zustände in Mecklenburg-Schwerin, gehalten auf dem volkswirthschaftlichen Congresse zu Frankfurt a. M. und Köln." (1861.) — „Volkswirthschaftliche Flugblätter": I: „Die Nothwendigkeit der Reform des Gewerbewesens in Mecklenburg." (1861.) II: „Das Project einer auf dem Principe der Selbsthülfe zu gründenden Gewerbehalle in Rostock." (1861.) III: „Vortrag über das Project eines mecklenburgischen Grenzzolles." — „Die Errichtung eines allgemeinen städtischen Wasserwerkes in Rostock." (1861.) IV: „Die Verhandlungen des volkswirthschaftlichen Congresses zu Weimar über das mecklenburgische Grenzzoll-Project." (1862.) — „Die mecklenburgische Steuerreform, Preußen und der Zollverein." (1862.) — „Der Vernichtungskampf wider die Bauern in Mecklenburg." (1864.) — „Die Wiederherstellung der Leibeigenschaft in Mecklenburg." (1864.) — „Die Finanzverhältnisse des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin." (1866.) — „Vor und nach dem Reichstage." (Zwei Reden. 1867.) — „Die Vererbpachtung der Domanialbauerngehöfte im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin." (1869.) — „Die Reform der bäuerlichen Verhältnisse im Domanium des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin." (1869.) Hieran schließen sich seine Schriften zur Canalfrage: „Der Rostock-Berliner Canal." (1869.) — „Das Project des Rostock-Berliner Schiffahrtscanals." (3 Abth. 1873, 1874, 1875.) — „Bericht über den Stand des (vorgenannten) Projectes." (1875.) — „Die Bedeutung des Rostock-Berliner Schiffahrtscanals für die landwirthschaftlichen Interessen der Provinz Brandenburg und der Großherzogthümer Mecklenburg." (2 Abth. 1877 und 1878.) — Endlich: „Die Rostock-Warnemünder Hafenbaufrage." (1884.)

Als Grundzug von Wiggers' Charakter bezeichnet die Rostocker Zeitung (1894, Nr. 354), welcher er so lange Jahre nahegestanden, „die unbeugsame Treue der Ueberzeugung", die auch von seinen Gegnern an ihm geachtet wurde. Aus Ueberzeugung stand und blieb er auf liberaler Seite; aus Ueberzeugung hielt er daran fest, daß auch für sein engeres Vaterland eine constitutionelle

Verfassung das Beste sei. Seine Ueberzeugung „trieb ihn, den Friedliebenden, mit unwiderstehlicher Kraft in den Kampf .... Er stand in demselben fest und unbeugsam, und bis in seine hohen Tage hinein hat er für die als recht erkannte Sache seine Kräfte eingesetzt und kein Opfer gescheut, wenn die liberale Partei ihn rief. Und derselbe Mann, der an den exponirtesten Punkten kämpfte und stritt, war im Grunde eine milde, allem Unholden, allem Streite abgeneigte, eine friedliche Natur, welche am wohlsten sich in stiller Häuslichkeit fühlte unter den Geistesschätzen unserer großen Denker, in der Pflege der edlen Tonkunst." — Unter sein Porträt schrieb W.: „Des Volkes Wille ist das höchste Gesetz im Staat". Heinrich Klenz.

Wiggert: Friedrich W., hervorragender Schulmann. Er war geboren am 29. December 1791 zu Möckern als der Sohn eines Kaufmanns, besuchte von 1804—1810 das Domgymnasium zu Magdeburg, das sich unter der Leitung des trefflichen Rectors G. B. Funk (s. A. D. B. VIII, 201) befand, und bezog Michaelis 1810 die Universität Halle zum Studium der Theologie. Er hörte vornehmlich Knapp und Gesenius; der letztere begeisterte ihn für das Studium der morgenländischen Sprachen. Philologische Studien machte er unter Schütz und Jacobs. Die Aufhebung der Universität Halle bei Ausbruch des Krieges im J. 1813 vereitelte seinen Plan, sich für die Universitätslaufbahn vorzubereiten. Funk's Nachfolger im Rectorate J. A. Matthias (s. A. D. B. XX, 672) zog den strebsamen jungen Mann als Lehrer an das Domgymnasium zu Magdeburg. 1814 trat er als Collaborator ein und wurde 1821, nachdem seine Wahl zum Director des Gymnasiums zu Soest vom Ministerium wegen seiner Jugend nicht bestätigt worden war, zum Oberlehrer befördert. 1835 erhielt er den Charakter als Professor und 1849 wurde er zum Director ernannt. Die Anstalt wurde von ihm bis 1860 geleitet, wo er in den Ruhestand trat. In einem Zeitraum von 46 Jahren hat er der Bildung und Erziehung der vaterländischen Jugend die treusten und erfolgreichsten Dienste geleistet, als Lehrer den bedeutendsten pädagogischen Einfluß geübt und viele Tausende mit seinem gründlichen und umfassenden Wissen unterstützt und durch seine eingehende Belehrung zu inniger Dankbarkeit verpflichtet. Seine schriftstellerischen Leistungen bewegen sich theils auf dem Gebiete der altclassischen, theils auf dem der germanistischen Philologie. Der lernenden Jugend leistete er wesentliche Dienste durch sein im J. 1820 zum ersten Male erschienenes, seitdem weit verbreitetes „Handbüchlein der lateinischen Stammwörter", das über 20 Auflagen erlebt hat und eine Fülle feiner etymologischer, auch dem Fachmann willkommener Bemerkungen enthält. Im Programm des Domgymnasiums zu Magdeburg von 1824 veröffentlichte er „Variae lectiones ad Lucani Phars. IX, 423—642 et 862—1077 ex fragmentis codicis membr. Magdeburgensis". Eine Frucht seiner auf die Geschichte der deutschen Sprache verwandten Studien waren zwei in einer kleinen Anzahl von Exemplaren auch in den Buchhandel gekommene Programmabhandlungen von 1832 und 1836: „Scherflein zur Förderung älterer deutscher Mundarten." Es sind darin verschiedene Bruchstücke von ihm aufgefundener, zum Theil sehr alter deutscher Handschriften, außerdem auch Auszüge aus bis dahin ganz unbekannten vollständig erhaltenen Handschriften gegeben. Er machte u. a. eine niederdeutsche gereimte Umschreibung der Sittensprüche des Facetus aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts und die niederdeutschen Fabeln des Gerhard von Minden bekannt. In hervorragender Weise aber war sein Interesse der deutschen Alterthumskunde zugewandt. Verschiedene Aufsätze veröffentlichte er in Ledebur's Archiv für die Geschichtskunde des preußischen Staates, sowie in den Mittheilungen des thüringisch-sächsischen Alterthumsvereins (von hohem Werthe ist der Aufsatz: „Historische Wanderungen durch Kirchen des Regierungsbezirks Magde-

burg"). Das Streben, die Geschichte der Stadt Magdeburg, mit der er durch seinen langjährigen Aufenthalt auf das innigste verwachsen war, aufzuhellen, füllte seine Mußestunden aus. So schrieb er: „Der Dom zu Magdeburg" (1845); „Ueber Martin Luther's Schülerleben zu Magdeburg und den dortigen Verein der Brüder vom gemeinsamen Leben im Thal des h. Hieronymus" (1851); „Ueber das Denkmal Kaiser Otto's auf dem Alten Markt" (1858). Für den von ihm 1866 gegründeten Verein für Geschichte und Alterthumskunde des Herzogthums und Erzstifts Magdeburg war er nicht nur durch belehrende Vorträge über wichtige Fragen der Localgeschichte und des magdeburgischen Münzwesens, sondern auch durch gediegene wissenschaftliche Abhandlungen in der Vereinszeitschrift thätig. Er schrieb über die Begräbnisse der Königin Editha, des Kaisers Otto des Großen und der Engelas sowie über die der Erzbischöfe im Dom zu Magdeburg, vom alten Sudenburger Thor ꝛc. Leider hielt ihn allzugroße Bescheidenheit ab, der Nachwelt mit seinem vielseitigen Wissen durch die Herausgabe zusammenhängender Werke über die Geschichte des Erzstifts Magdeburg zu nützen. Er starb am 1. December 1871.

Biographische Skizzen im Magdeburger Correspondenten 1871 Nr. 289, im Beiblatt zur Magdeburger Zeitung 1872 Nr. 4, in den Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg 1872, S. 620—626. — Gedächtnißrede des Domhilfspredigers Nehmiz am 3. December 1871 gehalten. — Holstein, Geschichte des Domgymnasiums zu Magdeburg, 1875, S. 117—124.

H. Holstein.

Wihl: Ludwig W., Philolog und Litterat, wurde am 24. October 1807, nach weniger gut beglaubigter Angabe 1806 zu Wevelinghofen bei Aachen von jüdischen Eltern geboren, die bestrebt waren, ihm eine höhere Bildung angedeihen zu lassen, obschon sie nicht vermögend waren. W. besuchte das evangelische Gymnasium zu Köln, wo dann die Aufmerksamkeit des Erzbischofs Graf Ferdinand v. Spiegel auf ihn gelenkt wurde. Dieser Kirchenfürst verschaffte ihm die Mittel zum Universitätsstudium, und W. konnte infolgedessen in Bonn und München classische und orientalische Sprachen gründlich treiben. In letzterer Stadt promovirte er zum Doctor der Philosophie, jedenfalls mit dem Büchlein (oder dessen erstem Theile), das den Haupttitel führt: „Ludovici Wihl De gravissimis aliquot Phoenicum inscriptionibus commentatio philologico-critica, cui accedit oratio Germanice scripta, quam in societate Philomathia Monacensi, die 13 M. Novembr. 1830 habuit: De artium inter Graecos primordiis, explicatione inscriptionis praemissa. Cum duabus tab. lithogr. inscriptionum (Monachii 1831)", wie auch aus der Thatsache des Drucks durch den Universitätsbuchdrucker Dr. Karl Wolf zu schließen, dazu aus der Widmung an Eduard v. Schenk (s. d.), den Minister und Dramatiker, den Kölner Erzbischof und den Philosophen Schelling, damaligen Münchner Universitätsprofessor. Sie enthält außer der im Titel als Hauptsache genannten lateinisch abgefaßten Abhandlung eine kurze Betrachtung „Ueber einen antiken Carneol mit phönicischen Charakteren, in der Sammlung des Herrn Grafen Anatolio Demidoff", die an W. eingesandt worden war, sowie die sorgfältige „Rede über die Anfänge der Kunst unter den Griechen, in Verbindung mit der Erklärung einer phönicischen Inschrift", in dem philomathischen Verein zu München vorgetragen. Beide Arbeiten, die an eine im „Kunstblatt" vom 10. August 1831 von W. veröffentlichte Stichprobe seiner Untersuchungen anknüpfen, stützen sich auf seine These, die Sprache der Phönicier sei hebräisch gewesen, und behandeln von da aus einerseits den Sinn einer Reihe von Notizen zu phönicischen Denkmälern, andererseits den Einfluß letzterer auf die älteste Periode hellenischer Kunst. Dies Werkchen scheint ziemlich selten

zu sein: sogar die Münchner Hof- und Staatsbibliothek besitzt bloß das aus der Privatbibliothek König Ludwig's I. geschenkte Exemplar.

Nach beendigten akademischen Studien versuchte W. einen entsprechenden Posten im Staatsdienste zu erlangen; an die Docentenlaufbahn scheint er in erster Linie gedacht zu haben. Da er preußischer Unterthan war, mochte er es wol in Baiern gar nicht erst ernstlich wagen. Aber auch sein Landesfürst Friedrich Wilhelm III. wollte keinen Juden zum Professor ernennen, und Confessionswechsel war bei W. ausgeschlossen. So wurde aus dem strengen Philologen und Büchergelehrten ein Schriftsteller, zugleich Publicist und Belletrist. Er betheiligte sich an Karl Gutzkow's Zeitschriftenunternehmungen, zuerst in Frankfurt a. M. am „Phönix", dann in Hamburg am „Telegraph", besuchte zwischendrein — alles dies liegt in den Dreißigern des Jahrhunderts — auch England und Frankreich, besonders beider Hauptstädte, und veröffentlichte, nachdem 1836 eine Sammlung seiner „Gedichte" erschienen, mit als Ausbeute dieser Reise „Englischer Novellenkranz" (1839). 1840 kehrte W., mit dem unverträglichen Gutzkow überworfen, nach Frankfurt zurück und gründete hier mit Mitteln, die ihm ein christlicher Bankier überwies, eine Erziehungsanstalt; sie ging nach anderthalb Jahren ein, weil christliche Zöglinge nicht aufgenommen werden durften. Die Jahre bis 1848 brachte W. darauf meist in Amsterdam und Utrecht zu, wol als freier Litterat, vielleicht auch als Lehrer thätig. Im Revolutionsjahre finden wir ihn zu Paderborn an einer politischen Tageszeitung beteiligt. Dazu paßte seine Natur freilich nicht, und so ists kein Wunder, daß er einmal die Grenze des Zulässigen überschritt und wegen des betreffenden Artikels ein Jahr Festungshaft zudictirt erhielt. Er entzog sich dieser Strafe durch die Flucht und ging nach Frankreich, wo er sich anfänglich in Paris aufhielt und später eine seitdem verwaltete höhere Lehrerstelle für Litteratur in Grenoble bekam. Bei Ausbruch des 1870er Kriegs mußte er Frankreich verlassen und wandte sich nach Brüssel, wo er von einer mäßigen Pension lebte und am 16. Januar 1882 starb.

Es macht ganz den Eindruck, als ob W. niemals ernstlich in die Belletristik hineingegangen wäre, falls sich seine Hoffnungen auf eine gesicherte philologisch-wissenschaftliche Wirksamkeit verwirklicht hätten. Wie innig er an dieser Disciplin hing, belegt deutlich die Einleitung zu Wihl's „Geschichte der deutschen National-Literatur von ihren ersten Anfängen bis auf unsere Tage" (1840), betitelt „Ueber Sprache im Allgemeinen und die deutsche insbesondere", wo sich die vage Sprachphilosophie jener Decennien und etymologische Liebhaberei, diese sogar unfester als in dem Münchner Bändchen von 1831, mit linguistischen Ahnungen kreuzen. Das litterarhistorische Werk selbst ist nicht nur vom heutigen Standpunkte aus schlechthin werthlos, sondern die Parteilich- und Einseitigkeit in Auswahl, Auffassung, Gruppirung der litterarischen Dinge berührt in dem Lustrum, da Koberstein's und Gervinus' gewaltige Darstellungen unseres nationalen Schriftthums erwuchsen, überaus schwächlich. Höherer kritischer Blick fehlt durchaus, dafür wimmelt es von unpassenden oder nichtssagenden Parallelen, die nichts beweisen als eine ausgedehnte Belesenheit. Bemerkenswerth und dem Zeithange zur mittelalterlichen Poesie gemäß kommt die moderne Zeit der deutschen Litteratur, selbst der Classicismus, hinter den älteren Jahrhunderten äußerlich arg zu kurz. Methode sowie ordentliche Herrschaft über die eben damals fleißig durchackerte mittelhochdeutsche Periode suche man da nirgends. Aus persönlicher Activität schöpft nur der letzte, publicistisch gefärbte Abschnitt „Blicke in die Gegenwart". Da zielt W. auf sein eigenes Verhängniß: „Man dünkte sich Wunder für etwas Großes, wenn man sich deutsch oder besser teutsch nannte, wenn man z. B. den Juden, obgleich er den lebendigsten Antheil an der Bewegung nahm, obgleich er über ein Jahrtausend den Druck der Deutschen ge-

tragen, für undeutsch erklärte"; da spricht er ganz subjectiv: „Ich erinnere mich noch lebhaft eines Gesprächs mit Schelling, den ich mit Stolz Lehrer und Freund nenne, über Mendelssohn"; da streift er bei der Behandlung Ludwig Börne's, auf dessen Grab er „am ersten Frühlingstage einen Kranz" niedergelegt und eine Vision gehabt hatte, und Heinrich Heine's, welch letzterem er eine genauere Aufmerksamkeit schenkt, sein Verhältnis zu dem „ungezogenen Liebling der Grazien", „in dieser flüchtigen Skizze" nicht zu Ausführlichkeit im Stande: „Doch dürften folgende Crayonstriche, die ich einem früher von mir im Telegraphen (1838 [mit Druckfehler 1818], July) mitgetheilten Aufsatze: H. Heine in Paris, entlehne, der Wahrheit nicht fern abliegen; sie sind wenigstens damals mit einer Vorliebe für Heine geschrieben, um die er sich später auf eine unerlaubte, unwürdige Weise gebracht hat." W. hatte Heine 1837, als er zuerst in Paris war, kennen gelernt und dann in Frankfurt den angezogenen Artikel veröffentlicht, der Heine hohes Lob zuertheilt, aber neben aller Anerkennung des Dichters den Charakter sammt der Sucht nach Allerweltsautorität tadelte, dabei Börne Recht gebend. Heine aber, da seine Eitelkeit immerhin zufrieden sein durfte, auch W. sichtlich keinen Angriff oder gar ein Federduell eröffnet hatte, hielt seinen Ingrimm zunächst verborgen und äußerte sich bloß brieflich seinem Verleger u. a. gegenüber (vgl. unten) höchst abfällig über die litterarische Klatschsucht und Schriftstellereitelkeit Wihl's, der ihn nur zum Piedestal seiner Großmannssucht habe benutzen wollen. Bald danach entbrannte jedoch der Krieg, und erst als W. auf der Flucht 1848 nach Paris kam, näherte er sich Heine wieder, ohne daß ihre Beziehungen enger oder dauerhafter wurden. Heine beurtheilte W. ungünstig oder vielmehr er taxirte ihn viel zu gering, um auf eine Verbindung mit ihm irgend Werth zu legen, hat auch seine ganze Erscheinung verhöhnt. W. hatte 1847 eine lyrische Sammlung „Westöstliche Schwalben" drucken lassen, seine erheblichste That in der Poesie, die aber doch nur Heine's Spott — auch „Rabbi Faiwisch" nannte er ihn — Nahrung bot: am 1. November 1850 meldete Heine Alfred Meißner von einem Besuche des, wegen eines tragikomischen Liebesabenteuers „trauernden Schwalben-Rabbi Wihl" und gerade fünfviertel Jahre später „Den Schwalbenvater sehe ich, gottlob! nicht mehr, wie überhaupt mein Haus jetzt sehr von west-östlichem Gesindel gereinigt ist". Das ist freilich noch milde neben einer Briefstelle vom Mai 1839 (an Gustav Kühne): „Ja, gegen den Wihl kann ich nicht selbst auftreten, er ist eine Wanze, die ich nicht mit den Fingern anrühren kann, ohne mich widerwärtig zu beschmutzen, die ich nicht zertreten darf, wenn ich mich nicht dem Mistduft seiner Stinkereien, die er verübt, aussetzen will", wozu ein an den Almanach-Redacteur Christian Schad 1853 gerichteter Brief das Seitenstück gewährt: „Ich glaube, Sie sind es den Geruchsnerven Ihrer Leser schuldig, daß Sie von dieser herumkriechenden Wanze keinen versificirten Gestank in Ihren Almanach aufnehmen". Vor Friedrich Hebbel scheint der Satiriker an der Seine diesen Ton nicht riskirt zu haben, wenn er 1843 zu ihm sagte: „ein Dichter, der keine Gedichte mache, sei wie ein Baum ohne Blüthen, aber Gutzkow, meinte er, werde nicht zu kurz kommen, denn wenn er stürbe, so werde Wihl sich hinsetzen und die zur Completirung nöthigen Gedichte aus Freundschaft für ihn abfassen und seinem Nachlasse einverleiben", ein Witz, der kleinlich auf Wihl's Heine-Essay in Gutzkow's Journal anspielt und zeigt, daß Heine den Aerger noch immer nicht hinuntergeschluckt hatte. Jenes doppelte herbe Votum muthet uns hart an, wenn wir die „Gedichte" Wihl's von Anno 1836, die „Westöstlichen Schwalben" von 1847 und die wol in der Hauptsache letzterem Bändchen einverleibten Nummern eigenen Fabrikats in Wihls „Jahrbuch für Kunst und Poesie. Jahrgang 1843", das er mit Beiträgen Geibel's, Gutzkow's, Herwegh's, Lenau's, Mörike's, Mosen's,

Wolfg. Müller's, Prutz', G. Schwab's, Simrock's u. a. herausgegeben hat, Revue passiren lassen. Manches darin ist Geibelisch beziehentlich im Stile der durch diesen eben aufkommenden norddeutschen Poeten repräsentirten Lyrik, Einzelnes auch Heinisch; auch zwei Brüder des Herausgebers, David und der 16jähr. Lazarus, erschienen mit nicht wenigen lyrischen Versen da auf dem Plan, der letztere romantisch im damals viel verspöttelten Sinn, der ältere hie und da Heinisch angehaucht, doch mehr zu Uhland neigend: von ihrem spätern Schicksal weiß ich nichts.

Vgl. Kurz, Gesch. d. dtsch. Lit.[3] IV, 57 f. (stellt ihn hoch); flüchtig ist Brümmer, Lexik. d. dtsch. Dicht. u. Pros. d. 19. Jhrh., II, 484 f. (3. Ausg.), gut A. Englert, Vrtljhrschr. f. Litteraturgesch., VI, 316 f. (vgl. auch S. 322 [nicht 321, wie im Register]), der auf die einschlägigen Briefe in Karpeles' Heine-Ausgabe Bd. 9 (man sehe auch die Elster's) und A. Meißner, H. Heine; Erinnerungen, S. 114—137 verweist und die S. 240 stehende Ablehnung einer Beziehung des „Schwalbenvaters" u. s. w. auf Wihl mit Recht nicht stichhaltig erachtet. Obige Auslassung zu Hebbel in dessen Biographie von Kuh, II, 63. Bloße Erwähnung bei Gottschall, D. dtsch. Nationallit. d. 19. Jhrhs.[6] II, 394 u. III, 97. Ludwig Fränkel.

Wiho, erster Bischof von Osnabrück, † 803. Man weiß von ihm weiter nichts mit Bestimmtheit, als sein Todesjahr und daß er von Geburt ein Friese war, wird ihn jedoch als den Organisator des Kirchenwesens in seiner Diöcese, welche allerdings ursprünglich wahrscheinlich zunächst nur den südlichen Theil des späteren Sprengels umfaßte, zu betrachten haben.

Aeltere Gelehrte und noch neuerdings F. Jostes haben ihn als mythische Person auffassen zu sollen geglaubt, und zwar wol hauptsächlich deshalb, weil seiner einerseits in den unechten Osnabrücker Kaiserurkunden Erwähnung geschieht, und weil andererseits die Quellen, auf Grund deren der Osnabrücker Chronist Ertman sein Todesjahr und die Nachricht über seine Herkunft mittheilt, nicht erkannt waren. Ertman hat aber diese Angaben der mit annalistischen Randbemerkungen versehenen Osnabrücker Ostertafel bezw. aller Wahrscheinlichkeit nach einem leoninischen Verse entnommen. Beides ist also durch gute, weil vermuthlich gleichzeitige Quellen bezeugt. Ob der Name jedoch richtig überliefert ist, muß zweifelhaft erscheinen, weil er in dieser Form anderweitig nicht wieder vorkommt. Man könnte annehmen, daß er durch einen auch sonst oft nachweisbaren Lesefehler aus Wizo, der Koseform einer der vorne mit Widu zusammengesetzten Namen verdorben sei. Erst wenn die Pseudo-Originale der ältesten Osnabrücker Kaiserurkunden wieder zu Tage treten sollten, wird diese Frage zur Entscheidung gebracht werden können.

F. Philippi, Osnab. Urk.-Buch I, Nr. 1 u. 4. Vgl. Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft XV, S. 111 ff. u. 942 ff. F. Philippi.

Wilberg: Christian W., Maler, wurde am 20. November 1839 zu Havelberg in der Mark geboren. Zum Stubenmaler ausgebildet, lebte er bis zum Jahre 1861 in seiner Vaterstadt. In dem genannten Jahre aber siedelte er nach Berlin über, um sich in dem Atelier des Landschaftsmalers Eduard Pape als Kunstmaler auszubilden. Nachdem er bei Pape anderthalb Jahre gearbeitet hatte, trat er auf dessen Rath in das Atelier des Decorationsmalers Paul Gropius ein, wo er sich schöne Kenntnisse in der Perspective und in der Architekturmalerei erwarb. Seine Ausbildung vollendete er seit dem Jahre 1870 unter der Leitung Oswald Achenbach's in Düsseldorf. Hierauf folgten Studienreisen in Norddeutschland und ein zweijähriger Aufenthalt in Italien, wo sich W. namentlich durch Venedig fesseln ließ. Nach Deutschland heimgekehrt, nahm er seinen Wohnsitz in Berlin, von wo aus er wiederholt Italien besuchte. Sein Lieblingsfeld wurde das italienische Architekturbild. Am besten gelang ihm die

Wiedergabe prachtvoller Innenräume von Kirchen und Domen, deren magische Beleuchtung durch einfallendes Sonnenlicht er überaus glänzend zu veranschaulichen wußte, wie er sich auch auf die Darstellung des verschiedenartigsten Materials von Gold, Marmor und Holz verstand. Zu seinen bedeutendsten Schöpfungen in dieser Art gehören einige Innenansichten der Marcuskirche in Venedig und der Capella Palatina in Palermo. Für die Berliner Fischereiausstellung im J. 1880 malte er ein Panorama des Golfes von Neapel, das seinen Namen zum ersten Male in weiteren Kreisen bekannt machte. Im J. 1879 begleitete er den Director der Berliner Antikensammlung Professor Conze auf einer Reise nach Pergamon. Die Frucht derselben war eine Reihe von Skizzen nach der dortigen Akropolis, die er zum Theil für Gemälde verwerthete. Er hatte sich ein umfassendes Wissen in der antiken Baukunst angeeignet und verwandte es zu selbsterdachten Reconstructionen römischer Bauwerke, unter denen die für das Café Bauer in Berlin angefertigten idealen Wandgemälde jedermann bequem zugänglich sind. Weniger leicht ist das der Fall bei den Freskobildern im Hofe des Palais Thiele-Winkler und des Pringsheim'schen Hauses in Berlin. Für die Ausschmückung der Aula in der königl. technischen Hochschule zu Charlottenburg entwarf er im J. 1881 die Skizzen zu fünf großen Lünettenbildern, in denen er die hervorragendsten Bauwerke der verschiedenen Stilperioden in landschaftlicher Umgebung zu schildern bestrebt war. Seine letzte größere Arbeit war das große Panorama der Thermen des Caracalla, das er für die Berliner Hygieneausstellung des Jahres 1882 zu malen unternahm. Fast vollendet, wurde es durch das in der Ausstellung am 12. Mai ausgebrochene Feuer ein Raub der Flammen. W. hatte nur noch Zeit, die Skizzen und Zeichnungen in Sicherheit zu bringen. Einige Tage nach dem Brande unternahm er in Begleitung von Anton von Werner und Ludwig Pietsch eine Reise nach Frankreich, um die Gegend von Sedan kennen zu lernen, die er für das Panorama der Schlacht bei Sedan darstellen sollte. Zunächst jedoch besuchte er Paris, wo ihn der Tod nach nur zweitägigem Krankenlager am 3. Juni 1882 ereilte. Im October und November desselben Jahres veranstaltete die Direction der Nationalgalerie in Berlin eine Sonderausstellung von Werken Wilberg's, die nicht weniger als 677 seiner Arbeiten umfaßte. Aus ihr ging ein Oelbild: Villa Mondagrone und eine Anzahl Oelskizzenstudien in Wasserfarben und Bleistiftzeichnungen in den Besitz der Nationalgalerie über, welche auch die Entwürfe für die Charlottenburger Lünettenbilder bewahrt. Der Dresdener Galerie wurde im J. 1883 ein Bild Wilberg's „Memento Mori", Motiv aus dem Sabinergebirge, als Geschenk überwiesen. W. hat sich auch als Lehrer bedeutende Verdienste erworben. Vom 1. März 1877 an vertrat er Albert Hertel als Leiter des Landschaftsateliers an der Berliner Akademie der bildenden Künste, und am 1. April 1878 wurde ihm die Leitung dieser Classe der Akademie definitiv übertragen.

Vgl. Der Bär, Illustrirte Wochenschrift. VIII, 542, 543. Berlin 1882. — Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst. XVII, 543—546, 560, 561. Leipzig 1882; XVIII, 1—5. Leipzig 1882. — A. Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst. III, 261, 262. Leipzig 1889. — A. von Werner, 1896. Ansprachen und Reden. Berlin. S. 237, 238. H. A. Lier.

Wilberg: Friedrich Wilhelm W. wurde am 19. Juli 1798 zu Overdyk bei Bochum in der Grafschaft Mark geboren, kam aber schon im Alter von vier Jahren nach Elberfeld, als sein Vater, ein tüchtiger und angesehener Schulmann, dort an einer von wohlhabenden Familien gegründeten Bildungsanstalt für junge Kaufleute die Stelle des Vorstehers übernahm. Nachdem der Knabe sich in diesem Institute bereits mit den neueren Sprachen bekannt gemacht hatte,

besuchte er von Michaelis 1813 bis Ostern 1815 das Lyceum zu Mannheim, darauf das Gymnasium zu Düsseldorf, bestand im Herbst 1816 mit einem Zeugnisse ersten Grades die Abiturientenprüfung und ging dann nach Berlin, wo er sich unter F. A. Wolf, Böckh und Buttmann eifrig mit Philologie, unter Rühs und Wilken mit Geschichte, unter Grüson mit Mathematik beschäftigte. Zur Ableistung seiner Militärpflicht begab er sich 1817 nach Köln und bezog 1818 die neu errichtete Hochschule zu Bonn. Hier schloß er sich vor allen an die Philologen Heinrich, Näke und Welcker an, war vier Jahre lang Mitglied des von den beiden Erstgenannten geleiteten philologischen Seminars, arbeitete zuletzt eine Zeit lang auf der Universitätsbibliothek, ertheilte in den unteren Classen des Gymnasiums den mathematischen Unterricht und legte schließlich mit Auszeichnung die Prüfung für das höhere Schulamt ab. Im Herbst 1822 folgte er einem Rufe als provisorischer Lehrer an das königliche Gymnasium zu Essen, rückte 1824 in eine ordentliche Lehrerstelle ein, wurde 1829 erster Oberlehrer und übernahm 1845 als Director die Leitung der Anstalt. Am 11. Juni 1852 starb er; schon einige Wochen vorher hatte ein Nervenschlag ihn gelähmt und zur Erfüllung seiner Berufsgeschäfte unfähig gemacht.

W. gehörte vermöge seiner gründlichen und vielseitigen Kenntnisse, seiner Lehrgabe und namentlich auch vermöge des vortheilhaften Einflusses, den er auf die sittliche Entwickelung der Jugend ausübte, zu den vorzüglichsten Schulmännern, die das Rheinland zu seiner Zeit besaß. Die ihm unterstehenden Collegen wußte er in hohem Maaße zu einem einträchtigen Zusammenwirken heranzuziehen, und bei den Angehörigen seiner Schüler erfreute er sich eines weitgehenden Vertrauens. Die Frequenz des Essener Gymnasiums wurde während der sieben Jahre seines Directorats nahezu um das Doppelte vermehrt. Auch außerhalb seines Berufs entfaltete er, vor allem als Begründer und Leiter eines litterarischen Vereins und mehrere Jahre hindurch als Redacteur einer Zeitung, der „Allgemeinen politischen Nachrichten“, eine rege und fruchtbringende Thätigkeit.

Von Wilberg's wissenschaftlichen Arbeiten ist besonders eine große kritische Ausgabe des Ptolemäus hervorzuheben, für die er die bedeutendsten Pariser und Mailänder Handschriften selbst verglichen hat (Claudii Ptolemaei Geographiae libri octo. Graece et latine ad codicum manu scriptorum fidem etc. Essen 1838). Auch unter den Abhandlungen, die er in verschiedenen Zeitschriften, sowie als Beilagen zu den Schulprogrammen erscheinen ließ, haben manche Anspruch auf dauernde Beachtung. An dem „Museum des rheinisch-westfälischen Schulmännervereins“ war er mehrere Jahre hindurch als Mitherausgeber betheiligt. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste wurde ihm von der obersten Schulbehörde der Professortitel, der für die Gymnasiallehrer damals noch eine Auszeichnung bildete, von der philosophischen Facultät der Universität Tübingen die Doctorwürde verliehen. Der König hatte ihn noch kurz vor seinem Tode zum Ritter des Hohenzollernschen Hausordens ernannt.

Vergl. den Nekrolog im Jahresbericht des Königl. Gymnasiums zu Essen für 1851/52, S. 20—23. Auch abgedruckt in Mützell's Zeitschr. f. d. GW., Jahrg. VII (1853), S. 338—343. Koldewey.

Wilbrand, Graf von Oldenburg, Sohn des Grafen Heinrich II. von Oldenburg und der Gräfin Beatrix von Hallermund, † als Bischof von Utrecht am 27. Juli 1233. W. hatte den geistlichen Stand erwählt; eine gute Quelle, welche nur die Jahre nicht angiebt, läßt uns seine Laufbahn zurückverfolgen bis zu einer Propstei in Zütphen. Später begegnet uns W. als Kanonikus in Hildesheim. Sein dortiges Wirken unterbrach er im J. 1211 durch eine Pilgerreise ins heilige Land. Damals war die Herrschaft der Lateiner in Palästina auf einige wenige Städte und Burgen an der Küste beschränkt, so daß W.

Jerusalem nur unter saracenischem Geleit betreten konnte. Aber es wurden im Abendland von verschiedenen Seiten Kreuzfahrten zur Wiederaufrichtung des Königreichs Jerusalem geplant, so vom Kaiser Otto IV. und von dem Herzog Leopold VI. von Oesterreich. Eben diese Fürsten nun hatten dem W. geheime Aufträge gegeben, welche mit ihrem Vorhaben eng zusammenhingen. Sein ganzer Reisebericht verräth, daß die Pilgerfahrt zugleich eine Recognoscirungsfahrt war, bei welcher der größere oder geringere Grad der Festigkeit der besuchten Orte ein Hauptaugenmerk bildete. Auch der längere Aufenthalt Wilbrand's in Kleinarmenien (Cilicien), dessen Beschreibung einen so lehrreichen Abschnitt jenes Berichts ausmacht, wurde ohne Zweifel veranlaßt durch Aufträge, welche W. im Namen Kaiser Otto's an den armenischen König Leo II. zu bestellen hatte, parallel mit dem, was die gleichzeitig an demselben Hofe weilenden Gesandten des Herzogs von Oesterreich verhandelten. Man hatte allen Grund, auf Leo's Bundesgenossenschaft für den nächsten Kreuzzug zu rechnen; denn der König war ein Freund der Deutschen, dies erfuhr in reichem Maaße W. selbst und konnte es bestätigen hören durch den Deutschordenshochmeister Hermann von Salza, welcher auf der Weiterreise nach Cypern und Palästina sein Gefährte wurde. Nachdem W. durch den Besuch der heiligen Stätten sein Pilgergelübde erfüllt hatte, kehrte er wahrscheinlich im J. 1212 nach Hildesheim zurück. Dort wurde er jedenfalls vor dem Anfang des Jahres 1219 zum Dompropst gewählt. Ein paar Jahre darauf ging er, dem Hoflager Kaiser Friedrich's II. folgend, nach Italien. Es war um die Zeit, da im Namen dieses Kaisers der Erzbischof Albrecht von Magdeburg als Legat in der Lombardei, der Romagna und der Trevisaner Mark waltete (1222—24). Friedrich wies ihm eine Hülfskraft zu in der Person Wilbrand's, und dieser blieb in Reichsgeschäfte verstrickt so lange fort, daß er glaubte, sich deshalb bei seinem Capitel entschuldigen zu müssen, während der Kaiser zu weiterer Begütigung der Hildesheimer Kirche zwei kostbare Seidenstoffe sandte. — Wahrscheinlich gegen Ende des Jahres 1225 wurde W. auf den Bischofssitz von Paderborn erhoben, von welchem aus er dann im J. 1226 auf kürzere Zeit auch die Verwaltung der erledigten Bisthümer Münster und Osnabrück besorgte. Schon hier zeigte sich W. als tapferer Vertheidiger bischöflicher Rechte, indem er den alten Streit der Paderborner Bischöfe mit den Grafen Volkwin IV. und Adolf I. von Schwalenberg (alte Waldeckische Linie) durch deren Unterwerfung zu Ende führte (14. April 1227). Noch eine viel schwerere Aufgabe wartete seiner bei der Versetzung nach Utrecht. Hier hatte Bischof Otto II., als er an der Spitze eines glänzenden Heeres gegen die von dem Ritter Rudolf von Koevorden geführten friesischen Bauern von Drenthe zu Felde zog, durch Versinken ins Moor (28. Juli 1227) den Tod und eine schmähliche Niederlage erlitten. Diese Scharte auszuwetzen schien den Grafen Gerhard von Geldern und Florentius von Holland niemand geeigneter als ihr Verwandter W. v. O. Sie lenkten die Wahl auf ihn. Von Kaiser und Papst bestätigt, von König Heinrich (VII.) investirt (Donauwerth, Juli 1228) hielt W. seinen Einzug in Utrecht am 20. August 1228. Er säumte nicht, dem Racheburst der bischöflichen Ministerialen genug zu thun; mit sechs Heerhaufen, deren stärksten er selbst anführte, eröffnete er den Kampf gegen die Aufständischen, welche nach kurzem Widerstand der Uebermacht wichen und sich den von W. dictirten Friedensbedingungen fügten. Freilich dauerte dieser Friede nicht lange. Schon im J. 1229 setzte sich Rudolf von Koevorden durch Verrath wieder in den Besitz seiner Stammburg, die er hatte aufgeben müssen, und behauptete sie gegen ein bischöfliches Belagerungsheer. Auch die Friesen von Drenthe erhoben sich aufs neue zur Abwehr der bischöflichen Machtansprüche. Einen Augenblick ruhte der Kampf, um Waffenstillstands-

verhandlungen Platz zu machen. Inmitten dieser nun wurde Rudolf von des Bischofs Leuten ergriffen und hingerichtet (1230); W. selbst scheint wenigstens nicht alles aufgeboten zu haben, um diese Frevelthat zu verhüten. Sie befreite ihn von seinem Hauptgegner, nützte ihm aber doch wenig. Denn die Drenther beharrten im Aufstand, und W. war in zwei Feldzügen, welche er in den Jahren 1230 und 1232 gegen sie führte, wenig vom Glück begünstigt. Er starb, ohne diesen Kampf zu Ende geführt zu haben. Als Todestag steht der 27. Juli unbestritten fest. Das Todesjahr kann nicht 1234 sein, wie Laurent nach dem Vorgang von Andern annimmt; es muß vielmehr 1233 als solches gelten (so schon Heda), da Wilbrand's Nachfolger Otto III. schon am 5. Mai 1234 als erwählter Bischof von Utrecht erscheint.

Einen kurzen Abriß seiner Laufbahn geben die Gesta episc. Traj. (s. unten) S. 415 f.; eine vollere Lebensgeschichte liefert Laurent in seiner ersten Ausgabe des Reisebuchs S. 33—40. — Die Pilgerfahrt beschreibt W. selbst, lat. Orig. zweimal herausg. v. J. C. M. Laurent, einmal mit Uebersetzung und Anm. Hamburg 1859, dann ohne die Uebersetzung in seinem Buch: Peregrinatores medii ævi quatuor. Lips. 1864, p. 159—190. — Für die Hildesheimer Zeit vgl. Lüntzel, Gesch. d. Diöcese und Stadt H., 2, 40 f. — Döbner, Urk.-B. d. Stadt H., 1, 44, 46. — Janicke, Urk.-B. des Hochstifts H., Bd. 1, s. d. Reg. — Mecklenb. Urk.-Buch 1, Nr. 265, 276. — Für die Paderborner Zeit: Schaten, annal. Paderborn. T. 1, p. 1014—1026. — Westfäl. Urk.-B. 4, S. 102 f. und sonst. — Osnabrücker Urk.-B., Bd. 2, Nr. 208, 210, 211, 214, 215, 229. — Ledebur im Archiv f. Gesch. des preuß. Staats 12 (1833), 369—381, und dazu Winkelmann, Friedrich II. in Jbb. d. d. Gesch. S. 472, A. 4. — Für die Utrechter Zeit: Gesta episcoporum Trajectensium in Mon. Germ. SS. XXIII, p. 415—426 (Hauptquelle Winkelmann's a. a. O. S. 509—511); Beka et Heda de episcopis Ultraject. 1643. (Beka p. 72—75. Heda p. 204 f.); Bondam, charterboek der hertogen van Gelderland p. 367 f., 374 f., 386. Oorkondenboek van Holland en Zeeland 1, 183, 184 f., 194. Heyd.

Wilbrandt: Christian Ludwig Theodor W., Aesthetiker (Vater des Dichters Adolf W.), geboren am 15. März 1801 zu Neukirchen, † am 25. Juni 1867 zu Doberan. W. war ein Sohn des aus dem Lauenburgischen stammenden Pastors Johann Christian W. zu Neukirchen bei Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin und der Sophia Magdalena, einer Tochter des Pastors Johann Christoph Bühring zu Kieth. Sein Vater starb schon am 30. October 1801 im 50. Lebensjahre; seine Mutter am 12. April 1820, als er nach vollendetem Gymnasialunterricht, den er seit Michaelis 1818 in Schwerin genossen hatte, im Begriffe stand, die Universität zu beziehen. Sein um 10 Jahre älterer Bruder Konrad, welcher 1813 als Feldprediger bei der Landwehr gestanden, 1815 die Pfarre zu Großen-Laasch erhalten hatte und seit 1818 Seminar-Inspector in Ludwigslust war (er wurde 1821 Pastor in Lübtheen, wo er 1828 starb), bei dem die Mutter ihre letzten Jahre verbracht, wird sich des Knaben und Jünglings angenommen haben, der sich nun in Berlin dem Studium der Philosophie und Philologie unter berühmten Lehrern mit großem Fleiße und glücklichem Erfolge widmete. Michaelis 1823 fand er die erste Anstellung als Oberlehrer am Gymnasium zu Heiligenstadt, an welchem außer ihm nur noch ein protestantischer, sonst lauter katholische Lehrer unterrichteten. Von dort wurde er Ostern 1825 als Adjunctus und Oberlehrer an die Landesschule Pforta berufen. Michaelis 1828 kehrte er in die Heimath zurück, und zwar als ordentlicher Lehrer an der Großen Stadtschule zu Rostock. Hier wurde er am 23. März 1837 der Nachfolger des Michaelis 1836 nach Marburg berufenen Dr. Victor

Aimé Huber als ordentlicher Professor der Aesthetik und neueren Litteratur. Seine Vorlesungen betrafen Aesthetik oder „Philosophie der Kunst", Geschichte der Philosophie, griechische Dramatik, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, alt- und mittelhochdeutsche Dichtungen (besonders den Parcival Wolfram's von Eschenbach) und Shakespeare. Vor allem machte er sich um die Rostocker Universität durch die Gründung des philosophisch-ästhetischen Seminars verdient, welches im Februar 1839 eröffnet wurde und als ein Vorläufer des von Bartsch und Bechstein geleiteten deutsch-philologischen Seminars zu betrachten ist. Am 1. Juli 1846 wurde W. zum Rector der mecklenburgischen Landes-Universität und nach Ablauf des Rectoratsjahres 1847 abermals gewählt. Als Rectoratsprogramm ließ er den Versuch einer Wiederherstellung des alten Hildebrandsliedes erscheinen unter dem Titel: „Hildibracht und Hadhubracht, das Bruchstück eines altdeutschen Sagenliedes, aus handschriftlicher Verderbniß in die Urform wiederhergestellt und erläutert" (Rostock 1846). Früher hatte er ein Schulprogramm veröffentlicht „Ueber den König Oedipus des Sophokles" (Rostock 1836). Weitere Schriften hat er nicht drucken lassen. — Bald nach seiner Anstellung als Lehrer in Rostock hatte er sich mit Charlotte Wendhausen (geboren am 16. März 1807, † am 19. April 1878) verehelicht, welche ihm im ersten Jahre seines Professorats, am 24. August 1837, den Dichter Adolf W. gebar.

Das Jahr 1848 riß W. in die politische Bewegung hinein. Er betheiligte sich als Mitglied an der „Mecklenburgischen constituirenden Versammlung", sowie an der Abgeordnetenkammer des Jahres 1850. Wegen seines Verhaltens nach Wiederaufhebung der Constitution wurde er am 7. Juli 1852, zugleich mit dem ordentlichen Professor der Geschichte Dr. jur. et phil. Karl Türk und dem außerordentlichen Professor der Theologie Dr. theol. et phil. Julius Wiggers, der Professur enthoben und im folgenden Jahre in den „Rostocker Hochverrathsproceß" (siehe den Art. „Moritz Wiggers") verwickelt. Er hatte eine zweijährige Untersuchungshaft zu erleiden und wurde zu einer Freiheitsstrafe verurtheilt, von welcher er jedoch Befreiung erlangte. Zehn Jahre darauf starb er in Doberan, wo er Heilung von schwerer Krankheit gesucht hatte.

Heinrich Klenz.

Wilcke: Ernst Ludwig v. W., kurfürstlich sächsischer und königlich polnischer General der Infanterie. Auf dem Stammgute seiner Familie, Wolframshausen im Schwarzburgischen unweit Sondershausen, wurde er im J. 1653 geboren. Wie so viele junge Edelleute der damaligen Zeit zog es ihn in den Kriegsdienst und er trat 1672 als Fähndrich in das Heer der Niederlande. Für einen jungen, thatenlustigen Mann waren hier glänzende Aussichten eröffnet, König Ludwig XIV. hatte im Frühjahre die Republik überfallen, sie kämpfte um ihre Existenz. W. nahm an vielen Feldzügen, Schlachten, Gefechten und Belagerungen theil, welche den größeren Theil des Restes des 17. Jahrhunderts ausfüllten, und stieg bis zum Brigadier auf. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges hatte Landgraf Karl von Hessen-Kassel mit den Generalstaaten ein Bündniß geschlossen, gemäß welchem er ein Truppencorps in ihren Sold stellte. Der niederländische Brigadier trat 1704 aus seinem seitherigen Dienste in den des Landgrafen über, der ihn zum Generalmajor im Fußvolke beförderte. Das hessische Corps marschirte unter dem Erbprinzen Friedrich von den Niederlanden gegen die Donau, wo am 13. August unter Prinz Eugen's Oberbefehl die hessischen Truppen großen Antheil an dem glänzenden Siege bei Höchstädt hatten. W. unternahm hierbei mit seinen Regimentern den Angriff auf Blindheim mit Auszeichnung, infolgedessen der Landgraf ihm ein Regiment als Inhaber verlieh. Im folgenden Jahre kämpfte der General wieder mit in den Niederlanden, marschirte aber 1706 mit den hessischen Truppen, welche Erb-

prinz Friedrich befehligte, über die Alpen nach Italien. In der Schlacht bei Castiglione, 9. September, wurde General W. schwer verwundet und verlor zwei Pferde unter dem Leibe. Landgraf Karl wohnte dem verlustreichen Treffen persönlich bei und erkannte das tapfere und tüchtige Verhalten Wilcke's noch auf dem Schlachtfelde durch die Ernennung zum Generallieutenant an. Seine Verwundungen hielten ihn nicht ab, den Feldzug in Italien in diesem Jahre wie den von 1707 gegen Toulon mitzumachen. Sein ältester Sohn, Heinrich Gottfried, diente im kaiserlichen Heere, war bis zum Hauptmann aufgerückt und folgte 1705 dem Vater in den hessischen Dienst; er zog mit nach Italien und Frankreich. Zu Anfang des Jahres 1708 überstiegen die Hessen noch einmal die Alpen und marschirten an den Rhein, dann in die Niederlande. Die Belagerung von Lille war hier 1708 die erste Kriegshandlung, W. hatte die Laufgräben zu eröffnen. Später führte er den Angriff auf das Hauptravelin, wobei der größte Theil der Sturmcolonne Hessen waren, 2. October, in dem Kampfgetümmel erhielt er einen Flintenschuß in den Nacken; auch von dieser schweren Verwundung wurde der tapfere General hergestellt.

Zur Deckung der Belagerung von Tournay 1709 war W. ein Corps von 16 Bataillonen und 18 Schwadronen mit Geschütz anvertraut, mit dem er seine Aufgabe trefflich löste. Den Feldzug von 1710 machte er noch im hessischen Dienste mit, im J. 1711 verließ er ihn, ohne daß ein bestimmter Grund dafür anzugeben wäre, sein Sohn verblieb in demselben und stieg später darin zum Generallieutenant auf. Der König von Polen, Kurfürst August II. von Sachsen, nahm W. mit dem Range als Generallieutenant in seinen Dienst im Frühjahre 1711.

Als General Graf von der Schulenburg im Mai 1711 den Dienst des Königs-Kurfürsten verließ, übertrug dieser den Oberbefehl seiner bei der Armee der Verbündeten stehenden Truppen, 10 Bataillone und 12 Schwadronen, dem General von W. Obwol die großen Heere sich im Felde gegenüberstanden und Prinz Eugen die Schlacht suchte, vermied doch Marschall Villars den Zusammenstoß mit dem gefürchteten großen Feldherrn, und weder 1711 noch 1712 kam es zu einer Schlacht. Im J. 1712 befanden sich 7 Bataillone und 12 Schwadronen unter W. beim verbündeten Heere, Prinz Eugen hatte eine Stellung eingenommen, in welcher ihm ein Sieg wahrscheinlich gewesen sein würde, wie im ganzen Kriege bis dahin noch nicht, Juni 1712, da hatte Marlborough's Nachfolger, der Herzog von Ormond, von seinem Cabinet den Befehl erhalten, mit dem englischen Heere an einer Schlacht oder Belagerung nicht sich zu betheiligen. England unterhandelte mit Frankreich über einen Waffenstillstand und verlangte, daß alle in seinem Solde stehenden Truppen jener Weisung folgten, die übrigens von Ormond geheim zu halten war. Damit war die Kriegführung Eugen's lahm gelegt. Entrüstet über des Bundesgenossen Verfahren, das er alsbald erfuhr, veranlaßte er die Befehlshaber der in Englands Sold stehenden Preußen, Hannoveraner, Hessen, Sachsen und Dänen, an ihre Landesherren sich um Entscheidung in diesem Falle zu wenden. Dem englischen Feldherrn ließ er bittere Vorwürfe über eine „solche Infamie und Negociation“ überbringen. Endlich besprach Eugen, nachdem Leopold von Dessau, der preußische General, baldig das Beharren seines Königs bei dem Bündnisse gemeldet hatte, am 25. Juni 1712 mit den übrigen Generalen die Lage; er stellte ihnen vor, daß sie durch ihr Verbleiben bei der Armee, auch wenn Ormond mit den Engländern abmarschire, nicht nur der gemeinen Sache, sondern auch dem Interesse ihrer Fürsten dienen würden. Sie hatten noch keine Anweisung ihrer Landesherren, allein der Eindruck der Darstellung Eugen's war so mächtig, daß alle ihre fernere Kampfgenossenschaft zusagten, damit auch unser W. In dieser Stunde

bewährte er sich als Mann, der in hochernster Lage eine Entscheidung auf seinen Kopf nimmt, wenn sie gefordert wird. Sein Kurfürst ließ ihn auch an der Spitze der sächsischen Truppen, denen erhebliche Thaten in dem Erbfolgekriege nicht mehr beschieden waren.

Im Sommer 1713 führte W. sein Truppencorps aus den Niederlanden über den Rhein und in die Heimath. Er wurde im J. 1714 zum General der Infanterie befördert und ihm der Befehl über das ganze kursächsische Fußvolk übertragen. Der nordische Krieg war in dieser Zeit durch die Rückkehr Karl's XII. aus der Türkei neu entflammt worden, die Könige von Dänemark, Preußen und Polen hatten ein Bündniß geschlossen, infolgedessen General von W. 8000 Mann Sachsen nach Pommern führte. Sie vereinigten sich hier mit den preußischen und dänischen Truppen, um den König von Schweden aus Stralsund und Rügen zu vertreiben, die er vertheidigte. Gegen die Insel führte eine Transportflotte 24 Bataillone Fußvolk und einige Reiterei unter dem Oberbefehle des Fürsten Leopold von Dessau, W. befehligte das Fußvolk. Die beiden Generale waren unter den ersten, welche am 16. November 1715 an der Küste von Rügen Fuß faßten, während ihre Truppen gelandet wurden. Sie erkundeten sogleich das Gelände und trafen ihre Maßregeln. König Karl unterschätzte die Stärke der auf Rügen gelandeten Truppen, griff sie mit unzureichenden Kräften ungestüm an, wurde aber zurückgeworfen und dabei verwundet; er vermochte die Insel nicht zu halten, zog sich mit Verlust zurück und die Verbündeten nahmen sie in Besitz. General W. hatte auch in dieser eigenartigen Unternehmung die in langer Kriegführung erlangte Umsicht und die gewohnte Tapferkeit bewiesen. Nach dem Ende dieses Feldzuges führte er sein Truppencorps nach Sachsen zurück.

Dies war das letzte Mal gewesen, daß er den Kriegspfad betreten hatte, fürderhin waren es nur Friedensdienste, die er seinem Fürsten zu widmen hatte. Zu Droitsch im Voigtlande besaß er ein Landgut, auf welchem er die letzten Jahre seines zum größeren Theile von Krieg und Feldzügen erfüllten Lebens in Ruhe verlebte. In diesem friedlichen, schönen Erdenwinkel überraschte der Tod den alten Krieger nach kurzem Kranksein am 29. Juli 1725.

Carl von Stamford.

Wilczek: Heinrich Wilhelm Graf W., Sohn des Freiherrn Kaspar Wilczek, Herrn auf Königsberg im Herzogthume Troppau, und dessen zweiter Gemahlin Anna Katharina Paczinski, ist geboren am 15. September 1665. Obwol von evangelischen Eltern stammend, wurde er doch auf Wunsch K. Leopold's I. von den Jesuiten in Breslau katholisch erzogen. Bei seinen hervorragenden durch sorgfältige Erziehung und durch Reisen wohl ausgebildeten Anlagen darf es nicht Wunder nehmen, wenn wir W. schon im zwanzigsten Lebensjahre (1685) im Staatsdienst finden. Doch entsprach der Civildienst nicht ganz seiner Neigung, und es führt ihn bereits das nächste Jahr (1686) nach Ofen, wo er als Volontär an der Belagerung der Festung theilnimmt. Seine hier und in der Schlacht bei Mohács (1687) bewiesene Tapferkeit erwarb ihm den Hauptmannsrang im Regimente des damaligen Generalfeldmarschalls Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg gleichzeitig mit der Kämmererswürde. Am 20. Mai 1689 ward W. durch kaiserliches Rescript zum Landrechts-Beisitzer im Fürstenthume Teschen bestellt. Zwei Jahre darauf (1691) wird er Obristwachtmeister im Pálffy'schen und 1694 Oberstlieutenant im Graf Bagni'schen Regimente. Im J. 1697 sehen wir W. bei Zenta, wo er unter den Augen des Prinzen Eugen Einer der ersten die feindlichen Verschanzungen ersteigt und Eugen's ruhmvollen Sieg mit erringen hilft. Dankbar gedachte der große Feldherr dessen, als W. beim Ausbruche des Spanischen Erbfolgekrieges 1701 mit dem von ihm als Oberstlieutenant commandirten Graf Bagni'schen Regimente

nach Italien ziehen sollte und dabei Wien passirte, indem er für W. das Oberstpatent erwirkte. Die weitere Absicht des Prinzen seinem tapferen Schützling ein Regiment zu verschaffen, wurde durch verschiedene W. feindliche Einflüsse vereitelt, ja man wußte sogar zuletzt zu verhindern, daß er das Bagni'sche Regiment nach Italien führte. Durch diese und ähnliche Vorgänge gekränkt, zog W. sich auf seine Güter nach Schlesien zurück. Aber schon am 28. Mai des Jahres 1704 rief ihn ein Rescript des Hofkriegsrathes wieder ins Feld. Uneingedenk der erlittenen Zurücksetzung folgte W. bereitwillig dem kaiserlichen Auftrage. Anlaß bot die Rákóczy'sche Rebellion in Ungarn, die auch in dessen angrenzenden Ländern, wie Mähren und Schlesien ihre Kreise zog. Es galt hier die zu Gunsten der Empörer geplante Zufuhr von Lebensmitteln und Waffen, den Zuzug von Hülfstruppen aus Polen und Schlesien abzuwehren, die in den Grenzländern aufständisch gewordenen Bauern zu Paaren zu treiben und die Unterhandlungen mit Georg Lubomirski und anderen polnischen Magnaten zu pflegen. Zugleich war W. auch die Ueberwachung des Pest-Cordons zugefallen. In der Bewältigung dieser so vielseitigen Aufgaben, die einen als Militär wie als Staatsmann gleich tüchtigen Mann erheischten und die Thätigkeit Wilczek's bis zum Jahre 1709 vollauf in Anspruch nahmen, muß W. die Zufriedenheit seines Monarchen erworben haben; denn 1706 wurde er als Commandant von Ungarisch Hradisch zum Generalfeldwachtmeister, am 1. Novbr. 1709 zum Feldmarschalllieutenant befördert und am 16. November desselben Jahres in den erbländischen Grafenstand erhoben, wobei ihm und seinen Descendenten auch das ungarische Indigenat verliehen wurde.

Das Vertrauen seines kaiserlichen Herrn berief W. im J. 1709 als Gesandten zum Zar in Moskau, doch erst im J. 1711 konnte W. diesen seinen Gesandtschaftsposten antreten, weil vorerst seine Anwesenheit in Ungarn wegen der Hinneigung der Polen zur Rákóczy'schen Partei und wegen der durch Karl XII. hervorgerufenen Verwicklungen nöthig war. Während dieser Zeit (1710) erhielt W. seine Ernennung zum Hofkriegsrath. Im folgenden Jahre (1711) hatte er mit Zar Peter I. und dem König von Polen in Jaroslaw eine Zusammenkunft aus Anlaß der ungarischen Rebellion und wirkte sodann als kaiserlicher Gesandter in Riga und Petersburg, bis er am 26. Februar 1712 zurückberufen und zum Commandanten der Festung Spielberg in Brünn ernannt wurde. Der Hauptgrund dieser Zurückberufung scheint wol die Nothwendigkeit der Schlichtung der zwischen Lubomirski und dessen Officieren bei Auflösung der polnischen Hülfsregimenter entstandenen Mißhelligkeiten gewesen zu sein, wofür ja W. bei seinen jahrelangen Beziehungen zu Lubomirski als der geeignete Mann erschien. Nach Ordnung dieser Angelegenheit begab sich W. um Pfingsten desselben Jahres aus Anlaß der Krönung des Kaisers zum König von Ungarn nach Preßburg. Im darauffolgenden August war W. ausersehen, als kais. Gesandter zur nordischen alliirten Armee nach Pommern zu gehen; doch unterblieb dies, weil W. schon am 3. September mit einer abermaligen Mission an den Zar, vorher aber an den preußischen, dänischen und polnischen Hof abzugehen, beauftragt wurde. Im Begriffe, dem Befehle seines Monarchen nachzukommen, ereilte ihn in Dresden eine neue Weisung, sich als Gesandter an die Höfe von Sachsen-Gotha, Baireuth, Ansbach und Darmstadt zu begeben und nach Verrichtung seiner dortigen Geschäfte sich wieder nach Rußland zu wenden, um nicht den Unwillen des Zaren, mit dem W. in Karlsbad bereits zusammengetroffen war, durch längeres Fernbleiben von seinem Gesandtschaftsposten hervorzurufen. Nach Erledigung seiner Gesandtschaftsgeschäfte wurde W. mittels Hofkriegsrathsrescript vom 14. November 1713 als kais. Commissär und Plenipotentiär zur Versammlung der ungarischen Stände nach Tyrnau geschickt, wo seine Gegenwart

von maßgebendem Einflusse auf die zum Zwecke der Sicherung der Pragmatischen Sanction angebahnten Verhandlungen war. Am 8. April 1714 erhob der Kaiser W. in den erblichen Reichsgrafenstand und das darauf Bezug nehmende Diplom erwähnt unter Anführung der Verdienste Wilczek's ausdrücklich dessen werkthätige Theilnahme am Tyrnauer Tage. Am 14. September 1714 wurde W. angewiesen, den in seine Heimath rückkehrenden König von Schweden, dessen Hofstaat und den Rest seiner Truppen von der siebenbürgischen Grenze durch Ungarn bis an die bairische Grenze zu geleiten. In dieser Absicht ging W. im November über Pest nach Somlyo — traf aber mit dem König, der unerkannt auf Seitenwegen vorausgeeilt war, nicht zusammen, sondern mußte sich begnügen, dessen Gefolge und wenige Truppen unter seine Führung zu nehmen. Bald nachher zog sich W. seiner geschwächten Gesundheit wegen auf seine Güter zurück, wo er bis 1716 verblieb. Im J. 1717 wird er zum Generalfeldzeugmeister und Inhaber des vormals Haßlinger'schen Regiments (heute Nr. 11 Prinz Georg von Sachsen) und zum Commandanten von Groß-Glogau ernannt. Wenige Jahre später (1722) wird er Titular-, 1723 wirklicher Geheimrath, im selben Jahre erhielt er auch den Marschallsstab, alles noch „während seiner Quiescenz", wie W. die Tage seines Glogauer Dienstes in seinem Tagebuche nennt. In diese Zeit fällt Wilczek's vergebliche Bewerbung um den Posten eines Commandanten in Siebenbürgen; ebenso scheiterte der Wunsch des Kaisers, ihn als bevollmächtigten Minister der zur Gubernatorin der Niederlande designirten Erzherzogin Elisabeth beizugeben an dem Widerspruche des Prinzen Eugen. Die vom letzteren statt dessen ihm angebotene Stelle eines Commandanten in den Niederlanden, als Nachfolger des Marschalls Daun, lehnte W. ab. Die friedliche Stellung in Glogau erfuhr im J. 1729 eine Unterbrechung, als W. als kais. Botschafter nach Polen entsendet wurde. Eine schwierige Aufgabe erwartete ihn dort, doch seiner Energie, seinem Muthe, seiner Klugheit gelang es die ihm gestellte Aufgabe während eines fünfjährigen Aufenthaltes daselbst glänzend zu lösen, und am 27. Mai des Jahres 1734 konnte W. seinem kaiserlichen Herrn Bericht über seinen Erfolg — die Wahl und Krönung des Kurfürsten von Sachsen zum König von Polen als August III. — erstatten. Nachdem W. noch einmal im J. 1736 seine Muße unterbrechen und 13000 Russen von der polnischen Grenze zum kaiserlichen Heere an den Rhein hatte führen müssen, zog er sich in den Ruhestand zurück. Doch genoß er denselben nur wenige Jahre und beendete in Breslau, wo er jetzt zumeist sich aufhielt, schon am 19. März 1739 sein thatenreiches Leben. In den bewegtesten Tagen österreichischer Geschichte stand er treu an seines Kaisers Seite, unermüdlich, stets zum Dienste bereit. Von den Männern, die aus dem politischen Hintergrunde jener Zeiten heraustreten, ist W. einer der ersten und besten. Er hat in dem Heldenzeitalter der österreichischen Armee Siege erringen helfen, er fehlte nicht, als der Spanische Erbfolgekrieg die Monarchie bedrohte, nicht, als die Empörung in Ungarn an den Grundfesten des Reiches rüttelte, und als Kaiser Karl VI. an die schwierige Lebensaufgabe ging, durch Errichtung der Pragmatischen Sanction die Erblande seinem Hause zu erhalten, fand er, wie wir oben gesehen, in W. einen „treuen Diener seines Herrn".

W. vermählte sich am 14. December 1698 mit der am 14. April 1670 geborenen Maria Charlotte Gräfin von St. Hilaire und begründete durch die Aufrichtung je eines Majorates für seine Söhne Kaspar und Balthasar die beiden heute noch blühenden Linien dieses Hauses.

Schrauf.

Wilczek: Johann Joseph Maria Graf v. W., Sohn des österr. Feldzeugmeisters Joseph Maria Balthasar Grafen v. W. († am 10. Juni 1787), wurde am 18. Juni 1738 zu Groß-Petrowitz in Schlesien geboren. Gleich den meisten seiner Standesgenossen legte er die ersten Etappen der Beamtenlaufbahn viel rascher zurück als es heutzutage unter gleichen Bedingungen möglich wäre: nach Beendigung seiner Studien am Wiener k. k. Theresianum wurde er im J. 1757 zum Beisitzer des niederösterr. Landrechtes, und 1760, also mit 22 Jahren, zum österr. Regierungsrath ernannt. Entscheidend für sein Leben war dann seine Berufung nach Italien, wo er seine zweite Heimath finden sollte; dies geschah im J. 1766 mit seiner Ernennung zum Rath an dem neuerrichteten Consiglio supremo di economia in Mailand. Hier diente er einige Jahre unter dem Präsidenten Grafen Carli, lernte die italienischen Verhältnisse kennen, die gerade damals in der Lombardei einen merklichen Aufschwung nahmen, und wurde mit einem Kreise junger strebsamer Männer bekannt, die für Verbreitung von Litteratur und Wissenschaft unermüdlich wirkten. Indessen hielt es ihn hier nicht lange und er unternahm in Gesellschaft eines jungen Grafen Chotek die übliche Cavaliersreise durch Deutschland, Frankreich und Italien. Auf der Rückfahrt begriffen, führte ein günstiger Zufall die beiden jungen Herren in einem Gasthofe zu Braunschweig mit Lessing zusammen, der in einem launigen Schreiben an Eva König am 25. October 1770 folgendes über sie berichtet: „Zwei Wiener Grafen und kaiserliche Kammerherrn, v. Wilczek und v. Chotek, haben sich auf ihrer Durchreise einige Tage hier aufgehalten und außer dem Beifalle, den sie bei Hofe erhalten ... uns alle in Erstaunen gesetzt ... Es sind wirklich ein paar vortreffliche Leute, voller Kenntniß und Geschmack. Sie sind auf ihrer Rückreise nach Wien und werden zu Ende künftigen Monats da eintreffen. Erzählen Sie es ja in allen Gesellschaften, wie sehr sie hier gefallen haben, damit ihr guter Ruf ihnen zuvorkomme. E[bert] machte ihnen das Compliment, daß sie eine sehr merkwürdige Ausnahme von ihren Landsleuten wären. Das Compliment war nicht das feinste, aber die Antwort, die ihm der Jüngere, welches der Graf Chotek ist, darauf ertheilte, war desto feiner: „Wir schämen uns, wenn wir es sind“. Der Andere (d. i. Wilczek) ist schon ein Mann und hat Güter in Italien, bei Mailand, wo er sich auch seit neun (!) Jahren aufgehalten, in welcher Zeit er in Wien gar nicht gewesen, so daß ihn vielleicht auch da Niemand kennt“ (Werke XX, 1, 377 H.). Darauf antwortete Eva König, sie wolle es sich recht angelegen sein lassen, den guten Ruf der beiden Herren überall zu verbreiten (das. XX, 2, 401).

In der That erwies sich dieser „gute Ruf“ nicht unwirksam, denn kaum nach Wien zurückgekehrt, wurde W. von der Kaiserin Maria Theresia zum außerordentlichen Gesandten am Hofe ihres Sohnes Leopold, Großherzogs von Toscana ernannt. Nach einer beschwerlichen Reise traf er am 14. März 1771 in Florenz ein, wo ihm der Palazzo alla crocetta als Wohnung eingeräumt wurde. Vom Obersthofmeister Grafen Rosenberg bei Hofe und beim diplomatischen Corps eingeführt, fand der junge Gesandte überall die wärmste Aufnahme, insbesondere gestalteten sich seine Beziehungen zur großherzoglichen Familie, bei der er als Ministre de famille stets freien Zutritt hatte, ungemein herzlich. Nachdem er zu Anfang des Jahres 1772 an einem Ausflug des Großherzogs nach den Maremmen theilgenommen hatte, sah er sich infolge einer ernstlichen Erkrankung seines Vaters genöthigt, einen längeren Urlaub zu einer Reise nach Wien zu erbitten, den er im Mai d. J. antrat, gewiß ohne zu ahnen, daß damit seine Mission beendigt war.

Während seines Aufenthaltes in Wien war nämlich von irgend einer Seite, vielleicht von der Kaiserin selbst, der Wunsch geäußert worden, W. möge das

Amt eines Ajo bei den Söhnen des Großherzogs Leopold, den „enfants de l'état“ übernehmen, von denen der älteste, Eh. Franz, als präsumtiver Thronfolger angesehen wurde. Die Verhandlungen mit W. fanden im Sommer 1772 statt, und er überreichte der Kaiserin ein Promemoria, eine Art Erziehungsplan, worin er vollkommenes Vertrauen von Seiten der Eltern und die Genehmigung seiner Erziehungsgrundsätze ein für allemal zur unerläßlichen Bedingung machte; mehr wissen wir leider vom Inhalt dieses heute nicht mehr auffindbaren Schriftstückes nicht. Anfangs meinte zwar Kaiser Joseph seinem Bruder gegenüber, er kenne W. viel zu wenig, um für oder gegen ihn etwas zu sagen und er wolle auch nicht der Entschließung der Eltern vorgreifen; Leopold selbst wäre der beste Erzieher seiner Kinder. Allein während einer Unterredung mit W., die in Laxenburg stattfand, empfing Joseph gerade nicht den günstigsten Eindruck von dem offenherzigen, leicht entzündlichen Prinzenerzieher, der ihm alle Ruhe verloren zu haben schien und eine Heftigkeit an den Tag legte, die ihn unangenehm berührte. Die nächste Folge davon war, daß Leopold die Verhandlungen mit W. fallen ließ, denn auch er hielt ihn jetzt für zu unruhig und voreingenommen (trop prévenu ou inquiet); die entferntere Folge war, daß nun auch die Kaiserin nach dieser fatalen Ablehnung ihn nicht länger in Florenz lassen zu dürfen glaubte, sondern den Wunsch aussprach, er möge nur noch zu einem kurzen Abschied nach Florenz zurückkehren, dann aber in Wien bleiben. Am 29. October 1772 ernannte sie ihn in dieser Absicht proprio motu zum Hofrath bei der obersten Justizstelle und Kaiser Joseph nahm ihn unter seine Kämmerer vom inneren Dienste auf (v. Arneth, M. Theresia und Joseph II., I, 378 ff.). Damit schienen die „apparences désagréables“ einer so plötzlichen Abberufung einigermaßen abgeschwächt — zugleich aber auch Wilczek's diplomatische Laufbahn abgeschlossen.

Indessen nur für kurze Zeit, denn Maria Theresia kannte W. besser als Joseph und rechnete trotz des unangenehmen Vorfalles auf seine unbedingte Treue und Ergebenheit. Nun begann gerade damals ihre Tochter Maria Karoline, Königin beider Sicilien, an den Staatsgeschäften ihres Landes größeren Antheil zu nehmen, wobei die zwanzigjährige Frau wohl eines erfahrenen Beistandes nicht entrathen konnte; ein erprobter Vermittler war nothwendig, der die Beziehungen zwischen den beiden engverwandten Staaten aufrecht erhalten und den Einfluß Spaniens einigermaßen herabmindern sollte. Dazu erschien ihr W. durchaus geeignet. Die undankbare Rolle eines bloßen Tugendwächters, wie man bisweilen geglaubt hat, war ihm wohl nicht zugedacht. Klar und deutlich heißt es in seiner Instruction „er habe der Königin bei erforderlichen Gelegenheiten zu all demjenigen mit vernünftigem Rathe an die Hand zu gehen, was die Liebe des Königs, ihres Gemahls, die Wohlfahrt der Unterthanen und ihr eigenes Vergnügen befördern kann, ohne jedoch selbige in Geschäfte weiter als es die Noth erheischet, zu verflechten oder zu gegründeten Beschwerden Anlaß zu geben“. (Wiener Staatsarchiv.)

Die bevorstehende Entbindung der jungen Königin mahnte zur Eile; W. reiste so rasch als möglich nach Neapel, wo er am 21. Juli 1773 eintraf und sich in seinem neuen Wirkungskreise gar bald zurechtfand. Insbesondere beurtheilte er ganz richtig die geistige Capacität des gutmüthigen Königs Ferdinand und die Unterwürfigkeit, in der ihn Spanien festhielt, sowie den „mächtigen und unvermeidlichen Einfluß des spanischen Hofes“ (Wilczek's Bericht bei v. Helfert, Zeugenverhör S. 341). Wo er konnte, arbeitete er diesem entgegen. Als im J. 1775 eine Reise des Königspaares nach Madrid geplant wurde, wies er rechtzeitig auf die dortigen höchst unerfreulichen Verhältnisse hin und bewirkte dadurch, daß die Kaiserin wenigstens ihre Tochter von diesem Vorhaben abhielt,

worauf dann die ganze Reise unterblieb (v. Arneth, M. Antoinette II, 294). Nichts konnte der Kaiserin erwünschter sein, als daß sich zwischen W. und ihrer Tochter ein freundliches Einverständniß entwickelte, ohne daß W. sich durch diese guten Beziehungen abhalten ließ, gelegentlich auch etwas Ungünstiges über die leichtlebige Königin zu berichten und ohne daß Maria Karoline aufhörte in ihm den Vertrauensmann ihrer Mutter zu erblicken, der ihr sogar „von amtswegen“ manchesmal lästig fallen mußte, aber dafür auch, wenn es nothwendig war, ihrem überschäumenden Temperament eine gelinde Mäßigung auferlegte (v. Arneth, M. Theresia an ihre Kinder II, 378).

Es ist leicht begreiflich, daß W. das ehrenvolle Vertrauen einer so eigenthümlichen Stellung zu schätzen wußte, daß er aber auch alles damit verbundene Unangenehme zu kosten bekam; es gehörte auch ein ganz ungewöhnliches Maß von Tact und Geschicklichkeit dazu, um auf dem schwankenden Boden überhaupt festen Fuß zu fassen; sich längere Zeit zu behaupten, wo man auf der einen Seite zugeknöpft, auf der anderen indiscret und in den Augen der Staatsregierung als unberufener Eindringling erschien, war ein Ding der Unmöglichkeit. Schon im März 1776 glaubte die Kaiserin, die Intimität zwischen ihrer Tochter und ihrem Gesandten sei nicht mehr die alte, er zeige sich sogar ihr gegenüber reservirter als sonst, und ihre Verlegenheit war umso größer, weil sie weder den Grund dieser Verstimmung kannte, noch einen Ersatz für W. wußte (v. Arneth, M. Theresia an ihre Kinder II, 414). Auch wir sind nicht in der Lage die einzelnen Phasen von Wilczek's Mission genauer zu schildern, möchten aber doch ein anscheinend nebensächliches Moment hervorheben, wodurch W. allen Anlaß hatte, verstimmt zu werden. Abgesehen von den Fragen der hohen Politik war ihm nämlich von seiner Regierung die Beendigung eines langwierigen Processes ans Herz gelegt worden, den das Triester Handlungshaus Brentani seit Jahren gegen den neapolitanischen Staat wegen nicht bezahlter Getreidelieferungen führte. Die Sache zog sich unter Tanucci, Wilczek's politischem Widersacher, begreiflicherweise ins Endlose und wollte auch unter dessen Nachfolger Sambuca nicht zu Ruhe kommen, obwohl W. als alter gesetzeskundiger Jurist mit einem schönen Eifer für die gerechte Sache seines Clienten sich aller möglichen Triebfedern bediente und wiederholt in Privataudienzen beim Königspaare sich ganz unumwunden über die verrotteten Rechtszustände im Neapolitanischen äußerte, wodurch er aber nur das eine erzielte, daß man schließlich auch ihn, wie einen ewigen Querulanten, nicht weiter hören mochte. Kein Zweifel, daß dieser peinliche, mit allen rabbulistischen Kniffen bis zu den höchsten Instanzen geführte Proceß neben anderen Ursachen ihm den Aufenthalt in Neapel verleidet haben muß. Zu Beginn des Jahres 1777 bat er wegen seiner angegriffenen Gesundheit um einen Urlaub zu einer Reise nach Wien, blieb aber dann noch eine Zeit lang auf seinem schwierigen Posten, um wieder einmal eine Entbindung der Königin abzuwarten oder vielmehr, weil er — obwohl ganz vergeblich — auf eine Beilegung des verworrenen Handels hoffte, reiste dann am 22. September von Neapel nach Wien, wo er fast ein ganzes Jahr zubrachte, so daß er erst am 28. Juli 1778 wieder in Neapel eintraf, wo unterdessen sein Secretär v. Rottenburg die Geschäfte besorgt hatte. Am 9. September wurde W. vom Königspaare in Abschiedsaudienz empfangen und mit dem in Brillanten gefaßten Bildnisse des Königs beschenkt; am 21. verließ er die Stadt für immer.

Ein merkwürdiges Geschick führte ihn nun wieder dorthin zurück, wo er seine Laufbahn begonnen hatte, nach Mailand; er trat als Obersthofmeister der Erzherzogin Maria Beatrix von Este, der Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand, in die Dienste des dritten und jüngsten der österreichischen Höfe in Italien. Ein Jahr später wurde er Consultore des Mailänder Guberniums; er war schon damals

zum Nachfolger des kränklichen Grafen Firmian designirt, an dessen Stelle er am 29. Juli 1782 als Reichsplenipotentiär und bevollmächtigter Minister trat. Wie in seinen früheren Stellungen, so war er auch jetzt beim Erzherzog-Gouverneur Freund und Berather zugleich, und ordnete das Finanzwesen zur Zufriedenheit der Kaiserin. Als Minister entfaltete er eine geradezu staunenswerthe Thätigkeit, über deren Umfang man aus einer großen Reihe von Actenfascikeln des Wiener Staatsarchivs, die seine Berichte an den Fürsten Kaunitz enthalten, annähernd einen Ueberblick gewinnt. Kein Gebiet der Verwaltung blieb ihm fremd, insbesondere interessirte er sich für Handel und Industrie, deren Wohlfahrt die österreichische Regierung mit den größten Opfern zu fördern bedacht war, für die großartigen Straßenbauten, gewerblichen Etablissements, Straf- und Arbeitshäuser, Postwesen u. s. w., worauf hier nicht näher eingegangen werden kann. So wirkte er bis zum letzten Athemzuge der österreichischen Herrschaft in der Lombardei und verließ erst als die französischen Befreier vor den Thoren waren, das Land (Ende April 1796). „Die Regierung reist ab, und W. schnürt sein Bündel", schrieb damals der patriotische Pietro Verri (Lett. e scritti ined. IV, 204. 205).

Damit war Wilczek's öffentliches Wirken abgeschlossen. Fast ein Decennium verbrachte er in völliger Abgeschiedenheit, mit Privatangelegenheiten beschäftigt, und erst im J. 1811, am 7. Februar, ernannte ihn Kaiser Franz zum Obersthofmarschall, nachdem er ihn bereits im J. 1792 unter die Ritter des goldenen Vließes aufgenommen hatte. Am 2. Februar 1819 beschloß W. zu Wien sein dem Dienste des Vaterlandes gewidmetes Leben. Er war zweimal verheirathet gewesen: seine erste Gemahlin Theresia, Tochter des Fürsten Wenzel Franz von Clary-Aldringen, starb kinderlos im August 1790; seine zweite Gemahlin Maria Luise Beatrix, Tochter des Grafen Johann v. Hardegg, gebar ihm am 10. April 1800 eine Tochter Louise, die sich nachher mit dem Grafen Alois Almásy vermählte.

Als die hervorstechendsten Züge in Wilczek's Charakterbild erscheinen uns seine Pflichttreue, sein liebenswürdig offenes Wesen und sein unerschütterliches Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit aller Personen, mit denen er in Berührung kam; weil er selbst stets das Rechte that, setzte er es von jedem Anderen voraus und hatte er einmal Jemanden in sein Vertrauen gezogen, so konnte ihn nicht einmal offenbarer Mißbrauch gegen den Unwürdigen, auf den man öffentlich mit Fingern zeigte, aufbringen. Er war kein Menschenkenner, infolge dessen zwar ein nachsichtiger, bei seinen Beamten beliebter Chef, aber ein mittelmäßiger Diplomat, dessen Missionen glücklicherweise von keiner besonderen Tragweite waren. Was ihn am meisten fesselte war oft nur der Esprit, daher seine Vorliebe für Schriftsteller, Künstler, Erfinder, überhaupt für Leute von Geist; die Litteraten ehrten ihn wieder dadurch, daß die Crusca ihn während seines Aufenthaltes in Florenz zum Mitglied wählte, womit die berühmte Akademie, wie v. Reumont (Beiträge VI, 212) bemerkt, nach langer Pause die Beziehungen zu Deutschland wieder aufnahm. Von seinem litterarischen Briefwechsel ist leider alles bis auf ein armseliges Fragment in Metastasio's Correspondenz (Opp. postume III, 225) verschwunden. Ob er dem Freimaurerorden angehörte, ist mehr als zweifelhaft; die revolutionäre Bewegung in Frankreich verurtheilte er entschieden und nannte sie „das französische Delirium" (v. Helfert, M. Karoline, Wien 1884, S. 36).

Nekrolog vom Kanzleidirector des Obersthofmarschallamtes Diller in der Wiener Zeitung vom 17. Februar 1819, Nr. 38. — Realis, Curiositätenlexikon, Wien 1849. — v. Wurzbach, biogr. Lexikon 56, 115. — F. v. Maasburg, Gesch. d. obersten Justizstelle, 2. Aufl. (Prag 1891), S. 142. — v. Arneth, Publicationen des Briefwechsels der Kaiserin Maria Theresia. — v. Helfert, Darstellungen der Geschichte der Königin Maria Karoline. —

Acten des k. u. k. Wiener Staatsarchivs und des gräfl. Wilczek'schen Familienarchivs. — In einem Katalog des Mailänder Antiquars Hoepli (Nr. 102) findet sich die Schrift: J. C. Wilczek, Imp. Caes. Josephi II. laudatio funebris, Papiae 1790, 4°, ich weiß nicht, ob von W. verfaßt oder unter seinen Auspicien. A. Goldmann.

Wild: Franz W., geboren am 31. December 1791 zu Hollabrunn in Niederösterreich, † im J. 1860 in Oberdöbling bei Wien, der Sohn schlichter Landleute, war einer der berühmtesten und besten deutschen Tenoristen. Schon bei seiner Taufe prophezeite ihm der Schullehrer, daß er ein großer Sänger werden werde; eine Prophezeihung, die oft gemacht, aber selten so glänzend erfüllt worden ist. Als wohlerzogener, stimmbegabter Knabe kam er in den Klosterchor des Stiftes Klosterneuburg bei Wien und von hier bald in die kaiserliche Hofcapelle. In seinem 16. Jahre mutirte seine Stimme mit außerordentlicher Schnelligkeit; die ganze Umbildung soll nicht länger als zwei Monate gedauert haben. Darauf wurde er Chorsänger, erst im Josephstädter, dann im Leopoldstädter Theater. In jener Zeit kriegerischer Aufregung wurden Kriegslieder von Collin mit Musik von Weigl im Theater gesungen, und W. mußte eines Tages in einem solchen Liede die Solopartie an Stelle des zufällig abwesenden Solisten singen. Er riß die Zuhörer durch die Schönheit seiner Stimme und die Macht des Ausdrucks zu enthusiastischem Beifall hin und wurde sofort für das Kärnthnerthor-Theater, für den Chor und für kleinere Rollen, engagirt. Hier hörte ihn Hummel, der damals fürstlich Esterhazy'scher Capellmeister war, in einem Quartett aus „Uthal“ und empfahl ihn dem Prinzen Esterhazy. Dieser engagirte ihn für das Eisenstädter Theater auf sechs Jahre von 1810 angefangen. Bald gab sich auch Fürst Ferd. Palffy Mühe, ihn für das Theater an der Wien zu gewinnen. Nur ungern ließ ihn Prinz Esterhazy los, und W. trat als Ramiro in Isouard's „Aschenbrödel“ im Theater an der Wien zum ersten Male in einer größeren Rolle auf. Hier hatte er stets wachsenden Erfolg, und als das Theater mit dem Kärntnerthor-Theater unter eine Leitung kam (1814), zog er an diese vornehmere Bühne und erregte im J. 1815 als Johann von Paris die allgemeinste Bewunderung. Hier wirkte er neben den ausgezeichneten Sängern Forti und Vogl als einer der Besten bis zum Juni 1816. In diesem Jahre machte er eine Reise durch Deutschland und sang in Frankfurt, Mainz, Leipzig, Berlin, Dresden, Hamburg, Prag. Im November 1816 trat er in Darmstadt auf und wurde vom Großherzog von Hessen zum Kammersänger ernannt. Die geradezu fürstlichen Huldigungen, die ihm dargebracht wurden, veranlaßten ihn, bis zum Jahre 1825 in Darmstadt zu bleiben. Dann zog er auf kurze Zeit nach Paris, hauptsächlich um sich unter Rossini und Bordogni weiter auszubilden, und nahm auf seiner Rückkehr nach Deutschland eine Einladung nach Kassel als Kammersänger an. Im Juli 1829 kam er nach Wien; hier wurde er, vom Herbst 1830 angefangen, im Kärnthnerthor-Theater auf Lebenszeit engagirt. Wenige Reisen abgerechnet, deren eine ihn 1840 auch nach London brachte, wirkte er in diesem Engagement bis zum Jahre 1845, wo er als Abayaldos in „Dom Sebastian“ von der Bühne Abschied nahm. Darauf wurde er Regisseur. Den 50. Jahrestag seiner künstlerischen Thätigkeit feierte er mit einem Concert am 8. November 1857, in welchem alle hervorragenden Sänger mitwirkten. Auch da noch bewunderte man die Vollendung seiner Gesangskunst und die merkwürdige Erhaltung seiner Stimme. Diese hatte in den letzten Jahren seiner öffentlichen Thätigkeit so sehr den Charakter einer Barytonstimme angenommen, daß er Partien wie Don Juan, Zampa, Sever mit unwiderstehlicher Wirkung sang. Neben den bereits genannten waren seine glänzendsten Rollen: Talasco (in Spontini's „Ferd. Cortez“), Arnold

(in Rossini's „Tell"), Orest, Masaniello, Eleazar, George Brown, Licinius („Vestalin"), Arthur („Lucia"), besonders aber: Tamino, Florestan, Joseph (Mehul) und Othello. Seinen Tönen wurde seltene Klangschönheit, Kraft und Fülle nachgerühmt; sie entströmten stets leicht, natürlich und ungezwungen seinem Munde. Obwohl nicht groß, war er doch schön und fest gebaut, hatte Augen voll Feuer, ein ausdrucksvolles Gesicht und alle Fähigkeiten, die nothwendig waren, seine Bewegungen wirkungsvoll zu machen, die an sich wieder stets natürlich, lebensvoll und fern waren von aller Uebertreibung. Wie auf der Bühne, galt er auch im Concertsaal für einen der Allerersten. Nach anderen Berichten soll er bei aller Größe als weltlicher und als Bühnensänger doch sein Bestes in der Kirchenmusik, besonders in den Lamentationen der Charwoche, geleistet haben, in denen die wohllautenden Töne seiner außerordentlichen Stimme einem wahrhaft gottergebenen Gefühle entströmten. Die schönste Erinnerung aus seinem reichen Leben knüpfte sich für W. an seine Begegnung mit Beethoven gelegentlich eines Festconcertes zum Geburtstag der Kaiserin von Rußland im J. 1815. W. hatte eine Arie von Stadler zu singen; als er Beethoven im Saale bemerkte, setzte er dessen „Adelaide" an diese Stelle, und der Meister erklärte sich bereit, den Gesang zu begleiten. W. selbst berichtet darüber: „Durch meinen Vortrag zufrieden gestellt, sprach er mir gegenüber die Absicht aus, das Lied zu instrumentiren. Dazu kam es zwar nicht, doch schrieb er für mich die Cantate „An die Hoffnung" (Text von Tiedge) mit Clavierbegleitung, welche ich, von ihm selbst accompagnirt, in einer Matinée vor einer gewählten Gesellschaft sang." Diese Matinée fand am 20. April 1816 statt.

C. F. Pohl, Art. Wild in Grove's Dictionary of Music and Musicians. — Thayer, Beethoven III. E. Mandyczewski.

Wild: Johannes W., Reisender, ward 1585 in Nürnberg geboren. Ueber seinen Bildungsgang liegen keine Nachrichten vor. Im Alter von 19 Jahren begab er sich nach Ungarn und nahm Dienste bei den kaiserlichen Truppen, um gegen den Erbfeind der Christenheit zu kämpfen, gerieth aber bald in türkische Gefangenschaft und mußte, nachdem er mehrmals verkauft und verschenkt worden war, seinem Herrn, dem Pascha von Belgrad, nach Konstantinopel folgen. Hier ging er in den Besitz eines Kaufmanns über, der ihn mit nach Aegypten nahm und in Kairo an einen Perser verkaufte. Dieser schloß sich mit seinem neuen Diener der großen Pilgerkarawane an, die alljährlich von Suez nach der Geburtsstadt des Propheten abgeht. W. hielt sich längere Zeit in Mekka auf, trotzdem das Betreten der Stadt allen Christen bei Todesstrafe verboten war, besichtigte eingehend die heiligen Orte, namentlich die große Moschee mit der Kaaba, und begab sich dann im Gefolge seines Herrn nach Medina. Hier sah er das Grab Mohammed's und überzeugte sich durch den Augenschein von der Nichtigkeit der Sage, daß der eiserne Sarg, durch Magnete gehalten, in der Luft schwebe. Als die Rückkehr der Karawane nach Kairo bevorstand, traf die Nachricht ein, daß räuberische Wüstenstämme einen Angriff planten. Wild's Herr zog deshalb vor, sich nach Dschidda zu begeben. Hier traf er einen Deutschen, Hans Hey von Straßburg. Von Dschidda aus fuhr W. durch das rothe Meer nach Mokka in der Landschaft Jemen. Hier sah er den Kaffee wachsen und mußte mehrere Wochen warten, bis der Monsun indische Schiffe mit Waaren für seinen Herrn brachte. Die Weiterfahrt durch das rothe Meer dauerte infolge anhaltender Windstille volle neun Monate. Endlich landeten die ganz erschöpften Reisenden in Suez. Nachdem der Perser in Kairo seine indischen Waaren verkauft hatte, trat er mit seinem Sklaven eine Handelsreise nach Damaskus an. Unterwegs besuchten sie das heilige Grab in Jerusalem. Nach der Rückkehr wurde W. in Kairo an einen alten Türken verkauft, der ihn

als Aufseher über seine fellachischen Frohnbauern setzte. Als er eines Tages seinen neuen Herrn mit eigner Lebensgefahr aus den Händen arabischer Räuber befreite, gelobte dieser, ihn freizulassen. Er beschenkte ihn reichlich, versah ihn mit einem Vorrath gangbarer Handelswaaren und rieth ihm, als Kaufmann nach Konstantinopel zu reisen. Allein das Schiff, auf dem sich W. befand, scheiterte an der Küste von Cypern. Er verlor bei diesem Schiffbruch alle seine Güter außer dem Freibrief. Da er keine Gelegenheit fand, nach der Heimath zurückzukehren, begab er sich wieder nach Kairo zu seinem früheren Herrn und verdingte sich ihm als Diener. Als er endlich das erforderliche Reisegeld erspart hatte, fuhr er nach Stambul, fand hier bei dem kaiserlichen Geschäftsträger Michael Startzer freundliche Aufnahme und wurde von ihm mit der nächsten Gelegenheit nach Deutschland geschickt. Gegen Ende des Jahres 1611 traf er wieder in Nürnberg ein. Bald nach der Heimkehr verfaßte er eine Schilderung seiner Erlebnisse, „Neue Reysbeschreibung eines Gefangenen Christen, Wie derselbe neben anderer Gefährligkeit zum sibenden mal verkauffet worden", die handschriftlich erhalten ist (München cgm. 1272) und mehrfach gedruckt wurde (Nürnberg 1613, 1623; auszugsweise Helmstedt 1639; Erlangen 1761). Das Buch, dem eine Vorrede des Nürnberger Predigers Salomon Schweigger vorausgeht, der sich gleichfalls durch eine Reisebeschreibung in die türkischen Länder bekannt gemacht hat, ist wichtig wegen seiner Schilderung des Volkslebens in Aegypten, der Mekkakarawane und der heiligen Stätten des Islam, die unter allen älteren deutschen Reisenden außer W. nur der Augsburger Emanuel Oertel besucht und beschrieben hat. Viktor Hantzsch.

Wild: Johannes W. Zu Richtersweil, am freundlichen Gestade des Zürichsees, am 13. März 1814 als Sohn einfacher Bürgersleute geboren, verbrachte Joh. W. die Jugendjahre in seiner Heimath und verrieth schon frühe durch seine besondere Geschicklichkeit den späteren Meister. Nach seiner Neigung zur Mathematik und seiner zeichnerischen Begabung wurde er für den Beruf des Ingenieurs bestimmt und bildete sich an den technischen Schulen und der Hochschule Zürichs dazu aus. Schon während seiner Studienzeit bethätigte er sich praktisch an grundlegenden Arbeiten für die schweizerische Landesvermessung, den Basismessungen von Zürich und Aarberg (1834), und zog die Aufmerksamkeit hervorragender Fachmänner auf sich. An den Hochschulen und Kunstakademien von München und Wien vollendete er seine Ausbildung, um 1839 die praktische Thätigkeit zu beginnen, zunächst mit den geodätischen Vorarbeiten für eine Eisenbahn von Zürich nach Basel. Es war dies die Zeit, da in der Schweiz die ersten Eisenbahnen gebaut werden sollten, und da bot sich dem jungen Ingenieur Gelegenheit, nach Maßgabe seiner umfassenden Bildung und des ihm eigenen praktischen Geschickes einen weitgehenden Einfluß auf die Vorbereitung und Ausführung des schweizerischen Bahnnetzes auszuüben. Er verblieb aber nicht allein beim Eisenbahnbau, sondern widmete sich auch dem Wasserbau und nahm Theil an wissenschaftlichen Expeditionen, wie an derjenigen von Agassiz zur Erforschung der Gletscher, wobei er 1842—43 eine Aufnahme des Unteraargletschers lieferte, die seinen Ruf als darstellenden Topographen begründete. Nach seiner Veranlagung ganz besonders zum Vermessungstechniker qualificirt, übertrug ihm die Züricher Regierung die Leitung der topographischen Vermessung des Kantons Zürich. W. erließ dafür die Instructionen und schuf selbst die Vorbilder, in einer Gediegenheit und Vollendung, wie sie heute noch unser Staunen erregen und noch nirgends übertroffen sind. Die Karte des Kantons Zürich im Maaßstabe von 1 : 25000 wurde nicht nur vorbildlich für eine Reihe neuerer Vermessungsarbeiten in der Schweiz, sondern für alle modernen Landesvermessungen überhaupt. 1852, nach Vollendung dieses epochemachenden

Werkes, bei welchem nicht bloß eine neue Darstellungsweise, sondern auch so vorzüglich entwickelte Aufnahmemethoden und Hülfsmittel angewendet wurden, daß man heute noch nichts Besseres an deren Stelle zu setzen hat, berief der schweizerische Bundesrath den allseitig bewährten Techniker als Director der Telegraphen, die eben auch für die Schweiz eingeführt werden sollten; es zog ihn aber wieder zum Eisenbahnbau zurück, und so finden wir ihn 1852—55 als Bureauchef des Oberingenieurs für den Bau der Zürich-Bodensee-Bahn.

1855 wurde W. als Professor an die neugegründete schweizerische polytechnische Schule berufen und übernahm mit Carl Culmann den gesammten ingenieurtechnischen Unterricht, neben Straßen- und Wasserbau speciell das Vermessungswesen. 1857—1869 besorgte er gleichzeitig noch das Amt eines Straßen- und Wasserbauinspectors des Kantons Zürich. In diesen Stellungen entfaltete W. eine außergewöhnliche Thätigkeit; die Bundes- wie die Kantonsregierungen, Gesellschaften und Private verlangten seinen Rath und seine Mitwirkung bei allen großen Bauten, namentlich auch für den Ausbau des schweizerischen Alpenstraßennetzes. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Kataster und der Förderung der eidgenössischen Landesvermessung; ferner gehörte er der ersten schweizerischen metrologischen Commission an.

Allmählich concentrirte sich W. immer mehr auf das Vermessungswesen und auf die Pflichten seines Lehramtes, dem er bis 1889 seine besten Kräfte widmete. In diesem Jahre zog er sich, 75 jährig, von seinem Lehrstuhl, den er 34 Jahre unter hoher Verehrung bekleidete, zurück und genoß noch einige Jahre der wohlverdienten Ruhe, bis er am 22. August 1894, über 80 jährig, in seiner Heimathgemeinde Richtersweil sein arbeitsreiches Leben schloß. Die Bedeutung Wild's beruht neben seiner praktischen Bethätigung in der Entwicklungsperiode der Eisenbahnen, Telegraphen und Alpenstraßen und seiner langjährigen Lehrthätigkeit namentlich in der Entwicklung des modernen Vermessungswesens, für den Kataster und die Landesvermessung wie für die Bedürfnisse des Bauingenieurs, die er wie kein zweiter kannte. Eine klare Auffassung, die auch das Schwierigste einfach erscheinen ließ, verband sich bei ihm mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit in der Handhabung der Methoden, der Instrumente und des Stiftes. So erzog er nicht bloß die Operateure, er lieferte ihnen selbst auch die Vorbilder in Zeichnung und Lithographie; ein reiches Wissen war bei ihm mit dem höchsten Können gepaart, und so übte der stillbescheidene, körperlich zarte Mann einen eminenten Einfluß aus. Zu schriftstellerischer Thätigkeit blieb ihm keine Muße übrig; von sich aus hat er gar nichts publicirt; gedruckt wurden aus der Menge seiner Arbeiten nur einige Vorträge und Gutachten über wichtige technische Tagesfragen; das vornehmste Denkmal hat er sich geschaffen in seiner Zürcher Karte, einem Meisterwerk für alle Zeiten.

Vgl. R. Wolf, Geschichte der Vermessungen in der Schweiz.

F. Becker.

Wild: Leonhard W., einer jener zahlreichen Deutschen, welche im Wiegenalter des Buchdrucks die Kunst Gutenberg's in Venedig ausübten. Dort taucht er, soweit sich dies aus seinen Drucken ersehen läßt, erstmals 1478 auf, um nach dem Jahr 1489 wieder zu verschwinden. Für die Angabe, daß er schon um 1476 in der Werkstätte von Franz Renner und Nicolaus von Frankfurt gedruckt, haben wir keine Bestätigung gefunden; andererseits sind die zwei Drucke aus den Jahren 1494 und 1499, die von ihm angeführt werden, sicher als unächt zu betrachten. Anfangs druckte er auf fremde Rechnung, namentlich für Nicolaus von Frankfurt (s. A. D. B. XXIII, 624) — einen sehr interessanten Vertrag mit demselben theilt Brown a. u. a. O. mit —; später scheint

er seine Druckerzeugnisse, darunter auch theure Bücher, immer selbst verlegt zu haben, was auf einen guten Fortgang seines Unternehmens schließen ließe. Die Zahl der Erzeugnisse seiner Presse ist nicht groß — man kennt deren zur Zeit nur neun —; allein schon der Umstand, daß aus den Jahren 1482—88 kein einziges bekannt ist, weist darauf hin, daß obige Zahl keineswegs den ganzen Umfang seines Druckwerks darstellt. Dasselbe ist übrigens, soweit man es kennt, fast ausschließlich theologischer Richtung; namentlich befinden sich darunter auch zwei Ausgaben der lateinischen Bibel, von 1478 und 1481. Ueber die Persönlichkeit dieses Druckers weiß man — und zwar aus seinen Drucken selbst — nur so viel, daß er aus Regensburg stammte; alles andere, wann er geboren und gestorben ist, wie er zur Ausübung der Druckerkunst gekommen ist u. s. w., liegt im Dunkeln. Insbesondere läßt sich auch nicht entscheiden, ob das „magister“, das er einmal seinem Namen beisetzt, nur die Stellung als Meister oder den akademischen Grad bedeutet. — Daß es noch einen anderen Drucker des Namens Wild in jener frühen Zeit gegeben hat, nämlich einen Heinrich W., der nach dem Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, N. F., Bd. 8, 1860, Sp. 120 im J. 1496 in Nürnberg als Bürger angenommen wurde, sei beiläufig erwähnt. Ob derselbe wohl irgendwie mit Leonhard W. zusammenhängt?

Vgl. Hain, Repertorium bibliographicum (mit Burger's Register). — Brown, The Venetian printing press, 1891, p. 26. — Verhandl. des histor. Vereins für den Regenkreis, 3. Jahrg., 1836, S. 189 ff. K. Steiff.

Wild: Sebastian W., Meistersänger und Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Er stammte aus Augsburg und gehörte der dortigen Meistersängerschule an. Er wird im Cod. Augustan. 1280 zum Jahr 1547 und 1550 genannt. Er erfand zwei Meistertöne: „Die kurze Nachtweis" und „die Jungfrauweis" in 13reimigen Gesetzen. Seine Lieder stehen in dem dritten der Kolmarer Liederhandschrift (herausgegeben von K. Bartsch 1862, Bibliothek des litterar. Vereins in Stuttgart, Nr. 68) beigegebenen Manuscripte (Münchener Cod. germ. 4999). Als Dramatiker erscheint er mit einer 1566 in Augsburg von Mattheus Francke gedruckten Sammlung von 12 Dramen: „Schöner Komedien und Tragedien zwölff." In der vom 1. Januar 1566 datirten Widmung an den edlen und ehrenvesten Herrn Melchior Lincken, Bürger zu Augsburg, unterzeichnet er sich als „Mitbürger daselbst". Er trieb erst das Schneiderhandwerk, dann wurde er Schulmeister. Er wollte, daß die Jugend sich in der Aufführung seiner Spiele übe, denn aus solcher Uebung folge die Stärkung des Gedächtnisses. Er habe sich zwar, sagt er, guter deutscher verständiger Worte und Meinung befleißigt, aber es sei doch unmöglich, in einem solchen Werk es einem Jeden recht zu machen, da er nur ein „schlechter Leye" sei. Von seinen Dramen behandeln 7 biblische Stoffe, die theils dem Alten, theils dem Neuen Testament entnommen sind. Das erste handelt von der Geburt Christi; es ist ein Weihnachtsspiel, das die Geschichte Jesu von der Verkündigung Mariä an bis zum Auftreten des zwölfjährigen Jesus im Tempel darstellt; das zweite behandelt die „Versteinigung Stephani" (aus der Apostelgeschichte Cap. 6—8). Dann folgt „Der Passion und die Aufferstehung Christi". Dies Spiel soll 1569 in Berlin aufgeführt worden sein. Wiedergedruckt ist es in Aug. Hartmann, Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt, Leipzig 1880, S. 101—198. Hartmann, der den ältesten Text des Oberammergauer Spieles nach der im Besitze der Familie Lang befindlichen Handschrift eines Spielbuches von 1662 herausgegeben hat, führt den Nachweis, daß das Oberammergauer Spiel aus Wild's Spiele und dem dem 15. Jahrhundert angehörenden Spiele von St. Ulrich und Afra zusammengefügt worden ist. Das vierte Drama: „Der Belial führt ein recht mit

Christo“ ist eine dramatische Parabel, in der der Kampf der Hölle mit Christus, dem Zerstörer des höllischen Reiches, als ein Rechtsstreit dargestellt ist. Das fünfte: „Der Junger Gefengknus“ (aus Apostelgeschichte Cap. 5) behandelt die Gefangennahme des Petrus und Johannes und ihre Befreiung aus dem Gefängniß. Das Spiel wurde 1613 zu Augsburg durch Valentin Schönigk wieder gedruckt. Aus dem Alten Testament ist entlehnt „Der Nabott im 3. Buch Regum am 21.“ und „Das Gesetz Mose und vom guldin Kalb nach Exodus c. 20—33“. In keinem dieser Spiele ist dramatisches Geschick zu spüren. Dasselbe ist von den weltlichen Spielen zu sagen, denen ältere novellistische Stoffe zu Grunde liegen. Es sind folgende fünf: 1. „Vom krancken Keyser Thito“, 2. „Vom Keyser Octauiano“, 3. „Die schön Magelona vnnd Ritter Peter“, 4. „Die siben weysen Maister (von des Keysers Pencyanus son)“, 5. „Der Doctor mit dem Esel vnnd Spiegel der Welt“. Dieses auf orientalischen Ursprung zurückzuführende Spiel wurde in Augsburg durch Valentin Schönigk wieder gedruckt und ist von Tittmann, Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert, I, 201—245 neu herausgegeben worden. Schon Joachim Greff (s. A. D. B. IX, 624) hatte 1537 die Geschichte von dem Bauer, seinem Sohn mit dem Esel, die es Niemand recht machen können, in dem Drama Mundus behandelt.

Wagenseil, Bericht von der Meister-Singer-Kunst, 1697 S. 534 und 535. — Lier i. d. Allg. Zeitung 1884, 241—245. — Goedeke, Grundriß II, 250, 252, 383. — Holstein, Zeitschr. f. deutsche Philologie XVIII, 207 ff. — Bolte, Märkische Forschungen 18, 213. H. Holstein.

Wilda: Wilhelm Eduard W., Dr. jur., Etatsrath und ordentlicher Professor der Rechte, geboren am 17. August 1800 zu Altona, † am 9. August 1856 zu Kiel. Schon im 2. Jahre verlor er seinen Vater, der Seligmann hieß und Chef eines bedeutenden Handlungshauses in Altona und St. Thomas war. Die Wittwe zog nach Hamburg, wo sie zum zweiten Male heirathete. Der Stiefvater Wilda, dessen Namen der Sohn später annahm, rettete diesem den Rest des an sich bedeutenden väterlichen Vermögens, welches durch Veruntreuungen Dritter bedeutend zusammengeschmolzen war, und gab ihm eine sorgfältige Erziehung. Der Knabe, ursprünglich zum Kaufmannsstande bestimmt, zeigte frühzeitig Vorliebe zu gelehrten Studien. Er besuchte deshalb das Johanneum zu Hamburg, bezog im Herbste 1821 die Universität Göttingen, dann Heidelberg, und hörte dort Vorlesungen bei Hugo, Eichhorn, Heeren, Bouterwek; bei Thibaut, Zimmern, Mittermaier, Schlosser u. A. Am 14. März 1825 erwarb er zu Heidelberg summa cum laude den juristischen Doctorgrad, und trat im nämlichen Jahre zum Christenthum über, denn das Judenthum war ihm nach eigenem Zeugniß stets fremd geblieben. Sodann hielt er sich im Sommer dieses Jahres in Kiel und Kopenhagen auf, um unter Leitung der ihm befreundeten Professoren Falck und Kolderup-Rosenvinge Vorkenntnisse zum Studium der scandinavischen Rechte zu sammeln, welcher Aufenthalt für seine spätere wissenschaftliche Thätigkeit von höchster Bedeutung war. Im Herbste 1826 kehrte er nach Hamburg zurück, ward daselbst Bürger, und widmete sich nach längerer Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich der Advocatur, welche ihm jedoch wenig zusagte. 1829 bearbeitete er eine von der Kopenhagener Gesellschaft der Wissenschaften gestellte Preisaufgabe, „über die geschichtliche Erforschung des Gildenwesens“. Die gekrönte Preisschrift ließ er 1831 in Halle unter dem Titel: „Das Gildenwesen im Mittelalter“ drucken. Seit 1830 mit einem Fräulein v. Gerstenberg verheirathet siedelte er, um sich ganz gelehrten Arbeiten zu widmen, nach Halle über, wo er sich 1831 durch die Schrift „De libertate Romana, qua urbes Germaniae ab Imperatoribus sunt exornatae“ als Privatdocent habilitirte, und noch im nämlichen Jahre zum

außerordentlichen Professor ernannt wurde. Eine mit Unterstützung der preuß. Regierung 1834 unternommene neue Reise nach Dänemark und Schweden brachte außer einem Aufsatze über die schwedischen Universitäten in Bran's „Minerva" die Vervollständigung des Materials zu der großen Arbeit, welche ihn sieben Jahre beschäftigte. Vor deren Abschluß begründete er auf Anregung Reyscher's mit diesem die „Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft", deren erstes Heft Mitte Juni 1839 ausgegeben wurde. Reyscher schildert im Nachtrage zu dem von Prof. Planck verfaßten Lebensabrisse Wilda's eingehend die großen Verdienste, welche sich dieser um das Zustandekommen der Zeitschrift erworben. Wilda's erster Beitrag „Das Pfändungsrecht" erschien im 2. Hefte, und legt er im Vorwort seine sinnige Auffassung der Aufgabe deutscher Rechtsforschung nieder. Im J. 1824 übergab er endlich das „Strafrecht der Germanen" als ersten Band der „Geschichte des deutschen Strafrechts" der Oeffentlichkeit. Das Hauptverdienst dieses bedeutenden Werkes besteht in dem Nachweise des von den Juristen bisher unbeachteten Werthes der nordischen Quellen für das Studium des älteren deutschen Rechtes.

In demselben Jahre wurde er auf Empfehlung Savigny's und J. Grimm's unter dem Ministerium Eichhorn an Stelle von Fabricius als ordentl. Professor in Breslau angestellt, wohin er nach 12jähr. Aufenthalte zu Halle im Herbste 1842 zog. Hier las er regelmäßig im Wintersemester Staats- und Lehenrecht, im Sommersemester deutsches Privat- und Naturrecht, wozu nach 1850 noch Encyklopädie, Staats- und Rechtsgeschichte und Völkerrecht kamen. Außerdem war er am Spruchcollegium und als Mitarbeiter an Weiske's Rechts-Lexikon beschäftigt, für das er eine Reihe gediegener Artikel lieferte. Im September 1846 besuchte er die Germanistenversammlung zu Frankfurt a. M., deren Zustandekommen er wesentlich gefördert hatte, 1847 jene zu Lübeck.

In den Bewegungsjahren 1847 und 48 wurde zwar die wissenschaftliche Thätigkeit etwas in den Hintergrund gedrängt, allein dem Lehrberufe that er auch in dieser unruhigen Zeit keinen Abbruch; er las mit Einschluß der Publica täglich drei Stunden. Seit April 1848 saß er im Vorstande des zu Breslau errichteten constitutionellen Centralvereins, und schrieb von Ostern 1848 bis 49 ein Volksblatt, „Der Landbote". Eine kräftige Reichsgewalt und einheitliche Gesetzgebung anstrebend trat er den Ausschreitungen der demokratischen Partei in Breslau auf das bestimmteste entgegen. W. wollte sich wieder ausschließend den gelehrten Arbeiten widmen; allein Kopf und Herz waren doch noch von den stets neuen Wendungen der Dinge erfüllt, wenn sie ihm auch nicht gefielen, ihn vielmehr verstimmten. „Die constitutionelle Partei (schreibt er im April 1851) wird mit Haß verfolgt. Es ist so gut als gelungen, sie zu discreditiren; hier, weil sie die eigentlich revolutionäre Partei sei; dort, weil sie nicht gehandelt, d. h. weil sie auf dem Wege ruhiger Umgestaltung hat fortschreiten wollen"; — — und im Januar des folgenden Jahres: „Mein Gemüth ist voll Betrübniß über die Erniedrigung unseres Vaterlandes; doch ich verzweifle nicht; es scheint mir unmöglich, daß die Herrschaft der slavischen Race die der germanischen ablösen oder jene gar die Trägerin einer neuen Cultur werden sollte; der Strom der fortschreitenden Entwicklung hat jetzt einen weiten sich zurückwendenden Bogen gemacht; er wird sich schon wieder nach vorwärts wenden. — — Unsere Bestrebungen können nur einer mehr oder minder fernen Zukunft angehören, das Pflichtgefühl darf uns nicht matt werden lassen; aber der jugendliche Traum ist dahin; ein begeisternder Aufschwung wird für uns nicht wiederkehren. Wann werden wol wieder Versammlungen stattfinden, getragen von dem Geiste, erfüllt von der Hoffnung und Zuversicht wie zu Frankfurt und Lübeck 1846 und 1847?"

Im Herbst 1854 erging an W. ein Ruf nach Kiel an Stelle seines verstorbenen Freundes Falck. Die Sehnsucht nach seiner bejahrten Mutter, nach den dortigen Freunden, die Vorliebe für sein Heimathland Holstein ließen ihn nicht lange schwanken; trotzdem fiel es ihm schwer, das ihm liebgewordene Breslau zu verlassen. Leider war ihm in Kiel eine nur kurze Thätigkeit beschieden. Ein organisches Herzübel, welches eine frühere acute Herzkrankheit zurückgelassen hatte, und wiederholte Krankheitszustände hervorrief, warf ihn im Juli 1856 von neuem auf das Krankenlager, von dem er sich auch dieses Mal zu erholen schien. Allein nach wenigen Tagen heftigen Erkrankens trat unerwartet ein Herzschlag ein, welcher am 9. August seinem Leben plötzlich ein Ende machte.

Wilda's Tod war ein fühlbarer Verlust für die Rechtswissenschaft, sein gelehrtes Schaffen hatte in den weitesten Kreisen Anerkennung gefunden. Er war Mitglied des thüringisch-sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums in Halle (1831), der kgl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen (1832), der schleswig-holstein-lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte (1833), der deutschen Gesellschaft für Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig (1838), des Vereins für hamburgische Geschichte (1841), der kgl. schwedischen und norwegischen Akademie für Litteratur, Geschichte und Alterthum in Stockholm (1842), der Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst in Utrecht (1844), des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde in Jena (1852), des germanischen Museums zu Nürnberg (1854), der Gesellschaft für niederländische Litteratur in Leyden (1855). Sein frühes Hinscheiden wurde nicht allein von der gelehrten Welt beklagt, sondern neben seiner Familie auch von den zahlreichen Freunden, den Collegen und seinen Schülern auf drei Universitäten. Sein früherer geliebter Lehrer Thibaut schrieb 1839 in einem Briefe an Reyscher über W.: „Ich habe ihn stets wegen seines gesunden, klaren Geistes, seines ausgezeichneten Wissens und auch als edlen Menschen hochgeehrt". — Eine vollständige Aufzählung der Schriften und Abhandlungen Wilda's findet sich in der Ztschr. f. dtsch. Recht u. Rechtswissenschaft XVI (1856), 445—458.

Lebensskizze von J. W. Planck m. Nachtr. von Reyscher i. d. erwähnten Ztschr. a. a. O. S. 444—463. — Planck's Lebensskizze ist auch abgedruckt in der „Chronik d. Univers. zu Kiel", 1857, S. 3—5.

v. Eisenhart.

Wildauer: Mathilde W., Schauspielerin und Sängerin, wurde in Wien im J. 1820 geboren. Von ihrer Kindheit und ihrem Bildungsgange wissen wir nur so viel, daß sie Schülerin des alten Schauspielers Karl Müller, des Vaters der Sophie Müller, war. Wie Costenoble in seinem Tagebuch berichtet, wurde sie, erst 14 Jahre alt, am 14. März 1834 auf dem Wiener Hofburgtheater geprüft. „Sie gab eine Scene der Isabella aus den ‚Quälgeistern', eine Scene aus der ‚Marie' von Kotzebue und eine aus dem ‚Bräutigam aus Mexiko'. Ihre Isabella hatte keine frohe Seele, ihre Marie war zu farbloses Einerlei, obschon Gefühl verborgen liegen mag; ihr Suschen war die beste Probe von allen dreien; die Aussprache ist nicht schlecht, das Organ angenehm, wenn auch nicht helltönend, die Gestalt klein und niedlich, und auch das Gesicht soll schön sein; letzteres konnte ich nicht genau in Augenschein nehmen." Trotz dieser im ganzen mehr ungünstigen, als günstigen Kritik durfte das überaus jugendliche Mädchen, das vielleicht besonders hohe Protection genoß, bald darauf eine öffentliche Talentprobe auf dem Burgtheater ablegen. Am 1. April 1834 machte sie als Susette in den „Rosen des Herrn von Malesherbes" ihren ersten theatralischen Versuch. „Sie sprach", wie Costenoble erzählt, „klar und ver-

ständlich, auch ganz verständig und äußerte oft Gefühl", doch wußte sie sich mit dem Gehen und Stehen noch nicht recht abzufinden. Am 23. Mai 1834 folgte ihr zweiter Versuch als Suschen in Clauren's „Bräutigam aus Mexiko". Costenoble sah sie bei diesem Auftreten nicht, verzeichnete aber in seinem Tagebuche ein Urtheil des berühmten Friedrich Wilhelmi, der in dem Kinde „ein recht schönes Talent" zu erkennen meinte. Bei ihrem dritten Debut am 14. Juni 1834 als Gurli in Kotzebue's „Indianern in England" „gefiel sie in einigen Scenen rasend. Sie wurde im zweiten Acte, nach ihrer Erzählung, und am Schlusse gerufen und dankte vernünftiger als viele ihrer älteren Kunstgenossen. Das Mädchen ist erst vierzehn Jahre alt — daraus kann und wird sich noch Schönes entwickeln." So erfolgte denn trotz ihrer großen Jugend ihr Engagement, und am 24. Juni 1834 trat sie bereits als Mitglied des Hofburgtheaters auf. Doch irrte man sich damals in Wien noch sehr über ihre eigentliche Begabung, da der oberste Chef der Burg, Graf Czernin, meinte, sie werde nur in rührend naiven, nicht aber auch in drolligen Rollen zu verwenden sein. Die Zukunft sollte lehren, daß das gerade Gegentheil der Fall war, und daß die W. vor allem für das komische Fach begabt war. Zunächst freilich hatte sie eine schwere Zeit der Prüfung durchzumachen, da „die Actricen des Burgtheaters dem Kinde die nothwendige Zuversicht durch schroffen Tadel zu rauben suchten, statt sie schonend und freundlich zu unterweisen". Nur Frau Koberwein machte hierin eine Ausnahme, und ebenso nahm sich Costenoble der Anfängerin treulich an. Erst ziemlich spät gelangte sie in den Besitz einiger Soubrettenrollen, die ihr am besten lagen. Eine ihrer besten Leistungen war die Katharina in Shakespeare's „Bezähmung der Widerspänstigen", und die Friederike in Bauernfeld's „Leichtsinn aus Liebe" gab sie mit unnachahmlicher Grazie. Den größten Erfolg aber erzielte sie als Nanderl in Alexander Baumann's Singspiel „Das Versprechen hinter dem Herd". Kein Geringerer als Laube erklärte sie für „ein weibliches Talent ersten Ranges". Er setzte die größten Hoffnungen auf ihre Entwicklung und war deshalb höchlichst enttäuscht, als die W., die sich einer prächtigen Stimme erfreute, ihren Willen durchsetzte und im J. 1850 ein Engagement als Sängerin an dem Wiener Hofoperntheater erhielt, ohne ihre Stellung an der Burg aufzugeben. Sie gehörte fortan beiden Instituten an, wurde aber, ihrer Neigung entsprechend, weit mehr in der Oper, als im Schauspiel beschäftigt. Sie sang anfangs feinere Soubrettenrollen, wie die Susanne in „Figaro's Hochzeit" und die Zerline im „Don Juan". Später ging sie in das Primadonnenfach über und glänzte z. B. als Linda in Donizetti's „Linda von Chamounix" und als Katharina in Meyerbeer's „Nordstern". „Ihre Stimme war ein heller, nicht übermäßig starker, aber voll ausreichender Sopran von reinstem Wohllaut." Dazu kam ein unermüdlicher Fleiß, eine glänzende schauspielerische Begabung und eine sichere Gesangstechnik, die sie sich noch spät angeeignet hatte, sowie eine seltene, bestechende, frauenhafte Schönheit. Nachdem sie sechzehn Jahre hindurch an der Burg und weitere fünfzehn an der Hofoper thätig gewesen war, ließ sie sich im J. 1861 pensioniren. Laube hoffte, daß sie noch einmal an die Burg zurückkehren würde, und hätte ihr den Eintritt jeden Tag ermöglicht, aber sie konnte sich zu diesem Schritt nicht entschließen, sondern zog sich, hypochondrisch geworden, mehr und mehr in die Einsamkeit zurück, in der sie, erst 58 Jahre alt, am 23. December 1878 zu Wien starb. Da sie nur selten auf Gastspiele ging und nach Norddeutschland nicht weiter als bis Dresden gekommen war, war ihr Name außerhalb Oesterreichs wenig bekannt. Trotzdem gehörte sie zu den Größen, auf deren Namen der Ruhm des Wiener Theaters beruht.

Vgl. H. Laube, Das Burgtheater. Leipzig 1868. S. 314—316. —

E. Wlassack, Chronik des k. k. Hof-Burgtheaters. Wien 1876. S. 192. — Illustrirte Zeitung. Leipzig 1879. Nr. 1857, S. 90. — Almanach der Genossensch. Deutscher Bühnenangehöriger. Kassel u. Leipzig 1880. S. 184. — Wurzbach LVI, 131—136. — C. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater 1818—1837. Tagebuchblätter II. Wien 1889. (Siehe das Register.)

H. A. Lier.

Wildberg: Christian Friedrich Ludwig W., Arzt, als Sohn des Münzmeisters und Hofjuweliers Botho Christian W. in Neu-Strelitz am 6. Juni 1765 geboren, besuchte seit 1774 die Schule zu Neubrandenburg, studierte anfangs (seit 1782) zu Jena Theologie, hatte bereits die erste theologische Prüfung zurückgelegt und 5 Jahre lang eine Hauslehrerstelle bekleidet, als er 1789 zum Studium der Medicin überging, dem er in Halle und Jena oblag. An letzterem Orte erlangte er 1791 mit der „Dissertatio inaug. sistens pathologiam sanguinis“ die Doctorwürde. Darauf ließ er sich als Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wurde hier 1795 herzoglicher Kreisphysicus, später Stadt- und Districtsphysicus, seit 1804 mit dem Titel als Hofrath, folgte 1820 einem Ruf als außerordentlicher Professor nach Berlin, schied aber bereits im folgenden Jahre aus dieser Stellung und ging als ordentlicher Professor der Medicin und Stadtphysicus nach Rostock. 1825 kehrte er nach Neu-Strelitz zurück, wo er als Obermedicinalrath lebte. Am 25. November 1841 beging er sein 50jähriges Doctorjubiläum und war dabei Gegenstand mannigfacher Ehrungen. W., der am 8. November 1850 starb, hat eine ganz außerordentlich fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit entfaltet. Das Verzeichniß seiner Publicationen umfaßt im XXI. Bande des Callisen'schen Schriftstellerlexikons 16 Octavseiten. Dazu kommen dann noch die nach 1835 veröffentlichten Arbeiten (vgl. Callisen XXXIII, 297). Die Titel der wichtigsten derselben sind in der unten angegebenen Quelle reproducirt. Der größere Theil von Wildberg's Schriften bewegt sich auf dem Gebiet der gerichtlichen Medicin, Staatsarzneikunde und Hygiene.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 272. Pagel.

Wildberger: Johannes W., Orthopäde, gebürtig aus Neunkirchen im Kanton Schaffhausen, erhielt 1837 in Bamberg die Concession als Messerschmied und chirurgischer Instrumentenmacher, errichtete 1849 in dem Klostergebäude am Michaelsberge zu Bamberg eine orthopädische Heilanstalt und erwarb sich in derselben, obwohl Autodidact, viele Anerkennung bei Aerzten, Behörden und gelehrten Körperschaften, so daß ihm 1856 die Universität Jena den medicinischen Doctorgrad honoris causa ertheilte und der Herzog von Coburg ihm den Titel als herzoglicher Hofrath verlieh. Er verfaßte auch, außer einem Programm für die neu errichtete Anstalt und mehreren Berichten über dieselbe (1852—59), mehrere auf die Orthopädie bezügliche Schriften, wie: „Neue orthopädische Behandlungsweise veralteter spontaner Luxationen im Hüftgelenk“ (Würzburg 1855, Leipzig 1856, mit 3 Tafeln), das 2. Heft der nachfolgenden Publication bildend: „Streiflichter und Schlagschatten auf dem Gebiete der Orthopädie“ (Erlangen 1861 mit 6 Tafeln), deren 1. Heft behandelt: „Die Scoliose, deren Entstehung und Heilung.“ — „Die Rückgratsverkrümmungen u. s. w.“ (Leipzig 1862 mit 10 Tafeln). — „Praktische Erfahrungen auf dem Gebiete der Orthopädie u. s. w.“ (Leipzig 1863). 1871 verlegte er seine orthopädische Heilanstalt auf das früher fürstliche Jagdschloß Jägersburg bei Forchheim in Oberfranken und starb am 30. November 1879 nach langem schwerem Leiden in Meran. — Seine Behandlungsweise hatte Joh. August Schilling in Adelsdorf unter dem Titel: Die Orthopädie der Gegenwart u. s. w., Erlangen 1860, beschrieben.

Gurlt im Biogr. Lexikon der hervorragenden Aerzte aller Zeiten u. Völker, Bd. VI, 1888, S. 273. E. Gurlt.

Wilde: Johann Christian W., Anatom, geboren zu Züllichau, Provinz Brandenburg, wurde im J. 1736 Adjunct für Anatomie und Gehülfe Duvernoy's bei der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg und 1738 außerordentlicher Akademieprofessor, gab aber schon 1744 seine Stellung in St. Petersburg auf. Er schrieb in den Comment. Acad. scient. Petrop. T. XII: „Observationes anatomicae rariores"; „De renibus succenturiatis in puero disquisitis notata" und in der Geographie von Pallas eine Abhandlung über den Auerochsen. Seine späteren Schriften sind unbekannt.

Stieda im Biogr. Lex. der hervorragenden Aerzte aller Zeiten u. Völker, Bd. VI, 1888, S. 273. E. Gurlt.

Wilde: Peter Ernst W. wurde am 24. August 1732 in Wodike bei Treptow an der Rega als Sohn eines Gutsbesitzers geboren. Den ersten Unterricht erhielt er bis zum Jahre 1746 zu Hause, dann schickte man ihn nach Königsberg i. Pr., wo er zwei Jahre lang das K. Friedrichs-Colleg besuchte. 16 Jahre alt, 1748, trat er als Stud. theol. in die Königsberger Universität; nach vier Semestern reiste er in seine Heimath und predigte daselbst mit großem Erfolg. Trotzdem gab er plötzlich die Theologie auf und ging nach Halle a. S., um daselbst Jurisprudenz zu studiren. Als er hier 1751 an den Pocken heftig erkrankte, war das für ihn eine Veranlassung, das Studium der Jurisprudenz aufzugeben und sich der Medicin zu widmen. Um diesen Vorsatz auszuführen, ging er wieder nach Königsberg i. Pr. zurück, ließ sich als Stud. med. immatriculiren und hörte vor allem Vorlesungen bei dem Professor der Medicin Gottfried Thiesen. Bereits nach einem halben Jahre — so meldet sein Landsmann und Zeitgenosse Gadebusch — fing W. an, selbst den Studirenden der Medicin Unterricht zu ertheilen. Er muß sich ganz besonders ausgezeichnet haben, denn die medicinische Facultät bot ihm nach 1½jährigem Studium den Doctorgrad an. W. nahm jedoch aus übergroßer Bescheidenheit den Doctorgrad nicht an, blieb aber noch 12 Jahre in Königsberg, sowol mit der ärztlichen Praxis, als mit Unterricht sich beschäftigend. Den Doctorgrad erhielt W. erst 1765 von der medicinischen Facultät zu Greifswald (?). Nun verließ W. seine Heimath, wandte sich zuerst nach Kurland, dann nach Riga, wo er als „Hofmeister" lebte; hier begann er die Herausgabe einer medicinischen Wochenschrift „Der Landarzt". Von Riga aus wurde W. 1766 nach Oberpahlen im nördlichen Livland durch den Major Joh. Woldemar von Lauw berufen. Lauw war — wie W. — eine eigenthümliche, großartig angelegte Natur; ein Schwiegersohn des zur Zeit Peter I. mächtigen, aber 1731 in Ungnade gefallenen und nach Sibirien verbannten Staatsraths Haennes Fick aus Mecklenburg, hatte Lauw das große Gut Oberpahlen geerbt. Er war bestrebt, nicht nur im eigenen, sondern im allgemeinen Interesse die Landwirthschaft, die Industrie, Handel und Gewerbe zu heben und zu fördern: im Glauben, daß sein Reichthum unerschöpflich sei, ahmte er das Leben eines kleinen Fürsten nach, hielt sich eine Hofcapelle, eine italienische Schauspielertruppe, einen Hofmaler. Aber er gründete auch ein Krankenhaus und eine Apotheke; zum Leiter dieser Anstalten berief er den Dr. W. aus Riga. Lauw hatte in W. offenbar eine sehr geeignete Persönlichkeit für seine weitgehenden Pläne gefunden. W. nun gründete auf eigene Kosten in dem Vororte Königsberg bei Oberpahlen eine Buchdruckerei; er verschaffte sich vom Gouverneur in Riga die Erlaubniß, censurfrei drucken zu dürfen, unter der Voraussetzung, daß er nur seine eigenen Schriften drucken ließe und daß dieselben nichts gegen die Religion, die Staats- und Landesgesetze enthielten. Man muß bedenken, was das damals 1770 hieß, im russischen Reiche gab es außer in Oberpahlen nur fünf Druckereien: nämlich in St. Petersburg, Moskau, Kiew, Riga und Reval; von diesen sechs Druckereien kamen drei auf die Provinzen Livland

und Estland. (Mitau, wo W. seinen „Landarzt“ erst erscheinen ließ war damals noch nicht russisch.) Das Vorwerk, wo W. seine Thätigkeit entwickelte, hieß Königsberg, zur Erinnerung an den Schattenkönig von Livland, Magnus von Holstein, der einst hier mit seiner jugendlichen Gattin auf kurze Zeit sein Burglager aufgeschlagen hatte. W. begann in uneigennütziger Weise und mit rastlosem Eifer thätig zu sein — als Arzt, als Lehrer und Buchdrucker. Von seiner ärztlichen Thätigkeit wissen wir, abgesehen von seinen Schriften, nichts. Mit seiner Buchdruckerei hatte er viel Arbeit, aber keinen Vortheil, obschon er außer seinen eigenen auch fremde Werke druckte; er verkaufte die Druckerei daher an den Major Lauw. Im J. 1773 brannte die Druckerei ab und konnte erst 1782 wiederhergestellt werden; bald nach Wilde's Tode ging die Druckerei ein.

Vor allem wirkte W. als Lehrer; er scheint eine ganz besondere Vorliebe für das Unterrichten gehabt zu haben. Bacmeister meldet, daß W. an der Ertheilung des Unterrichts ein wahres Vergnügen finde und sich damit weit mehr als mit der ausübenden Arzneiwissenschaft beschäftige. Er unterrichtete junge Leute in der Arzneikunde, um Aerzte zu erziehen; er unterwies junge Edelleute in der Kriegswissenschaft und ließ eine Anleitung dazu drucken. („Die Kriegswissenschaft für junge Leute, die in den Soldatenstand treten wollen.“ I. Band 1783, Oberpahlen, 416 S. 8° mit 4 Kupfern.) Er beabsichtigte auch eine ökonomische Schule zu errichten, nachdem er mit vieler Mühe eine ökonomische Gesellschaft gegründet hatte. Aber er fand wenig Unterstützung für seine weitgehenden Pläne. „Wenn dieser sein Vorsatz — (eine ökonomische Schule zu errichten) — einen glücklichen Ausgang gehabt hätte“, schreibt Gadebusch, „würde W. außer der mediciniscen und ökonomischen Schule auch noch andere errichtet haben, worin alle die Wahrheiten vorgetragen werden sollten, die auf Universitäten gelehrt werden, jedoch nach einer ganz veränderten Lehrmethode. Seinem Entschluß zufolge sollten nur die höheren Wahrheiten die einzigen Gegenstände sein, womit man sich auf der hohen Schule beschäftigt. Mitten unter diesen Gedanken meint er von der traurigen Wahrheit überzeugt zu sein, daß die Zeit, da die Wissenschaften in Livland blühen sollten, noch entfernt wäre. Aber er glaubt seine Pflicht erfüllt zu haben, indem er Mühe und Vermögen seinen besten Absichten geopfert hatte.“

Zu Beginn des Jahres 1785 ging W. nach St. Petersburg und ließ sich im medicinischen Colleg examiniren (10. März 1785), um das Recht der ärztlichen Praxis in Rußland zu erhalten; er kehrte nach Oberpahlen zurück, starb aber schon im December desselben Jahres 1785. W. hat ziemlich viel während seines Aufenthalts in Livland veröffentlicht; seine Werke aber sind, wie alle Oberpahlenschen Drucke, bibliographische Seltenheiten. „Der Landarzt“, eine medicinische Wochenschrift, bis 1. März 1765, 52 Nrn. gedruckt in Mitau. (Nachgedruckt in Frankfurt und Leipzig 1769.) „Der praktische Landarzt“, I. Theil 412 S. Mitau 1772. II. Theil 460 S. Mitau 1774. „Liefländische Abhandlungen von der Arzneiwissenschaft.“ Oberpahlen 1770. 416 S. Zweite verbesserte Auflage 1782. Oberpahlen. Die Abhandlungen sind sehr interessant: außer einer Schilderung der Medicinalordnung in Spanien, die als nachahmungswürdig bezeichnet wird, findet sich eine Erörterung über die Methode des medicinischen Unterrichts und sehr bemerkenswerthe Mittheilungen über das Landvolk der Esten und Letten, sowie über das Landleben der Deutschen. Ferner veröffentlichte W. Anweisungen für das Landvolk zur Behandlung von erkrankten Menschen und krankem Vieh; die Abhandlungen, von W. ursprünglich deutsch verfaßt, wurden ins Estnische und Lettische übersetzt. „Discurs über die Dimsdal'sche Art, die Blattern einzuimpfen“ (Oberpahlen 1769, 38 S.);

„Etwas vom liefländischen Schulunterricht in Städten und adligen Häusern" (Mitau [Riga?] 1778, 2 Bogen); „Von der livländischen Pferdezucht und einigen bewährten Pferdekuren" (Oberpahlen 1770, 99 S.); „Liv- und Kurländische Abhandlungen von der Landwirthschaft" (Erstes Quartal, 13 Bogen).

Gadebusch, Livländische Bibliothek. 3. Theil. Riga 1777. S. 299 bis 304. — Bacmeister, Russische Bibliothek. I. Bd. St. Petersburg, Riga, Leipzig 1772. S. 567—572. — Ad. Hupel, nord. Miscellaneen, 11. und 12. Stück, Riga 1786, S. 396. — L. Stieda in den Sitzungsberichten der gelehrten estnischen Gesellschaft zu Dorpat, 1884, S. 70—99.

L. Stieda.

Wildenberg: Ritter Hans Ebran von W., bairischer Chronist, Sohn des 1455 verstorbenen Ulrich E. v. W. und einer von Gumppenberg, entstammte dem alten, in zwei Linien auf den Burgen Wildenberg (unweit Abensberg, Niederbaiern) und Scherneck blühenden Ministerialengeschlechte der Ebran, das seinem Fürstenhause Wittelsbach schon viele treue Diener gestellt hatte. Hans stand im Beginne der dreißiger Jahre, als er als Kriegshauptmann seines Fürsten, Ludwig des Reichen von Baiern-Landshut, im Markgrafenkriege und in der Schlacht bei Giengen mitfocht. Im Jahre dieser Schlacht (1462) sollen er und seine Gemahlin die Kirche von Pirkwang unterhalb ihres Stammschlosses Wildenberg neu haben bauen lassen. 1464 wurde er Pfleger und Oberrichter in Landshut, welches Amt er noch 1472 bekleidete. Später erhielt er zugleich mit dem Hofmeisteramte bei der von ihrem Gatten Herzog Georg getrennt lebenden Herzogin Hedwig in Burghausen die Pflege daselbst; auch als Hofmeister der kleinen Prinzessin Elisabeth wird er 1496 genannt. Als Hofmeister in Burghausen führte er den Vorsitz im Hofgerichte daselbst (s. Verhandl. d. Hist. Ver. f. Niederbaiern, XXX, 172, 174). Er hat Rom und Monte Casino besucht und 1480 an der von Felix Fabri beschriebenen Pilgerfahrt nach dem Gelobten Lande theilgenommen. Am Grabe des Erlösers empfing er den Ritterschlag, den er nach Aventin schon in der Schlacht bei Giengen von der Hand seines Herzogs empfangen haben soll. Vermählt war er mit Barbara Paulsdorferin von der Küren. 1493 stiftete das kinderlose Ehepaar in Pettendorf nahe ihrer Stammburg ein Spital, dem sie 1496 ihre Hofmark Pettendorf selbst überwiesen. Daß Hans auch bei Herzog Ludwig's Sohne, Georg dem Reichen, in hohem Ansehen stand, zeigt besonders die Aufnahme unter dessen Testamentsvollstrecker 1496. Im J. 1500 wird er zum letzten Mal als lebend erwähnt; am 22. August 1503 verräth die Belehnung seines Bruders Heinrich mit seinen regensburgischen Lehen, daß Hans nicht mehr unter den Lebenden weilte.

W. gehört zu den sehr spärlichen Historikern, die aus adeligen, von der humanistischen Strömung noch nicht berührten Kreisen hervorgingen. Augenscheinlich war es vor allem die kraftvolle Persönlichkeit seines Fürsten, Ludwig des Reichen, die ihn zum Geschichtschreiber begeisterte. „Sollte seines Lobes," sagt er, „seiner ritterlichen und streitbaren Händel in Zukunft nicht gedacht werden, dies kränkte mein Gemüth." Doch sind, als ob ihn die Darstellung der Vorzeit bereits ermüdet hätte, gerade seine Aufzeichnungen über die selbsterlebte Geschichte am dürftigsten. Man will drei Bearbeitungen seiner bairischen Chronik unterscheiden: die erste nicht erhaltene, aber von dem Chronisten Füeterer benutzte, noch zu Lebzeiten Herzog Ludwig's abgeschlossen; die zweite, in zwei Münchener Handschriften (cgm. 1557 u. 1597) vorliegende, auf welcher die (erst mit Otto von Wittelsbach beginnende) Edition bei Oefele, Script. rer. Boicar. I, 301—341 beruht; die dritte vervollständigte in einer Weimarer Handschrift, von welcher sich in München (cgm. 5129) eine moderne Abschrift findet. Beim Sammeln des Stoffes ward der Chronist, wie er berichtet, von

zwei Geistlichen unterstützt; neben den besten Quellen wie Otto von Freising hat er auch sehr schlechte wie die fabelhafte Scheirer Stammtafel benützt. Aus Holland brachte ihm Propst Mauerkircher einen Lebensabriß der Jakobäa von Baiern oder vielmehr eine Erzählung, wie die niederländischen Provinzen den Wittelsbachern verloren gingen. Dem ritterlichen Chronisten gebührt das Lob, daß er, frei von jedem Haschen nach Effect, ernst und nüchtern die Wahrheit sucht. Hierin große Erfolge zu erringen, verwehrte ihm freilich schon seine mangelhafte Vorbildung. Daß ihm historische Kritik fast durchaus fehlte, ist bei einem Ritter und Hofherrn nur selbstverständlich. Auch politischen Sinn kann man seiner schlichten, fast unbeholfenen Darstellung nicht nachrühmen. Wohlthuend aber berührt sein Patriotismus und die strenge Gerechtigkeit, womit er — am Hofe des sittenlosen Herzogs Georg des Reichen — den hohen Herren eine Verantwortung für die Schlechtigkeit des Zeitalters zuschiebt.

Hund, Stammenbuch. — Oefele l. c. — Kluckhohn in Forschungen zur deutschen Gesch. VII, 202 f. — Riezler, Gesch. Baierns III, 908 f. (vgl. auch 205). — Victor Keller, Ritter Hans Ebran v. W., sein Leben und seine bayerische Chronik (Verhandlungen des hist. Vereins v. Niederbayern 1895).

Riezler.

Wildenberg: Hieronymus Gürtler von W., auch Hieronymus Cingulator, Cingulatorinus, Cingularius, Aurimontanus, Aurimontanus a Ferimontanis, Wildenbergius genannt, schlesischer Humanist und Schulmann, ward 1464 oder 1465 zu Goldberg in Schlesien als Sohn eines anscheinend wohlhabenden Bürgers geboren. Er studirte seit 1496 in Köln, ward hier zum Baccalaureus und Magister promovirt und folgte wol 1501 einem Rufe als Rector an die Schule der Gregorianer zu Culm in Westpreußen. Schon 1504 scheint er nach Goldberg gegangen zu sein, wo er, von dem Rathe der Stadt und einflußreichen Gönnern unterstützt, eine neue — später hochberühmte — Particularschule gründete und in längerer erfolgreicher Thätigkeit ausgestaltete. Eine Reihe von Schulbüchern, die er während dieser Zeit für seine Anstalt verfaßte (Opus grammatice. Leipzig 1507 u. ö.; Elegantiae, 2 Theile, Leipzig 1510; Ciceronis epistolae familiares, Leipzig 1510), legen Zeugniß ab von seinem redlichen Streben nach Vervollkommnung nicht nur der hergebrachten, sehr veralteten Lehrmittel, sondern auch der vom Geiste der neuen Zeit noch wenig berührten Unterrichtsmethode seiner Tage. — Trotz dieser starken pädagogischen Interessen bezog W. noch 1511 die Universität Wittenberg, um Medicin zu studiren, ließ sich im folgenden Jahre zum Doctor der Medicin promoviren und siedelte schließlich, nachdem er in beständiger Weiterarbeit an seiner Schule noch zwei Bücher für dieselbe geschrieben hatte (Ausgabe des Petrus Hispanus, Leipzig 1513; Synonymorum collectanea, Wittenberg 1513), im J. 1513 nach Thorn über, wo er von 1515 ab das Stadtphysikat inne hatte und als angesehener Arzt wirkte. Aber er blieb dabei seinen alten Neigungen treu. An der Entwicklung der Schulverhältnisse in Culm nahm er nach wie vor regen Antheil und bethätigte denselben sogar durch Veröffentlichung einer Reihe von Lehrbüchern, die auf den Wunsch seines Gönners, des Culmer Bischofs Tiedemann Giese, zu einer Gesammtpublication („Totius Philosophiae Humanae in tres partes, nempe in Rationalem, Naturalem et Moralem, digestio . . .“, Basileae o. J.) zusammengefaßt wurden und ein oft aufgelegtes, vielgebrauchtes Schulbuch waren. W. starb hochbetagt am 30. September 1558.

G. Bauch, Hieronymus Gürtler von Wildenberg, der Begründer der Goldberger Particularschule. Ein Beitrag zur Schulgeschichte des deutschen Ostens im XVI. Jahrhundert. In: Zeitschrift des Vereins f. Geschichte und Alterthum Schlesiens XXIX (1895), S. 159 ff.

M. Hippe.

Wildenhahn: Karl August W., Erbauungsschriftsteller und christlicher Erzähler, wurde am 14. Februar 1805 zu Zwickau in Sachsen geboren, an welche seine Vaterstadt später seine Muse gelegentlich anknüpfte, z. B. in „Hans Sachs“. Er besuchte daselbst das Gymnasium und studirte von 1824 ab auf der Leipziger Universität lutherische Theologie. Darauf nach abgelegter Staatsprüfung leitete er fünf Jahre lang die Schola collecta zu Lichtenstein im Schönburg'schen und wandte sich dann plötzlich nach Dresden, um im unmittelbaren Anschlusse an den daselbst lebenden Ludwig Tieck zur schriftstellerischen Wirksamkeit umzusatteln. Aus mehrfachen Ursachen kam er davon wieder ab und kehrte zur regelmäßigen theologischen Laufbahn zurück. Er wurde 1837 zum Pastor in Schönefeld vor den Thoren Leipzigs berufen, 1840 aber an die Petrikirche in — „Budissin“ schreibt er 1846 noch auf dem Buchtitel — Bautzen, wo er nun, Dr. theol. geworden und seit 1855 als Kirchen- und Schulrath bei der k. Kreisdirection, bis an den am 14. Mai 1868 erfolgten Tod, eifrig im Amte und litterarisch ununterbrochen thätig, gelebt hat.

Auf dem Felde wissenschaftlicher Bearbeitung seiner Berufsdisciplin hat sich W. zwar versucht, aber ohne sonderlichen oder nachhaltigen Erfolg. Als er mit dem Bautzener Amte Seßhaftigkeit und äußere Ruhe erlangt hatte, machte er sich zwar, die Feder wiederum in Bewegung setzend, auch an Charakterbilder aus der Kirchengeschichte; woraufhin aber Frz. Brümmer (Lexikon d. dtsch. Dicht. u. Prosaisten d. 19. Jahrh. [3] II, 487 a) behaupten darf, „die theologische Facultät zu Leipzig verlieh ihm dafür 1846 die theologische Doctorwürde“, weiß ich angesichts des deutlichen Titels des Brümmer ersichtlich unbekannt gebliebenen Heftes „De operariis in vineam conductis. Dissertatio exegetica de loco apud Matth. XX, V. 1—16 quam Ordini Theologorum summe venerando in Universitate Lipsiensi ad summos in Theologia honores capessendos obtulit Carolus Augustus Wildenhahn, Budissae ad aedem S. Petri pastor Secund. Budissae 1846“ nicht zu erklären. Dieses Schriftchen nutzt ohne einschneidende eigene Forschung Krehl's und Fritzsche's bezügliche Arbeiten aus. Fürder scheint W. dies ihm nicht eben angemessene Gebiet gemieden zu haben.

Von einer einzigen, halb autobiographischen Veröffentlichung abgesehen, zerfallen die Erzeugnisse von Wildenhahn's Muße in Erbauungsschriften und in mehr oder weniger religiös gefärbte Erzählungen. Diese alleinige Ausnahme sind die „Reisebriefe. Geschrieben [an seine daheim weilende Gattin] von Dr. August Wildenhahn“ (1865), deshalb bemerklich, weil sie den sonst unbedingt positiv kirchlichen Mann in Schul- und ähnlichen Fragen ziemlich liberal zeigen, dabei im ganzen vorurtheilslos, doch Neuerungen wenig geneigt und nicht ohne bureaukratische Anwandlungen. Sie verrathen eine umfängliche Bildung, sind lebendig geschrieben und gehen öfters über das Alltägliche hinaus; ihre erste Hälfte behandeln „vier Wochen auf Norderney“ (1853), die zweite einen 1862 unternommenen „Spaziergang auf's Glatzer und Riesengebirge“. Streng dogmentreu, dabei ein wenig pietistisch angehaucht, steht W. in den populär-religiösen Büchern da, aus denen wir drei als charakteristisch herausheben. „Der christliche Glaube. Aus den Bekenntnißschriften der evangelisch-lutherischen Kirche für das allgemeine Verständniß dargestellt“ (1846) scheint geringe Aufmerksamkeit gefunden zu haben; wenigstens war das Bibliotheksexemplar der sächsischen Landesuniversität noch 1895 unaufgeschnitten! Nach dem bezeichnenden knappen und prägnanten „Vorwort“ will W. nicht versöhnend, sondern apologetisch wirken, den Vorwurf der Geistesbeschränktheit und Heuchelei von den starr am Buchstaben (den zu erfassen „unter gewissen Bedingungen mehr Geist“ dazugehöre als den Geist) „vesthaltenden“ abwehren und somit aus moralischen Motiven auch eine „Selbstvertheidigung“ und „Protestation“ liefern; diese 121 Seiten

streben nicht nach Vollständigkeit, sondern ziehen nur die gerade meist angegriffenen Punkte heran. Sodann „Der Hausprediger. Kurze und erbauliche Erklärung der sonn- und festtäglichen Predigttexte nach dem sächsischen Pericopenbuche"; beispielsweise im II. Jahrgange, 1861, finden wir eine gedrängte, rein dogmatische Auslegung ohne Beziehung auf moderne Zustände, so daß die Schlußäußerung ganz vereinzelt dasteht: „Es geht ein bekanntes Wort durch die civilisirte Welt: Das Kaiserthum ist der Friede [W. meint natürlich Napoleon's III. „L'empire c'est la paix" von 1851]. Besser lautet das Wort: das Königthum ist der Friede; nämlich das Königthum des Herrn Jesu Christi. Nur wo Er ist, ist wahrer und dauernder Friede." Schließlich „Der Himmelsweg. Mitgabe an christliche Jünglinge und Jungfrauen bei ihrer Confirmation" (2., umgearbeitete Auflage 1864), in sieben Capiteln: der Confirmandenunterricht, der Abschied aus der Schule, die Confirmation, die erste Beichte, das heilige Abendmahl, das häusliche Leben der Jungfrau, die Wanderpostille des Jünglings. Diese Hodegetik ruht durchaus auf biblischem Grunde, und zwar ohne jeden rationalistischen Ansatz, wie S. 5 „Willst du wissen, wer du bist und was du auf Erden sollst, lies nur in deiner Bibel", und S. 22 „Daß der Mensch glauben kann, ist ein Vorzug, den Gott uns vor allen andern Geschöpfen gegeben hat, und der Glaube ist zugleich die einzige Leiter, die zu Gott führt", scharf belegen, äußert sich dabei aber überall, wo es sich um Lebenspraxis handelt, einfach, nüchtern, verständig, klug, wenn auch die äußere Bethätigung der Religion überall die Hauptrolle spielt.

Während Wildenhahn's „Evangelisches Laienbrevier" (1855) ebenfalls diese Bahn einhält, nehmen zwei ältere Veröffentlichungen eine Sonderstellung ein: „Vollbrecht's Wallfahrt oder die Auferweckung des todten Christus" und „Leben und Sterben. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Geistlichen", beide schon 1840 erschienen, also aus der ersten Zeit seiner erneuten entschiedenen Hingabe an den Seelsorgerberuf. Die erste hat den Untertitel „Eine Geschichte für unsere Tage" und war nach des Verfassers Geständniß sein „erster Versuch, für Erweckung und Erhaltung des christlichen Sinnes und Wandels in etwas weiterem Maße, als es durch Predigten geschehen kann, thätig zu sein", für den er das Prädicat „mißlungen nach Gehalt oder Form" fürchtete. Dem völlig ungläubigen Zeitgeiste, der in der damaligen Unterhaltungslitteratur allmächtig herrschte, tritt W. kühn und bewußt gegenüber. Der Recensent der „Blätter für Litteratur und Kunst" 1840 Nr. 68 resumirt den Inhalt gut wie folgt: „Der Held der Geschichte, ein wissenschaftlicher Helldenker, soll von Ueberschätzung der Geistesfreiheit, von Kaltsinn gegen Christus, von Verachtung der Heilsanstalten und Gnadenmittel geheilt werden. Dazu nimmt das Schicksal ihn in die Schule, um ihm die Unzulänglichkeit der Vernunftbildung, sowie der Pflichterfüllung fühlbar, zugleich auch die Gefahren der Glaubenslosigkeit und Unkirchlichkeit recht anschaulich zu machen. Ein schweizerischer Landpfarrer wird sein Wegweiser durch das Labyrinth der Zweifel, sein geistlicher Vater, dem man über die eigenthümlichen Lehren des Evangelii gern noch länger zuhören möchte. Edle Beispiele von echtem Frommsinn tragen das Ihrige bei, das gewünschte Ergebniß nach mancherlei wechselnden Auftritten und Gemüthslagen herbeizuführen," und dann fügt er ganz gepackt hinzu: „Nicht mindere Sorgfalt als auf Verarbeitung des ernstwichtigen Stoffes hat der Sachwalter der Religiosität auch auf die Einkleidung und Ausschmückung verwendet." Das zweitgenannte zweibändige Ergebniß seines pfarramtlichen Strebens ist als Tagebuchauszug eines Landgeistlichen eingekleidet, der 21 warnende, mahnende, tröstende, ermuthigende Erzählungen für schwere Situationen bringt und am Stabe glaubensfreudigen Versenkens aufrichten hilft, wobei neutestamentliche Gleichnißrede und poetisch

verklärte Traumdeutung mit herangezogen werden. Einer der vielen wohlwollenden Kritiker, derjenige in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" 1840 Nr. 115, fühlt sich an die damals, auch beim deutschen Lesepublicum günstig aufgenommenen Tagebuchblätter des englischen Arztes Harrison erinnert, die freilich ein weit bunteres Weltbild vorführten als der W. vorschwebende Kreis einer Dorf- oder höchstens Kleinstadtgemeinde, obzwar für die dort vorhandene Ungewöhnlichkeit menschlicher Lebenslagen und drastische Reproduction von starkem Glück und starkem Elend hier „in des Geistlichen warmer Sorge für das Wohl seiner Gemeindemitglieder, in seinem theilnehmenden Herzen für den Kummer der Armen und Gedrückten, in der Glaubensfreudigkeit, die ihn innige, ermahnende und erweckliche Worte in den Hütten der Sterbenden und Leidenden spenden läßt," ein keineswegs schwächlicher Ersatz geboten wird. Welchen Ton W. darin anschlägt, veranschaulichen seine Ueberschriften: Freudigkeit im Tode, Das gebrochene Herz, Was muß ein Mutterherz tragen! Die zu späte Hülfe, Das Geständniß, Das Geisterschiff, Die Mahnung zur Rückkehr, Die sechszehnjährige Mutter, Die köstliche Perle, Der Traum, Die Rache, Liebe im Tode, Die Werke des wahren Glaubens, Die Hochzeit des Armen, Die Glieder der Aergerniß, Die Weihe zum Tode, Die Engelwache, Die Angst um's Brot, Die doppelte Hülfe, Die Weihe zum Prediger, Aehrenlese aus des Herrn Wort.

„Der Friedensbote. Zeitschrift für Belehrung und Förderung des christlichen Lebens", in drei Jahrgängen zu je zwei Bänden 1843—45 herausgekommen, war als Erbauungs- und Familienjournal gedacht, das sich in jenem selben Fahrwasser bewegte und Wildenhahn's obige Absichten den Leuten periodisch zugänglich machen wollte. Dichterisch behandelte Episoden aus dem Leben und Wirken ausgezeichneter, für die Förderung des Christenthums besonders thätig gewesener Männer und Frauen, ausführliche Mittheilungen aus der speciellen Seelensorge, geistliche Reden, die auf besondere und bemerkenswerthe Veranlassungen gehalten worden sind, praktische Erklärungen biblischer Stellen nach einem inneren und äußeren Zusammenhange, Reiseskizzen aus der Betrachtungs- und Auffassungsweise eines religiösen Gemüthes, geistliche Lieder, die sich zur Aufnahme in die kirchlichen Gesangbücher eignen, Hindeutungen auf neu erschienene Bücher, die mit der Tendenz des „Friedensboten" übereinkamen, das waren die Rubriken dieses eigenartigen Unternehmens, das, wol großentheils aus Wildenhahn's Kopf entstehend, dann als ein Seitenstück zu den belletristischen Taschenbüchern sich in „Der Friedensbote. Eine Neujahrsgabe für christliche Freunde auf das Jahr 1846" mit dem üblichen verschiedenfachen Inhalt, worunter „Der Märtyrertod des Hieronymus von Prag" und „Reise nach Helgoland. In acht Briefen", verwandelte, aber damit entschlummert zu sein scheint. Kögel's, Frommel's u. s. w. „Christoterpe" hat den Gedanken mit reicheren Kräften später wieder aufgenommen.

Als Erzähler von Stoffen mit kirchenhistorischem Hintergrunde oder wenigstens glaubensgeschichtlich-religiöser Stimmung ist W. fruchtbar gewesen. Er begann hier mit „Philipp Jacob Spener. Eine Geschichte vergangener Zeit für die unsere" (2 Bände, 1842), woselbst einige Hauptmomente aus dem Leben und Wirken dieses merkwürdigen Mannes geschickt zu einem fesselnden Gesammtbilde populären Anstrichs vereinigt wurden, ein Werk, „durch welches der Verfasser zuerst in weiteren Kreisen ehrenvoll bekannt wurde"; so rühmt eine Empfehlung des Verlegers bei einer späteren Novität. Die Anlage dieser, objectiv beurtheilt tüchtigen Arbeit rechtfertigt keinesfalls die schiefe Ansicht R. v. Gottschall's (Die dtsch. Nationallit. d. 19. Jahrh. [6] IV, 560); nach ihm wurde in der „hin- und hergehenden Romanpolemik" auf religiösem Gebiete im

Zeitromane nach 1840 der Pietismus u. a. „vertheidigt durch den heraufbeschworenen Schatten Spener's" in Wildenhahn's Werk. Verwandten Schlags waren: „Paul Gerhardt. Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit des Großen Kurfürsten" (2 Bände, 1845); „Johannes Arnd. Ein Zeitbild aus Braunschweigs Kirchen- und Stadtgeschichte in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts" (2 Bände, 1847); „Martin Luther. Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit der Reformation" (5 Bände, 1851—53), sämmtlich wiederholt aufgelegt, endlich „Hans Egede und sein Weib. Ein Lebensbild aus der Missionsgeschichte, und Georg Neumark. Ein Lebensbild aus dem evangelischen Liederschatze (Wer nur den lieben Gott läßt walten)", abgedruckt aus dem „Jahrbuch für häusliche Erbauung" 1860, S. 1—42 bezw. S. 213—242 und mit zwei Bildern nach Zeichnungen von Meister Ludwig Richter geziert. Dazu kam als Wildenhahn's Schwanengesang das hübsche Büchlein „Hans Sachs. Einer Familiensage nacherzählt" (1865), das sich an die in Wildenhahn's Händen befindliche Niederschrift des Zwickauer Schuhmachermeisters Johannes Roth über seine Gesellenerlebnisse in der Werkstatt des berühmten Nürnberger Schusterpoeten anlehnt und letzterem ein liebenswürdig schlichtes Denkmal aufrichtiger Schätzung baut. Zu seinen „Erzgebirgischen Dorfgeschichten" (2 Bände 1848; 2. Aufl. 1853) ist W. durch Berthold Auerbach's Begründung dieser Gattung, in deren Uebersicht W. auch oft als provinzieller Vertreter genannt wird (vgl. z. B. K. J. Schröer, Die dtsch. Dichtung des 19. Jahrh., S. 336; Gottschall a. a. IV, 728), angeregt; irgend Hervorragendes hat er darin nicht geleistet. Seine „gesammelten Erzählungen" wurden 1853—55 in acht, seine „gesammelten Schriften" 1858—63 (also ohne „Hans Sachs") in vierzehn Bänden vereinigt. Im Stil sind Wildenhahn's Werke recht löblich, doch außer dem Debüt „Vollbrecht's Wallfahrt" weder hinsichtlich der Erfindung originell, noch von tieferen Ideen durchzogen oder von einer besonderen Kraft der Widerspiegelung von Verhältnissen verflossener Epochen getragen, so daß der Ausdruck „kulturgeschichtliche Werke", unter den K. Schütze (Deutschlands Dichter u. s. w., 1860, S. 492) die biographischen Zeitbilder subsumirt, sie zu hoch bewerthet. Wildenhahn's ungeleugnete Tendenz muthet uns kaum je aufdringlich an, sie ist stets orthodox ohne den üblen Beigeschmack, den die Verfechter der Negation diesem Begriffe einzumischen lieben. Ludwig Fränkel.

Wildens: Jan W., Landschaftsmaler, wurde im J. 1586 in Antwerpen geboren. Er war zuerst Schüler des Peter Verhulst und wird schon im J. 1604 als Freimeister der Antwerpener St. Lucasgilde erwähnt. Während der Jahre 1613—1618 hielt er sich in Italien auf. Heimgekehrt, wurde er einer der hauptsächlichsten Mitarbeiter des Rubens auf dem Gebiete der Landschaft. Er starb am 16. October 1653 in seiner Vaterstadt. Unter seinen bezeichneten und datirten Bildern ist die „Winterlandschaft mit einem Jäger" vom Jahre 1624 in der Dresdner Galerie eine der wichtigsten. Im Amsterdamer Rijksmuseum wird eine von der Landseite aus gesehene Stadtansicht von Antwerpen vom Jahre 1636 von seiner Hand aufbewahrt, die bei dem feierlichen Einzug des Kardinalerzbischofs Ferdinand benutzt wurde. Für sie und für eine andere verloren gegangene Stadtansicht von der Seeseite aus erhielt W. am 23. Mai 1636 von der Stadt Antwerpen die Summe von 600 fl. ausgezahlt. Aus dem Jahre 1640 (oder 1649) rührt eine mit den Initialen J. W. bezeichnete Landschaft der Augsburger Galerie her, auf der wir eine hügelige, mit Baumgruppen besetzte Gegend in Gewitterstimmung erblicken. Sie ist besonders charakteristisch für den Künstler, breit und kräftig in einem warmen, braunen Ton gemalt. Zwei weitere mit seinen Initialen versehene Bilder findet man in der Sammlung zu Speier. Dagegen fehlt den vier der Ueberlieferung nach W. zugeschriebenen

Landschaften im Pradomuseum zu Madrid und dem je einen Gemälde im Karlsruher Museum und in der Bridgewater-Gallery zu London jede nähere Bezeichnung.

Vgl. M. Rooses, Geschichte der Malerschule Antwerpens. Uebersetzt von Frz. Reber. München 1881. S. 236, 254, 261, 262. — Abr. Bredius, Catalogus van het Rijks-Museum van schilderijen. 3. Druck. Amsterdam 1887. S. 190. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei. III, 467, 468. Leipzig 1888. — P. de Madrazo, Catalogo de les cuadros del Museo del Prado de Madrid. 6. edicion. Madrid 1889. S. 315, 316. — [O. Obreen], Wegwijzer door's Rijks-Museum te Amsterdam. 3. uitgabe. Schiedam 1893. S. 51. — K. Woermann, Katalog der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Große Ausgabe. 3. Auflage. Dresden 1896. S. 373, 374. H. A. Lier.

Wilder: Georg Christian W., Architekturzeichner und Kupferstecher, geboren zu Nürnberg am 9. März 1797, † am 13. Mai 1855, wurde unter Gustav Philipp Zwinger's Leitung in der Zeichenkunst unterrichtet und ging dann zur Kupferstecherkunst über, in welcher Ambrosius Gabler sein Lehrer war. 1819 ging er nach Wien, wo er bis 1832 blieb und als Zeichner und Radirer alter Bauwerke eine umfassende Thätigkeit entfaltete. Als solcher betheiligte er sich an der Illustration von Hormayr's im J. 1824 erschienenen Geschichte der Stadt Wien und lieferte für ein von J. M. Schottky herausgegebenes Werk, das als Supplement zu Lichnowsky's Denkmalen der altdeutschen Baukunst erschien, fünfzehn Radirungen altdeutscher Radirungen und Glasmalereien. Sein Hauptwerk sind aber seine genauen Aufnahmen des Stephansdoms in Wien, von denen er dreiunddvierzig für F. Tschischka's großes Domwerk radirte. Den Dom stellte er auch in einem seiner Aquarelle dar. Eine größere Reihe von Illustrationen lieferte er auch für das Prachtwerk über das Schlöß Laxenburg. Seine Zeichnungen, die noch viele andere bedeutende österreichische Bauwerke aufweisen, wurden zum Theil von Johann Passini gestochen. Später besuchte er Mittel- und Norddeutschland, besonders die Donaugegend, Sachsen, Thüringen und Hannover und war auf das fleißigste mit der Aufnahme bemerkenswerther Bauwerke, besonders solcher, deren Zerstörung drohte, beschäftigt. Besonders reich war die Ausbeute in seiner Vaterstadt, wo er sich niederließ und fleißig zeichnete und mit miniaturartiger Feinheit aquarellirte. Auch hier richtete er in dankenswerther Weise sein Augenmerk vornehmlich auf solche Gebäude die nahe daran waren umgebaut oder gar abgetragen zu werden. Dadurch haben seine Blätter, deren Stich vielfach von anderen besorgt wurde, vielfach eine große cultur- und kunstgeschichtliche Bedeutung, eine große Ansicht der Stadt Nürnberg von der Freiung aus gesehen aus dem Jahre 1845 stach von ihm Friedrich Geißler. Außer Bauwerken zeichnete er auch Gemälde, Bildwerke, Brunnen, Goldschmiedwerke und auch an fleißigen Studien nach der Natur ließ er es nicht fehlen. — Wie er so besaß auch sein älterer Bruder, der im J. 1783 geborene Johann Christoph Jakob W., der Pfarrer bei St. Peter war, ein großes zeichnerisches Geschick, das er auch als Radirer an den Tag legte. Er war vornehmlich Landschafter und radirte sowol nach eigenen Entwürfen, meist Motive aus der Umgebung Nürnbergs, theils nach anderen Mustern, vornehmlich Johann Adam Klein, Kobell, Schallhas. Er starb am 16. Januar 1838.

G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon (1851). — A. Seubert, Allgemeines Künstler-Lexikon 1882. Rée.

Wildermuth: Ottilie W., schwäbische Schriftstellerin, geboren in Rottenburg a/N. am 22. Februar 1817, † in Tübingen am 12. Juli 1877, war die Tochter des originellen durch seine Erzählungen in ganz Württemberg bekannten damaligen Criminalraths Rooschütz und der Leonore geb. Scholl, einer frommen,

klugen, praktisch tüchtigen Frau. Einfach ist der Lebensgang von O. W. gewesen; ihre Mädchenjahre brachte sie in dem kleinen freundlichen Städtchen Marbach zu, wohin ihr Vater 1819 als Oberamtsrichter befördert worden war, in einfachen, aber behaglichen Verhältnissen, ein munteres, gescheidtes, braunäugiges Mädchen, das sich mit den drei Brüdern in Haus und Feld tummelte, daneben aber von mächtigem Wissenstrieb erfüllt las, was man ihr von Büchern irgend anvertrauen konnte, die ganze Wissenschaft, welche die Volksschule bot, mit Leichtigkeit sich aneignete und bald in dem Kreise ihrer Gespielen und der Verwandtschaft bekannt und beliebt war als lebendige Erzählerin von gelesenen oder selbsterfundenen Geschichten und als Verfasserin artiger Gedichte. Mit 16 Jahren kam sie zu ihrer weiteren Ausbildung auf sechs Monate nach Stuttgart, am 5. September 1843 verheirathete sie sich mit Johann David Wildermuth, einem tüchtigen Philologen, der aus schwierigen Verhältnissen sich zum Studium emporgerungen hatte und nun die Stelle eines Professors der modernen Sprachen an dem Tübinger Gymnasium bekleidete. Die Musenstadt am oberen Neckar ist seitdem ihre bleibende Heimath gewesen; ein einfaches, aber reiches, innerlich und äußerlich beglücktes Leben führte sie dort, fleißig im Haushalt und im Ertheilen von Unterricht für Mädchen, später auch besorgt für Kostgänger, welche sie aufnahm, in einem großen Kreis von Verwandten und Bekannten stehend, tüchtiger Frauen und hervorragender Männer (Uhland, Keller, Klüpfel, Landerer, Oehler, Palmer, Reusch), der sich bald durch ihre schriftstellerische Thätigkeit, durch ihr Bekanntwerden in den verschiedensten Kreisen ungemein erweiterte. Als sie im Februar 1847 ihrem Mann eine Geschichte vorlas und bemerkte: So könne eigentlich Jedermann schreiben, entwarf sie auf sein neckendes Wort hin: Versuchs einmal! ein Genrebild, „die alte Jungfer", das Mann und Bruder gefiel, ans „Morgenblatt" eingesendet und dort freundlich aufgenommen wurde. Von dort an ist ihre Feder 30 Jahre lang nicht mehr müßig gewesen; die eigene Freude an Schriftstellerei, das Gefühl, andern durch ihre Arbeiten eine Freude zu machen trieben sie zu immer neuen Skizzen und Novellen, zu welchen ihre große geistige Elasticität und ihre reiche Phantasie stets frischen Stoff lieferten. Mit richtigem Takt hatte sie den für sie geeigneten Stoff von Anfang an erfaßt: das Leben ihrer schwäbischen Heimath mit seiner Gemüthstiefe, seinen Eigenthümlichkeiten, seinen schönen und komischen Seiten. Durch und durch ein Kind ihres Landes, das sie durch Besuche bei Verwandten und durch kleine Reisen von Grund aus kannte, wohl vertraut mit den großen und kleinen Berühmtheiten des schwäbischen Verwandtschaftshimmels, mit scharfem Auge begabt für jede Besonderheit, voll trockenen gutmüthigen Humors, unterstützt von einem vorzüglichen Gedächtniß, grundgescheidt und voll Lebensweisheit, verstand sie mit lebendigster Erzählungskunst, in welcher sie Meisterin war, ihre köstlichen Familiengeschichten, Lebensbilder, Erzählungen niederzuschreiben, in welchen Wahrheit und Dichtung auf das glücklichste in einander flossen, Sitten und Zustände, welche mehr und mehr einer untergehenden Periode angehören, mit schalkhafter Liebenswürdigkeit gezeichnet und für immer fest gehalten werden. Eine feine Kennerin des weiblichen Herzens hat sie den Reichthum ihrer reinen Empfindungen, ihrer treffenden Gedanken und ihres frommen Glaubens ausgegossen in idyllische Schilderungen, in welchen sie auch gern verweilte bei stillen unbedeutenden Persönlichkeiten, deren Leben und Thun sie stets eine interessante Seite abzugewinnen wußte. Auf ihre schwäbische Heimath, auf die einfachen Verhältnisse derselben hat sie sich in richtiger Weise beschränkt, und wenn auch hier mancher Ruf des Unmuths laut wurde über die verrätherische Aehnlichkeit mancher Personen, so ist sie doch in diesen Schilderungen unübertroffen geblieben; für Unzählige im kleinen und großen Vaterlande wurde sie die hochbeliebte erheiternde

Freundin, und für nicht Wenige eine freundliche Trösterin, eine der beliebtesten und gelesensten Frauenschriftstellerinnen jener Zeit. Auch die Welt der Jugend eroberte sie sich, selbst eine glückliche Mutter, indem sie mit trefflichem Verständniß auf das jugendliche Fühlen und Denken einging. Eine reine keusche Natur, fern von Prüderie und Emancipirtheit, nimmt sie auch in dieser Hinsicht eine ehrenvolle Stellung in der deutschen Litteratur ein. In immer reicherem Maße wurde ihr diese verdiente Ehre zu theil; in stets neuen Auflagen erschienen die Sammlungen ihrer Erzählungen, hochangesehene Zeitschriften (Morgenblatt, Hausblätter, Daheim) zählten sie zu den geachtetsten Mitarbeitern, neue Bekanntschaften gewann sie schriftlich und mündlich (Just. Kerner, Jer. Gotthelf, Adalb. Stifter, Schelling, Heyse, Schubert, Bodenstedt u. a.), hohe und höchste Personen (Königin von Holland, von Baiern u. a.) ließen sie sich vorstellen und wo sie hinkam auf kleinen und großen Reisen war sie der gern aufgesuchte, hochgeschätzte Gast; den officiellen Ausdruck ihrer Anerkennung erhielt sie in Württemberg im J. 1871 durch die Verleihung der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Aber ihr Leben ging nicht in der Schriftstellerei auf; regen Geistes nahm sie ebensolchen Antheil nicht an Politik, aber an allen nationalen patriotischen Ereignissen (Krieg von 1864, 1866, 1870—71), sie war eine eifrige Wohlthäterin und Besucherin von Armen und Kranken, hatte auch ein freundliches Auge für den stillen Kummer; von Besuchern und Bittstellern aller Art wurde ihr Haus nie leer, auch der Mißbrauch, den sie erfahren mußte, verbitterte sie nicht; in den einfachen Räumen, wo sie auch noch in vorgerückteren Jahren gern Unterricht ertheilte, waltete eine wohlthuende Gemüthlichkeit, welche besonders auch durch ihre Mutter erhalten wurde, die sie seit dem Tode des Vaters (1847) zu sich genommen hatte († 1874). Zwei Töchter (Agnes, Adelheid) und ein Sohn (Hermann) bildeten einen anmuthigen Kinderkreis; kleine Reisen in die Schweiz, im Schwarzwald, Elsaß, nach Baden-Baden, Schleswig (Meldorf, wohin sich die älteste Tochter Agnes Willms verheirathet hatte, 1866) erneuerten alte Freundschaften und führten ihr neue Eindrücke zu. In den sechziger Jahren wurde ihre sonst gute Gesundheit durch ein ziemlich heftiges Nervenleiden angegriffen, die dadurch herbeigeführte Schlaflosigkeit kehrte auch später häufig wieder, da machte am 12. Juli 1877 ein Nervenschlag ihrem Leben ein rasches unerwartetes Ende. Auf dem Wörth in Tübingen, umrauscht von schönen Bäumen, steht ihr Denkmal, von den Frauen Tübingens errichtet, ein stattlicher Stein mit ihrem Broncerelief und ihrem Namen, eingeweiht am 10. August 1887. Ihre zahlreichen Schriften, meistens mehrfach aufgelegt und auch als gesammelte Werke erschienen, sind folgende: „Bilder und Geschichten aus dem schwäbischen Leben" (1852); „Neue Bilder und Geschichten aus Schwaben" (1854); „Aus dem Frauenleben" (1855); „Die Heimath der Frau" (1859); „Im Tageslichte, Bilder aus der Wirklichkeit" (1861); „Lebensräthsel, gelöste und ungelöste" (1863); „Perlen aus dem Sande" (1867); „Zur Dämmerstunde" (1871). Nach ihrem Tode erschien, von ihrer Tochter Willms gesammelt: „Mein Liederbuch" (1877) und „Beim Lampenlicht" (1878). — Unter ihren Jugendschriften sind zu erwähnen: „Aus der Kinderwelt" (1854); „Erzählungen und Märchen" (1856); „Aus Schloß und Hütte" (1861); „Aus Nord und Süd" (1874) u. s. w. Im J. 1870 erschien von ihr der erste Band der Kinderzeitschrift „Jugendgarten", seitdem von ihren Töchtern Agnes Willms und Adelheid W. fortgesetzt. Einer Jugendfreundin Auguste Feuerlein, verehelichte Eisenlohr setzte sie ein biographisches Denkmal in: „Auguste, ein Lebensbild" (1857). Aus dem Englischen übersetzte sie „Sonntag-Nachmittage daheim" (1860); die Schrift von Jules Bonnet über Olympia Morata bearbeitete sie für das Deutsche (1854).

Die hauptsächlichste Quelle für ihre Biographie ist: O. Wildermuth's Leben. Nach ihren eigenen Aufzeichnungen zusammengestellt und ergänzt von A. Willms und A. Wildermuth; sonst sind zu erwähnen die kurzen Skizzen in: Unsere Zeit, N. F. 1877. Bd. 13, II, 952; Gegenwart 1877. Bd. 12, S. 102 ff., Schwäbischer Merkur 1888, S. 589. Theodor Schott.

Wildius: Johann Daniel W., reformirter theologischer Schriftsteller, geboren um 1585 zu Dorheim in der Grafschaft Hanau-Münzenberg, † am 13. August 1635 zu Hanau. In seiner Jugend besuchte er als Sohn eines Predigers die von dem berühmten reformirten Abte Peter Lotichius (s. A. D. B. XIX, 269) gestiftete Klosterschule zu Schlüchtern. 1612 wurde er als dritter Prediger nach Hanau berufen, wo er nach dem Tode des Inspectors Sebastian Seidel 1623 dessen Nachfolger und noch in demselben Jahre zugleich Professor der Theologie an dasiger Hohen Landesschule wurde. In den Wirren des großen deutschen Krieges waren die Bewohner der Umgegend in die befestigte Stadt Hanau als einen sicheren Bergungsort geflohen. Durch diese Anhäufung von Menschen und allerlei sonstige Nothstände, welche sich einstellten, brach im Sommer 1635 daselbst die Pest mit Macht aus, der eine sehr große Menge von Menschen, darunter auch W., zum Opfer fielen.

W. hat mehrere Gelegenheitsschriften von specifisch hanauischem Interesse hinterlassen, sowie einige die reformirte Centrallehre von der Prädestination illustrirende gelehrte und populäre Werke voll seltener Klarheit und Verständlichkeit, als: „Amphitheatrum providentiae divinae, Gründliche Beschreibung der göttlichen Fürsehung. Nach Klagelieder Jer. 3.“ (Hanau 1628. Neu aufgelegt Basel 1660); „Praedestinatio d. i. Richtige Wegweisung wie man den hohen Artickel von der ewigen Gnadenwahl recht verstehen vnd sich damit in der Gottseeligkeit erbawen vnnd trösten solle“ (Hanau 1629); „Foedus gratiae illustratum das ist Christliche erklärung des Gnadenbundes“ (Hanau 1632). Von allgemein historischem Werthe sind die 1633 zu Hanau erschienenen „Buß- vnd Bethpredigten, darin 1) der beiden Könige zu Schweden vnd Böhmen tod beklagt; 2) des reichsconvents zu Heilbronn glücklicher schluß gewünscht und 3) über alle evangelische armeen ein christlicher seegen gesprochen wird“, worunter eine Predigt des Markröbeler Pfarrers Konrad Hopf sich befindet. Die unter der Aufschrift: „Paradieß-Hochzeit“ seiner Schwester gehaltene Copulationsrede, sowie die Predigt „Christliche Einweihung des Neuen Kirchhofes zu Althanau“ sind Perlen unter den Casualreden jener Zeit. Denn mehr als in anderen deutschen Schriften von W. tritt uns hier seine volksthümliche Gabe, seine gemüthvolle Erbaulichkeit und sein bilderreicher Stil entgegen, der ihn uns als einen reformirten Pendant zu dem bekannten lutherischen Valerius Herberger in Fraustadt bezeichnen läßt.

Ref. Kirchenzeitung, Jahrg. 1883, Nr. 15 ff. Cuno.

Wildon: die steiermärkischen Landesministerialen und Edelherren v. W. oder Wildonie (in der regelmäßigen Schreibung des Mittelalters), der uralten Oertlichkeit bei Graz, dicht an dem gleichnamigen Berge, der noch die Ueberreste der Burg Alt-Wildon trägt, sind aller Wahrscheinlichkeit nach aus einem ansehnlichen Landesministerialengeschlechte hervorgegangen, dessen Sitz die „Riegersburg“ bei Feldbach war. Otto v. R. (Rutkers- o. Rukkerspurch) tritt urkundlich 1128 auf, seit 1140 begegnen wir einem Richer v. R. und seinem Sohne Hartnid oder Hertnit (1142 ... 1175), einem Herrand (1147 ... 1175) und wieder einem Richer (1147 ... 1181) mit dem gleichen Prädicate. Dann aber tauchen um 1174—1182 die gleichen Personennamen: Herrand (I), Richer (I) und Hartnid (I) mit dem neuen Prädicate „Wildonie“ auf, und das ältere „v. Riegersburg“ verschwindet, so daß wir mit diesen drei Letztgenannten als

den ersten Herren v. W. die Geschichte dieses Hauses, einer Fortsetzung der Riegersburger, eröffnen dürfen. Diesem Wechsel des Prädicates, einer nicht seltenen Erscheinung des Mittelalters, begegnen wir auch bei den Zeltschach-Peggau-Pfannbergern, bei den Prosset-Kapfenberg-Stubenbergern, bei den v. Montpreis-Hörberg-Schärfenbergern, Steierberg-Hollenburg und manchen anderen Adelsgeschlechtern Steiermarks. — Da die Gegend von Wildon der Kernpunkt des alten Hengist-Gaues war, an welchen Namen noch immer die Bezeichnungen der Pfarren S. Margarethen am Hengsberg (ecclesia in Heingist), St. Lorenzen a. H. erinnern, und wir 1135—1164 ein adliges Burgmannen-geschlecht v. „Heingist, Hengist" in der gleichen Gegend beurkundet finden, so scheint dies Alles auf den dortigen Bestand der alten Feste des Hengistgaues, der Hengistiburc zurückzuweisen, deren vorübergehende Besetzung durch die mit dem geächteten Kärntnerherzog Konrad (Kuno) verbündeten Ungarn 1053 die bairischen Jahrbücher erwähnen, und die um 1066 Markward (III) v. Eppenstein sammt der Gegend besaß. Die Burg Alt-Wildon darf deshalb vielleicht mit jener „Hengistburg" in unmittelbare Verbindung gebracht werden, ohne daß wir jedoch in der Lage sind nachzuweisen, wie und wann der Namenwechsel stattfand und die „Riegersburger" als spätere Herrn v. „Wildon" in ihren lehnsmäßigen Besitz kamen. Mit den adeligen Burgmannen v. Heingist-Hengist stehen sie schwerlich in verwandtschaftlicher Verbindung, weil uns bei jenen nur die Namen Poppo, Ezil, Markward, Ellenhard begegnen, die den „Wildoniern" fremd sind. — Dagegen müssen wir ihre Versippung mit den Landesministerialen v. Eppenstein b. Judenburg voraussetzen, in deren Reihen auch Richer und Ulrich (Wildonier Namen) auftauchen, da Ulrich (II) v. Wildon (1279 . . . 1286) das Besitzprädicat „Eppenstein" führt. Anderseits erscheint ein anderer Wildonier, Leutold (1254—1277), der dritte Sohn Ulrichs I. mit dem Prädicate „Diernstein" (in Weststeiermark, bei Neumarkt), welche Burg ein 1128 . . . 1183 nachweisbares Adelsgeschlecht innehatte. Diese Erwerbung der Wildonier läßt sich durch Verwandtschaft kaum erklären. — Der erste Wildonier, der mit diesem Prädicate in die Geschichte der Steiermark eintritt, ist Herrand (I). Er führt sich in die Geschichte mit einem Abenteuer ein, das allerdings einen günstigen Ausgang für ihn und sein Haus nahm. Herrand v. W. und Wilhelm Graf v. Heunburg, einer der mächtigsten Adelsherrn Kärntens, entführten um 1174 die beiden Erbtöchter des Hochfreien Liutold v. S. Dionysen-Gutemberg in der Steiermark, schlugen die Mannen des Vaters in die Flucht und machten an 50 Edle zu Gefangenen. Herrand übergab die gewaltsam erkorene Braut, Gertrud, der Wittwe Herrn Friedrichs v. Pettau in Verwahrung und ließ sie wieder den bekümmerten Eltern zurückstellen. Erzbischof Adalbert von Salzburg, der Sprengelbischof, vermittelte zwischen beiden Theilen und bewog den Vater der Braut in ihre Vermählung mit Herrand v. W. zu willigen, was im Juni 1174 geschah. So wurden der Wildonier und in gleicher Weise auch der Graf v. Heunburg Schwiegersöhne Liutold's v. S. Dionysen-Gutemberg, und Gertrude († vor 1189) brachte ihrem Gatten Herrand die Güter Gutemberg, Waldstein und Weiz als stattliche Mitgift. Eine Urkunde von 1191 bezeichnet Herrand als „Truchseß" des steirischen Herzogs, doch dürfen wir damals noch kein erbliches Landesamt einer bestimmten Familie voraussetzen, da 1202—1234 Berthold von Emmerberg als steirischer Truchseß angeführt erscheint, und die Wildonier als lehnsmäßige Inhaber des Truchseßamtes erst wieder um 1267, im sog. Aemterbuche (Rationarium) Steiermarks angegeben werden. Herrand's I. Gattin, Gertrude starb vor 1189; auch die beiden Söhne, Hartnid und Richer, überlebte der Vater, der sehr oft in der Umgebung des Landesfürsten erscheint und neben anderen frommen Stiftungen

den Eintritt des Johanniterordens in die Steiermark durch Gütergaben an denselben 1197—1215 anbahnte. Um 1222 verschwindet Herrand I. aus der Geschichte. Im Januar d. J. war er noch unter den Lebenden.

Von den beiden Söhnen: Leutold (I) und Ulrich (I) wissen wir zunächst, daß sie zufolge der Aechtung des Babenbergers, Herzog Friedrich des Streitbaren, (1236) dem Beispiel der anderen Landesministerialen Steiermarks folgten, den Staufenkaiser Friedrich II. um Weihnachten 1236 in Graz begrüßten und ihm nach Wien Gefolgschaft leisteten. Ende 1239 finden wir sie wieder an der Seite des Babenbergers, der seiner Länder neuerdings Herr geworden war. — Von seiner Gattin Agnes aus dem angesehenen Kärntner Geschlechte der Unter-Drauburger (Traberch) mit zwei Töchtern, Gertrud und Agnes, beschenkt, männlicher Nachkommen entbehrend, verewigte sich Leutold (I) in der ansehnlichen Stiftung des Chorherrenklosters zu Steunz (Stainz) 1229—1244 und durchlebte mit seinem Bruder Ulrich (I) die bewegten drei Jahre, die dem Erlöschen des Mannsstammes der Babenberger (1246) folgten, die Zeiten der Reichsverwesung des Steiererlandes, ohne ihr geräuschloses Ende zu erleben, denn er starb bereits am 13. April 1249. Von den beiden Töchtern ehelichte Gertrude den österreichischen Landesministerialen Albero v. Kuenring, die jüngere, Agnes den Sohn des bekannten Minnesängers und steierischen Staatsmannes Ulrich v. Liechtenstein, Otto (s. A. D. B. XVIII, 618 f.).

Im politischen Leben der Steiermark tritt sein Bruder Ulrich (I) mehr in den Vordergrund. Er war es, der bei der Botschaft der Oesterreicher und Steiermärker an den Staufenkaiser Friedrich II. (1249) nach Italien, zur Einholung einer Entscheidung über die Zukunft der „herrenlosen" Länder eine Hauptrolle gespielt haben muß, und insbesondere dürfen wir ihn, als diese Sendung erfolglos blieb, mit der Fälschung des angeblichen Kaiserdiploms vom 20. April 1249 in unmittelbare Verbindung setzen. Diese unterschobene Handfeste sollte nämlich den steierischen Landherren die Befugniß sichern, sich selbst einen Landesfürsten zu erküren und anderseits den gleichzeitigen Zusatz oder Einschub in der Georgenberger Landhandfeste von 1186 bekräftigen. Ulrich ließ daher auch in die gefälschte Kaiserurkunde die Worte aufnehmen, der Kaiser habe sie seinem getreuen Ulrich v. Wildon anvertraut, damit er den Standesgenossen die Rechte und Freiheiten des Landes nach dem Wortlaute des Diploms bekannt geben und erläutern könne. Obschon Ulrich (I) v. W. dem Hause der steierischen Liechtensteiner verwandtschaftlich nahe stand, so trennten sich doch die Wege ihrer späteren, politischen Parteigängerschaft. Während Ulrich der Liechtensteiner bald nach der Besitzergreifung von Oesterreich durch Ottokar von Böhmen dessen ersten Versuch, auch in Steiermark Landesfürst zu werden, begünstigt und zu dem Anhange des Przemysliden zählt, sehen wir Ulrich v. W. der ungarischen Partei im Lande zufallen und die Annexion Steiermarks durch die Arpaden vorbereiten. Gleiches hat von seinen beiden Söhnen Herrand (II) und Hartnid (III) zu gelten. Ersteren gewahren wir denn auch auf Seite Ulrich's, des früheren Bischofs von Seckau, nachmals Erzbischofs von Salzburg, als dieser seinem Gegner Philipp v. Sponheim (s. A. D. B. XXVI, 43 ff.) das Hochstift entreißen wollte. Bald wurde Herrand (II) Eidam Ulrich's v. Liechtenstein, durch seine Ehe mit Perchta und es scheint, daß die Wildonier, Vater und Söhne, noch vor der Krise am Schlusse des Jahres 1259, der ungarischen Landesherrschaft und ihrer strengen Wahrung der Klosterbesitzungen und Rechte überdrüssig geworden waren. Wir begegnen ihrem Banner auch in der entscheidenden Sommerschlacht des Jahres 1260, welche die bereits begründete Herrschaft Ottokar's II. in der Steiermark festigt. Hiermit schließt die politische Rolle Ulrich's (I) v. W., der um 1262 verstorben zu sein scheint.

Herrand (II) (s. 1248 in den Urkunden genannt) tritt bald in den Vordergrund des politischen Lebens, Hand in Hand mit seinem Schwiegervater Ulrich v. Liechtenstein. Beide verknüpfte auch die werkthätige Freude an der Dichtkunst; dem Sänger des „Frauendienstes" und Verfasser des „Itwiz" gesellt sich Herrand (II) als Minnesänger zu. Ein höchst bedeutsames Schreiben des böhmischen Statthalters in der Steiermark, Wok's v. Rosenberg (1260—1262) undatirt, jedoch vor Juni 1262 fallend, enthält eine vertrauliche Mittheilung an den König, der wir die Thatsache entnehmen, daß Herrand (II) v. W. und sein Schwiegervater dem böhmischen Landeshauptmann als Mißvergnügte denuncirt worden seien. Ihre Standesgenossen Friedrich v. Pettau und der Stadecker seien bereit, öffentlich zu bezeugen, jene Beiden hätten laut davon gesprochen, daß der Böhmenkönig mit ihren Burgen nichts zu schaffen habe, und vorher bemerkt, wenn den Landesfürsten zufolge der Weisungen des „Herzogs von Oesterreich" die Burg Wildon entzogen würde, sie schon wüßten, was sie zu thun hätten. Diese etwas dunkle Anspielung läßt nur die Erklärung zu, daß Beide mit jenem Friedrich Fühlung hatten, der als Sohn des Markgrafen Hermann von Baden und der Babenbergerin Gertrude den Titel eines „Herzogs von Oesterreich und Steiermark" im J. 1259 urkundlich gebraucht, mit der Erklärung, beide Länder seien ihm von den „benachbarten Königen unrechtmäßiger Weise entrissen worden", und auch dann noch, als ihn Ottokar (II) bald (um 1261—62) aus dem Bereiche seiner Länder zu weichen zwang, den Herzogstitel festhielt, wie dies das Schreiben P. Clemens IV. vom 2. März 1268 an Ottokar (II), und die eigene letztwillige Erklärung Friedrich's v. B. vor der Hinrichtung in Neapel (October 1268) darthun. — Fortan dürfte das Mißtrauen Ottokar's (II) gegen die Beiden und wohl auch andere Standesgenossen eingewurzelt geblieben sein, und jene Vorgänge der Jahre 1268—69 erklären, welche die steierische Reimchronik ausmalt und andere, gleichzeitige Quellen andeuten. Die Reimchronik läßt nämlich zum Schlusse der zweiten Preußenfahrt des Böhmenköniges, Ulrich v. Liechtenstein, Herrand v. Wildon, seinen Bruder Hartnid und drei andere Landherren auf die Anklage des Pettauers hin verhaften und einkerkern, Herrand dabei dem Ankläger ins Gesicht sagen, er habe „Lügenmähren" vorgebracht und ihn vor die Klinge fordern. Herrand sei dann als Gefangener auf die Feste Eichhorn in Mähren gebracht worden und habe die Lösung aus der langen Haft durch Auslieferung der Burgen Eppenstein, Gleichenberg und Primaresburg (einst bei Köflach) erkaufen müssen, welche beide letzteren der König brechen oder schleifen ließ. Aehnlich mußten auch die anderen Angeklagten büßen, so auch der Schwäher Herrand's, Ulrich v. Liechtenstein. Gleichwie es unbestreitbar scheint, daß die Denunciation des Herrn Friedrich v. Pettau nicht jedes Grundes entbehrte, und so das frühere Mißtrauen des Böhmenkönigs, insbesondere gegen den Liechtensteiner und Wildonier geschärft haben muß, so darf um so sicherer geschlossen werden, daß der Groll der Betroffenen gegen die Herrschaft Ottokar's fortwucherte, und daß die Wildonier — gleich ihren Gesinnungsgenossen — an die deutsche Königswahl Rudolf's von Habsburg und dessen Maßregeln gegen den Böhmenkönig die Hoffnung auf eine Aenderung der Sachlage knüpften. So finden wir denn auch — angesichts des Reichskrieges wider den Przemysliden — im September 1276 zu Reun, im Cistercienserkloster der Steiermark Herrand (II) v. W. an fünfter Stelle unter den Landherren, welche sich für Rudolf I. eidlich verbinden und den böhmischen Landeshauptmann Milota zum Abzuge nöthigen. Bei dieser Gelegenheit habe Herrand auch seine Burg Eppenstein wieder besetzt. — Mit diesen Ereignissen verknüpft sich der Eintritt Herrand's v. W. in die Zeiten der habsburgischen Reichsverwesung, die er noch bis 1278 begleitet. Was sein

steierisches Truchsessenamt betrifft, so finden wir wohl desselben im Rationarium Styriae von 1265—1267 gedacht, doch führt Herrand in den Urkunden diesen Titel nicht; anderseits begegnen wir 1270 dem Erchanger v. Landesere als Truchseß, und bis 1260 führen auch die Emmerberger diesen ihnen seit den Babenbergern zukommenden Titel und abermals in der habsburgischen Epoche. Was nun die Stellung Herrand's (II) v. W. in der deutschen Litteratur betrifft, so ist er offenbar der „v. Wildonie", wie ihn die bekannte Manesse'sche Handschrift der deutschen Minnesänger nennt (s. unt. S. 512). Das von Hagen (Minnesinger IV, 294—301) aus der Sammlung des Manesse entnommene Siegel ist aber nicht das der Wildonier, welche das Seeblatt oder das Blüthenblatt der Wasserrose in ihrem Wappen führten. Aus seiner Ehe mit Perchta v. Liechtenstein überlebten ihn zwei Söhne Ulrich (II) und Herrand (III), dessen erster uns weiter unten begegnen wird.

Hartnid (III), der Bruder Herrand's (II) tritt seit 1268 dem Letzteren im politischen Leben an die Seite. Zunächst gedenkt seiner die öst. Reimchronik bei der Katastrophe der Vorladung und Verhaftung der steierischen Edlen, ohne jedoch seiner Einkerkerung zu gedenken. Um so deutlicher tritt er seit 1274—75 in den Vordergrund der politischen Ereignisse. Er war einer jener Edelherren, welche bald Fühlung mit König Rudolf I. suchten, und vor der Rache Ottokar's II. landesflüchtig wurden. Seinem Namen begegnen wir nicht in der Reuner Bundesurkunde vom September 1276. Aber er fehlt nicht, als die böhmische Herrschaft abgeschüttelt wird, nimmt Neu-Wildon mit bewaffneter Hand ein und leistet dem deutschen Könige zur Donau Zuzug mit 100 Bewaffneten. Das Marschallamt von Steier, welches er seit 1277 führt, war wohl der Lohn für seine Leistungen. Als 1291 Herzog Albrecht I. (seit 1283 Landesfürst) wider Ungarn rüstet, erklärt sich Hartnid bereit, 60 Mann zu stellen. Bald jedoch trat eine schwere politische Krise ein, der Groll der steierischen Landherren wider den eigenwilligen Herzog, der bislang der Bestätigung der Landesfreiheiten ausgewichen war, und gegen seinen Vertrauensmann und Landesverweser, Abt Heinrich v. Admont. Dazu gesellte sich der Ehrgeiz des Grafen Ulrich III. als Gatten der Babenbergerin Agnes, verwittweten Herzogin von Kärnten, und die Verfeindung Herzog Albrecht's I. mit Konrad, Erzbischof von Salzburg und Otto, Herzog von Baiern. So sehen wir denn im December 1291 zu Leibnitz, in der salzburgischen Burgstadt der Steiermark, Erzbischof Konrad zu einer Besprechung mit Graf Ulrich v. Heunburg, Hartnid v. Wildon und anderen Vordermännern des Steierlandes eintreffen und mit den Adelsherren ein Bündniß besprechen, demzufolge ein Sohn des Grafen v. Heunburg statt Albrecht's I. Landesfürst von Steier werden sollte. Die eigentliche Bündnißurkunde wurde bald darauf zu Deutsch-Landberg bei Graz (gleichfalls salzburgisch) anfangs Januar 1292 ausgefertigt. Hartnid v. W. war eines der rührigsten Häupter des Aufstandes gegen den Habsburger, besetzte die Kammerfeste Neu-Wildon („Neues Haus" Wildon) und schickte seinen Sohn (Hartnid IV.) mit seinen Mannen dem Aufgebote der steierischen Adelsherren gegen Leoben zu. Herzog Albrecht I. gewann jedoch die Oberhand in diesem Kampfe mit dem Adelsbunde und wurde als Sieger den Wünschen der Steiermärker gerecht. Hartnid v. W., der sich in dem ungleichen Kampfe finanziell schwer geschädigt hatte, setzte den Widerstand noch geraume Zeit fort, wurde aber von Berchtold v. Emmerberg in seiner Burg Wildon eingeschlossen und vom Herzoge Albrecht infolge des Landtaidings zu Feldkirchen bei Graz (1292, 5. December) gezwungen, die Gnade des Landesfürsten mit dem Ersatze der auf 4000 Mark geschätzten Schädigungen zu erkaufen, 1294 (22. November) die Burg Wildon samt dem Landgerichte für 500 Mark und das Schloß Eibiswald dem Herzoge

zu veräußern (24., 29. November), das Kloster Admont für alle von ihm zugefügten Gewaltthaten zu entschädigen und dem Landesfürsten als Marschall fürder treu zu dienen. So ging die Stammburg der Wildonier dem Geschlechte verloren und seine Bedeutung sinkt. Von den drei Söhnen Hartnid's aus der Ehe mit einer Agnes, deren Herkunft wir nicht sicher kennen, begegnen wir dem zweiten, Hartnid (IV.) nach dem Tode des Vaters (um 1302) bis 1325 als „Marschall" der Steiermark. Er hinterließ, gleich dem älteren Bruder Richer (III.) nur Töchter; der jüngere Bruder Ulrich (III.) blieb kinderlos. Herrand's (II.) Sohn, Ulrich II., führte den väterlichen Titel (1279—1286) „Truchseß" und von seinem Burgbesitz Eppenstein in Obersteier letzteres Prädicat und hinterließ keine Nachkommenschaft. So erhielt sich denn das Haus der W. nur noch in der Nachkommenschaft des jüngeren Bruders Herrand's (II.) und Hartnid (III.), Leutold's II. († vor 1277), mit dem Prädicate Diern- oder Dürnstein (Burg an der steierischen Grenze gegen Friesach), und diese Wildonier v. „Diernstein" oder „Tiernstein" erloschen mit Liutold's Urenkel Marquard Turse oder Turs um 1387.

Urkundenbuch des Herzogth. Steiermark herausgeg. v. Zahn, I., II. Bd. — Diplomat. Stiriae herausgeg. v. Frölich, I., II. — Ottokar's Reimchronik b. Pez, scr. r. a. III. und neu herausgeg. v. Seemüller in den Monum. Germ. — Muchar, G. d. Hz. St., 1.—5. Bd. — Hagen, Minnesinger, 4. Bd. — Beckh-Widmanstetter, die Siegel der Wildonier (i. d. Mitth. der Central-comm. z. E. u. E. d. Baudenkmäler, Wien 1872). — Lichnowski-Birk, Gesch. d. Hauses Habsburg, 1., 2. Bd. — Ott. Lorenz, Deutsche Gesch. im 13., 14. Jahrh., 1., 2. Bd. — Luschin, die steierschen Landhandfesten i. d. Beitr. z. K. stm. GQ., 9. Jahrg., 1872. — Krones, die Herrschaft K. Ottokar's II. von Böhmen in Steiermark, Mitth. d. hist. Ver. f. St., 22. Jahrg. (1874) und Forsch. z. Verf. u. Verw. Gesch. d. Steiermark (1897). — K. Weinhold, Ueber den Antheil der Steiermark an der deutschen Dichtung des 13. Jahrh. im Almanach der kais. Akad. d. Wiss., Wien 1860. — Kummer, Das Minist.-Geschlecht v. Wildonie, im Arch. f. öst. Gesch., Wien, 59. Bd. 1. H., 1879 und von dems. die poetischen Erzählungen des Herrand v. Wildonie u. s. w., Wien 1880.
F. v. Krones.

Wildon: Herrand v. W., Lyriker und Epiker, urkundlich belegt 1248—1278, ist der Zweite seines Namens aus dem Ministerialengeschlechte der Herren von Wildonie. Dieses Geschlecht, von dessen Stammburg heute noch die Trümmer südlich von Graz am rechten Murufer zu sehen sind, spielte bis zu seinem Erlöschen (im 14. Jahrhundert) eine wichtige Rolle in der Geschichte Steiermarks. Auch Herrand hatte während der bewegten Zeit des Interregnums Gelegenheit genug, in die Geschicke des Landes einzugreifen (s. o. S. 510).

Außer einigen Liedern (von der Hagen, MS., I, 347), die nur in der Art der Naturbetrachtung bisweilen individuelle Züge aufweisen, hat W. vier poetische Erzählungen in der Manier der höfischen Dichtungen verfaßt. Sie sind in einer schlichten und einfachen Sprache geschrieben, zeigen aber schon Spuren des Verfalls und sind sämmtlich von fremden Mustern abhängig. In der Erzählung „Diu getriu frowe" sticht sich eine Frau ein Auge aus, um vor ihrem Mann, der im Turnier ein Auge verloren hat, nichts voraus zu haben. Das Gedicht berührt sich sehr nahe mit der Erzählung (Daz ouge) eines unbekannten Verfassers. „Der verkêrte wirt" behandelt das Thema des betrogenen Ehemanns und ist ein Zweig der weitverbreiteten, von Indien ihren Ausgangspunkt nehmenden Novellendichtung. In der Geschichte „von dem blôzen keiser" wird der hochmüthige Kaiser Gorneus von einem Engel, der, während der Kaiser im Bade ist, dessen Gestalt angenommen hat, zur Demuth zurückgeführt. Dieses

Gedicht, sowie die Fabel „von der katzen“, d. i. dem Kater, der der Reihe nach Sonne, Nebel, Wind, Mauer und Maus freien will und dann doch wieder zu seiner Katze zurückkehrt, gehen auf Erzählungen des Strickers zurück. In den beiden letzten Gedichten fehlt es auch nicht an Anspielungen auf die trostlosen Zustände der kaiserlosen Zeit.

Ausgaben von Bergmann (Wiener Jahrbücher d. Litt., 1841, Bd. 95 und 96) und Kummer (Die poetischen Erzählungen des H. v. W. und die kleinen inneröfterreichischen Minnesinger, Wien 1880). — Näheres b. Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., I, 113 f. Wu.

Wildungen: Ludwig Karl Eberhard Heinrich Friedrich v. W., Dr. phil. h. c., Forstmann, geboren am 24. April 1754 in Kassel, † am 14. Juli 1822 in Marburg. Er entstammte einer altadeligen, bereits im 13. Jahrhundert bekannten Familie, aus der schon viele tüchtige Forstmänner und waidgerechte Jäger hervorgegangen waren. Sein Vater war hessen-kasselscher Geheimrath und Gesandter bei der ehemaligen fränkischen Kreisversammlung zu Nürnberg. Durch seine Mutter für den Schulbesuch vorbereitet, genoß er den ersten öffentlichen Unterricht in Kassel. Von 1764 ab besuchte er das Egydien-Gymnasium in Nürnberg, woselbst ihm Rector Schenk den Geschmack an den alten Classikern beibrachte, den er sich zeitlebens zu bewahren wußte. Im Herbst 1769 bezog er das königliche Pädagogium zu Halle; von dem Aufenthalt daselbst spricht er in seiner Selbstbiographie mit dem innigsten Dankgefühl, weil er hier die erste Anregung zum Studium der Natur empfing, der er später „die höchsten Freuden seines Lebens“ verdankte. Obgleich sein ganzer Sinn und sein Streben von Jugend auf nur dem Forst- und Jagdwesen zugewendet war, so mußte er doch dem Willen seines Vaters gemäß — dem Studium der Rechtswissenschaft sich widmen. Vom Herbst 1771 ab studirte er auf der Universität Halle und vom Frühjahr 1773 bis dahin 1776 in Marburg. Trotz seiner Abneigung für die „grämliche Themis“ veranlaßte ihn sein Pflichtgefühl doch, so viele juristische Kenntnisse sich anzueignen, daß ihm bereits am 2. April 1776 das Amt eines Beisitzers an der Regierung zu Marburg übertragen werden konnte. Wenig befriedigt durch diese Stellung nahm er aber schon Ende 1778 seine Entlassung, um in die Dienste des Herzogs Karl Wilhelm von Nassau-Usingen als Gesellschafter einzutreten, weil er in dieser Stellung in nähere Berührung mit dem Forst- und Jagdwesen zu kommen hoffte. In der That verwirklichte sich auch diese Erwartung, indem er — seit dem 10. Juni 1780 mit dem Charakter eines Regierungsrathes bekleidet — außer seinen Obliegenheiten als Jurist bei der Regierung zu Wiesbaden auch mehrere mit dem Forstwesen in unmittelbarer Verbindung stehende Aufträge zu erledigen hatte. Die von seinen Verwandten, welche ihn wieder der juristischen Carrière zuführen wollten, betriebene Ernennung zum hessen-kasselschen Regierungsrath in Rinteln (Mai 1781) entführte ihn aber diesem ihm liebgewordenen Wirkungskreise und brachte ihn wieder in die Dienste seines Heimathlandes zurück. Statt nach Rinteln versetzt zu werden, wurde er aber zu seiner Freude der Regierung in Marburg zugetheilt, woselbst er sich verehelichte. Als Nebenamt wurde ihm vom 4. Juli 1793 ab das eines zweiten Subdelegaten bei der fürstlich Solms-Braunfels'schen Debit- und Administrationscommission übertragen, und nachdem der erste Subdelegat (Staatsminister v. Meyer in Kassel) mit Tode abgegangen war, blieben ihm die betreffenden Geschäfte auf Veranlassung des fürstlich Solms-Braunfels'schen Hauses allein überlassen. Endlich wurde ihm noch durch seine am 22. November 1799 erfolgte Ernennung zum Oberforstmeister in Marburg der Lieblingswunsch erfüllt, seine Dienste ausschließlich dem Forst- und Jagdwesen zuwenden zu können.

Die Administration des Fürstenthums Braunfels behielt er als Nebenamt bei. Während der französischen Schreckensherrschaft fungirte er von 1806 an als Conservateur des Eaux et Forêts im Werra-Departement, trat aber nach der Restauration wieder als Oberforstmeister in seinen früheren Wirkungskreis zurück. Er liegt, seinem Wunsche gemäß, auf seinem Lieblingsplatz im Walde, inmitten selbstgepflanzter Lärchen, Weymouthskiefern, Weißtannen und Lebensbäume, begraben. In Bezug auf das eigenartige, ächt waidmännische Ceremoniell (12 „redliche" Förster mußten mit drei Salven aus ihren Pürschbüchsen die sterbliche Hülle einsegnen) ertheilte er in seinen Schriften sehr eingehende Bestimmungen. Später errichtete ihm der Erbprinz von Braunfels im dortigen Wildpark einen einfachen Denkstein, welcher am 9. August 1827 eingeweiht wurde.

W. ragt, wie aus dem nachstehenden Verzeichniß seiner Schriften ersichtlich ist, weniger durch forstliches Wissen hervor, als durch einen sehr lebhaft entwickelten Sinn für die Natur, zumal den Wald, und durch sein eingehendes Verständniß für die Jagd, die er von einem höheren Standpunkte aus auffaßte. Man kann ihn als den Bildner der modernen Jagdkunst bezeichnen, die er nicht nur als sachlicher Schriftsteller behandelte, sondern bei seiner Veranlagung zur Poesie auch als begeisterter Dichter in allen Variationen besang. Seine zahlreichen Lieder athmen eine unbesiegbare Liebe zu Wald und Jagd und bekunden zugleich eine so gemüthvolle, heitere, sogar joviale Lebensauffassung, daß sie Waldlust und Erheiterung in weite Kreise getragen haben. Seine ersten „Lieder für Forstmänner und Jäger" erschienen 1788. Sie wurden 1790 von J. Chr. Müller in Musik gesetzt; spätere, durch andere Dichter vermehrte Auflagen datiren aus den Jahren 1804, 1812 und 1816. Ihnen folgte von 1794 ab ein Taschenbuch, welches bis 1800 u. d. T.: „Neujahrs-Geschenk für Forst- und Jagdliebhaber" alljährlich erschien. Mit dem Jahrgange 1800 wurde aber ein zweckmäßigeres größeres Format und der Titel: „Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde" gewählt. Von 1802 ab erschien nur alle zwei Jahre ein weiteres Bändchen, bis sein Freund Regierungsrath Bunsen (zu Arolsen) die Mitherausgabe des Werkchens übernahm (1807). Im ganzen gelangten bis 1812 von dem Taschenbuche überhaupt 14 Bändchen zur Ausgabe. Für einen weiteren Leserkreis bestimmt, verfolgten sie den Zweck, naturwissenschaftliche, insbesondere jagdzoologische Kenntnisse und richtigere Ansichten über den Forst- und Jagdbetrieb auch unter dem niederen Forstpersonal zu verbreiten, eine Aufgabe, die sie in trefflicher Weise erfüllten. In die Zeit von 1815—1822 fällt die Herausgabe des Handbuchs: „Waidmanns Feierabende". Dasselbe erschien in 6 Bändchen mit zum Theil colorirten Kupfern. Er lieferte außerdem Beiträge in verschiedene fachliche Zeitschriften, hauptsächlich in G. L. Hartig's Journal für das Forst-, Jagd- und Fischereiwesen, in den Sylvan u. s. w. Nach seinem Tode erschienen noch aus seinem Nachlaß gesammelte und von seiner Biographie begleitete Forst- und Jagdgedichte (1829). Nicht unerwähnt soll schließlich bleiben, daß W. auch auf forstpraktischem Gebiet (insbesondere im Forstculturwesen) eine rühmenswerthe Thätigkeit entfaltete, wie der gute Zustand der seiner Administration unterstellten Waldungen bewies.

W. war Mitglied zahlreicher Vereine bezw. Gesellschaften, so u. A. der Naturforschenden Freunde zu Berlin, Jena, Erfurt und Hanau. Er gehörte zur Societät der Forst- und Jagdkunde zu Waltershausen, an welcher er seit 1799 neben dem Grafen Mellin zugleich als Censor für alle von jener zum Drucke zu befördernden Jagdschriften zu fungiren hatte. Zuletzt (1809) ernannte ihn noch die philosophische Facultät der Universität Marburg an seinem Geburtstage (24. April) zum Dr. phil. h. c., welche Auszeichnung ihn mit besonderer

Freude und berechtigtem Stolze erfüllte. Sein heiteres Wesen und seine wohlthuende Liebenswürdigkeit in gesellschaftlicher Beziehung verschafften ihm überall Freunde und Verehrer.

Laurop und Fischer, Sylvan, 1814, S. 3 (Selbstbiographie). — Friedrich Wilhelm Strieder's Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- u. Schriftsteller-Geschichte, 17. Bd. 1819. Herausgegeben v. D. Karl Wilhelm Justi, S. 53. — Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1827, S. 425 (Correspondenz-Nachricht aus Braunfels); 1838, S. 312 (Vorschlag zur Errichtung eines Denkmals für v. Wildungen, von A. Brumchard). — Pfeil, Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, XLV. Band, 2. Heft, 1863, S. 176. — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 594. — Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstl. Chrestomathie, V, 1, S. 43, Nr. 148 u. S. 150, Bemerk. 28. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums u. s. w. II. S. 392, 397, 403, 404, Bemerkung 24; III. S. 401. — Hartig, Dr. G. L., Lehrbuch für Jäger u. s. w., 10. Aufl., herausgegeben von Dr. Th. Hartig, I. Band, 1877, S. 24. — Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland, S. 632. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner u. s. w., S. 410.

R. Heß.

Wildvogel: Christian W., sächsisch-eisenachischer Geheimrath, Senior und Antecessor der Jenenser Juristenfacultät, geboren zu Halle a. d. S. am 13. August 1644, † zu Jena im December 1728. Christian's Vater, Georg, bekleidete bei Herzog August von Sachsen-Eisenach das Amt eines Rathes und Lehenssecretärs und erfreute sich wegen seiner mannichfachen Verdienste der besonderen Gunst des Fürsten; die Mutter, Marie, war die jüngste Tochter des Rentmeisters von Dippoldiswalde, Daniel Nicolai. Nach erhaltenem häuslichen Unterrichte besuchte W. das Gymnasium seiner Vaterstadt, und vertheidigte vor dem Abgange von demselben mit Geschick eine in das Gebiet der Logik fallende Dissertation „De contrariis". 1663 kam er auf die Hochschule nach Leipzig, wo er hauptsächlich Institutionen bei Schwendendörfer und praktische Philosophie bei Jacob Thomasius hörte. Angezogen von dem Rufe Brunnemann's und Samuel Stryk's ging er 1665 auf die Universität Frankfurt a. O. Dort besuchte er die juristischen Vorlesungen der Genannten und betheiligte sich an den von Stryck geleiteten Disputationen. Da nach dem Ableben seines Vaters die Mittel zur Fortsetzung der Universitätsstudien nicht ausreichten, trat er auf Rath eines Verwandten in Weißenfels, dem damaligen Sitze der Regierung, zu seiner weiteren juristischen Ausbildung in die Praxis, und arbeitete dortselbst bis 1668. Im genannten Jahre hielt er sich behufs Erlangung des juristischen Doctorgrades längere Zeit in Frankfurt auf, und ließ sich nach der Promotion als Anwalt in seiner Vaterstadt nieder, vornehmlich mit Vertheidigung der Rechtsansprüche Armer und Minderjähriger beschäftigt. Im nämlichen Jahre ernannte ihn Barbara Magdalena, verwittwete Gräfin Mansfeld zu Schraplau zu ihrem Consulenten und Rechtsbeistand, und er besorgte die ihm übertragenen Angelegenheiten während elf Jahren zur vollsten Zufriedenheit der Auftraggeberin. Am 24. October des folgenden Jahres (1669) heirathete er Sophia Katharina, die dritte Tochter des Geheimrathes und magdeburgischen Kanzlers Johann Krull, aus welcher Ehe sechs Kinder hervorgingen, welche jedoch mit Ausnahme der ältesten Tochter, Juliana Rosina, in frühen Jahren starben. Letztere wurde die Gattin des mansfeldischen Regierungsdirectors Dr. Ernst de Lage. Im J. 1676 erwählte der als Gönner des Vaters Wildvogel's bereits erwähnte Herzog August den Sohn aus einer großen Zahl von Bewerbern zum Amtmann des niedersächsischen Kreises. 1678 wurde letzterer von Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar ganz unerwartet nach Weimar berufen, dortselbst

zum Hof- und Regierungsrath befördert, und ihm 1681 überdies die Stelle eines Rathes am Consistorium verliehen, wozu im folgenden Jahre noch die Erledigung der Geschäfte der herzoglichen Casse kam.

In diesen neuen Stellungen war W. bis 1685 wiederholt veranlaßt, auf Congressen mit benachbarten Fürsten als Regierungsvertreter zu erscheinen; so namentlich bei den Frankfurter Münzconferenzen von 1680 und bei den zu Leipzig 1681 und 1683 stattgefundenen Berathungen des obersächsischen Kreises, wobei er die sächsischen Fürsten Weimaraner Linie vertrat. Im letztgenannten Jahre (1683) schritt W. zu einer zweiten Ehe mit Erdmuthe Juliane, der jüngeren Tochter des Geheimrathes und Weimaraner Kanzlers Volckmar Happ, Erbherrn von Ehringsdorf und Lergern, aus welcher Ehe zwei Söhne, Wilhelm August und Christian Karl, hervorgingen. 1685 trat er als Kanzler und Consistorialpräsident in die Dienste der reichsfreien Aebtissin Anna Dorothea zu Quedlinburg, bekleidete diese Aemter während zweier Jahre und unternahm während dieser Zeit im Auftrage der Aebtissin wegen Besetzung geistlicher Stellen eine Mission nach Dresden zu Johann Georg III., Kurfürsten von Sachsen.

Der anstrengenden Geschäfte überdrüssig, legte sie W. 1687 nieder, und zog sich in das Privatleben zurück, indem er das Landgut seines vorgenannten Schwiegervaters als Aufenthalt wählte; dortselbst mit Studien seiner freien Wahl beschäftigt ging er auf besonderen Wunsch des Herzogs von Sachsen-Weimar in dessen Namen als Gesandter an verschiedene Höfe; so an den Mainzer, zu dem Kurfürsten Anselm Franz, an den pfälzischen zu dem Kurfürsten Philipp Wilhelm, sowie zum Landgrafen Karl von Hessen-Kassel und fand bei diesen Höfen eine sehr günstige Aufnahme.

Als zu Anfang des Jahres 1690 Professor Falckner mit Tode abging, wählten die „erlauchten Nutritoren“ der Jenenser Akademie einstimmig W. zu dessen Nachfolger, und wurde Letzterer im Juli erwähnten Jahres als ordentl. Professor der Rechte sowie als Beisitzer des Schöppenstuhles und Hofgerichtes feierlich eingeführt. Im nämlichen Jahre wurde ihm seine zweite Gattin durch den Tod entrissen; er wählte bald darauf als dritte Gattin Christiane Sophie, die zweite Tochter des Rechtslehrers Johann Ernst Noricus in Leipzig und Wittwe des Leipziger Kaufmanns Theodor Oertel. Von den dieser Ehe entsprossenen Söhnen starb der eine schon frühzeitig, die beiden anderen wandten sich später den Studien zu. W. erhielt wiederholt Einladungen auswärtiger Universitäten, zog es jedoch vor, in Jena zu bleiben; in Anerkennung dessen ernannte ihn Herzog Johann Wilhelm im November 1697 zum Vicekanzler von Jena und am 1. Januar 1699 zum Geheimrath. Gegen 30 Jahre als geschätzter Lehrer an der Hochschule thätig, starb er 1728 im 85. Lebensjahre.

W. war während der längeren Hälfte seines Lebens vielbeschäftigter Praktiker. Als solchem blieb ihm keine Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten. In späteren Jahren, als Docent, veröffentlichte er: „Electa juris civilis et canonici“ (Jena 1700) und „Responsa et consilia“ (Jena 1717); „Dreihundert deutsche Rechts-Sprüche“, theilweise von ihm, theilweise von der Jenenser Juristenfacultät. Außerdem verfaßte er 143 Dissertationen und 56 Programme, fast ausschließlich civilrechtlichen Inhaltes. Eine erschöpfende Aufzählung dieser Abhandlungen gibt Zedler in seinem Universal-Lexikon LVI, 961, 962.

Zeuner, Vitae profess. Jen. LVIII, 241—253. — Neue Bibliothek I, 138 ff. — Zedler a. a. O., S. 959—62. v. Eisenhart.

Wilflingseder: Ambrosius W., geboren zu Braunau in Baiern, unterschrieb an der Sebaldusschule zu Nürnberg im J. 1550 das Bekenntniß der Nürnberger gegen Osiander, wurde im J. 1562 Diakonus zu St. Sebaldus und starb am 31. December 1563. Er schrieb mehrere Werke über Musik; „Deutsche

Musica der Jugend zu gutem gestellt“ (Nürnberg 1561, und hernach öfter gedruckt); sodann: „Erotemata musices practicae“ (Norimb. 1563). Ein geistliches Lied von ihm: „Gott, du mein Heil und Heiland bist“, eine Bearbeitung des 63. Psalms, erschien in einem Einzeldruck bei Valentin Neuber in Nürnberg und fand in nürnbergischen Gesangbüchern Aufnahme.

Wackernagel, Bibliographie, S. 246, Nr. 625. — Derselbe, Das deutsche Kirchenlied, 3. Bd., S. 1081. — Goedeke, 2. Aufl., Bd. 2, S. 193, Nr. 83.

l. u.

Wilhelm I., Deutscher Kaiser, König von Preußen.

1. 1797—1815.

Deutlicher als irgend ein anderer Staat ist der preußische das Geschöpf seiner Fürsten. Durch sie ist er entstanden; ihre starken Persönlichkeiten haben sich ihm selber auf das tiefste eingeprägt. Wie verschiedenartig sind diese Hohenzollern gewesen! Fast immer in harten Gegensätzen hat sich die Entwicklung, vom einen zum andern, weiterbewegt. Und doch ist es, über die niemals allzu langen Zwischenräume hinweg in denen sie ganz abzubiegen scheint, eine einzige, genau zusammenhängende Entwicklung gewesen, und die schroffe Selbständigkeit ihrer größten Träger, so ungebrochen sie blieb, hat sich dem gemeinsamen Werke ein- und untergeordnet, den Aufgaben, welche die armen und zersprengten Lande ihres Herrschaftsgebietes und das aus zwingendem Pflichtgefühl und schöpferischer Selbstsucht gemischte Streben ihres eigenen hohen Ehrgeizes ihnen gestellt. Ueber die Sonderart der ragenden Einzelnen hinweg umschließt sie alle das gemeinsame Band eines Wesens, das sie in ihren Staat hineingebildet haben, entsprechend seiner norddeutschen und ostdeutschen Eigenart, und doch erst ein Gebilde des Hauses Hohenzollern: eines Wesens, das dann für sich selber eine historische Macht geworden ist, des preußischen. Unverkennbar genug hat es sich ausgestaltet: nüchtern, ernsthaft, soldatisch, hausväterlich und genügsam, hart und streng in der Hingabe an die gebieterische Pflicht, an die Macht dieses Staates, arbeitend mit beschränkten Mitteln und manchmal mit beschränktem Ziele, und doch am letzten Ende immer mit sicherem Stolze hinausdrängend in die Weite einer gewaltigen Zukunft. Die Gesinnung und Gewöhnung, die diesem Streben entsprang, wurde das Altpreußenthum. Der Genius ging in diesem Vermächtnisse des Staates nicht restlos auf; er regte die Flügel und hob sich und seinen Staat in die hohe und freie Luft empor; aber auch ihm war jenes gemeinsame, sittlich-politische Besitzthum eigen und vor allem werth. Einer schwachen Natur, die doch daran festhielt, mochte es zum Halte, zum Segen, zugleich zur engen Schranke werden: so war es bei Friedrich Wilhelm III.; in Einem hat sich dieses Preußenthum ganz verkörpert, derart, daß seine Persönlichkeit nicht darüber hinaus ragte, aber auch nicht dahinter zurückblieb; derart, daß die Persönlichkeit im Sachlichen ganz aufzugehen, das Persönliche in ihm, obgleich es keineswegs schwächlich und farblos war, ganz vor dem Historisch-Allgemeinen zurückzutreten schien: das war Friedrich Wilhelms III. Sohn, Kaiser Wilhelm I. Wie überwältigend reich ist der sachliche Inhalt seines Lebens gewesen, das ein großes Jahrhundert umspannt, sich mit dessen Kräften berührt, auseinandergesetzt, durchdrungen, sie zuletzt ergriffen und geleitet hat! Auch auf sein inneres Wesen haben diese Bewegungen so vieler Jahrzehnte umgestaltend, weiterbildend zurückgewirkt — wie einfach aber erscheint inmitten all dieses Wechsels und der Fülle der Ereignisse und Erfolge sein inneres Wesen selbst! Wie wenig eigentliche Räthsel gibt es auf! Man sucht die Elemente auf, aus denen es zusammengewachsen sei; man findet sofort in dem Sohne das Ebenbild seines Vaters: alle entscheidenden

Züge Friedrich Wilhelms III. wiederholen sich in ihm, die schlichte soldatische Art, die Bescheidenheit und Mäßigung, die gehaltene Wärme — nur freilich alles gesteigert und gefestigt, aus dem Matteren und Spröderen hinaufgehoben in das Frische, Helle, Gesunde, Feste: es ist der Segen der mütterlichen Erbschaft Königin Luises, der alsbald in das Auge springt. Der Biograph, dem Stoff und Arbeitskraft wie der große Gegenstand sie fordert, voll zu Diensten stehen, wird diese klaren Aehnlichkeiten und Abweichungen in das Feinere hinein, er wird sie ferner über das Elternpaar in die Vorgeschichte hinauf verfolgen; was er da auch in vorsichtiger Prüfung etwa feststellen mag, die wahre Genealogie der gesammten Art Wilhelms I. wird doch wol immer in der staatlichen Ueberlieferung, die er verkörpert, und weit weniger im eigentlich Persönlichen zu finden sein. Und dieses Gesammtwesen des Herrschers und des Mannes, scheint es, vermögen wir schon heute ungefähr zu greifen. Seine Geschichte ist noch von dichten Nebeln umzogen und allzu oft sind es die wichtigsten Fragen, die uns beinahe ganz dunkel bleiben; auch seine seelische Entwicklung soll uns ihre feineren Wandlungen fast alle erst noch enthüllen: sein persönliches Bild im Ganzen tritt dennoch deutlich heraus, dem feineren Auge kaum anders sich darstellend als dem gröberen; und wir empfinden, es ist wirklich der Inbegriff einer langen Entwicklung, der in diesem ehrwürdigsten der Herrscher Gestalt gewinnt. In ihm ist die altpreußische Vergangenheit, die altpreußische Art, der altpreußische Staat; in ihm hat sich all das ausgeglichen und vollendet, nicht in genialer, und dennoch in großartiger Erscheinung; in ihm hat es sich selber überwunden und dann sein Bestes hinübergetragen in eine neue Zeit; in ihm bleibt es historisch unsterblich auf immer.

Noch Friedrich Wilhelm II. hat den Prinzen Wilhelm, den am 22. März 1797 im kronprinzlichen Palais zu Berlin geborenen zweiten Sohn seines Thronfolgers, über die Taufe gehalten; unter den Pathen waren zwei Brüder Friedrich's des Großen, und neben preußischen, oranischen und hessischen Verwandten das russische Kaiserpaar. Dann trat, im November 1797, Friedrich Wilhelm III. seine Regierung an; in dessen friedliche Anfangsjahre gingen alle glücklichen Kindheitserinnerungen des Sohnes zurück. Wir sehen diese Jahre durch einen grauen Schleier hindurch: die Zeit der fortschreitenden innerlichen Zersetzung des fridericianischen Staates; unter einem unselbständigen Könige, der das Nothwendige ahnt aber nicht ergreift, unter stiller Wandlung der Ueberzeugungen und vielfältiger Fortführung oder Anbahnung wichtiger Reformen bleibt dennoch das Ganze des alten Systems ungebrochen, während sich draußen im Westen eine neue Welt gestaltet hat, die innerlich durch hundert Einflüsse auf Preußen wirkt, äußerlich drohend an dessen Pforten klopft; weder aufnehmend noch kämpfend rechnet man bei Zeiten mit ihr ab. Leblos ist Preußen keineswegs, aber sein Leben entspricht der Größe und der Gefahr der Zeiten nicht; alle Kräfte bleiben doch noch gebunden. In die Welt der jungen Königssöhne drang das alles nicht. Sie spürten Einiges von dem weichen Idealismus der zu Rüste gehenden Epoche, von der Empfindungs- und Redeweise des 18. Jahrhunderts, Nichts von den erschütternden Kämpfen, in denen jenes Alte sich umbildete; was an sie herantrat, das gehörte fast ganz der rein menschlichen Welt des häuslichen Daseins oder aber der unveränderten Bethätigung des alten heimathlichen Staates, seiner militärischen Sphäre an. Zuerst umgab sie ganz die Wärme des elterlichen Hauses, das Allen in Preußen das Vorbild herzlichen einfachen Zusammenlebens bieten wollte; der Vater in seiner knapperen und nüchternen Art, aber gütig und glücklich; die Mutter lebhaft, hochgestimmt, noch ganz in der Frische der Hoffnung und des Frohsinns. Da mochten sie denn in Schloß oder Gutshaus harmlos aufblühen,

im vollen Sonnenscheine unbefangener Liebe; sie athmeten reine und gesunde Luft. Denn die Idylle hatte bei Königin Luise, so sehr diese im Einflusse der Zeitbildung stand, nichts Spielerisches und nichts Kokettes; die Menschen- und die Gottesliebe, die sie ihren Kindern beibringen wollte, war echt. „Zu wohlwollenden Menschenfreunden" sollten sie gebildet werden; der Erzieher, dem 1800 der Kronprinz und dann auch Prinz Wilhelm zugewiesen wurde, Delbrück, war ein Philanthropinist, ehrlich und warmherzig, zugleich weich — so scheint es doch — bis zur Schwächlichkeit. Seine Einwirkung auf den empfänglichen und beweglichen Geist des Kronprinzen hat später mancherlei Tadel und Widerstand auch bei der Mutter gefunden; in diesen ersten Jahren aber mag doch die Art Delbrücks ihrem eigenen, noch ungehärteten Empfinden ganz nahe gestanden haben. Sie freilich hat nie daran gedacht, ihre Söhne nur als Menschen zu erziehen, wie es die Strömung des Tages forderte; sie führte sie früh zugleich in etwas weitere Kreise hinaus, unter die Bürger von Berlin, am liebsten allerdings auch da zu Werken menschlich theilnehmender Wohlthätigkeit. Aber auch vom Glanze des Hoflebens wurden sie allgemach berührt; vor allem sorgte ihre Stellung und sorgte der Vater, dessen einfache Verständigkeit und rationalistische Wohlmeinung im übrigen mit allen Maßregeln der mütterlichen Erziehung ganz einverstanden sein konnte, frühe dafür, sie auf das Heer, als die eigentliche Schule der Hohenzollern, vorzubereiten. Daß die Weichlichkeit der Delbrück'schen Pädagogik auf den jüngeren der beiden Brüder irgend welchen Einfluß geübt hätte, davon hören wir nie: seiner fester gefügten Seele — die damals freilich in zartem und schwächlichem Körper steckte — ist Alles, was den Kronprinzen in den Bahnen seiner reicheren und ungesunderen Eigenart weiter trieb, nur zum heilsamen Beisatze geworden. Ganz früh begann der Exercirunterricht der Prinzen; zu Weihnachten 1803 folgten — vorerst noch im Spiele — die ersten Uniformen. Dann aber zog das Geschick den Sohn wie die Eltern aus der Stille dieser Jahre heraus, alles Gute, was in ihm angebahnt war, vertiefend, jeden Mangel, der geblieben sein konnte, ausgleichend bis zum Uebermaß.

Prinz Wilhelm erlebte allen Jammer der furchtbaren Jahre von 1806—10 leidend und lernend mit: die Flucht nach Königsberg (Oct. 1806), die schlimmere nach Memel (Jan. 1807), das verzweifelte letzte Ringen um die Ehre und den Bestand Preußens, die Demüthigung und den entsetzlichen Druck des Friedens, den neuen Königsberger Aufenthalt vom Anfang 1808 bis gegen Ende 1809. Als er dann nach Berlin zurückkehrte, hatte der nun beinahe 13jährige Knabe über drei Jahre im Zwange offenkundiger Verbannung gelebt. Die Eindrücke, die er ganz fassen konnte, waren die der Niederlage, der Schmach, des tiefsten Elends, und die des Heldenmuthes, mit dem sich seine Mutter diesem Elende entgegenstemmte, den sie von Anfang an ihren Kindern einzuimpfen trachtete. Sie hatte ihnen die erste Kunde der Niederlage in Worten mitgetheilt, deren, im Sinne der Zeit, ganz antike Form doch nur die natürliche Hülle einer durchaus wahren und durchaus heroischen Gesinnung bildete; sie hatte sie damals aufgerufen zu unverlierbarem Gedächtnisse dieser Stunden und zu unermüdlichem Kampfe, zur Mannhaftigkeit, zum preußischen Stolze, zu einer Kraft, die lieber den Tod als die Schande ertrüge. Sie hatte seitdem den Widerstand bis zuletzt vertreten; wie sie sich selber mit dem vaterländischen Pathos Schillers durchdrang, so wies sie die Ihrigen auf die Größe der preußischen Vergangenheit hin; Wilhelm las in diesen Jahren die Geschichtswerke Friedrichs des Großen. Er hatte überdies vor Augen, wie eine Reihe hoher Männer das gesunkene Preußen wieder aufzurichten begann; kein Zweifel, daß die stete Sorge der mit Stein verbündeten Königin sich auch ihm gegenüber

lebendig aussprach; bezeugt ist es, daß er aus dem Munde des Königs von dem hörte, was man berieth und schuf. Die Kämpfe, die man am Hofe um dieses Neue führte, sind ihm schwerlich deutlich geworden, auch wenn er etwas von ihnen gespürt haben mag. Der große Wandel der Gedanken, auf dem die Reform ruhte, indem sie den absoluten König zurückschob, den absoluten Staat brach, die Fülle der zeitgenössischen Ideen in das preußische Staatswesen einströmen ließ, den Idealismus der freien Persönlichkeit, die sich selber bestimmt und sich freiwillig für das Ganze opfert, die ihre Kräfte ganz einsetzt, weil man ihr erlaubt, sie ganz zu entfalten; all diese unvergeßliche Arbeit sittlich und social gerichteter Kräfte, die alles vertiefen, befreien, Staat und Volk in lebendige Einheit verschmelzen wollte, fremde Gedanken einfügend und umgießend in heimathliche Art, die großen Bestrebungen des alten Preußens neu aufnehmend, erweiternd, fortbildend und umbildend zugleich, voll des stolzen Glaubens, dies alte, straff gespannte Herrschaftswesen ganz durch das neue der Selbstbethätigung des Einzelnen und der natürlichen Kreise zu ersetzen — dieser edelste Inhalt der preußischen Reform wird dem fürstlichen Knaben schwerlich bewußt geworden sein. Man darf aus dem Ganzen seiner Entwicklung und dem Lebensalter, in dem er damals stand, vermuthen, daß ihn der Geist der Stählung und der Befreiung vom Landesfeinde bereits tief ergriff; daß er die Neuschöpfung des Heeres, dem er jetzt eingereiht wurde, sah und verstand; daß ihn der ethische Zug der Arbeit und Erhebung und des auch bei Luise von tiefer sittlicher Verachtung getragenen Hasses wider Napoleon berührte und hinriß: die auch dem Jungen und Einfachen faßbaren, elementaren Mächte und Erzeugnisse der Reformzeit; alles Weitere blieb ihm wol fremder, dies aber waren Eindrücke, wohl geeignet, einer Seele für immer Kraft und Richtung zu geben, und sie hat Wilhelm I. nie vergessen. Sofern sie sich in ihm mit dem Gefühle eines principiellen Gegensatzes vereinigten, so wird dieser Gegensatz nach Allem nicht dem alten preußischen Wesen, sondern dem revolutionär-französischen gegolten haben: er wird eher conservativ und legitimistisch, zugleich freilich auch in gewissem Maße national, gewesen sein als modern im Sinne der Reformer. Um Anregungen und allgemeine Einflüsse kann es sich ja immer nur handeln; diese wird man, etwa in der eben versuchten Art, bestimmen müssen, auch wenn man nicht vergißt, daß der, der sie erfuhr, noch ganz ein Kind war. Die Königin, die Alles daran setzte, diese Anregungen zu vertiefen, fand es in allem Elend doch gleichzeitig „gut, daß unsere Kinder die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen", daß sie nicht bloß „im Schoße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß werden". Einfach bis zum Aeußersten war das Dasein der königlichen Kinder in der That; zu Bescheidenheit und Demuth hielt ihre Mutter sie noch besonders an. Sie selber lebte jetzt vollends in ihnen und in ihrem Gemahl, sie nennt jene ihrem Vater gegenüber in dem berühmten schönen Brief vom Sommer 1809 ihre besten Schätze, die ihr Niemand entreißen kann. Ihr Auge sucht fragend in die Zukunft ihrer Lieben zu dringen; gewiß lag die unbefangene Idylle der früheren Jahre weit hinter ihr, aber auch jetzt freut sie sich an allem Hellen, was sie von den Kindern melden kann, an den komischen Einfällen des Kronprinzen, des Prinzen Karl. „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm, nur wird er, glaube ich, nicht so schön". Die reichere Anlage des Aeltesten und seine Beeinflussung durch Delbrück machte eben damals der Mutter mancherlei Kopfzerbrechen, um den Kronprinzen kämpfte man — Prinz Wilhelm ging ungestört und auch unbeirrt seines Wegs. 1807 trat er in die

Armee ein, am 1. Januar; am 22. März erhielt er zu Memel, in der Leibcompagnie die der Hauptmann v. Natzmer commandirte, das Patent als Fähnrich, zu Weihnachten das als Lieutenant; Frontdienst that er, schwächlich wie er noch war und kürzlich noch vom Nervenfieber gepackt, erst später zu Königsberg. Dort erhielt er (1808) dann auch seinen Militär- und einen Civilgouverneur; von da ab blieb er stetig in der Laufbahn, in praktischem Dienste und militärischen Studien. Nur ein furchtbarer Schlag unterbrach die Gleichmäßigkeit der nun folgenden Jahre (Berlin, seit Weihnacht 1809): der Tod der Königin Luise, die am 19. Juli 1810 zu Hohenzieritz, noch eben von ihrem Gemahl und den beiden ältesten Söhnen erreicht, den gehäuften Leiden erlag. Man weiß, wie diese unverblichene Erinnerung den Sohn nach 60 Jahren in den gleichen Kampf begleitet hat, der ihr Leben zerstört hatte.

Schwerlich sind die dornigen politischen Entscheidungen, die sich von 1809—13 dem Vater aufdrängten, den Prinzen unmittelbar bewußt geworden; sie mögen doch wol nur gesehen haben, was alle Welt sah; und der Idealismus des endlichen Losbruches von 1813 wird ihnen durch keine Kenntniß all der Gegensätze und Schwankungen im königlichen Cabinette getrübt worden sein. Sie bemerkten nur das glückliche letzte Ergebniß so vieler Zweifel und Kämpfe; noch 1835 war sein Vater dem Prinzen Wilhelm der dritte „der drei hohen Männer, die (1813) Europa retteten“. Am J. 1813 aber verschwand, nach dem was wir später von ihm darüber hören, dem Prinzen alles Andere, nationales wie freiheitliches Streben, ganz vor dem Elementaren, dem Mächtigsten, vor der erhabenen Wucht des Völkerzornes gegen den auswärtigen Bedrücker. Der Befreiungskrieg war es ihm, vom preußischen Volke unter dem preußischen Könige gegen Napoleon und Frankreich geführt, und weiter Nichts.

Er selber mußte ihm lange fernbleiben; er vollendete im März 1813 ja erst sein 16. Jahr und war noch immer nicht kräftig genug; den Beginn der Erhebung erlebte er in Breslau mit, dort mußte er den Sommer und Herbst hindurch als müßiger Zuschauer ausharren, erst im November erlaubte der König dem Capitän Prinzen Wilhelm, ihn in den französischen Winterfeldzug zu begleiten. Da hat er dann am 1. Januar 1814 beim Rheinübergang, bei Mannheim, sein erstes Gefecht gesehen, und am 27. Februar bei Bar-sur-Aube die oft geschilderte Feuertaufe erhalten: von seinem Vater mit der Einholung einer Auskunft beauftragt, reitet er unbefangen muthig durch den Kugelregen; ihm selber schien es nicht der Rede werth, aber ein russischer Orden und das eiserne Kreuz haben ihn dafür belohnt. Er machte weiterhin die Kämpfe, gelegentlich etwa als Ordonnanzofficier verwendet, bis zum Ende mit, am 30. März sah er vor Paris die letzte Schlacht, am 31. ritt er beim Einzug dicht hinter den drei Monarchen einher. Als militärischer Begleiter war ihm den Feldzug hindurch der treffliche Oberst v. Natzmer zugewiesen worden, ein Anhänger der preußischen Reformpartei und während der politisch und strategisch zerrissenen Kriegführung dieses Winters ein, wenngleich mehr zurückstehender, Gesinnungsgenosse der „Enragirten“ von der schlesischen Armee, der Gneisenau und Grolman. Kein Zweifel, daß die gewaltige Lehre seines ersten Feldzuges dem Prinzen Wilhelm von diesem Lehrer, dem er lebenslang dankbar blieb, bei aller Vorsicht ausdrücklich genug gedeutet worden ist. Auch sie hat er niemals vergessen. Die Feldbriefe freilich, die er im Augenblicke schrieb, sind, soweit wir sie kennen, frisch, wenig reflectirt, von einer noch fast kindlichen Jugendlichkeit.

Nach dem Siege begleitete er seinen Vater im Sommer 1814 nach England, dann in die Schweiz; im August nahm er daheim am Siegeseinzug theil. Der neue Kampf von 1815 rief ihn noch einmal nach Frankreich und noch

einmal in die feindliche Hauptstadt. Inzwischen war er am 8. Juni 1815 in Charlottenburg eingesegnet worden. Sein Glaubensbekenntniß ist uns erhalten geblieben: es spricht in einer langen Reihe einfacher Sätze — „Lebensgrundsätze", die im wesentlichen gewiß sein Eigenthum sein werden — eine klare, demüthige und ernste Gesinnung aus: Hingabe und Ehrfurcht vor seinem Gott, ohne den er nichts ist, ein pflichtgetreues und bescheidenes Bewußtsein von den Aufgaben, die sein Stand ihm auferlegt, gegen sich selber und gegen alle Anderen; den Vorsatz der Treue und der Arbeit, der Menschenliebe, der Dankbarkeit und ernster Sittlichkeit. In diesem Bekenntniß ist nichts Ueberraschendes und nichts Geistreiches; kein Zug von mystischer Vertiefung, kein Hauch der ringsum aufsteigenden Romantik; ein rationalistisch-nüchterner Klang geht hindurch, und Gott erscheint einmal ganz mit dem Namen der Aufklärung als „das höchste Wesen". Es ist die noch in die alte Zeit hinaufreichende Religiosität Friedrich Wilhelm's III. und doch wol auch der Königin Luise: ihr geistlicher Freund, der „biedere freimüthige" Hofprediger Borowsky hatte ihre Frömmigkeit „eine gesunde, einfache, naturgemäße" genannt, „fern von allem Erzwungenen, Erkünstelten und Sentimentalen". So ist auch die ihres Sohnes; dieses einfache „unerschütterliche Vertrauen", das sich „im Glauben an Gottes Vorsehung einen getrosten Muth zu erhalten suchen will", ist ihm sein Lebelang treu geblieben; und mindestens bis auf die Höhe seines Greisenalters hinauf hat er sich auch eine klare Abneigung gegen alle politische Religiosität, gegen alles hierarchische Bestreben bewahrt. Sein Glaube war naiv, dogmatisch, protestantisch; er erscheint nicht wie ein Erzeugniß persönlichsten Erlebens, und seine persönliche Farbe ist ruhig und beinahe blaß: die Persönlichkeit durchdrang er dennoch ganz; sie wich hier wie in Allem kaum von der mittleren Linie, vom allgemein Sachlichen, ab und war doch fest und eigen in sich selber begründet.

Der 18jährige Prinz hatte in doppelter Beziehung einen Abschnitt erreicht. Die Confirmation schloß seine persönliche Vorbildung ab. Der zweite Pariser Friede endete eine Epoche voll stürmischer Bewegung, ruhige Zeiten folgten nach. An die große Kriegeszeit seiner Jugend hat sich erst ein volles Halbjahrhundert später die Kriegeszeit von König Wilhelms eigener Regierung angeknüpft: dann allerdings zuletzt im engsten innerlichen Anschlusse an jene erste. Und den eigentlichen Grundton seines ganzen Lebens hatte diese doch angeschlagen: in ihren langen Nöthen und bestimmenden Erfahrungen, ihrem großen militärischen Inhalte, ihrer unvergeßlichen Richtung preußischen und monarchischen Kampfes gegen Frankreich, des Kampfes um Dasein und Weltstellung seines Staats.

---

2. 1815—1840.

Für das volle Jünglingsalter Wilhelms und für die Zeiten seines Reifens zum Manne, die letzten 25 Jahre unter Friedrich Wilhelm III., liegt heute bereits eine kostbare Reihe vertraulicher Aeußerungen von hohem innerem Werth vor: immerhin lassen sie nur gewisse Grundlinien eines Bildes erkennen oder, oft genug, auch nur ahnen. Ihre Bedeutung läßt sich erst im Zusammenhange der Vorgänge und Mächte, die ihn im alten Preußen umgaben, einigermaßen erfassen; es sind dieselben Mächte, deren Bethätigung und Wandlung von da ab sichtbar seinem ganzen weiteren Leben Richtung und Aufgabe weisen sollte. Ueberschauen wir sie hier, beim Eintritt in die Friedensepoche nach 1815.

Da wirkten die Antriebe der Reformperiode noch mannichfach nach; ihre großen Vertreter waren zum guten Theile noch thätig und ihr Idealismus war unerloschen: in Staat und Heer hofften sie ihn festhalten zu können, in

beiden gesammelte Kraft und freie Selbstthätigkeit zu vereinigen, alle Einrichtungen auf die enge sittliche Gemeinschaft mit dem Volksleben zu begründen. Sie wollten dieses gereinigte preußische Wesen, das die Siege von 1813—15 erfochten hatte, lebendig und mächtig über Deutschland leuchten lassen. Es ist bekannt, daß äußerlich und zum Theile auch innerlich ganz andere Gewalten in dem befreiten Staate die Leitung gewannen, daß der hohe Schwung der vergangenen Kriege bald gedämpft ward und das Alte wieder stark hervortrat, welches man in den Jahren nach 1806 ganz hatte brechen wollen. Keine der inneren Schöpfungen der Reformzeit wurde zerstört, auf dem Grunde des preußischen Daseins erwiesen sie vielmehr alle auch künftig ihre tiefe Lebendigkeit. Aber weitergebildet wurde Vieles und Wichtiges auf lange hinaus nicht mehr: bald stockte die Arbeit der wirthschaftlichen Befreiung auf dem Lande, die Fortführung der Organisation der Selbstverwaltung; die verheißene Verfassung wurde in Frage gestellt und dann versagt; mit wie viel gutem Recht und wie viel Unrecht, ist hier nicht abzuwägen. Aber gewiß, aus dem starken Lichte der letzten Jahre sank man tief in den Schatten zurück. Die deutschen Hoffnungen, die sich so vorzeitig und so glückselig erhoben hatten, wurden zerknickt. In der deutschen und der europäischen Politik trat Preußen in das System der alten conservativen Mächte, das ihm die Ruhe zu gewähren schien, deren es bedurfte. Es wahrte dabei der Regel nach seine Interessen besser, als man wol lange gemeint hat; der Eindruck blieb doch bestehen und bestand zu Recht: in Stimmung und Doctrin und diplomatischem Handeln ordnete sich die Regierung Friedrich Wilhelms III. der Führung Metternichs ein und unter. Aus der Nähe des Königs verschwanden die Männer der weiten und hellen Gedanken, der starken Persönlichkeit. In die Stelle der Reformpartei rückten, als die nunmehr eigentlich bewegenden Kräfte der preußischen Entwicklung, andere Mächte ein. Das war einmal derjenige Stand, gegen den die Reformen sich vollzogen hatten, der östliche Landadel. Einst der Herr der von den Hohenzollern zusammengebrachten Lande, hatte er die politische Macht an die Herrscher abgeben müssen; er war wirthschaftlich, administrativ, social stark geblieben, aber er hatte sich der Einheit des Königsstaates fügen müssen und hatte diesem dann getreu seine Dienste geleistet. Dann war der Sturm von 1807 über ihn dahingebraust und hatte ihn zum Widerstande aufgerufen; der erste Widerstand war niedergeworfen worden, allein der Rückschlag dieser tiefgewurzelten aristokratischen Gewalt erhob sich von neuem, und er ward jetzt, nach dem Friedensschlusse, inmitten der allgemeinen Reaction und zugleich inmitten einer Zeit, wo die socialen Mächte freier zu Worte kamen als ehemals unter dem absoluten Könige, immer sicherer und bewußter. Er war es, der die agrarische Reform zum Stillstande brachte; er unternahm es, sein Interesse auch in der allgemeinen Verfassung und Leitung des Staates durchzusetzen. Er fand sich dabei von den Ideen unterstützt, die im Kampfe gegen Aufklärung und Revolution groß geworden waren und die dem ganzen neuen Jahrhundert ihren Stempel aufdrücken sollten, den Ideen vom organischen und historischen Leben des Staates und der Gesellschaft: die Romantik, keineswegs bloß in Anlehnung an aristokratische Interessen erwachsen, kam doch diesen zunächst am meisten zu gute, und ihre Doctrin verlieh in diesem Geschlechte, das vom Weltalter der Aufklärung den Glauben an die Doctrin, die Gewohnheit abstracten Denkens in Allem geerbt hatte, den Interessen des Landadels, die ohnehin in sich selber Recht und Macht genug trugen, erst die Weihe und die eigentlich zwingende Kraft. Hing doch der preußische Kronprinz und sein Kreis selber diesen Theorien der mittelalterlich ständischen Gliederung, der ständischen Zerlegung des einheitlichen Staates innig an, Lehren, die aller Arbeit seiner

großen Vorfahren widersprachen, die ihr Werk, diesen straffen preußischen Staat selber, in seinem eigentlichsten Wesen verneinten. Anstatt einer einheitlichen Repräsentativverfassung erhielt die erweiterte preußische Monarchie, die jene Verfassung wahrscheinlich in der That zunächst noch nicht hätte ertragen können, die 8 Provinzialstände: es war wirklich eine Zerschneidung des Staatskörpers, und ihre Gefährlichkeit ward lediglich durch die Bedeutungslosigkeit, in welcher diese Sonderstände gehalten wurden, einigermaßen abgestumpft. Im übrigen war diese Einrichtung ein Sieg des Adels und ein Sieg der romantischen Lehre. Dem gegenüber stand die andere der beiden natürlichen socialen Parteien, das Bürgerthum, zunächst noch weit zurück. Es hatte sich, emporgewachsen unter der alten Monarchie, seit der späteren Zeit Friedrichs II. mit seinen Ansprüchen auf Gleichberechtigung zu regen angefangen; die Revolution hatte diese Ansprüche gesteigert; die Idee der persönlichen Selbständigkeit und bürgerlichen Gleichheit hatte, obwol auch sie in Deutschland keineswegs bloß als ein Erzeugniß besonderer socialer Entwicklungen, sondern in eigenem, theoretischem Wachsthume, in wesentlich geistiger Entwicklung für sich, groß geworden war, doch im 3. Stande ihren stärksten natürlichen Rückhalt, und ihm war die Arbeit der Reform mit Bewußtsein gerecht geworden und vor allem zugute gekommen. Indessen, eine Macht, die sich politisch selber hätte geltend machen können, war das preußische Bürgerthum von 1815 trotz alledem noch in keiner Hinsicht; wirthschaftlich war es erst im Emporstreben, in seiner Organisation, als Stand, war es dem alten Landadel noch weit unterlegen. Jetzt wuchs ihm im rheinischen Mittelstande erst eben ein neuer starker Bundesgenosse zu: die Zeiten eigener siegreicher Entfaltung, im wirthschaftlichen wie im öffentlichen Leben, bereiteten sich ihm erst vor. Und auch die geistig-politische Anschauung, unter deren Banner es später siegen sollte, der Liberalismus, brauchte noch geraume Zeit, ehe er sich der Gesinnungen des norddeutschen Bürgers allgemein und sicher genug bemächtigt hätte. Dem Adel und seinen Ideen den Widerpart zu halten war dieser 3. Stand noch nicht fähig. Dies Werk — und jede wesentliche zukunftsreiche Weiterbildung des staatlichen Lebens in Preußen überhaupt — fiel für das soeben beginnende Menschenalter noch einmal dem Staate selber zu, d. h. demjenigen Träger des Staates, der social zu einem guten Theile dem 3. Stande entstammte, aber doch keineswegs ihm allein zugehörte sondern etwas für sich selber war: dem Beamtenthum. Wie sehr dies letzte Vierteljahrhundert Friedrich Wilhelms III. das letzte Heroenzeitalter der altpreußischen Büreaukratie, wie sehr sie die eigentlich regierende Classe im Staate, ja geradezu die Nachfolgerin des alten absoluten Königthumes selber war, das ist seit Treitschkes Werke einem Jeden anschaulich. Sie ist von liberalen, conservativen, monarchischen Gedanken gleichmäßig durchdrungen; sie vereinigt die neuen Ideen der Reformperiode mit der praktischen Fortführung des Lebendigen aus dem fridericianischen Staate, sie pflegt und übt die feste Staatsmacht und Staatseinheit, und vertheidigt sie gegen die Ansprüche der Romantik, des Ständethums; sie wahrt den modernen Staat selber gegen die Reaction. Was eine Verwaltung nur vermag, hat sie, organisirend und schaffend, geleistet, für wirthschaftliche und geistige Wohlfahrt, für Angliederung und Durchdringung des neuen Besitzes, für innere und äußere Eroberungen in Preußen und in Deutschland; allerdings ohne die Ergänzung durch die freie Mitarbeit der Nation, und ohne die immer unentbehrliche, starke Belebung durch eine große Politik. An diesen Mängeln wie jenen Verdiensten war Friedrich Wilhelm III. reichlich betheiligt: landesväterlich und umsichtig im Einen, hemmend und fesselnd in Anderem, schwunglos und matt freilich in Allem. In seiner Nähe wie überall in diesem wirkenden Beamtenthume fehlte es nicht an preußischem Ge-

fühle; in Männern wie Motz, Maaßen, Witzleben brach es stark hervor, auch im Könige selber war es vorhanden, aber es steigert sich in ihm nicht zum großen treibenden Machtbewußtsein: die besten Wirkungen blieben im Stillen. Und wol durchdrang sich in diesen Jahren, dem Anstoße von 1807 folgend, dieses Preußenthum in tiefer innerlicher Verschmelzung unlösbar mit dem deutschen Geiste: aber auch diese Arbeit vollzog sich in der Stille und die Begründung des Zollvereins selber, so unendlich bedeutsom sie war, war äußerlich immer noch unscheinbar, mehr eine Vorbereitung als in sich eine bereits allsichtbare und glänzende That. Der Gedanke der deutschen Nation aber schlummerte oder wagte sich selten heraus. Tage der Vorbereitung in Allem, arbeitsam, erfolgreich und deshalb glücklich: die hochgepriesenen „halkyonischen Tage“ der inneren Herstellung und der geistigen Sammlung und Schöpferkraft, die großen Zeiten der Wissenschaft und auch noch der Dichtung. In Berlin eine Reihe erlauchter Denker und Forscher, alle vom großen Stile, Träger der neuen, erobernden Erkenntniß des historischen Jahrhunderts oder der höchstgesteigerten Arbeit der noch immer herrschenden, speculativen Philosophie; daneben die Kreise der Geistreichen; überall in der Hauptstadt eine lebhafte, geistige, gesellige Bewegung. Auch das Hofleben stand in frischem Glanze; nach dem langen Drucke der Niederlage und der Kriege schnellte es freudig empor; die Gräfin Bernstorff hat später die fröhliche Heiterkeit von 1821 sehnsüchtig gerühmt. Der karge König überwand da wol seine Sparsamkeit in reichen Festen; freilich, etwas Großes und Freies konnte in seiner näheren Gegenwart doch nicht gedeihen. Seine Mittelmäßigkeit lastete auf dem geistigen Dasein des Hofes; die vornehmen Geister wichen zurück; und nur im Kreise des Kronprinzen waltete ein ursprünglicher und anspruchsvoller geistiger Zug.

Noch eine der Trägerinnen des preußischen Staatslebens ist unerwähnt geblieben. Wie stand es inmitten dieser nicht inhaltlosen, aber verengerten Welt mit der Armee? Mit dem Beamtenthum zusammen war sie im ganzen, wie stets in Brandenburg-Preußen, auch damals eine Stütze der Einheit, ein Sitz der gesunden und hoffnungsvollen Kräfte. An ihr vornehmlich hatte sich das Werk der Reformer durchgesetzt; in ihr haftete es und hafteten seine großen Förderer am sichtbarsten. Boyens Heergesetz hatte 1814 vollbracht, was sein und der Seinen Ideal in Allem war, jene Begründung des Staates auf das Volk, auf die möglichst freiwillige Bethätigung der heilig gehaltenen Persönlichkeit. Neben der Linie, der auch aus den Landeskindern gleichmäßig gebildeten, die eigentliche Darstellung des Volksheeres, die Landwehr, Boyens Liebling, die Krone seines Werkes, wie er selber es verstand. Sie ist von der Linie geschieden; von allem Starren, allem technisch oder kastenmäßig Abgeschlossenen soll sie frei bleiben, auch von der Leitung durch die Aristokratie des Berufsofficierstandes. Deshalb war es dem Kriegsminister ein Greuel, als der König 1819 auch nur die bisher völlig abgesonderten Divisionen der Landwehr zerschlug, und jeder Division des Heeres eine Landwehrbrigade einfügte. Er trat von seinem Amte zurück: mit Recht, insofern er die Restauration im Ganzen in Preußen mächtig werden sah und sich selbst dieser Strömung entziehen wollte; mit Unrecht, insofern er das Heer in seinem Wesen durch die kgl. Ordre angetastet meinen mochte. Denn das Heer blieb im Ganzen unberührt. Allerdings, aus der Oberleitung verschwand zum guten Theile der Scharnhorst-Boyen'sche Geist; Friedrich Wilhelm selber sah die Armee, die unter ihm neugebildet war, nicht mit den Augen seiner idealistischen Gehülfen an. Ihm war sie das Werkzeug der königlichen Gewalt; er liebte sie und sorgte für sie, so gut er es mit seinen immer knappen Mitteln vermochte; er hielt sie gegen jeden Einspruch aufrecht wie sie war, aber er

verehrte in ihrer Ordnung nicht nach Boyens Weise das Princip. Die alten preußischen Gewalten der Monarchie und der Aristokratie wurden im Heere und seinem Officiercorps wieder ganz überwiegend. Das Neue blieb, und so auch der innige Zusammenhang mit dem Volke, der das Heer durch die Nation und die Nation durch das Heer erzog und erhob. In der Gesinnung blieb die Nachwirkung des großen Krieges stark; lange noch standen die Feldherrn von 1813, Gneisenau voran, an der Spitze. Sie freilich konnten an des Königs ganzer Art, an dem Verluste an Lebendigkeit des Staates und der Armee im Größten, keine Freude haben. Und späterhin begann wol auch der Geist im Heere selbst sich von einem Theile der Eigenart seiner ersten Schöpfer und Führer langsam abzuwenden. Man hat es fein beobachtet: der idealistische, manchmal selbst doctrinäre Zug, der die Männer von 1807 beseelte und in Boyen vor allem weiterlebte, ein Zug von Ideologie, der in Gefahr gerieth, der eigenen hohen Vorstellung vom Wesen dieses Volksheeres, der Reinhaltung der Landwehr, die Sicherheit der Ausbildung und die Schlagfertigkeit theilweise zu opfern, — er pflanzte sich, ein Besitz der Generation vom Beginne des Jahrhunderts, nicht mehr auf diejenige fort, die unter anderen, minder idealistischen Einflüssen des Lebens und der Bildung später heranwuchs. Wenn er in Boyen, dem sonst so Klaren und Praktischen, manchmal beinahe wunderlich überwog, so empfand im Ganzen das preußische Officiercorps, das unter ihm und nach ihm emporkam, elementarer als er: realistischer, derber, gesunder. Im Heere hatte stets ein frischer Wirklichkeitssinn seine natürliche Stätte; wer die Geisteskämpfe gegen das 1806 zertrümmerte System nicht mehr erlebt hatte, mußte auf die Festigkeit, die praktische Brauchbarkeit, die aristokratisch-monarchische Führung der Truppe einen stärkeren und den ausschließlichen Werth legen. Im übrigen aber konnte die Ueberlieferung des Scharnhorst'schen Geschlechtes im Heere nur stets erneuten Segen wirken und ist sie lebendig geblieben; Clausewitz übertrug in classischer Fassung die strategischen Lehren der Freiheitskriege auf die folgenden Zeiten; der frische Drang nach Thätigkeit blieb unerstickt. Freilich im Frieden auch ungestillt: über die unvermeidliche Stockung der Säfte in der langen Ruhezeit mochte klagen, auch wer im übrigen die Weiterentwicklung des Heeres nicht am Maßstabe des älteren Idealismus maß. Das Heer, das Officiercorps sehnte sich nach der That: gerade deshalb blieb es, in den einbrechenden dumpferen Tagen, eine Heimath wie der lebendigen und treuen Arbeit, so des Weiterstrebens, des hinausdrängenden, der preußischen Größe stolz und ungeduldig zugewandten Staatsgefühls.

Als Officier hat Prinz Wilhelm die Jahre von 1815—1840 verbracht. Man darf, unter dem Gesichtspunkte seines militärischen wie seines persönlichen Lebens und seiner politischen Anschauungen, diese Zeit in zwei ungefähr gleiche Hälften scheiden: die erste, bis über die Mitte der 20er Jahre reichend, umfaßt, so wird man etwa sagen dürfen, auf all diesen Gebieten den Abschluß seiner eigentlichen Lehrzeit. In der zweiten erscheint er, trotz aller Wandlungen die ihm noch bevorstanden, bereits als fertiger Mann.

Noch in Paris war er Major geworden und hatte ein Gardebataillon bekommen; in den nächsten Jahren stieg er rasch aufwärts, rascher, so hat er später geurtheilt, als seinen eigenen Absichten, sich auch im artilleristischen und cavalleristischen Dienste praktisch zu schulen, entsprach. Militärischer Unterricht bei hervorragenden Officieren, unter denen auch Natzmer war, lief daneben her, auch dieser nicht ganz der Regel gemäß; der Kronprinz und Prinz Friedrich, sein Vetter, waren hierin wie in allen Stadien seiner früheren

militärischen Laufbahn Wilhelm's Gefährten, wie sie denn bis dicht an das Ende des alten Königs hierin mit ihm gleichen Schritt gehalten haben. Zum künftigen ersten Soldaten des Staates wurde aber naturgemäß doch vornehmlich Prinz Wilhelm herangebildet, und seine Anlage und Neigung kamen diesem Bemühen willig entgegen. Schon 1818 hatte er einmal den abwesenden König in den Militärangelegenheiten zu vertreten und erntete für seine Leistung den Dank des gestrengen Vaters. Seit dem März 1817 war er Oberst, März 1818 erhielt er als Generalmajor eine Gardeinfanteriebrigade, 1820 die erste Gardedivision, 1824 trat daneben das interimistische, 1825 das definitive Commando des III. Armeecorps, kurz darauf wurde er Generallieutenant. Hier und dort erfahren wir Näheres von Uebungen, an denen der Prinz betheiligt ist: Feldmanövern, Belagerungsübungen mit Abweisung eines Entsatzheeres; seit 1821 erweitern sich seine Aufgaben. Er mußte da, ziemlich unvorbereitet, im Manöver eine Cavalleriedivision führen; er lernte die ihm fremde Waffe kennen — anfangs nicht ohne Widerstreben; er werde kein Cavallerist werden, versicherte er Natzmer, der ihm, gleich einigen anderen befreundeten Officieren, in allen militärischen und vielen persönlichen Angelegenheiten ein viel befragter Vertrauter war und blieb; die Infanterie bleibe ihm stets die Hauptwaffe, die vielseitigste und lehrreichste. Doch drang er alsbald auch in das neue Gebiet ein, verhandelte mit Natzmer selbständig die eben aufgerollten Fragen von Formation und Gebrauch der Truppe, ward zum Mitgliede und dann zum Vorsitzenden einer Commission zur Ausarbeitung einer Cavallerie-Instruction ernannt. Die Arbeit „gewährte ihm ein unendliches Interesse", er hoffte auf die Durchsetzung nützlicher Neuerungen. Schon war er auch dem Kriegsministerium zugetheilt worden, präsidirte einer Commission, die das Exercierreglement der Infanterie neu regeln sollte; seine Briefe sind voll von militärisch technischen Dingen. Dabei übte er dann allerlei Kritik, die sich manchmal, mit Zurückhaltung aber doch mit Bestimmtheit, auch gegen „den König" richtet — nicht nur, wenn er mit resignirtem Lächeln von den „Allerhöchsten Nasen" erzählt, die beim Manöver erfolgten und deren eine auch er erhielt: „ich steckte ein, was ich nicht ändern konnte" (21. Sept. 1821); er wich auch im allgemeineren Urtheile über die Aufstellung der Reiterei vielfach ab; vor allem, er gerieth auf militärischem Felde mit dem eigentlichen Systeme der sparsamen und thatenlosen Politik seines Vaters zuerst in bewußten Gegensatz. Er beklagt schon 1821 schmerzlich, daß mit Kleist der letzte commandirende General aus der Kriegszeit die Armee verläßt. Dann aber, 1823, beginnt er sich über die Gefahren des allzulangsamen Avancements im Officiercorps zu sorgen; er tritt 1824 an die Spitze einer Commission, die berufen wird, systematische Vorschläge zu rascherer Beförderung der besonders Tüchtigen zu prüfen, und im Jahre darauf wagt er es, seinen dringenden Wunsch nach einer „gehörigen Aufräumung in der Generalität" dem Könige selber vorzutragen, dessen Gutherzigkeit in den Entlassungen er fürchtet. Sein Schreiben wurde „gnädig aufgenommen", aber weder in den sachlichen Maßregeln noch in der Auswahl der Persönlichkeiten befriedigte der Erfolg den Prinzen, und als er im December 1825 mit der Möglichkeit eines Krieges rechnete, vertheilte er auf eigne Hand, halb im Spiele, aber im Grunde doch ernsthaft genug, die obersten Führerstellen in einem Brief an Natzmer derart, daß dabei eine recht „bedeutende Veränderung der Rangliste" herauskam. Dann wurde die Besorgniß auch wieder von heller Freude an der Thätigkeit durchbrochen: noch 30 Jahre später erinnerte er sich gern und stolz daran, wie 1827 sein Armeecorps seine erste Königsrevue, in Verbindung mit der Garde, gehabt habe, wie der König

da dem III. Corps seine ungetheilte Zufriedenheit bezeigte und Wilhelm selbst „viel Lob erntete“ für seine Manöverführung gegen den Herzog Karl von Mecklenburg. Von anderer Seite wird bezeugt, daß General Prinz Wilhelm für streng und genau galt, daß er jeden Fehler, auch im Kleinen, entdeckte und rügte, daß aber die Truppen ihn liebten und über die inneren Abweichungen, die sie nicht kennen konnten, hinweg die Aehnlichkeit des Sohnes mit dem königlichen Vater freudig empfanden.

Es war seine Lehrzeit, in der That, und eine an Früchten offenbar reiche. Alle Seiten des Militärwesens, Organisation, Verwaltung, Taktik, Strategie wurden dem Prinzen in eigener angestrengter und verantwortlicher Arbeit, in täglicher und langer Erfahrung vertraut. Er gewann einen festen Boden, den er ganz kannte, und von dem her er in alle übrigen Richtungen seines Lebens, in alle Aufgaben, die sein fürstlicher Beruf noch stellen mochte, mit der praktischen Nüchternheit, der weisen Selbstbeschränkung und der inneren Klarheit des in dem einen Hauptberufe ganz durchgebildeten Fachmannes hinausschreiten konnte.

Daß er nicht einseitig wurde, dafür sorgte die Stellung des Königssohnes von selbst. Er lernte die Welt in Reisen kennen; er lebte unablässig inmitten der weiten Kreise des Berliner Hofs. Von dessen Geselligkeit erzählen seine Briefe mancherlei, wenngleich, soweit wir sie kennen, nicht eben charakteristisches; auch vom Theater, von der Oper berichtet er, und fügt wol einmal ein Urtheil bei; tiefere geistige Interessen aber treten nicht hervor; das entsprach dieser Umgebung und der Neigung des Prinzen. Nichts weist darauf hin, daß er damals zu den großen litterarischen Gewalten des Zeitalters, oder auch nur zu ihren Berliner Vertretern, irgend ein innerliches Verhältniß gehabt hätte. Er war Officier; bei den Festen des Hofes, dem glänzenden Feste der weißen Rose etwa, das Friedrich Wilhelm III. seiner russischen Tochter gab, spielte er ritterlich seine Rolle. Die gute, etwas ängstliche Gräfin Bernstorff, die in den 30er Jahren ein Bild des Berliner Hoflebens aus dieser Zeit entworfen hat, beschwert sich darüber, daß Prinz Wilhelm seine gesellschaftliche Thätigkeit gar zu militärisch aufgefaßt habe: er hat sie (1827) ernstlich getadelt, weil sie ihre erwachsenen Töchter dem Hofe zu oft entziehe, und die jungen Officiere commandirt er ziemlich rücksichtslos zum Tanzen; Disciplin verlangt er auch in der Geselligkeit. Das mag immerhin wahr sein, aber es ist in übler Laune beobachtet und geschrieben. Ein Weimarer Correspondent Hans v. Gagerns hatte (im Winter 1826/7) einen anderen Eindruck: „Prinz Wilhelm ist die edelste Gestalt, die man sehen kann, die imposanteste von allen; dabei schlicht und ritterlich, munter und galant, doch immer mit Würde“. Ganz ebenso hatte ihn Bunsen im December 1822, von Rom aus, geschildert: aufgeweckt, artig, würdig und ernst. Und diesem freundlichen Bilde entsprechen die Briefe an Natzmer: sie sind frisch und natürlich, immer ungekünstelt, nicht elegant, hie und da ein wenig ungelenk, aber doch niemals wirklich unbeholfen; im Ausdruck, in den leicht einmal ein französisches Wort eindringt, immer gerade, knapp und eigentlich; der Prinz ist gar kein Stilist, aber er hat seinen Stil. Er liebt es, viel Thatsachen zu melden; er sieht und urtheilt einfach und gesund; im ganzen schreibt er ernsthaft und sachlich; gelegentlich ein gutmüthiger Scherz über Andere oder auch über sich selbst; sarkastische Wendungen sind sehr selten. Ein frisches, belebtes, gar nicht geistreich eigenthümliches Antlitz blickt aus Allem heraus: man gewinnt es bald lieb und spürt die Wärme eines herzlichen schlichten Empfindens, die Sicherheit eines reinen und männlichen Charakters. Seine Gedanken schweifen niemals in das Ungewöhnliche, aber sie

steigen in die Tiefen persönlichen Schmerzes hinunter und auf die Höhen des patriotischen Stolzes hinauf — da staunt man denn, wie ergreifend seine Herzensklagen und wie monumental seine Ideale, seine politischen Gesinnungen und Hoffnungen sich äußern können: er, der nie nach dem Ausdrucke als solchem sucht, trifft zuletzt stets den richtigen und echten und oft genug einen in aller seiner Einfalt überraschend großen.

Er stand in dem Alter, in dem die Persönlichkeit sich ausgestaltet: es fehlte ihm, in dem was ihn am nächsten anging, im Menschlichen wie im Staatlichen, nicht an starkem Inhalte, dessen Bewältigung ihn zum Manne machen sollte.

Wir bleiben in dem Kreise seines Hoflebens, indem wir dem Ersten, dem Herzenskampfe nachgehen, der ihn gepackt und gereift hat mehr wie wol alles Andere. Es ist seine Liebe zu Elisa Radziwill, der Tochter einer hohenzollerischen Prinzessin und des geistreichen Fürsten Anton, der Pole und Preuße zugleich zu sein meinte, dem verwandten Königshause als Statthalter in Posen eifrig gedient hat, und dessen Berliner Palais die vornehme Gesellschaft der Geburt mit der des Geistes zusammenführte. Die Tochter (geb. 1803) hatte der königlichen Familie immer nahegestanden, auch Prinz Wilhelm war längst mit ihr und den Ihrigen in engem Verkehre, als 1820 aus diesem Umgange die Liebe hervorbrach, die ihm sechs Lebensjahre ganz erfüllen sollte. Prinzeß Elisa wird als holdselig und zart geschildert; sie ist, wie fast das ganze Haus des Fürsten Anton, von der Schwindsucht früh dahingerafft worden; etwas ätherisch Reines, dabei ein weiches und lebhaftes Empfinden scheint ihr eigen gewesen zu sein. Näher vermögen wir ihr Bild nicht zu erkennen; sie muß Allen eine reine Liebe und Achtung eingeflößt haben; man hat auf allen Seiten Alles gethan, um ihre Verbindung mit dem Sohne des Königs möglich zu machen. Im December 1820 legt dieser zum ersten Male seinem Freunde Natzmer Rechenschaft über die Angelegenheit ab: er bestreitet die Neigung nicht, aber er glaubt sie bezwingen zu können. Er hat, aus eigenem freiem Entschlusse, verzichtet, weil er sich scheut, in die Verwandtschaft dieser Familie, d. h. in ihre polnischen Beziehungen, einzutreten, „und somit sind alle ferneren Gedanken über diesen Gegenstand abgeschnitten“. Die Gedanken haben ihm dann doch nicht gehorcht; im Januar 1821 sehnt er sich von Berlin weg, wo ihm „Kopf und Herz zerspringen möchte“. Endlich — im Winter 1821/22 — regt der König selber die Sache von neuem an. Er befragt Wilhelm über seine Neigung, und als dieser bekennen muß, sie sei nur immer gestiegen, müht er sich ehrlich, ihr den Weg frei zu machen. Glückliche Wochen folgen nach: dann aber die schwerste Enttäuschung. Die Verbindung mit den Radziwills erwies sich nach den Untersuchungen des Hausministeriums, wider alle Erwartungen des Prinzen, als unstandesmäßig. Die Rechtsfrage nach der Ebenbürtigkeit ist freilich verschieden beantwortet worden, zuletzt aber entschied die große Mehrheit der Stimmen zum Kummer des Königs unzweideutig für die Verneinung, und sein Sohn mußte zum zweiten Male den Kampf in sich durchleben: diesmal gegenüber einem väterlichen Gebote vollständiger Entsagung. „Oefter hatte ich mir die böse Katastrophe vorgestellt; daß sie mich aber so überwältigen würde, ahnte ich kaum“. Am 16. Februar 1822 sprach er den Verzicht aus, ganz betäubt durch das Opfer das er bringen gemußt, „wieder verwaist in der Welt, die mir öde und freudenleer vorkommt“ (9. März). Es blieb ihm nichts erspart; er selber mußte auch den Radziwills die schon fast sichere Hoffnung zerstören. Eine Reise nach Holland sollte ihm dann helfen, „den ersten Schmerz zu überwinden“. Sie erfüllte ihm den Dienst schlecht:

in der Fremde, im Haag, so klagte er (21. April), beherrsche ihn die Erinnerung vollends; an seinem Geburtstage steigerte sich die Traurigkeit bis zu fieberischer Erkrankung, und nur im Gottvertrauen fand er seinen Trost. Auch die Hoffnung „auf die großartige Zerstreuung“ eines Feldzuges schlug ihm fehl; der Vater rief ihn ziemlich trocken nach Berlin zurück. Trotzdem war zwei Jahre darauf die Angelegenheit wieder in vollem Flusse, und zwar offenbar seit längerer Zeit. Die Beweggründe Friedrich Wilhelms III. bei alledem zu beurtheilen ist schwer; vorläufig sind die Thatsachen selber zu wenig genau bekannt. Augenscheinlich sind die Wünsche seines Sohnes, mittelbar oder unmittelbar, immer wieder an den König herangetreten und gewiß hat er selber immer wieder alle Wege versucht, sie zu erfüllen. Wuchsen dann doch die Schwierigkeiten allzu hoch, so ließ er nach seiner Art den Aerger über das Mißlingen seines wohlgemeinten Planes an dem unschuldigen Sohne aus, der selber am schwersten litt, aber ein Ende zu machen brachte er doch noch nicht über sich: ein Rest von Hoffnung wirkte dabei mit der angeborenen Entschlußlosigkeit des Herrschers zusammen. So hat er im Winter 1823/4 dem Prinzen „in einer sehr heftigen Unterredung“ jegliche Aussicht genommen; der suchte sich aus dem „entsetzlichen Zustande herauszureißen“, indem er, mit der Fürstin Radziwill zusammen, den Vater um eine endgültige königliche Entscheidung bat. Die Bitte wurde „sehr gut aufgenommen“, aber erfüllt wurde sie nicht. „Er will noch nach diesem fragen und nach jenem, kurzum nur Aufschub. Es ist kaum zu ertragen“. Der Prinz beschwerte sich bitter über den „Mangel an Energie“, der die Politik genau so lähme wie er diese häusliche Noth endlos mache. Da hellte sich noch einmal Alles auf: der Gedanke wurde — ohne Vorwissen Wilhelms, und, nach dessen Berichte, vornehmlich durch den Hausminister Fürsten Wittgenstein — aufgestellt und betrieben, den Mangel der Ebenbürtigkeit vermittelst einer Adoption Elisas durch den Prinzen August zu ersetzen; die Radziwills erklärten ihre Einwilligung und 1825 konnte Wilhelm der alten Nachbarin und Vertrauten des Radziwill'schen Hauses, der Gräfin Bernstorff, die Nachricht zuflüstern, er habe die Erlaubniß, die Geliebte in Posen zu besuchen: das sage Alles, und S. Majestät habe auch seinen jubelnden Dank für diese Erlaubniß mit Wohlwollen aufgenommen. In der That reiste er nach Posen, nicht viel anders denn als erklärter Bräutigam: „glückselige“ Tage, so rühmte er sie zu Natzmer. „Es genüge Ihnen, wenn ich versichere, daß ich glücklicher mich fühle, als ich es mir nur hätte träumen können“. Der Besuch fand durch einen schweren Sturz des Prinzen — einen der beinahe zahllosen „accidents“, die ihn sein Leben hindurch verfolgt haben — einen bösen Abschluß; sehr ernstlich krank mußte er nach Berlin zurückkehren, und Gräfin Bernstorff glaubt, daß diese Krankheitswochen Alles verdorben hätten: der König, ungehalten über das vorzeitige Bekanntwerden der Verlobung, habe sich in ihnen von neuem durch die Gegner der Heirath gewinnen lassen. Der Prinz weiß, genesen (1. April 1825, an Natzmer), von solchem Scheitern noch nichts, er erwartet für die nächste Zeit die froheste Erfüllung. Sie war, als er im Juli von neuem schrieb, noch immer nicht gekommen; er theilte Wittgenstein in harten Worten die Schuld zu, gegen sein eignes Werk, die Adoption, schmählich zu intriguiren, und schäumte vor zorniger Ungeduld. „Gibt es etwas Unwürdigeres? darf ich, darf Prinzeß Luise und Elise, selbst der König so das Spielwerk der Intriguen und Kabalen sein?“ In sechs Wochen soll die Lösung erfolgen. „Gott gebe es!“ Noch im Februar 1826 hat Wilhelm die Bitte um die Erlaubniß jener Adoption beim Könige wiederholt. Vergeblich: die Mehrheit der Minister erklärte, die Adoption könne das Blut nicht ersetzen. War es das Gefühl, daß er nun

endlich reine Bahn machen müsse, oder erzwangen äußere Verhältnisse — Heirathsaussichten des jüngeren Prinzen Karl — eine glatte Entscheidung: genug, am 22. Juni 1826 verkündigte Friedrich Wilhelm brieflich dem Sohne sein endgültiges Nein. Er that es, nun da er endlich handelte, im würdigsten Tone des Mitgefühls, der Liebe, die Prinzessin rühmend, den Prinzen hinweisend auf die Pflichten seines Standes. Und dem guten Worte kam gute Antwort. Wilhelm dankte in einem wunderschönen Briefe, der den ganzen schlichten Adel seiner Art spiegelt, in Worten, nicht eben flüssig, aber würdig und wahr, in voller Aussprache seines Schmerzes und doch in männlicher Fassung dem Vater, „unbeschreiblich tief ergriffen" für die reiche Güte seiner Haltung. „Denn Ihre väterliche Liebe war nie größer als in der Art der schweren Entscheidung." „Ich werde Ihr Vertrauen rechtfertigen, und durch Bekämpfung meines tiefen Schmerzes und durch Standhaftigkeit in dem Unabänderlichen in dieser schweren Prüfung bestehen. Gottes Beistand werde ich anrufen. Er verließ mich in so vielen schmerzlichen Augenblicken meines Lebens nicht, Er wird mich auch jetzt nicht verlassen." — „Daß ich dem Könige so gegenüberstehe, nach solchen Ereignissen, halte ich für das größte Glück", wiederholte er Natzmer am 29. Juli. Freilich, die Fassung wurde ihm bitterschwer, das zeigt dieser Freundesbrief auch. „Seine theuersten, ja die höchsten Wünsche" hatte er, nach „so vielen, vielen Jahren" nun doch geopfert; er nahm sich vor, Niemanden anzuklagen und Alles auf Gott zu werfen, der sich der Menschen doch nur als seiner Werkzeuge bedient, aber „der Schmerz der Leere in ihm, der entsetzlich ist" nagte an ihm und er sah mit Grauen in seine Zukunft. — Dann hat ihn „der Strom des Lebens und der Geschäfte" naturgemäß mit fortgerissen. Die Anwesenheit bei der Verlobungsfeier des Prinzen Karl in Weimar, die man ihm auferlegte, empfand er noch als eine schwere und schmerzliche Pflicht (Decbr. 1826). Ihn selbst zwang man 1827 zu vielerlei „Prinzessinnenschau"; bald bereitete sich die Verlobung mit der jüngeren Schwester seiner Weimarer Schwägerin, der jugendlichen Prinzessin Augusta vor (geb. 1811). Nach allerhand Weiterungen ist sie dann im October 1828 vollzogen, im Februar 1829 gefeiert worden; am 11. Juni folgte die Vermählung zu Berlin. Damit war eine neue Persönlichkeit und ein ganz neues Element in Wilhelms Leben eingetreten. Natzmer, der die Feierlichkeiten mitmachte, fand den Prinzen „voller Attention für die Prinzeß". Sein eigenstes Empfinden aber war schwerlich bei ihr. Aus den Jahren 1827 und 1830 finden sich Aeußerungen von ihm, die mit leiser Schwermuth auf die Wunde in seinem Herzen hindeuten; kurz vor der Hochzeit hat er auf den Wunsch seiner Schwiegermutter die Radziwills aufgesucht, um das äußere Verhältniß zu ihnen noch im voraus versöhnend und unbefangen zu regeln: er theilte es der etwas unsicher zu seiner Vermählung gratulirenden Gräfin Bernstorff mit, indem er ihre beiden Hände in großer Bewegung ergriff: „ich werde Elisa wiedersehen; ich gehe nach Antonin". Später hat die Prinzessin Elisa im Hause des prinzlichen Paares verkehrt und ihr Herz hat sich einer neuen Liebe zugewandt, die ihr freilich eine neue, unheilbare Enttäuschung eintrug; da war es eine sonderbare Fügung, daß der Blutsturz, dessen Folgen sie erliegen sollte, sie (1833) bei einer Feier in Prinz Wilhelms Palais traf. Damals indessen lag die gemeinsame Tragödie ihrer Jugend abgeschlossen hinter ihnen beiden.

„Also erzog eine unerforschlich weise Waltung der Nation ihren Helden und lehrte den gehorchen und entsagen, der einst Deutschland beherrschen sollte": so hat H. v. Treitschke die innere Bedeutung dieser Herzensgeschichte zusammengefaßt; er hat dabei an die Jugendkämpfe Friedrichs II. mit seinem Vater erinnert. Gewiß nur im Sinne dieser Erziehung: denn von den tiefen und

großen Gegensätzen die Friedrich Wilhelm I. von seinem Thronfolger trennten, sachlichen wie persönlichen, findet sich in Kaiser Wilhelms I. Erlebnisse nichts. Aber auch er ist mit seinen persönlichen Wünschen an die harten Nothwendigkeiten des Staates angestoßen; er hat sich gefügt, ohne einen Bruch; er sah die Unmöglichkeit ein. Er ist in den heißen Schmerzen und Erregungen dieser sechs Jahre gehärtet worden, aber niemals verhärtet. Im Persönlichen münden sie ihm ein in die Versöhnung mit dem Nothwendigen und in eine vertiefte Hingabe an seinen Vater. Auch im Politischen hat er, der in seinem eigenen Schicksale die Schwächen und Härten der ewig zaudernden Art Friedrich Wilhelms erfahren und tief beklagt hatte, sich gleichzeitig gegen diese Art aufgelehnt; auch da ist er zuletzt dazu gekommen, sich in das System des Vaters im wesentlichen einzufügen: indessen da nicht ohne einen Rest entschieden abweichender Selbständigkeit. Von Sturm und Drang kann man in dieser ruhigen Entwicklung wol nirgends reden: soweit dergleichen in ihm hervortrat, fällt es, auch in politischer Hinsicht, in dieselben Jahre wie sein Herzenskampf: in beiden kommt er etwa gleichzeitig zur Ruhe.

Auffallend wenig scheinen den Prinzen die inneren Verhältnisse zu beschäftigen. Einmal erwähnt er (25. Dec. 1821) die Commission zur Errichtung der Provinzialstände, und er steht ihr mit offner Sympathie gegenüber, von der man allerdings nicht recht sieht, ob sie sich mehr auf die Sache selbst oder auf das Persönliche daran bezieht. Am meisten freut ihn das gute Einvernehmen zwischen dem Könige und dem Kronprinzen, dem Vorsitzenden der Commission. Und doch spricht er sein Bedenken aus, ob eine so vorzeitige öffentliche Festlegung wichtiger Ansichten des Thronfolgers nicht Schaden anrichten könne. Hätten ihm diese ständischen Ideen auch nur entfernt so viel bedeutet wie seinem älteren Bruder, so würde er solche Festlegung nicht bedauert haben. Aber er nimmt zwischen den Strömungen die wir im damaligen Preußen einander bekämpfen sahen, überhaupt nicht ausdrücklich und scharf Partei. Seine persönliche Stellung brachte ihn in Hof und Officiercorps zum Adel in stete enge Berührung; seine Gesammtanschauung wird eine naiv conservative gewesen sein: der eigentlich ständischen Gruppe kann man ihn offenbar nicht zuzählen. Ein Gesinnungsgenosse des Kronprinzen wie Leopold v. Gerlach stand auch dem Prinzen Wilhelm, dessen Adjutant er Jahre lang war, ganz persönlich nahe und selbst in religiösen Dingen konnten sie, zu Gunsten Goßners, gelegentlich zusammengehen; dem Kronprinzen selber ist Wilhelm stets in herzlicher Liebe und Bewunderung zugethan gewesen; in den Nöthen der Radziwill'schen Sache hörte er seinen Rath. Aber mit den Doctrinen des geistreichen Bruders hatte er, nach Allem was man sieht und erschließen muß, nichts zu schaffen, mit den religiösen so wenig wie mit den politischen. Ihm lag „der echt religiöse Sinn auf der weisen Mittelbahn zwischen Freigeisterei und Frömmelei. Traurig nur daß unser Zeitalter diese schöne Mittelstraße nicht wandeln will und sich so gewaltig zu letzterem Extreme neigt" (31. März 1824). Seine nüchterne Natur lehnte die romantische Mystik der Erweckten ab; auch von der ideenlosen Restauration, deren Führer am Hofe sein Oheim Herzog Karl von Mecklenburg war, mochte er nichts wissen. Dem Herzog selber ertheilen seine Briefe manchen Hieb; der „mecklenburger Clique" ist er aber nicht nur persönlich Feind, auch eine politische Beförderung ihres Anhängers Kamptz mißbilligt er.

Der Schlüssel für das Verständniß all seines politischen Denkens vor 1848, und im Grunde für die Erfassung der politischen Triebkraft seines ganzen Lebens, liegt in dem Satze, den er während der Revolution, aus England,

an L. v. Gerlach schrieb: „ich kannte und träumte nur ein selbständiges Preußen, eine Großmacht des europäischen Staatensystems". Daraus habe er seine innerpolitischen Ansichten abgeleitet. So war es in der That. Eben deshalb stand ihm in dieser früheren Zeit, wo er ein verantwortungsfreier Zuschauer war, das Innere überhaupt völlig im Hintergrunde: auf die Machtstellung Preußens kam es ihm an, er blickte nach außen.

Was seine Briefe an politischen Betrachtungen enthalten, bezieht sich beinah immer unmittelbar oder mittelbar auf das Auswärtige. Er hatte es in der Leidens- und in der Kriegeszeit bis 1815 würdigen gelernt und er blieb in europäischer Schulung. 1817 begleitete er seine Schwester Charlotte zu ihrer Vermählung mit dem Großfürsten Nikolaus nach Rußland, lernte in halbjährigem Aufenthalte Hof und Land vielseitig kennen und erfreute zugleich seinen Begleiter Natzmer durch die Würde seines Auftretens. 1822 sah er die Niederlande, im Winter darauf Italien. Die südeuropäischen Revolutionsbewegungen hatten seit 1820 auch seinen Blick auf sich gezogen; wenn er da einmal ein wenig politisirte, so geschah es natürlich in correct-monarchischem Sinne. Indessen, lebhaft beschäftigten ihn diese Vorgänge aus einem andern Grunde: er hoffte auf Krieg. Das blieb Jahre hindurch, während all der langen orientalischen Wirren, die sich so bald an den griechischen Aufstand anschlossen, der Grundton seiner politischen und persönlichen Wünsche. Das Elementare daran war sicherlich seine persönliche, jugendliche Ungeduld, die Ungeduld des jungen Officiers, der sich bethätigen will, und gerade diese Sehnsucht nach einem frischen Waffengange ist das Jugendlichste, das seine Entwicklung aufzeigt. Die Schmerzen seiner Liebesgeschichte verstärkten diesen Drang und als eine „großartige Zerstreuung" sahen wir ihn den gehofften Feldzug herbeisehnen, als er einsam und traurig im Haag saß. Allein dazu gesellte sich von Anfang an ein Zweites, Tieferes: der preußische Stolz. „Gewiß ist uns nichts gefährlicher als ein langer Friede. Man sehe unseren politischen Standpunkt an: unsere körperliche Schwäche ist erschreckend, wenn man die Nachbarstaaten dagegen betrachtet. Wir müssen dieser Schwäche also durch intellectuelle Kräfte zu Hülfe kommen und diese müssen vornehmlich in dem Heere geweckt und erhalten werden. Daher wäre der Krieg ein sehr erwünschtes und passendes Mittel, sie aufzufrischen" (an Natzmer 25. Dec. 1821). Im Februar 1824 fand er Alles nur immer schlimmer geworden „und das deshalb, weil man, wie in meiner Privatangelegenheit — aus Mangel an Energie zu keinen Entschließungen und kräftigen Maßregeln kommt! Gott weiß, wie das noch endigt!" Und am 31. März 1824 klagte er über „unseren Rückschritt in allen Staatsverhältnissen". „Was die äußere Lage unseres Staats betrifft, so muß ich leider ganz Ihrer Ansicht beitreten: hätte die Nation Anno 1813 gewußt, daß nach 11 Jahren von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wol Alles aufgeopfert solchen Resultates halber? — — Die einzige Aufstellung jener Frage verpflichtet auf das heiligste, einem Volke von 11 Millionen den Platz zu erhalten und zu vergewissern, den es durch Aufopferungen erlangte, die weder früher noch später gesehen wurden noch werden gesehen werden. Aber hieran will man nicht mehr denken, im Gegentheil, man muß hören, daß es lächerlich sei, mit 11 Millionen eine Rolle zwischen Nationen von 40 Millionen spielen zu wollen! Man vergißt aber dabei, daß 3 Millionen jene Ereignisse begründeten .... Und was damals bei 3 Millionen der Enthusiasmus that, muß jetzt bei 11 Millionen die geweckte und beförderte Intelligenz thun. — Auch Alliirte wird in bedrängten Fällen

eine Nation nicht mehr finden, die freiwillig ihren Rang aufgibt". Und diesen großen Sätzen schließt sich, kurz darnach, im Vorblick auf die Herbstrevue bei Leuthen, der Ausruf an: „möchte doch der classische Boden alle Geister, vor allem die schwachen beleben!" Das war es: Prinz Wilhelm wurzelte im Boden Friedrichs II. Nur mit offenem Widerwillen ertrug er die Selbstunterordnung Preußens unter Oesterreich. Man darf es wol sagen: in der Nähe des Thrones war er, mehr als der Vater, unendlich mehr als der Bruder, die wahre Verkörperung des preußischen Bewußtseins, des preußischen Großmachttriebes. Deshalb stieß er sich an der Frömmelei des Zeitalters, deshalb sah er so sorgenvoll auf die Stockung im Heerwesen; hinter keinem, auch nicht hinter dem befreundeten Rußland, sollte sein Land und dessen Armee auch nur äußerlich zurückstehn (3. April 1823). Er will Preußens Macht gewahrt sehen und deshalb Preußens innere Lebendigkeit. In jenen Briefen von 1821 und 1824, mit ihrem Jugendfeuer und ihrem schwungvollen Ernst, mit ihrer Schätzung der lebendigen Kraft, ihrer Würdigung der sittlichen Gewalten ist ein gut Stück von dem Geiste des Jahres 1813, auf das er sich beruft; da ist er rückhaltlos oppositionell wie die Vertreter der Reformzeit, und reicht er ihnen bewußt die Hand. Nur daß bei ihm das letzte Ziel doch immer die Macht bleibt: nicht die innere Weiterbildung des Staates, seine Durchdringung mit einem Ideale, sondern — auch jetzt, wo es keinen Todfeind abzuschütteln galt — seine Bethätigung innerhalb der großen Welt.

Auf diesem Wege ist er verharrt; insofern bleiben die Gesinnungen, die er sich damals erkämpft hat, sein dauerndes Eigenthum. Jener Klang jugendlicher Opposition aber wurde schwächer, indem er selbst älter wurde: die zweite Hälfte der 1820er Jahre, in der sein persönliches Schicksal sich setzte, scheint auch dafür die Zeit des Umschwunges gewesen zu sein. Er wurde nach dem Tode Alexanders I., dem er einen bewegten Nachruf schrieb, Anfang 1826 nach Petersburg geschickt. Die Luft war noch voll von der Schwüle des Dekabristenaufstandes; Prinz Wilhelm empfing starke Eindrücke davon und zeigte sich seinem Begleiter Leop. Gerlach geneigter, auch für Deutschland an Verschwörungen zu glauben, als dieser guthieß. Seinem Vater hat er damals eine Fülle von Berichten geschickt, die man wol kennen möchte; dem glänzenden russischen Schwager, dem neuen Kaiser Nikolaus, der auch die europäischen Verhältnisse mit ihm besprach, schloß er sich in warmer Bewunderung an. Schon im Winter 1827/28 weilte er wieder bei ihm, diesmal mit dem gewichtigen Auftrage, den Argwohn Rußlands gegen die unabhängig sich zwischen den beiden östlichen Kaisermächten haltende preußische Politik zu bekämpfen; er kam, vom Minister Bernstorff sorgfältig unterrichtet, vom Gesandten Schöler dauernd berathen, und er trug wirklich erfolgreich dazu bei, jenes Mißtrauen zu zerstreuen: um so erfolgreicher allerdings gerade deshalb, weil er selber mit dem Herzen russisch war, ein Gegner so der Türkei wie zumal Oesterreichs, eifrig wenngleich vergeblich bestrebt, seinen Vater zu kräftigen, womöglich kriegerischen Thaten ganz auf die Seite des Zaren herüberzuziehn. Immerhin durfte er sich in bedeutsamen eigenen Verhandlungen erproben; gar zu gern wäre dann wenigstens er selbst mit den Russen gegen die Türken ins Feld gezogen, aber auch das erlaubte der König ihm nicht, er schickte ihn vielmehr im September nach Wien, um dort, halb wider Willen, im Sinne der Vermittlung weiterzuwirken. 1829 holte der Prinz, wieder von Bernstorff zuvor instruirt, Nikolaus ein, als dieser zu Wilhelms eigener Hochzeit nach Berlin kam, und hat ihn dann 1832, 34 und 35 von neuem besucht. Er erscheint in all diesen Jahren auch in seinen politischen Grundsätzen gewissermaßen russischer, positiver geworden. Als die Julirevolution von 1830 die euro-

päische Lage von neuem spannte, war Wilhelm kriegerisch wie nach den Revolutionen von 1820: aber die Form und auch das Motiv seines Wunsches hat sich den ersten 20er Jahren gegenüber verändert. Er ist jetzt vor allem Legitimist geworden, den jugendlichen Thatendrang und die frische Unzufriedenheit mit der Leblosigkeit des preußischen Staates hat ein starkes, aber gehaltenes, ganz fürstliches Bewußtsein verdrängt.

Freilich hatte der neue französische Stoß die Verhältnisse Europas sehr wesentlich verwandelt. Die Zeit der Restauration war seit 1830 für den Erdtheil zu Ende; überall, in Italien, Belgien, Polen, in Deutschland selber fand die Revolution willige Nachfolge und Wiederholung, überall erhoben sich die liberalen Ideen zu erfrischter Wirksamkeit, und in Frankreich, England und Belgien brach, nach den Hindernissen der letzten Jahrzehnte, die Epoche des Bürgerthums unwiderstehlich und dauernd herein. Der Mittelstand ergriff die politische Macht, gestaltete, erfüllte, beherrschte die neuen Constitutionen, nutzte wirthschaftlich die errungene Gewalt. Auch in Deutschland hob sich in den 30er Jahren, vom Zollvereine allmählich gestützt und immer weiter gesteigert, Wohlstand und Selbstbewußtsein des Bürgerthums und die von neuem eifrig einsetzende Reaction vermochte weder diese Entwicklung noch die Kritik zu hemmen, die sich überall ausbreitete und in sich selber, kämpfend, verschärfte. Preußen freilich blieb unter seinem alten Könige das alte: nur allmählich bereiteten sich auch hier, zumal an den beiden Enden der Monarchie, neue Ansprüche vor. Ueber Europa hin aber sorgte das Zusammengehen der liberalen Westmächte, des orleanistischen Frankreichs mit dem whigistischen England, für eine gründliche stetige Erschütterung des alten, von Metternich so kunstvoll und fein durch alle Nöthe hindurch gewahrten Systems. Der Krieg drohte am Beginn und wieder am Ende des vierten Jahrzehnts, zum guten Theile Preußen verhinderte ihn. Aber auch Preußen wurde, wie friedlich und conservativ es sich immer hielt, in die weiter und unruhiger gewordenen, großen Gegensätze hineingezogen.

Man spürt in dem Briefwechsel eines preußischen Officiers wie Natzmer recht deutlich, wie aufregend das unheimliche Aufflammen der internationalen Revolution in West und Ost und Süd und an so verschiedenen Stellen des eigenen, deutschen Vaterlandes auf die Menschen wirken mußte, und wie den Kämpfern von 1806 und 1813, bei einer so mächtigen Wiedererhebung des alten Gegners, die Hand von selber an den Degen fuhr. Im preußischen Heere war der Stolz auf die eigene Kraft und die Kriegslust groß; Jahre lang stellten die französischen und die niederländischen Bewegungen ihr die lockendste Aussicht. Auch Natzmer, der alte Freund der Reformpartei, der doch kein ultraconservativer Durchgänger war, war kriegerisch. Auch Prinz Wilhelm, wie gesagt, war es; Ende 1832 entwarf er wieder Pläne für die Heerführung, und am 1. April 1833 schüttete er dem Freunde über die Politik sein Herz aus. Den Gang, den sie seit drei Jahren geht, kann er nicht loben. Der Friede ist bestehen geblieben „und wie ich glaube nicht zum Heile der Menschheit". — So ist bei ihm, wenigstens seinem Bewußtsein nach, an die Stelle des preußischen Ehrgeizes vorerst die internationale Parteigesinnung getreten. — „Die Irrlehren, die man durch Erhaltung des Friedens in den Augen der Menge sanctionirt, dürften leichter verderblich für die Völker werden, als ein Krieg zur Bekämpfung derselben. Und doch wird es zum Kampf kommen". Nur wird er um so blutiger werden, je sicherer sich Frankreich rüstet, je weiter sich die Irrlehren ausbreiten. Hat man doch beispielloserweise die Revolution dieses Mal geradeswegs anerkannt! 1834 beklagte er achselzuckend, daß, wie die Dinge in England liegen, „die monströse Politik

Europas wol eine Zeit lang so fort dauern“ werde. Als Friedrich Wilhelm III. 1837 dem Herzog von Orleans eine mecklenburgische Fürstentochter zur Braut werben half, widersprach sein Sohn in einem Schreiben an die Großherzogin von Mecklenburg auf das heftigste: der Gedanke eines Ehebundes zwischen dem Hause des Usurpators und einem der „anderen, ehrenvoll und rein dastehenden Fürstenhäuser“, „bekümmert ihn in jeder Hinsicht sehr, sehr tief“. Um so vollständiger schloß er sich jetzt seines Vaters österreichischer Politik an. Nach dem Tode des Kaisers Franz schickte ihn Friedrich Wilhelm 1835 nach Wien, um dort durch das sichtbare Eintreten Preußens die schwierige Lage der drei Minister zu festigen, die für den schwachsinnigen, aber legitimen Nachfolger Ferdinand die thatsächliche Regierung übernahmen: selbst wenn ein solcher Herr Kaiser ist, bleibt Preußen ihm getreu und halten die alten Monarchien zusammen. Der Prinz freute sich der Mission, der Dankbarkeit Metternichs, der Sicherung des Kaiserstaates; sein Vater hat sich hier bewiesen als „der letzte der drei hohen Männer, die Europa retteten“.

Man sieht den Prinzen als den Träger wichtiger politischer Sendungen, als Mann behandelt, selber über die Jahre unruhigerer Bewegung hinaus, in seiner Anschauung vielleicht verengert, aber zugleich befestigt und gereift. Auch auf dem Felde seines eigentlichen Berufes, des militärischen, war er damals in die Zeiten der Reife eingerückt. Er blieb bis 1840 und darüber hinaus commandirender General und durfte als solcher und als Prinz seine Ansicht selbständig geltend machen; so erhob er mit Erfolg 1832 Einspruch gegen die Verkürzung der Dienstzeit, 1835 gegen eine Schmälerung der Befugnisse der Corpscommandeure. Er freute sich der Leistungen seiner Brandenburger und freute sich, sie vom Könige anerkannt zu sehen. Als 1837 durch den Tod des Herzogs Karl die Garde frei wurde, erhielt Wilhelm erst in Stellvertretung, dann dauernd die Führung dieses vornehmsten Armeecorps, daneben wurde ihm wie dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich 1838 und 1839 eine Armeeinspection übertragen: seine Ausbildung wurde hier, wie gleichzeitig in der europäischen Politik, noch unter seinem Vater auf den Gipfel geführt: hier wie dort lernte er die weiten Verhältnisse überschauen und handhaben, und hier ganz gewiß wurde er zum Meister: auf ihm, so hatte es Witzleben ausgesprochen, ruhten die künftigen Hoffnungen der Armee. Als ihr ein neues Dienstreglement gegeben werden sollte, war er (Winter 1837) wieder der Leiter der dafür geschaffenen Commission. Aus der immerhin gleichmäßigen Ruhe dieser militärischen Friedenswirksamkeit weist, soviel wir sehen können, nur eins in eine Zukunft hinaus, in welcher der getreueste Sohn Friedrich Wilhelms III. etwas Eigenes und Neues begründen sollte: jene Verhandlung über die Länge der Dienstzeit in den Jahren 1832 und 33. Die andauernde Geldklemme, in die der König sich durch die Lage seines Landes und mehr noch durch sein Versprechen von 1820, ohne Reichsstände keinerlei neue Anleihen aufzunehmen, versetzt sah, machte sich dem Heere schmerzlich fühlbar. Als 1830 die Mobilmachung nothwendig wurde, merkte man erst, wie viel aus Sparsamkeit versäumt worden war, und mußte nun plötzlich doppelte Ausgaben tragen. Aber zu einer ebenmäßigen Einziehung und Ausbildung aller Wehrpflichtigen fehlten auch künftig die Mittel. Man hatte sich durch eine ganz oberflächliche, kurze Einübung eines Teiles der Rekruten in der Landwehr zu helfen gesucht und damit eine völlig unzuverlässige Truppe geschaffen. Wollte man jetzt ohne erhöhte Kosten größere Zahlen und gleichmäßigere Dienstzeit vereinigen, so mußte an die Herabsetzung der Dienstzeit überhaupt gedacht werden. Ein künstliches Verfahren wurde entworfen, nach welchem die Durchschnittspflicht sich auf 16 Monate ermäßigen sollte. Gegen „dies heillose Project“ erhob,

seit dem October 1832, Prinz Wilhelm, ebenso wie seine Brüder, die schwersten Bedenken. Die Nothwendigkeit des Sparens mußte er zugeben; er suchte allerlei Auswege; schließlich wurde nach seinem Rathe wie dem der besten unter den übrigen Generälen (Oct. 1833) der Versuch gemacht, mit einer zweijährigen Dienstzeit auszukommen. Die Zahl der Mannschaften in der Linie wurde erhöht, ohne daß das Heeresbudget wuchs. Wilhelm hatte in diesem Kampfe mit General Boyen vereint gefochten, der aus dem Dunkel hervorgetreten war, um den König vor schwerer Schädigung des Heeres zu warnen, und war „sehr glücklich" gewesen, als sein Vater den alten Träger der Reform gnädig aufnahm und mit Vorschlägen beauftragte. Gleichzeitig sprach der Prinz seine helle Empörung über einen Angriff aus, den Schön gegen das Andenken Scharnhorsts gerichtet hatte. Er fühlte sich also mit den Schöpfern des neuen Wehrsystems zu dessen Vertheidigung innerlichst verbunden. Und doch wich er im Grunde weit von Boyen ab. Die Landwehr erregte seine ernsthafte Sorge, über jenen neuen Mißbrauch ihrer Ueberlastung durch kurzeingeübte Rekruten weit hinaus. Er wollte auf dem Wege von 1819 weiterschreitend die in sich allzu lockere Landwehr enger an die Linie heran-, in deren festeres Gefüge hineinziehen; er dachte an Führung der Landwehrbataillone durch Linienofficiere und an zeitweise Versetzung der aus den Einjährig-Freiwilligen hervorgegangenen, ungeübten Landwehrofficiere zur Linie. Das war für Boyen eine Entwürdigung der Landwehr, die er ja eben von allem Berufssoldatenthum unbedingt reinhalten wollte. Der Prinz hielt seine Ansicht fest: die Ansicht des realistischen, über die Theorien auch seiner Meister ruhig hinweggehenden, von der sachlichen Nothwendigkeit, von dem Vorrange der festen Organisation und der strammen Zucht ganz durchdrungenen Officiers. Er wurde so der höchstgestellte Führer des jüngeren Geschlechts, auf dessen starken Gegensatz gegen die Idealisten von 1807 früher hingewiesen worden ist. Und andererseits, auch in die zweijährige Dienstzeit vermochte er nur gezwungen und vorläufig einzuwilligen: er sprach die Ueberzeugung aus, zur wahren Erziehung des Soldaten bedürfe es mindestens dreier Jahre. In beiderlei Hinsicht hatte der 35jährige das Programm seiner späteren entscheidenden Lebensarbeit aufgestellt.

Noch aber stand er unter dem Zeichen Friedrich Wilhelms III. Es war ihm gegönnt, in ruhigen Bahnen fortzuschreiten, seine Persönlichkeit allgemach zu vollenden, sich wohlthätig auszuwachsen. Er war stärker und lebensvoller als sein Vater je gewesen war; aber er athmete, kleinen Widersprüchen zum Trotze, im ganzen doch völlig dessen Luft. Mit dem Kirchenstreite zwar war er unzufrieden, der Friedrich Wilhelms letzte Jahre erfüllte: man hat die Revolution nicht bekriegt, nun wird man doch nicht der Religion halber, um den Papst zu stürzen, zu den Waffen greifen wollen? (18. April 1838). Aber wie Wilhelms politischer Legitimismus der Gesinnung des Königs im Grunde so nahe stand, so deckt sich die religiöse Anschauung, derenthalben er sich hier empört, ganz mit der rationalistisch-staatlichen, die jenen beherrschte. „Religionskriege würden uns völlig ins Mittelalter versetzen, weil der Fanatismus unausbleiblich sein würde und mit ihm alle damaligen Greuel! Leider giebt es Personen, die dies wohl möchten, und das sind unsere Frömmler à la tête und warum? Weil sie sich gern an die Spitze der evangelischen Kirche und somit auch über die Gouvernements stellen möchten. Von diesen Leuten droht uns stets Gefahr." Wie ganz anders waren die Gefühle, aus denen heraus der Kronprinz dieser Kirchenpolitik widersprach! Prinz Wilhelm aber trat, in charakteristischem Einvernehmen mit dem Vater, im Mai 1840 dem Frei-

maurer-Orden bei, dem seit Friedrich II. alle hohenzollerischen Herrscher angehört hatten und den sein Bruder verwarf.

Wilhelm blieb altpreußisch, hierin wie in allem; und ganz altpreußisch war es ja, daß die Keime späterer Weiterbildung über die Kreise Friedrich Wilhelms III. hinaus, die wir in dem Prinzen festgestellt haben, gerade im Boden des Machtbewußtseins und im Boden des Heerwesens ihre Wurzeln hatten. Daneben war freilich etwas ganz Andersartiges und Fremdartiges seinem Leben angefügt worden: die weimarische Prinzessin, die seit 1829 seine Gemahlin war, die hochstrebende, lebhaft und warm empfindende Schülerin der classischen und der romantischen Bildung; eine Ehe, die gleichsam die zeitgeschichtliche Vereinigung des alten Preußenthums mit den neuen Trieben der außerpreußischen deutschen Geisteswelt zu symbolisiren scheint. Was diese Ehe dem Prinzen Wilhelm bedeutet hat, wage ich nicht zu bestimmen; aus tiefer Liebe war sie, nach allem was man vermuthen muß, nicht hervorgegangen und zu einer tiefen innerlichen Durchdringung der beiden Charaktere und ihres besonderen Gefühls- und Gedankeninhaltes hat sie wol nicht geführt. Einflußlos blieb sie dennoch keineswegs. Sie brachte den Prinzen mit manchem in Berührung, was ihm fern gelegen hatte; sie bildete ihn schwerlich um, aber gab ihm gewiß eine heilsame und fruchtbare Ergänzung. Jetzt (1835) ließ er sich durch Langhans sein Haus unter den Linden zu Berlin, das „Tauenziensche“, zu dem Palais umbauen, das seitdem ein halbes Jahrhundert lang sein Wohnsitz bleiben und für die Nachwelt, in seiner vornehmen Schlichtheit, mit der Fülle seiner Erinnerungen, zum besten Abbilde seines Wesens werden sollte. Seine Gemahlin war an dem Werke lebhaft betheiligt: „die Prinzessin zeichnet selbst in die Risse“, erfuhr Natzmer durch einen Correspondenten am Hofe; der Prinz aber rühmte einem alten Erzieher gegenüber an seinem Palais besonders, „daß zu demselben alles im Inlande gefertigt ist“, das müsse ihm in jedes Preußen Auge einen doppelten Werth geben. Unmittelbarer noch als hier hat sich Kunstsinn und Persönlichkeit der Prinzessin Augusta wohl in dem Schlosse bethätigt, das im gleichen Jahre auf dem Babelsberge bei Potsdam erwuchs, von Schinkel selber in den Formen englischer Gothik errichtet. Hier bildeten sich, über den Havelseen, inmitten eines neu geschaffenen Parkes, in einer ganz und gar brandenburgischen Umgebung die beiden Gatten ihre eigne Welt; aber die Zimmer der Fürstin sind angefüllt mit Zeugnissen des romantischen Empfindens, die ihres Gemahls tragen vor allem den Stempel einer ehrwürdigen Einfachheit, den echten Stempel des Preußens der 20er und 30er Jahre — den Charakter bewahrte ihr Herr ihnen, auch als später das Schloß größer und reicher ward. In diesen zwei Wohnungen war fortan seine wahre Heimath. Am 18. October 1831 war ihm der Sohn, Prinz Friedrich Wilhelm, geboren worden, 1838 folgte eine Tochter, Luise, nach: beide Namen vom Elternpaare des Vaters genommen. Auf ihm und diesem Sohne ruhte die Nachfolge der preußischen Krone, seit die Kinderlosigkeit des Kronprinzen sicher geworden war. Das gab dem Dasein Wilhelms einen größeren Werth, und der Familienkreis, der sich ihm gebildet hatte, schloß es fester zusammen. Die volle Manneszeit war erreicht. Und alle entscheidenden Züge seines Wesens waren sichtbar: der Officier, der Anhänger des patriarchalisch-militärischen Königthums, der Freund der Ostmächte, der einfach aber entschlossen conservative Mann; der Mann der Arbeit, der Treue, der Schlichtheit des Empfindens und des Auftretens; zuverlässig, klar, kräftig, aber in dem herrschenden Systeme fast völlig aufgehend, viel mehr jedenfalls als in der ersten Hälfte des vorhergehenden Jahrzehntes. Er war ein Vierziger und eigentlich ganz fertig; der menschlichen Regel nach mochte ihm bestimmt sein, so zu bleiben

wie er war, auch wenn — das ahnte man allerseits — die preußische Welt sich mit dem Tode des alten Königs mannigfach wandeln mußte. Man hätte damals erwarten können, daß er auch in einer neuen Zeit seinen Weg finden und ihr gerecht werden würde; daß sie ihn selber in seinen Ansichten und Zielen umgestalten, daß er gar berufen sein könnte, sie zu leiten — das sicherlich nicht.

Der Prinz stand seinem Vater liebevoll zur Seite, als es mit Friedrich Wilhelm III. zur Rüste ging. Am 7. Juni 1840 starb der König. Das Gardecorps des Prinzen Wilhelm war es, das ihm, nach seinem Willen, das letzte Geleit zu geben hatte. Dann aber legten sich dem Prinzen neue Pflichten und Lasten auf die Schultern: er war jetzt Thronfolger, der neue König begrüßte ihn als Prinzen von Preußen.

---

3. 1840—1857.

Friedrich Wilhelm IV. räumte seinem Bruder eine Stellung ein, wie er selber als Kronprinz sie bisher eingenommen hatte: er gab ihm den Vorsitz im Staatsministerium und im Staatsrathe, bald auch die Statthalterschaft in Pommern, und während seiner eigenen Auslandsreisen mehrere Male die allgemeine Vertretung des Königs. Das waren durchaus neue Aufgaben. Die alten blieben: der erste Soldat Preußens mußte der Prinz unter diesem unsoldatischen Herrscher vollends sein, mit dem an die Spitze des Kriegsministeriums zurückberufenen Boyen zusammen war er — seit 1840 General der Infanterie — der erste militärische Berather oder Vertreter der Krone. Das Gardecorps behielt er bis 1848. Gleich anfangs schien sich seine alte Sehnsucht eines Krieges mit Frankreich erfüllen zu sollen: die nationale Begeisterung, die das aus den orientalischen Wirren hervorgestiegene Zerwürfniß mit Thiers und Ludwig Philipp in Deutschland überall entzündet hatte, ergriff auch ihn, er schrieb sich Beckers Rheinlied ab und redete kriegerisch zu seinen Officieren. Der Krieg brach nicht aus; die Reformen im Bundesheerwesen, die man unter dem Antriebe der westlichen Gefahr wieder betrieben hatte, mißlangen dieses Mal wie alle Male; es war ein Nachklang dieser Ereignisse, daß der Prinz von Preußen im J. 1841 als Bundesinspecteur die österreichischen Truppen musterte. Dann aber traten die inneren preußischen Angelegenheiten ganz in den Vordergrund und hier erwies sich bald, daß wol die Bedeutsamkeit seiner Stellung gestiegen war, unendlich höher aber ihre Schwierigkeit.

Deutlich hob sich der Charakter der 40er Jahre von dem Vorhergegangenen ab. Alles was bisher sich vorbereitet hatte — für Preußen wenigstens im Stillen sich vorbereitet hatte — brach jetzt an das Licht: die nationale Bewegung auf Kraft und Einheit, durch jenen Kriegslärm von 1840 gewaltig angeregt; die liberale auf Freiheit und Verfassung, getragen von dem jetzt allerorts auch in Deutschland bei erweitertem und beflügeltem Verkehre und Betriebe reich aufblühenden und eifersüchtig empordrängenden Bürgerthume, geleitet durch dessen wirthschaftliche und sociale Bedürfnisse und durch die politische Doktrin, die sich im Westen Europas ausgebildet, mit dem deutschen Denken längst innig berührt hatte und jetzt in Deutschland mit allem Anspruche unfehlbaren Rechtes und praktischer Geltung gebieterisch hervortrat. Nationale Einheit und bürgerlich repräsentative Verfassung vermählten sich miteinander; die nachhaltige Kraft ihrer Forderungen ruhte auf dem breiten Grunde jener inzwischen vollzogenen socialen Neubildung; unmittelbar wirksam wurde diese Kraft durch den heißen Glauben an die Lehre, das Ideal. Ihm gegenüber

hielt sich der Widerstand des ostdeutschen Adels und der des alten absolutistischen Systemes aufrecht, auch sie beide materielles Interesse und feste Doctrin auf das engste verbindend. Ueberall rückten in dem neuen Jahrzehnt, inmitten der bürgerlicher gewordenen Welt, inmitten der Entfaltung der Eisenbahnen, des Zollvereins, der neuen Industrie, die realistischen Bestrebungen siegreich vorwärts, in Litteratur und Politik; das Zeitalter der großen Philosophie und der großen Dichtung, des allgemeinen idealistischen Denkens wich sichtbar zurück. Indessen, die Träger der neuen Zeit waren doch noch alle die Schüler der alten; auch ihr Denken, insbesondere auf politischem Boden, war ganz durchsetzt von der Theorie und ihr Handeln allzu oft von ihr gelenkt. Erst ganz allmählich sollte der neue Geist, durch bittere Erfahrungen erzogen, seinen Weg vollenden, sich selber reinigen und steigern, die Wirklichkeit und Möglichkeit bescheiden erkennen und thatkräftig ergreifen lernen. In den ersten Jahren Friedrich Wilhelms IV. prallten die Gewalten und Gedanken von rechts und links noch maßlos und wirr aufeinander; die Führung — das allein war bereits ganz erkennbar — gehörte dem modernen Zuge, dem nationalen und liberalen, zu.

Das ist die eine Macht, mit der auch der Prinz von Preußen nun innerlich und bald äußerlich abrechnen mußte, um dann sein Lebelang von den Fragen und Aufgaben, die sie stellte, nie wieder losgelassen zu werden. Die andere wurde, auf beinahe zwei Jahrzehnte, für ihn noch unmittelbarer als für die deutsche Entwicklung im ganzen, die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. Die Bahnen des alten Königs werden verlassen, sein Nachfolger will die Wünsche der Zeit erfüllen, nicht so, wie sie selber, sondern so, wie er sie versteht, ein Fürst von starkem Herrscherbewußtsein, von unbedingter Treue gegen sein oberstes Princip; durchdrungen von der romantischen, christlichen, ständischen Idee, entschlossen, ihr, aber auch nur ihr alle Ueberlieferungen Altpreußens zu opfern; dabei liebenswürdig, hochsinnig, geistvoll, glänzend, willkürlich, bei aller Festigkeit des leitenden Ideales im einzelnen ein Spielball der Stimmung, der widersprechenden Gefühle; eine Natur von ergreifendem Schwunge und bestrickendem Reiz, aber von Hause aus das genaue Gegentheil des Staatsmannes; verurtheilt zu der tiefen Tragik, gegen die Geschichte und Eigenart seines festgefügten modernen Staates und gegen die Ansprüche der sich ringsum entwickelnden socialen und politischen Gewalten zäh und vergeblich anzukämpfen, bis die Mächte der Zeit ihn überwältigen, niederwerfen, ihm die eigensinnig festgehaltene Führung aus den Händen reißen, ihn nöthigen, fortan das Gegentheil seiner Grundsätze durchzuführen und sich, trotz scheinbarer Erfolge, in stillem, aussichtslosem Widerstande gegen das Neugeschaffene und Unvermeidliche innerlich zu verzehren.

Neben ihn, den Künstler und den Dogmatiker, sieht sich sein Bruder gestellt, der Praktiker und Soldat; dem unruhigen Neuerungstriebe des Einen setzt sich der Conservatismus des Anderen, dem springenden, wechselvollen Eigenwillen und der verborgenen, unbelehrbaren Zähigkeit der gesunde Verstand, der Sinn für das Mögliche und Nothwendige entgegen. Sie standen sich herzlich so nahe wie zwei Brüder es nur vermögen, und der Jüngere ganz besonders bewunderte den sprühenden Reichthum des Aelteren mit selbstloser Hingabe und einer geradezu ungerechten Bescheidenheit. Dennoch brachte beinahe die erste Stunde Abweichung auf Abweichung: nicht minder schwer als der Geist der veränderten Zeit war dem Zöglinge Friedrich Wilhelms III. der Geist der genialen Unberechenbarkeit und der Ruhelosigkeit zu ertragen, der fortan vom Throne her alle Verhältnisse erst vollends zu verwirren unternahm, da er sie souverän entwirren zu können glaubte, und in dem Wilhelm

doch die Autorität seines Königs zu ehren, die Vollgewalt seines Königs anzuerkennen gezwungen blieb.

Am einigsten waren sie von vornherein in demjenigen, was sie später am schwersten entzweien sollte, in der auswärtigen Politik. Wilhelm blieb gut ostmächtlich gesinnt, und das war die preußische Regierung in den 40er Jahren im wesentlichen auch; an den englischen Neigungen, die sein Bruder damit verbinden zu können glaubte, scheint er keinen Anstoß genommen zu haben. Er selber hat in dieser Zeit sowohl Rußland (1841, 1846) als England (1844) besucht und auch dieses, nach seines Führers Bunsen Eindrucke, liebgewonnen und in seiner Eigenart schätzen gelernt. Bunsen, der Vertraute des Königs, bewunderte in einem politischen Gespräche die Klarheit und Haltung des Prinzen. „Er ist ganz der Vater: ein durchaus edler, ritterlicher brandenburger Fürst, von dem Hause, welches Preußen geschaffen" (10. April 1844). Königin Victoria fand ihn ebenso: ruhig, mild, freimüthig, er würde ein stetigerer Herrscher sein als es sein Bruder sei. „Er genießt ein allgemeines Vertrauen und eine größere Popularität als sein königl. Herr Bruder", urtheilte auch General Natzmer im Februar 1845 in einem schriftlichen Selbstgespräche. Zugleich fügte er hinzu, der Prinz sei, wie bekannt, der Führer der conservativen Partei: eben damals zu Friedrich Wilhelm im hellsten Widerspruche. Beinahe auf allen Gebieten hatte sich dieser bereits ausgedrückt.

Unbefriedigt blieb Wilhelm schon im Militärischen. Er arbeitete mit Boyen in vielem zusammen und ehrte den alten Minister hoch. Unter seinem Vorsitz tagte und beschloß (1841—42) eine Commission über Veränderungen in der Cavallerie; die kräftigen Neuerungen Wrangels freilich nahm der Prinz offenbar mit Mißtrauen hin. Damals und später (1841—47) war er an der Neuregelung des Infanterie-Exercierreglements entscheidend betheiligt; auch sonst sah er mancherlei Heilsames geschehen. Aber in der Hauptsache bestanden seine alten Sorgen fort. Noch immer hielt man die zweijährige Dienstzeit und die allzugroße Selbständigkeit der Landwehr; der Prinz fand, daß die öffentliche Meinung diese auf das einseitigste der Linie gegenüber überschätze, und daß sie dazu gelangen könnte, die Landwehr ganz zu verderben (Dec. 1846). Er wünschte auch jetzt, die Landwehr vielmehr enger an die Linie heranzuziehen und brachte 1847 den Antrag ein, an die Spitze der Landwehrcompagnien Berufsofficiere zu stellen. Nichts konnte Boyens innersten Ueberzeugungen stärker zuwiderlaufen, er lehnte den Antrag unwillig ab. Der Prinz von Preußen aber, vom Doctrinarismus der alten Schule von neuem zurückgewiesen, behielt seine Gedanken der Zukunft vor. Friedrich Wilhelm IV. war ohnehin nicht der Mann, eine kostspielige Reorganisation des Heeres durchzuführen.

Weit sichtbarer war die Abweichung auf dem bürgerlichen Gebiete. Unter den Gesetzen, durch welche der König sein christlich-ständisches Ideal zu fördern hoffte, fanden gerade die wichtigsten die Billigung seines Bruders nicht. Das strenge Ehescheidungsgesetz (1843) erschien ihm unpraktisch und gefährlich; das Adelsgesetz, das die preußische Aristokratie nach englischem Muster neugestalten sollte, verwarf er (1846); die Personalveränderungen in den Ministerien beklagte er (1844). Sowol das Verfahren des Königs war ihm unverständlich als dessen Rathgeber unsympathisch: der König erkennt an, daß das Ehegesetz zu viel enthält und den Magen des Volkes für jetzt überlädt — und doch bringt er das Gesetz ein und reizt dadurch auf. Weshalb aber? „weil die Frömmler ihm immer predigen, der Magen des Volkes müsse verdauen, was man ihm bietet! Eine vortreffliche, aber naive Heilsmethode, zu deren Fahne

ich nicht schwöre!" (an Natzmer 4. April 1843). Der ganze Unterschied der Naturen und der Ansichten prägt sich in dieser Kritik aus.

Das Arge war, daß dieser Unterschied auch in der eigentlichen Hauptfrage der ersten Zeiten Friedrich Wilhelms IV. wirksam werden mußte, in der Verfassungsfrage. Es ist bekannt, Friedrich Wilhelm wollte eine Verfassung geben, die seinem ständischen Ideale entspräche: keine formalistisch gleichmachende, liberale, sondern eine auf die Provinzialstände, und sonach auf die Geburts- und Berufsstände, auf die natürlichen Unterschiede begründete Verfassung; nicht eine also, die zu machen wäre, sondern eine solche, die nur der Ausdruck der ewigen Gliederungen des Volkes sein sollte, wie seine Doctrin sie ihn schauen ließ. Und er wollte sie aufbauen in künstlicher Harmonie, ein vielgliedriges System von provinzialen und allgemeinen Versammlungen, den Ständen frei gewährend soviel ihm beliebte, wann es ihm beliebte und wie es ihm beliebte, ungedrängt, ungezwungen, aus königlicher Hand spendend, immer der Geber und der Herr. Er wich dabei vor Einwänden immer von neuem zurück, aber immer nur auf eine Weile. So versäumte er die günstigen Stunden wieder und wieder, gewährte schließlich erst, als die Forderung längst laut und lauter geworden war, und gewährte dann doch stets nur das, was seinem Systeme gemäß war — alle durch sein Andeuten, Zaudern, Versagen und Bewilligen reizend und erregend, keinen am Ende wirklich befriedigend; in dieser achtjährigen höchstpersönlichen Politik ein Vorarbeiter der Revolution wie kein anderer sonst.

In dem Wandel seiner Haltung dieser königlichen Politik gegenüber vollzieht sich die eigentliche politische Entwicklung des Prinzen von Preußen zwischen 1840 und 48.

Friedrich Wilhelm III. hatte 1820 die Aufnahme neuer Staatsschulden an Reichsstände gebunden; sein politisches Testament von 1838 beschränkte deren Berufung auf jenen einen Fall und setzte die Stände selber so zusammen, daß sie vollkommen ohnmächtig bleiben mußten, band ferner jede Aenderung der ständischen Verfassung an die Einwilligung der Agnaten, der volljährigen Prinzen. Eigentliche Rechtskraft besaß das Testament nicht; aber es legte dem Prinzen von Preußen, der es rückhaltlos anerkannte, die innere Verpflichtung auf, seine Ansichten geltend zu machen. Er empfand diese Pflicht doppelt, als getreuer Schüler seines Vaters und als Vater desjenigen, der einst die Krone erben müsse — daß sie ihm selber zufallen könnte, war wenig wahrscheinlich, und es wird wirklich anzunehmen sein, daß nicht nur seine Denkschriften, sondern seine Gedanken selber die Aussichten nur seines Sohnes ernstlich in Betracht gezogen haben.

Er trat mit den Anschauungen des alten Königs in die neue Zeit ein. Das Drängen des Königsberger Landtags auf eine Verfassung veranlaßte ihn noch 1840 zu einem schroff ablehnenden Briefe an Schön; da bezeichnete er die maßvolle Forderung als eine That des Umsturzes, der höchsten Illoyalität, berief sich auf den tiefen und praktischen Blick seines Vaters. Und als die Pläne des Königlichen Bruders allmählich sichtbar wurden, blieb er in unablässiger Opposition. Freilich, von der völligen Versagung aller ständischen Institutionen sah er sich durch den Willen des Herrschers abgedrängt; dafür mahnte er 1842, ganz vorsichtig vorzugehen, die Erweiterung der ständischen Functionen erst bei den Einzellandtagen zu erproben, Gesammtausschüsse aller Landtage erst im Bedürfnißfalle zu berufen und alsdann deutlich zu erklären, mehr werde nun überhaupt nicht bewilligt werden. So blieb er im wesentlichen doch bei dem Programm seines Vaters stehen. Und jedenfalls verlangte er eine unzweideutige, abschließende Aeußerung des Königs zu seinen Unter-

thanen. Vergeblich; Friedrich Wilhelm berief 1842 die Vereinigten Ausschüsse und erlebte an ihnen seine erste Enttäuschung. Den weiteren Ausbau schob er auf, ohne ihn jemals ganz ruhen zu lassen; 1844 trat er wieder damit hervor. Der Vereinigte Landtag, aus allen Provinziallandtagen zusammengesetzt, sollte sich über diesen und über den Ausschüssen erheben. Im Sommer 1844 mußte Bunsen den Prinzen bearbeiten, der gelegentlich zu recht scharfen Aeußerungen vorschritt und auch in den Sitzungen der Commission für die Ständefrage seine Meinung nicht zurückhielt. Von unmittelbarer Befragung des Bruders nahm Friedrich Wilhelm bald ganz Abstand, Leopold v. Gerlach vermittelte zwischen ihnen, ihm und Natzmer schüttete Wilhelm sein Herz aus (Winter 1844—45). Die Bedenken, die er da gegen das persönliche politische Verfahren des Königs aussprach, waren, wie seine früher aufgeführten ähnlichen Einwendungen, vollständig berechtigt: er forderte Consequenz, Einheitlichkeit des Ministeriums, praktische Bestimmtheit des Arbeitsprogrammes für die Stände. Und er vermißte all dies. Er fragte sich, ob diese Minister geeignet wären, mit Reichsständen zu regieren. „Der König sei es aber am allerwenigsten, weil er die Geschäfte parlamentarisch zu führen nicht geschaffen sei. Er sei zu sehr an einen absoluten Willen gewöhnt.“ Wenn seine Kritik dann die königlichen Entwürfe im einzelnen untersuchte, so zeigte sie auch da vielen gesunden Sinn. Aber hatte der Prinz im Sachlichen Recht? Gewiß insofern, als die Anschläge, die er bekämpfte, auch sachlich nicht haltbar waren: das aber, was Wilhelm seinerseits empfahl, war es doch ebensowenig, und vielleicht noch weniger. Niemand wird sagen können, was er gethan hätte, wenn er selber damals König gewesen wäre. Die Möglichkeit und, gegebenenfalls, Nothwendigkeit von Reichsständen gestand er zu; hätte er die Verantwortung gehabt, so würde er sich gangbare Wege haben suchen müssen. Als bloßer Kritiker, der nur Widerspruch erheben und Verbesserungen eines fremden Vorhabens aussinnen mußte, vermochte er sich aus der überkommenen Anschauung, dem alten und unhaltbar gewordenen absolutistischen Systeme, nicht weit genug herauszuziehen, und gelangte so auch seinerseits zu unmöglichen Vorschlägen.

Sein Gesichtspunkt ist dabei immer der gleiche: er geht von der Weltstellung Preußens innerhalb Europas und des deutschen Bundes aus; diese sieht er an die Unabhängigkeit der Krongewalt gebunden. Ist die Krone beschränkt, so sinkt Preußen gegenüber den von Hause aus stärkeren Nachbarn im Süden und Osten in Schwäche zurück; die Einheit der Souveränität, und als deren Ausdruck und Mittel die Festigkeit des königlichen Heeres, muß erhalten bleiben.

Gedanken, die für alle künftige Wirksamkeit Wilhelms I. überaus wichtig bleiben, für unsere Geschichte dereinst schöpferisch werden sollten; sie wurzeln im echten preußischen Gefühle; waren die Besorgnisse richtig, die Wilhelm an sie knüpfte, die Folgerungen, die er daraus zog? Konnte die Verfassung verweigert oder verkümmert werden und mußte sie die Kraft des Staates lähmen? Die Antworten, die er diesen Fragen vorerst ertheilte, zeugen davon, wie er danach strebte, der Gegenwart gerecht zu werden, wie ihn aber bei alledem die Vergangenheit noch beherrschend umfing.

Im Januar 1845 entschied er sich, nach allem Hin und Her offen vor seinen Bruder zu treten. Er berief sich in einem ausführlichen Schreiben auf das von Friedrich Wilhelm III. verfügte Einspruchsrecht der Agnaten; er ging im übrigen auf die Wirklichkeit, d. h. die nun einmal bestehenden Pläne des Königs, ein; in ihnen bekämpfte er die Gewährung des Bewilligungs- und des Petitionsrechtes an die Stände; er wünschte ferner, neben den Vereinigten Landtag ein besonderes Herrenhaus als Gegengewicht zu stellen. Er warnte den

König, wie es scheint, vor dem Hinübergleiten in eine wirkliche Constitution, und fand ihn bereits auf der schiefen Ebene. In das Haus des Prinzen läßt uns Gerlachs Angabe blicken, den langen Brief ihres Gemahls habe die Prinzessin abgeschrieben. Friedrich Wilhelm IV. wies ihn nicht ohne Erregung zurück; er zweifelte nicht an seiner Fähigkeit, die königliche Vollgewalt in jedem Augenblicke festzuhalten; das Recht des Einspruches, das Wilhelm gefordert hatte, ließ er ihm in einem staatsrechtlichen Gutachten bestreiten. Ohne den Prinzen tagte vom Sommer 1845 ab eine neugebildete Commission, auch sie in ihren Bedenken dem Könige gegenüber ganz ohnmächtig; da ergriff Wilhelm, auch diesesmal ungefragt, im November 1845 von neuem das Wort. Er hielt im Ganzen seine alten Gedanken fest, fügte sie aber in das System, das Friedrich Wilhelm entworfen hatte, ein: er wollte den Vereinigten Ausschüssen die Berathung der Gesetze, dem Vereinigten Landtage — allerdings einem verkleinerten — die der Finanzen zuweisen, damit der Landtag seine finanzielle Einwilligung nicht vom Erlaß bestimmter Gesetze abhängig machen könne. Eigentliche Bewilligung sollte überdies den Ständen nicht zustehen, nur die berathende Stimme. Wieder berief er sich dafür auf Preußens äußere Lage. Er forderte die Prüfung dieses Votums durch die Commission, die es mit gutem Rechte ablehnte; in der That, wer vermöchte sich dieses künstlich gespaltene System von nur berathenden Körperschaften ernstlich vorzustellen? daß sie zu einander streben und in erbittertem Kampfe Alles daran setzen würden, die nur zum Viertel gewährten Rechte, dem alten Versprechen und der lebendigen Gesinnung der Zeit gemäß, ganz zu erobern, konnte ja gar nicht zweifelhaft sein. Es waren Auskünfte, in denen der nüchterne Wirklichkeitssinn des Prinzen von Sorge und Vorurtheil ganz verdüstert war.

Im März 1846 ward er wieder zur thätigen Mitwirkung berufen; Friedrich Wilhelm wollte seinen Plan endlich ins Leben führen, und Ministerium und Commission sollten ihn, nunmehr unter dem Vorsitze des Prinzen von Preußen, der ja das Haupt des Ministeriums war, vereinigt, zu Ende berathen. Am 11. März eröffnete jener die Sitzungen. Zeitgemäße Wandlungen der Institutionen seien, das erkannte er an, stets unerläßlich, die preußische Geschichte erweise es. Aber sind Reichsstände wirklich erforderlich? er sei noch nicht davon überzeugt, und fürchte für die Freiheit der Krone. Noch einmal erhoben sich die Stimmen für und wider, aber die erdrückende Mehrheit bejahte die Bedürfnißfrage, und am Ende trat Wilhelm ihr bei. Dann blieb freilich noch außerordentlich Vieles strittig; die Verhandlungen währten bis in den December, fast immer stimmte der Vorsitzende mit der Minderheit. Zum letzten Male trug er am 17. December 1846 in einem Sondergutachten dem Herrscher all seine Bedenken vor: die Fortbildung der Stände selber nahm er jetzt völlig an, aber die Art gefiel ihm auch jetzt noch nicht. Es sind die alten Gedanken: Zweikammersystem, Trennung von Finanzwesen und Gesetzgebung, Beschneidung des Petitionsrechtes, das die Grundlagen der conservativen preußischen Politik, den Bund mit den Ostmächten, und die Grundlagen der Armee bedroht, das stehende Heer gefährdet, die Landwehr verherrlicht und verdirbt; Einwürfe gegen die Schwerfälligkeit und Unauflösbarkeit des neuen Landtags kamen dazu. Er wies wieder auf die Folgen hin: der Weg des Königs führe zur Constitution und zertrümmere die Macht der Krone. So könne er das Patent, das den Vereinigten Landtag berufe, nicht unterzeichnen; er könne es nicht, im Rückblick auf die Zukunft seines Sohnes. Er bat, die übrigen Prinzen zu befragen.

Friedrich Wilhelm konnte nicht anders als auch diesen letzten Protest abweisen. Nur zur Kenntnißnahme legte er den Prinzen seinen Beschluß vor.

Wilhelm blieb unüberzeugt (an Roon, 11. Januar); bis an die Veröffentlichung des Patentes heran hat er sich dann noch innerlich gewehrt; widerstrebend hat er es unterschrieben; Gerlach meinte, eine kleinere Concession und persönlicher Einfluß habe ihn zuletzt gewonnen. Verhindern konnte er ja ohnehin Nichts. Und nachdem er, erst gegen jede ständische Neuerung, dann wenigstens gegen die Gefahren, welche die hier geplante ihm zu enthalten schien, Alles versucht hatte, trat er ehrlich und endgültig auf den neuen Boden hinüber: er hat den ganzen Inhalt seiner und der allgemeinen Entwicklung in diesen Jahren in die monumentalen Worte zusammengefaßt, mit denen er in der Commission die Berathungen abschloß: „ein neues Preußen wird sich bilden. Das alte geht mit Publizierung dieses Gesetzes zu Grabe. Möge das neue ebenso erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ruhm und Ehre geworden ist.“

Er legte die erste Probe seines festen Willens im Vereinigten Landtage, noch 1847, ab. Es versteht sich, daß der unklare Gang dieses ersten preußischen Parlamentes in Manchem sein Unbehagen und seinen Widerspruch hervorrief; wohl war ihm auf dem „Schlachtfelde der Zungen“ überhaupt nicht; das Wichtigste aber war doch, daß er sich öffentlich für die ständischen Rechte und ihre zukünftige Wahrung verbürgte, sein Vertrauen zusagte und das der Abgeordneten für die Krone verlangte: deren „Rechte und Freiheiten“ allerdings wollte er auch anerkannt sehen, und jeder neuen Beschränkung der Kronmacht trat er sofort entgegen.

Das war seine letzte politische Bethätigung vor der Revolution von 1848. Das „alte Preußen“ hatte in ihm sich selber überwunden. Er hatte es wol wesentlich aus ererbtem und pflichtgemäßem Gehorsam gegen den König gethan; genug, daß er nun, nachdem es geschehen, sich bedingungslos, wenn auch freudlos, zu den neuen Verhältnissen bekannte: er sollte auch innerhalb ihrer fortan die Verkörperung der festen, nüchternen, zuverlässigen Kräfte bleiben, die Preußen gestaltet hatten und die es charakteristisch vor allen anderen vertraten; und er sollte dabei doch in sich selber die weiteren, auch innerlichen Umbildungen spüren, die aus der einmal vollzogenen Veränderung folgen mußten. Die kommenden Ereignisse fanden ihn bereit, sich anzupassen. Daß man ihm im Lande, oder wenigstens im Volke der Hauptstadt diese ehrliche Bereitwilligkeit nicht zutraute, ist immerhin begreiflich genug; war es doch längst bekannt, daß er den Neuerungen widerstrebt hatte, war er doch das sichtbare Haupt des Officiercorps, an dessen reactionäre Gesinnung man glaubte, und war er doch im Vereinigten Landtage selber nach Art und Gegenstand seiner Reden gewissermaßen der Wortführer der Armee gewesen. Wenn Natzmers Urtheil, Wilhelm sei populärer als der König, jemals Recht gehabt hatte, jetzt war es mit dieser Popularität schlecht bestellt. Schon im April 1847 warf man ihm in Berlin die Fenster ein. Und ganz gewiß, dem fieberhaften Drängen der Zeit blieb er im Grunde fremd, er verstand sie nicht von innen heraus, er konnte ihre Ziele nicht herzlich theilen und auch der Größe ihrer Aufgaben war er schwerlich gewachsen. Das aber hatte er langsam in sich selber vollendet, daß er ihre Nothwendigkeiten männlich ergriff.

Friedrich Wilhelm IV. war daran, die ständischen Rechte nach seinem Willen weiter auszubauen und auch eine Reform des deutschen Bundes von neuem anzuregen; wie bald er aus seinen Bahnen geworfen werden würde, ahnte er nicht. Da führte die Pariser Revolution vom 24. Februar 1848 auch für Deutschland die neue Zeit herauf. Ueberall stürzten überraschend schnell

die alten Gewalten, große wie kleine: die Vorarbeit zumal der letzten acht Jahre hatte den Boden völlig bereitet. Auch in Berlin. Den März hindurch stieg auch hier die Erregung, und Schritt für Schritt kam die Regierung, unter dem Antriebe Bodelschwinghs, den Ansprüchen des Tages entgegen. Der Prinz von Preußen wurde am 9. März bestimmt, als Generalgouverneur von Rheinland und Westfalen die Aufsicht über die besonders gefährdeten, der französischen Grenze naheliegenden Westprovinzen zu übernehmen; schon hatte er sich (13.) warm von der Garde verabschiedet, aber die Ereignisse hielten ihn in der Hauptstadt fest. Noch war er Vorsitzender des Ministerrathes. Wenn nun Bodelschwingh dort den Erlaß eines freien Preßgesetzes, die Einberufung des Landtags, ja die Gewährung einer „Verfassung" im modernen Sinne immer dringender befürwortete, so scheint es daß Wilhelm ihm nur langsam und widerstrebend gewichen ist: am 14. hat der Minister ihn beschworen, nachzugeben. Am 15. erhoben sich in Berlin die Straßenunruhen bereits zu bedenklicher Höhe, derart, daß der Prinz die allzulange Nachsicht des Gouverneurs Pfuel mit scharfen Worten tadelte: man demoralisire die Truppen; kurz darauf kam es dann wirklich zu einem regelrechten Straßenkampfe. Nach einer Reihe von Sitzungen brachte Bodelschwingh endlich am 17. März, in tiefer Nacht, seine Amtsgenossen zur Annahme des Preßgesetzes, am 18. früh, unter dem Drucke schlimmer Nachrichten, zur Unterzeichnung eines Königlichen Patentes, das den Landtag schleunigst beruft, eine Constitution für Preußen und ein deutsches Parlament in Aussicht stellt. Auch der Prinz unterschrieb; der König stimmte zu und ging auf die Suche nach einem neuen, populären Ministerium. An all diesen Maßregeln also war Wilhelm, sicherlich nicht ohne Widerspruch, aber doch zuletzt in freier Nachgiebigkeit betheiligt gewesen, er hat in der Folgezeit den Uebertritt Preußens in das moderne Verfassungsleben mehr als einmal auf jenen Morgen des 18. März verlegt und seine Mitverantwortlichkeit dafür ausdrücklich hervorgehoben: die Bahnen, die sein Vater, auch diejenigen, die sein Bruder bis dahin innegehalten hatte, sie waren, — mit welchen Gefühlen immer und mit welchem Bewußtsein von der Tragweite der neuen Entschlüsse —, offenbar verlassen worden. An dem jedoch, was nun folgte, hatte der Prinz keinen Theil. Der Mittag des 18. März brachte den Ausbruch der eigentlichen Revolution, der Nachmittag den großen Straßenkampf, der Abend den Sieg der Truppen, die Nacht den halben, der Morgen des 19. März den ganzen Umschwung in der Haltung des Königs. Der Thronfolger hat all diese Ereignisse mit gespannter Aufmerksamkeit, mit dem heißen Bemühen, einzugreifen, verfolgt, aber er hat wenig thun und nichts verhindern können: halb gefesselt, beinahe ein Zuschauer nur, mußte er die beispiellose Demüthigung der preußischen Krone miterleben. Er stand am Abend des 18. bei den Truppen auf dem Schloßplatze, der königlichen Erlaubniß zum Angriffe auf die Barrikaden der Breiten Straße sehnsüchtig harrend, die Soldaten solange streng zurückhaltend; ihn erfüllte dabei das Gefühl, jetzt sei der König berechtigt, all seine Concessionen zurückzunehmen. Er war späterhin im Schlosse bei Friedrich Wilhelm. Am Morgen des 19. war er wieder dort, in die Vorzimmer gebannt, von den eigentlich entscheidenden Berathungen seines Bruders ausgeschlossen. Schon war dessen Aufruf an seine lieben Berliner erschienen, der für den Abbruch der Barrikaden den Rückzug der Soldaten auf das Schloß verhieß, schon mahnten und drängten Deputationen und Einzelrathgeber, berufene und unberufene, den tieferschütterten, halbbewußtlosen Fürsten, dessen ganze innerliche Welt bei diesem Aufruhre seiner getreuen Unterthanen gegen seine heilige Krone in bitterem tragischem Jammer zusammengebrochen war; sie bestanden darauf, daß die Truppen den ersten Schritt der Nach-

giebigkeit thun müßten, verwirrten den Herrscher, seine Umgebung, die Einheit und Klarheit aller Befehle drinnen und draußen immer heilloser. Es ist nicht wahr, daß niemand dagewesen wäre, den diese Verwirrung nicht ergriffen hätte, daß alle, Staatsmänner und Generäle, die Verworrenheit des Königs getheilt hätten, alle am Ende mitschuldig gewesen wären. Vielmehr fällt alle persönliche Verantwortung zweifellos auf den unglücklichen König selbst. Wie stark die Verhältnisse, auch die ganz persönlichen seines eigensten seelischen und körperlichen Zustandes sie milderten, wird man nicht vergessen, und daß das alte System zusammenbrach war eine Nothwendigkeit; aber daß es so zusammenbrach, ruhmlos, würdelos, schmachvoll, dieser tiefste Unsegen, der sich schwer genug an Preußen und an Deutschland gerächt hat, bleibt schließlich allein auf Friedrich Wilhelms Haupte haften: die ihn dabei mit Bitten und Drohungen vorwärtstrieben, handelten, wie sie nach ihrer Anschauung mußten; die ihn schwächlich beriethen, hätten an seinem königlichen Willen ihr Gegengewicht finden müssen; die seine halben Befehle zu rasch auf die Straßen trugen, führten doch schließlich nur aus, was er geboten hatte; und an ernstem Widerspruche hat es ihm nicht gefehlt. Aber auf ihn allein kam es an; wer wäre berechtigt gewesen, in diesen entscheidenden Stunden dem Könige zuwider zu handeln, ihm die Macht aus der Hand zu reißen, das Königthum gegen ihn selber zu retten? Das war in diesem monarchischen Preußen unmöglich, und auch der Prinz von Preußen durfte und vermochte es nicht. Zuerst hatte der König seine vertrauten Generäle befragt; dann kamen die Minister, der abgehende Bodelschwingh, der neu berufene Arnim, mit ihnen berieth er, in Anwesenheit auch seines Bruders; mit dem Prinzen trat er in den Saal, wo die letzte Deputation, wo auch der commandirende General v. Prittwitz wartete. Noch war ein klarer Entscheid, ob und wie das Militär abzuziehen, ob es seinerseits damit den Anfang zu machen, wie weit es zu gehen habe, offenbar nicht getroffen worden, als sich Friedrich Wilhelm mit Arnim und Bodelschwingh zurückzog; der Prinz nebst Prittwitz und den Uebrigen blieb im Saale, weiterberathend, und vertrat neuen, rosigen Meldungen von außen gegenüber die Nothwendigkeit sorgfältiger Nachprüfung. Da brachte Bodelschwingh, vom König kommend, den Befehl des bedingungslosen Rückzuges der Truppen von allen Straßen und Plätzen. Der Prinz und der General widersetzten sich heftig, ohne Erfolg. Damals muß es gewesen sein, was — so scheint es doch — ein Augenzeuge erzählt hat, daß Wilhelm seinen Degen auf den Tisch warf, mit den Worten, er könne ihn nun nicht mehr mit Ehren tragen. Aber der Augenblick zwang, den Zorn zu bemeistern; der Prinz mußte mit Prittwitz die nächsten militärischen Maßregeln berathen; er suchte den König auf, der die Herrschaft über die eigenen Entschlüsse augenscheinlich verloren hatte; zu ändern war nichts mehr, und wie auch immer die Dinge im einzelnen ineinandergegriffen haben mögen — vielleicht kommt man dabei nie aus den Widersprüchen heraus, die eben in der Natur des Herrschers selber wurzelten —, das Geschick vollzog sich nun unabwendbar. Die Truppen konnten nicht auf halbem Wege Halt machen, die Entblößung des Schlosses, die volle Wegziehung allen Militäres folgte, Schlag auf Schlag. Wilhelm hat später diesen 19. März als den eigentlichen Begräbnißtag des alten Preußens bezeichnet: er durfte sich sagen, daß er sich gewehrt hatte so gut er nur konnte; nun rissen auch ihn die Folgen hinweg. Während der unbeschützte Monarch in schwerer Lebensgefahr den Leichenzug der Barrikadenkämpfer begrüßen mußte, während dann seine eigene Flucht nach Potsdam erwogen, begonnen, wieder aufgegeben wurde, sah sich der Prinz aus Berlin herausgeschleudert. Ihm galt seit einem Jahre der volle Groll der Radicalen, ihn vor allen traf jetzt

der Taumel von Haß, der sich in den überhitzten Köpfen gegen das Militär entwickelt hatte. Am Nachmittage des 19. war auch sein Palais von fieberhafter Unruhe, von stetem Kommen und Gehen erfüllt, bis dann am Abende das ihm von hochstehenden Männern zugetragene und geglaubte Gerücht, eine Abordnung der Bürger werde die Thronentsagung des Prinzen fordern, ihn zu der schriftlichen Frage an seinen Bruder drängte, ob er bleiben und entsagen, ob er weggehen solle. Man hatte ihn gemahnt, durch seinen Weggang die Person des Königs zu sichern. Auch der König empfahl die Abreise; in aller Heimlichkeit und Vorsicht ist sie am 19. begonnen worden, am 20. fuhren Prinz und Prinzessin nach Spandau, wo die Citadelle eine Zuflucht bot, am 22., dem 51. Geburtstage, nach der Pfaueninsel; und während dann die erlauchte Mutter zu ihren Kindern nach Potsdam ging, wo sie noch immer bedroht schien und erst der Zuspruch der hohen Officiere ihre Sicherheit klar legte, floh ihr Gemahl durch allerlei Schwierigkeiten hindurch, auf allerlei Beistand und Umwege angewiesen, über Hamburg nach England. Am Morgen des 27. März trat er unerwartet in die Wohnung Bunsens, des preußischen Gesandten in London, ein. In der Heimath verfolgte ihn das Toben der Massen; der Gedanke, ihm ein Commando im dänischen Kriege zu übertragen, wurde aufgeworfen, aber ebenso abgewiesen wie die Möglichkeit einer Rückkehr etwa nach Stettin, und so behielt er zwei Monate Zeit, in der „Verbannung“, verhältnißmäßig ruhig und einsam, die überwältigenden Eindrücke seiner Erlebnisse und der Umgestaltung seiner ganzen Welt in sich zu verarbeiten. —

Was hatte sich vollzogen? Die bleibende Bedeutung der 1848er Revolution ist, daß sich in ihr der Sieg des Bürgerthumes, der volle Eintritt des Mittelstandes in den Staat und seine Leitung, und somit die Bewegung auch für Deutschland vollendete, die von 1789 ab Europa in Athem gehalten hatte, die seit 1830 nach längerer Reaction von neuem hervorbrach und im Westen bereits durchgedrungen war. Während dort, in Frankreich wie in England, bereits der vierte Stand sich bedeutsam erhob und die Ereignisse von 48 zum guten Theile führte, gehörte, trotz mancher dem verwandten Regungen in Deutschland, und trotz mancher agrarisch-demokratischen Zuckungen, die deutsche Revolution in der Hauptsache doch dem Bürgerthume, seinen socialen, wirthschaftlichen und seinen politischen Forderungen zu. Es gewann jetzt seinen Einfluß auf die Regierung des Staats. Das war ein Ergebniß, das über die nachfolgende Reaction hinweg bestehen geblieben ist. Es prägte sich aus in den Verfassungen liberalen Charakters, die 1848 entstanden und sich späterhin, in ihrem Kerne, hielten oder wieder herstellten. Freilich, wie einseitig und rücksichtslos waren die Ansprüche des aufstrebenden Standes zuerst noch, wie stark beeinflußt von westeuropäischen Doctrinen, wie unverträglich mit den alten Gewalten, die in Deutschland, monarchische wie aristokratische, doch noch aufrecht standen! 1848 gedachte er, im Zerfalle des absolutistischen Staates, dessen Gesammterbe zu werden: vorerst schien die „Verfassung“ die Verneinung alles Alten in Deutschland bedeuten zu sollen.

Das war das Eine; das Andere war die Herstellung der nationalen Einheit, auch sie im wesentlichen, damals wie vorher, vom Bürgerthume getragen, wenngleich auch sie so wenig wie der Liberalismus das ausschließliche Eigenthum einer Classe: allein auch ihr versagte sich der alte Staat, die Menge der herrschenden Dynastien. Und es ist bekannt, wie dieser Auseinanderfall der Ideen und der Mächte in unserer Revolution beides gelähmt hat, die Vertreter des Neuen wie die des Alten; wie sich das reinste und vornehmste aller deutschen Parlamente in unvermeidlicher Unfruchtbarkeit aufreiben mußte, weil ihm die Macht, und zudem die Erfahrung fehlte, durch welche es die Macht,

wenn überhaupt, an sich hätte fesseln können; wie die Paulskirche an der Ueberspannung der freiheitlichen und der einheitlichen Idee, an der Vernachlässigung der Einzelstaaten und ihrer Fürstenhäuser, bei allem Schaffen für die Zukunft, in unbefriedigender Tragik elend zu Grunde ging. Auch die Einheit ist 1848, wenn man so will, geboren worden: aber während die constitutionelle Entwicklung nie ganz gebrochen wurde und später zum guten Theile wieder in die Geleise des großen Jahres zurücklenken konnte, wurde die Einigung nach 49 völlig gehemmt und mußte sie sich auch in Zukunft ihre Wege, innerhalb der Wirklichkeit, ganz selbständig von neuem suchen und gangbar machen.

Mit dieser zwiefachen Entwicklung, in der ihm die Probleme der letzten acht Jahre mit so außerordentlich verstärkter und dringender Gewalt entgegentraten, hatte Prinz Wilhelm sich jetzt auseinanderzusetzen. Wie er bis zum 18. März innerlich stand, vermögen wir höchstens zu errathen; als er in England eintraf, brachte er den Entschluß rückhaltloser Annahme des einmal Vollzogenen bereits mit. Und nun sah er mit offenen Augen in das englische wie in das deutsche Dasein hinaus, noch schwer erschüttert, traurig, ein verbannter und — so empfand er es — ein verkannter Mann, von ergreifender Güte und Bescheidenheit gegen die, zwischen denen er lebte, immer dabei voll sicherer Würde, vor allem aber entschlossen, aufrecht weiterzuschreiten. Er ließ sich durch Bunsen, dessen leicht entflammtes Herz die Ideen der Zeit begeistert aufgenommen, in die politischen Kreise Englands führen, traf und sprach den Herzog von Wellington, den stolzen Tory, der allem unabweisbaren Neuen dennoch die Thore immer selber aufthat und den er am 10. April eine größere Gefahr, als sie der 18. März in Berlin eigentlich bedeutet hatte, kaltblütig überwinden sah; er verkehrte mit Prinz Albert und Königin Victoria, empfand den Einfluß des liberalen Fürsten lebhaft, bestärkte sich unter alledem in der Anerkennung constitutionellen Staatslebens. Und so erging es ihm, dem Vertreter des alten Preußens, zunächst genau so, wie der Mehrheit der Deutschen daheim: er gab sich dem gewaltigen Zuge, mit dem die noch ungebrochene Bewegung Deutschland durchströmte, ehrlich und sogar warm dahin. Als Dahlmanns und seiner Genossen Entwurf einer deutschen Verfassung erschien, der einen deutschen Einheitsstaat mit immerhin selbständigen Sondergliedern, eine constitutionelle kaiserliche Monarchie mit Ober- und Unterhaus und der Ausscheidung der nichtdeutschen Hälfte Oesterreichs errichten wollte, begrüßte ihn der Prinz von Preußen ebenso freudig, wie ihn König Friedrich Wilhelm, vom Standpunkt seiner altreichischen und österreichfreundlichen Anschauungen und Träumereien her, entschieden verwarf. Wilhelm ließ sich für das Erbkaiserthum gewinnen, dem auch Prinz Albert entgegen war; er drang auf eine bessere Berücksichtigung der Souveräne, die der Entwurf mit einer Anzahl ihrer Unterthanen zusammen in ein Oberhaus hatte einreihen wollen, aber er beließ dem Reichsoberhaupte die Entscheidung, selbst über die von ihm vorgeschlagene Fürstenbank hinweg, er ließ dem Kaiser die Ernennung zwar nicht der sämmtlichen Officiere aber doch aller commandirenden Generäle, und er rühmte in dem Gutachten, das er auf Bunsens Bitte am 4. Mai aufgesetzt hatte und das auch Dahlmann und den Seinen zugänglich werden durfte, an Dahlmanns Werke „die Großartigkeit der Auffassung der neuen deutschen Verhältnisse"; „die Grundsätze, auf welchen das Ganze beruht, sind diejenigen, welche zur wahren Einheit Deutschlands führen werden"; für Preußen habe er sich durch seine Unterschrift vom 18. März bereits dazu bekannt.

Da hatte er also ein deutsches Programm, in voller idealer Fassung, gebilligt und selber aufgestellt, dem er in Zukunft der inneren Hauptsache nach treu geblieben ist, freilich nicht, ohne daß die Form und Art, nach der Seite

der Einheit wie der Freiheit hin, recht erhebliche Wandlungen auch in ihm durchgemacht hätten. Sucht man aber den tiefen Grund zu packen, den selbst in der Erschütterung des Frühlings von 1848 sein eigenstes Empfinden nie ganz losließ, so findet man selbst damals, unter aller Bescheidung und Selbstüberwindung, doch die preußische Großmachtidee wieder. Er antwortete dem General Gerlach, der ihn vor dem Anschlusse an das in Preußen gegenwärtig herrschende System gewarnt hatte, am 16. Mai aus London, es scheine ihm unmöglich, nicht auch dem neuen Preußen seine Dienste zu weihen; wie? müsse sich noch zeigen. Aber indem er dies aussprach, richtete er den Blick schmerzerfüllt auf das alte Preußen zurück, die selbständige europäische Großmacht, die seit dem 19. März „in Deutschland aufgehen" will. Hätte sie es gemußt? genug, der Entschluß dazu ist vom Könige ausgesprochen worden; und dieses neue deutsche Preußen bedarf der Constitution, das ist gewiß. — Die Zeit sollte kommen, wo, nach all den Eindrücken dieser ersten Monate, auch in Prinz Wilhelm das selbständige Preußenthum doch wieder emporschnellte. Vorerst ordnete er sich, in offenbarer Ueberzeugung, dem Wandel der Dinge ein.

Er erhielt bald Gelegenheit, sich auch den heimischen Gewalten gegenüber zu dieser Gesinnung zu bekennen. Man hatte in dem aufgewühlten Berlin mancherlei Demonstrationen gegen ihn, manche indeß auch für ihn erlebt. Ein Theil der Berliner Landwehrleute hatte sich, von dem getreu conservativen Louis Schneider, der den Doppelberuf des Hofschauspielers und Militärschriftstellers unbefangen in sich vereinigte, angeredet, zu seinem verbannten General geschlagen und Gaudys Lied vom Prinzen von Preußen war viel gesungen worden, hier in Berlin wie draußen von der Garde in Schleswig-Holstein:

> Prinz von Preußen ritterlich und bieder,
> Kehr zu deinen Truppen wieder
> Heißgeliebter General!

Erst Ende Mai riefen ihn König und Ministerium endgültig zurück und aus Brüssel legte er, in einem offenen Briefe an den König, sein Programm am 30. Mai dar; er huldigt den freien Institutionen, auf deren Entwicklung er hofft, der entstehenden, zwischen König und Volk zu vereinbarenden Verfassung, der er bereit sein wird zuzustimmen. Eine ähnliche Erklärung gab er, zum Abgeordneten der Berliner Nationalversammlung erwählt, am 8. Juni, nicht ohne das Mißfallen der strengen Rechten und nicht ohne die Gefahr unangenehmer Zwischenfälle von der Linken her, in der Versammlung mündlich ab; ausdrücklich wandte er sich gegen alles Mißtrauen; sein Mandat trat er dann freilich an seinen Stellvertreter ab. Und seine Worte hatten zugleich einen stolzen und monarchischen Klang gehabt; in der Uniform war er erschienen. Immerhin bezeichnet der 8. Juni 1848 den äußersten Punkt, den er auf diesem Wege des Entgegenkommens überhaupt berührt hat. Wieder in der Heimath, freudig und festlich an vielen Stellen begrüßt, konnte er den Verhältnissen gegenüber, wie sie in Berlin zumal, aber auch in Frankfurt geworden waren und ferner wurden, unmöglich bei rückhaltloser Zustimmung verharren.

In dem truppenlosen Berlin ein Zustand innerer Unsicherheit und Anarchie, die immer wieder über alle die vorläufigen und unvollkommenen Schutzwehren hinwegfluthete; die preußische Nationalversammlung ohne Halt und ohne Haltung, zuletzt stets durch die radicale Linke vorwärtsgerissen, durch die Massen von der Straße her bedroht und gestoßen; erst ein Verfassungsentwurf, wie ihn die Krone nicht annehmen konnte, nachher erregende Angriffe auf das Heer; dabei drei Ministerien, ganz allmählich mehr nach rechts hinüberrückend, aber alle drei ohne Energie. Bei Friedrich Wilhelm in Potsdam der lebhafte Nachhall all dieser Klänge aus der Hauptstadt; hier mahnen die Officiere, die

Conservativen; bereits sammelt sich, im Juli, der ländliche Grundbesitz, das Junkerthum, zu einer neuen Partei, ihre Boten, wie Herr v. Bismarck, stellen sich in Potsdam ein, ihre höchsten Vertreter, die alten Freunde des Königs, die Männer der altständischen und pietistischen Ueberzeugung, umgeben den Herrscher, wirken stärker und stärker ein, bilden jene ‚Camarilla‘, die das nächste Jahrzehnt hindurch die preußische Politik so tief beeinflussen sollte und deren Wortführer für uns, wie ihr wol wirksamster Leiter, der General Leopold v. Gerlach ist. Sie alle suchen den König zu ermuthigen; er selber findet sich erst ganz langsam wieder, will die Dinge wol reifen lassen, kann vor allem nicht aus den Schranken seiner Natur heraus; er fährt oft genug auf, aber er handelt noch lange nicht. Das ist die Umgebung, in der auch sein Bruder diese schlimmen Monate verbrachte. Vom Babelsberg aus beobachtet er, erscheint er beim Könige, verhandelt er dann mit den bestimmenden Männern. Im ganzen ergibt sich aus dem, was davon bekannt geworden ist, daß auch der Prinz ohne einen Bruch durchzukommen suchte. Er warb sogar einmal bei Georg v. Vincke um dessen Eintritt in das Ministerium, weil er hoffte, die Radicalen durch den Liberalen schlagen zu können, und den Ultras wie Bismarck war er lange nicht scharf genug; sie fanden seine Haltung der des Königs viel zu ähnlich. Dabei blieb denn freilich ein großer Unterschied: eine Demüthigung wie die vom 19. März, so erklärte er Gerlach, werde er, bei aller Ehrfurcht vor dem Könige, ein zweites Mal nicht wieder gehorchend mitmachen; und vor allem, seit die Kammer dem Officiercorps zu nahe trat, seit dem September, drang er immer entschiedener auf Thaten. Dem Ministerium Brandenburg und seiner Sprengung der Nationalversammlung, diesem Werke vornehmlich Leopold v. Gerlachs, neigte er sich offen zu. Im December 1848 war er, als Wrangels Gast, wieder in dem befriedeten Berlin, die preußische Revolution war zu Ende und ihre Frucht war die zwar aufgezwungene, aber stark constitutionelle Decemberverfassung. Mit diesem doppelten Ergebniß war auch Prinz Wilhelm einverstanden; den Bedenken gegen die neue Zeit, wie sie ihm damals bei einem persönlichen Anlasse der Major v. Roon ehrlich vortrug, setzte er die pflichtmäßige Einfügung „in das Unvermeidliche“ (31. December 1848) entgegen. Immerhin hatte Prinz Wilhelm diese preußischen Entwicklungen wesentlich nur begleiten, nicht tiefer beeinflussen können. In Einem aber widersprach er im November seinem Bruder entschieden, als dieser das Programm für die Zukunft entwarf: die Ablehnung der Kaiserkrone, ihre Ueberlassung an Oesterreich, die Preußen mediatisire, wollte er nicht billigen. Also: die Rückkehr zur Wahrung einer straffen, wenngleich constitutionellen, Monarchie hatte auch er vollzogen; die deutsche Frage jedoch wünschte er auch jetzt noch im einheitlichen, und gleichzeitig preußischen Sinne gelöst.

In Frankfurt hatte inzwischen die deutsche Nationalversammlung ihre großen Tage längst hinter sich. Ihre Unfähigkeit zu eigener Politik hatte sich Dänemark gegenüber schmerzlich erwiesen; die Volksleidenschaft war im Sinken oder sie richtete, soweit sie radical war, ihre Wellen gegen die Paulskirche selbst. Die großen Mächte stellten sich wieder selbstbewußt neben und gegen das Parlament, Preußen zumal hatte noch in den Zeiten seiner inneren Zerrissenheit, im Juli und August, durch die Wahl des österreichischen Reichsverwesers verletzt, den Anspruch auf Unterordnung seiner Armee unter diese Reichsgewalt unbedingt abgelehnt, Regierung und Bevölkerung waren darin einig gewesen. Damals war eine Anzahl von Flugschriften erschienen, die beste und beredteste aus dem Schoße des preußischen Militärs selber, die das volle Machtbewußtsein, das „preußische nationale“ Bewußtsein dieses Staates und

seines Heeres dem „Schattenreiche in Frankfurt“ — dies harte Wort sprach der Oberstlieutenant v. Griesheim aus — stolz entgegenwarfen; das Aufgehen im Reichsheere, das Gleichmachen aller militärischen Einrichtungen wurde da mit politischer und technischer Kritik für ganz unmöglich erklärt. „Preußen will auch in der deutschen Einheit Preußen bleiben.“ Gleichzeitig hatte in der Paulskirche selber der hämische Angriff Brentanos auf den Prinzen von Preußen einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Seitdem war nun die Macht der Frankfurter noch gesunken, aber eben jetzt, vom Herbste ab, beriethen sie die Verfassung und einmal mußten doch die Würfel über das Kaiserthum fallen. Zu welchem Entscheide und welchem Erfolge, das war im December noch unbestimmbar; Männer jedoch, die wie der Prinz von Preußen die Einheit wollten, noch immer die verschiedenen Lösungen für möglich halten mußten und mit einer jeden von ihnen die Selbständigkeit des eigenen Staatswesens verbunden sehen wollten, hatten wol Anlaß, auch jetzt noch eine Einwirkung auf das Parlament und somit auf die Gestaltung der deutschen Zukunft zu versuchen. Der Prinz that es auf dem Gebiete, das er beherrschte, er trachtete praktische Politik zu treiben, indem er den Entwurf zu einem Gesetze über die deutsche Wehrverfassung, der am 25. September dem Parlamente von seinem Wehrausschusse vorgelegt war, mit seinen Bemerkungen versah. Auch darin gingen ihm Officiere vom Generalstab und vom Kriegsministerium voran, der eine von ihnen, dessen Broschüre ich vergleichen konnte — es war wieder v. Griesheim —, mit fachmännischen Einwänden, die sich mit denen des Prinzen in vielem Wesentlichen decken. Dennoch ist dessen eigene Schrift etwas ganz für sich, größer und weitgreifender als jene, voller im Tone, ganz durchdrungen von seiner Persönlichkeit: unter den Denkschriften, die wir von ihm aus all diesen Jahren besitzen, bei weitem die bedeutendste. Im December, also nach der vorläufigen Regelung der preußischen Angelegenheiten, übergab er dem getreuen und harmlosen L. Schneider, der ihm wie dem Könige seit den Ereignissen des Sommers nähergetreten war und mit seiner Wehrzeitung in vielen militärischen Organisationsfragen des nächsten Jahrzehnts das Sprachrohr des Prinzen für die Oeffentlichkeit blieb, das Manuscript seiner „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurfe über die deutsche Wehrverfassung“. Schneider bezeugt, daß er selber daran nur geringe stilistische Kleinigkeiten geändert, den Druck besorgt, und die Auflage dem Verfasser eingeliefert habe (X u. 108 S. in 8°, Berl. Bibl.), der habe sie an eine Anzahl von höheren Officieren und an alle bei der Neuorganisation des deutschen Heerwesens Betheiligte verschickt; im Januar 1849 war die Ausgabe erfolgt. Die Urheberschaft ist damals wol vielen Einzelnen, der Oeffentlichkeit indessen nicht bekannt geworden.

Der fürstliche Verfasser gibt sich überall freiweg als Soldaten; seine Polemik ist überlegen, lebhaft, aber durchaus vornehm, seine Sprache sachlich, anspruchslos, im einzelnen fachmännisch knapp, in größeren Darlegungen geht sie auch in das Breite, erhebt sich da in aller Einfachheit zu warmer, kräftiger, sogar klangvoller Form: zu jener schlicht monumentalen Art, wie sie die schönsten Briefe seiner Jugend zeigten, nur vielleicht hier noch stärker und fester als dort.

Die Denkschrift stellt sich politisch ganz auf den Boden der nationalen Einheit; diese ist ihr der „ersehnte Zweck“, „der gemeinsame Strebepunkt“; dem „deutschen Vaterlande“ ein muthiges durchgebildetes Heer als „bereitestes Mittel“ zu schaffen ist die Aufgabe. Dabei rechnet der Prinz mit der Centralgewalt, die an der Spitze Deutschlands stehen werde; er bestimmt diese Gewalt nicht näher; ob sie etwa in Preußens oder in Oesterreichs Hand oder

wo sonst sie liegen werde, wird gar nicht berührt. Die Centralgewalt wird bereits erheblich enger eingeschränkt als in jenem Gutachten vom Mai über den Dahlmannschen Entwurf. Die Selbständigkeit der Einzelstaaten, zumal der zwei großen, wird vor allem gesichert. Auch die kleineren soll man schonen, immerhin werden deren Contingente zusammenzulegen oder einem der größeren anzuschließen und es wird entweder diesem letzteren oder dem größten der zusammengelegten Gruppe die Leitung zu überlassen sein; die Centrale wird hier mehr als bei den Großen einreden dürfen, aber die Leitung hat sie nirgends und über die Großstaaten ganz gewiß nur die „Aufsicht". Im Kriege bestellt sie den Oberfeldherrn, sowie die Oberbefehlshaber combinirter Corps, auch die commandirenden Generale, indeß auch dann nur nach Vereinbarung mit den größeren Mächten. Das Nothwendige, aber niemals mehr, soll ihr zufallen, das Einzelne und Technische überhaupt nicht: da wird es nicht gut sein, Formation, Bewaffnung, Bekleidung, Reglements einheitlich machen zu wollen; nur innerhalb je eines Corps ist das nöthig und von oben her thunlich, sonst kann es sich stets nur „um Andeutungen und nicht um Befehle" handeln. Die deutsche Cocarde und das deutsche Fahnenband sollen nur im Kriege getragen werden. Das Problem, Einheit und Sonderung zu verbinden, wird also überall in guter gemeindeutscher Absicht, aber doch schon mit sehr starker Betonung der Sonderrechte und mit starkem Bewußtsein der Stellung der Großmächte gelöst. Man bekommt es deutlich zu spüren, daß die erst Verhöhnten, die conservativen Gewalten sich an allen Orten wieder erhoben haben; indem er die neuen Siege der Truppen aufzählt, läßt der Verfasser übrigens auch die österreichischen in Prag, Wien, Italien nicht aus.

Das eigentliche Rückgrat der Schrift aber ist das lebendige preußisch-militärische Selbstgefühl. Die preußische Wehrverfassung hat der Frankfurter Ausschuß als sein Vorbild bezeichnet: aber was er vorbringt, „das ist nicht das preußische System". „Feind aller Theorien, die sich noch durch keine Praxis bewährt", in der „Sprache des Praktikers", will Wilhelm das erweisen und es bessern. Und hier legt er seine eigensten Gedanken dar, wie er sie in der Vergangenheit oft genug verfochten hatte, wie er sie in der Zukunft erweitern und durchkämpfen sollte. Er duldet allerlei Neuerungen in Namen und Sachen, die ihm gewiß nicht leicht zu ertragen waren: die vier „Heerbanne" des Entwurfs, die Oeffentlichkeit des Militärgerichtsverfahrens. Die allgemeine Dienstpflicht übernimmt er ganz, die Einberufung aller Wehrpflichtigen aber erklärt er sehr lebhaft für pecuniär und technisch undurchführbar. Und gerade hier besteht er auf dem preußischen System: Erziehung des Soldaten! Keine Verkürzung der Dienstzeit über die preußischen Fristen von 2, 2½ und 3 Jahren hinaus! Da wendet er sich eingehend und eifrig gegen die Legenden von einer Volkswehr, die ohne einmalige gründliche Durchbildung ihre militärisch-sittliche Pflicht erfüllen könne; weder französische Analogien von 1792 noch preußische von 1813, noch schweizerische von 1847 erkennt er an. Friedrich Wilhelm III., „dieser unsterbliche wahrhafte Kriegsherr", und Boyen haben wohl gewußt, daß sich die Landwehr nur auf strenge Schulung begründen läßt, auf langen, ununterbrochenen, später dann nur zeitweilig wieder aufgefrischten Dienst: sie soll doch kein undisciplinirtes Zwischending zwischen Heer und Bürgerwehr sein? nicht Paradekünste meint er damit zu vertheidigen, sondern die „innere Tüchtigkeit" der Truppe.

Nicht minder wahrt er die altpreußische Art im Officiercorps, in dessen Standesorganisation und seinem Zusammenhange mit der Krone. Die Wahl der Landwehrofficiere durch die Wehrmänner ist ebenso undenkbar wie jede Beförderung von Linienofficieren durch Wahl des Officiercorps: der eine

wie der andere Vorschlag entstammt der Verwirrung aller Begriffe durch die Revolution. Der Landesherr muß Herr der Ernennungen bleiben; das Officiercorps behält seinen monarchisch-aristokratischen Charakter. Weder die Aufhebung des besonderen Militärbildungswesens, noch die Einschränkung des Militärgerichts, noch etwa gar die Beseitigung des Ehrengerichts kann zugestanden werden. Das Officiercorps ist eine „geschlossene Sonderung", fordert von seinen Mitgliedern die Hingabe des Blutes, legt ihnen die höchste Verantwortlichkeit auf: nur durch Pflege der Standesehre kann es die besondere Gesinnung aufrechthalten, die unerläßlich ist, wenn die Gewalt der Waffen nicht zu roher Ausschreitung verleiten soll. Aber die „Apostel der Anarchie" haben im Officiercorps den Träger der Ehre der Armee, der Treue und des Gehorsams gegen den Herrscher, der Ordnung zu treffen getrachtet: deshalb die Angriffe auf das „Junkerthum", die gehässige Verallgemeinerung einzelner übler Vorfälle. Hier, wo er das Eigenste seiner Armee zu vertheidigen hat, quillt die Bitterkeit, aber auch der Stolz des Prinzen, seine noch allzu frischen Erfahrungen, sein ganz persönliches Empfinden beinah leidenschaftlich über: „Glücklicherweise hat Alles seine Zeit und jetzt schon erfährt das so verschrieene Junkerthum die Genugthuung, auch wieder gerecht beurtheilt zu werden". Und vorher schon: „Nie vielleicht hat eine Armee vom Schicksal so Schweres zu erdulden gehabt, als die preußische in diesem verhängnißvollen Jahre! Verhöhnt, verspottet, von allen Kunstgriffen der Verführung umstrickt, hat sie felsenfest und unerschüttert in ihrer Gesinnung und Disciplin dagestanden": von neuem hat sie die „Bewunderung der Welt" verdient. „Worin wurzelt diese Thatkräftigkeit, Ausdauer und Treue, welche solchen Eindruck hervorbringen kann? Nächst der Gesinnungstüchtigkeit, welche in der großen Mehrzahl des preußischen Volkes herrscht, allein in der Erziehung, welche dem preußischen Soldaten zu theil wird". Die ist der Quell dieser militärischen Tugenden, dieses militärischen Geistes, dieses Vertrauens zwischen einem unübertrefflichen Officiercorps und allen Gliedern des Heeres, und daher fließen die Zucht und die Heldenthaten.

Wieder greift man hier den eigentlichen Boden, auf dem Wilhelm stand, jetzt und immer. Er konnte den Erfordernissen des Tages, selbst im Principe, weit entgegenkommen, so weit, daß er dann auch innerlich wieder zurückwich; er fand in diesem Wandel der Politik, bei manchem Schwanken das nicht immer staatsmännischer Beweglichkeit, sondern ein wenig der Unsicherheit entstammen mochte, immer zuletzt seinen Weg; aber er war der Vertreter des preußischen Heeres, das war seine eigene Welt und da war er völlig sicher und einheitlich. Gegen Ende des Jahres 1848 besichtigte er die rheinisch-westfälischen Truppen: die Officiere wies er auf die Möglichkeit einer Mobilmachung im nächsten Frühjahr hin. Dieses Heer in seiner Selbständigkeit zu schirmen war der tiefste Zweck seiner Flugschrift gewesen; mit diesem Heere den Schwierigkeiten der Zeit entgegenzutreten war ihm das Natürliche.

Die Aufgaben rückten 1849 in der That dichter heran. Das Frankfurter Parlament hatte die Verfassung durchberathen, es war, nach mancherlei Verhandlungen mit den Cabinetten und der Cabinette untereinander, durch Schwarzenbergs offenen Angriff Preußen in die Arme getrieben worden, und am 27. und 28. März 1849 brachte es die Verfassung mit dem Beschlusse des preußischen Erbkaiserthums zu Ende — freilich eine Verfassung, radical den deutschen Fürsten gegenüber, die sie weit in den Hintergrund schob, radical auch dem neuen Kaiser gegenüber, dem sie in allem die Hände band und das entscheidende Veto versagte; eine Würde ward ihm dargeboten, zu erringen im Gegensatze zu allen Sonderstaaten, im Gegensatze vornehmlich zu dem aus-

geschlossenen Oesterreich. Wir sehen die tragische Nothwendigkeit völlig ein, mit der dieses Werk von 1848, auf das Zusammenwirken so unvereinbarer Mächte wie der Paulskirche und Friedrich Wilhelms IV. angewiesen, scheitern mußte; wir begreifen, daß die Zeitgenossen sich an das letzte Rettungsmittel, das der deutschen Einheit gelassen ward, verzweifelt klammerten und daß eine tiefe Erregung die Menschen und die Länder durchzitterte; aber wie Friedrich Wilhelm IV. war, legitimistisch von Grund aus, großdeutsch in all seinen Gefühlen, viel zu fein, zu widerspruchsvoll und zu ängstlich, um den großen Waffengang inmitten einer feindlichen Welt zu wagen, der ihm allein das Kaiserthum hätte sichern können — so begreifen wir auch, daß ihm wol die Hand nach der Krone zuckte, daß er sie aber, so wie man sie bot, zuletzt nicht nehmen konnte: weder seinen innerlichen Gegensatz noch seine angeborene Scheu vor dem Wagniß vermochte er zu überwinden. Er hat es ja ausgesprochen, daß er kein Friedrich II. sei.

Es ist nun überaus anziehend, zu beobachten, wie sich sein Bruder zu der gleichen Frage stellte. Bei den Prinzen und bei den Officieren, so mußte Gerlach vom November bis zum März immer wiederholen, überwiegt die Eifersucht auf Oesterreich und der preußische Zug alle Bedenken: sie sind für die Annahme der Krone, voran der Prinz und die Prinzeß von Preußen. Der König müsse sich an die Spitze Deutschlands stellen, sprach diese im März aus; eine Verständigung mit Oesterreich, wie sie Friedrich Wilhelm erstrebte, sei ein Ding der Unmöglichkeit, fügte ihr Gemahl hinzu. Am Vormittage des 3. April 1849 erhielt die Kaiserdeputation vom Könige die aufschiebende Antwort, ehe er sich entschließe, werde er mit den deutschen Regierungen zusammen, deren freies Einverständniß die Voraussetzung ihres Beitrittes sein müsse, die neue Verfassung durchprüfen. Es war weder ein Ja noch ein Nein; die volle Freiwilligkeit des Beitrittes hatte Preußen schon vorher gefordert; neu war in des Königs Worten nur der ausdrückliche Zusatz von der Revision der Frankfurter Verfassung. Gerade darin sah die Mehrheit der Deputation den inneren Bruch. Als die Abgesandten am Abend des 3. April im Palais des Prinzen von Preußen empfangen wurden, zeigten die beiden Wirthe ihnen die herzlichste Theilnahme, bemühten sich, ihnen die pessimistische Auffassung der königlichen Antwort auszureden; „es werde, es müsse alles noch gut werden." Einen Zwang auf die Fürsten könne der König natürlich nicht ausüben. Darauf ward dem Prinzen erwidert, nicht darin, sondern in der Nichtanerkennung des Verfassungswerkes liege das Trennende. „Diese Seite der Frage, so war Karl Biedermanns Eindruck, hatte dem Prinzen ferner zu liegen geschienen; zum wenigsten hatte er diesen Standpunkt nicht vertreten." Und dieser Eindruck wird ganz richtig gewesen sein. Der Prinz war mit ganzer Seele für die Machterweiterung Preußens, deshalb vertraute er alle Schwierigkeiten überwinden zu können; daß die demokratische Verfassung nicht wegzuräumen sein würde und daß in dieser Richtung eine ernste Gefahr für die Monarchien läge, mag er wirklich nicht in das Auge gefaßt haben. Sobald ihm diese Erkenntniß aber deutlich wurde, schwenkte er ab. Am 21. und 28. April gab Friedrich Wilhelm der Paulskirche sein endgültiges Nein; noch kurz vorher hatte Beckerath das prinzliche Paar „sehr verständig" gefunden. Ganz bald darauf warf auch Wilhelm der Verfassung, d. h. der demokratisch-liberalen Seite der gesammten Bewegung, die Absage ins Gesicht. Das ist nach allem, was man erkennen kann, keineswegs bloß aus Gehorsam gegen den königlichen Entscheid geschehen: auch ganz persönlich sprach er, schon am 29. April, Gerlach seine Zustimmung aus: fielen jetzt die Rheinlande ab, so wäre das noch kein irreparables Unglück. Die Frankfurter Verfassung, so

schrieb er jetzt (an Stillfried, 26. Mai), begründe ein Scheinkaiserthum, einen Uebergang zur Republik, der König habe sie mit Recht verworfen, und es zieme den Preußen, ihm und seinen Ministern zu vertrauen. Der Umschwung des Prinzen war vollkommen: die neuen revolutionären Zuckungen, die der Frühling an vielen Orten, am stärksten in Dresden und in Baden hervorgetrieben, werden ihn erst ganz erklären. Die Krise sei ärger als jede frühere, schrieb er am 20. Mai an Natzmer, aber man werde sie bestehen, schon habe sich die Königstreue des Volkes erwiesen, und wo „der blaue Rock" erscheine, da habe er gesiegt. Allem Drängen der Gegenwart gegenüber hat der Prinz hier seinen festen Standpunkt gefunden: „daß ich bei meiner ledernen Natur, die man vielleicht praktisch nennen könnte, viel Anstoß in der phantastischen Professoren-Zeit gebe, können Sie denken. Wir wollen nur abwarten, wer zuletzt Recht behält." „Recht" aber meinte er nicht nur gegen die Radicalen zu behalten: er schloß in diesem Mai, in all den Kundgebungen, die uns vorliegen, seine Rechnung mit den Ideen von 1848 in doppelter Weise ab — gegen die demokratische Verfassung, aber für die Einheit unter Preußen. „Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern; à la Gagern geht es nun einmal nicht. Ob die Zeit zu dieser Einheit schon gekommen ist, weiß Gott allein! Aber daß Preußen bestimmt ist, an die Spitze Deutschlands zu kommen, liegt in unserer ganzen Geschichte — aber das wann und wie? darauf kommt es an."

Er hatte die Schicksalsfrage seiner eigenen Zukunft gestellt.

Die beiden nächsten Jahre gehörten der Ausführung des zwiefachen Programms, das jene Briefe des Prinzen enthalten: der Niederwerfung des Aufruhrs zuerst, der Begründung eines preußisch-deutschen Systems sodann.

Ein militärisches Commando hatte er sich längst gewünscht, die Minister hatten es ihm versagt. Plötzlich, binnen 48 Stunden, sah er sich nun aus tiefster Stille auf den Kriegsschauplatz versetzt: am 8. Juni 1849 wurde er an die Spitze der Armee gestellt, die in der Pfalz und in Baden den Aufstand zu unterdrücken bestimmt war. Zwei kleine preußische Corps sollten mit einem gemischten Corps unter Peucker, das der Reichsverweser aufgebracht hatte, zusammenwirken, der Plan wurde zu Mainz am 13. Juni dahin verabredet, daß die Rebellen am Neckar gestellt, von drei Seiten umfaßt und so erdrückt werden sollten. Sofort fiel die Pfalz — der Prinz selbst war bei dem Corps, das sie unterwarf, und erlebte dort den ersten Mordanschlag auf seine Person. Schwerer war es, die badischen Haupttruppen unter Mieroslawski zu vernichten, die Umfassung mißlang dank dem Zögern Peuckers, eine Reihe von Gefechten wurde nothwendig. Der Prinz setzte sich selber dabei kaltblütig aus; er fand die Gegner zäh, die eigenen Soldaten, namentlich die der Linie, vorzüglich, und bald stellte sich der vollkommene Erfolg ein, am 23. Juli fiel Rastatt, die letzte Zuflucht und Stütze der Revolution. Militärische Folgerungen mancherlei Art sollte Prinz Wilhelm weiterhin aus diesen neuen Erfahrungen ableiten; das Hauptgefühl war ihm jetzt die helle Freude, der sichere, wenngleich bescheidene Stolz auf diese erste Bewährung im Ernstfalle, die er und sein Heer, endlich nach 33jähriger Pause, hatten ablegen dürfen. Das ist der Ton, der seine Briefe, seine Erlasse durchklingt. Als ihm Natzmer herzlich Glück gewünscht, in ihm den Träger von Preußens Zukunft begrüßt hatte, antwortete er ihm (9. April 1850) mit dem warmen Danke des Schülers gegen den militärischen Lehrer: „meine unter Gottes Beistand errungenen siegreichen Ereignisse des vorigen Jahres" sind Ihr eigenes Werk! Die Danksagung des Königs, — „Deine unendliche Gnade und Brüderlichkeit" —

rührte ihn zu Thränen (August 1849). Man spürt, wie viel ihm diese Ausübung seines Berufes, der erste eigene Sieg, bedeutete. Und das, was ihm damit zusammenhing, war die Wahrung seines preußischen Stolzes. Die Versuche Oesterreichs, seinem Staate den Erfolg und den Ruhm zu verkümmern, wies er scharf ab; der König, bat er im Gegensatze zu den Plänen der Minister (Juli-August), möge ihn am Rheine belassen, da er dort sicherer als irgend ein General österreichischen Eingriffen entgegenzutreten vermöge; er erfuhr, nicht ohne ein ungeduldiges Erstaunen, und mit einiger Ironie, die Ansprüche der machtlosen kleinen Staaten, die doch soeben durch Preußen hatten gerettet werden müssen. Es war ihm eine erste, kurze Schule des politischen wie des militärischen selbständigen Handelns auf dem Boden der deutschen Frage.

Im Westen verblieb er dann in der That, als Militärgouverneur Rheinlands und Westfalens, mit Koblenz als Stabsquartier. Auf beinahe ein Jahr trat er, soviel wir sehen, und nicht ganz ohne Mißfallen, von den politischen Geschäften zurück; er suchte durch Schneiders Wehrzeitung auf die militärischen Angelegenheiten einzuwirken, erhob da bereits gelegentlich Opposition gegen das Ministerium. Das Frühjahr 1850 rief ihn wieder in die Politik hinein: Friedrich Wilhelm IV. war daran, die deutsche Frage, nachdem er sie der Paulskirche entzogen, nunmehr seinerseits zu lösen. Er unternahm den wunderlichen Versuch seiner Union, der Herstellung eines engeren, preußischen, auf freiwilligen Eintritt der Mittel- und Kleinstaaten zu begründenden Bundes innerhalb des weiteren; eines Bundes, der im Verständniß mit Oesterreich, nie gegen Oesterreich entstehen und bestehen sollte; er unternahm diesen Versuch, eigentlich doch im Widerspruche zu seinen eigensten Wünschen und Ueberzeugungen, in einer Richtung, die seinem Bruder natürlicher sein mußte als ihm selber: Gedanken der Paulskirche eigenthümlich gemischt mit selbständig vordringender preußischer Politik und der persönlichen Rücksicht des Herrschers auf das Alte, auf Oesterreich. All das begonnen zu einer Zeit, wo die Gluth von 1848 im Verlöschen war; weitergeführt, während Oesterreich sich wieder verstärkte und gegen den preußischen Plan deutlicher und deutlicher auflehnte; während zugleich Rußland immer entschiedener auf Oesterreichs Seite trat. Es ist bekannt, wie der Versuch mißlungen ist; wie bei allem Gesunden und Zukunftsvollen, das in ihm lag, nicht nur die steigende Ungunst der Umstände, sondern weit mehr noch die innere Halbheit des Königs, die alles im voraus verdarb, und die durchaus unglückliche und unpolitische Führung seines geistreichen Rathgebers Radowitz ihn zu nothwendigem Scheitern brachte. Man sammelt die übrigen Staaten um Preußen, erlebt den Abfall der wichtigsten, duldet ihn, rührt keine Hand zum Zwange und hält das verfallende Werk dennoch fest; man sieht Oesterreich vorgehen, der Union den alten Bund entgegenstellen, und beharrt bei ihr, solange es noch Zeit ist, mit Ehren einzulenken; man treibt über dem hessischen Conflicte bis dicht an den Krieg heran: dann giebt Friedrich Wilhelm IV. nach und unterwirft sich dem triumphirenden Gegner. Daß in einem Ringen, in welchem nur die äußerste Kühnheit und Festigkeit, mit der Geschmeidigkeit eines wirklichen Staatsmannes vereint, möglicherweise den Sieg sichern konnte, Friedrich Wilhelm IV. von vornherein zur Niederlage verurtheilt war, mag der Nachlebende einsehen. Unter den Zeitgenossen zeigte die Gerlachische Partei, zum Theile von wirklicher preußischer Einsicht, zum größeren Theile von der Parteidoctrin bestimmt, eine völlig klare Haltung: sie widerstrebte Radowitz von Anfang an und setzte alles an seinen Sturz, Leopold Gerlach führte diese Opposition, auch gegen den König selbst, mit zäher Consequenz. Prinz Wilhelm aber blieb sich selber treu, wenn er den preußischen Zug in den Unionsplänen ergriff und mit ganzer Kraft für

sie wirkte. Ganz natürlich, daß er durch die persönlichen Mängel des Königs, durch den inneren Widerspruch in dessen Stellung sich nicht abschrecken ließ, daß er trachtete, in den Ereignissen seine eigene, militärisch-politische Persönlichkeit zur Geltung zu bringen, daß er den Kampf empfahl, zu dem er den Muth in sich trug: er hatte recht; wie aber Dinge und Menschen einmal waren, so vermochte er auch dieses Mal wie einst am 19. März 1848 das Verhängniß nicht zu wenden, vielmehr sein Drängen half noch es herbeiführen, weil der zuletzt entscheidende Factor seiner Rechnung, der nothwendige Entschluß des Königs, in der Krisis versagte.

Daß der Prinz die Union begünstigte, zeigte sich schon früher. Näher verfolgen können wir seine Haltung seit dem Eintritt der schärferen Conflicte, seit dem Mai 1850. Da „beschwor" er seinen Bruder im Widerstreite mit Oesterreich festzuhalten, sich und die treugebliebenen Fürsten nicht unheilbar bloßzustellen; da faßte er in einer muthigen Denkschrift vom 19. Mai die preußische, deutsche, europäische Lage entschlossen in das Auge. Preußen ist im Recht, es kann Oesterreichs staatsrechtliche Vorwürfe widerlegen, sich vor den Großmächten mit guten Gründen vertheidigen; es darf selbst dem kritischen Falle eines Krieges nicht ausweichen und muß alsdann dem äußerlich überlegenen Gegner „den Stern Preußens, seine tüchtige Armee und sein Recht" entgegenhalten. Auch hier wieder vertrat er, in weitausgreifender historischer Darlegung, die sich gegen Oesterreich kehrte, seinen tiefen Glauben: „Preußens geschichtliche Entwicklung deutet darauf hin, daß es berufen ist, einst an die Spitze Deutschlands zu treten". Dafür, und keineswegs für die Verfassung, wie sie das Unionsparlament zu Erfurt berathen hatte, erwärmte er sich — diese war ihm vielleicht nicht preußisch, sicher nicht königlich genug. Allein auch sie wird man, wie es bei der preußischen Verfassung ja schon geschehn ist, weiterhin noch verbessern, ihre „demokratischen Elemente" zurückdrängen können. Nur muß man dabei langsam, „mit weiser Mäßigung vorschreiten"; abwenden wollte er sich von „den Mitteln der Zeit" nicht. Aber zu Gerlach und gleichzeitig zu den europäischen Trägern der Reaction gerieth er so, und vollends im Aeußeren, von seinem fridericianischen Standpunkte aus, in unmittelbaren Widerspruch; daß auch der König, mit seiner Unfähigkeit gegen Oesterreich loszuschlagen, eigentlich doch auf der anderen Seite stand, erkannte er nicht oder wollte er nicht anerkennen. Er hatte empfohlen, die Großmächte zu Zeugen anzurufen; Ende Mai wurde er selber zu Kaiser Nikolaus nach Warschau geschickt. Bei ihm wie bei Felix Schwarzenberg, mit dem er dort zusammentraf, vertrat er mit Wärme die preußische Politik, ohne indes mehr heimzubringen als den lebhaften, ja drohenden Rath des Zaren zum Frieden mit Oesterreich, zu gemeinsamem Kampfe gegen die Constitutionen; über ihn selbst beschwerte sein Schwager sich offen. Gleich darnach war er zur Taufe in England; aber in Ost und West blieb Preußen isolirt. Mit dem Juli begannen in Berlin, der Lage entsprechend, militärische Berathungen, an denen auch er theilnahm; er hielt an der Union fest und mußte dabei über die Halbheit der heimischen Maßregeln klagen. Nun steigerte jeder neue Monat die Spannung der deutschen Lage; Radowitz wurde im September zum Minister erhoben, im October rückten die Truppen der Union und des hergestellten alten Bundes in dem strittigen Hessen gegeneinander, und der Premierminister Graf Brandenburg suchte noch einmal, mit unverändertem Erfolge, den Zaren auf. Seine Rückkehr brachte die Krise: in den Berathungen vor und an dem 1. November standen Gerlach, Brandenburg und die Minister gegen König, Prinz Wilhelm und Radowitz, in der großen Sitzung vom 2. entschied, unter Wilhelms lautem Widerspruch und zu seinem

heftigsten Unwillen, die Mehrheit gegen die Mobilmachung, und Radowitz ging. In dem, was nun folgte, waren die eigentlichen Führer offenbar Gerlach und der Prinz von Preußen. Mehr scheinbar war am Ende doch die Abweichung zwischen Gerlach und dem Könige. Friedrich Wilhelm ließ wol auch seinem Grolle gegen seinen widerspänstigen Generaladjutanten die Zügel schießen, dem Grolle des kraftlosen Eigensinnes, der gleichzeitig sich selber bereits aufzugeben beginnt; er richtete sich wol weiterhin Positionen ohne rechten Inhalt auf, an denen er festhalten zu wollen erklärte; Gerlach konnte sehr gut dem Wunsche des Fürsten nach einer Mobilmachung entgegenkommen, die doch nach dessen innerster Meinung nur dazu dienen sollte, den Abschluß des Friedens mit Oesterreich zu decken. Ueber all dies Schwanken, über alle Scheingründe des Königs hinweg trafen die wahrhaft ernsten Gegensätze vielmehr in Wilhelm und dem Generale aufeinander: rückhaltloses Drängen hier auf den Frieden, dort auf den Krieg. Gerlach vermittelt, beruhigt, bringt alle Fäden in seine Hand, verkehrt in höchst außerordentlicher Weise mit den preußischen, den russischen, sogar den österreichischen Diplomaten — ein Parteihaupt, wie er es selber nicht ohne Unbehagen empfand, das seinen Herrscher einfach mit selbständiger Politik in die eigenen Bahnen hinüberzuzwingen unternimmt, und sich offen gesteht, seine Hoffnung liege in der inneren Unsicherheit und Schwäche seines Herrn. Wilhelm dagegen ist ganz durchdrungen von der Unmöglichkeit jedweder, auch einer verhüllten, Umkehr und Demüthigung seines Staates: die Verkörperung der tiefbedrohten preußischen Ehre. Er erklärt (14. Nov.), die Armee werde die Räumung Hessens nicht aushalten — und er hatte dabei im Schooße der Gerlach'schen Partei selber Bundesgenossen, von denen er nichts ahnte: Kleist und Bismarck sprachen ganz in seinem Sinne zu Leopold Gerlach (21. Nov.). Gerlach hielt dem Prinzen wol vor, die Uneinigkeit in der Regierung mache einen energischen Krieg unmöglich: nun gut, ist die Antwort, so muß man andere Minister berufen. Dabei baute Wilhelm getrost auf den Patriotismus der Kammern. Die Mobilmachung war am 6. November doch noch vollzogen worden und der Prinz von Preußen erhielt den Oberbefehl über ein mobiles Heer von drei Armeecorps. All seine Hoffnungen wurden wieder wach und stark. Er suchte den Eindruck der Concessionen, die sein Bruder noch machte, abzuschwächen. Er sprach dem befreundeten Koburger Herzog — und zugleich wol ein wenig sich selber — am 22. in einem eindringlichen Briefe zu, stellte, nach der verblüffenden Aufhebung der alten (15. Nov.), eine neue, ebenfalls parlamentarische Unionsverfassung in Aussicht, rechnete mit dem künftigen Widerstande gegen Oesterreich: nur müssen Preußens Rüstungen erst fertig sein, sobald sie das sind, kann man fester zugreifen. Da lag freilich zugleich das eine, verschwiegene Bedenken: die Mobilmachung zeigte im Heere eine Fülle gefährlicher Mängel. Indessen, der Prinz wollte sie überwinden; ihn tröstete die Begeisterung, die in diesen Wochen durch das preußische Volk fluthete. „Jawohl, so hat er im April 1851 seinem getreuen Natzmer zustimmend geschrieben, es war im November ein zweites 1813 und vielleicht noch erhebender, weil nicht ein siebenjähriger fremdherrschaftlicher Druck diese Erhebung hervorgerufen hatte, es war ein allgemeines Gefühl, daß der Moment gekommen sei, wo Preußen sich die ihm durch die Geschichte angewiesene Stellung erobern sollte! Das Commando, das mir des Königs Vertrauen zuwies, war recht gemacht, um zu glauben, daß man die Welt stürmen könnte. Ich sah mit großem Vertrauen den Ereignissen entgegen. Denn in dem Geist, der unsere Armee belebte, lag das Gefühl der Nachhaltigkeit." Ob er richtig urtheilte, ob die Thatenlust ihn hinriß, ob die populäre Begeisterung, durch einen Irrthum über des

Königs Absichten hervorgerufen, stark genug war, um so viel Lücken auszufüllen; ob es wirklich möglich war, unter einem Friedrich Wilhelm IV. den großen deutschen Krieg zu führen — der Prinz hat all das durch die That nicht erproben können. Daß der Geist, der allein zu helfen vermocht hätte, in ihm lebendig war, das ist gewiß. Das Wort, das „eine hochstehende patriotische Frau“ — doch wol die Prinzessin Augusta? —, schon am 5. November an Bunsen schrieb, indem sie, im Anklange an einen früheren Ausspruch Wilhelms, dem „neuen Preußen“ die Grabrede hielt, das am 3. November 1850 gestorben sei wie am 19. März 1848 das alte — das Wort: „der Prinz von Preußen hat ritterlich für sein Vaterland gekämpft, doch vergebens!“: es gilt für die gesammte Zeit dieser Krisis, für den gesammten Verlauf des Novembers. Vergebens ist all sein Widerstand geblieben. Noch kurz vor der Entscheidung traf Gerlach eines Abends die beiden fürstlichen Brüder tieferregt, den Prinzen bereit, schon auf eine Drohung des kaiserlichen Gesandten hin die Truppen gegen die Grenze vorzuschieben. Aber seit dem 23. wurde alles durch den Vorschlag einer Zusammenkunft Manteuffels, des neuen Ministerpräsidenten, mit Schwarzenberg beherrscht — den von Preußen bei dem österreichischen Gegner beinahe bittweise durchgesetzten Vorschlag, dessen Verwirklichung die Olmützer Conferenzen und der offenkundige, kaum eben durch einige formelle Nachgiebigkeit Oesterreichs verschleierte Rückzug Preußens waren. Prinz Wilhelm hat sich diesem Abschlusse unterwerfen müssen. Ob und wie er sich noch gewehrt hat, ist mir nicht bekannt; gegen die für Preußen besonders ungünstige Art der verabredeten Abrüstung erhob er im Ministerrath am 2. December Einspruch, wie immer erfolglos. Leopold Gerlach fühlte sich als Sieger, auch O. v. Bismarck vertheidigte nunmehr im Landtage fast ohne Rückhalt den vollzogenen Entschluß; was nicht nur der Mann der Kreuzzeitung, sondern auch der Realpolitiker für ihn sagen konnte, wissen wir. Der Prinz von Preußen hat die Niederlage seines Vaterlandes nicht verwinden können. Schon um Mitte December sprach ein leidenschaftlicher Brief Wilhelms an Manteuffel, im Hinblick auf die soeben zur Ordnung der deutschen Verhältnisse berufenen Dresdener Conferenzen, von Verfassungsbruch und Meineid, forderte Offenheit gegen die Kammern, Energie in Dresden. Mit den Ministern hatte er im Januar 1851 Reibungen, die seine eigene Stellung betrafen; als er im Frühjahr als Gast des Prinzgemahls Albert zur Eröffnung der Londoner Weltausstellung reisen wollte, erhoben sie Einwände, die indessen nicht durchschlugen. Der englischen Reise folgte im Juni eine russische; sie verlief unpolitisch, und Nikolaus fand seinen Schwager „viel besser“ als 1850. Dieser aber strebte überhaupt aus dem Kreise der Berliner Politik heraus, er wollte im Rheinlande sein militärisches Gouvernement behalten und sträubte sich heftig, als ihn der König im Juli von dort abzuberufen und an die Spitze des Staatsraths zu stellen gedachte. Diesmal behauptete der Prinz seinen Willen, und mit gutem Grunde: nach Berlin hätte er nicht gepaßt. Gerlach hatte zum Jahreswechsel unter den „traurigsten Zeichen der Zeit“ auch den „Liberalismus des Prinzen von Preußen“ aufgezählt, „der sich durch Aerger gegen Oesterreich äußert“. Der General stellte die Dinge auf den Kopf: es war vielmehr die Rivalität des Prinzen gegen Oesterreich, die sich in seinem „Liberalismus“ äußerte, und dieser Liberalismus war jetzt schwach genug. „Mit der inneren Politik, so verzeichnete Gerlach im Juli 1851, hat sich S. K. H. einverstanden erklärt, die äußere müsse er aber noch immer verdammen.“ In der inneren ging der Prinz (in einem Briefe vom April 1852) sogar so weit, den Constitutionalismus als eine Farce zu bezeichnen, deren Ende und deren Ersatz durch eine vernünftige reichsständische

Verfassung — freilich eine bessere als die von 1847 — er in Betracht zog. Für das Aeußere aber blieben ihm die Sätze in Geltung, mit denen er im April 1851, an Natzmer, aus Union und Olmütz das Facit gezogen hatte: „es sollte noch nicht sein. Aber sobald sehe ich jetzt dazu keine Aussicht; es muß wol noch verfrüht gewesen sein und ich glaube, wir sehen die gehoffte Stellung für Preußen nicht mehr. Ich bin gewiß für den Frieden und für ein Hand in Hand gehen mit Oesterreich; doch beides muß mit Ehre geschehen und wir dürfen uns nicht, wie es geschieht, an das Gängelband nehmen lassen." Und Schwarzenberg widmete er ein Jahr darauf einen bitter feindseligen Nachruf.

Mit diesen Gefühlen schied er aus der deutschen Revolution, an die ja die Geschichte des Unionsversuches noch unmittelbar anknüpft: der liberalen Idee gegenüber zuletzt, angesichts so vieler Enttäuschungen, tief ernüchtert, ein Bekenner der Autorität; und auch der nationale Gedanke hat sich ihm, wie der Zeit, dicht verschleiert, die nähere Zukunft liegt in mattem Grau; über sie hinweg hofft er auf eine ferne Erhebung dessen, wovon er stets ausgegangen war und wozu er auch jetzt allein zurückkehrte, der preußischen Großmacht. Er selber hatte alle Kämpfe der inhaltreichen Jahre mannhaft, ja sieghaft bestanden; zuletzt lenkte er doch, nach mancher Erweiterung und mancher Wandlung seines Wesens, wieder in stille und wie es schien, in die alten Bahnen ein: und alles wies darauf hin, daß der 54jährige nun doch endgültig zum Abschluß seiner Entwicklung und seines Strebens gelangt war. Die Jahre der Reaction brachen an, auch für ihn trübe und unlebendig, und schlossen seine Arbeit in enge Schranken ein.

Die Reaction bringt in Preußen, wie man beobachtet hat, gleichmäßiger als wol irgendwo sonst, alle die Gewalten empor, die vor der Revolution hatten zurückweichen müssen: Königthum, Bureaukratie, Adel und Kirche reichen sich dabei die Hände. Friedrich Wilhelms IV. persönliche Eigenart erhielt freien Raum, sich wieder zu bethätigen, und auch gegen seinen Adel setzte er gewisse Erhöhungen der eigenen Macht durch. Im ganzen aber überwiegt doch der Eindruck nicht so sehr eines königlichen, als eines Parteiregimentes: das Junkerthum, nach dem 48er Schlage in frischer Kraft zurückgeschnellt, steht jetzt voran, das Bürgerthum, das allzu eifrig vorgedrungen war, ist in den Schatten gedrängt, König und Ministerium gehören zur herrschenden Partei. Freilich zeigt diese Einheit, sobald man ihr nahe tritt, tiefe innere Spaltungen. Sie gehen durch die Seele des Herrschers selbst, der im Grunde alle dem feind ist, was er doch als Erbschaft der Revolution übernommen und beschworen hat; er verabscheut diese Verfassung, strebt zu seinem ständischen Ideale zurück, bleibt so zuletzt und im Herzen der Parteigenoß der engsten Gerlach'schen Gruppe, die noch immer den ständischen Staat der „Doctrin" als oberstes Ziel im Auge behält. Aber er hat diese Verfassung, und schlimmer noch, er hat seinen modernen, heimathlichen Staat einmal vor sich, ja trotz allem in sich selbst, und mit getheiltem Herzen muß er in dem Systeme verharren, das ihn umschließt. Getheilt ist das Ministerium: auch in ihm neben den Getreuen Gerlachs, den Raumer und Westphalen, der böse Geist des preußischen Staates, heidnisch, absolutistisch, bonapartistisch, wie Gerlach klagt; sein oberster Vertreter ist der Ministerpräsident O. v. Manteuffel selbst, der die Einheit dieses Staates, seiner Bureaukratie, die Nothwendigkeiten des modernen Lebens halb wider Willen gegen die Ultras und gegen den König selber vertheidigen muß. Das Ideal des Königs und seiner Freunde will nicht Wirklichkeit

werden, eine organisch ständische Neubegründung von unten auf wird nicht durchgesetzt, bei eifriger Arbeit der Gesetzgebung und der Verwaltung kommt man doch über einen unlebendigen Widerstand, über eine hitzige Feindschaft gegen alle Forderungen und Menschen der neuen Zeit, über ein System des dumpfen Druckes und Zwanges nicht hinaus, das seiner selber inmitten einer ganz anders gerichteten Welt nicht sicher bleibt. Diese tiefe Unfruchtbarkeit und widerspruchsvolle Schwäche daheim und nach außen, dieses vergebliche Ringen mit den vorwärtsdrängenden gesellschaftlichen und staatlichen Kräften des Tages, mit dem Charakter des preußischen Königsstaates selber — das ist doch das Bild, das, bei aller überzeugenden persönlichen Ehrlichkeit und Innerlichkeit des Schreibenden selber und auch des Königs, die Aufzeichnungen Leopold Gerlachs dem Betrachter in unvergeßlichen und sicherlich in schmerzlichen Zügen vor die Seele halten: man blickt in eine dem Untergange rettungslos verfallene Welt. Die conservativen Gewalten, adelige wie monarchische, die sich in diesem Systeme selber übertrieben, haben lebendig erst wieder gewirkt, als sie aus der Enge dieses Parteisystems herausgerissen und in lebendige und große Aufgaben hineingeführt worden sind.

Der Zeitgenosse vermochte es begreiflicherweise nicht, so ruhig anzuschauen und zu urtheilen. Diesem ostdeutschen Treiben, das sich da in Berlin entfaltete und dem er selber in so vielen innerlichen Beziehungen eigentlich nahe stand, setzte sich von seinem Koblenz her der Prinz von Preußen von vornherein und immer nur deutlicher und deutlicher in scharfer, ja verbitterter Feindseligkeit entgegen. All diese Jahre hindurch blieb seine Stimmung unter dem Zeichen von Olmütz. Seine Gemahlin bestärkte ihn darin. Sie hatte sich in die spröde Eigenart des preußischen Wesens wol niemals ganz hineingefunden. Schon 1846 bezeichnete sie es dem Erzieher Friedrich Karls als höchstes Ziel, „preußische Prinzlichkeit in deutsche Fürstlichkeit zu verwandeln.“ Sie war während der Revolution vollends eifrig deutsch gewesen und geblieben; ihre eigenen Gesinnungen waren wol aus liberalen und romantischen Elementen gemischt und in dieser Zeit mögen die liberalen ganz in ihr überwogen haben, zumal jetzt, da sie in ihrem Gemahl doppelt enttäuscht und gekränkt war und da jenes Preußenthum seine Eigenart zu toter Einseitigkeit übertrieb. Eine Anzahl von Officieren, die sehr gut preußisch waren, aber eben deshalb den Schlag von 1850 und den unmilitärischen Zug der gegenwärtigen Regierung so wenig ertragen konnten wie der Prinz, standen ihm ferner zur Seite: General v. Griesheim, sein publicistischer Kampfgenosse aus dem Herbst 1848, der Oberst Fischer, dessen naher Freund Albrecht von Roon, und andere mehr. Man sah in Berlin diesen „Koblenzer Hof“ bald mit starkem Mißtrauen an; der nahe Gegensatz gegen den Oberpräsidenten der Rheinprovinz, H. v. Kleist-Retzow, konnte die Herrschaften nur stärker vorwärtstreiben; ihre Verbindungen gingen in das Lager der Altliberalen, der Partei Bethmann, hinein und über den Kanal hinüber zu Bunsen; man erstaunt, eine wie schneidende Kritik Bunsens Briefe (Sept. 1851) dem Prinzen gegenüber an der Berliner Regierung üben durften. Wilhelm selber erklärte dem Gesandten damals seine helle Mißbilligung der Kirchenpolitik seines Bruders: er ist gegen alle hierarchischen Uebergriffe, gegen jedes Bündniß mit den „sogenannten konservativen Elementen der katholischen Kirche“, allzu schwer käme man aus diesen Klauen wieder heraus; 1852 sprach er verwandte Warnungen in Berlin offen aus. Im übrigen hielt er sich vorläufig, etwa die Jahre 1851 und 1852 hindurch, in der inneren Politik, wir wir sahen, zurück, und wo er sich äußerte, klingen seine Worte nicht eben liberal. Was ihn beschäftigte und zum Eingreifen drängte, war in diesen Jahren vornehmlich das Militärwesen. Daß

die Mobilmachungen von 1849 und 1850 arge Mängel enthüllt hatten, lag am Tage; Wilhelms Beruf war es, hier Reformen zu fordern. Er wirkte mit allen Mitteln dahin, beim Könige, seinen Ministern, seinen Vertrauten, auch durch L. Schneider und dessen Wehrzeitung. Dabei trug er seine alten Gedanken von neuem vor. Die dreijährige Dienstzeit, die er früher wol gewünscht hatte, aber nicht unmittelbar hatte verlangen können, forderte er jetzt mit Entschiedenheit, und daneben die Neugestaltung der Landwehr. Ausdrücklich verwarf er die Geringschätzung, die sich nach den letzten Erfahrungen gegen die Landwehr erhob: aber verbessert müsse sie freilich werden. Die Landwehrofficiere haben nicht ausgereicht, neue Linienofficiere müssen, zur Führung der Landwehr, herangezogen, deshalb die Zahl der Linienofficiere erheblich erhöht werden; die Landwehr muß sich eng an die Linie anlehnen, ihre Stämme müssen vollständig innerhalb der Linie durchgebildet, die Landwehrregimenter mit Linienregimentern zu Brigaden zusammengefaßt werden. All diesen Ansprüchen trat der Geldmangel in den Weg; über eine nicht eben erhebliche Meinungsverschiedenheit brach im Winter 1851 ein Conflict zwischen dem Kriegsminister und dem Finanzminister aus und jener trat vom Amte zurück. Schon besorgte Gerlach, daß der Prinz von Preußen in dem Gestürzten die Armee und sich selber verletzt fühlen möchte; aber der Nachfolger, General von Bonin, war dem Prinzen genehm und kam ihm eifriger als sein Vorgänger entgegen; er arbeitete, unmittelbar mit Wilhelm zusammen, an einer Verstärkung des Heeres, leitete wirklich (1852—1853) einige Verbesserungen in die Wege. Wie gern hätte der Prinz die Waffen noch einmal geführt, die er inzwischen zu schärfen trachtete! „Für uns Soldaten", schrieb er angesichts der sich erhebenden orientalischen Wirren am 26. März 1853 an Natzmer, „die doch auch gern etwas Resultat so langer Friedensvorbereitungen sehen möchten, wird die Zeit lang: man wird nicht jünger und so werde ich mich wol mit der Badener Episode begnügen." Die alte Kriegslust athmete also noch immer in ihm, aber sie äußerte sich in Resignation. Der Quell für beides floß ihm zuletzt immer wieder in Preußens auswärtiger Politik. Da blieb ihm in den ersten Jahren vor allem Oesterreich der Feind. Ganz ebenso wie der neue preußische Gesandte in Frankfurt, Herr v. Bismarck, den er, trotz mancher Bedenken um seiner Jugend halber, doch bald als „tüchtiger und kräftiger", wie sein Vorgänger gewesen sei, freudig begrüßte, verfolgte er jeden Schritt von Selbständigkeit und Widerstand dem Kaiserstaate gegenüber, zumal in der Zollvereinskrise, mit lebhafter Genugthuung; er feierte den Sieg, den Preußen da errang, er verurtheilte auch die innere Verwaltung der Oesterreicher in der Lombardei. Als im December 1852 Kaiser Franz Josef in Berlin seinen Besuch anmeldete, fürchtete der Prinz dahinter eine „Finesse", die Absicht, „Preußen in den Zollsachen überzurennen", und er selber fand sich erst, nach offenem Widerstreben, auf eine bestimmte königliche Aufforderung hin zur Begrüßung des Gastes in Berlin ein. Auf seinem eigensten, dem militärischen Felde war er schon 1851 eifersüchtig darauf bedacht, die Einwirkung des preußischen Heerwesens auf die kleinen Staaten unverkümmert zu erhalten, und im Winter 1853 verhandelte man, auf eine Anregung des der Bethmann'schen Gruppe zugehörigen Grafen Pourtales hin, in den Koblenzer Kreisen sehr ernstlich die Frage, wie Preußen wol einmal seinen militärischen Einfluß in Deutschland höher aufrichten könne. Der Oberst v. Roon, von seinem Bonner Freunde Perthes befragt, entwarf (Jan. 1854) in seiner großen Art ein volles Programm, wie sein Staat die deutsche Heereseinheit herzustellen habe: ganz im preußischen Sinne, etwa durch Militärconventionen zuerst, weiterhin durch kühne Benutzung europäischer Möglichkeiten, mit dem Ziele unbedingter preußi-

scher Oberleitung. Er forderte eine umsichtige und entschlossene Politik und erblickte am Ende eines solchen Weges — wenn man nicht, weitervegetirend wie bisher, friedlich dahinsterben wolle — „die strenge Alternative: entweder die volle weltmächtige Ebenbürtigkeit oder ein neues, vielleicht ärgeres Olmütz". Die Mahnung kann den Ohren des Prinzen wol verwandt und vertraut geklungen haben, auch den Weg Roons — durch Allianceen, Conventionen — scheint man in Koblenz ungefähr gebilligt, das Ziel wol noch höher als er gesteckt zu haben. Die Verhandlung ergab zunächst keine greifbaren Folgen, wenigstens war es eine Vorarbeit für die Zukunft. Auch das wird man hier aufführen dürfen, daß die Beziehungen des Koblenzer Hofes zu Bismarck in diesen ersten Jahren einigermaßen fester und enger geworden zu sein scheinen: Bismarck hatte dem Prinzen für „wiederholte gnädige Anerkennung seiner politischen Richtung" zu danken. Auf den revolutionären Emporkömmling in Paris, den Leopold Gerlachs tiefste Empörung begleitete, blickte Prinz Wilhelm damals nicht eben mit Vertrauen und Sympathie — denn „er baut auf Franzosen und Volkssouveränität, also auf Sand!" —, aber er rechnete unbefangen mit Napoleons gegenwärtiger Macht und verlangte in Berlin, daß man Rücksicht auf ihn nehme. Gleichzeitig (Dec. 1852) mahnte er zum engen Anschlusse an England. Im Sommer 1853 besuchte das prinzliche Paar den englischen Hof von neuem. Damit sind die wesentlichen Elemente gegeben, die in den nächsten Jahren, unter der Vorherrschaft der orientalischen Frage, die Haltung des Prinzen von Preußen bestimmen sollten.

Alle die Abneigungen und Zuneigungen aber, die wir aufreihten, stellten ihn bereits vorher in unablässigen Gegensatz zur Berliner auswärtigen Politik. Das nächste Ergebniß dieses äußerpolitischen Gegensatzes war offenbar die Schwenkung, die er, etwa seit dem Winter 1852—3, auch in den inneren Fragen vollzog. Hatte er noch im April vorher von der Constitution mit Mißachtung gesprochen, so las im Februar 1853 Gerlach in einem Briefe Wilhelms an den König den Satz, Preußen sei ein Staat des Fortschritts: die Constitution war angenommen, die Stände verworfen — die Nachwirkung von 1849 überwunden durch den Rückschlag gegen die Reaction. Von da an reißt die Kette stiller und offener Feindseligkeiten zwischen Wilhelm und der Camarilla nebst ihrem Anhange im Ministerium nicht mehr ab. Da ist zu klagen über die schlechte Umgebung des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm und später über dessen Eintritt in den Freimaurerorden, den er nach seinem und seines Vaters Willen, trotz der Abmahnung des Königs durchsetzt. Da äußert der Prinz von Preußen (im April 1853) zu pommerschen Deputirten, man sei jetzt zu weit nach rechts hinübergegangen, vertheidigt gegen König und Camarilla sein Recht, ebenfalls eine rheinische Abordnung und zwar ohne die Gegenwart des „ultra retrograden" Oberpräsidenten Kleist zu empfangen. Da berichtet Bismarck im Juni und Juli an Gerlach von den Umtrieben, die den Prinzen zum Angriffe auf das Ministerium fortzureißen bemüht sind: Wilhelm weist solche Conspirationen mit gesundem Sinne von sich, aber er verhehlt nicht, „die Linie, bis zu der man zurückgehen mußte und von der aus man wieder vorwärts schreiten kann, sei jetzt erreicht". Bald darauf erschreckt ihn Bismarck heftig durch die Erzählung von einer Ministerkrise; er sieht, wenn Manteuffel falle, ein „Ministerium Polignac" d. h. Gerlach drohend emporsteigen und legt bei seinem Bruder verspäteten Einspruch ein. Dann zerstörte das Jahr 1854, mit dem Fortgange der orientalischen Wirren, sein Verhältniß zur Berliner Regierung fast völlig.

Es ist nicht möglich, an dieser Stelle all das Widerspiel von Absichten und Einflüssen zu entwickeln und zu beurtheilen, das der Krimkrieg am Ver=

liner Hofe hervorgerufen hat. Russische Gewaltthat gegen die Türkei hat England und Frankreich auf die Seite des Sultans getrieben, Oesterreich sympathisirt mit den Westmächten, Friedrich Wilhelms Wünsche und Entschlüsse schwanken, Beweggründe der Gefühls- und der Parteipolitik dringen von rechts und links auf ihn ein, seine eignen Liebhabereien und seine Reizbarkeit und Aengstlichkeit treiben ihn hin und her. Die eigentlich preußische Politik predigt Bismarck, der auch unser Urtheil beherrscht: Preußen soll sich keiner der europäischen Parteien hingeben, am allerwenigsten aus Sympathien und Doctrinen; es soll in fester, bewaffneter Neutralität auf sich selber stehen, Deutschland um sich zusammenschließen, vor allem sich von Oesterreich nicht mißbrauchen lassen, dem gegenüber gerade diese europäische Verwicklung der unbetheiligten und ausschließlich deutschen Macht Preußens zugute kommen muß; niemals darf es sich gegen Rußland in einen Kampf stoßen lassen, der nur Anderen, nie Preußen von Nutzen sein kann. Eine ähnliche Gesinnung von staatlicher Unabhängigkeit und nüchternem Realismus spricht aus den Briefen Roons. Man sollte die gleiche beim Prinzen Wilhelm erwarten. Daß er ganz andere Bahnen ging, ist indessen begreiflich genug.

Ihn trieb dabei mit unwiderstehlicher Wucht ein einfaches Grundmotiv: Olmütz. Das gibt den Schlüssel. Er war voller Grolles über die Schwäche, der man in Berlin auch diesesmal anheimfiel — eine Schwäche und Zerfahrenheit, die auch derjenige nicht läugnen kann, der das Endergebniß dieser Schwankungen, nämlich die Wahrung der preußischen Neutralität, als solches für ein Verdienst oder doch für ein Glück ansieht. Roon und Fischer fanden (März 1854) „die wunderlichsten Oscillationen in unserem politischen Barometer". Der Prinz aber dankte Natzmer im April traurig für seinen Geburtstagswunsch: man rostet ein! „In der Stube r ä t h man schon so viel und so lange, daß man sich ordentlich scheut, wenn man an das H a n d e l n im Freien denkt; d. h. nicht ich, aber Andere!" Er hielt es für unumgänglich nöthig, daß Preußen endlich handele. Sein Gedankengang ist all die Jahre dieser Krisis hindurch (1854—56) stets der gleiche geblieben. Rußland muß eine Lection erhalten, sonst bedroht es uns mit neuer Suprematie: „ein Holstein und Olmütz sind dann nur schwache Vorläufer derselben gewesen" (Jan. 1855). Die beiden Gewaltsprüche des Zaren, auf die er da anspielt, hielt er auch Gerlach bitter entgegen. Nikolaus war es eigentlich gewesen, vor dem man sich 1850 gebeugt hatte. Deßhalb ist jetzt ihm gegenüber, da er von neuem übergreift, ein jedes Bündniß geboten. Man muß sogar mit Oesterreich — dem Olmützer Oesterreich! — zusammengehen, um Rußland in Schach zu halten. Den österreichisch-preußischen Bundesvertrag vom 10. April 1854, den Bismarck so grimmig beklagte, begrüßte der Prinz mit Freuden; er leitete aus ihm die Aufgabe und die Möglichkeit ab, beiden Parteien in Europa einen anständigen Frieden zu gebieten, wenn es sein müsse, mit Gewalt. Weder Rußland noch den Westmächten werde man gestatten dürfen, sich eigenmächtig zu weit vorzuwagen. Er hat geglaubt, durch ein so ernstes Einschreiten hätte man den Frieden wirklich erzwingen, dem Zaren eine goldene Brücke bauen können. Er selber stand ja dem russischen Schwager herzlich nahe, wahrte auch über diesen Zwiespalt hinweg „dem herrlichen Kaiser" die persönliche Freundschaft und betrauerte seinen Tod auf das tiefste, nicht leichtherzig nahm er seine Stellung. Aber er sah sich doch, bei allem Bestreben, sich zwischen und über den beiden Lagern zu halten, von Anfang an thatsächlich ganz auf die Seite der Westmächte gedrängt, und damit auf die Seite derjenigen Parteigruppe in Preußen selbst, die ihm auch sonst nahestand, der Partei Bethmann-Hollwegs und des Preußischen Wochenblattes, „der Partei der Prinzessin" wie die Andern sie nannten: die

Gegenpartei, die Kreuzzeitung, bildete ja auch in dieser internationalen Frage das Gegenspiel, d. h. die Gefolgschaft Rußlands. Auch Wilhelm ordnete sich, mehr als seine Art war, in diese Parteiungen ein. „Den ritterlichen Prinzen", so schrieb ein conservativer Freund aus Berlin an Bismarck (Anfang 1854), „habt Ihr uns am Rhein ganz ruiniert; er schiebt das Ministerium nach der Linken rüber." In der That, seine eigenen Erklärungen lauten liberal genug; ihn bewegt nicht nur die begreifliche und durch das englische Herrscherpaar beinahe drohend genährte Sorge — die er indeß in anderer Lage und Stimmung wol auch überwunden hätte —, daß sein Land in den Krieg mit England und Frankreich getrieben werden könnte und daß ein Krieg mit Frankreich ein besonders gefährliches Ding sei, nur möglich unter einem jungen und heldenmüthigen Könige, d. h. unter Friedrich Wilhelm IV. ganz sicher nicht (zu Bismarck, März 1854): er ging über solche, äußerpolitischen, Rücksichten weit hinaus, wenn er dem gewaltthätigen Rußland „das zivilisirte Europa" entgegensetzen wollte, wenn er den russischen Staatsmännern (1855) unmittelbar den Vorwurf ins Gesicht warf, Rußland habe alle europäische Bildung von sich gewiesen, die „Institutionen (d. h. die Verfassungen in den Nachbarländern) durch Gewalt beseitigt", und wenn er „dagegen Garantie für Europa verlangte". Da faßt also auch er den Krimkrieg als einen liberalen Culturkampf des Westens gegen den Osten auf. Er sprach als Parteimann. Eigenthümlich genug steht diese Episode innerhalb seines Lebens da.

Seit dem Februar 1854 trat er in Berlin mit großer Schroffheit für seine Bestrebungen ein. In aufgebrachten Schreiben warf er Manteuffel Halbheit, Bismarck Gymnasiastenpolitik vor, den Mobilmachungsplan nannte er einen Landesverrath: so erzählt wenigstens Gerlach. Dann steigerte die Entlassung seiner beiden Genossen im Kampfe gegen Rußland, Bunsens — bei der er sich persönlich übergangen fühlte — und des Kriegsministers Bonin (Anfang Mai) seine Erregung auf das höchste. Die Schwenkung zu Rußland, die sich in diesen Maßregeln aussprach, schien ihm den eben geschlossenen österreichischen Bündnißvertrag vom 20. April direct zu verletzen. Er war entschlossen, diese Wendung nicht mitzumachen. Noch im hellen Zorne, über das Maß, das er selber in ruhigen Augenblicken einem preußischen Thronfolger einräumte, sicherlich weit hinausgehend, schrieb er dem Könige einen bitterbösen Brief, soviel wir hören, voll starker Ausdrücke, voller Lossagungen, einen „Absagebrief", von dem man urtheilte, er hätte den König wohl veranlassen können, den Schreiber auf die Festung zu schicken. Friedrich Wilhelm bezwang seine eigene Hitze; er ertheilte dem Bruder, wol an eine Forderung des Briefes anknüpfend, nicht ohne ernste Würde einen vierwöchentlichen „Urlaub" nach Baden-Baden; aber von der außerordentlichen Schärfe des damit überwundenen Conflictes erfuhren die politischen Kreise doch. Der Prinz freilich drängte die persönliche Bitterkeit auch bald zurück, sprach über die Sache selber mit Unbefangenheit, sah seine Entfernung offenbar lediglich als eine freiwillige, „nicht als etwas Außergewöhnliches" an; er wünschte es verbreitet zu sehen, daß er, wie es sich zieme, „den Befehlen des Königs als erster Unterthan gehorsam sein werde, aber nicht im Stande sei, ihm bei einer politischen Schwenkung zu helfen, die gegen meine Ueberzeugung läuft". „Wenn man, wie ich, auf Befehl des Königs, Ihm geholfen hat auf einer bestimmten politischen Bahn, kann Er nicht von mir verlangen, Ihm nun auf einer andern Bahn zu helfen". Das persönliche Verhältniß werde er herstellen, die „politische Position" auch fürderhin so deutlich aufrecht halten, wie er sie durch seine Abreise kundgethan habe. Und so geschah es: die silberne Hochzeit beging das prinzliche Paar am 11. Juni 1854 auf dem Babelsberge,

die Jubiläen, die den beiden Brüdern in den nächsten Jahren erwuchsen, feierten sie zusammen in herzlicher und weicher Liebe; allein in der Orientfrage hielt Wilhelm seinen Standpunkt fest, in stiller aber unverkennbarer Opposition, gelegentlich in kritischen Glossen, aber auch, wenn es sich so bot, in lauter Erklärung vor dem königlichen Rathe. Er besuchte 1855 den jungen russischen Kaiser: auch das stimmte ihn keineswegs um. Als der Friede geschlossen war und Rußland Napoleon naherückte, zog Wilhelm aus den Erlebnissen dieser drei Jahre die Folgerung (an Natzmer 2. April 1856): „jetzt werden neue Constellationen eintreten und Preußen muß gerüstet sein, damit es nicht wie ein Kirschstein zwischen 2 Fingern geschnellt wird! Dazu gehört immer Kraft, Einheit und gesunder Zustand! Ist dies alles bei uns jetzt zu finden??" Mit seiner Politik mochte er im Unrecht gewesen sein; mit dieser Frage war er nur allzusehr im Recht.

Im übrigen traten die äußeren Verhältnisse seit der Krisis von 1854 und 1855 mehr zurück. Aber diese Krisis beherrschte die Haltung des Prinzen zu den inneren Parteien bis an das Ende von Friedrich Wilhelms Regierung ganz. Alljährlich wurde der gestürzte Bunsen nach Baden zu dem prinzlichen Paare geladen; Herr v. Bismarck dagegen hatte das Gefühl, daß die Herrschaften ihm aus dem Wege gingen. Als dann freilich zu einer Zeit, wo Bismarck bei Hofe anscheinend in einiger Ungnade stak, seine Gemahlin bei einer Vorstellung von der Prinzessin wie von den Majestäten — geflissentlich, so meinte er — übersehen wurde, da war es doch der ritterliche Prinz, der sich „mit großer Liebenswürdigkeit ihrer merklichen Verlassenheit annahm". Zu den anderen Mitgliedern der Kreuzzeitungspartei aber stand er in offenem und dauerndem Kriege. Er erklärte es öffentlich, daß er dieser Partei nicht angehöre, er glaubte sich von ihr überwacht, verleumdet, beleidigt, und trat gegen ihre einzelnen Vorkämpfer Wagener, Stolberg, Raumer sehr persönlich in die Schranken. Als 1855 den beiden Führern der Camarilla, Gerlach und Niebuhr, eine Anzahl vertraulicher Schriftstücke gestohlen war, schloß sich an eins dieser Stücke, den über den Prinzen scheltenden Brief eines Litteraten Lindenberg an Gerlach, ein sehr langwieriges Zerwürfniß und zuletzt ein Proceß an, in dem Lindenberg als Verleumder verurtheilt wurde; der König begnadigte ihn in einer seinem Bruder empfindlichen Weise (1857) und begünstigte ihn weiterhin — ich brauche der widrigen Angelegenheit nicht nachzugehen. Auch nach England griffen Streitigkeiten ähnlichen Ursprungs über; Wilhelm dankte (13. Mai 1856) dem Coburger Herzog für den Rath, den er ihm dabei gespendet: „ich bin malgré les ultras soweit gegangen, wie noch Spuren sich zeigten; als diese versiegten, mußte ich mich für jetzt begnügen, bewiesen zu haben, daß ich das Licht nicht zu scheuen brauchte und das ist un avis au lecteur gewesen". Auch gegen den König ergriff ihn wol einmal Verstimmung oder kaustische Laune; das überwand er. Seine Mißbilligung aber des Berliner Systems überhaupt war allbekannt.

Positiv eingreifen konnte er am Ende dieses Zeitabschnittes ebenso wie an dessen Anfange nur in Heeresfragen. Da nahm die Regierung, doch wol unter seinem Antriebe, die dreijährige Dienstzeit 1856 wieder auf; in der Kammer erhoben sich das Jahr darauf finanzielle Schwierigkeiten und neue Debatten darwider, der Prinz sprach, durch Schneiders Vermittlung, in der Presse ein sehr scharfes Wort hinein. Rechtes Vertrauen gewann er zu der Heeresverwaltung auch jetzt nicht, und er wiederholte im März 1857 seine alte Klage über den allzu langen Frieden, der die Waffen stumpf und den Geist der Armee, so gut sie sich immer halte, doch lahmer mache. Er erfuhr, als der unselige Neuenburger Aufstand, den er im voraus, soviel wir sehen, begünstigt

hatte, den Conflict mit der Schweiz und einen Waffengang heraufzuführen schien (Anfang 1857), die Enttäuschung, daß zu der freilich undankbaren Aufgabe dieses Commandos ein Anderer als er erlesen wurde: es mochte aus guter Meinung geschehen sein, er aber nannte sich Freunden gegenüber bitter „den zu Hause gelassenen Feldherrn". Es schien einmal bestimmt zu sein, daß ihm in diesen trüben, bleiernen Jahren Alles zum Mißvergnügen ausschlagen mußte.

Wol hob ihn dazwischen sein 50jähriges Militärjubiläum (1. Jan. 1857) zu dankbarer Freude empor; er fand sich reicher gefeiert als er verdiene und legte den Dank einem Höheren zu Füßen. Aber auch dieser Gedenktag ließ ihn neben der Bescheidenheit, die ihm natürlich war, wieder die Bescheidung empfinden, die sein Lebensalter nun von ihm verlange. Schon hatte der Sohn sich verlobt, die Tochter sich vermählt, der Eine mit der Tochter seines hochgehaltenen englischen Freundes, die Andere mit dem jugendlichen badischen Großherzoge, der 1854, bereits damals ein sehnsüchtiger Anhänger der deutschen Einigkeit, von dem Prinzen von Preußen geurtheilt hatte, „in ihm liege allein die Möglichkeit einer Rettung vor dem Untergange Deutschlands". Schon meinte er, als er Roon für die Wünsche zum 60. Geburtstage dankte, in die Zeit eingetreten zu sein, wo man „nur noch in den Kindern fortlebe". Natzmer hielt ihm den Wunsch entgegen, es möge ihm noch gehen wie Radetzky; er schüttelte den Kopf: nein, der Krieg scheint für Preußen abgeschafft zu sein; und seine Geburtstage fand er schon seit Jahren „nachgerade etwas ältlich". So nahm er jetzt, zu Koblenz am 10. April 1857, in stiller Selbstbetrachtung von den Seinigen Abschied über das Grab hinaus, in einem Gruße voller Liebe und voller Dankbarkeit, der sie dereinst erreichen sollte, wenn er nicht mehr wäre. Mit einem Gebete beginnt und schließt die Aufzeichnung, in die Hände seines Gottes befiehlt er sein Sterben und seine Seele. Und er läßt sein „vielbewegtes Leben" an seinem Auge vorüber gehen, den steten Wechsel von Leid und Freude, das Verhängniß, das des Kindes Herz mit Ernst erfüllt, die große Erhebung, die es zuerst durchleuchtet hat, „die Führung, Liebe und Gnade seines heißgeliebten Königs und Vaters", dem er innig dankt, die Pflichterfüllung, die da sein Glück geworden ist. Auch seinem Bruder bringt er nichts entgegen als den tiefsten Dank; die Nöthe der Sturmzeit haben sie nur immer enger verbunden. Alles Trennende, alle Bitterkeit versank ihm so im Angesichte der Ewigkeit. Aber das ist deutlich: er meinte abschließen zu müssen, er war müde geworden und erwartete keine Zukunft mehr. Das war für ihn das Ende der Reactionsjahre. Wäre es zugleich das Ende seines Erdenganges gewesen, so stände seine Gestalt wol ehrenwerth und tapfer vor dem Auge der Nachwelt, der Geschichtschreibung; sie böte dieser vielleicht das typische Bild der Umwandlung eines ganz altpreußischen Mannes in eine neue Zeit hinein, eines Mannes, der sich zuletzt dem aufstrebenden Neuen zugewandt hat und, fertig mit seiner Entwicklung und mit seiner Welt, zu Grabe geht; die Persönlichkeit selber, wie echt und tüchtig immer, träte vor diesem Allgemeinen wol ganz zurück. Wie hätte der Prinz, als ihn der Eintritt in das siebente Jahrzehnt so ernst ergriff, ahnen können, daß es doch nur wieder eine Lehrzeit, eine zweite und späte freilich gewesen war, an deren Ausgange er stand? Nur seinem Sohne, so meinte er immer wieder, werde das Neue und Große, werde der Kampf beschieden sein. Da erkrankte im Juli 1857 der König; das Gehirnleiden, das seine Nächsten längst bange gespürt hatten, brach vor. Noch einmal raffte er sich auf, noch einmal machte sein Bruder unter ihm die Herbstmanöver durch; dann wiederholte sich Anfang October der Schlag und nun wälzte sich „der Stein" einer ungeheuren Verantwortung

auf Wilhelms Seele. Da er dem Ende zuzuschreiten glaubte, eröffnete sich dem Sechziger erst seine eigentliche Wirkenszeit: eine weltweite Zukunft, unvergeßlich in aller Geschichte.

---

4. 1857—1862.

Auch an eigentlich biographischem Reize ist Wilhelms I. Leben reicher als die Einfachheit seiner Natur erwarten läßt. Immer wieder folgt in ihm auf scheinbaren Abschluß ein Neubeginn, eine frische Entwicklung nicht nur des Wirkens sondern auch der Persönlichkeit selbst. Denn diesem langen Leben stellen sich immer wieder neue Aufgaben, die es auch innerlich ergriff; sie fallen zusammen mit den Aufgaben des preußischen und deutschen Lebens überhaupt, die Epochen dieses Einzeldaseins decken sich mit denen des allgemeinen und durchlaufen in der Seele des Prinzen und Königs wechselnde Phasen, die keineswegs arm sind an innerer Bewegung, an tiefgehenden Kämpfen. Erst als 80jähriger hat er zum letzten Male diese Auseinandersetzung mit neuen Gedanken um sich und in sich zu vollziehen gehabt. All diese Gedanken aber sind ihm von außenher nahegekommen: gerade deshalb ist er fähig gewesen, mit jeder dieser Epochen zu leben und in jeder zu wirken, weil er im Grunde — von 1840 ab über 1848, 1857, 1866, 1871, 1879 hin — keiner einzigen von ihnen ganz und von innen heraus zugehörte. Er theilte die Einseitigkeit keiner einzigen, weil er an keiner von ihnen im vollen Sinne schöpferisch, sondern an jeder nur sich anlebend und einlebend und dann mitschaffend betheiligt war — an keiner innerlich productiv, sondern höchstens reproductiv. Keiner einzigen hat er sein ganzes Selbst hingegeben, und eben darum von jeder das jedesmal Nothwendige aufnehmen und annehmen können. Und trotz dieser steten Nachgiebigkeit war er ein Ganzes und Besonderes für sich. Von innen heraus kommt ihm nur eine, aber allerdings eine überaus bedeutende Strömung: jene altpreußische, die er ja auch nicht hervorgebracht, die er geerbt hatte. Das preußische Wesen, die preußische Macht, das preußische Heer, darin eben findet man stets von neuem die historische Kraft, die ihn innerlich erfüllte, die den Kern seiner Persönlichkeit durchdrang, ja, man darf sagen, der Kern seiner Persönlichkeit war. Dieses Preußenthum hatte er sich in den Jahrzehnten seiner Jugend ganz persönlich erlebt; in dessen Kreisen arbeitete sein Geist selbständig, hier bildete er selber die staatlichen und militärischen Gedanken lebendig fort, hier war er productiv. In diesem Boden wurzelte die Einheit seines ganzen Daseins: soviel er in der Mitte seines Lebens an neuem aufnahm, — je älter er wurde, um so siegreicher drangen die starken Kräfte seiner frühen Bildungszeit wieder in ihm hervor, und das Ende seines Lebens knüpfte sichtbar an seine Jugend an. Was er inzwischen aufgenommen, hatte er jedesmal, nachdem es ihn erst deutlich beeinflußt hatte, mit diesen seinen eingebornen Kräften verschmolzen, es verarbeitet, es in das Ganze seines Wesens eingefügt; er hatte sich durch all diese Einflüsse bereichert und weitergebildet, er hatte aber auch diese Gedanken der fortgehenden Zeit jedesmal mit seinem Grundgedanken des Preußenthumes durchdrungen: so umgebildet sind die ihm zugebrachten Ideen aus ihm wieder in die Welt zurückgeströmt und haben sich dort bethätigt. Das ist das Verhältniß dieses Einzelnen zu seiner Zeit gewesen: durch Geburt und Schicksal auf eine hohe Stelle versetzt die ihm gestattete zu wirken; die neuen Aufgaben und Gedanken wesentlich nur wie etwas Fremdes empfangend — ward er fähig, sie sich zu eigen zu machen, weil er in seinem Innern ein Eigenstes besaß, dem er sie einfügen konnte; alle Kraft seines Wirkens stieg jedesmal erst aus

diesem Kerne seines Wesens empor. Dadurch, daß er inmitten alles Neuen immer sich selber wiederfand, immer sich selber zuletzt wieder zur Geltung brachte, hat er nach außen hin tief zu wirken vermocht; er, der Bescheidene und ewig Lernende, hat den Stempel seiner Eigenart in all die Schöpfungen seiner Epoche hineingeprägt: in diesem Persönlichsten, Eingeborenen, früh und innerlich Erlebten liegt doch auch bei diesem einfachen Menschen das letzte Geheimniß und die letzte Erklärung all seiner Wirkenskraft.

Jetzt, im Jahre 1857, war seine Persönlichkeit längst ausgewachsen; sie war es, sahen wir, seit zwei Jahrzehnten und was sie seit 1840 neu erfahren hatte, — für ein Leben beinahe genug — hatte sie noch voller gereift. Auch jetzt noch war er vor allem der Officier aus königlichem Geschlechte, die Gestalt hoch und kräftig, ritterlich und sicher, das Antlitz von großen und schlichten Zügen, das blaue Auge gütig, frei und fest, ein volles Abbild seines Wesens. Auch ein kritischer Beobachter empfand die „Vornehmheit" des Prinzen, der bei aller ungezwungenen und ungewollten Freundlichkeit, bei aller Milde gegen seine Umgebung, bei aller Bescheidenheit und Heiterkeit doch stets der große Herr war, geboren und herangebildet zum Befehlen; vornehm in aller äußeren Würde der Erscheinung, des Auftretens, des Wortes, das er wohl zu handhaben wußte, in alledem ganz ohne Pomp und Pose, durchaus echt; vornehm zumal in der sachlichen Klarheit und Reinheit seines Willens, seiner Seele. Die bitteren Jahre, die er hinter sich hatte, hatten den Adel seines Gefühles nicht getrübt; er war durch gehässige Feindseligkeiten hindurchgeschritten, hatte, da er der Zweite war und man ihn zurückschob, Groll und etwas wie Eifersucht nicht immer aus seinem Herzen fern halten können: es sollte sich zeigen, daß die Erinnerung daran alsbald, da er der Herr wurde, wesenlos von ihm abfiel und er innerlich er selber geblieben war, unfähig zu allem Niederen und allem Kleinen, großmüthig im Vergeben, neidlos und selbstlos, zartsinnig und gerade. Seine Nächsten empfanden den einfachen Reichthum, die Wärme und Weichheit seines Herzens; bis in das hohe Alter hinein blieb ihm die rückhaltlose Aussprache seiner Empfindungen in stillen schriftlichen Selbstgesprächen, in vertrauten Briefen ein Bedürfniß. Er folgte diesem nicht mit der Ueberschwänglichkeit seines ältesten Bruders, aber an Temperament fehlte es auch ihm keineswegs. Die Erregung konnte ihn in wichtigen Augenblicken, in Stunden einsamer Ueberlegung, aber auch bei Berathungen mit Andern übermannen, sich in heftige Worte, in Thränen ergießen. Er rang sich dann wol im Gebete wieder zu ruhiger Klarheit durch: die blieb der letzte Grundzug seines Wesens, im menschlichen und auch im religiösen Empfinden. Er behielt jene einfache, helle, zweifelsfreie Frömmigkeit, die er 1815 bekannt hatte, einen Glauben, der ihm „das Brod seines Lebens, der Trost seiner Schmerzen, das Richtmaß seines Handelns", die Stütze in jeder schweren Entscheidung war. Er war wohlthätig, sparsam, bedürfnißlos, unendlich fleißig, ein Mann der strengsten militärisch-sittlichen Selbstzucht, die der eigenen Bequemlichkeit niemals schwächlich nachgab, der Pflicht und der Treue im Kleinen und Großen, von empfindlichem Gerechtigkeitsgefühle und unbedingter Wahrhaftigkeit. In Allem ausgeglichen und maßvoll, nicht leicht zu verkennen, aber schwer zu beschreiben, weil sein Wesen aus allen Abweichungen immer so bald wieder zur Mitte zurückkehrt. Größe und Begrenztheit seiner Art hatten sich in diesen 60 Jahren deutlich abgezeichnet und bewährt: er war keine starke Natur, die sich selber gewaltig die Bahnen bricht, weder von niederwerfender Wucht, noch von leidenschaftlich-selbstbewußter Zähigkeit. Bislang hatte er den Anforderungen seines Lebens allen genügt. Er brauchte Rath und nahm die Einflüsse willig in sich auf, war gegen die Seinen, die Ge-

mahlin, die Vertrauten, von anhänglicher und dankbarer Treue. Daß er sich bis dahin von irgend Einem hätte leiten lassen, wird man nicht sagen können: er trug das Maß in sich, nach dem sein Wesen und sein Handeln sich immer wieder regelte. So hatte er bisher all seine Kämpfe gewissenhaft und ernsthaft, selbständig durchgestritten. So vorbereitet, männlich, praktisch, klar, welterfahren, fand ihn die Stunde, die jetzt die Leitung seines Staates in seine Hände legte. Wie würde das höchste menschliche Amt von diesem fürstlichen Manne ausgefüllt werden, wie würde die neue, größere Pflicht auf sein Inneres zurückwirken? Vielleicht wird seine Gestalt den Späteren, denen sie weniger selbstverständlich ist, schärfer und eigener als uns vor das Auge treten; vielleicht wird sich ihnen auch das Schauspiel noch ergreifender darstellen, wie diese conservative gleichmäßige Natur nun unmittelbar und entscheidungsvoll mit den Aufgaben und Gesinnungen einer wirren Zeit zusammentrifft, die der Zukunft auch so viel fremder und deshalb so viel charakteristischer erscheinen wird als uns. Das erkennen wir schon heute: unendlich Schwereres als bisher stand vor ihm, Gegensätze, die sich im Kampfe enthüllen und miteinander messen, neue Erfahrungen, die sich ihm selber ergeben mußten. Stärken und Schwächen seines Wesens sollten sich erst in ihnen ganz entfalten und ganz auswirken.

Wilhelm seinestheils hat im October 1857 wol alles Andere eher erwartet und gewollt, als einen tiefgehenden Kampf. Welche politischen Anschauungen sich ihm in den Jahren der Reaction herangebildet hatten, lassen seine Aussprüche ungefähr erkennen. Das herrschende System verwarf er ganz: die Verfassung bestehe, so müsse man sie hinnehmen und ehrlich nach ihr handeln, sie weder mit mißtrauischer Aengstlichkeit beschränken noch gar durch unredliche Auslegung verfälschen wollen. Dabei unterschied er jedoch sehr scharf zwischen parlamentarischer Gesetzgebung und Controle einerseits, parlamentarischer Regierung andrerseits. „Erstere, schrieb er im September 1857 seinem altliberalen schlesischen Bekannten v. Vincke-Olbendorf, erstere gebe ich zu, letztere nicht, und kann daher die Minister-Verantwortlichkeit bis zur Anklage, oder Abdankung auch aus kleinen Veranlassungen, nicht zugeben." Die Regierung soll sich gegen die Controle des Parlaments, die heilsam und nothwendig ist, zugleich vertheidigen, oft wird sie dabei im Rechte bleiben, und selbst im andern Falle braucht sie noch nicht abzutreten, nur zu lernen. Die Unabhängigkeit der Krone vom Landtage, der sie ergänzen aber nicht beherrschen soll, hielt er also im voraus ganz fest. Die Verfassung aber rühmte er Vincke (Juli 1857) zugleich als ein Werbemittel Preußens in Deutschland. „Sie sei das Einzige, wodurch wir in Deutschland unsern Rang behaupten können, in allen andern Richtungen, Zollverein, materielle Vortheile usw. werde uns Oesterreich den Rang ablaufen". Er wollte also durch innere Freiheit auf Deutschland wirken, wie es ja auch Bismarck in den großen Frankfurter Denkschriften dieser Jahre empfahl; nur daß der Satz des Prinzen in seiner starken, ja ausschließlichen Betonung dieser einen Seite die Zustimmung des Staatsmannes sicher nicht gefunden hätte. Der Gegensatz zu Oesterreich war im übrigen auch Wilhelms Ausgangspunkt: oft genug hatte er das wiederholt. Im Krimkriege hatte er sich freilich mit Oesterreich verbünden wollen. Denn sein einziges ganz festes Ziel war in aller äußeren Politik doch dieses: Preußen groß, mächtig, unabhängig zu sehn. Solange der Kaiserstaat die Gleichberechtigung Preußens anerkennte, wollte sich Wilhelm offenbar zufrieden geben. In Deutschland forderte er für seinen Staat Gleichheit des Ranges, daneben sicherlich eine fortschreitende Erweiterung seines Einflusses; an der Nothwendigkeit, daß einmal die deutsche Lage geklärt und gebessert

würde, zweifelte er nicht und daß die letzte Lösung Preußens Führerschaft sein müßte, war von altersher sein Glaube. Und ganz gewiß galt ihm jeder preußische Herrscher für verpflichtet, die Stunde, die eine solche Lösung gestatten würde, zu benutzen. Aber wie zu benutzen? in welchem Sinne, innerhalb welcher Grenzen? Und wäre er auch verpflichtet oder berechtigt, sie selber etwa herbeizuführen? und mit welchen Mitteln? Das alles wissen wir nicht. Gewiß ist wieder Eines: er wollte, soweit sein Staatsinteresse es irgend vertrüge, Rücksicht nehmen auf jedes bestehende Recht, er haßte die Revolution. Die Rechte der deutschen Fürsten waren ihm insbesondere heilig, achten wollte er auch die in Verfassungen verbrieften Rechte der Bevölkerungen. Innerhalb Europas galt es ihm, die Ehre und die ungefesselte Selbständigkeit seines Staates zu wahren; er hatte sich von Rußland abgewandt, Napoleon beobachtete er mit Mißtrauen, aber ohne active Feindseligkeit.

Persönlich am Herzen lag ihm zumal das Heer: dessen Reform war der eigenste Gedanke des Prinzen seit 30 Jahren. Und man wird, im Zusammenhange damit, die Macht Preußens für den auch jetzt noch eigentlich leitenden unter Wilhelms politischen Wünschen ansehen dürfen. Das aber ergibt sich aus Allem: augenscheinlich zielen all jene Gedanken nicht auf irgendwelchen Kampf, den er im Innern oder auch nur im Aeußeren hätte erstreben wollen.

Diese Reihe von Anschauungen etwa wird man für die Zeit seines Regierungsantrittes bei ihm anzunehmen haben. Sie enthalten mancherlei bedeutsame Leitsätze einer eigenen Politik; sie bilden kein festes System, kein „Programm“; ein solches hat er ganz eigentlich selbst da nicht aufgestellt, wo er seine Forderungen und Absichten zusammenhängend entwickeln wollte, und Niemand wird es von dem praktischen Staatsmanne erwarten. Wol aber darf man fragen, ob hinter jenen locker gefügten, manchmal wol unbestimmten Gedanken, die dem Augenblicke, dem Flusse der Ereignisse mit Recht Vieles überließen, die wahre staatsmännische Kraft und Klarheit stand, die im Augenblicke dann wirklich das Höchste unter dem jeweils Möglichen zu wählen und zu wollen weiß, die zugleich geschmeidige und sichere Energie, die nach allem Warten den Augenblick dann wirklich zu ergreifen vermag weil sie dazu entschlossen ist, die rücksichtslose Schärfe des Denkens und zumal eben des Willens. Unendlich schwierig war die Lage in Deutschland und der Welt; alle deutschen und preußischen Entscheidungen seit einem Jahrzehnt vertagt, alle Gewalten und Bestrebungen, die vorwärts drängten, dadurch getrübt und verbittert, alle widerstrebenden Mächte verstärkt. War der Prinz von Preußen in seiner ritterlichen und gewissenhaften Geradheit der Mann, diese Lage zu beherrschen? Er hatte genug erlebt und in sich verarbeitet; wußte er im höchsten Sinne des Wortes, was er wollte? Leopold Gerlach glaubte es nicht: „wohin der Prinz segelt, schrieb er im Januar 1858 an Bismarck, ist mir nicht klar, ihm wahrscheinlich auch nicht“; vor der ihm drohenden Verantwortlichkeit, meinte er im Herbste vorher, sei Wilhelm bange.

Das ist gewiß dessen Gefühl gewesen. Dennoch ergriff er die Aufgabe, die sich ihm aufzwang. Er trat in die Jahre ein, die, seiner persönlichen Thätigkeit nach, die Höhe seines Lebens bedeuten, in seine eigentliche Wirkenszeit. Damals hat Wilhelm I. versucht, die Fragen der Zeit selber zu lösen: er ist damit nicht durchgedrungen, aber er hat dennoch in diesen fünf Jahren sein Eigenstes gethan, und auch sachlich sind es die Zeiten der Grundlegung für alles Künftige. Das Große selber zu vollbringen hat er nicht vermocht, mindestens nicht er allein. Er schreitet als Erster auf den Plan: unendlich reizvoll zu sehen, wie er, der Friedfertige, dazu gelangt, den Streit zu be-

ginnen, wie dann neben den schon Ermattenden seine großen Mitkämpfer treten, einer nach dem andern, helfend und ablösend. Unter dem Gesichtspunkt seiner Lebensbeschreibung ist hier der weite Inhalt dieser Entscheidungstage zu überschauen.

Der Anfang war trüb und peinlich: die Gesundheit des Königs schwankte noch, die unter ihm herrschende Partei wünschte die Macht festzuhalten, die Königin dem Kranken die Aufregungen, die ein tiefer greifender Wechsel mit sich führen mußte, zu ersparen, und der Prinz selber war viel zu feinfühlig, als daß er sich in eine Verantwortung hineingedrängt hätte, die ihm immer schwer zu tragen war, von der er aber zunächst noch nicht einmal mit Sicherheit wußte, ob sie der König nicht doch noch wieder in seine eigenen Hände zurücknehmen könnte. Das Spiel von allerlei Einflüssen, staatsrechtlichen Erwägungen und Ausflüchten, von persönlichen Wünschen und Gegensätzen, das in diesem unklaren Zustande Raum fand, braucht hier nicht verfolgt zu werden. Wilhelm duldete es, daß ihm am 23. October 1857 zunächst die bloße Stellvertretung des Königs auf drei Monate übertragen wurde; er duldete, daß diese Frist wieder und wieder erstreckt wurde. Er regierte inzwischen ganz nur als der Platzhalter des Kranken, mit dessen Ministern, und soweit es ging nach dessen Intentionen, in zarter Rücksicht auf Bruder und Schwägerin, mit einer passiven Vornehmheit, die Gerlach rühmen mußte. Er übernahm seinen Auftrag mit Thränen der Rührung; er hielt die schwerste Probe seines Opfermuthes gegenüber seinem Könige und nächsten Verwandten glänzend aus. Aber es war ein Uebergangszustand, der nicht dauern konnte; Preußen mußte einen Herrscher haben. Daß der Prinz im Grunde ganz etwas Anderes bedeutete als das Ministerium Manteuffel—Westphalen—Raumer, das wußte man überall und das prägte sich, trotz aller Zurückhaltung, doch hier und da in einem kritischen Worte Wilhelms aus; zuerst auf dem geistig-kirchlichen Gebiete gab er seine Abneigung auch öffentlich kund. Daneben legte er alsbald, gleich vom Herbste 1857 ab, vorbereitende Hand an die Militärreform. Schon aber erfuhr man in den politischen Kreisen, daß sich der Prinz das Provisorium nur für ein Jahr gefallen lassen wollte. Es heißt, daß er schon zum April 1858 die volle Regentschaft zu erhalten erwartet habe; er selber hat sich in vertrauten Briefen für jene einjährige Frist ausgesprochen und inzwischen die quälende Halbheit seufzend erduldet. Er meinte, nicht von ihm könne die Lösung ausgehn. Allein das Ministerium raffte sich, trotz manchen Anläufen, nicht zu eigener Initiative auf, Westphalen und die Seinen widerstrebten jeder Veränderung. Der Sommer zeigte deren drängende Nothwendigkeit. Im Innern mochte es noch angehen, obwol die Kammern schließlich einmal die Regentschaft, wie die Verfassung sie wollte, verlangen mußten und es Wilhelm darauf ankam, jeglichen Eingriff der Kammern in diese Angelegenheiten des Herrscherhauses hintanzuhalten; die äußeren Verhältnisse aber erzwangen eine feste Regelung unbedingt. Noch im April schrieb Graf Harry Arnim achselzuckend an Preußens Frankfurter Vorkämpfer Bismarck, es fehle im Berliner Hauptquartier an jedem Plan; Nichts als Actenwesen; Bismarck sei ein verlorener Posten vorm Feinde. Aber schon klopfte im Norden die schleswig-holsteinische Frage, im Süden die italienische an die Pforten der preußischen Politik, und mit Oesterreich gab es unablässige Reibungen. Im Juli empfing der Prinz in Baden-Baden Bismarck wiederholt und freute sich der ersten Erfolge schärferen Vorgehens am Bunde, der ersten gemeinsamen deutschen Erfolge des späteren Kanzlers und des späteren Kaisers; Bismarck aber war voll Lobes über die Aufmerksamkeit und verständnißvolle Mitwirkung

des Herrn. Auch Cavour sprach in Baden vor und fand den Prinzen nicht unfreundlich, wenn auch keineswegs national-italienisch gestimmt. Ein europäisches Unwetter konnte alsbald losbrechen. Da beschloß Wilhelm nebst seinen Vertrauten, der Stellvertretung ein Ende zu machen. Noch gab es Kämpfe im Ministerium; die Königin widerstrebte bis auf das Letzte, es blieb dem Prinzen nicht erspart, sie schärfer mahnen zu müssen; erst nach zäher Verhandlung hat sie am 7. October 1858 ihrem unglücklichen Gemahl, der nur allzu wohl empfand, was er opfern mußte, die Regentschaftsurkunde zum Vollzuge vorgelegt. Der Prinzregent aber nahm die Last, die er nun nach eigenem Recht und voraussichtlich für immer tragen sollte, in tiefer Bewegung auf sich: er suchte Kräftigung für alles Künftige im Gebet.

Am Tage darauf ward Westphalen — in vornehmer Höflichkeit — entlassen, einen Monat später hatte der Prinz sein neues Ministerium gebildet.

Er war jetzt der Herrscher; um persönlichen Raum für sich selber brauchte er nicht mehr zu kämpfen. Hatte er sich jemals, in den Dunkeln der Reaction, einer Partei nahe zugeneigt, so war auch das jetzt vorbei: über Allen wollte er stehen, Alle herbeiziehen, freilich das Regiment der Ultras vorerst ganz brechen. Sein Ministerium war aus persönlichen Vertrauten des Regenten, aus Anhängern des gemäßigten Liberalismus und zwei Conservativen des alten Cabinetts zusammengesetzt; an seiner Spitze stand der Fürst von Hohenzollern und nächst ihm Wilhelms Jugendfreund R. v. Auerswald, das Kriegswesen hatte wieder Bonin, das Auswärtige Schleinitz. Die Gesammtfarbe des Ministeriums war doch liberal; das entsprach der Wendung, die Wilhelm vollziehen wollte, und offenbar dem bedeutsamen Einflusse, den seine Gemahlin — „was für eine merkwürdige Frau! urtheilt Gerlach: Alles treibt sie mit Gewissen und Energie, aber zugleich mit einer unglaublichen Leidenschaft" — aus den gemeinsamen Jahren des Grolles in die neue Epoche herüberbrachte. Entschiedenerer Parteimann freilich war unter allen Ministern höchstens der der Finanzen, der nicht vom Prinzen selber ausgewählte Herr v. Patow, später etwa noch der neue Minister des Innern, Graf Schwerin.

Das Land jubelte der Neuen Aera dieser liberalen Regierung entgegen. Wilhelm selber war weniger wohl zu Muthe, nicht nur weil ihm die Erwartungen, die man seinem Werke entgegentrug, übergroß und beängstigend erschienen, sondern weil dieses Werk selber ihm nicht ganz geheuer war. Auf dem Boden der Verfassung, aber auf conservativer Basis und mit Ehrenmännern als Gehülfen wollte er, wie er selber gesagt hat, zu regieren versuchen. Nun war ihm sein Ministerium bei aller Zahmheit doch zu liberal geworden. Noch im October hatte ihn Vincke-Olbendorf zuversichtlich und heiter gefunden, im December erschien er ihm „wie ein Mann, der erschrocken vor seiner eigenen That zurückweicht; Patow zu nehmen war weit über sein Ziel gegangen". Zu Bismarck sprach er (Jan. 1859) seine Entrüstung darüber aus, daß man sein Ministerium für anticonservativ halte, Patow habe nicht er gewollt. Der Hausminister Massow empfing im Conseil damals den Eindruck, der Prinz sei in seinem eigenen Ministerrathe ein einsamer Mann, der vergeblich den Uebrigen widerspreche. Daß selbst die ihm nahestehenden hohen Officiere wie der Generaladjutant Alvensleben und Goltz, vollends daß Gerlach und Roon hart urtheilten, darauf wird man nicht eben viel geben, obwol es charakteristisch ist, daß sie alle hinter der neuen Schöpfung wesentlich den Einfluß der Prinzessin suchten; und nicht nur Goltz, auch der sorgenvoll und scharfsichtig beobachtende, altliberale Th. v. Bernhardi erwartete von Anfang an ein böses Ende, eine neue Reaction. Albrecht v. Roon aber traf gleich im December den Ministerpräsidenten unsicher und kleinmüthig.

War es nur der Schauer des Neuen, was sich in diesen Stimmungen ausdrückte? Es wirkte doch wol von Anbeginn bei Allen der Eindruck, daß dieses Ministerium, selbst wenn man es nicht sofort mit dem unhöflichen Gerlach für impotent erklären wollte, kein Meisterwerk war. Es enthielt nicht einen einzigen bedeutenden Menschen; reine wohlwollende Männer wie Hohenzollern und Auerswald, ehrliche, maßvolle und vorsichtige Reformer wie Schwerin, einen Kriegsminister der mit Wilhelm Jahre lang zusammengearbeitet und mit ihm zusammen den Sturz von 1854 erlebt hatte, der aber jetzt keineswegs bereit war, große Unternehmungen zu wagen, einen Diplomaten, Schleinitz, der zwar der Prinzessin nahe stand, aber der schwierigen Weltlage weder Ideen noch Thatkraft entgegenbrachte. Man hat immer „die fast irrthumlose Menschenkenntniß" Wilhelms I. bewundert. Auch damals wußte er sie zu zeigen: seine erste Regierungshandlung beinahe war die Berufung des einst von ihm „entdeckten" Moltke an die Spitze des Generalstabes, auch Edwin v. Manteuffel, den er zuerst ungern als Chef seines Militärcabinetts übernahm, erkannte er bald in seiner Bedeutung und zog ihn auf das engste an sich, und schon hatte er Roon seine Denkschrift über die Heeresfrage schreiben lassen. Daß er diesen Griff für die richtigen Leute, der ihm auf seinem ursprünglichen, dem militärischen Felde bereits eigen war, auf dem politischen damals auch bewiesen habe, wird Niemand behaupten. Die Auswahl seiner ersten Berather war durchaus unglücklich ausgefallen. Er war in diesen Angelegenheiten noch halb fremd; er handelte zudem nicht frei nach seiner Neigung, er hatte sich selber die Bahn eingeengt. Aber er wollte den Versuch wagen, den Forderungen des Tages gerecht zu werden. Sein Ministerium, bunt wie es war, bedurfte der Weisung: er ertheilte sie ihm. Er stellte in der berühmten Ansprache an seine Minister (8. Nov. 1858) ein Richtmaß für die neue Politik auf; nach Schneiders Zeugnisse hat er diese Erklärung ganz allein entworfen, sie ohne Correcturen und Einschübe, einheitlich niedergeschrieben; sie trägt in der That alle Züge seines Stiles. Sie fordert, als die erste, umfassende officielle Kundgebung seines Willens, zum Vergleiche mit den Anschauungen auf, wie sie aus den privaten Aeußerungen des Prinzen für den Beginn dieses Zeitraumes oben zusammengefügt worden sind: für das Innere zunächst trifft sie genau mit jenen zusammen.

Auffallend ist die starke Betonung des Maßes, der conservativen Grundlagen, geradezu des Königthumes von Gottes Gnaden, die Abwehr aller weiteren Concessionen nach links hin. Der Regent warnt vor jeder Art von Ueberstürzung und Uebertreibung, so in der Selbstverwaltung, die man freilich weiterbilden, im Wirthschafts- und Verkehrswesen, das man freilich pflegen müsse, er findet eine Erziehung des Volkes nothwendig, damit die Geschworenengerichte wirklich Segen stiften können. Er kündigt die Nothwendigkeit neuer Staatseinkünfte und vor allem die dringende Nothwendigkeit der Heeresorganisation an: vor allem dort keine schädliche Sparsamkeit! All diese entschiedenen Warnungen waren der öffentlichen Meinung erträglich und manches, wie die zweimalige, sehr ausdrückliche Nebeneinanderordnung von Vaterland und Krone, wie das Schlußwort vom Gottesgnadenthume, mochte sie vielleicht ganz überhören, weil der Bruch mit der Reaction in Anderem so unverkennbar vollzogen war. Der Regent mochte immerhin betheuern, daß man mit der Vergangenheit keineswegs brechen wolle, und die Pietät gegen seine Vorgänger wahren: es war doch nicht mißzuverstehen, wen seine ausführliche Verurtheilung der politischen Orthodoxie, der geistlichen Heuchelei, aller kirchlichen Uebergriffe in beiden Confessionen, dieser breiteste Absatz der gesammten Erklärung, traf. Die Proclamation erschien, im Lichte

dieses Bekenntnisses, unzweideutig liberal. Aber es ist sicher, nicht der Prinzregent war an dieser einseitigen Auslegung schuld: seine Sätze über die innere Politik waren in sich fest und klar. Sie enthielten seine volle Meinung; ob er diese der weitergehenden Strömung gegenüber handelnd aufrecht halten könnte, mußte sich herausstellen. Die Zeugnisse der nahestehenden Beobachter haben uns gezeigt, daß er und Andere bald empfanden, er werde weitergerissen als er ursprünglich wollte.

Anders steht es mit den Abschnitten zur auswärtigen Politik. Wie verhalten sich diese zu den früher verzeichneten, allgemeinen Gedanken? bedeuten sie eine Präcisirung, einen Fortschritt nach irgend einer Seite hin? Sie fügen der Forderung der Heeresreform die kurzen Hindeutungen an: freundschaftliches Verhältniß zu allen Mächten, Unabhängigkeit und Ungebundenheit; in Deutschland „moralische Eroberungen" Preußens „durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungs-Elementen, wie der Zollverband es ist, der indessen einer Reform wird unterworfen werden müssen. — Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist. Ein festes consequentes und wenn es sein muß energisches Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit, muß Preußen das politische Ansehen und die Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Macht allein nicht zu erreichen im Stande ist". Das sind doch äußerst vage und magere Sätze. Vielleicht konnte ein Fürst gerade über die auswärtige Politik aus Gründen der Vorsicht nicht mehr und nichts Greifbareres sagen? immerhin lag in dem Hinweise auf den Schutz des Rechtes eine durchsichtige und ernste Anspielung auf Dänemark und Kurhessen; auch die „Einigungs-Elemente" konnten an die Union erinnern und kleindeutsch zu deuten sein. Man mochte also urtheilen, daß der Regent sich mehr denke als er hier ausspreche. Indessen berühren sich seine öffentlichen Ausführungen auch hier wieder ganz eng mit den vertraulichen, auch jene besagten nicht mehr; die „moralischen Eroberungen" durch die eigene Verfassungspolitik waren ihm ja auch in jenem Briefe an Vincke das „Einzige gewesen, wodurch wir in Deutschland unsern Rang behaupten können". Ob er Willens war und ob er fähig sein würde, in der deutschen Frage über solche bescheidenen Pläne doch noch hinauszugehen, das mußten wirklich erst die kommenden Thaten erweisen, aus denen muß auch der Historiker hier erst auf die ursprünglichen Absichten und ihre Grenzen sicherer zurückzuschließen trachten — hier ist auch heute noch die innerliche Gesinnung des Prinzen für die Anfänge seines Regimentes nicht so deutlich, hier war sie in ihm selber wol nicht so ausgearbeitet, wie in den Grundfragen des innerpreußischen Lebens. —

Die Ansprache vom 8. November drückte Wilhelms Absicht aus, den Kurs seines Schiffes selber zu bestimmen. Die Fahrt begann und die Stürme blieben nicht aus. Er ergriff das Steuer.

~~~

Es ist nicht möglich, die Geschichte der nun anbrechenden Jahre hier eigentlich zu erzählen. In steter Wechselwirkung gehen preußische, deutsche, europäische Momente in ihnen durcheinander; es ist ja bekannt, daß die Lösung aller inneren Schwierigkeiten Bismarck zuletzt vom europäischen Boden her gelungen ist. Dennoch muß diese Darstellung die Kreise scheiden. Ganz unlöslich ist Preußens deutsche und seine europäische Politik verbunden: verfolgen wir ihren Gang bis Anfang 1862 im Zusammenhange, zunächst geschieden von den inneren Ereignissen.
~~~

Gleich das Jahr 1859 rollte die großen Probleme vor dem Prinzregenten alle auf. Mit Napoleons Hülfe erhob sich Sardinien gegen Oesterreich, die nationale Befreiung Mitteleuropas errang ihren ersten, ganz greifbaren Sieg, einen Sieg über denjenigen Staat, dessen Zusammensetzung der Idee der Nationalität am stärksten widersprach und dessen Gewalt Deutschland und Italien gleichmäßig hemmend überragte. Man sah vom Januar ab diesen Angriff herannahen, Oesterreich stand ihm völlig isolirt gegenüber. Die Frage wurde dem preußischen Herrscher gestellt, ob er den Kampf um Italien für eine deutsche, für eine preußische Angelegenheit halten werde. In Süddeutschland sprach das Gefühl des Volkes, von der Presse geleitet, entschieden zu Oesterreichs Gunsten, und sicherlich ließ sich dafür vieles sagen. Die Bedrohung des alten Europas durch einen Bonaparte, das Bündniß dieses Bonaparte mit allen revolutionär-nationalen Bestrebungen, der alte Gegensatz Frankreichs gegen Deutschland, die noch verborgene, aber fast unzweifelhafte Absicht der Franzosen auf deutsche Länder im Westen — mußte dies alles nicht die Geschichte der eigenen Jugendzeit auch in Wilhelms Gedanken wachrufen? Wenn Oesterreich niedergeworfen war, würde dann Preußen nicht ebenso getroffen werden wie vor einem halben Jahrhundert? Napoleon III. stand der Prinz mit regem Mißtrauen und persönlicher Abneigung gegenüber. Aber sollte Preußen deshalb für Oesterreich die Waffen ergreifen? Die alte Nebenbuhlerschaft, dazu die Erinnerung an Olmütz stand zwischen ihnen und die österreichische Mißwirthschaft in seinen italienischen Provinzen mißbilligte Wilhelm längst ebenso sehr wie er die Ausdehnung des österreichischen Einflusses auf die selbständigen Staaten Italiens verwarf. Gegen Napoleon für die Wahrung der Verhältnisse von 1815, aber auch für Nichts, was über diese Grenze hinausginge, einzutreten war ihm das Natürlichste, als Angehörigem des legitimistischen Europas wie als preußischem Staatsmanne. Es gab Möglichkeiten, die Lage ganz anders für Preußen auszunutzen. Man konnte mit Napoleon offen zusammengehen — das wies Wilhelm weit von sich. Man konnte die Nothlage Oesterreichs rücksichtslos verwerthen, in schroff zugreifender, egoistischer Politik, die dann freilich auch zu jedem Mittel bereit sein mußte. Mindestens konnte Preußen die Gelegenheit wahrnehmen, selbst ohne directe Feindseligkeit gegen den Kaiserhof, seine eigene deutsche Stellung entschieden zu verbessern; es konnte endlich, wenn es nicht selber handeln wollte, doch jede Dienstleistung für Oesterreich vermeiden, sich die Hände ganz frei halten. Irgend einen dieser Wege zu gehen wurde dem Regenten doch wol nicht nur durch die Publicistik nahegelegt; er hat offenbar von den Gedanken einer weitgreifenden preußischen Initiative gewußt, die Herr v. Bismarck verfocht, ja es scheint, daß er sie aus Bismarcks eigenem Munde vernahm, und daß man dabei dessen Berufung in das Ministerium bei ihm angeregt hat; er aber hat sie entschieden abgelehnt. Auch er wollte keineswegs dem Rivalen die Kastanien aus dem Feuer holen, aber aus dessen Nothlage dem nationalen Feinde gegenüber für sich Vortheil zu ziehen widerstrebte ihm. Er nahm den Mittelweg: nicht eigentlich für Oesterreich, aber doch, wenn es sein müsse, gegen Frankreich einzugreifen, im Interesse der deutschen und preußischen Unabhängigkeit; derart, daß er den Kampf der beiden Hauptgegner erst weit genug vorschreiten lasse, um sicher zu sein, daß er nicht die Hauptlast des Krieges vom Po an den Rhein herüberziehe; derart zugleich, daß er sich selber für den Ernstfall eine klare politische und militärische Führerstellung über den deutschen Streitkräften ausbedinge.

Man muß zugeben, daß eine solche Haltung innerhalb einer drohenden und verlockenden Lage durchaus ehrenhaft und selbstlos war und daß sie vollständig loyal durchgeführt worden ist. Auch das ist offenbar, entschlußkräftiger und männlicher als unter Friedrich Wilhelm IV. war diese preußische Politik; daß er den Ereignissen nicht in planloser Schwäche zusehen dürfe, war dem Prinzen von Anfang an gewiß. Um so höher ist ihm sein Vorgehen anzurechnen, da er thatsächlich ganz allein war und sich allein entschließen mußte. Die unklare, wenn auch noch so wohlgemeinte Erregung im Süden überhäufte das zurückhaltende Preußen mit leidenschaftlichen Anklagen; in Preußen standen die Ansichten wider einander, im Ministerium auch; nirgends unter seinen nächsten Räthen ein wirklicher Staatsmann, der ihm zu helfen gewußt hätte, Schleinitz und sein Unterstaatssecretär ängstlich und thatenscheu. Wilhelm ging seinen Weg, vielleicht etwas langsam, natürlich durch den Gang der Dinge beeinflußt und weitergedrängt, im ganzen aber doch consequent und fest. Er wahrte sich seine volle Freiheit, bis der Krieg unvermeidlich geworden war (April); er trat vor, als Napoleons Absichten sich ganz enthüllten, bot (Mai) in Wien seine Vermittlung an, aber nur zu Gunsten des eigenen österreichischen Länderbesitzes in Italien, und nur unter preußischer Verfügung über das Bundesheer. Da man die unbedingte Hingabe all seiner Kräfte an alle österreichischen Zwecke forderte, zog er sich zurück; er war, als Oesterreich, in Italien bedrängt, auf jene seine Vorschläge zurückgriff, sofort wieder zum Eingreifen bereit und mobilisirte einen großen Theil seines Heeres (Juni). Noch einmal verwirft Franz Josef alle Bedingungen und beansprucht die rückhaltlose Unterstützung als einfache Bundespflicht. Da geht Wilhelm (24. Juni) selbständig vor, macht sich völlig kriegsbereit, beantragt in Frankfurt seinen Oberbefehl über alle Bundestruppen, will sich für Oesterreichs Besitzstand verbürgen, nur muß der Kaiser seinen italienischen Unterthanen billige Reformen gewähren. Es war der beinah unausweichliche Krieg gegen Frankreich, und mit gehobenem Muthe sah der Regent ihm entgegen. Aber Oesterreich will diese gefährliche Hülfe nicht, es beschränkt dem Nebenbuhler die Freiheit des Oberbefehls über die deutschen Truppen; Franz Josef schließt, militärisch wie politisch bedrängt und erschöpft, der Fortsetzung des Krieges nicht leicht gewachsen, aber zugleich in offenbarer Eifersucht auf Preußen, den raschen Frieden von Villafranca (11. Juli).

Otto v. Bismarck hatte in bitterer Verstimmung aus seiner Petersburger Ferne die deutschen Ereignisse verfolgt; ihm stand es fest, daß das Eintreten für Oesterreich, auch spät und vorsichtig vollzogen wie es der Prinz wollte, in jedem Falle ein Fehler und ein Unheil sein müsse, daß sein Vaterland sich einen fremden Krieg auf seine Schultern lade, zu Gunsten des eigentlichen Feindes. Er durfte aufathmen, als die beiden Kaiser dieser Gefahr durch ihre Versöhnung zuvorkamen. Die Ereignisse haben alsbald auch bewiesen, daß die „Vermittlung“ wie sie Wilhelm in Italien ausüben wollte, den Italienern gegenüber eine Unmöglichkeit war, und das Urtheil des Historikers hat sich die Kritik Bismarcks völlig zu eigen gemacht. Das eine liegt klar zu Tage: die Politik des Prinzregenten hatte aus den italienischen Wirren für seinen Staat schlechterdings keinen Nutzen gezogen, auch den bescheidenen nicht, den er erstrebt hatte, wenn er wenigstens den Oberbefehl über die Bundestruppen in seinen Händen vereinigen wollte. Es war für Deutschland wie für Preußen gar nichts erreicht, eine große Gelegenheit war versäumt worden. Diese Thatsachen hätte auch der Prinzregent nicht zu bestreiten vermocht; einen Tadel seiner Politik aber hätte er nicht zugegeben. Er schrieb, zurückschauend, dem Coburger Freunde im September: „was die Vergangen-

heit betrifft, so würde ich, wenn ich dieselbe noch Einmal zu durchleben hätte, (sie) ganz genau ebenso wie geschehen durchleben und durchhandeln. Ich trage die mir nach allen Richtungen gewordenen Schmähungen sehr ruhig, weil mein Gewissen mich völlig frei von allen Vorwürfen spricht, die man mir macht". Schon Ende Juni, in der eigentlichen Entscheidungszeit, hatte er den deutschen Officieren, die zu militärischen Conferenzen nach Berlin gekommen, seine tiefe Empörung darüber ausgesprochen, daß man ihn undeutscher Selbstsucht bezichtige: „Meine Herren! gehen Sie nach Hause und schlagen Sie dem, der Ihnen dies sagt, eins ins Gesicht in meinem Namen!" — die erregten Worte hat damals der Württemberger Suckow aufgezeichnet. Jetzt, nach dem Frieden, klagte die österreichische Regierung offen über den Verrath der preußischen. Ganz gewiß hatte Wilhelm Alles gethan, was man gerechter Weise, von Wien her, von ihm erwarten durfte. Nach dieser Seite hin durfte er sich im Rechte fühlen. Zweifellos glaubte er auch dem Tadel der schrofferen Preußen und Kleindeutschen gegenüber im Rechte zu sein. Er hatte gethan, was er nach seiner Gesinnung zu thun vermochte. Es geht aus Allem hervor, daß er eine starke selbständige Veränderung der deutschen Verhältnisse, eine Sprengung etwa des Bundes nicht wollte. Im Gegentheil, die nächsten Monate zeigten, daß er den Bund zu erhalten, ja zu verstärken gesonnen war.

Die erzwungene Ruhe der Reactionszeit war in Deutschland gründlich gebrochen. Der frische Luftzug, der mit der Neuen Aera durch Preußen zu wehen begann, die tiefe Erschütterung des italienischen Krieges, die Anregung aller Probleme deutscher Sicherheit und Zusammengehörigkeit, die andauernde Spannung der europäischen Verhältnisse — Alles wirkte zusammen und wirkte weiter. In Italien erhob sich die Nation und Oesterreichs Schutzverwandte wurden verjagt; Louis Napoleon legte seine Hand auf Nizza und Savoyen — überall demokratisch gewaltsame Neuerung, unter dem Banner des Nationalitätsprincipes hier, der natürlichen Grenzen dort. Die deutsche Frage wird durch all dies wieder in den Mittelpunkt des Denkens und Empfindens gerückt. Der Nationalverein wird begründet; Preußen soll die Leitung Deutschlands übernehmen; die alten Gegensätze, ein Jahrzehnt hindurch verschleiert, drängen leidenschaftlich an das Licht. Die Gewalten, die den deutschen Bund bildeten, treten wieder weit auseinander; die Unvereinbarkeit der beiden Großmächte im Rahmen eines und desselben Staatswesens wird wieder offensichtbar und neben ihnen bricht die Besorgniß der bedrohten Mittelstaaten unruhig hervor. Schrittweise, erst in den Forderungen der öffentlichen Meinung, dann in den Handlungen der Staatsmänner, wird die Bewegung deutlich und immer größer, die nun erst in dem Entscheidungskampfe über all diese Gegnerschaften, in der Vollendung des uralten Processes der Zersetzung und Neubildung ihr Ende finden sollte. Alles in Deutschland wird von ihr ergriffen und wird in ihr zur Partei, zur wirkenden Kraft: Geist, Wirthschaft, Politik; schon ist überall das innere Verfassungsleben wieder in starken Fluß gerathen, jetzt regt der Krieg die Wehrfragen und durch sie alle äußeren und inneren Machtfragen unwiderstehlich an — überall erhebt sich der Streit. Welche historischen Mächte in ihm die eigentlich Treibenden, die letzten Gegner waren, die Frage wird sich uns erst später wieder stellen, da wo die Geschichte Wilhelms I. auch ihrerseits in das große Strombett einmündet. Vorerst floß sie in ihren besonderen und engeren Bahnen dahin.

Der Herzog von Coburg hatte den Regenten gemahnt, die Bundesreform in die Hand zu nehmen. Der erwiderte ihm am letzten September, er denke nicht daran, diese Reform ignoriren oder zurückdrängen zu wollen, nur wisse er im Augenblick keinerlei Lösung zu finden, „die Oesterreich annehmen könnte

oder vielmehr annehmen würde". So wollte er denn „mit praktischen Propositionen auftreten, z. B. der Besserung der Wehrverfassung. Dann dem Rechtszustande in Deutschland das Wort reden, wie er in Preußen geübt wird . . . .". Wie er diese Propositionen verstand, das ist hier zu untersuchen.

Daß die Wehrverfassung des deutschen Bundes nichts taugte, diese alte Erkenntniß hatte die Mobilmachung auch der Bundestruppen im Sommer 1859 von neuem eingeschärft. Weder Zahl noch Gesinnung, Ausbildung und Ausrüstung der Truppen noch die Ordnung des Oberbefehles genügten dem unzweifelhaften Bedürfniß, wäre es zum Waffengang gekommen, so hätte es an Einheit und an Kraft gleichermaßen gefehlt. Der Prinzregent leitete seit dem September preußische Vorschläge zur Abstellung dieser Gebrechen in die Wege, verhandelte mit seinem militärischen Vertreter in Frankfurt, mit seinen Ministern in Berlin, ließ im November und December Anträge ausarbeiten, sie am Bundestage wie in Wien mittheilen, nahm dann, je lebhafter der Widerspruch von dorther ertönte, Anfang 1860 die Sache selber in die Hand und stellte in zwei eigenhändigen Denkschriften (Januar, Februar) all seine Forderungen zusammen. Deutschland, so ist der Gedankengang, bedarf einer starken Armee; das Bundesheer von 1859 ist militärisch und moralisch erbärmlich gewesen; es muß nach dem bewährten preußischen Muster verbessert werden. Dreijährige Dienstzeit; innere Gleichmäßigkeit jeden Armeecorps nach Reglement, Gewehr, Verpflegung, Gehalt; Verstärkung der Contingente; einheitliche Vorbereitung der Mobilmachung; Verschärfung der Inspectionen: das sind die technischen Ansprüche, die Wilhelm erhebt. Daneben steht die entscheidende Frage nach dem Oberbefehl. Einen Krieg ohne den vollen Beistand der beiden Großmächte wird der Bund zwar kaum führen können; indeß würde in einem solchen Kriege wie das Bundesheer so der Bundesfeldherr als selbständige und einheitliche Einrichtung des Bundes denkbar sein. Sind aber Oesterreich und Preußen in voller Macht betheiligt, so muß das Bundesheer den Heeren der beiden Großen angeschlossen werden. Denn weder der eine noch auch der andere von ihnen wird seine gesammte Heereskraft einem Dritten, einem Bundesfeldherrn, unterordnen: das ist für Preußen, wie es laut bekennt, ganz ausgeschlossen und auch Oesterreich wird es in Wahrheit niemals thun. Also Zweitheilung; die ist auch strategisch das Richtige; ein einheitliches Heer wäre viel zu groß, um gelenkt zu werden. Die wahre Einheit wird das Zusammenwirken der zweigetheilten Masse sein.

Das System, das Wilhelm aufbaute, war durchdacht und übersichtlich. Freilich, ein wunderliches Gebilde war es immer, das da entstehen sollte. Die zwei Großmächte innerhalb desselben Staatswesens, und doch zugleich neben diesem stehend; die Mittelstaaten, deren Souveränität ja gewahrt bleiben sollte, neben ihnen und doch zugleich unter ihnen; Deutschland für den militärischen Ernstfall zwischen beiden aufgetheilt; das Militärwesen dabei nach preußischen Regeln geordnet; die Voraussetzung der kriegerischen Action eine unbedingte Gleichmäßigkeit der politischen Absicht und des strategischen Vorgehens zwischen Oesterreich und Preußen — zwischen beiden liegt freilich die ungelöste Nebenbuhlerschaft, aber beide sind durch ein gemeinsames Drittes von vornherein gefesselt, denn beide haben zugleich je eine Hälfte der Bundestruppen unter sich; überdies sollte den kleineren souveränen Kriegsherren doch etwa eine gewisse Vertretung bei den beiden Obercommandos zufallen. Wie dieses ganze Ungethüm in seiner Mischung aus großstaatlicher Selbständigkeit und bundestäglicher Einordnung wirklich hätte arbeiten können, das mag sich Jeder ausmalen. Die Vorfrage war, ob sich die Mittelstaaten, ohne ihre Stellung auf-

zugeben, in diese neue Ordnung sowol der Organisation wie der Leitung würden einfügen können und wollen. Von Anfang an trat da den Berliner Vorschlägen der Widerstand der Mittelstaaten offen entgegen. Hier wie dort stellte man sofort einen leitenden Grundsatz auf, behauptete hier die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Aenderung, die man dort eben so bestimmt leugnete: nur im Einzelnen dürfe man bessern. Und die Bedenken der verschiedenen Cabinette waren sehr klar. Die Einheit des Bundes solle durch den Dualismus zerstört werden, klagte Beust, keineswegs ohne Recht; er rief die Mittelstaaten zur Gegenwehr auf, schon hatte sich diese dritte Gruppe wieder selbständig neben den zwei Großen aufgestellt. Nirgend zeigte sich der Entschluß, die preußischen Vorschläge anzunehmen; natürlich nicht, denn wer hätte sich aus bloßem gutem Willen, ohne Krieg, mediatisiren lassen? Auch Oesterreich war abgeneigt.

Aber damit nicht genug. Der Prinzregent fand auch daheim Niemanden, der ihm zugestimmt hätte. Seinem Ministerium, insbesondere dem auswärtigen Amte, war sein Vorgehen zu militärisch und nicht politisch genug, zu umfassend, zu gerade; es sprach in seinem Rundschreiben selber den betrübten Satz aus, die für die Neuordnung am Bunde erforderliche Einstimmigkeit werde sich ja wol nicht erreichen lassen. Von vornherein hatte der Kriegsminister Bonin die Achseln gezuckt: wie soll sich eine solche Umwälzung ohne politische Vorarbeit, d. h. ohne vorherige Beschneidung der mittelstaatlichen Souveränität, je durchführen lassen? Noch ganz anders war das Bedenken des Gesandten am Bundestage, des Grafen Usedom. Er erklärte die Reform, wie sie der Prinz betrieb, für schädlich. Darf man die innere und äußere Kraft des Bundes so ungeheuer verstärken, wie es das preußische Project und seine Erhöhung der Wehrkräfte will, solange dieser Bund im Grunde der Feind Preußens ist? Die Mittelstaaten sind dies; wie kann man, solange das andauert, sie militärisch regeneriren wollen? Das waren Einwände, wie sie auch Bismarck erhoben hätte. Und ein Münchener Preußenfreund warnte nachdrücklich davor, Baiern derart unter die Führung Oesterreichs zu zwingen: das Project liefert den Süden an die Hofburg aus. Liegt das im preußischen Interesse?

All diese Einwände, die mittelstaatlichen wie die preußischen, waren nicht nur im höchsten Maße charakteristisch: denn in ihnen spiegelt sich die Lage der widerspruchsvollen deutschen Verhältnisse auf das lebendigste ab; sie waren auch vollkommen berechtigt, und wenigstens auf die preußischen unter ihnen hätte der Prinzregent wol hören dürfen. Aber gerade darin liegt für den, der die Entwicklung Wilhelms I., und in diesem Falle diejenige seiner deutschen Absichten, zu verfolgen hat, der hohe Werth dieser todtgeborenen Vorschläge von 1859/60. Hier treibt der Prinz seine eigene Politik. Hier greifen wir unzweifelhaft mit Händen, was er wollte. Er wollte, das bestätigt sich uns hier stärker als zuvor, den Bund nicht nur ertragen, sondern ihn kräftigen. Die patriotische Erkenntniß, daß Deutschland der Deckung unbedingt bedürfe, überwog in seiner ehrlichen und militärischen Anschauung jedes andere Moment. Preußen wurde er dabei sicherlich nicht untreu; als preußischer Officier dachte und organisirte er. Er nahm die Vorschläge seiner „Bemerkungen" von 1848 wieder auf, aber er war jetzt in einer gewissen Richtung preußischer als damals. Er wollte jetzt weit unbedenklicher das preußische Vorbild in Organisation, Ausrüstung u. s. w. durchführen. Von der einheitlich über Alle hinwegragenden „Centralgewalt", die damals, vor der Frankfurter Kaiserwahl, im Hintergrunde aller Ueberlegungen gestanden hatte, war jetzt nach zehn Jahren bundestäglicher Wirthschaft nicht mehr die Rede; daß sich

die Dinge auf Oesterreich und Preußen zugespitzt hatten, sieht man deutlich. Der Prinz stellte seine militärischen Forderungen unbefangener, rücksichtsloser, realistischer als im December 1848 auf. Aber Eines allerdings wollte er nicht anerkennen: Oesterreich und Preußen, ja; Oesterreich oder Preußen, nein. Er hielt die Erhaltung der deutschen Einigkeit, innerhalb der Bundesverhältnisse, für möglich und für wünschenswerth. Er versuchte ehrlich, rückhaltlos, diesen Weg mit Oesterreich zusammen zu gehen, trotz aller Aergernisse des letzten Sommers. Er gab wol zu, daß dies nicht das letzte Wort der Entwicklung zu sein brauche, und wol auch nicht sein letztes Wort, er schnitt der Zukunft die Bahnen nicht ab, er bestritt der deutschen Frage, Herzog Ernst gegenüber, nicht das Daseinsrecht. Aber in jenem Zeitpunkte, und überhaupt von sich aus, wollte er nicht weiter. Seine Politik, wie er sie übte, war die der activen Bundestreue, innerhalb deren er auch Preußens Stellung zu behaupten und zu erhöhen strebte, aber die Politik eines schöpferischen preußischen Egoismus war es nicht: dessen natürlichen Zwecken handelte er vielmehr schnurstracks zuwider; die preußisch-deutsche Zukunft hätte er so nur fester eingeschnürt. Er schloß in jenem Briefe von 1859 diesen Wehrreformen lediglich die Förderung des Rechts in Deutschland an, d. h. die Politik der moralischen Eroberungen. Wie aber hatte er 1849 geschrieben? „Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern", d. h. mit blanker Waffe. Wollte er Deutschland nicht mehr regieren? Es zu „lenken" war er beim Ausbruche des italienischen Krieges (an Natzmer, 26. April 1859) entschlossen; weshalb nicht mehr als das? Gewiß war der Augenblick ernst und aus dem Westen drohte unablässig Napoleon; selbst ein Moltke scheute im Februar 1860 vor dem Gedanken tiefer Umgestaltungen in Deutschland, d. h. vor dem Kampfe mit Oesterreich zurück, weil der Preis der Einheit mit deutschen Landen in Ost und West würde bezahlt werden müssen. Anderen, Kühneren, erschien gerade diese ungewisse Lage wie eine Aufforderung, die Verhältnisse zu klären. Das Entscheidende für Wilhelms innere Wandlung gegen 1849 und 50 lag doch wol darin, daß er jetzt die Verantwortung trug. Das Richtige und Kühne zu denken und zu fordern war selbst für den leicht gewesen, der so dicht neben dem Throne stand wie der Prinz von Preußen; der Schritt von dieser Stelle in die Ausübung der Macht selber hinein war aber doch riesengroß. Die Staatskunst ist unter allen Aufgaben, die Menschen zu lösen haben, die schwerste. Der ungeheuere Druck, der sich auf ihn gelegt hatte, hat hinsichtlich seiner deutschen Aufgaben in Wilhelms treuer und ernsthafter Seele die Kraft des einen seiner innerlichen Elemente, der Anhänglichkeit an das Bestehende und der Besonnenheit, des Sinnes für Ordnung und Einordnung, noch verstärkt, verdichtet; die andere Seite seines Wesens, ebenso preußisch wie jene, der Ehrgeiz für seinen Staat, die Fähigkeit zu tapferem Entschlusse, kam zunächst nicht zur freien Wirkung. Erst Ereignisse und Menschen, die stärker waren als er, haben diese Kraft in ihm wieder freigemacht. Da zeigte sich dann, daß er auch so in Vielem bereits für Dinge, die über seine Absichten von 1859 weit hinausgingen, vorgearbeitet hatte, und daß er ihnen die Bahn nie versperrte; aber daß er von Anfang an das wirklich Große gewollt und betrieben habe, davon sagen die Thatsachen uns laut das Gegentheil.

Usedom hielt die Bundes-Militär-Reform für einen Schlag gegen Preußens wahren Nutzen. War diese Reform wenigstens äußerlich möglich, d. h. für den Augenblick richtig angelegt? Der Prinz unterschied sie in seinem Briefe ausdrücklich von einer Bundesreform, welche keine Aussicht haben würde, durchzugehen. Die Hergänge übernahmen alsbald die natürliche Kritik. Der Wehrausschuß des Bundestages und dann der Bundestag selbst lehnten die preußi-

schen Anträge, und zwar in ihrem Grundsatze, ab. Verhandlungen außerhalb des Bundestags, in denen man sich darnach näherzukommen suchte, schienen wenigstens zu einigen bescheidenen Ergebnissen führen zu können; sie liefen in das Jahr 1861 hinein und verliefen, auch sie, im Sande. Nur eines hatte sich ergeben, die Unauffindbarkeit eines Weges, den alle am Bunde Betheiligten gemeinsam gehen könnten. Es war eine alte Erfahrung, die sich wiederholen sollte, so lange man auf dem alten Boden blieb.

Diese Wehrpläne des Regenten sind bei weitem das interessanteste aus seiner deutschen Politik dieser ersten Jahre; nichts zeigt deren Richtung so deutlich auf. Dabei wollte er sich, bemerkten wir, immerhin nicht in seiner Freiheit fesseln lassen; gegenüber der Aengstlichkeit seiner Minister setzte er im August 1859 in der Antwort auf eine Stettiner Adresse die öffentliche Erklärung durch, eine Bundesreform sei zu wünschen, nur sei sie jetzt noch nicht möglich; Preußen müsse fremdes Recht gewissenhaft achten, vorerst praktisch für Stärkung der Wehrkraft, für Befestigung gesicherter Rechtszustände eintreten. Es war das Programm, dessen eine Hälfte soeben erörtert worden ist, wir sahen, was es bedeutet. Der „Rechtszustände“ nahm Wilhelm sich gleichzeitig an, er war bereits 1858 für Schleswig-Holstein in die Schranken getreten, jetzt, im Herbste 1859, entschied er sich, trotz Schleinitz, für die Herstellung der 1831er Verfassung in Kurhessen; im Frühjahr 1860 nahm Preußen am Bundestage den Streit gegen den Kurfürsten offen auf. „Preußen stützt sich auf die Völker gegen die Fürsten“, hat Gerlach damals klagend gefolgert, den Sinn des Prinzen wenigstens hat er damit nicht getroffen: diesem lag eine so revolutionäre Ausnutzung seines Rechtskampfes noch ganz fern. Er hielt sich auch 1860 noch vollständig auf der oben bezeichneten Linie loyalster Bundespolitik.

Inmitten der Unruhe, die, von der italienischen Revolution ausgehend, Europa durchschritt, suchte Napoleon III. mit dem deutschen Piemont Preußen Fühlung zu gewinnen. Der Prinzregent entzog sich ihm lange; die Andeutungen, Preußen könne sich wol Gebietserweiterungen im Norden erkaufen, wenn es Frankreich im Westen ähnliche gestatte, überhörte er, ja er trat in öffentlicher Rede für die Unverletzlichkeit deutschen Gebietes entschieden ein. Nur unter der ausdrücklichen Bedingung dieser Unverletzlichkeit ließ er sich schließlich zu der Zusammenkunft herbei, die der Kaiser ihm mehrmals angeboten; und als diese dann im Juni 1860 zu Baden-Baden stattfand, empfing der Prinz den Gast an der Spitze der wichtigsten deutschen Fürsten. Mehrere hatte er von vornherein geladen, andere hatten sich hinzugesellt; es war eine Versammlung, die den Kaiser und die Welt empfinden ließ, daß Wilhelm bei aller Freundlichkeit gesonnen war, „in politischen Fragen um kein Haarbreit nachzugeben“, gewissermaßen nur vor dem Angesicht aller Welt, als Sprecher Gesammtdeutschlands, mit Napoleon zu verkehren. Die Begegnung verlief demgemäß in liebenswürdiger und formeller Weise; der Franzose betheuerte seine Friedfertigkeit; der Preuße hatte die Mittel, durch wirkliche oder auch nur scheinbare Vereinbarungen mit dem unheimlichen Manne seinen eigenen Einfluß in der Welt und in Deutschland zu erhöhen, mit der ritterlichsten Vornehmheit aus der Hand gegeben. Indessen waren die mittelstaatlichen Herrscher entschlossen, die Gelegenheit zu einer klaren Betonung ihrer bundespolitischen Wünsche Wilhelm gegenüber zu benutzen. Sie beriethen über Kurhessen, ohne sich zu einem gemeinsamen Acte zusammenfinden zu können, über das Bundeskriegswesen, in welchem sie sich zur Abweisung der preußischen Vorschläge vereinigten; sie entschieden sich, den Prinzen zum Einschreiten gegen den Nationalverein zu drängen. Er selber wehrte eine persönliche Abrechnung mit

seinen gekrönten Genossen ab. Er verlas ihnen zum Abschiede nach Dunckers wohlberathenem Entwurfe eine Art Thronrede, die den Gewinn des Fürstentages, die Eintracht nach außen, die Sicherung des deutschen Gebietes, mit Stolz hervorhob und für die Zukunft gleiche Treue verhieß. Ueber die Bundesreform sprach er wie immer: keineswegs ablehnend, aber friedlich und aufschiebend; er hoffe auf Verständigung mit den deutschen Regierungen, mit Oesterreich. Als dann der König von Württemberg einen Protest gegen den Nationalverein anschloß, in den die übrigen Könige lebhaft einstimmten, brach Wilhelm ab. Nur mit Max von Baiern hat er hernach alle Fragen der deutschen Politik eingehend durchgesprochen, in einer Unterredung, die er für bedeutsam genug hielt, um ihren Inhalt selber aufzuzeichnen, und die noch einmal charakteristisch Alles zusammenfaßte, was ihn und wie es ihn damals beseelte. Die beiden Fürsten handelten vom Bundeskriegswesen und Max stellte der Zweitheilung des preußischen Planes eine Dreitheilung entgegen, die den Mittelstaaten ihr Recht geben sollte, die der Regent aber rundweg abwies. Sie handelten vom Nationalverein, den Wilhelm, so lange er in gesetzlichen Wegen verharrte, keineswegs verurtheilen und sicher nicht verfolgen wollte; von den constitutionellen Grundsätzen, die er lebhaft vertheidigte, von dem Verhältnisse der kleinen Staaten zu Preußen, wobei sich der Prinz bitter über das alte Mißtrauen der Andern beschwerte; ob sie durch seine Haltung in diesen Tagen nun wol belehrt sein würden? Er selbst hatte unmittelbar zuvor Leop. Ranke seinen Entschluß ausgesprochen, „die deutschen Fürsten in ihrer Souveränität zu schonen" und nur die militärische Einheit zu errichten. Zuletzt trug Maximilian dem Freunde seine Bitte einer Annäherung an Oesterreich vor. Wilhelm lehnte sie durchaus nicht ab, er wünsche den Ausgleich und müsse nur verlangen, daß der Kaiserstaat den seinigen endlich rückhaltlos als ebenbürtig anerkenne; daran habe es bis heute noch immer gefehlt; noch seine Haltung im italienischen Kriege sei ganz unbillig verurtheilt worden.

Der Prinzregent ist auf den Antrag einer Begegnung mit Franz Josef wirklich eingegangen, sie hat am 26. Juli zu Teplitz stattgefunden. Auch hier konnte er, nachdem er sich Napoleon entzogen hatte, keinen Druck mehr ausüben; auch hier kam er dem Andern redlich entgegen, dergestalt, daß der Kaiser die Ueberzeugung mitnahm, bei einem neuen französischen Kriege werde ihm die Hülfe Preußens nicht fehlen. Gebunden hat sich Wilhelm in Teplitz nicht; und auf die Ansprüche, die er selber stellte, Alternat im Präsidium des Bundestages, Reform des Bundes-Kriegswesens, Vereinbarungen über Holstein, ging Franz Josef nicht ein. Auch die eigenthümliche Forderung, in der doch wol ein wenig der Regent der Neuen Aera redet, die Forderung liberaler Reformen und religiöser Duldsamkeit in den österreichischen Landen, wies er zurück. Die Verhandlungen scheinen dann in Berlin fortgesetzt, aber auch da gescheitert zu sein. Nur die persönliche freundliche Berührung blieb als Ergebniß dieser Zusammenkunft übrig, und nicht mehr brachte eine zweite zu Stande, die im October zu Warschau zwischen den Herrschern aller drei Ostmächte stattfand.

Persönlicher als wol jemals früher und später hatte Wilhelm in diesem Jahre 1860 seine Politik geführt, überall er selber zur Stelle, und überall nach eigenem Entschlusse, genau nach dem Richtmaße, das er selbst seit 1858 aufgestellt hatte. Was hatte er erreicht? Zu Oesterreich hatte er kein Verhältniß gewonnen; nur Frankreich hatte er offenkundig, wenn auch noch so höflich, seiner Wege gewiesen. In Deutschland hatte er sein Bestes gethan: aber auf die Heeresreform hatte er überallher ein Nein erhalten, die Herrscher der Mittelstaaten hatten ihm in jenem fast dramatischen Auftritte zu Baden

bewiesen, daß trotz all seines guten Willens zwischen ihnen und ihm die breite Kluft natürlicher Gegensätze lag, sie waren als geschlossene, wenngleich nur im Widerspruche einige Gruppe vor ihn hingetreten, und das, was er an Bundesreformen für die Zukunft offen halten wollte, hatten sie vor seinem Angesichte auf das entschiedenste verdammt. Einem charakteristischen Schriftwechsel der Könige mit dem Protector des Nationalvereins, dem Herzoge Ernst, gab Wilhelm ein Schlußwort, das seine eigenen Absichten des Gewährenlassens und der Passivität noch einmal wiederholte.

Es sollte also, sofern sein Wille bestimmend war, in der preußischen Politik trotz der erlebten Mißerfolge oder doch Nichterfolge Alles beim Alten bleiben. Einem Wechsel in der Person des Ministers des Aeußeren, dessen Lahmheit auch er sich nicht verhehlen konnte, hatte er sich versagt. Einen Nachfolger wußte er nicht; und schließlich leitete ja doch er selber.

Von außen her erst kam diesem Systeme, an dem er solange festhielt, die Erschütterung: der Sturm der nationalen Leidenschaft, nicht der Entschluß des Prinzregenten war es, der, indem er die Staatsmänner allgemein zu neuen, positiven Versuchen trieb, zuletzt auch die preußische Leitung dazu zwang, ihr Steuer fester und anders einzustellen. Die Geschichte des deutschen Einigungswerkes, die diesen Regungen des nationalen Geistes, ohne sie zu übertreiben, aber auch ohne sie zu verkleinern, ihr Recht zumäße, ist noch nicht geschrieben worden. Hier genügt es, zu sagen, daß nicht nur der Schaum, sondern auch die Wellen jetzt höher und höher schlugen, und daß die Cabinette es allmählich nöthig fanden, die Gewässer in das Bett ihrer Interessen hinüberzuleiten. Die Sonderstellung der Mittelstaaten ist mehr als einmal erwähnt worden. Der Historiker hat keinen Anlaß, die Bemühungen, die sie in diesen Jahren aufwendeten, zu verspotten. Was hätten sie thun sollen? Man lebte einmal im deutschen Bunde, legal war das, was seinen Regeln und Formen entsprach; und die Mittelstaaten waren sehr wesentliche Erzeugnisse und Träger der deutschen Geschichte, wohl begründet und fest gefügt, gewichtige Glieder im nationalen Dasein. Wer konnte ihnen zumuthen, sich ohne weiteres ihrer ungebundenen Selbständigkeit zu Gunsten eines Staates zu entkleiden, der historisch nichts Anderes war als sie selbst? Begreiflich genug, daß sie sich wehrten und daß ihr Selbsterhaltungstrieb, wie ihr bündischer und manchmal wol auch ihr ehrlich deutscher Patriotismus sie den Versuch wagen ließ, die Flammen der bedrohlich glühenden öffentlichen Meinung vielmehr gegen den verhaßten preußischen Emporkömmling abzulenken. Sie suchten die nationalen Forderungen für sich auszunutzen und so Preußen ins Unrecht zu setzen, ohne daß sie selber Schaden litten. Daß es ein vergeblicher Versuch sein mußte, begreifen wir freilich. Sie ersannen Auskunft über Auskunft und konnten doch keine finden, die dem deutschen Verlangen nach fester Einheit genügt hätte, ohne die Selbständigkeit der Mittelstaaten stark zu beschränken, ja ohne Preußen an die Spitze zu bringen. Sie sahen sich, ob auch widerwillig, zu der fremderen und ungefährlicheren der beiden Großmächte, Oesterreich hingedrängt, weil sie einen Rückhalt der Macht nöthig hatten; sie mußten die beiden Rivalen im Bunde festhalten, um nicht dem einen untergeordnet zu werden; sie zerbrachen sich den Kopf, Formen zu finden, die Oesterreich und ihnen erträglich wären. Wenn es solche überhaupt gab, so waren sie für Preußen unannehmbar. Sollte der neugefestigte Bund die Sehnsucht der Nation befriedigen, so mußte er ein starker Staat sein; er konnte es nur, wenn er der Gesammtheit überragende Rechte gab und zum Herrn dieser Rechte anstatt der eigentlich deutschen Großmacht die Gesammtheit der Mittleren nebst Oesterreich erhob, das heißt, wenn er Preußen

mediatisirte. So mochte man hundert Vorschläge aufbringen, eine festere Centralgewalt, eine einheitliche Gesetzgebung — die doppelte Schwierigkeit blieb doch unüberwindlich: den Schwerpunkt, einmal, konnte man doch nur an unnatürliche Stellen verlegen, über die künstlichsten Mittel kam man doch nie hinaus; ein wahres deutsches Parlament konnte man diesem auf die Kleinen und auf das halbdeutsche Oesterreich begründeten Wesen doch nie verleihen, weil es das Gebilde alsbald zersprengt hätte. Und zweitens: nun und nimmer konnte Preußen diese Auskunftsmittel, die seine Großmacht beugen sollten unter das Gebot seiner Gegner, sich gefallen lassen. Das waren die Lehren, welche die wiederbegonnene Bewegung dem Prinzregenten unausweichlich aufdrängte. Es entstand, wie immer der Leiter Preußens gesinnt sein mochte, falls er nur nicht entschlossen war das tiefste und selbstverständlichste Lebensinteresse seines Staates einfach zu opfern, die Nothwendigkeit für ihn, allen Neuerungen zu widerstreben, auch wenn sie ein Theil Gutes enthielten; es entstand gerade aus dem eifrigen Drängen der Anderen nach der Bundesreform — der Anderen, die seine eigenen, gutgemeinten Versuche wohlweislich vereitelt hatten — für ihn der Zwang, jede Bundesreform durch diese Andern nun seinerseits vermittelst seines verfassungsmäßigen Einspruches zu Frankfurt lahmzulegen, und, wenn man sie doch wagen wollte, sie mit drohender Stimme zu verbieten; der Zwang, selber zuletzt aus seiner Zurückhaltung herauszutreten, sich selber aus den Schranken des Bundes, so ehrlich er sie zu wahren gewünscht hätte, loszumachen, und von sich aus die einheitlich organische Lösung der Schwierigkeiten, die preußische Reichsreform, zu unternehmen. Ob er nun die Andern hindern, ob er vollends selber vorwärtsschreitend schaffen wollte — immer stand am Ende des Weges die Entscheidung der Waffen. Das hatten Tausende längst erkannt; das hatte Otto v. Bismarck seit seinen Frankfurter Tagen in schneidender Schärfe durchgedacht und in großartiger Wucht ausgedrückt; das hatte, in den Zeiten der Erregung, auch der Prinz von Preußen wol eingesehen. Die Zukunft, auf die er sich vor zehn Jahren vertröstet hatte, rückte heran. Ob er wollte oder nicht: seit die deutsche Frage in Fluß kam, seit Beust in Dresden und Schmerling in Wien — beide vielleicht nicht ohne persönliche und sachliche Fehler, der erste zumal, aber beide doch ganz überwiegend als Organe gebieterischer natürlicher Nothwendigkeiten — ihr die Richtung gegen Preußen gaben, seit die Bundesreform und der Wunsch Oesterreichs auf eine Sprengung des Zollvereins immer deutlicher in das Licht traten, seitdem mußte der Prinz aus seiner Stellung von 1859—60 allgemach weggedrängt werden. Aber er war ein lebendiger Mensch; in ihm vollzog sich die Entwicklung persönlich, mit Kämpfen und nach seiner Sonderart. Der Genius, der die Nothwendigkeit der Zeit souverän erfaßt, beherrscht, gestaltet, war er eben nicht. Dennoch ist es dem Biographen eine hohe Aufgabe, darzulegen, wie das Neue, das Wilhelm ja niemals abgewiesen aber doch auch nicht ergriffen und selber gewollt hatte, ihm allmählich näher kommt, von ihm bestritten, anerkannt und gemodelt wird, bis sich seine Persönlichkeit und die allgemeinen Kräfte noch einmal wieder gemessen und ausgeglichen haben. Wie wenig aber, leider, wissen wir insbesondere von dem Beginne dieses Processes, oder besser seinem Neubeginne, in den Jahren 1860—62! Daß ein seelischer Kampf einsetzte, ist uns wol spürbar, und wenigstens seine wichtigsten Phasen, aber keineswegs der volle Reichthum seines Verlaufes, zeichnen sich uns ab.

Nicht unerheblich wirkten dabei die innerpreußischen Wirren mit, die 1860 anhoben; sie mahnten umso nachdrücklicher, die Aufgaben im Bunde und in Europa zu bewältigen, weil nur durch Thaten draußen die Unruhe

drinnen gestillt werden könnte. Aber diese Mahnung hörte der Prinz schon seit dem Frühling 1860, ohne sobald von ihr einen Eindruck zu empfangen. Immerhin mochte sie den Rathschlägen, wie sie die Prinzessin Augusta, Ernst von Coburg oder Max Duncker ertheilten, seitdem eine bereitere Stätte schaffen. In Kurhessen ging der Streit unablässig weiter und Wilhelm hatte ihn ergriffen; gegen Dänemark blieb die Klage ebenfalls offen und eine Abrechnung mußte einmal kommen. Die Verhandlungen über die deutsche Wehrverfassung kamen erst 1861 zum vollen Ende: was Wilhelm erstrebt hatte, war ganz verworfen worden. Das Alles mochte vorbereiten oder stacheln. Den Ausschlag aber gab die deutsche Frage im eigentlichen Sinne: Bundesreform und Zollverein, der unmittelbare Gegensatz gegen die österreichisch-mittelstaatlichen Anschläge. Zwei sehr verschiedenartige persönliche Einflüsse ließ Wilhelm, bereits König, im Sommer 1861 da auf sich wirken. Im Juli berieth er zu Baden-Baden eingehend mit Herrn v. Bismarck, demjenigen Manne, der die Politik seines Herrn seit Jahren schon und noch soeben von neuem getadelt hatte, weil sie in Deutschland allzu zaghaft und conservativ auftrete. Bismarck hat ihm allem Anscheine nach in jenen Julitagen sein Programm vorgelegt, das letztlich in einer Centralgewalt nebst nationaler Volksvertretung gipfelte, dabei die Rechte der Einzelstaaten schonen, die Fürsten beruhigen und doch die öffentliche Meinung gewinnen zu können meinte. Auf irgend einen Fortschritt am Bundestage müsse Preußen jetzt verzichten; es müsse dort seine Reformabsichten anmelden, darnach aber da einsetzen, wo allein man etwas erreichen könne: es müsse erklären, daß es außerhalb des Bundes, neben ihm, freie Vereinigungen zu Zwecken der Wehrkraft und des freien Verkehres begründen werde. Also die Unionspläne, nur nicht von Friedrich Wilhelm IV. und Radowitz, sondern von Wilhelm I. und Bismarck betrieben; kein Erfurter oder Frankfurter, aber ein Zollparlament und eine Militäreinigung im Hintergrunde. Jetzt zuerst hörte König Wilhelm ernstlich auf Pläne dieser Art. Am 14. Juli schoß zu Baden der Student Becker auf ihn, unter der Begründung, wie Wilhelm schrieb, „daß, da ich nicht genug für Deutschlands Einheit thäte, ich ermordet werden müsse. Das ist klar, aber etwas drastisch". Er folgerte daraus, „daß nichts überstürzt werden soll": er behielt sein geistiges Gleichgewicht. Aber von Baden ging er nach Ostende, und dort trug ihm Frhr. v. Roggenbach, der geistreiche und hochgesinnte junge Minister des badischen Großherzogs, einen zweiten, dem Bismarckischen verwandten Plan eines engeren Bundes neben Oesterreich, mit preußischer Centralgewalt und einheitlichem Parlamente, vor. Schleinitz verwarf ihn, Wilhelm selber keineswegs. Bald darauf entließ er den zaghaften Minister und übertrug die auswärtigen Angelegenheiten dem Grafen Bernstorff, der sich Roggenbachs Ideen zugeneigt hatte. Wol ging er in diesem Hochsommer und Herbst, in der dänischen und hessischen Frage, gern mit Oesterreich zusammen, dessen auswärtiger Minister Rechberg die stolze preußenfeindliche Kaiserpolitik Schmerlings zurückzudrängen trachtete. Aber im selben Augenblick (Septbr. 1861) zeigte Oesterreichs Protest gegen den werdenden Handelsvertrag des Zollvereins mit Frankreich, die Anmeldung seines Rechtes auf Aufnahme in den Verein, handgreiflich die Stärke der Gegensätze, die aller Versöhnung immer wieder spotteten: Oesterreichs Eintritt hätte diesen festesten Halt des preußischen Einflusses natürlich zerstört. Und nun brachte im October Frhr. v. Beust sein großes Reformproject heraus; Oesterreich nahm es nicht an, betonte aber gegen Beust und gegen Roggenbach scharf seinen eigenen Anspruch auf die Leitung Deutschlands; Preußens Antwort, im Ministerrathe vom Könige selber gegen Widerspruch durchgesetzt, lehnte (20. Dec. 1861) alle Erweiterung der

Befugnisse des Bundes ab und bezeichnete — nach Bismarck und Roggenbach — als einziges Heilmittel die freie, engere Gemeinschaft neben dem Bunde, die Union. Es war seiner Bedeutung nach das genaue Gegentheil der Wehrverfassungspläne von 1860; es war die erste, kühne Herausforderung, die der König den alten Verhältnissen ins Gesicht warf. Der Eindruck war gewaltig. Die Gegner rafften sich auf, ihre 7 identischen Noten vom 2. Februar 1862 protestirten drohend gegen die Unionsidee und luden zu Berathungen über die Reformvorschläge Beusts ein: Preußen versagte (14. Februar) seine Theilnahme. Auf weiten Wegen war der König Wilhelm doch wieder auf den Standpunkt des Prinzen von 1849/50 zurückgelangt. Freilich, nur erst bis zur Erwähnung der Möglichkeit und Rathsamkeit eines engeren Bundes, noch nicht zu dessen Versuche, der auch jetzt wieder den Krieg in seinem Gefolge haben mußte. Würde er weiter schreiten? Würde er, durch die Verhältnisse in diese neuen Bahnen geschoben, jetzt dazu übergehen, diese Verhältnisse zu beherrschen? Das hatte er bislang nicht gethan. Beugen würde er sich gewiß nicht; indeß, höchstens die Linien waren nun gezogen; an Erfolgen fehlte es noch ganz und an Thaten kaum minder. War jetzt die Stunde der starken Entschlüsse gekommen?

Schon aber hatten sich die äußeren Ereignisse ganz mit den inneren verschlungen; die inneren Kämpfe traten vor. Sie waren, in gewaltiger Steigerung, bis an die Schwelle der Entscheidung herangerückt, einer Entscheidung über Alles, was Wilhelms I. Leben überhaupt erfüllte.

Nicht mit leichtem Herzen aber mit entschieden verfassungstreuem Willen hatte der Prinz sein neues Regiment begonnen. Die Wahlen fielen ganz zu Gunsten des Ministeriums, der Altliberalen aus; die öffentliche Meinung, anfangs geduldig und freudig, erwartete indessen Leistungen, die dem Sinne des Regenten, wie wir ihn umschrieben haben, nicht entsprachen: sie wollte eine straffe Parteiherrschaft, sie sehnte sich nach liberalen Thaten drinnen und draußen. Der Prinz erklärte sich noch im Mai 1859 trotz Allem, was ihn bedenklich machen mochte, mit seinen Ministern identisch, wies die Opposition der äußersten Rechten unwirsch zurück. Männer der mittleren Richtung wie die Historiker Duncker und Baumgarten, die sich der neuen preußischen Aera mit opferwilliger Vaterlandsliebe als Publicisten zur Verfügung gestellt hatten, rühmten den Prinzen hoch, fanden seine Haltung ehrlich, männlich, gesund, aber von der Fähigkeit und Einmüthigkeit seiner Minister dachten auch sie bald gering. Ohne starken Inhalt floß das erste Jahr von deren Verwaltung dahin. Dann kam für sie, aber auch für die neuen Verhältnisse überhaupt, die große Probe: der Prinz war es, der nunmehr die Dinge in Bewegung versetzte, er stellte dem System das er begründet hatte, eine Aufgabe hohen Stils: die Militärreform.

Seit vier Jahrzehnten diente Wilhelm jetzt an hoher Stelle in der Armee; seit den 20er Jahren hatte er hier und da Verbesserungen verlangt, von 1827 ab die Umbildung der Landwehr, die Annäherung von Landwehr und Linie, die Unterstellung der ersteren unter Berufsofficiere, die vollständigere militärische Erziehung Aller durch eine volle dreijährige Dienstzeit. Seine Grundgedanken hatte er stetig festgehalten, unter Friedrich Wilhelm III. und unter Boyen, in der Revolution und Reaction; einige Erfolge hatte er seit 1851 davongetragen: Bonin hatte in seinem Sinne zu wirken begonnen, zuletzt war unter seinem eigenen Antriebe die dreijährige Dienstzeit wirklich wieder durchgesetzt worden. Das Bedürfniß nach Reformen empfanden weite militärische Kreise längst; Theodor v. Bernhardis, des Kenners und Beobachters, Tagebuch, das schon früher

über die preußische Armee geklagt hatte, ist gerade im J. 1857 dieser Dinge voll. Noch Friedrich Wilhelm IV. schien sie aufgreifen zu wollen, er ließ kurz vor seiner Erkrankung Vorschläge über die Mischung von Landwehr und Linie prüfen, das Allgemeine Kriegsdepartement des Kriegsministeriums wies sie ab, aber schon damals, im Juli 1857, stellte der Vorstand der Armee-Abtheilung im selben Ministerium, Oberstlieutenant v. Clausewitz, einen umfassenden Reorganisationsplan auf, der für die Folge bedeutsam wurde. Gleichzeitig hatte Wrangel auf Mißstände in der Landwehr-Cavallerie hingewiesen. Das gab, im October 1857, dem Prinzen-Stellvertreter Anlaß, dem Ministerium eine erneute, allgemeine Erwägung der militärischen Organisationsfragen aufzugeben. Damit, also gleich im ersten Monat seiner Geschäftsführung, beginnt die Arbeit seines Reformwerkes, das sein eigentliches Lebenswerk werden sollte.

Die unmittelbare Vorgeschichte des Gesetzes von 1860 umfaßt somit mehr als zwei Jahre; Urheberschaft, Einwirkungen, Gegensätze und Bedeutung treten in den Hergängen dieser beiden Jahre deutlich hervor.

Die Antwort des Kriegsministeriums auf Wilhelms Fragen erfolgte im Februar 1858, in einer großen Denkschrift von Clausewitz, die sich auf seinen früheren Entwurf gründete. Ihr leitender Gedanke war die Vermehrung der eigentlichen Feldarmee, die seit 1820 ihren Rekrutensatz nicht erhöht habe und jetzt, entsprechend dem Anwachsen der Bevölkerung von 10 auf 18 Millionen, erheblich zu vergrößern, in ihrer Regimenterzahl zu verdoppeln sei; damit werde dann die Anomalie wegfallen, daß die Feldarmee wie bisher für den Kriegsfall durch die weit älteren Jahrgänge der Landwehr, durch die 29- bis 32jährigen, ergänzt werden müsse, während eine Menge diensttauglicher Jüngerer überhaupt nicht ausgehoben werde. Die Linie sei also durch reichlichere Aushebung zu verstärken, von der Landwehr werde man dann nur noch den ersten Jahrgang hinzuziehen müssen: die Armee werde verjüngt, die reiferen Männer entlastet. Clausewitz rieth zu zweijähriger Dienstzeit, die dreijährige werde zu kostspielig sein.

Im Juni 1858 besprach der Prinz die Reformfragen mit dem General v. Roon, der ihm, sahen wir, am Rheine nahegestanden, dessen Aufsatz über die Umgestaltung der deutschen Heeresverhältnisse ihm ehedem offenbar vorgelegen hatte. Roon reichte ihm im Juli eine umfangreiche Denkschrift ein, mit einem Begleitbriefe voll heiligen Eifers, der die Nothwendigkeit der Macht Preußens mit Preußens menschheitlichen Aufgaben motiviren wollte, dann aber vor allem diese Macht selber scharf und realistisch ins Auge faßte: eine Macht, die, bei der Kleinheit des Staates, durch eine doppelte Anspannung seiner innerlichen Kräfte getragen werden müsse. Roon wandte sich schroff gegen die Landwehr, wie sie sei; er forderte, nicht geradezu ihre Aufhebung, auch nicht ihre Ersetzung durch neue reine Linienregimenter, aber ihre Verschmelzung mit der Linie, in gemischten Bataillonen, die sich im Kriegsfalle und bei den Uebungen in je zwei spalten würden und in denen die Landwehr, stets von der Linie ganz umfaßt, militärisch besser erzogen würde: ihre „vollkommene Einverleibung also in die Linie" und dazu eine starke Vermehrung der Officiere und Unterofficiere von Beruf. Die dreijährige Dienstzeit hielt er fest, die Entlastung der älteren Jahrgänge trat bei ihm zurück.

Erst unter dem neuen Kriegsminister, dem von ihm selber erwählten Bonin, glaubte der Prinzregent die Reformen in stärkeren Gang bringen zu können. Er legte Bonin die zwei Pläne vor, den Roon'schen namentlich der drei Jahre halber befürwortend, und im December 1858, im Januar 1859, wurde die Heeresfrage in Berlin stark verhandelt. Roon, der sich damals in

der Hauptstadt aufhielt, machte die wunderlichsten Erfahrungen. Eigentlich feststehend fand er nur Eines, die Abneigung des Ministers, dessen Entschluß, die Dinge zu verschleppen. Lebhaft klagte der Fürst v. Hohenzollern darüber; lebhaft betheuerte die Prinzessin von Preußen die Nothwendigkeit der Aenderungen und die Nothwendigkeit, ihren Gemahl auf diesem Wege zu erhalten; Wilhelm selber gab dem General zu, „daß es geschehen müsse“ — „aber dann müssen Sie heran“. Roon wunderte sich über die Schonung, mit der der Herrscher den Minister behandelte, abwartend, überzeugend, verhandelnd, wo er doch befehlen könne; zuletzt geschah für den Moment noch gar nichts; dem leidenschaftlichen Officier wollten vor Aerger und Ungeduld die Augen übergehen. Nur an den beiden militärischen Vertrauten des Prinzen, E. Manteuffel und G. Alvensleben, fand er festen Anhalt, und der Eintritt des Generals v. Voigts-Rhetz in das Kriegsministerium tröstete ihn. Bonin selber hat sich dann schließlich gegen Roons Denkschrift gewendet; Voigts-Rhetz hat im Februar 1859 Roons Anträge, soweit sie von Clausewitz abwichen, verworfen, mit Clausewitz die Ausschaltung der älteren Jahrgänge aus der Feldarmee empfohlen, die statt dessen durch vermehrte Rekrutirung unter den Jüngeren zu erweitern sei, und schließlich, auf Clausewitzens Grundlage einfach weiterbauend, eine auch formelle Zerlegung der Landwehr ersten Aufgebotes vorgeschlagen: ihre drei jüngsten Jahrgänge treten als Reserve zur Linie über, nur der Rest bleibt, zur Versorgung der Festungen, als Landwehr, bestehen. Im übrigen nahm er aus Roon vielerlei an, die dreijährige Dienstzeit, die Beförderung eines stärkeren Nachwuchses an Officieren und Unterofficieren; und er stimmte mit Roon in der letzten Hauptsache überein: der Nothwendigkeit und wirthschaftlichen Möglichkeit der Reorganisation im Ganzen. Darin wich er offenbar von Bonin ab; Gerlach erfuhr im April, daß Voigts-Rhetz sich beim Regenten bitter über seinen Minister beschwert habe. Wilhelm aber blieb gegen Bonin geduldig. Er verschob dann unter dem Drucke des italienischen Krieges die Umgestaltungen natürlicherweise bis auf ruhigere Tage, er befestigte sich durch den Anblick der bei der Mobilmachung von neuem hervortretenden Mißstände in seiner Ueberzeugung. Er ließ, als die Kriegsgefahr verrauscht war, bei der Demobilmachung die Kriegsformation im wesentlichen bestehen und zog so, ganz selbständig, in eigenhändig aufgesetzten Anordnungen, die nach Voigts-Rhetzens und Gerlachs Urtheil „alles wesentliche Material“ der Reorganisation enthielten, die Grundzüge selbst: er sorgte dafür, daß neben den alten 36 Linienregimentern 36 fernere (z. gr. Th. aus Reserven und Landwehren gebildete) Infanterie- sowie 10 Cavallerieregimenter stehn blieben. Er nahm damit die rein-militärischen Ergebnisse einer Reform, die Verstärkung der Feldarmee, vorläufig vorweg. Aber freilich, die innere Durchbildung der Organisation, die Gewähr ihrer Zukunft war damit noch nicht gegeben; und während der Regent, so scheint es, an Bonins Bereitwilligkeit nun doch verzweifelnd, Voigts-Rhetz und Roon zu neuen Verhandlungen anwies, entschied sich auch der Minister, mit ausdrücklichem Widerstreben, endlich auf eine Regelung auszugehen. Die Denkschrift, die er am 1. September überreichte, fußte auf Clausewitz und Voigts-Rhetz: Verjüngung, Erhöhung der Aushebungsziffer, dreijähriger Dienst, dabei allerdings Herabsetzung der Kriegsstärke der Bataillone von 1000 auf 800 Mann. Schon hatte Wilhelm in diesen selben Tagen durch Roon mahnen lassen wollen; jetzt nahm er, angenehm überrascht, den Vorschlag des Ministers an, nur drängte er diesen zu unmittelbarer Beschleunigung und erhob er eine Anzahl von Einwänden, deren wichtigster der Widerspruch gegen jene Etatsherabsetzung auf 800 Mann war. Von da ab bis Ende November wurde noch einmal lebhaft, fast fieberhaft

unterhandelt. Und nunmehr war es nicht etwa vorwiegend Roon, der die schärferen Bestimmungen seines Projectes gegen die milderen des ministeriellen verfochten hätte; vielmehr, er schloß sich im September ganz an dieses zweite an, in welchem er den Kern seiner eigenen Absichten wiederzufinden meinte. Aller Widerspruch kam von jetzt ab vom Prinzen selbst. Er stellte Ende September, nachdem er Roon und Bonin gehört, die Verschärfungen auf (Etatsstärke, Winterurlaub), die er für nöthig hielt; er wies die Vorstellungen des Ministeriums im October zurück; er berief eine Generalscommission, die um die Wende des Octobers tagte, und als das Kriegsministerium dort anstatt der Gesichtspunkte des Regenten vielmehr seine eigenen vertrat, ließ er die Commission von frischem, unter seinem eigenen Vorsitz, zusammentreten und verbot ihr alle außermilitärischen Nebenrücksichten. Er zwang dann den Minister, die so gewonnenen Ergebnisse zu formuliren; Bonin that es unter erneutem Protest, indem er auf die finanzielle und staatswirthschaftliche Undurchführbarkeit der erhöhten Anforderungen, auf die parlamentarischen Schwierigkeiten hinwies. Noch einmal arbeitete der Regent den Entwurf auf das genaueste durch, auch diesmal ohne Rücksicht auf finanzielle Erschwerungen, er stellte dem Minister anheim, ob er sich nicht doch entscheiden könne diese Vorlage zu vertreten; Bonin verneinte, erbat und erhielt die Entlassung von seinem Posten, wurde als commandirender General nach Koblenz versetzt. In alledem hatte der Herrscher Roon, Manteuffel, Alvensleben zur Seite gehabt; Roon begrüßte jene Verschärfungen mit Freude und war der vornehmste Vertreter des fürstlichen Willens innerhalb der Commission; ihn zum guten Theile persönlich, und neben ihm die beiden Generaladjutanten, traf die Eifersucht der Uebrigen. Roon selber wußte genau, daß die Leitung bei alledem ganz in den Händen seines Herrn lag; Bonins Widerstreben mußte er, mit leidenschaftlicher Ungeduld, ertragen, und schüttelte über die allzu versöhnliche Langmuth des Prinzen immer wieder den Kopf. Längst war bei den Freunden der Reform das Gefühl allgemein, daß Roon der gewiesene Minister sei, erst in den letzten Novembertagen aber entschied sich der Wechsel. Und auch dabei handelte durchaus nur der Regent. Er vertrat in einer langen, wuchtigen Rede im Staatsministerium (3. Dec.) ganz persönlich seinen Plan, in weitem Rückblick auf dessen Vorgeschichte, auf sein eigenes Leben, und nunmehr mit heftigem Grolle gegen Bonin, der jetzt das Werk durch seinen Abfall gefährde: und doch sei es geboten durch die eiserne Nothwendigkeit. Er erreichte, daß die Minister sich alle für das Project verpflichteten, und nun, am 5. December 1859, wurde Roon ernannt: in feierlich gehobener Stimmung, tief ergriffen, hat ihm der Prinz das schwere Amt übertragen; er sprach dabei „mit sichtlichem Selbstgefühl" von seinem Erfolge im Ministerrath. Es war seine erste große eigene Leistung im innern Staatsleben: er empfand, daß es seine eigenste war. Er hatte sich selber durchgesetzt.

Das sind, in kurzem Ueberblicke, die Thatsachen. Suchen wir sie, bei dem ganz entscheidenden Werthe dieser Dinge für Wilhelms I. Geschichte, noch in all ihren Hauptrichtungen ausdrücklich zu deuten.

Wilhelm hat die Heeresvorlage immer für sein Werk erklärt. Der Thatbestand gibt ihm dazu ein gutes Recht. Was die eigentlichen Grundgedanken betrifft, so gehörte er, wir haben es verfolgt, zu deren ersten, stetigsten und bedeutendsten Vertretern; ich wage nicht zu entscheiden, wieweit man ihn geradezu zu ihren Schöpfern rechnen muß und wer da noch neben ihm zu nennen wäre. Diese Grundgedanken — Einordnung der Landwehr, Berufsofficiere, dreijährige Dienstzeit — theilten um 1857 so Manche mit ihm; wieweit freilich waren sie als seine Schüler zu betrachten? Männer wie Ger-

lach, die der Landwehr von Hause aus feindlich waren, weil sie in ihr das demokratische Princip erblickten, darf man nicht neben ihn stellen wollen; Wilhelm blieb auf dem Boden der preußischen Armeereform von 1808 und wollte nur das an ihr bessern, was militärisch unerträglich schien; er ging aber wiederum weiter als viele unter seinen Genossen, die wie Bonin nur halbe Arbeit wagen wollten — er war im Kern hier ganz sicher, fest und selbständig. Und wieweit er nun auch der innerlich Erste unter denen genannt werden darf, die diese Gedanken aufstellten, das Eine ist ja ganz sicher, daß er der äußerlich Erste und Gewichtigste von ihnen gewesen ist. Ein Friedrich Wilhelm IV. hätte die Gedanken niemals in die Wirklichkeit umgesetzt; Wilhelm hat das gethan: schon insofern bleibt die Reorganisation ganz seine That. Wie er sie durchsetzte, das ist für seine Persönlichkeit überaus bezeichnend. Er ist von Anfang an von der Nothwendigkeit durchdrungen; er läßt von seinem Ziele nicht ab; die Art es zu erreichen, sucht er ziemlich lange; den Widerstand, den er bei seinem nächsten Berather trifft, duldet er länger als Manchem gut scheint; als er sich zuletzt ganz klar geworden ist, da geht er über die Entschiedensten noch hinaus und hält unweigerlich das allmählich in ihm Entstandene fest, bis ans Ende. Das ist die typische Form, die alle Eindrücke und Entschlüsse in ihm annahmen; auch dieser aus seiner eigenen tiefsten Persönlichkeit erflossene Entschluß nimmt denselben Verlauf. Wie aber stand es mit seinem Antheile an der Art der gefundenen Lösung? Das Ziel hatte er gesetzt; das Ergebniß ist gewesen, daß die Feldarmee die sicher brauchbaren Elemente der Landwehr dauernd in sich hineinzog und ganz durchbildete, daß aus Allem eine Einheit wurde. Wer hat den Weg dazu gewiesen? Man wird wohl sagen müssen, daß dabei Viele mitgearbeitet haben und mit beinahe gleichem Verdienst. Der erste, bedeutsame Hinweis scheint doch Clausewitz zu gehören, also dem Mitarbeiter des Reactions-Kriegsministers Waldersee; sowol die Verjüngung des Heeres mit ihren volkswirthschaftlichen Motiven, wie das der Volksvermehrung folgende Wachsthum der Aushebung hat Clausewitz zuerst beantragt und der Prinz hat aus diesen Darlegungen gelernt. Voigts-Rhetz und damit der Kriegsminister Bonin haben diese Gedanken wieder aufgenommen und sie ausgebaut. Was Wilhelm dann hinzuthat, war wesentlich eine Verstärkung der Zahlen, eine Versagung gewisser Erleichterungen, vor allem Andern die Festhaltung der 3 Jahre; und darin ging er mit Roon zusammen. Elemente dieser schrofferen Ansicht sind in den endgültigen Entwurf übergegangen; dessen Ausgestaltung, nach immer wiederholter eigenster Nacharbeit, ist ganz Wilhelms Werk, als des militärischen Fachmannes, und daß dieser verschärfte Entwurf die unverrückbare Grundlage aller politischen Arbeit der Regierung blieb, ist ebenfalls ganz sein Werk, als des Herrschers. Daß also ein Kampf gewagt wurde, den Bonin zu vermeiden gestrebt hatte, das ist wiederum dem Regenten zuzuschreiben. Lediglich für die Richtung, die man zu seinem Ziele hin einschlug, für jene Verbindung wirthschaftlicher Rücksichten mit den militärischen, für die ‚Verjüngung' ist er nicht der Bestimmende gewesen, sonst für Alles, für Anstoß, Zweck und für das politisch Entscheidende in der Form.

Das aber ist die weitere Frage, die sich hier stellt: worauf kam es denn bei jenem Gegensatze zwischen schärferer und milderer Tonart, zwischen Roon (und somit Wilhelm) und Bonin eigentlich an? Roon hat wol sich selber für den Vater der Heeresvorlage gehalten, von anderer Seite ist behauptet worden, vielmehr Bonin habe das Wesentliche für sie festgelegt. Weder das Eine noch das Andere ist richtig; indessen liegt der Hauptunterschied zwischen ihnen nicht auf diesem Gebiete des positiven Verdienstes: er liegt tiefer. Faßt

man nah in das Auge, was die beiden Minister innerlich trennte, so springt erst die volle historische Bedeutung der Reorganisation recht heraus. Wol scheint es nach den verschiedensten Aussagen Wilhelms, Roons, Gerlachs, Manteuffels unzweifelhaft zu sein, daß Bonin persönlich lau und ängstlich, großen Dingen abgeneigt war, daß er deshalb, wie der Prinzregent selber gesagt hat, mit seinen eigenen, reformlustigeren Referenten keineswegs übereinstimmte, derart, daß es dann freilich, da Wilhelm ihn nun einmal nicht beseitigen mochte, einer Art Gegengewichtes gegen ihn bedurfte, wie es ihm, seit dem December 1858 bereits, in dem thatkräftigen Roon gegeben worden ist. Aber Roon und er wichen eben nicht nur im Temperament und Verfahren, sie wichen vornehmlich im Grundsatze weit von einander ab. Der Minister hat die große Denkschrift des Generals von 1858 mit Randglossen versehen, wie sie Boyen hätte schreiben können: Roon und die Seinen „trennen das Heer vom Lande", bis dieses gegen jenes gleichgültig werden wird wie 1806: „dann hat Preußen die Grundbedingung seines Daseins verloren". In der That hat Roon 1858 die Landwehr härter verurtheilt und sie rücksichtsloser, man möchte sagen einschlachten wollen als irgend einer der andern Mitarbeiter; er ist ganz und gar der Officier, der Zucht und Brauchbarkeit verlangt und dem sich die zarteren Ideale der Reformzeit von 1808 mit ihrem rein menschlichen Idealismus vollständig verflüchtigt haben. Es ist ein Gegensatz der Weltanschauung überhaupt; bis zu welchem Grade er auch zwischen Wilhelm und den alten Reformern — sowie deren Schülern — bestand, ist öfter bestimmt worden. Dieser Gegensatz der zwei Minister aber erstreckt sich auch auf das eigentlich politische Gebiet. Bonin begründet die Heereskraft auf den Volkswohlstand und ist so grimmig davon überzeugt, daß die geplante Mehrbelastung diesen Wohlstand unfehlbar erdrücken müsse, wie es dann 40 Jahre lang alle Opponenten unseres Wehrsystems immer von neuem gewesen sind. Dem gegenüber ist Roon einfach Officier und hier hat er den Herrscher vollständig hinter sich: „in einer Monarchie wie die unsrige, so schrieb Wilhelm am 24. November 1859 an Bonin, darf der militärische Gesichtspunkt durch den finanziellen und staatswirthschaftlichen nicht geschmälert werden; denn die europäische Stellung des Staates, von der wieder so vieles Andere abhängt, beruht darauf . . ." Der alte Gegensatz des Prinzen Wilhelm gegen alle die weicheren, bureaukratischen oder liberalen, Auffassungen des Staatszweckes oder wenigstens des preußischen Staates tritt da an entscheidender Stelle wieder vor: es war diejenige Idee, der dieser Hohenzoller einmal nicht fremd werden konnte und die seine historische Größe bedingt. Der Kriegsminister dachte hierin liberal. Und wie lange schon hatten die deutschen Liberalen in der Enge des deutschen Lebens, durch die Schuld aller Gewalten im Lande, vor allem aber doch auch durch eigene Schuld, das Mißtrauen gegen den Militarismus in sich aufgenommen! Wie hatte Prinz Wilhelm 1848 gegen dieses Mißtrauen ringen müssen! Auch jetzt noch, auch in Preußen, bestand es; auf diese Gegnerschaft wies ihn die laue Vorsicht des Kriegsministers, der seiner Sache als Soldat innerlich selbst nicht recht sicher war, im voraus hin. Und auch darin war Bonin mehr Liberaler als preußischer Soldat, und jedenfalls für Roons ganz entgegengesetzte Ueberzeugung ein Liberaler vom reinsten Wasser, daß er, so meinte Roon am 1. December 1859, dem Regenten als parlamentarischer Minister entgegentrat, dem es erlaubt und geboten ist, seinem Herrscher den eigenen Willen aufzutrotzen und mit dem Rücktritte zu drohen, in der „irrigen Ansicht, hier sei ein Childerich zu behofmeistern und zu bevormunden und sein berechtigter Pipin sei der constitutionelle Kriegsminister. Gottlob, daß

dem nicht so ist! wir wären damit der Volkssouveränität und der Republik einen großen Schritt näher gekommen". Roon bezeichnet damit eine Ansicht von der preußischen Verfassung, die erst zu bewähren war; „daß dem nicht so sei", so, wie Bonin es wol ganz natürlich voraussetzte — ja, darüber stand der Kampf erst noch vor der Thüre!

Der Gegensatz der beiden Männer umfaßt also, von rein persönlicher Nebenbuhlerschaft abgesehn, eine ganze Fülle von Verschiedenheiten: sie alle, Fragen der Weltansicht und der Staatsauffassung, der allgemeinen Denkweise und des Verfassungsrechtes, d. h. der Macht, meldeten sich dem Prinzen von Preußen bereits an, ehe er noch mit seinem Reformwerk vor die eigentliche Oeffentlichkeit trat. Und seine eigene Zukunft verkörperte sich in dem Manne, dem Bonin den Platz räumen mußte. Daß Bonin weder innerlich noch äußerlich geeignet war, die Reorganisation durchzuführen, darin hatten die Generale in Wilhelms Umgebung ganz Recht; und in der Wahl Roons hatten sie und ihr Herr es nicht minder. Streng, schroff, ein Diener seines Kriegsherrn, voll großer, harter, stolzer preußischer Anschauungen, voll reicher wissenschaftlicher Bildung und kühnen Fluges der Gedanken und der Worte, tief christlich und tief monarchisch, ein Mann der Wirklichkeit, der That, des hohen Ehrgeizes, furchtlos, ja rauh und herb bei aller innern Wärme, die sein Wesen seiner Gattin und seinen Freunden enthüllte, der erste der mächtigen Kämpfer einer hereinbrechenden eisernen Zeit — so trat jetzt dieser preußische Edelmann, oder besser, dieser preußische Officier, neben seinen Herrn; man darf sagen: bereits jetzt gewaffnet bis an die Zähne. Sein Antheil an den Entwürfen der Reorganisation — um den auch für Roon noch positiv zu bestimmen — war nicht so beherrschend wie man glauben konnte: denn die unmittelbaren, technischen Vorschläge seiner Denkschrift waren, gerade in ihrem Eigensten, abgelehnt worden. Wenn er dennoch meinte, Bonins neuer Plan (Septbr. 1859) sei nur eine Nachbildung des seinigen, so hatte er dabei in Einem trotzdem Recht. Das, was er vertrat, war die weitgehende Umschaffung des Heeres; das, was er hinter diesen Gedanken setzte, war seine feurige Energie, sein Charakter. Das Wesentliche war ihm, daß etwas Neues, Strafferes, zugleich Breiteres und Einheitlicheres, entstünde; das eben wollte Bonin im Grunde nicht. Von Bonins Referenten dagegen wich Roon nur in der Art des Verfahrens ab; und ihre bessere Auskunft — minder hart, und wirthschaftlich sowie wol auch militärisch umsichtiger als die seine — nahm er sofort und mit Freuden an, er sprang mit beiden Füßen auf den Boden hinüber, bereitwilliger als sein Fürst. Was er hauptsächlich wünschte, jene Entschiedenheit der Neuerung, wurde dann doch erreicht; er half dabei vorwärtsdrängen, auch auf dem Wege der Andern; er war nicht kleinlich selbstgerecht und eigensinnig. So war sein Antheil trotz allem bisher schon groß genug gewesen. Nun aber wurde er Minister. Er wurde es „mit Seufzen", im Vollbewußtsein der Schwierigkeiten und Gefahren, in die er sich begab. Und doch ist es unverkennbar: er empfand seit Monaten, daß diese Stelle, vor der ihm ein wenig grauen mochte und zu der er, soviel man sieht, sich nicht gedrängt hatte, die ihm gebührende war, und aus all seinen Berichten an Frau und Freund sprüht doch der ungeduldige Ehrgeiz des geborenen Thäters großer Thaten heraus. „Es gilt Großes zu leisten, war sein Schlußwort; nur ein Schelm denkt immer nur an sich. Das Reformwerk ist eine Existenzfrage für Preußen, es muß vollbracht werden".

Roon nahm sich damals vor, er, der Conservative, lediglich als Fachminister in das liberale Cabinett einzutreten. Gerlach, der all diese Hergänge vom Hofe des sterbenden Königs her gespannt beobachtete, zeichnete ihm

(4. Dec.) eine ganz andere Zukunft vor: „für jetzt noch darf sich Roon der Politik enthalten; seine Stunde wird kommen, wenn er sich richtig nimmt". Im selben Moment erfuhr Bernhardi, daß sein Freund, der gemäßigte Vincke-Olbendorf, der aber ein scharfer Gegner der 3jährigen Dienstzeit war, in der Kammer deshalb einen heftigen Angriff gegen die Aeußerlichkeit des preußischen Militärwesens zu richten gedenke: denn dem Starrsinne des Prinzen gegenüber „könne da nichts helfen als die Oeffentlichkeit". Bernhardi folgerte, diese „Oeffentlichkeit" in dieser Sache werde den Regenten lediglich erbittern und das junge constitutionelle Leben Preußens schwer gefährden. Er und Gerlach behielten Recht. Die Ernennung Roons bedeutet für Wilhelms I. Geschichte einen wichtigen Einschnitt. Alle Kämpfe, die nun folgen sollten, haben sich uns im voraus abgezeichnet.

Roon übernahm ein fertig gefaßtes Gesetz; nur zu feilen hatte er noch. Als der Ministerrath Abstriche an den Kosten verlangte und Roon solche erwog, beharrte der Regent auf den bisherigen Anschlägen. Am 12. Januar 1860 kündigte die Thronrede das Gesetz an, indem sie vor allem den bleibenden Zusammenhang mit der alten Heeresverfassung betonte; am 10. Februar erschien die Vorlage, mit einer bewundernswerth vielseitigen Begründung. Sie traf bei denen, die den Ausschlag im Landtage gaben, den Altliberalen, auf keine wohlwollende Stimmung. Man hatte allerlei von den Plänen des Regenten, der steten Hinaufschraubung seiner Ansprüche, der Verdrängung Bonins durch die Junker und Officiere gehört, von der Absicht dieser Leute, die Landwehr zu beseitigen, an die Stelle des Volksheeres eine in sich abgeschlossene Armee mit vielen neuen, natürlich adligen Officieren zu setzen; die Reorganisation war also reactionär und zudem, sie war unerschwinglich theuer. Sie mußte Preußen zu Grunde richten. Ueberdies fehlte nach anderthalb Jahren unbefriedigten Wartens das Vertrauen auf dieses Ministerium; würde es neue Machtmittel jemals lebensvoll zu verwerthen wissen? Alle die Einwürfe, die uns aus Bonins Widerstande entgegentreten, erhoben sich in der öffentlichen Discussion. Die Commission der Kammer verwirft nach langen Verhandlungen die dreijährige Dienstzeit wie die Zurückschiebung der Landwehr. Darauf zieht die Regierung Anfang Mai den Entwurf zurück; sie stellt sich auf den Standpunkt, den schon Bonin erwogen hatte, dem Könige aus dem noch immer gültigen Gesetze von 1814 die Vollmacht abzuleiten, daß er die Stärke des Heeres auf der dort gelegten Grundlage allgemeiner Wehr- und dreijähriger Dienstpflicht frei bestimme; die Kammer habe nur die Mehrkosten zu bewilligen. Diese Mehrkosten fordert Patow zunächst auf ein Jahr; er spricht dabei das Wort Provisorium aus und erläutert es zwei Mal in verschiedener Weise, derart, daß das Land annimmt, nach einem Jahre solle gegebenenfalls Alles wieder abgeschafft werden. Das Geld wird zur „einstweiligen" Heeresvermehrung bewilligt. Der Regent faßt die Bewilligung als Pfand späterer vollkommner Lösung, richtet die neuen Regimenter endgültig ein; er läßt, so jubelt Gerlach seinestheils, „die Schwadroneure hin- und herreden und handelt unterdessen nach seinem Belieben". Jeder Unbefangene wird urtheilen, daß der Prinz nicht wohl anders vorgehen, den Beschluß nicht anders auffassen konnte, wenn er der Kammer nicht den baren Unsinn zutrauen wollte. Sollte wirklich das vielbedauerte arme Preußen neun Millionen Thaler rein zum Vergnügen wegwerfen, eine Organisation schaffen um sie nach einem Jahre wieder aufzuheben? Aber das Mißverständniß, als habe die Regierung Kammer und Land mit zweideutigem Versprechen übertölpelt, entstand. Man hat den Kampf, der alsbald ausbrach, auf dieses Mißverständniß einmal, allgemeiner dann auf die Fehler zurückgeführt, die von den Ministern wie von der libe-

ralen Partei begangen worden seien. Gewiß sind die Fehler unleugbar. Die Zahl der politisch reifen Köpfe war erstaunlich gering; Männer wie Bernhardi, Simson, Sybel, Duncker, Baumgarten sahen sofort, was für eine Thorheit es war, wenn die Liberalen die unvergleichliche Gelegenheit verscherzten, sich der Regierung durch freies Zusammenwirken mit dem Regenten, dessen völlige Hingabe an dieses Gesetz Jedermann kannte, dauernd zu versichern. Bernhardis Tagebücher, das lebendigste Spiegelbild dieser bewegten Monate, sind voll von klagenden und entrüsteten Urtheilen über die Verblendung eines Georg v. Vincke, der sich keine schönere Aufgabe wußte, als das endlich gewonnene liberale Ministerium zu „controliren", d. h. zu entwurzeln, und der sich nachher seines „Sieges" über diese Regierung rühmte. Baumgarten rief im Juli verzweifelt aus: „die Regierung hat wie überall so auch hier colossale Fehler gemacht, aber Monsieur Vincke — nun über diese constitutionelle Weisheit fehlen mir die Ausdrücke. Unsere politischen Freunde sind in einem Maße bornirt ...." Bernhardi fand bei Ministern und Abgeordneten die gleiche vollkommene Planlosigkeit. Gerlach vermochte sich das Ungeschick des Cabinetts eigentlich nur aus Unredlichkeit zu erklären. Sicherlich, man darf vermuthen, wenn auch nicht eben behaupten, daß bei einer bessern Leitung auf einer Seite oder auf beiden Vieles einen andern Gang genommen hätte. Aber es ist doch keineswegs die Thorheit allein, die den Conflict heraufgeführt hat. Die Gegensätze waren, — das ist die Hauptsache — über alle Fehler des Verfahrens hinaus, wirklich groß und tief. Hohle Phrase, aber auch ehrlicher Idealismus, der sich auf eine große Vergangenheit berief, der in der Reformzeit von 1807 wurzelte und davon nicht lassen wollte, zürnten über die Zertrümmerung des ‚Volksheeres'; diese Tendenzen gingen ihrerseits bis zum Programm der Volksbewaffnung, einer Auflösung des stehenden Heeres weiter. Von dieser Gedankenwelt zu der des Regenten hinüber gab es kaum eine Brücke; die Ansichten konnten sich nur auseinandersetzen durch Kampf. Und noch eine andere Anschauung stand hinter der Opposition der zweiten Kammer. Die Liberalen nannten im März 1860 dem vermittelnden Herzog von Coburg eine Reihe von Concessionen, die sie als Gegengabe für ihr Votum fordern müßten; der Prinz wies sie von sich, er dürfe den Rechten der Krone nichts vergeben. Der Altliberale Milde aber entwickelte vor Bernhardi im April, wie man sich den Gang der Dinge zu denken habe: die Ablehnung des Gesetzes werde die Regierung zwingen (wie es ja dann auch geschah), vorerst nur das nöthige Geld für die nächsten Jahre zu verlangen; in Zukunft könne dann die Kammer alljährlich bestimmen, wieviel Rekruten einzustellen seien, ob 40 oder 60 000 (!). „Das muß bei dieser Gelegenheit erobert werden." Das war es: um die Vormacht von Krone oder Parlament, um die Macht, um die Verfassungsgewalt ging der Streit, und zwar vom ersten Anfang an.

Der Prinzregent hat den Streit seit dem ersten Augenblick mit voller Leidenschaft ergriffen und bald auch dessen allgemeinen Inhalt gespürt. Schon Ende Februar sagte er Vincke-Olbendorf, wenn die Militärvorlage scheitere, so müsse er entweder die Kammer auflösen, oder seinerseits die Regierung niederlegen. Es sei ja doch, so wiederholte er auch Andern, sein Werk um das es sich handle; nicht die Minister seien dafür verantwortlich, er selber aber stehe und falle damit. Nicht seine Ueberzeugung nur, gewissermaßen seine Ehre sah er daran gebunden. „Die Herren in der Militärcommission sind alle confus geworden", klagt er am 15. März seinen Gästen; „nun ich werde noch in dies Wespennest fahren". Herzog Ernst rieth ihm zu einer größeren deutschen Politik, mit der werde er die preußische Stimmung

am ehesten gewinnen; womit soll ich denn diese Politik machen? fragte er zurück; erst muß doch Preußens Macht hergestellt sein und eben daran arbeite ich. Gleichzeitig damit war es, daß er es ablehnte, als Gegengaben für das Gesetz Kronrechte zum Opfer zu bringen. Und ein Vierteljahr später stand ihm die Lage in principieller Schärfe vor der Seele. Er stimmte L. Ranke am 13. Juni eifrig zu: Revolutionen entstehen, wenn Fürsten keine Armee haben oder sie vernachlässigen, und laufen dann durch wilde Wirren hindurch in die Herrschaft des militärischen Usurpators ein. Schwebte doch, zumal seit Dahlmanns Buche, welches die Fürsten, freilich im genau entgegengesetzten Sinne, hatte warnen wollen, allen die Geschichte Karls I. von England vor Augen; ihr Bild begleitete Wilhelm durch diese Jahre. „Einen vollkommenen Begriff, so faßte es Ranke nach seiner Art in die Formel, hat er davon, daß die militärische Macht die Souveränität in sich schließe". Den Schluß dieser Gedankenreihe bildete dann die Gegenüberstellung: parlamentarisches oder Königsheer.

Damit hatte Wilhelm den Punkt erreicht, wo seine Persönlichkeit wieder unmittelbar mit der weiten Entwicklung des Jahrhunderts zusammenstieß.

Wie ist die verfassungsgeschichtliche Stellung der Neuen Aera? Krone, Beamtenthum und Adel hatten von 1850 ab das Bürgerthum aus seiner in der Revolution errungenen Stellung zurückgeworfen, dem geschlagenen Radicalismus war eine Parteiherrschaft nachgefolgt, auch den König fanden wir in der Partei. Bernhardi hat die Wirksamkeit dieses Regimentes 1858 so zusammengefaßt: „das felsenfeste Vertrauen, mit dem der preußische Unterthan ehemals auf die Gerechtigkeit seiner Regierung baute, das ist dahin". Als die Reaction endete, trat das Bürgerthum wieder aus dem Schatten hervor. Die Führer der neuen Bewegung zwar waren zum großen Theil Adelige; wieder waren auch die Ueberzeugungen, vollends die bewußten, keineswegs durch das Interesse des Standes allein bestimmt; dennoch ist die sociale Bedeutung des Wechsels ganz zweifellos. Das Schlagwort auch der Gemäßigten, auch der Edelleute in der Partei war der Kampf gegen die „Junker". Es war das Bürgerthum, das jetzt das vor einem Jahrzehnte verlorene Steuer wieder ergreifen wollte, und in seinem Streben lag die Parteiherrschaft, die Errichtung des bürgerlich-constitutionellen Systems. Die Rechte war besiegt, die Linke wollte regieren. Nun hatte freilich der Prinz, wie wir sahen, stets die Selbständigkeit der Krone hervorgehoben und vor allem in sich selber das Regiment der Kammern niemals anerkannt. Auch die Minister sprachen aus, sie wollten nicht Minister einer Partei, sondern des Regenten sein, und Georg Vincke-Hagen zuckte über die „constitutionelle Schablone" die Achsel; vollends, gut monarchisch war er gewiß und war alle Welt. Darum ist es nicht minder wahr, daß er und die Seinen thatsächlich von den allgemein-europäischen Vorstellungen des Constitutionalismus ziemlich weit erfüllt waren, daß sich jeder Theil über das Verhältniß von Krone und Parlament besondere Gedanken machte, daß verborgene, vielleicht sogar unbewußte Gegensätze doch einmal bestanden. Es ist falsch zu sagen, die Militärvorlage habe die Verfassungsfrage geschaffen. Im Gegentheil: diese Frage war da, deshalb wurde die Militärvorlage umstritten, an dieser wurde der latente Gegensatz bewußt. Gerade bei Georg v. Vincke tritt die Voraussetzung, daß auch in Preußen die Partei, die Kammer sich den König unterwerfen müsse, mit einer gewissen naiven Selbstverständlichkeit zu Tage. Es wäre „constitutionell" gewesen, diese Parteigenossen, die jetzt Minister waren, zu unterstützen, gewiß; aber man wollte eben mehr als solch liberales Ministerium von Herrschers Gnaden, man wollte eine völlig liberale Beamtenschaft, man wollte die Partei-

regierung. Nur die ganz überlegenen und maßvollen Politiker sind dieser Strömung damals überhaupt nicht gefolgt und auch sie fielen ihr in den nachfolgenden Kämpfen zum guten Theile anheim; die Masse der Partei aber ließ sich doch wol immer von ihr leiten und gar die weiter links Gerichteten wollten einfach und unmittelbar das parlamentarische System. Wie hätte es auch anders sein können? Ueberall in der Welt, wo man sich Vorbilder zu holen gewohnt war, galt dieses System; in Preußen war man seit 20 Jahren wahrlich nicht von der Krone verwöhnt oder erzogen worden; die Krone selber hatte im letzten Jahrzehnt sich einer Partei eingefügt. Und stark, noch immer mächtig aufstrebend, all seine Gegner als rückständig verachtend, seiner Thätigkeit und seines Reichthums, seiner Bildung, seiner Führerstellung im Leben der Nation innerlich ganz sicher und stolz bewußt, war jetzt nach langer, erbitternder Quälerei das Bürgerthum endlich wieder, ja eigentlich zum ersten Male so recht an die Spitze gekommen: ganz natürlich, daß es allein regieren wollte wie ringsum in Europa. Daß der preußische Staat seine Besonderheit für sich habe, hörte man wol bereits, ohne es doch in der Wirklichkeit schon anzuerkennen; daß er ein Königthum habe, von dem er geschaffen worden war und dessen starken Zusammenhalt inmitten einer feindlichen oder unruhigen Welt er noch lange nicht entbehren könnte, ein Königthum, das durch keine Partei, durch keinen Stand zu ersetzen sei und das über diesen Parteien, nur mit ihnen, regieren müsse — eine solche Erkenntniß wird nicht durch Betrachtungen begründet, und selbst Betrachtungen dieser Art waren nicht auf der Höhe der Zeit; sie muß durch lebendige Leistungen erworben, ja erzwungen werden und wird zuletzt doch nur durch Kämpfe durchgesetzt. Gesucht hat kein Theil diese Kämpfe, beiderseits hat man lange genug gewartet, bis man den vollen Krieg erklärte, aber man kam um die Entscheidung einmal nicht herum. Hier eben liegt die Bedeutung des Militärstreites für Wilhelms I. Leben und die Bedeutung Wilhelms für das preußische und deutsche Verfassungsleben. Er selber ging ja stets von jener kräftigen Auffassung seiner Krone aus, er entwickelte noch im Juni 1860 Max von Baiern seine Grundsätze genau so wie er sie früher aufgestellt hatte: die Zügel werde er sich schon nicht entgleiten lassen; er verglich die verfassungsmäßige Regierung mit der Regulirung eines Flußbettes, dem man auch seine festen Grenzen zu setzen und sie durch Dämme zu sichern habe, nicht zu eng und nicht zu weit, dem man aber auch nicht quer in seinen Strom hineinbauen dürfe, damit er nicht rückwärts staue und ringsum verwüste. Wir sahen, wie tief ihn damals bereits der Widerstand seines Landtages verletzt hatte und wie wenig er dessen Tragweite verkannte. Aber weder war sich der Prinz damals bereits der wahren Breite der bestehenden Gegensätze ganz bewußt, noch vollends war er in sich selber ganz sicher oder gar schon entschlossen, aus seiner Auffassung die vollen praktischen Folgerungen zu ziehen, den Kampf auf Tod und Leben schon aufzunehmen. Soeben noch hatte er, nicht allzu preußisch, davon gesprochen, wenn sein Lieblingsplan nicht durchgehe, so habe er zurückzutreten, er, nicht die Minister, wie es sonst normal sein würde. Dem Könige von Baiern, der ihn vor traurigen Erfahrungen warnte, antwortete er noch ziemlich getrost, er hoffe mit Preußen die richtige Mittelstraße zu gehn. Erst ganz allmählich sollte er sich nach seiner Art, hierin wie in seiner deutschen Politik, aus dem Systeme wirklich lösen, dem er sich nun einmal seit 1858 angeschlossen hatte. Und wieder ist es die Aufgabe, zu verfolgen, wie ihm Schritt für Schritt die Erkenntniß kam, daß er thatsächlich werde streiten müssen und worum; wie er dann Schritt für Schritt, lange noch widerstrebend oder doch zögernd, weitergegangen ist. Vergeben hat er sich dabei niemals etwas. Er hatte das Recht, in heiligem Selbstgespräche,

in der Neujahrsstunde von 1867 von seiner „gewissenhaften Ueberzeugung“ zu sprechen, nach der er die Krone gegen die „neuen Institutionen“ geschirmt habe in schweren Kämpfen. „Diese Kämpfe haben mich tief erschüttert, weil ich Stand halten mußte gegen ein wirres Andrängen gegen jene irdische Macht, die ich nicht aus den Händen geben durfte, wenn Preußens Geschichte nicht aufgegeben werden sollte.“ Die Ueberzeugung war stets in ihm; sie bis zum herrschenden Gefühle, bis zur Alles wagenden That zu steigern, hat es doch einer geraumen Zeit und mancherlei Anstöße bedurft. Es ist wieder der alte Hergang in ihm: allmählich wird — vom December 1859, vom März 1860 ab, deutlicher dann erst 1861 — der Kern seiner Persönlichkeit wieder frei, sein Altpreußenthum. Er geht dabei aus von Preußens Weltstellung und Wehrmacht: die hat er gleich festgehalten, und es ist die eine seiner großen, ganz persönlichen Leistungen, daß er das Heer herstellte, alles Weitere im Innern und Aeußern floß davon aus. Er geht weiter zur Vertheidigung des altpreußischen Charakters des Staates, der Verfassung: daß er auch da festhielt, ist die zweite jener Leistungen. Ein Jeder mag urtheilen wie er will, bestreiten kann es Niemand, daß Wilhelm I. in den Kämpfen die er 1860 widerwillig aufnahm und 1861 und 62 bewußt erfaßte, der preußischen und damit der deutschen Verfassungsentwicklung die Bahnen gewiesen hat, entscheidend bis zum heutigen Tag. Er hat der Krone die Selbständigkeit gewahrt oder wiedergewonnen; er hat ihr den Platz über den Parteien und Ständen fest angewiesen. In beiden Rücksichten sind die ursprünglichsten Kräfte seines Wesens in die Welt hinein wirksam geworden.

Die Stufen seines Weges sollen hier hervorgehoben werden. Im Mai 1860 war die Session des Landtages geschlossen worden, den Sommer erfüllte vorwiegend die äußere Politik, im September, bei den Vorbereitungen auf das nächste Etatsjahr, vereitelte Wilhelm einen vom Finanzminister geforderten, nicht einmal hohen Abstrich am Militärbudget nur dadurch, daß er seine Abdankung in die Wagschale warf; schon hatte er „eine sofortige Resignations-Urkunde“ aufgesetzt. So scharf principiell behandelte er selbst die Nebensachen der Militärfrage; so wenig überdies fühlte er sich seines eigenen Ministeriums sicher. Seitdem wuchsen die Anstöße; immer lebhafter forderte die liberale Partei die Absetzung gewisser, besonders schwer belasteter conservativer Beamten. Wilhelm und Roon schritten in der Festigung der Neuorganisation immer weiter. Im Januar 1861 trat der Landtag wieder zusammen. Im Herrenhause drückte Wilhelm durch schneidende Schärfe des persönlichen Eingreifens die Annahme der Grundsteuer durch, deren er zur Deckung der Heereskosten dringend bedurfte. Im Abgeordnetenhause gab es über deutsche und europäische Politik unerfreuliche Verhandlungen, die Ministerium und Kammer einander nicht näher brachten; die Kosten für das Heer wurden trotzdem noch einmal auf ein Jahr bewilligt, aber unter allerlei staatsrechtlichen Vorbehalten, mit der Absicht, 1862 ein neues Wehrgesetz zu erzwingen und dann in Sachen der Dienstzeit und Landwehr den Willen der Liberalen durchzusetzen. Den König erregten diese Debatten, durch Monate hindurch fortgesetzt, auf das tiefste.

Denn am 2. Januar 1861 war Wilhelm I. König geworden. Mit schmerzlicher Trauer erwies er seinem Bruder die letzten Ehren, und in hohen Ehren hat er ihn bis an sein eigenes Ende gehalten; es mag wahr sein, daß er sich erst den Todten eigentlich idealisirt hat. Man hat beobachten wollen, er selber sei ihm von da ab in seinem Empfinden verwandter geworden, ein Hauch von Friedrich Wilhelms IV. Mystik sei auf den Nachfolger übergegangen. Der Verstorbene hatte einmal geheimnißvoll geäußert: „es gibt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selber als Kronprinz nicht gewußt und nun erst als

König erfahren habe". Von dem eigenthümlich Träumerischen, das bei Friedrich Wilhelm auch diese Worte erfüllt, hat Wilhelm I. nichts übernommen, an eine besondere Erleuchtung, die dem Herrscher werde, hat er sicherlich nicht geglaubt. Aber auch ihm sah die Welt als Könige offenbar ein gut Theil anders aus, denn als Prinzen, selbst als Prinzregenten. „Der gewaltige Abschnitt meines Lebens", schrieb er am 25. Januar 1861 an Natzmer, „der mich noch spät im Alter trifft, war zwei Jahre lang vorbereitet, aber dennoch ist der Abstand gegen früher gewaltig". Die Verantwortung, die auf ihm lag, nahm jetzt doch noch eine andere Form an, sie wurde noch persönlicher, weihevoller, tiefer; sie wurde zugleich freier, fast leichter, insofern er künftig auch seinem Empfinden nach, nicht nur wie bisher den Thatsachen nach, keinem einzelnen Menschen mehr innere Rechenschaft schuldete. Er war jetzt selber der Souverän. Er empfand das Königthum, das ihm nun zufiel, mit bescheidenem Stolze, als eine Würde, die unmittelbar von Gott käme; auch dieses Verhältniß hat er einfach und klar aufgefaßt, mit seiner männlichen Frömmigkeit, die von derjenigen des Bruders auch künftighin verschieden blieb. „Furchtbar ist die Zeit, in der wir leben! Alles wanket, nirgends Treue und Glauben." Da stärkte ihm die göttliche Weihe des höchsten Amtes das Herz. Und mit der vollen Weihe wollte er dies Amt übernehmen. Er dachte daran, nach früherer Art die Erbhuldigung zu verlangen; einer jeden Feierlichkeit dieser Art war das aufgeklärte Gefühl der Zeitgenossen ungünstig, die Erbhuldigung fand noch ihre besondere Schwierigkeit in der Frage, wer denn huldigen solle? es schien, die Stände von ehedem; eben deshalb war die Kreuzzeitungspartei für diese Form. Die Minister widerstrebten heftig, lange zogen die Streitigkeiten sich hin, bis zuletzt an die Stelle der Huldigung ein Anderes trat, das die Minister dulden konnten, während der König es sich mit besonderem Inhalte erfüllte: die Krönung. Es war die erste seit 1701; jetzt, da neben das Königthum neue Institutionen getreten waren, mochte die Krönung des ersten, von Anbeginn her constitutionellen Königs die neue Epoche sichtbar einführen, und zwar, so deutete er es sich, sollte sie zeigen, daß die Krone auch jetzt noch Etwas für sich geblieben sei, keine Gabe aus Menschenhand. So sprach er in Königsberg, im October 1861, im voraus zu den Kammern, die den König zu berathen, zu den Vertretern des Heeres, die ihn gegen jeglichen Feind zu vertheidigen hätten, so nahm er am 18. October in stark betonter Symbolik die Krone „vom Tische des Herrn" und setzte sie sich selber auf das Haupt, so verkündigte er in entschiedener Rede ihre unantastbare Heiligkeit und hob das Gottesgnadenthum hoch empor. Die Worte mochten Manchem — denn sie gingen weit — anstößig, manchem Weisen altfränkisch und leer erscheinen: ihm waren sie feierlicher Ernst; seine Stimmung war gehoben und königlich. Seinem Volke dankte er bald nachher bewegt für seine „herzerhebende" Feier dieser Tage; er athmete offenbar frei und stolz auf. Schon hatte er damals Bismarck und Roggenbach über die deutsche Frage gehört, Schleinitz durch Bernstorff ersetzt. Man kann sagen, daß der 18. October ihm einen Höhepunkt, eine Art Abschluß oder doch den vornehmsten äußerlichen Ausdruck seiner innerlichen Befreiung und Erhebung, einer schwer errungenen neuen Selbständigkeit bedeutete.

Denn das ganze Jahr 1861 war ihm in schweren Seelenkämpfen vergangen; jene Befreiung aus einer für ihn falschen Lage war unter steten inneren Schmerzen vorwärtsgerückt.

Während der Landtag im Frühjahr verhandelte, arbeitete sich in König Wilhelm das volle Bewußtsein seines Gegensatzes zu den Parteibestrebungen durch. Zu Bernhardi sprach er es Ende April scharf aus: „nicht der König

soll regieren, sie wollen regieren". Das könne und dürfe aber in Preußen nicht sein. Im Mai kam es zwischen dem Abgeordneten Karl Twesten und dem Chef des Militärcabinetts und nahen Vertrauten des Königs, Edwin v. Manteuffel, den jener angegriffen hatte, zum Duell. Wilhelm mußte den General für eine Weile von seinem Amte suspendiren. Außer sich schreibt er in der Nacht des 27. Mai an Roon: „in diesem Moment Manteuffels Dienste zu entbehren, den Triumf der Démocratie ihn aus meiner Nähe gejagt zu haben, das Aufsehen, was dieses Ereigniß in meiner allernächsten Umgebung machen muß, das sind Dinge, die mir fast die Sinne rauben können, weil es meiner Regierung einen neuen unglückseligen Stempel aufdrückt!! Wo will der Himmel mit mir hin!" Da sah er sich der „Demokratie" im allgemeinen gegenüber; der eigentliche, greifbare Kampf vollzog sich in seiner höheren Umgebung, im Ministerrath. Der Minister Schwerin — und damit der König — wird gedrängt, den reactionären Polizeipräsidenten zu entlassen; der König klagt zürnend, man wolle ihn von allen getreuen Dienern seines Bruders trennen: „dann kommt es zu einem Bruch!" Vor allem, die Minister selber fordern von ihm liberale Gesetze, denen er widerstrebt; immer deutlicher wird der innere Spalt; seit dem Januar, so hören wir, blieb die Ministerkrise chronisch. In diesen Kämpfen, in denen er selber doch noch nicht das äußerste wagte und blutenden Herzens noch zurückwich, ist ihm nun Albrecht v. Roon in neuer Art zur Seite getreten, nicht mehr als Kriegsminister bloß, obwol er auch als solcher schon, wie die Dinge lagen, ein eminent politischer Minister sein mußte, sondern als Gewissensrath, als Sprecher der eigenen, noch nicht durchgedrungenen Gesinnung des Herrschers, als Vertreter des altpreußischen Wesens selbst. Erst von diesem Frühling 1861 ab hilft er im vollen Sinne dem Könige die Last des innerlichen Streites tragen und wird er, bis der Größere kommen könne, im stillen gewissermaßen der erste seiner leitenden Minister. Roon hatte die Erklärung vom 8. November 1858 stets in der conservativen Auslegung aufgefaßt, deren sie ja fähig war. Jetzt, im März und April 1861, ging er zum offenen Angriff auf die Deutung der Anderen über. Wir besitzen die Briefe, mit denen er, nach stürmischen Sitzungen, dem Könige den Muth zu stählen unternahm, Briefe voll von Herzenswärme, freimüthig bis dicht an die Grenze des einem Officier Erlaubten, tapfer, männlich und scharf in Gesinnung und Rathschlag, einherschreitend „mit Worten wie von blinkendem Stahle". Roon hat den König widerstrebend nachgeben, er hat „in seines geliebten Königs Augen Thränen gesehn, die ihn mit Schmerz und Grimm erfüllten", er ist „so unglücklich, seinen theuern König in so tiefem Leid, in so schwerer Gewissensangst zu wissen". Er fürchtet für das Land „den schwersten aller Verluste, den Verlust seines Königs". Da muß er es aussprechen, daß der König sich von seinen Ministern nicht zurückdrängen lassen darf. Soll ein Wechsel eintreten, dann treffe er nicht den Herrn, auch nicht einmal das System, sondern die vom Könige in irriger Wahl berufenen Diener. Es geht nicht an, so wiederholt Roon seinen Satz von 1859, daß diese ihm ihren Willen aufzwingen; in Preußen regiert nicht die Partei durch die Minister, sondern es regiert die Krone. Roon unterscheidet scharf zwischen dieser Krone und dem „Scheinkönigthum Belgiens, Englands oder Louis Philippes". Er geht soweit, die sehr eigenthümliche Theorie aufzustellen, ein König von Preußen sei nicht einmal an die Verheißungen der Verfassung gebunden, denn die Verfassung sei aus freiem königlichem Entschlusse erlassen worden, also auch ihre Erfüllung „an fernere freie königliche Entschließungen geknüpft". Auf festerem Boden befand er sich, wenn er dann fortfuhr: „Preußen bedarf nach seiner ganzen Geschichte, zu seinem Heile eines ganz un-

getheilten königlichen Willens". Und er berief sich auf die Armee, die an jeder Schwächung der Krone Aergerniß nehme, wies warnend auf die Möglichkeit einer Erschütterung dieses rocher de bronce hin. Da traf er das Herz des Königs: „das überlebe ich nicht!" schrieb Wilhelm an den Rand des Briefes. Roon aber rieth ihm, diese Minister zu entlassen, die durch ihre Vergangenheit der Partei verpflichtet seien, und sie durch Männer nicht etwa der Gegenpartei, sondern lediglich des königlichen Dienstes, durch tüchtige Beamte zu ersetzen. „Minister mit einer parlamentarischen Vorgeschichte sind Ew. Majestät Ruin." Zwei Wege hat der Herrscher vor sich. Er kann nachgeben, sich und seinen Staat aufgeben, ein neues Belgien entstehen lassen: die Bürgerkrone und der Beifallsjubel werden nicht fehlen. Er kann das Phantom, das ihn einschüchtern soll, verscheuchen und die Fesseln abstreifen, „die Ihr edles Selbst jetzt gefangen halten", er kann „die Fesseln des Adlers lösen" durch rechtmäßigen Entschluß, die preußische Vergangenheit wahren. „Dieser Weg führt auf freilich anfangs rauher Bahn, aber mit allem Glanz und aller Waffenherrlichkeit eines glorreichen Kampfes zu den beherrschenden Höhen des Lebens; es ist der Preußens Könige allein würdige Weg." Stolzer und furchtloser hat wol kein Diener zu seinem Herrn gesprochen; der große Stil der Sprache und die Kraft des staatsmännischen Willens kommen einander gleich. Roon erreichte seine Absicht, der König richtete sich selbstbewußter empor. Er entzog sich den Gesetzesforderungen Schwerins; er behauptete dann im Sommer in jenem Streite um die Erbhuldigung wenigstens das wesentliche seiner Ansprüche in der Krönung; er war um Ende Juni dicht daran, das Cabinett zu entlassen, und als er sich im Juli mit ihm versöhnte, sprach er doch offen aus, der Wille des Königs stehe über dem der Minister: wer sich aus Gewissensüberzeugung seinem Entscheide nicht fügen könne, müsse allerdings zurücktreten. So war der fast wichtigste Fortschritt in Wilhelms Inneren und in seiner Haltung gewonnen worden: den Grundsatz hatte er sich neu erstritten und war in dessen Bahnen auch praktisch hinübergelenkt; gerade in diesem Sommer bekannte er es auch nach außenhin, daß er Parteikönig in keinem Sinne sein wolle. Nur war damit noch keineswegs ein Abschluß erreicht: die volle That ging hier wie immer bei Wilhelm aus der nun ganz errungenen Erkenntniß doch erst langsam hervor. In den letzten drei Monaten des Jahres 1861 wiederholten sich die Zusammenstöße zwischen Regierung und Herrscher, aber auch da wieder wurde der Riß noch einmal übertüncht.

Inzwischen hatte die Volkserregung sich gesteigert, Becker hatte auf den König geschossen, die Fortschrittspartei sich gebildet, und die Wahlen für 1862 trugen sie in stattlicher Zahl in den Landtag hinein. Von Januar bis März 1862 maß sich die neue Kammer mit dem Ministerium, in heller Feindseligkeit; die hessische, die deutsche Frage ward zum Streitgegenstande, man verstand und fand einander nicht mehr; über den Militärfragen kam es dann ganz zum Bruche. Das Abgeordnetenhaus schnitt der Reorganisation die finanziellen Mittel völlig und bereits für 1862 ab, es wurde aufgelöst, der König und die liberalen Minister vermochten sich über die Zukunft nicht zu einigen und nunmehr endlich zog Wilhelm aus dem Verlaufe der letzten zwei Jahre die Folgerung. Am 17. März wurde das Ministerium in conservativem Sinne umgestaltet, unter dem Präsidium Hohenlohes verblieben an den entscheidenden Stellen Bernstorff und Roon.

Mit tiefer Bitterkeit hatte der König schon vor Monaten in Gesprächen von der gepriesenen Liebe seines Volkes geredet, auf die er gar nichts geben

könne, von der Verblendung, die sich nicht belehren lassen wolle; er selber hatte sich dabei zu „conservativ-constitutioneller" Gesinnung bekannt. So erklärte es auch der Wahlaufruf, den er im März ausgehen ließ: eine Wiederaufnahme der Proclamation vom November 1858, mit ausdrücklicherer conservativer Erläuterung: Krone und Parlament, Fortschritt und Erhaltung nebeneinander! Der Erfolg aber blieb aus, die Wahlen brachten im Mai dem entschiedenen, ja dem radicalen Liberalismus eine überwältigende Mehrheit.

Was sollte da geschehen? Aus den Briefen altliberaler Beobachter erklingen in jenen Jahren sehr eigenthümliche Urtheile über das, woran es in Wilhelms Umgebung fehle und was kommen müsse. „Es fehlt, so klagte H. Baumgarten im Januar 1861, in Preußen jede Tradition großer Politik, jedes sichere Selbstbewußtsein, jede höhere Kraft, jede überlegene Intelligenz. Ein Ministerium von einiger Schneide würde mit diesem Könige sehr erhebliche Dinge ausrichten, aber sie stehen sammt und sonders einige Kopflängen unter ihm". Der Fürst von Hohenzollern gestand im December 1861 dem mahnenden Max Duncker, woran es ihm selber mangele: er verehre Wilhelm I. aus tiefster Seele, ja nur allzu unbedingt. „Um gründlich zu helfen, gehört aber dem Könige gegenüber ein eiserner Charakter, der, rücksichtslos die edlen Seiten desselben ignorirend oder ihnen Schach bietend, auf das Ziel hinarbeitet, welches als das dem Staatswohl entsprechende anerkannt wird." Duncker predigte dem Kronprinzen seit dem Beginn von 1862 die Dictatur der Krone als einzigen Ausweg, eine im Sinne des gemäßigten Liberalismus, mit Hülfe der Armee zu übende Dictatur, die der politischen Erziehung des irrenden Volkes dienen würde; er fand indeß bereits im März auch die conservative Dictatur, die Berufung des Herrn v. Bismarck, erträglicher als die bisherige Zerfahrenheit. Gerade ein Jahr zuvor hatte Baumgarten, an dieser Zerfahrenheit und thatlosen Ueberklugheit verzweifelnd, geschrieben: „hier müßte ein großes Genie oder ein gewaltiger Tyrann aufstehen; in Berlin wird aber ein solches Wesen sicher nicht groß". In der Gesammtheit dieser Aussprüche war der Weg ungefähr bezeichnet, den die Zukunft dann, zuletzt doch überraschend und eigen, nehmen sollte; aber noch immer war er nicht endgültig eingeschlagen. Das Ministerium vom März 1862 war dem Könige congenialer als das der Neuen Aera, aber zu großen Dingen war auch dieses nicht fähig, weder nach seinen Personen noch nach seinen Tendenzen; in seiner Färbung war es einigermaßen matt, noch im April betheuerte der König mit einiger Entrüstung, ein Kreuzzeitungsministerium wolle er nicht und niemals. Als dann freilich, in demselben Monat, die Minister den ernsthaften Versuch machten, am Militärbudget zu sparen, war es wieder der Herrscher, der dabei nur widerstrebend mitging und das Maß der Concessionen nicht nur hinter des Finanzministers v. d. Heydt, sondern selbst noch hinter Roons Vorschläge zurücksteckte. Er wich also in der Hauptfrage nicht zurück, in allem Andern wünschte er noch immer entgegenzukommen und zum Kampfe um jeden Preis war er noch keineswegs entschlossen. Das ist der Eindruck, der sich auch aus Roons Briefen in jenem Frühjahr und Sommer vornehmlich ergibt. Trotz dem Umschwunge im März „knarrt der neue Apparat noch zu vielfältig", ja, der König lebt des Irrthums, die Regierungsmaschine m ü s s e auf Friction eingerichtet sein und „immer hin- und hergehn"; „es laufen auch allerlei Intriguen nebenbei": man hat dabei wol an Einflüsse in der königlichen Familie, zumal an den der Königin zu denken, die von diesen Zeiten ab den Gegensatz gegen die conservativere Wendung ihres Gemahls und gegen seine dabei mitwirkenden Minister niemals wieder aufgegeben hat. „In gewissen

hohen Regionen, schrieb Roon kaustisch am 16. Juli, bin ich immer entschiedener la bête, in andern das pis-aller, der Nothnagel vollsten Vertrauens". Er sah die Dinge doch schließlich ernster und ernster werden. „Mir ist zu Muthe wie den Kämpfern in einem Gottesgerichte zu Sinn gewesen sein mag" (2. Aug.). Nur vor seiner eigenen Unzulänglichkeit habe er Furcht. Denn das war in all diesen Monaten sein erstes und letztes Wort: wir haben in unserer Regierung kein führendes Haupt. Auch er lenkte immer wieder in jene von seinen altliberalen Gegnern aufgestellte Forderung zurück: ein wirklicher Staatsmann, ein Mann der entscheidenden That muß an die Spitze treten.

Man versuchte es mit den Mittelwegen und der Mittelmäßigkeit, so lange es nur ging. Im neuen Landtage gehörte die Zeit vom Mai bis in den August hinein mehr den Vorbereitungen; Gewichtiges geschah damals nur in der auswärtigen Politik. Da brachte der vorläufige Abschluß des Handelsvertrages zwischen Preußen und Frankreich (März), der erneute Einspruch Oesterreichs gegen dessen Annahme durch den Zollverein (Mai), der Conflict, der innerhalb des Vereins darüber ausbrach, der nunmehr offen eingereichte Antrag des Kaiserstaates auf seinen eigenen Eintritt in den Verein (Juli), das entschlossene Vorwärtsgehen Preußens die ganze Gespanntheit der deutschen Lage zum Ausdruck. Der Vertrag mit Frankreich wurde am 2. August unterzeichnet. Und seit Anfang Juli beriethen zu Wien die Vertreter Oesterreichs und seiner mittelstaatlichen Freunde über den praktischen Beginn einer Bundesreform im Beustschen Sinne. Bernstorff lehnte auch diesmal die Theilnahme an den Conferenzen ab, erkannte das junge Königreich Italien an, wies dann im August die Bundesreformpläne von neuem ausdrücklich zurück, indem er die preußischen Pläne einer wirklichen nationalen Einheit darwider ins Feld rief. Die Kriegsgefahr trat damit sichtbar hervor, und Oesterreich hatte in Europa mehr Gegner als Freunde. Gleichzeitig hatte sich die hessische Sache zum offenen Conflicte gesteigert. Nicht ohne Bedenken scheint König Wilhelm jetzt diesen Boden des Gegensatzes von 1850, von dem aus man damals nach Olmütz geführt worden war, beschritten zu haben; aber Preußen hatte sich einmal für das „Recht" der hessischen Verfassung verbürgt. Noch im März 1862 ging es dabei am Bundestage mit Oesterreich Hand in Hand gegen den Kurfürsten vor; als dann aber dieser widerspenstig blieb, war es Preußen allein, das ihm (vom Mai ab) mit wachsenden Drohungen unmittelbar auf den Leib rückte. Zwei Armeecorps wurden bereit gestellt; der Kurfürst gab, wenngleich nicht unmittelbar Preußen sondern nur dem Bundestage gegenüber, jetzt nach. Roon war mit dem Vorgehen seines Staates in jeder Hinsicht unzufrieden. Nicht so sehr, weil es ihn ärgerte, daß Preußen sich für die Tendenzen des Nationalvereines ins Zeug lege, denn er gestand zu, daß es jetzt schon nicht mehr zurückkönne; dagegen fand er (4. Juni) auch jetzt die preußische Politik steuerlos, „Wollen und Nichtwollen balanciren sich fortwährend"; er fand nachher die Nachgiebigkeit des Kurfürsten unsicher, Preußen düpirt und trotzdem wieder unentschlossen; ihm ergab sich aus diesen Erfahrungen von neuem die Nothwendigkeit energischer Thaten und zugleich die Unfähigkeit dazu. Bestehen blieb in der That die Möglichkeit, daß der Kurfürst von neuem ganz abschwenkte, und sie ist späterhin eingetroffen; was dann? Wollte Preußen wirklich die Waffen für die hessische Verfassung ergreifen, während es im eigenen Hause den Verfassungsconflict emporwachsen sah? Wollte es den Kampf um Deutschland, der hier jeden Augenblick losbrechen konnte, aufnehmen? War es entschlossen, die Consequenzen seiner Forderungen und der deutschen Lage zu ziehen und einmal Alles an Alles zu setzen?

Roon zweifelte daran. Und doch lag, wie man auf allen Seiten längst einsah, der Schlüssel zur Besserung auch der inneren preußischen Verhältnisse in der auswärtigen, der deutschen Politik. Würde man ihn jetzt zu fassen und zu verwenden wagen? Innen und außen stand Alles auf der Spitze des Schwerts.

Soweit war Wilhelm I. gekommen. Man wird urtheilen müssen: seit dem März 1862 war Preußen in seiner äußeren Bethätigung vorgerückt; unzweideutig sah es sich durch seine eigenen Anläufe und die gesteigerte Gegenwirkung seiner Nebenbuhler auf künftige Kämpfe hingewiesen; über die bloß „moralischen Eroberungen", mit denen der König, auch in der hessischen Frage, begonnen hatte, drängte es ihn weiter. Dreierlei ist gewiß: einmal, daß bis zu diesem Augenblicke Wilhelm die Leitung seines Staates in Allem wesentlich selber geführt hatte — er war vielfach durch die Ereignisse fast wider Willen geschoben, durch gewichtige Berather bestärkt worden, aber Niemand stand im Ganzen handelnd neben oder vor ihm. Zweitens: er hatte jetzt die Bahnen der Neuen Aera überall verlassen, im Aeußern wie im Innern war er in die Richtung einer energischen preußischen Eigenpolitik, in die richtigen Bahnen zurückgekehrt, und geschlagen war er nirgends. Ueberall war der Grund wirklich gelegt worden. Aber war mehr als das geschehen? Offenbar nicht. Offenbar — das ist das Dritte — hatte seine neue Politik, auch jetzt noch, nirgends einen Erfolg errungen. Und war die persönliche Voraussetzung zu solchen Erfolgen da? Roon bestritt auch dies. „Mehr Muth! mehr energische Thätigkeit nach außen und innen! mehr Handlung muß in dies langweilige Ifflandsche Familiendrama gebracht werden, oder wir sterben an allgemeiner Geringschätzung!" (an Bismarck 26. Juni). Die Laune des Herrn, setzte er hinzu, sei sehr finster und keine Aussicht, daß sie rosiger werde. Und sicherlich war das begreiflich genug. Mit ehrlichster Meinung war der König in sein Amt eingetreten; jetzt stand er isolirt, seine eigene Gemahlin, sein Sohn ihm entgegen, sein Land ihm feindselig, die Kammer radical, nichts als Nöthe an allen Enden. Er verlor die Freudigkeit. Er war ein Mann von 65 Jahren. Er konnte seine Art und seine Ueberzeugung, das eben wieder von neuem durchgekämpfte Ergebniß seines langen Lebens, nicht wieder ablegen. Die Zeit ringsum forderte etwas Anderes, Etwas, das er nicht vollziehen konnte. Vor dem Kampfe, dem harten inneren Conflicte inmitten einer drohenden Welt, bebte er zurück; die Frische, das Selbstvertrauen, wenngleich durchaus nicht der physische Muth, fehlten ihm dazu. Er traute es sich nicht zu, die Welt zu überwinden. Und mit Recht: denn die activen Kräfte dazu hatte er nicht. Und da er sich nicht beugen wollte, so blieb ihm im Grunde nur Eines: der Rücktritt. Die Gedanken an den Rücktritt erheben sich demgemäß im Jahre 1862 von neuem und füllen den Vordergrund seines Empfindens. Er war dieser Lage gegenüber hülflos. Er war, bei Allem, was er geleistet hatte, unzweifelhaft mit seinen Mitteln am Ende.

Da wandte er in der höchsten Noth das letzte aller Mittel an, dasjenige, das er Jahre lang von sich gewiesen hatte. Er berief Bismarck.

Wilhelm kannte den Herrn v. Bismarck seit langen Jahren. 1848 hatte der streitbare Wortführer der Junkerpartei manchmal mit ihm verhandelt und ihn zu lau gefunden, 1850 hatte er Olmütz vertheidigt, von 1851 ab, in Koblenz und Frankfurt, waren sich die beiden Männer, wir sahen es, nähergerückt, beide vom gleichen, preußischen Streben getragen, aber in wichtigen Dingen doch sehr verschiedener Ansicht. Sie hatten 1858, als eben der Prinz die Regentschaft zu ergreifen sich anschickte, mit Nutzen und nicht ohne Freude zusammengearbeitet. Von da ab war Bismarck nie wieder aus dem Gesichts-

kreise des Herrschers entschwunden. Freilich 1859 mußte er nach Petersburg ziehen, und wenn er damals in Berlin seine hohen Pläne vortrug und Wilhelm sie anhörte, so wies dieser doch den Gedanken, ihm das auswärtige Amt zu übertragen (ein Gedanke, den eine Ueberlieferung doch wol mit Unrecht bereits bis in den Frühling 1858 hinaufverlegt) mit großer Schärfe zurück: „das fehlte jetzt gerade noch, daß ein Mann das Ministerium übernimmt, der Alles auf den Kopf stellen wird". Auch Fürst Hohenzollern erklärte ein Jahr darnach, soweit sei man denn doch noch nicht, „den Bock zum Gärtner zu setzen". In Berührungen blieb man immer mit ihm; seit 1860 war er Roons stiller, später sein offener Candidat für die Ministerschaft. Wie Bismarck damals dachte, ist bekannt. In die Kreise der Neuen Aera paßte er nicht hinein; auch nicht in die Kreise des Regenten und Königs, wie sie damals waren. Weshalb aber eigentlich nicht? Man kann nicht sagen, daß damals die Ziele des Gesandten und des Herrschers soweit auseinandergegangen wären. Im Innern wollte auch Bismarck ehrliche Anerkennung der Verfassung unter Wahrung einer beherrschenden Krongewalt; ja, er war geneigt, die Verfassung in irgendwelcher Form auf Deutschland auszudehnen. Unbekannt waren diese Tendenzen Wilhelm nicht; hätte er sie vielleicht, bei diesem Manne, nicht ganz für ernst genommen? Nach außen wollte Bismarck die Auseinandersetzung mit Oesterreich und zwar, im Grundsatze, die gewaltsame. Daß diese einmal unerläßlich sein würde, war auch Wilhelm wohlbewußt, und der Größe Preußens wollte ja auch dieser nichts vergeben. Den Mittelstaaten gegenüber wollte der Staatsmann rücksichtsloseren Zwang anwenden als der Fürst; aber auch Wilhelm war in dem, was ihm das wichtigste war, im Militärischen, zu einer Einfügung der Dynastien in das preußische System entschlossen oder doch von der Nothwendigkeit solchen Entschlusses durchdrungen; und Bismarck war kein 48er, keineswegs auf gewaltsame Beseitigung oder auch nur Brechung dieser Dynastieen, sondern lediglich auf ihre Einengung bedacht; als er zum Könige darüber sprach, trat auch er für die möglichste Schonung der Souveräne ein. Innerhalb der europäischen Welt sollte Bismarck angeblich französischer sein als es Wilhelms Gefühle, wie es sich 1860 so ritterlich bewährt hatte, entsprechen könnte. War der König wirklich in der Lage, dem Gesandten, dessen Berichte er doch kannte und dessen Gesinnungen man in Berlin mündlich „genau gesiebt" hatte, Gelüste auf Abtretung rheinischer Lande an Napoleon zuzutrauen? Dagegen spricht jede Wahrscheinlichkeit. Die politischen Freunde Bismarcks wußten ja, daß, wenn er einem Teufel verschrieben wäre, es ein teutonischer war und kein gallischer; schwerlich ist Wilhelm darüber im Zweifel gewesen. Bismarck war vielleicht nur ein Stück bereiter, dem Franzosenkaiser die Hand zu reichen, als sein Herr; indessen hatte auch dieser jederzeit mehr Rücksicht auf Napoleon verlangt und gezeigt, als wenigstens die Genossen Friedrich Wilhelms IV. gewünscht hatten. In all diesen Beziehungen war den beiden Männern Eines gemeinsam, gerade das Specifische in ihnen: die ausschließlich preußische Gesinnung. Nicht diese Ziele, auch nicht wichtige Einzelheiten des politischen Programmes waren es, die sie trennten, sondern die Energie in der Verfolgung der Ziele. Dem Preußischen, Deutschen, Europäischen gegenüber — überall war doch ein Gradunterschied zwischen Wilhelm und Bismarck vorhanden; überall wollte der Zweite etwas mehr, war er freier, rücksichtsloser, kühner. Was er der preußischen Regierung seit 1858 vorwarf, war ihre Mattigkeit. Seitdem hatte sich Wilhelm dem Bismarckischen Standpunkte, der im wesentlichen vordem sein eigener gewesen war, wieder mehr und mehr angenähert. Aber ein Gradunterschied bestand noch immer. Und er war entscheidend. Erst wenn der Strom dieses preußischen Willens,

der durch sie beide floß, die Tiefe, die Höhe erreicht hatte wie in Bismarcks Seele, erst dann war er fähig, die Ufer zu übersteigen und seinen befruchtenden Segen weit über die Niederungen auszugießen, die nach ihm schmachteten wie Aegypten nach der Ueberfluthung des Nils. Das Schöpferische begann erst in der Höhe Bismarcks. Allmählich erst wuchsen die Gedanken des Königs dieser zu. Erst wenn sie bis dahin gestiegen wären, konnte Bismarck mit Nutzen berufen werden zu wirken.

Damit hängt auf das engste ein Anderes, ganz Persönliches zusammen. Die Bedeutung seines Staatsmannes verkannte Wilhelm nicht; er war dazu viel zu sehr Menschenkenner und hörte überdies zu viel von ihm. Es lag in der Luft, daß dieser Mann einmal Minister werden müßte; kühne Geister hatten es stets gefordert, seit Jahren graute jetzt den Liberalen davor, alle Parteien rechneten damit; immer wieder berieth der König mit ihm. Aber soweit man aus Erzählungen und Gerüchten, aus Anspielungen und den Thatsachen selbst, soweit man namentlich aus der innern seelischen Wahrscheinlichkeit das Verhältniß der beiden ahnend erschließen kann, so stand ein starkes Hinderniß zwischen ihnen: eine ganz ausgeprägte Abneigung des Königs. „Er selbst passe nicht für den Prinzen, der sehr sanft behandelt werden müßte", äußerte Bismarck im Juni 1858 zu Gerlach. Dem Könige war er der Unberechenbare, Stürmische, Gewaltsame; noch galt, wie es Bismarck 1862 einmal ausdrückte „seine alte Reputation von leichtfertiger Gewaltthätigkeit", man traute ihm Alles zu; auch Friedrich Wilhelm IV. hatte den „rothen Reactionär" ja zuerst mit einer gewissen Scheu seines zarten Empfindens von sich zurückgeschoben. Und ebenso zart empfand auch Wilhelm; er vertrug bedeutende Männer und ließ Roons herbe Männlichkeit weit gewähren; aber vor diesem Genius durfte der Sohn Friedrich Wilhelms III. wol ein gewisses Unbehagen spüren, vor diesem Gewaltigen, dessen Naturkraft über alles Correcte und Ueberkommene so souverän hinwegsprang, vor diesem Manne des kalten Ueberlegens und der heißen Leidenschaft, des überwältigenden, ungeheuren Willens. Die herzliche Tiefe dieser Persönlichkeit konnte der König noch nicht ermessen; von ihrer unbedingten Treue mochte er überzeugt sein; aber wohin Bismarck ihn reißen könnte, davor hat ihm, so darf man vermuthen, im Stillen gegraut. Seine eigene, vornehme, gerade Art, allem Dämonischen so ganz fremd, männlich aber milde, von jener Reinheit, die sich niemals beflecken kann, aber eben deshalb auch nicht dazu fähig ist, im harten Zusammenstoße des Weltlichen, im Gemenge der Politik das Große selber zu thun, das nun einmal nicht ausgeführt werden kann ohne den Griff auch in den Ruß und in den Schmutz hinein, ohne die Freiheit einer sich selber daransetzenden, verwegenen Entschließung — diese sittlich empfindliche Natur, die überdies die eigene, monarchische Würde sehr bestimmt empfand: sie wurde von Bismarcks dämonischer Kraft zurückgestoßen; sie mußte sich selber erst überwinden, ehe sie sich ihm anheimgab. Das war doch wol der Kernpunkt; alles Uebrige, der allgemeine Haß, in welchem der kecke Junker von 1850 in der öffentlichen Meinung, der Streiter von Frankfurt bei den ängstlichen unter den Eingeweihten stand, die tiefe Abneigung der Königin, die Scheu vor dem Eindrucke, den Bismarcks Ernennung also machen mußte und den Wilhelm noch nicht wagen mochte, das kam zu jenem Hauptmotive wol nur hinzu. Im Juli 1861 brachte die Besprechung über die deutsche Frage zu Baden die beiden Männer einander wiederum näher; jene Bedenken der innern Politik mochten auch dann noch bestehen bleiben, obwol ja Bismarck und die Kreuzzeitung thatsächlich durchaus nicht das Gleiche bedeuteten. Die Hauptsache blieb eben doch, daß der König in seinen politischen

Absichten, in seiner — man wird es sagen dürfen — politischen Nothlage und demgemäß in seiner persönlichen Empfindung erst noch ein Stück weiter vorrücken mußte, ehe er soweit war, Bismarcks Hand fassen zu können und fassen zu wollen. Die Ansichten blieben dabei leichter zu vereinigen als die Charaktere, die Temperamente. Zwischen ihnen stand Roon, sie verbindend: dem Könige vertraut durch seine soldatisch gerade und treue Art, mit Bismarck, von dem ihn immerhin manches trennte — denn Roon war conservativer als jener — doch in dem Entscheidenden ganz verwandt, in dem Drange auf die rücksichtslos die Wirklichkeit packende That.

Im Mai 1862, als eben von allen Seiten die Wolken sich dichter zusammenzogen, war Bismarck, von Petersburg abberufen, in Berlin; er hatte mit dem Könige, mit den Ministern eingehende Gespräche; dann wurde er, unerwartet genug, dennoch nach Paris weitergeschickt, freilich unter der königlichen Weisung, sich dort nicht erst wohnlich einzurichten. Noch immer kam Wilhelm nicht zu dem Entschlusse, ihn zu rufen; der Minister des Auswärtigen, Bernstorff, stand fortwährend im Begriffe, sein Amt mit einer Gesandtschaft zu vertauschen, Bismarck saß in der unbehaglichsten Stimmung in seinem Pariser Palais. Man dachte daran, ihm das Präsidium des Ministerraths vorläufig ohne bestimmtes Portefeuille zu übertragen; widerstrebend war er doch bereit, zur Noth selbst das anzunehmen. An Roon, der seine Ernennung beim Könige eifrig betrieb und die feindlichen Einflüsse wie Wilhelms eigene Scheu unablässig bekämpfte, während er auf den lange hingehaltenen Freund besänftigend einzuwirken trachtete, hat er damals die berühmten Briefe geschrieben, die in größerem Stile noch einmal ganz ähnliche Gefühle aussprechen, wie sie Roon drei Jahre früher, vor seiner eignen Berufung durchlebt hatte. Die Unlust, das Berliner Amt mit seinen Unklarheiten und Lasten auf sich zu nehmen, ist groß und sicherlich echt; offenbar ist, daß auch Bismarck sich zu diesem Amte nicht gedrängt hat; stärker aber, als es zu geschehen pflegt, wird man hervorheben dürfen, daß über all diese Aeußerungen der Abneigung doch ein starker Ton des Verlangens hinwegdringt. Im Grunde treibt es ihn doch, zu thun, wozu er geschaffen ist: er weiß genau, nur er kann die Aufgabe bezwingen, und er empfindet es sehr gut, daß nur diese, die höchste Aufgabe, ihm ganz genügen wird. „Nicht muthwillig, aber bereitwillig“ stellt er sich dem sorgenvoll mahnenden Freunde zur Verfügung. Er dachte, als bis zum 15. Juli nichts geschehen war, am besten dann berufen zu werden, wenn der Conflict mit der Kammer offen geworden wäre, d. h. im September; dann werde sein verrufener Name den Gegnern einen heilsamen Schrecken einjagen und es werde ihm gelingen, die Eingeschüchterten zu Unterhandlungen zu vermögen. Nicht auf den Conflict also meinte er loszusteuern.

In Berlin sah man die Lage mit gutem Rechte ernster. Der König war tief erregt; den liberalen Coburger Herzog befragte er (28. Juli) mit schneidender Schärfe über seine Haltung zu der preußischen Opposition, die das Heer ruiniren wolle, damit es ein Parlamentsheer werde und kein königliches mehr sei. Compromisse, so bezeugte Roon Ende August, wies er ganz von sich, „gefährliche Katastrophen“ waren also unvermeidlich. Die Entscheidung reifte heran. Den August füllten die Berathungen der Budgetcommission, ihr Ergebniß war die völlige Streichung aller Mehrausgaben für die Heeresorganisation, sowol für 1862 — auch soweit sie bereits geleistet waren — wie für 1863. Am 11. September begann die siebentägige Verhandlung im Plenum. Die „Kraftprobe“ zwischen Abgeordnetenhaus und Krone war gekommen. Den Ministern war schwül zu Muthe; sie standen vor der Aussicht, ein Budget

nicht zuwege zu bekommen, eine Einigung mit dem Landtage niemals wiederzufinden. Sie boten dem Hause ein Wehrgesetz für die nächste Session, baten dringend, die schon verausgabten Kosten inzwischen zu bewilligen. Vergebens: die Gegensätze hatten sich allzuweit verschärft, einen anständigen Mittelweg vermochte in Wahrheit wol keiner der beiden Theile mehr einzuschlagen. Ein Antrag einiger Gemäßigten schien zwar noch einmal eine Versöhnung möglich zu machen: die Minister ergriffen ihn, Roon stellte gewisse Concessionen betreffs der zweijährigen Dienstzeit in Aussicht (17. Sept.). Es scheint daß es der Regierung damit Ernst gewesen ist, wie denn Roon selber in all diesen Zeiten auf seinem besonderen Gebiete stets bereit gewesen ist, entgegenzukommen, soweit er es eben vermöchte; die Sache war gewichtig, die Sitzung wurde vertagt. Sind wir recht berichtet — und es ist ein Augenzeuge der Ministerialverhandlung, der, aus dem Gedächtnisse, von den Hergängen erzählt hat —, so hätte Roon im Kronrathe Nachgiebigkeit empfohlen, für die er Gegenleistungen zu erobern hoffte, und die Uebrigen hätten ihm zugestimmt. Da aber habe der König rund heraus erklärt: auf die drei Jahre könne er nicht verzichten; ließen ihn seine Minister im Stich, so danke er ab; und schon wollte er dieses Aeußerste zur That machen, als die Minister ihren Wunsch eiligst darangaben und ihm versprachen, seine Entscheidungen im Abgeordnetenhause zu vertreten. Roon hat dann thatsächlich Tags darauf seine Andeutungen dort zurückgenommen oder doch unwirksam gemacht, er hat seinem Freunde Perthes gegenüber den „schwächlichen Versuch" vom 17., „bei dem leider mir die Hauptrolle zugefallen war", bedauert und auch Wilhelm hat später — es hatten sich, scheint es, alsbald Unklarheiten und Mißverständnisse, wie sie der Kampf mit sich bringt, darangeknüpft — mit Groll an diese Episode gedacht. Wie sich nun auch das Einzelne verhalten hat, soviel wird wirklich wahr sein, daß es in der That der König selber gewesen ist, an dem diese letzten — noch aussichtsvollen? — Versuche einer Verständigung gescheitert sind, die doch, wie die Dinge lagen, immer einer schweren Niederlage der Krone gleichgekommen wäre.

Am 12. September hatte Bismarck dem Kriegsminister seine Bereitwilligkeit erklärt, am 18. rief ihn dieser von sich aus nach Berlin, am 20. traf er dort ein. Am selben Tage erklärte Roon seinem Bonner Vertrauten den ungünstigen Beschluß der Kammer für sicher bevorstehend, die Ministerkrise für eröffnet: Hohenlohe und Heydt wollen bedingungsweise, Bernstorff unter allen Umständen gehen. Sie hatten also die Befehle des Königs ausgeführt; in den Conflict, in die budgetlose Zeit mit ihm einzutreten wagten sie nicht. Und der König hatte der Kammer gegenüber seine Ueberzeugung festgehalten: er hatte seinerseits nichts aufgeopfert; aber von neuem erschütterte ihn jetzt, angesichts der Gewißheit des vollen Bruches, angesichts der Fahnenflucht seiner höchsten Räthe, der Zweifel, ob er positiv durchdringen werde, und der Gedanke des Rücktritts wurde von neuem übermächtig. Auch den Widerspruch des liberalen Kronprinzen hatte er „durch diese Drohung entwaffnet": er meinte sie völlig ernst. Am 20., 22., 23. September empfing er Bismarck. Roons Sohn überliefert, daß er jetzt, als die Andern von ihm wichen, den erneuten Rath des Kriegsministers erhört und die Hand Bismarcks, von dessen Anwesenheit er nichts gewußt hatte, alsbald ergriffen habe. Eine bekannte Erzählung, die auf den Kanzler selber zurückgehen muß, hat die entscheidende Unterredung im Babelsberger Park geschildert: wie der König muthlos, tiefgebeugt beginnt, entschlossen, seine Abdankung, deren Urkunde er bereits bei sich trägt, zu vollziehen, wenn sich ihm auch Bismarck versage; wie er sich

seiner Bereitwilligkeit versichert, ohne Mehrheit, ohne Budget, ohne Preisgabe der Reorganisation zu regieren; wie er dann ein Programm vorlegt, das er sich aufgesetzt hat, und das Bismarck zurückschiebt, weil nur das Eine zu vereinbaren sei, die Aufrechterhaltung des Königthums, und alles Andere sich dann von selber geben müsse; wie Wilhelm zuletzt aufrecht, fest und straff von dannen schreitet. Das Gespräch muß wol am 20. September stattgefunden haben, am 23. folgte der erwartete radicale Beschluß der zweiten Kammer und die Ernennung Bismarcks zum Staatsminister und Vorsitzenden des Ministeriums; so wenig die Einzelheiten auch dieser Tage bisher feststehen, gegen den Hauptinhalt jenes Berichtes erhebt sich kein Zweifel, er stimmt völlig in die Umgebung hinein. Es ist sicherlich wahr, daß „das Band", das Bündniß zwischen König und Kanzler damals in der Gluth heißer Seelennöthe und höchster Gefahren geschweißt worden ist, daß Bismarck seinem Herrn als „der Retter in der Noth" gekommen ist, in einem Augenblicke, da jener sich verloren glaubte. Die Entwicklung der eigentlich schicksalsvollen Jahre von Wilhelms Leben hat damit ihren Schluß erreicht. Der zweite seiner großen Genossen, der größte unter ihnen allen, hat sich zu ihm gesellt. Die eigentliche Krisis seines Lebens ist überwunden. Erst diese Stunde hat es entschieden, daß der schwere Kampf mit allen Feinden ausgefochten werden würde. Aber damit tritt König Wilhelm aus der Stelle des Handelnden um einen Schritt zurück: die Last der Thaten muß er nun in die Hände des Andern legen. Die Zeit der Größe bricht an; die Zeit, die Ihm im vollen Sinne zu eigen gehört, ist vorüber: sein Größtes hat er geleistet.

---

5. 1862—1871.

Die tiefe Wandlung vom Herbst 1862 verändert auch für den Biographen Wilhelms I. die Aufgabe. Dem gewaltigen Inhalte der folgenden Zeit erzählend, auch nur zusammenfassend wie bisher nachzugehen, liegt ihm nicht mehr ob. Wer diese Ereignisse heute selbständig erzählen wollte, der müßte ohnehin die weite Quellenarbeit Heinrich v. Sybels in gleichem, ja in erheblich weiterem Umfange noch einmal aufzunehmen im Stande sein; aber schwerlich würde er zum Mittelpunkte seiner Darstellung die Persönlichkeit des Königs wählen, so wichtig diese unzweifelhaft immer bleibt. Hier gilt es nur noch, an die Ereignisse mehr erinnernd, dem Maße und der Art des Antheils nachzufragen, den der König als Handelnder an ihnen nimmt; freilich ist eben diese Frage fein und schwierig zu beantworten und keineswegs überall sehen wir bereits klar genug. Bis in den Sommer 1866 hinein scheinen wenigstens die Umrisse seiner persönlichen, unmittelbaren Mitwirkung schon ungefähr erkennbar zu sein; in diesen vier Jahren erhält ja überdies sein Leben innerlich und äußerlich die künftige Richtung. Von da ab kann der Darsteller nur immer rascheren Schrittes über die Fülle der Begebenheiten hinweggehen. Daneben wird er bis an das Ende heran stets die zweite, allgemeinere Frage stellen: die nach der mehr mittelbaren Einwirkung des alten Herrschers, der Einwirkung seines Daseins auf die neue Zeit, ihre Bewegungen und ihre Schöpfungen, und nach deren Rückwirkung auf ihn, die Frage nicht nach den Thaten, sondern nach dem Verhältnisse der Persönlichkeit zu ihrer Welt. In beiderlei Hinsicht trifft der Blick immer dicht neben dem Könige die Gestalt seines Ministers; wo es sich um die Urheberschaft der Thaten handelt, handelt es sich ja natürlich vor allem Anderen um die Stellung Wilhelms zu Bismarck. In der Geschichte ihrer Beziehungen faßt sich die Geschichte des Königs fürderhin zusammen.

Vornehmlich der innere Conflict hatte Bismarcks Berufung herbeigeführt. Bismarck hat seine Versprechungen aus dem Babelsberger Parke gehalten: er hat die Sache seines Herrn ergriffen und behauptet, er ist ihm hier unentbehrlich geworden; und kein irgendwie sicheres Zeichen weist darauf hin, daß sein Herr jemals bereit gewesen wäre, ihn seinen liberalen, inneren Widersachern zu opfern. Zuerst hat der Minister, so wie er es vorher entworfen hatte, die Versöhnung mit dem Landtage gesucht, und zweifellos vollkommen ernsthaft und ehrlich. Als der Versuch alsbald mißlungen war, hat, so scheint es, König Wilhelm, durch seine Gemahlin bedrängt, von seinem Berather zeitweilig räumlich geschieden, noch einmal die Bedenken durchgekämpft, die ihn bis zum 20. September erschüttert hatten; er hat sie noch einmal überwinden müssen; Fürst Bismarck hat später von der nächtlichen Fahrt erzählt, auf der er dem bekümmerten Herrscher die Sorge vor dem Schaffott aus dem Herzen geredet habe, indem er ihn an seine eigenste Pflicht, d. h. an die Treue mahnte, die der Hauptmann im Gefechte seiner Compagnie schuldig ist. „Ich faßte ihn beim preußischen Portepee." Von da ab haben sie zusammengehalten bis zum gemeinsamen Siege. Seit er den inneren Kampf unvermeidlich sah, hat ihn Bismarck mit rückhaltloser Schärfe, nicht ohne manche erklärliche Uebertreibung im einzelnen, und offenbar mit der ganzen reckenhaften Kampfesfreude seiner Natur geführt: aber weder hatte er ihn hervorgerufen, noch hat er ihn, wie man geargwöhnt hat, leichtfertig genährt, um ihn zu Zwecken zu mißbrauchen, die mit dem Gegenstande des Streites nichts zu schaffen hatten. Sein beherrschender Zweck war hier nur der eine und klare, die selbständige Macht der Krone und der Regierung zu wahren; deshalb hat er mit zäher Energie all die Jahre hindurch in der Bresche gestanden, mit einer Festigkeit und einer unbedingt selbstsicheren, Alles umfassenden Kraft, wie sie vor ihm Keiner bewiesen hatte und ganz gewiß außer ihm Keiner bewiesen haben würde. Er hielt aus, so hoch und scheinbar unbezwinglich der Widerstand emporwuchs, so schreckhaft den zarteren und schwächeren Beurtheilern die Gefahr der Revolution vor die Seele trat. An diese Gefahr hat er wol nicht geglaubt; daß er sich selber auf das Spiel setzte, das wußte er. Dabei hat er niemals daran gedacht, die Verfassung, die er suspendiren mußte, zu zertrümmern; er hat stets die Versöhnung als letztes Ziel im Auge behalten. Und es widerspricht jeder Wahrscheinlichkeit, daß ihm der Conflict wesentlich das Mittel gewesen sei, den König dauernd an sich zu fesseln. Natürlich, er hat im einzelnen die innere Lage ausgespielt, um in anderen Dingen, die ihm persönlich noch näher als jene am Herzen lagen, den widerstrebenden Herrscher seinen Absichten gefügiger zu machen; aber im ganzen ist eben er, und unter seiner Führung der Ministerrath es gewesen, der zu wiederholten Malen den Ausgleich mit dem Abgeordnetenhause vorgeschlagen hat, und der König war es, der diese Vorschläge verwarf. Seit Wilhelm, nach langem Abwarten, den Verfassungskampf aufgenommen hat, ist ihm dieser Kampf offenbar zur eigentlichen Hauptsache geworden, und er blieb entschlossen, keinen Schritt wieder zurückzuthun. Auch ihm blieb dabei die Versöhnung das letzte Ziel, aber mit irgendwelchen Opfern glaubte er sie nicht erkaufen zu dürfen. Auf seinem Empfinden lastete dieser Streit schwer; er hat (Nov. 1862) auf Beckeraths Klage mit dem ergreifenden Ausrufe geantwortet: „traure ich denn nicht? ich schlafe keine einzige Nacht!" und als der Conflict längst zu etwas beinahe Gewohntem geworden und sein Gipfel schon überschritten war, kamen ihm doch immer wieder an Neujahrs- und Geburtstagen im vertrauten Gespräche traurige Worte und Todesgedanken über die Lippen. Sachlich aber war er ganz fest. Ich weiß nicht, ob der König, wie Sybel andeutet, jemals die

Empfindung gehabt hat, das budgetlose Regiment, zu dem ihn die Ablehnungen im Abgeordnetenhause vom September und October 1862 abzwangen, stehe mit seinem Verfassungseide in Widerspruch; mir scheint aus den Aeußerungen, die uns vorliegen, eher hervorzugehen, daß er dies niemals anerkannt hat und daß seine Bedenken und Sorgen von der Seite der Machtlage und des Gefühles, nicht von der des Rechtes herkamen. Sicher aber ist, daß er sich jetzt — Ende 1862 — auch die Rechtsauffassung Bismarcks, den Satz von der Verfassungslücke zu eigen gemacht hat, in welche, da sich die drei Factoren der Gesetzgebung, Krone, erste und zweite Kammer über das Etatsgesetz nicht haben einigen können, da aber der Staat weiterleben will und muß und für den Fall jener Nichteinigung eine positive Bestimmung nicht vorliegt, die ausführende Gewalt nothwendigerweise „suppleirend" eintreten muß. Er muß „als guter Hausvater das Haus weiter führen und später Rechenschaft geben"; denn das Seine an entgegenkommender Nachgiebigkeit hat er gethan, jetzt muß das Abgeordnetenhaus das Gleiche thun. „Wo steht es in der Verfassung, daß *nur* die Regierung Concessionen machen soll und die Abgeordneten niemals???" Er betonte jetzt die grundsätzliche Bedeutung des Streites häufig und mit aller Schärfe: die Machtbefugnisse der Krone wolle er erhalten und damit eine Grundbedingung des inneren Friedens, der Wohlfahrt und der europäischen Stellung seines Staates. Sein innerstes Empfinden hatte diese Aufgabe jetzt ergriffen. Recht und Unrecht in beiden Lagern abzuwägen war er, der im Kampfe Stehende, nicht berufen; er sah nur sein Recht, und seine Pflicht es durchzusetzen; er sah auf der Gegenseite die verderblichen, die zerstörenden Gedanken der Zeit. „Der König, urtheilte Fürst Hohenzollern im November 1863, ist ganz beherrscht von der Idee, daß er vor allen Dingen ‚Zucht und Ordnung' im Lande wiederherstellen muß." In einer Reihe officieller Kundgebungen hat er diesen Ton angeschlagen; mit voller Leidenschaft in einem privaten Briefe an Vincke-Olbendorf, der ihn (zu Neujahr 1863) über die Stimmung seines Volkes hatte aufklären wollen: da verurtheilt Wilhelm die Führer, die sein Volk zu verwirren streben, mit der persönlichsten Bitterkeit, mit Worten wie ‚Infamie' und ‚Tollhaus'. Den Antrag Roons auf ziemlich weitgehende Aenderungen des Militärgesetzes lehnte er (an Roon, 18. Nov. 1862) mit wahrer Entrüstung ab, er bezeichnete die Vorschläge als das Todesurtheil der Armee. Und dabei blieb er 1865, als nach dem Siege über die Dänen die Möglichkeit einer Verständigung aufzusteigen schien und eine Vermittlung wirklich versucht und von seinen Ministern, auch Bismarck und Roon, soviel wir wissen, empfohlen wurde: nicht einen Thaler vom Budget, nicht eine Stunde von der Dienstzeit werde er sich abhandeln lassen. Er hatte damals gerade in einer eigenhändigen Denkschrift alle Beweisgründe zur Widerlegung der Opposition in der Heeresfrage nochmals beredt und durchsichtig zusammengestellt. Noch 1866 wies er jede Concession mit gleicher Bestimmtheit ab. Man glaubte hinter dieser Hartnäckigkeit den Einfluß der Generäle, Manteuffels, Alvenslebens, und den der Gruppe des Prinzen Karl, der höfischen Ultras, suchen zu müssen. Das Wichtigste jedoch ist sicherlich die eigene Art des Königs gewesen: hier wie stets schritt er in der einmal erkämpften Richtung mit einer gewissen Schwerfälligkeit geraden Weges weiter, den Forderungen auch einer veränderten Lage nicht leicht zugänglich, aber mannhaft, voll königlichen Bewußtseins. Ob ein Einlenken vor dem August 1866 wirklich Erfolg gehabt hätte, ist kaum entscheidbar; daß der Gang der Dinge dem Könige mindestens nicht Unrecht gegeben hat, ist gewiß. — Hier war es also seine eigenste Sache, die er verfocht. Deshalb hat er hier auch den schmerzlichsten aller Widerstände offenbar ver-

hältnißmäßig leicht überwunden: den seiner nächsten Angehörigen. Die Königin blieb dem Ministerium feindselig; der Kronprinz, von jeher den liberalen Gesinnungen seiner Generation zugethan, von englischen Gedanken und Einflüssen fortwährend bestürmt und geradezu geleitet, von dem tragischen Wirrsal des inneren Kampfes, das auch ein ruhigerer Blick schwer beherrschen konnte, ganz überwältigt, verbarg seine tiefe Abneigung noch weniger. 1854 hatte er sich in dem Zusammenstoße seines Vaters mit Friedrich Wilhelm IV., schon aus überwiegender kindlicher Verehrung, wie damals sein Erzieher urtheilte, ganz auf die Seite des Vaters gestellt. Jetzt trat er so entschieden gegen ihn in die Schranken, wie damals jener gegen den König, nur freilich — das war der Unterschied — in ganz öffentlichem Bekenntnisse. Wilhelm I. verfuhr gegen seinen Sohn, wie der Bruder gegen ihn selbst verfahren war. Der Mai 1863 hatte einen persönlichen Zwist zwischen dem Präsidium der zweiten Kammer und den Ministern heraufgeführt, der König sich, in scharfen Erklärungen, den Ministern unbedingt angeschlossen; am 1. Juni war die schlimme Preßordonnanz erlassen worden, die Erbitterung im Lande überaus groß. Da protestirte Friedrich Wilhelm zunächst in einem persönlichen Briefe an seinen Vater, ließ sich darauf, in Danzig, zu einer Rede hinreißen, die ihn fast wie ein oberstes Haupt aller Opposition dem Könige gegenüberstellte. Der König schritt mit drohendem Verweise ein, und antwortete dann, als der Kronprinz in einem zweiten, würdigen Schreiben seinen Standpunkt behauptete, aber für seine That um Verzeihung bat, mit mildem und eindringlichem Ernste; er versicherte sich sehr entschieden der künftigen Zurückhaltung des Sohnes und schloß den Streit mit überlegener, väterlicher Hoheit ab. Die Spaltung im königlichen Hause blieb in allem Sachlichen auch fürderhin bestehen und war der Welt bekannt; man sprach in politischen Kreisen von dunkelen Plänen der Gruppe des Prinzen Karl gegen den Thronfolger; Wilhelms Herz wird der stete stille Widerspruch schwer genug bedrückt haben, seine Politik beeinflußte er, im Innern, nicht.

Da also waren — das ist die Summe — die Gegensätze, wie sie seit 1858 herangereift waren, jetzt in voller Klarheit ausgeprägt und die Stellung des Herrschers einfach und bewußt. Freilich konnte er diese Gegensätze nur überwinden und den Vorrang seines Rechtes über das gegnerische Recht nur erweisen durch lebendige Thaten; die aber waren nur denkbar auf dem Boden der auswärtigen Politik. Und hier war der Fortgang, auch der in Wilhelms persönlichen Handlungen und Gesinnungen, während der Jahre bis 1866 sehr viel weniger stetig als im preußischen Verfassungsstreite; hier schritten er und sein Minister durch unablässige Krisen, in fortwährendem Kampfe mit einander, zu ganz neuen Ergebnissen vorwärts. Seit dem Hochsommer 1862 stand Wilhelm Deutschland und Oesterreich innerlich so gegenüber, daß er und Bismarck überhaupt zusammenwirken konnten; die Ideale des Prinzen von Preußen, wir sahen es, waren in dem Könige wieder durchgedrungen. Dennoch zeigte sich bald, daß zwischen ihm und seinem Berather der früher beschriebene Unterschied der Naturen noch ganz ungebrochen fortbestand; es ergab sich daraus ein Unterschied der Mittel, die sie anwenden wollten, und wenigstens insofern auch der Ziele, als der Eine bereits jetzt nach den höchsten Preisen zu greifen gewillt war, die der Andere wol überhaupt auch erstrebte, aber so bald, und vollends selbstthätig, als Angreifer, noch nicht zu packen wagen wollte. Erst Bismarck brachte ihm die Kraft des großen Entschlusses zu; die ganze Löwenhaftigkeit des Mannes trat ihm gerade hier, auf dem Gebiete von Bismarcks eigenster Thätigkeit und eigensten Wünschen, alsbald erschreckend nahe; er widerstrebte noch lange, ehe er sie

frei gewähren ließ. Folgen wir zuerst den Thatsachen rasch bis in den Frühling 1866.

Daß jetzt ein Mann der zu handeln verstünde, Preußens Ruder hielt, das konnte König Wilhelm an der genialen Leichtigkeit spüren, mit der sein neuer Minister noch im November 1862 den wieder aufflammenden Widerstand des Kurfürsten von Hessen erstickte, ganz nebenher, ohne die Gefahr eines hier schwer zu rechtfertigenden Krieges. Er war dann ebenso vollkommen mit ihm einig, als im Februar des nächsten Jahres der polnische Aufstand Preußen an die Seite Rußlands führte: ein unermeßlich wichtiger Schritt, für den König die praktische Rückkehr zu der alten Vorliebe seiner Jugend; erst damit hat er die liberale Wendung, die seine auswärtigen Sympathien nach 1850 genommen hatten, ganz und gar überwunden. Der Politik Preußens und Deutschlands aber wurde hier, für lange Jahre, ein Rückhalt geschaffen, eine bedeutsame Richtung gewiesen. Die Angriffe des Abgeordnetenhauses auf die russische Convention trieben den König nur dichter an seinen Minister heran; gemeinsam und siegreich haben sie die europäischen Bewegungen, die von der polnischen Erhebung ausgingen, im Einverständnisse mit Rußland bestanden, gemeinsam sich auch der bedenklichen russischen Lockung zu einem Angriffskriege gegen Oesterreich und Frankreich entzogen; aus dem Lärme und aus den Anklagen dieser polnisch-europäischen Verwicklung ging Preußen mit einem vollen Erfolge hervor. Bismarck konnte ihn, auch für die Festigung seines Verhältnisses zu seinem Herrn, wohl brauchen: denn gleichzeitig schien die Abrechnung mit Oesterreich hereinbrechen zu wollen. Gleich im ersten Winter brachte Preußen die Bundesreformpläne, die Oesterreich von den Mittelstaaten übernommen hatte, am Bundestage zu Falle, ganz in Bernstorffs Sinne also, freilich unter verblüffend rückhaltlosen Drohungen Bismarcks, wie sie Bernstorff nicht ausgesprochen hatte und wie sie doch wol auch über die Gesinnung und mindestens über die Art des Königs ein gutes Stück hinausgingen. Dann aber erneuerte Oesterreich seinen Antrag in ungleich gefährlicherer Form. Kaiser Franz Josef ergriff den Gedanken einer Fürstenzusammenkunft, den man ihm anregte, mit ganz persönlichem Feuer: er hoffte auf ihr die drängende deutsche Frage zur Befriedigung der erregten Nation und gleichzeitig im Sinne seines Staates entscheiden zu können. Ebendeshalb waren die neuen Vorschläge für Preußen ebenso unannehmbar — im Grunde auch für Deutschland ebenso unfruchtbar — wie die früheren. Aber es war keine Kleinigkeit, den Ansturm des Kaisers selber abzuweisen. Er droht für den Fall preußischen Widerstandes, das alte Mittel Preußens, den Bund im Bunde, gegen Preußen anzuwenden; er lädt den König in den ersten Augusttagen 1863 zu Gastein persönlich auf den 16. nach Frankfurt ein, er hält die Ladung aufrecht, auch als jener sie sofort abgelehnt hat. Wilhelm hat sich in all diesen Verhandlungen durchaus fest, und durchaus abweisend, verhalten, er hat sich nicht das mindeste vergeben; sehr charakteristisch ist aber doch der Unterschied zwischen den Aeußerungen des Königs, die einen ganz persönlichen Charakter tragen und offenbar nicht etwa lediglich von seinem anwesenden Ministerpräsidenten dictirt worden sind, und den Aeußerungen Bismarcks und der officiellen preußischen Acten. Wilhelm verwarf in seiner mündlichen Antwort zu Gastein, die er gleich nachher selber niederschrieb, den Gedanken des Fürstentages an sich nicht völlig, nur seiner Ueberstürzung trat er unbedingt entgegen; er sprach auch sachliche Bedenken gegen den Inhalt der österreichischen Vorschläge aus, aber wesentlich unter dem Gesichtspunkte einmal ihrer Durchführbarkeit, andererseits des conservativen Interesses; auf den Boden des grundsätzlichen preußi-

schen Widerstandes gegen diese Pläne, die doch immer Preußen die Lebensluft benehmen mußten, stellte er sich nicht: während Bismarck und dann auch das Ministerium dies unzweideutig thaten. Der König meinte, man müsse die Berathung der Fürsten durch solche der Minister erst gehörig vorbereiten; Bismarck erklärte, daß er an österreichische Vorschläge, die zugleich wirksam und für Preußen erträglich wären, überhaupt nicht glaubte. War das nur eine Vertheilung der Rollen zwischen Fürst und Diener, eine Höflichkeit des Monarchen, der dem Monarchen seinerseits nicht ein einfaches Nein zu entgegnen wünschte und deshalb die schärfere Antwort seinem Minister überließ? Die Vorgänge, die sich in Baden-Baden während des Frankfurter Fürstentages abspielten, sprechen gegen eine solche Deutung; sie erweisen, daß der König nur sehr ungern dem Rathe seiner Standesgenossen fern blieb und daß die bedingungslose Ablehnung nicht wesentlich von ihm, sondern von Bismarck getragen worden ist. Es ist bekannt, daß die unter Franz Josefs Vorsitz versammelten Fürsten den König Johann von Sachsen nach Baden hinüberschickten, um die Theilnahme Preußens doch noch zu erreichen (19. August); daß es der ganzen Wucht von Bismarcks Einspruch bedurfte, um seinen tieferregten Herrn über sein eigenes fürstliches Gefühl, über die Bedenken des Herzens und wol auch der ängstlichen Klugheit hinwegzuheben; daß sich die schwüle Spannung dieser Badener Stunden in leidenschaftlichen Ausbrüchen entladen hat. Aber hier wie stets siegte zuletzt das sachlich-preußische Moment, das der Minister überlegen vertrat; und als der Fürstentag vorüber war, da hielt (6. Sept.) auch Wilhelm dem unsicher schwankenden Coburger Herzog in scharfen Worten den preußischen Stolz entgegen: Preußen hat sich nicht mediatisiren lassen wollen; „was er in Preußens Stellung (dem österreichischen Entwurfe gegenüber an Forderungen) für nöthig halte, werde er dictiren". Bismarck durfte auch mit diesem Erfolge wieder zufrieden sein. Das Werk des Fürstentages fiel kläglich in sich zusammen, Preußen hatte in diesen Jahren wie in Europa so in Deutschland seine Stellung selbständig behauptet, sein Ansehn gefestigt, es hatte als Großmacht gehandelt und der König war jetzt mit ganzem Herzen bei dieser — freilich bisher noch rein defensiven — Politik. Da eröffnete der Spätherbst 1863 die schleswig-holsteinische Frage und mit ihr die Wege zur positiven Lösung aller deutschen Schwierigkeiten. Hier erst sollte die Kluft ganz sichtbar werden, die noch immer zwischen den beiden Führern des preußischen Staates lag. —

Seit langen Jahrhunderten sind die Herzogthümer Schleswig und Holstein mit Dänemark verbunden. Holstein gehört zugleich dem deutschen Reiche, später dem deutschen Bunde an, Schleswig nicht; dennoch bilden die beiden Herzogthümer unter einander eine untrennbare Einheit, und beiden sind weitgehende Sonderrechte gewährleistet. In diese Meisterschöpfung des alten Reichsrechts, in diese Welt des Vertragsrechtes, der Privilegien, bricht das neue Recht des 19. Jahrhunderts hinein, dasjenige des einheitlichen Staats und der einheitlichen Nationalität. Dänemark sucht sein staatliches Wesen über Schleswig und Holstein, zumal über Schleswig auszudehnen; aber der Zug der neuen Zeit, der Zug des Blutes treibt die Lande weit stärker und zuletzt unwiderstehlich zu Deutschland hinüber, beide, auch das rechtlich dänische Schleswig. Die Aussicht auf das Erlöschen des dänischen Königshauses, auf den Eintritt der durch die männliche Erbfolge für die Herzogthümer erbberechtigten Augustenburger Familie eröffnet den Schleswigholsteinern die Hoffnung, das unnatürliche Band mit dem Nachbarstaate ganz lösen zu können. Aber die Erhebung von 1848 führt, inmitten einer feindlichen europäischen Welt, zur Niederlage, Oesterreich und Preußen liefern 1852 die Herzogthümer an

Dänemark zurück, freilich unter Bedingungen, welche deren Sonderrechte wahren. Das Londoner Protokoll vom Mai 1852 schließt diese Verhandlungen ab und bestimmt die Nachfolge der Glücksburger für die gesammte dänische Monarchie; der Herzog von Augustenburg hat sich verpflichtet, für sich und sein Haus, gegen diese Erbfolge nichts zu unternehmen, und hat sich seine Güter in Schleswig durch den dänischen Staat abkaufen lassen. Diesem Kaufgeschäft haben seine Söhne zugestimmt, durch jene Verpflichtung meinen sie nicht mitbetroffen zu sein. Die Frage dieses augustenburgischen Erbrechts blieb strittig und wird es wol immer bleiben; die Unterhändler von 1852 nahmen es für abgetreten und erloschen an; alle Thüren waren ihm aber nicht verschlossen worden. Inzwischen hatte Dänemark längst die Rechte der Landschaften wieder verletzt und so Oesterreich und Preußen als Garanten des 52er Vertrages, dem Bundestage als dem natürlichen Beschirmer der Verfassung des Bundeslandes Holstein die Befugniß zum Einspruche gegeben. Die nationale Empfindung in Deutschland hatte die Wunde längst brennend gespürt; aller Protest war bis 1863 vergeblich geblieben; aber ein Kampf rückte bereits ganz sichtbar heran. Da erlosch im November 1863 mit Friedrich VII. das dänische Königshaus. Der Glücksburger Christian IX. folgt ihm nach und sieht sich bald durch die eiderdänische Nationalpartei gezwungen, die Vergewaltigung der Herzogthümer aufrechtzuerhalten. Zuvor aber ist der Erbprinz Friedrich von Augustenburg, auf einen Verzicht seines Vaters hin, mit den Ansprüchen seiner Familie, die nur sein Vater nicht habe ausüben können, wieder hervorgetreten: Schleswig-Holstein will er als sein Erbe, als einen eignen, deutschen Staat besitzen, und die deutsche Stimmung begrüßt jubelnd in Augustenburgs Forderung die Befreiung der Nordmarken; die nationale Bewegung wendet sich seinem Rechte zu, die deutschen Mittelstaaten vertreten es am Bundestage und in der Welt.

Das sind die Voraussetzungen, auf deren Hintergrunde allein die Bedeutung der Ereignisse, der biographische Werth der nachfolgenden Entschlüsse sich begreift; gleich hier sei ihnen der Hinweis auf den Gang angereiht, den die Dinge dann von 1863 ab wirklich genommen haben. Preußen hat den Anspruch des Augustenburgers und die deutsche Stimmung zur Seite geschoben; es ist nicht auf den Bahnen jenes Erbrechtes, noch auf denen des Bundesrechtes vorgeschritten, sondern, im Gegensatze zur Nation und zu den Mittelstaaten, auf den Bahnen, die das Londoner Protokoll wies. Weil Dänemark seine Verpflichtungen von 1852 gegen die Herzogthümer nicht einhielt, haben die Vertragsmächte Preußen und Oesterreich die Herzogthümer — so ist das Ergebniß — besetzt, den Dänen den Krieg erklärt, sich den Einreden Europas gegenüber durch ihre Vollstreckung eines europäischen Vertrages gedeckt. Preußen hat es vermocht, durch den Gegensatz gegen die Mittelstaaten und den Liberalismus und durch die Wucht seines eigenen Vorgehens Oesterreich an sich zu fesseln; Europa durch dieses gemeinsame und correcte Vorgehen zu lähmen; Dänemark dank der Maßlosigkeit der dänischen Ansprüche, mit deren unbelehrbarer Leidenschaft der preußische Minister rechnet, ins Unrecht zu setzen. Durch einen diplomatischen Feldzug von unerhörter genialer Kühnheit und Sicherheit werden die beiden Lande von Dänemark losgelöst, das Londoner Protokoll gerade durch seine strenge Innehaltung aufgehoben; unter dem erbitterten Zorne des deutschen Liberalismus, im Widerspruche zu allen Forderungen und Voraussagungen der nationalen Partei wie der Mittelstaaten, durch unzählige Klippen hindurch geht die Fahrt glücklich dem Ziele der Befreiung entgegen — bis zuletzt die Frage übrig bleibt, wem denn nun das so Befreite künftighin angehören soll.

König Wilhelm und sein Staatsmann sind diesen Weg gemeinsam

gegangen, aber mit sehr verschiedener Absicht. Bismarck hatte den Vertrag von 1852 zu Stande zu bringen geholfen; der Prinz von Preußen hatte damals in dieser Nachwirkung der Olmützer Politik eine Schmach seines Staates und seiner Nation erblickt. Sein Streben ging seitdem auf die Abwerfung des dänischen Joches. Er wollte nicht blindlings den europäischen Conflict heraufbeschwören, sein Preußen der Zwangslage von Olmütz nicht von neuem aussetzen; aber sein Empfinden war hier offenbar national, als Deutscher und für Deutschland wollte er die Herzogthümer befreien. Ihm schien die natürliche Lösung ihre Zutheilung an den Prinzen von Augustenburg. Sein eigener Sohn war mit diesem befreundet und von seinem Rechte lebhaft durchdrungen. Dabei trennte den König freilich von der liberalen Strömung, der sich der Kronprinz angeschlossen hatte und mit der er selber diesmal auf das gleiche hinauskam, eine breite Verschiedenheit der ideellen Auffassung. Die Fremdherrschaft der Dänen über deutsches Land verdroß ihn und die dänischen Rechtsbrüche empörten ihn, aber der Idee der allmächtigen nationalen Souveränität an sich, deren Stimme er von 1848 her kannte und die sich jetzt ringsum wieder bethätigen wollte, gestand er nichts zu. Daß die „demokratischen", die „revolutionären" Parteien in Deutschland sich des schleswig-holsteinischen Problems kurzerhand bemächtigen wollten — zufälligerweise als Bundesgenossen des Augustenburgers, und so auch scheinbar Bundesgenossen seiner eigenen Absichten —, daß der Sprößling und Doctrinär der Volkssouveränität, des demokratischen Nationalitätsgedankens, Louis Napoleon, seiner Regierung hier zu Eroberungen rieth, beides reizte vom ersten Anfang her sein Mißtrauen. Auf dem festen Boden der Macht und des Fürstenrechtes, nicht der Nationalitätsidee, wollte er vorgehn, das Recht vor allem festhalten, auch den Bundestag über das Erbrecht hören. Vornehm und selbstlos wollte er verfahren, als deutscher Fürst, als Legitimist, wie es seine Anschauung, seine Vergangenheit mit sich brachten. Das geht aus seinen wohlverbürgten Aeußerungen wie aus den Berichten der Näherstehenden hervor.

Bismarcks Standpunkt war ein ganz anderer. Daß er nur eine einzige Legitimität kenne, die *seines* Fürsten, hatte er längst erklärt. Er sprach es in diesen Jahren, in seiner schneidenden Art, vor einer Gegnerin aus, daß für ihn keine Pflicht gelte als die Erfüllung der preußischen Traditionen, und kein Ziel als die preußische Macht. „Er sei nur Preuße und bemühe sich in seiner Politik der größten Einseitigkeit", vom Gegner wolle er Gutes gar nicht wissen, er gehe einfach vorwärts seines Wegs. Nun war sein Ueberspringen aller Ansprüche von Nationalität und Erbrecht in der schleswig-holsteinischen Sache nicht lediglich durch diese Gesinnung veranlaßt. Er mußte den Weg des Londoner Protokolles wählen, weil nur dieser ihn gegen das Ausland sicherte und ohne internationale Schwierigkeiten auch die Besetzung des nicht zum Bunde gehörigen Schleswigs erlaubte. Aber gewiß, auch sein Ziel selbst entsprach von vornherein jener Gesinnung. Er mochte ein Gegner des augustenburgischen Anspruches sein, schon weil er 1852 den Verzicht des Herzogs verhandelt hatte; auf diesen Boden hat er sich dann auch von vornherein gestellt. Aber das war doch nur die Form. Die Rechtsfrage war ihm unzweifelhaft in weitem Maße gleichgültig. Er wollte einen Gewinn für Preußens Macht. Da hat er es denn gleich anfangs ausgesprochen: fordert und erlaubt der Nutzen Preußens wirklich die Entstehung eines neuen Mittelstaates im Norden, eines Mittelstaates, der sich immer vor preußischer Erdrückung fürchten wird und, gerade weil er auf Preußen angewiesen ist, gegen Preußen eifersüchtig sein wird und muß? Man darf nicht vergessen, in welchem Kampfe Preußen lebte: eben dem Kampfe gegen die natürliche Feindseligkeit

der Mittelstaaten. Sollte es sich mit eigenen Opfern einen neuen Gegner schaffen? Bismarck folgte weder Doctrinen oder Sympathien noch kannte er andererseits unverrückbare Ziele, er wollte der wechselnden, sachlichen Nothwendigkeit gehorchen; er war deshalb auch nicht ein für alle Male ein Feind der augustenburgischen Lösung, auch sie konnte vielleicht einmal die beste erreichbare werden, dann würde er sich mit ihr zufrieden geben; unbedingt sicher war ihm nur Eines, daß er den größtmöglichen Gewinn für seinen Staat erstreben würde, und daß der eigentlich erwünschte Gewinn daher die Annexion der Herzogthümer an Preußen wäre. Ueber diesen Gedanken des Ministers ist im Grunde wol nie ein Mensch im Zweifel gewesen. Das aber ist ebenso wahr: diese Anschauung von der „Legitimität des preußischen Staates“ als der einzigen Richtlinie preußischer Politik theilte der König nicht. Er sei hier „der erste Schüler“ seines Ministers geworden, hat man mit einem glücklichen Worte gesagt. Dies Wort ist zutreffend, obwol sich in Wilhelms eigenen Gedanken von Jugend auf diese Selbstsucht preußischer Staatsgesinnung so mannichfach nachweisen läßt — denn bis zur Rücksichtslosigkeit Bismarcks hatte sie sich in ihm bisher nicht gesteigert; zutreffend wenigstens, wenn man unter dem ersten Schüler nicht gerade den frühesten, sondern den nächststehenden und bedeutsamsten begreift. Einige Jahre hindurch hat sich der König gegen die Lehre gewehrt, für die doch zugleich eine Stimme seines Innern sprach. Ihr Durchdringen bezeichnet erst die thatsächliche Vollendung des Bundes vom 20. September 1862 und dessen Nutzbarmachung für das allgemein-deutsche Leben. Zunächst vertrat Bismarck sie allein. Dieser handelte, nicht ohne den König, auch nicht eigentlich gegen ihn, und doch so, daß er ihn in fortwährendem stillem Zwange mit sich riß; er that, was Fürst Hohenzollern, an sich selber verzweifelnd, verlangt hatte: „den edlen Seiten des Königs Schach bietend arbeitete er eisern auf das Ziel hin, das dem Staatswohle entsprach“.

Unmittelbar nach der Eröffnung der Erbfolgefrage, im frischen Gefühle daß jetzt die Rettung geschehen könne und müsse, scheint Wilhelm die harte Nüchternheit seines Berathers besonders unangenehm empfunden zu haben; wir erfahren, daß in den letzten Tagen des Novembers, den ersten des Decembers 1863 die Stellung des Ministerpräsidenten ernstlich erschüttert gewesen sei, daß der König sich im Januar 1864 Hinweise Bismarcks auf eine preußische Annexion geradezu verbeten habe. Wir wissen mit Sicherheit aus dem Briefwechsel Bismarcks mit Roon, daß der Ministerpräsident (im Januar) seinem Herrn Hinneigung zur Demokratie, eine Europa gegenüber gefährliche Begünstigung Augustenburgs vorwarf, und düster von seinem eigenen Rücktritt, vom Sturze der Krongewalt, ja Preußens selber sprach. Roon, der in diesen Jahren auch seinerseits solchen Stimmungen gelegentlich Raum gegeben hat, suchte den erzürnten Freund, in der Hauptsache ihm zustimmend, zu begütigen (30. Jan.): „der arme Herr ist in einer beklagenswerthen Agitation, die ihn zum Bruch mit Ihnen, mit uns führen könnte und damit zur Selbstvernichtung seines Regiments, ja des königlichen Regiments in Preußen überhaupt. Wenn Sie das verhindern können, so müssen, so werden Sie es ja thun“; zu seinem getreuen Perthes klagte Roon selber über weibliche Kabalen. Genug, diese Anstöße sind überwunden worden; zuletzt geschah immer, was Bismarck wollte; aber in ihren innersten Absichten zogen Herr und Diener auch weiterhin noch geraume Zeit fremd neben einander her. Die beiden deutschen Großmächte drängten die Mittelstaaten weg und führten ihren Krieg mit Dänemark. Wilhelm erlebte es, daß sein Abgeordnetenhaus ihm die Mittel dazu versagte, das focht ihn nicht an. Er sah im Kriege die Reorganisation, die er geschaffen, glänzend ihre erste Probe bestehen. Er machte weniger erfreuliche,

aber lehrreiche und für die Zukunft fruchtbare Erfahrungen mit der Heeresführung; länger als Roon und Andere guthießen, unterließ er es, den commandirenden Generälen in ihre Fehler und Versäumnisse hineinzureden, zuletzt ward doch die Leitung in die richtigen Hände gelegt, und über Allem bewährte sich der Genius Moltkes und nächst ihm Blumenthals. In heller Siegesfreude aber eilte der oberste Kriegsherr auf das Schlachtfeld von Düppel; so wurde ihm doch noch, was er so lange ersehnt hatte, der Lorbeer des großen Kriegs! Daneben her liefen die vielverschlungenen europäischen Verhandlungen, denen ich hier nicht folgen darf; Ende Mai war es soweit, daß die Sieger das fernere Schicksal der eroberten Herzogthümer zu regeln unternahmen. Damals hat sich die zukünftige Auseinandersetzung zwischen Oesterreich und Preußen deutlich angemeldet, denn Oesterreich wollte die Bedingungen nicht zugestehn, unter denen allein sein Bundesgenoß die Länder an den Augustenburger zu geben bereit war; damals hat sich auch zwischen Wilhelm und Bismarck der innere Kampf um Augustenburg im Grunde entschieden. Der Augenblick ist bedeutsam.

Der Mann, der hier für kurze Zeit im Mittelpunkte weitreichender Entscheidungen stand, der Erbprinz Friedrich von Augustenburg, wie ihn die Großmächte, oder Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, wie ihn seine Anhänger nannten, hat seinen Historiker noch nicht gefunden, sondern noch immer nur Ankläger und Vertheidiger. Seine Persönlichkeit scheint festzustehen — nicht eben klar und bedeutend, aber durchaus ehrenwerth, wohlmeinend, sicherlich kein Gegenstand für Spott und Mißachtung; seine Haltung aber ist wol auch heute noch nicht ganz so deutlich erkennbar und war wol nicht ganz so einfach, wie seine Anwälte sie schildern. Er schwankte naturgemäß zwischen dem Wunsche nach einer möglichst selbständigen dynastischen Stellung und der Erkenntniß, daß er nur aus Preußens Hand, auf dessen Bedingungen, militärische, commerzielle, allgemein-politische hin, sein Land bekommen könnte. Er strebte, nachdem er zuerst bei Preußen, dann bei den Mittelstaaten und dem Liberalismus Hülfe gesucht hatte, seit der Besetzung der Provinzen durch die Großmächte sich der Geneigtheit König Wilhelms zu versichern; dieser verhandelte mit ihm um Abmachungen „zwischen Fürst und Fürst", band sich aber nicht, und erst im Zusammenhange seiner Verhandlungen mit Oesterreich, Ende Mai, stellte dann Bismarck dem Prätendenten die endgültige Frage. Es scheint doch in der That, daß Bismarck damals seine Einsetzung mindestens ernsthaft erwogen hat, nicht gern, aber doch als ein wichtiges Auskunftsmittel. Er konnte ihn annehmen, wenn er sich seiner für die Zukunft ganz sicher halten durfte. Seine Forderungen gingen weit, aber sie waren, wie die Dinge lagen, alle ernst gemeint und alle begründet, und wie auch das berühmte Gespräch vom 1. Juni im einzelnen gelaufen sein mag, sicher ist, daß Friedrich sich nicht auf sie verpflichtet hat. Und nur wenn er dies gethan hätte, schnell, ohne verfassungsrechtliche Vorbehalte, für jeglichen Fall, wäre er Bismarck erträglich gewesen. Das Urtheil wird doch lauten: so viele Bedenken Friedrich hatte und haben durfte, er hätte dennoch bedingungslos einschlagen müssen. Dann war Preußen gebunden; mindestens war dieses das einzige Mittel, das der Herzog Preußen gegenüber — und auf Preußen kam alles an — besaß. Daß er es nicht ergriff, war, trotz allen erklärenden Momenten, ein verhängnißvoller Fehler. Und nicht nur die Schärfe und etwa die Kunst Bismarcks hat seinen Unterredner dahin getrieben, sondern dessen eigene Unterschätzung der Wichtigkeit des Augenblickes und seine Unterschätzung der ausschlaggebenden Wichtigkeit Bismarcks, ja Preußens selbst, also doch seine eigentliche politische Gesinnung. Es kann kein Zufall und kein bloßer Irrthum sein, daß soviele

ernsthafte Freunde Augustenburgs, die zugleich Preußen waren, nationale und altliberale Männer wie Bernhardi, Duncker, Beseler — und Andere wären ihnen anzureihen — mit Sorge und Zorn auf die Stimmung der Kieler Umgebungen des Herzogs, und auch auf die Stimmung des Herzogs selber gegen Preußen blickten, vom Winter 1863, vom Frühling 1864 an. Im Grunde war der Prätendent, soweit er bisher auch entgegenkam, doch offenbar nicht preußisch gesinnt; wer dürfte es verlangen? Aber er versäumte so, das doch Nothwendige im kritischen Zeitpunkte entschlossen zu thun. Die österreichische Diplomatie warnte ihn überdies, sich Preußen ganz in die Arme zu werfen; Bismarck meinte zu wissen, daß auch Augustenburg nach Wien hin beruhigende Erklärungen erlassen habe. Zum Mißtrauen hatte ein preußischer Minister diesem Verbündeten der Mittelstaaten gegenüber ohnehin allerlei Anlaß; der Vorgang von 1852 konnte ihn auch nicht ermuthigen; und jetzt verweigerte der Prätendent ein abschließendes Ja. Ich zweifle nicht, daß Bismarck diesen Ausgang einer ihm in jedem Falle bedenklichen Verhandlung doch auch mit einiger Erleichterung, wahrscheinlich mit Freuden begrüßt und das Ergebniß dann mit voller Absicht zugespitzt und verwerthet hat; aber lediglich ein Opfer in der Hand eines dämonischen Gegners war Herzog Friedrich auch nicht; was ihm geschah, entsprach doch zuletzt den innersten Forderungen des gegenseitigen Verhältnisses, und die sachlichen Gründe, die Bismarck wie stets im Ganzen so nunmehr im Einzelnen wider ihn aufführen konnte, sind unleugbarer Weise recht stark. Ueber Beweggründe und Hintergedanken der beiden Unterredner des 1. Juni möchte man gern noch Sichereres erfahren als bisher, wo doch das Urtheil immerhin einigermaßen unbestimmt und tastend bleiben muß; vor allem wüßte man gern, wie die Hergänge dem Könige dargestellt und ihm erschienen sind und wie sie auf ihn gewirkt haben; darauf käme es hier ja insbesondere an. Daß sie auf ihn gewirkt haben, zeigt der Fortgang der Dinge. Augustenburg hat in den nächsten Wochen weitergehende Anerbietungen gemacht, hat seine Ansprüche zugleich wiederholt, aber von Wilhelm keinerlei Zusage erreicht; der König läßt Alles in der Schwebe, betont die Unsicherheit der Rechtsfrage, die Wichtigkeit der neuen, inzwischen von Oldenburg aufgeworfenen Candidatur, zieht sich merklich zurück. Der Juni 1864 bleibt der Wendepunkt. Später hat Wilhelm seinem Sohne gestanden, seit den Waffenthaten von Düppel und Alsen sei ihm der Gedanke einer Erwerbung der so erstrittenen Lande für Preußen vertrauter geworden. Zwischen beiden Ereignissen (18. April, 28. Juni) liegen jene Verhandlungen; daß sie, wie auch immer, den König abgekühlt haben, wird man nicht bezweifeln können, und es ist dargelegt worden, daß sie doch auch sachlich dazu angethan gewesen sind: sie durften einen Eindruck auf ihn machen. Der positive Wille, den er bisher dem Augustenburger entgegengebracht hatte, ist künftighin erloschen, das preußische Gefühl wird in ihm frei und wird allgemach immer sicherer und stärker.

Als nach dem Abschlusse des vorläufigen Friedens mit Dänemark sich die beiden siegreichen Monarchen nebst ihren Ministern des Aeußern in Schönbrunn besprachen (vom 22. August 1864 ab), um für ein ferneres Zusammengehen in Deutschland und Europa die Bahnen festzulegen, gelang die Einigung scheinbar für alles Uebrige, für Schleswig-Holstein nicht. Bismarck zielte auf den Anschluß an Preußen hin; die Oesterreicher deuteten an, daß sie alsdann durch preußisches Gebiet, die Grafschaft Glatz, entschädigt zu werden verlangten, der König wies solche Abtretung ganz von sich. Aber er ließ sich, zum Kummer seines Ministers, zu einer klaren Aeußerung über die Absicht, die er für die Herzogthümer hege, überhaupt nicht bewegen. Man hat den Ein-

druck, daß er schon entschlossen war, sie nicht wegzugeben, aber noch nicht, sie seinerseits wirklich zu nehmen. Er ließ nach seiner Art den Dingen, die Bismarck scharf und rasch zu entscheiden wünschte, Zeit; er rechnete erst mit ihnen ab, wenn sie unabweisbar dicht auf ihn eindrangen. Aber in der Behauptung dessen, was er sich schon errungen hatte, war er um so fester. Graf Rechberg, der österreichische Diplomat mit dem gemeinsam Bismarck die dänische Sache geführt hatte, legte das stärkste Gewicht darauf, daß Preußen dem Kaiserstaate für die Zukunft eine wenn auch unbestimmte Aussicht auf Eintritt in den Zollverein eröffne oder belasse. Der Kampf der beiden Nebenbuhler um den Zollverein war ja alt, er war soeben wieder, nach langer Krise, völlig zu Preußens Gunsten entschieden worden. Bismarck vertrat den Wunsch Rechbergs auf das wärmste; er hielt ihn für unschädlich, und hielt die Festigung von Rechbergs Stellung für wichtig. Allein die handelspolitischen Fachleute in Berlin widersetzten sich der, wie sie meinten, gefährlichen und sicherlich unaufrichtigen Concession, und trotz aller Widerrede seines Ministers trat der König ihnen zuletzt bei. Offenbar, hier fühlte er sich, als Preuße, in seinem Machtbereiche angegriffen; er wußte, daß Rechbergs freundliche Gesinnung ohnehin durch Schmerlings feindselige in Wien überwältigt zu werden drohte; er zog nicht die Folgerung, daß er Rechberg zu stützen habe, sondern daß er einer so unsicheren Freundschaft nicht erst bedeutsame Interessen seines Staates opfern dürfe. Hier, in der Defensive, war er unerschütterlich, und weniger geschmeidig als sein Diplomat. Er ließ die Verhandlungen abbrechen, Rechberg stürzte und der König warnte die Wiener Verbündeten offen vor Schmerlings bösen Plänen. Das war seine Art die Geschäfte zu führen: würdig und ehrlich. Aber hatte er die Tragweite des Entschlusses ganz ermessen? Es war innerhalb dieses Jahres der zweite Wendepunkt in den Ereignissen, der so, und diesmal unter der treibenden Einwirkung des Herrschers selber, im October 1864 erreicht war. Von jetzt ab stand nicht bloß das Schicksal der Elblande, sondern ganz offensichtlich — nicht mehr, wie bisher, nur mittelbar — das Verhältniß zu Oesterreich in Frage. Neue Entscheidungen, denen er sich eigentlich zu entziehen wünschte, waren durch König Wilhelm heraufgerufen oder doch beschleunigt worden; einmal hätten sie sich freilich doch eingestellt.

~~~~

Es ist das größte und reizvollste persönliche Räthsel dieser Jahre, wie wol in Otto v. Bismarcks Seele die österreichische Frage mit der schleswigholsteinischen innerlich zusammengehangen haben mag. Bisher können wir es nicht lösen; neuer Anhalt wird uns hoffentlich noch geboten werden; in gewissem Sinne wird dieses Problem, wie die entscheidenden Hergänge im Innern des Genius überhaupt, vermuthlich immer strittig bleiben; es wird stets mehrere Antworten vertragen und vermuthlich werden sie alle zusammen richtig sein. Man kann doch die Vorstellung nicht abweisen, daß Bismarck in dem Augenblicke, da er sich der festen Mitwirkung Oesterreichs gegen Dänemark sicher sah, mit hellem Triumphe empfunden haben muß, nun halte er wie die Herzogthümer so auch den Kaiserstaat in der Hand; daß er mit einem Blicke die Wahrscheinlichkeiten der Zukunft übersah: der gemeinsame Besitz der beiden Landschaften müsse zur Auseinandersetzung der zwei, von Alters her rivalisirenden Eroberer führen — und er selber werde nun das widerstrebende Altpreußen in den Kampf, auf den er seit einem Jahrzehnt mit aller Kraft seiner starken Seele hoffte und hindrängte, in den Todkampf mit Oesterreich hineinzwingen können. Das brauchte ja natürlich nicht die einzige Lösung zu sein; auch hier wieder konnte der praktische Staatsmann nur nach demjenigen
~~~~

Höchsten, das er jeweils erreichen könnte, greifen wollen und sich nicht eigensinnig an ein einziges allerhöchstes Ziel fesseln. Er würde nehmen, was sich böte; er wußte ja, wie Geschichte entstünde: „denn je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Rechnen", schrieb er mit halber Resignation, die ihn freilich nicht lähmte, schon im Mai 1864. Selbst wenn Preußen nur die Herzogthümer bekam, ohne Oesterreich zugleich aus Deutschland zu vertreiben, so war Preußens Gewinn groß; einen Gewinn mußte es einheimsen, wenn es überhaupt nur fest zugriff. Bismarck war gewiß geneigt, sich auch bei einem Abkommen mit dem Kaiserstaate, wenn es möglich, vortheilhaft und vielleicht nothwendig wäre, zu beruhigen. Aber daß er diesen friedlichen Weg je gewünscht hätte, vermag ich nicht zu glauben; ja, nicht einmal, daß er diesem Wege jemals irgendwelche Wahrscheinlichkeit zugemessen haben sollte. Die von allen Bewegungen der letzten Zeit immer aufs neue genährte, natürliche Eifersucht der zwei Großmächte machte den Zusammenstoß beinahe unvermeidlich; ihn, das ist doch kein Zweifel, wollte Bismarck und für ihn vor allem hat er gearbeitet — noch nicht als Deutscher, aber als Preuße. Moltke hat später die monumentalen Sätze geschrieben: „der Krieg von 1866 ist nicht aus Nothwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz entsprungen . . .; es war ein im Cabinett als nothwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf nicht für Ländererwerb, Gebietserweiterung oder materiellen Gewinn, sondern für ein ideales Gut — für Machtstellung". Das trifft ganz zu; der Historiker wird zudem auf die Quellen jahrhundertalter Gegensätze hinweisen, aus denen der Kriegsentschluß „entsprang"; gewiß, es war kein Entschluß persönlicher Willkür. Aber der Angreifer war Preußen und war Bismarck, und unter diesem Aspecte und keineswegs dem der Friedensliebe oder irgendwelcher Art von Geduld und wohlmeinendem Einlenken stehn die Jahre von 1864 ab. Das ist ihre wahre Größe.

Damit ist aber erst das Thema der allerwichtigsten inneren Entwicklung des greisen Königs in diesen selben Jahren angeschlagen. Schleswig-Holstein war in jedem Belange nur das Vorspiel gewesen. Wilhelm war weit davon entfernt, den Krieg mit Oesterreich zu wollen. Im Herbste 1864 erstrebte er noch die Freundschaft mit dem bisherigen Verbündeten, unter der Voraussetzung, daß auch dieser ihn als gleichstehenden Freund behandle; es war seine alte Forderung. Der Stand unseres Wissens läßt uns ungefähr erkennen, welche Saiten dann weiterhin in seinem Innern vornehmlich geschwungen haben. Einmal das militärische Gefühl. Daß in dem von ihm errungenen Holstein noch Bundestruppen standen, verletzte ihn; er drang darauf, daß sie entfernt wurden und die beiden Herzogthümer nur noch in preußisch-österreichischer Hand blieben. Dies militärische Gefühl führte ihn weiter; wir hörten ihn den stachelnden Einfluß der preußischen Siege auf seine eigenen stillen Wünsche bekennen; der Stolz, den das widerwillige, vom Conflicte zerrissene Preußen nach diesen Waffenthaten doch allgemach überall durchdrang, bewegte vor jedem Anderen ihn; die Stimmung seines Heeres, seiner Officiere, die nicht für den Augustenburger gekämpft haben mochten, übten ihren Eindruck auf ihn. Dazu kam dann sein großmächtliches und sein monarchisches Bewußtsein; dieses nahm Anstoß an der Agitation, welche die Anhänger des Prätendenten gegen die Herrschaft der beiden Mächte, und zumal die preußische, im Lande entfalteten; die augustenburgische Opposition schien ihm den vielbedrohten monarchischen Gedanken überhaupt zu gefährden. Als er den Erbprinzen aufforderte, die Herzogthümer zu verlassen, und sein gebieterisches Ansuchen vergeblich blieb, war ihm das zugleich eine persönliche Kränkung.

Und jeder neue Conflict verschärfte diese Empfindungen, verstärkte in ihm das Gefühl, daß der Prätendent und das diesen bald deckende Oesterreich seine Rechte beeinträchtigten. Er selber wollte beim Rechte bleiben, aber auch bei seinem eigenen Recht. Je länger dieser Zustand des Streites währte, um so stärker wurde sein Mißfallen an Oesterreichs Haltung und sein preußisches Widerstreben gegen den alten Nebenbuhler, um so häufiger begegnet die Erinnerung an Friedrich den Großen und an all das, was man seit dessen Tagen von Wien her erlitten habe. Wenn Bismarck meinte, der gegenwärtige, ungelöste Zustand des gemeinsamen Besitzes der strittigen Lande müsse Oesterreich, als den Entfernteren, doch allmählich mürbe machen, so kam ihm diese Wirkung der Zeit auch in der Stimmung seines Herrn zugute. Aber von da bis zur That, bis zum Angriffe, war noch ein weiter Schritt. Man möchte wol wissen, mit welcher Empfindung der König das Dankschreiben seines Ministers für den Stab, den er ihm zu Weihnachten 1864 mit warmen Worten geschenkt hatte, aufgenommen hat, den Wunsch „daß Ew. Majestät Stab im deutschen Lande blühen werde wie der Stecken Arons laut dem 4. Buch Mosis im 17. Capitel, und daß er zur Noth sich auch in die Schlange verwandeln werde, welche die übrigen Stäbe verschlingt, wie es im 7. Capitel des 2. Buches erzählt ist“. Derjenige seiner Vertrauten, der ihm am nächsten stand, Edwin Manteuffel, hat in einem Briefe an Roon vom März 1865 den Eindruck ausgesprochen, „im Innern denke der König doch noch die Armee in einem Kriege zu commandiren und sei in seinem Gedankengange da an Moltke als Generalstabschef gewöhnt“. Gewiß, es waren keine absoluten Gegensätze, die ihn von Bismarck schieden, aber über alles Gemeinsame überwog zunächst doch noch die Schwierigkeit, den letzten Entschluß zum Kriege wirklich zu fassen.

So verliefen die anderthalb Jahre vom Herbst 1864 bis in den Frühling 66. Oesterreich stellt gleich anfangs, nach Rechbergs Falle, seine Forderungen, Selbständigkeit Schleswig-Holsteins unter seinem Herzog oder aber Entschädigung Oesterreichs durch Preußen. Preußen bringt im Februar 65 seine Bedingungen für den augustenburgischen Sonderstaat, dessen Souveränität sie beinah unerträglich einschnüren; sie sind dem Prätendenten unannehmbar. Der Gegensatz erfaßt nun den Bund und erfaßt Europa; während der Bund sich für Augustenburg ausspricht, ergreift Preußen vom Kieler Hafen Besitz und klopft an in Paris und Florenz. Auch der König denkt nicht daran, Kiel fahren zu lassen; er wendet sich persönlich gegen den Aufenthalt des Erbprinzen; er wird in seinem Rechtsbedenken durch den Spruch der Kronsyndiken beruhigt; seine Aeußerungen gegen seinen Sohn, gegen eine augustenburgische Prinzessin zeigen im Juni die offenbar gesteigerte Neigung zur Annexion. Zwei Kronräthe werden, am 29. Mai und am 21. Juli, abgehalten. In beiden opponirt der Kronprinz, im ersten neben ihm der Finanzminister; Bismarck befürwortet da die Annexion und den Krieg: unvermeidlich ist er und populär würde er auch sein, aber nur der freie Entschluß Seiner Majestät darf ihn herbeiführen. Roon und der Rest der Minister folgt ihrem Präsidenten; der König befragt Moltke: auch dieser stimmt Bismarck bei. Aber die Entscheidung vertagt der Herrscher noch. Am 21. Juli beschließt man ein Ultimatum an Oesterreich; wird es nicht helfen, in den Herzogthümern erträgliche Zustände zu schaffen, so hilft sich Preußen allein. Die Krisis scheint gekommen. Da aber wird sie noch einmal abgewendet. Die innere Lage macht dem Kaiser, die europäische seinen Gegnern den Ausgleich erwünscht und die Gasteiner Convention vom August 1864 verschiebt die Lösung, indem sie den strittigen Besitz vorläufig theilt und den Oesterreichern Holstein, den Preußen Schleswig, diesen zudem,

gegen eine Geldsumme, dauernd Lauenburg zuertheilt; im Einzelnen sind die Bestimmungen Preußen günstig, im Ganzen ebenfalls, insofern der Kaiser die augustenburger Candidatur geopfert hat. Für Wilhelm war die Erleichterung groß; „Gott sei Dank! sagte er zu Louis Schneider, das war wenigstens ein unblutiger Sieg!", er erhob seinen Minister in freudiger Dankbarkeit — froh offenbar nicht über die Erfolge allein — in den Grafenstand. Aber freilich, der Sieg war auf die Dauer ebenso nutzlos wie er unblutig war. Als jetzt Manteuffel als Gouverneur in Schleswig einzog, gerieth der hochconservative Mann sofort in fast hitzigeren Gegensatz zu den Oesterreichern und zu ihrem augustenburgischen Gaste in Holstein, als der so viel weniger gesinnungsfichere Bismarck. Die Verständigung der beiden Höfe nahm bald ein Ende; im Januar und Februar 66 brach die mühselig vernähte Wunde wieder auf. Wieder fühlte sich Wilhelm durch den unmonarchischen Bund der Hofburg mit der Kieler Opposition persönlich betroffen; Bismarck aber stellte fest, daß die Allianz der beiden Großmächte erloschen sei. Für ihn war das kaum eine neue Erkenntniß und schwerlich darf man die Krisis seines Lebens in diese Wochen verlegen wollen; aber für Wilhelm brach jetzt die Stunde herein, wo es galt, endgültig Ja oder Nein zu sagen. Die preußische Macht stand auf dem Spiele; das Dasein der Krongewalt stand auf dem Spiele: denn der Conflict ging ungebrochen weiter und ein ruhmloser Rückzug im Aeußeren bedeutete auch die moralische Niederlage im Innern. Jetzt, etwa vom März bis zum Mai 1866, entschied sich in der Seele des Königs der Kampf. Dabei erst tritt sein Verhältniß zu Bismarck in seiner ganzen Breite und Tiefe vor den Biographen hin.

Die eigenen alten Bedenken des Monarchen wurden damals von allen Seiten her genährt und gestachelt. Sein Sohn hatte in allen Verhandlungen mit Friedrich von Augustenburg dessen Partei gehalten und wesentlich dazu beigetragen, daß sein Freund, im Vertrauen auf den hochgestellten Beistand oder mindestens durch dessen Erregung bestärkt, den Augenblick des Einlenkens versäumte. Jetzt war man im kronprinzlichen Palais voll tiefer Erbitterung auf den waghalsigen und gewissenlosen Minister, der, um Schleswig-Holstein zu rauben, den Bruderkrieg entfessele und um Preußens Dasein würfeln wolle. Bis an die Schwelle des Krieges heran hat dieser Widerstand sich fortgesetzt und auf Wilhelm unmittelbar und mittelbar einzuwirken getrachtet; eine ganze Gruppe unheilweissagender Politiker schloß sich an, die Königin Augusta nebst ihren diplomatischen Berathern war ganz auf dieser Seite. Längst hatten sich die staatsmännisch blickenden Männer, wie Bernhardi, Duncker, Droysen und so Mancher außerhalb Preußens zu Bismarcks auswärtiger Politik bekannt; auch von den Conservativen blieb ein guter Theil ihm treu, in Roon, Manteuffel, Blanckenburg überwog das preußische Bewußtsein ganz. Andere indessen, die Doctrinäre wie Ludwig v. Gerlach, wandten sich erschreckt von der revolutionären Thatkraft ihres früheren Parteigenossen ab, als diese sich offen gegen Oesterreich und den Bund zu kehren und die Feinde aller legitimen Gewalten für sich aufzubieten begann; auch dem Könige mußten solche Stimmen Eindruck machen. Von rechts und links immer die gleiche, klagende und drohende Warnung! Die Hauptsache war sein eigenes Empfinden. Trotz allem aber hat er Bismarck sein Werk thun lassen.

Das etwa wird ja die populäre Ansicht von dem Verhältnisse Wilhelms I. zu seinen Paladinen sein, die 1866 nun alle bereits um ihn geschart waren: er hat es verstanden, die Großen zu finden und sie zu halten; gehandelt haben sie, er hat sie gewähren lassen und sie gedeckt, er hat vor allem die schwerste sittliche Fürstenpflicht geübt, den Genius neben sich zu ertragen. — Diese An-

sicht ist richtig, aber sie ist unvollständig. Wahrlich, schon das Verdienst, das sie dem Herrscher zuweist, ist überaus groß und jeder Ehrfurcht werth. Aber Wilhelm I. hat weit mehr gethan. Er hat nicht nur die natürliche Eifersucht — soweit er sie etwa besessen hätte —, nicht nur die negativen, sondern gerade die positiven Kräfte seines eigensten Innenlebens überwinden müssen, um Bismarcks Thaten zu ertragen, und er hat sie überwunden. Darin liegt sein innerliches Heldenthum. Mochte er das eigentlich Entscheidende schon im Herbst 1862 gethan haben, als er Bismarcks Hand endlich ergriff — der Gegensatz der Charaktere war doch immer wieder hervorgebrochen, und immer glaubt man die stille Abneigung zu spüren, die der König der Art seines riesenhaften Mitarbeiters entgegensetzt: manchmal tritt sie ja offen zu Tage. Das Verfahren, das jenen an schwindelnden Hängen entlang und über tiefe Abgründe hinüberführt, der Einschlag von Gewaltsamkeit und List in seinem Gewebe, blieb dem Könige fremd und widerwärtig, das leuchtet aus seiner Behandlung eines jeden neuen Problemes hervor; er ist rein, wie er gewesen war, geblieben, und Bismarck hat ihm geholfen, daß Er es bleiben konnte; von den Umwegen, deren der Minister nicht entrathen konnte, hielt er den König immer fern. In diesen Dingen hat dann freilich Bismarck statt seines Herrn und, wenn man so will, ohne und gegen dessen Willen gehandelt. Dennoch blieb ein großes Gebiet, und zwar das eigentlich wichtigste, übrig, auf dem dieser selbst wollend mithandeln mußte, gerade das Gebiet der großen grundsätzlichen Entscheidungen. Und da gerade verlangte Bismarck von seinem König wahrlich viel. Vor allen Dingen, gegen den Krieg, und sei es aus welchem Anlaß auch, sträubte sich das ganze Wesen des alten Herrn. Er empfand die furchtbare Verantwortung für das Blut, das er vergießen, noch mehr wol für den Staat der Hohenzollern, den er auf das Spiel setzen sollte. Der Krieg sollte gegen Oesterreich gehen. Ich glaube nicht, daß es gerade sein Herz war, das an dem Bruche mit Oesterreich so schweren Anstoß nahm; Oesterreich war seinen Gefühlen von Jugend auf zugleich der Feind gewesen und doch eigentlich immer geblieben. Aber immerhin, Oesterreich vertrat ihm — abgesehen von seiner Gefährlichkeit als Gegner — in diesem Falle die Welt des Conservatismus, der er von Kindheit auf angehörte, und seine Bundesgenossen sollten Frankreich vielleicht, sicher Italien sein, die Mächte der Revolution; noch einen Schritt weiter, und es wurde ihm zugemuthet, die Ideen von 1848 in Deutschland selber aufzurufen, den Bund umzugestalten nach den Entwürfen der Paulskirche. Hatte er solange der Volkssouveränität widerstanden, um nun, wenngleich durch fürstlichen Arm und von oben her, ihr Werk zu vollstrecken? Die alten preußischen Kräfte, die er in sich trug, wurden, durch einen Staatsmann, der freilich selber ganz Preuße war und zunächst nichts wollte als preußische Zwecke, auf ein neues Feld hinausgeführt, das sich noch ganz fremd und unabsehbar dehnte. Sollte es König Wilhelm vermögen, sich diesem ungeheuren Zuge der Bismarckschen Politik hinzugeben? Bethmann-Hollweg wagte es am 15. Juni 1866 dem Könige ins Gesicht zu sagen, der arge Minister habe im „Widerspruche mit der Gesinnung und den Zielen seines Herrn" gehandelt, jenen gewissermaßen düpirt, sein Bild vor den Augen seines Volkes gefälscht. Von diesem Urtheil hat Wilhelm sicher kein Wort zugegeben und in der That sagt es mindestens viel zu viel.

Darin vielmehr lag für Bismarck eben die Schwierigkeit, daß der König zäh an sich selber festhielt und keinen anderen Willen einfach für den seinigen eintreten ließ. Er war der König; er hatte die Krone vom Tische des Herrn

genommen, auf ihm lag die Weihe und er war etwas Anderes als die Andern. Das war zweifellos Wilhelms Anschauung. Sie erlaubte ihm, den Anderen viel zu überlassen, denn er stand doch über ihnen; sie war es, die seine königliche Seele vor der Gefahr der Eifersucht auf seine Diener bewahrte; und wirklich hat er sich, als der Herr, in der Würde der wahrhaftigen Majestät allezeit zwischen und über den Großen, die er berufen hatte, behauptet. Den Zusammenhang zwischen ihnen allen, die Einheit über ihnen allen, stellte doch immer nur er selber dar. Er wußte, was er seinen „Fachmännern" verdanke, Alexanders II. Unglück sei es, daß er keine habe. Er hielt dabei von Anfang an den Grundsatz fest, mit jedem von ihnen nur über die Gegenstände seines besonderen Ressorts zu handeln; er versicherte 1865 L. Schneider, mit Bismarck habe er nie militärische, mit Manteuffel nie politische Dinge besprochen. Vielleicht war das nicht wörtlich — oder auch, es war nur dem Worte nach — richtig; denn daß der Chef seines Militärcabinetts, der ihm sein Officiercorps so heilsam verjüngen half, damals auch einen gewissen politischen Einfluß auf ihn geübt hat, kann man nicht bloß vermuthen, sondern fast beweisen; die Grenzen der beiden Bezirke waren ja schließlich fließend; Bismarck und Roon haben wohl gewußt, weshalb sie das halbe Jahr 1865 daran gearbeitet haben, den allzu mächtigen Generaladjutanten von der Person des Herrschers wegzubefördern. Und so mochte sich der König wol immerhin ein wenig über seine unbedingte Selbständigkeit täuschen; die Kieler Politiker erzählten sich im Februar 1864 die ganz wahrscheinliche Geschichte, daß er, im damaligen Zwiste mit Bismarck, den Rathschlag, jenen zu entlassen, als überflüssig abgewiesen habe, „denn Bismarck müsse ja doch thun, was er, der König, wolle". Der Irrthum, der dabei unterläuft, ist handgreiflich; dennoch bleibt der Kern bestehen, daß nämlich Wilhelm nie auf die ernsthafte und ganz persönliche Antheilnahme an den Entschlüssen verzichtet hat. Es war ihm selbstverständlich, daß Er sie zu fassen habe. Und Bismarck erkannte das an; er wußte auch, daß er mit dem preußischen Königthume zu thun hatte, und meinte nur handeln zu können, wenn er die ganze lebendige Persönlichkeit seines Fürsten für sich habe: „seine passive Zustimmung, sagte er am 27. April 1866 zu Bernhardi, genügt mir nicht!" Und in der That, es ging ja um Krone und Dasein. Jene Verantwortung, die auf ihm lag, konnte kein Lebender dem Monarchen abnehmen: sie war seine Bürde aus Gottes Gnaden und Auftrag und er fühlte sie ganz. Er hätte sich gewissenlos gefunden, wenn er sie nicht durchgekämpft hätte, in bittrem Ernste, in schlaflosen Nächten, in Thränen und heißem Gebet. Was in ihm widerstrebte, kam da alles zu Worte, und wurde nur in hartem Ringen überwunden. Aufgezwungen hat ihm dies sein Minister; man darf wol sagen, ohne diesen Zwang wäre König Wilhelm, soweit es über das Wenn und Aber Vermuthungen geben kann, zu keinem der großen Ergebnisse seiner Regierung gekommen. Aber daß er sich prüfte, sich wandelte, daß er sich dann einsetzte und Alles wagte, das ist doch seine That, und die ehrwürdige Leistung eines tiefen innerlichen Lebens. Er war gegen sich selber und seine Vergangenheit treu; um so härter ist jenes Ringen gewesen und seine Berather haben ebenso schwer, vielleicht schwerer darunter gelitten als er selbst. Wäre er aber gegen sie so treu geblieben wie er es ein Lebenlang geblieben ist, wenn er von weniger zäher Treue gewesen wäre gegen sich selbst? Diese Schwerfälligkeit ist doch eben der Schatten seines Lichtes, oder vielmehr, sie ist selber Licht. Und man hat mit Recht gesagt, daß sein Volk und eine jede Nachwelt sich des großen Schauspieles dieser innerlichen Kämpfe freuen darf. Es war der Kampf lebendiger Gewalten, die Auseinandersetzung des Alten mit dem Neuen, die

innerliche Ueberwindung des hier verkörperten alten Preußens, das sich jetzt, von einem Genius geführt, in die neue Zeit, handelnd, nicht etwa bloß duldend, hinüberfinden sollte; es war der Kampf lebendiger Menschen, bei denen Persönlichkeit gegen Persönlichkeit, Recht gegen Recht, Wille gegen Willen steht und nicht etwa die willenlose Schwäche des Einen durch die einseitige Herrschaft des Andern erdrückt wird. Aus dem Kampfe starker Kräfte aber entspringt in aller Geschichte die lebensfähige Zukunft. Wie viel größer und tiefer sind hier die Hergänge und die Menschen, als in dem älteren Beispiele, an welches das Wort von „dem ersten Schüler" Bismarcks den Historiker erinnern möchte, in der Eroberung des schwachen Königs Ludwigs XIII. durch den Bismarck so vielfach wahlverwandten Genius Richelieus! —

Vielleicht wird man dereinst in der Lage sein, genauer die Empfindungen bestimmen, vielleicht sie in ihrem Wandel verfolgen zu dürfen, die Bismarck in diesem Kampfe der Persönlichkeiten und Gedanken seinem Fürsten gegenüber erfüllt haben. Wo wir sie bisher untersuchen oder errathen können, da mischt sich in ihnen naturgemäß ein Zug von Ungeduld und Widerspruch, der überlegene Drang, sich durchzusetzen, und die feine Berechnung des Menschenkenners und -lenkers, die sich der Eigenart und Eigenheit, auch der Schwächen des Anderen souverän bedient, mit dem ganz ebenso aufrichtigen Bewußtsein der Treue und liebevollen Ehrfurcht, die der gewaltige Diener, von Hause aus bereits und vollends in der zusammenkittenden Gemeinschaft harter Nöthe und mächtiger Thaten, der echten Hoheit seines Herrn entgegenträgt. Zuletzt hat doch immer die große sachliche Nothwendigkeit in ihren Beziehungen den Ausschlag gegeben und hat sich das Kleinere auch in ihrem persönlichen Verhältniß dem Großen und Reinen untergeordnet. Es sollten noch Jahre kommen, in denen dies Verhältniß, nach allen Gegensätzen des Beginnes, sich wie durch einen Sonnenstrahl persönlicher Freundschaft erwärmen und vergolden würde.

Vorerst standen sie in der Periode des schärfsten Kampfes. Ich suche aus diesen entscheidenden Monaten wenigstens die charakteristischen Züge herauszuheben. Am 28. Februar 1866 legte der preußische Ministerrath, den Herrscher voran, die Lage eigentlich ganz klar: man war, bis auf den Kronprinzen und den Finanzminister, einstimmig für den Krieg; nur abzuwarten beschloß Wilhelm noch. Moltke, Roon, Manteuffel hatten sich in Bismarcks Sinne geäußert. Der März steigerte, unter unfreundlichem Schriftenwechsel der beiden Mächte, die Spannung; am 27. entschied sich der Ministerrath für allerlei militärische Maßregeln, Bismarck drängte, dem Osterfeste zum Trotz, auf deren schleunigen Vollzug durch den König. Schon unterhandelte man seit Mitte März mit dem italienischen Abgesandten Govone, am 8. April schloß man ab; am 9. brachte Savigny am Bundestage den preußischen Antrag auf Berufung eines deutschen Parlamentes ein — eine Kette scharfer und weitreichender Handlungen. Verhältnißmäßig am unklarsten ist uns die Stellung, die Wilhelm dabei zur Bundesreform einnahm. Seine persönlichsten Wünsche, ein Brief an Ernst von Coburg vom Ende März bezeugt es, hielten sich auch jetzt noch in engen Grenzen: eine gewisse Bundesreform namentlich für Norddeutschland; für ihn selber die Stellung, wie er sie 1860 in Baden eingenommen, selbstlos und bundestreu; nur muß Oesterreich die Ebenbürtigkeit Preußens endlich anerkennen. Also Preußens Stellung wollte er wie immer wahren, und sie, gegenüber den Tendenzen des Prinzregenten, wol auch steigern, eine Vormacht im Norden, eine gewisse moralische Führerstellung überdies, nahm er in Anspruch. Merkwürdig: gerade jetzt, da der Krieg heranrückt, bekennt er selber sich zu den Bestrebungen seiner ganz friedlichen Anfangsjahre, friedlicher, als er bereits 1862 gehandelt oder doch gesprochen hatte. So blieb

40*

sein innerstes Empfinden, über alle Entwicklung seiner äußeren Entschlüsse und Entschlußfähigkeit hinweg. Wie sich nun diese doch immerhin recht bescheidenen Ansprüche mit dem Antrage auf ein deutsches Parlament, ein Parlament aus allgemeinen und gleichen Wahlen, vertragen sollten, wie Wilhelm sich zur Genehmigung dieses Antrages hat gewinnen lassen — das wird aus den uns bekannten Nachrichten nicht deutlich; daß er sich gesträubt habe, daß er hier etwas ganz Anderes als sein Minister wünschte, wiederholte z. B. der französische Gesandte Benedetti in seinen Briefen damals oft genug. Bismarck blieb sich selber nur consequent, indem er die Bundesreform aufnahm. Die Lage der Dinge zwang Preußen, zwang auch den König gebieterisch, es zu thun; seine eigenen Neigungen drängte er zurück; mehr wissen wir vorerst nicht zu sagen. Auch der Antrag vom 9. April in sich selbst regt allerlei Fragen an; unmittelbar scheint er, und ebenso seine Erläuterung vom 11. Mai, den Fortbestand des alten Bundes, offenbar mitsammt Oesterreich, vorauszusetzen; wie aber sollte die neue Einrichtung mit dem Verbleiben Oesterreichs im Bunde vereinigt werden? All diese Vorschläge sind, in ihrer Begrenztheit, wol nur aus taktischen Rücksichten auf den Augenblick zu begreifen; Bismarck mochte sicher sein, daß die Lage sich bald ändern, der Stein fortrollen, der Ausschluß Oesterreichs sich von selber ergeben werde: thatsächlich war ja doch dieser Ausschluß die nothwendige Voraussetzung oder Folge des Parlaments. Vorläufig mochten die Anträge auch Wilhelms wegen davon absehen, das Letzte und Aeußerste gleich scharf zu formuliren. Viel war es bereits, daß er das demokratische Parlament zugab; es sieht fast aus, als ob er damals diese Pläne nicht in ihrer ganzen grundsätzlichen Tragweite, sondern mehr als unvermeidliche Auskunftsmittel des gegenwärtigen diplomatischen Kampfes mit Wien ergriffen habe. Denn noch zeigte er sich im übrigen zu extremen Thaten keineswegs bereit; gerade im April begann er sich wieder zurückzuziehen. „Wir sind sehr einig, aber „Wir“ sind nicht immer zu schnellen Entschlüssen und Handlungen geneigt“, hatte Roon nach dem Kronrath vom 28. Februar geschrieben. Diese Abneigung Wilhelms ward jetzt zu sehr ausdrücklicher Friedenslust. Die Aussicht auf die Gegnerschaft Baierns erweckte (5. April) seine ernsten militärischen Sorgen; angreifen wollte er nicht, die drei ersten Aprilwochen sind von weitgehenden Abrüstungsverhandlungen mit dem Kaiserhofe angefüllt. Bismarck sah Alles von neuem in Frage gestellt; die Zeugnisse seiner leidenschaftlichen und zornigen Erregung sind zahlreich. Er versuchte seinen Grimm in diesen Zeiten weder vor den ausländischen Diplomaten — denen der Stand dieser Beziehungen übrigens ohnehin bekannt war — noch vor den preußischen Politikern zu verbergen; er hat zu den Benedetti und Govone, weit mehr noch zu den Bernhardi und Duncker mit verblüffender Klarheit über sich und seinen Herrn gesprochen. Er könne, sagt er am 22. zu Duncker, die Sache nicht weiter führen; das Abrüstungsangebot des Königs habe Alles verdorben, so sehr er seinerseits sich bemühe, es durch Klauseln wieder gut zu machen; er wolle zurücktreten, wenn er nur — was freilich bis jetzt nicht der Fall sei — ein Ministerium erblicke, das ihn in dieser Lage zu ersetzen vermöge. Seine ganze Seele lebte und webte in dem Kampfe, den man ihm nun, noch im letzten Augenblicke, wieder untersagen wollte: „wie Jakob bei Laban“ habe er dem Könige gedient, um ihn für diesen Kampf zu gewinnen, und wahrlich nicht trivialen Ehrgeizes halber. Jetzt ließ ihn, inmitten der Arbeit und Erregung, zu allem Ueberflusse „sein treuester Unterthan“, sein Magen, im Stiche, und ein ernstes Unwohlsein lähmte gerade in entscheidenden Wochen seine unerläßliche persönliche Einwirkung auf den Herrscher; jetzt ärgerten ihn „die Intriguen“ der königlichen Verwandtschaft; er klagte Roon,

daß er „diese entsetzliche Friction nicht mehr ertragen könne“, und der Freund, selbst kein geduldiger Mann, mußte sich wieder mühen ihn zu beruhigen und zu stärken und die begreifliche Unsicherheit des Königs zu entschuldigen. Bismarck setzte Alles daran, diesen nicht los zu lassen; er wandte sich unmittelbar an ihn; zurückhaltend in der Form, aber vollständig klar in der Sache, schrieb er ihm am Tage der höchsten Spannung, am 22. April. Es widerstrebe ihm, den Landesherrn zum Kriege unbescheiden zu drängen, er könne da weniger rathen als beten; aber es sei doch nur ein Aufschub, in Wien die Feindschaft gegen Preußen der oberste Staatszweck; man werde dort nur auf eine Gelegenheit warten, wo Preußen ungünstiger stehe als jetzt. — Da aber kam ihm auch die Befreiung; die Rüstungen Italiens brachten die österreichischen wieder in Fluß und mit der Abrüstung war es vorbei. Eine deutliche Aussprache des Königs mit seinem Minister fand statt; „Otto ist darüber fast gesund geworden“, jubelte Roon (25. April). Und nunmehr liefen die Dinge, wenn auch nicht ruhig, so doch gleichmäßiger voran. Anfang Mai begann Preußen mobil zu machen; gleichzeitig zog sich, auf Roggenbachs freimüthigen Rath, die Königin, allerdings mit offenem Proteste, aus Berlin zurück und gab das Feld frei. Noch immer versuchte der König es mit Vermittlungen, die er sicherlich ernsthaft gemeint hat und auf die Bismarck nothgedrungen einging, ohne wol noch an die Möglichkeit ihres Gelingens zu glauben oder diese zu fürchten; sie scheiterten an der Ablehnung Oesterreichs, nicht minder ein Congreß, den Napoleon vorschlug. Sonderbar genug klingen die Berichte, wie die befreundeten Besucher noch tief im Mai den König in Friedenshoffnungen fanden, den Minister des Krieges gewiß. Moltke und Roon haben damals dem beinah 70jährigen die Schwere des Entschlusses warmherzig nachgefühlt. Sein Widerstand war vergeblich: im Grunde wollten beide Parteien jetzt den Krieg, zu große und tiefe Gegensätze waren aufgerüttelt und drängten der endlichen Abrechnung zu, kein Einzelner konnte die Schwerter mehr in die Scheide zurückstoßen. Und in den Stunden, da er dies selbst empfand, wallte dem alten Fürsten doch auch das Soldatenblut freudig auf: „ich weiß es, rief er damals Schneider entgegen, sie sind Alle gegen mich, Alle! aber ich werde selbst an der Spitze meiner Armee den Degen ziehen und lieber untergehen, als daß Preußen diesmal nachgibt“.

Er hatte so lange und fast länger gezaudert, als er ohne Gefahr durfte. Wir besitzen die immer neuen Klagen und Mahnungen Moltkes, der die günstige strategische Lage sich allgemach in ihr Gegentheil verkehren sah; Wilhelm selber hat lange geglaubt, zu bloßer Defensive verurtheilt zu werden. Die Mängel der Oesterreicher haben es bewirkt, daß die Lage trotz allem günstig blieb; und, es ist mit Recht gesagt worden, König Wilhelm durfte zaudern, denn das Instrument, das er gebildet hatte, das Heer, glich durch seine schlagfertige Raschheit die Säumniß des obersten Kriegsherrn aus; sein eigenstes Verdienst trat so in die Lücke ein, die er im Augenblick, aus ehrlicher Gewissenhaftigkeit, dem Feinde öffnete. Und nun, im Juni, zwang ihn Oesterreichs diplomatischer Angriff am Bundestage zur That. Er hatte das Bewußtsein und durfte es haben, daß er langmüthig gewesen war bis zum äußersten; er sprach jetzt mit ehrlichem Zorne von dem Lug und Trug und der Willkür des Gegners; er hielt sich für den angegriffenen Theil. Die allezeit unzuverlässige Priorität der Rüstungen mochte ihm dabei Recht geben, der Kern der Ereignisse sicherlich nicht. Aber er selber hatte sich gegen den Strom der Dinge, dem sein Minister die Dämme durchstochen hatte, kämpfend bis an das Ende behauptet. Jetzt, da er vorwärts mußte, that er es mit gutem Gewissen, mit fast naiver Einseitigkeit, aber mit dem Entschlusse, nunmehr

auch ganze Arbeit zu thun. Er berief sich auf Friedrich II., dessen Werk er vertheidige, indem er jetzt das Schwert aufnahm; er reihte sich in den Zusammenhang der preußischen Größe ein. Der neue Antrag auf Bundesreform, den er am 10. Juni in die Welt schickte, wies Oesterreich aus dem deutschen Staate weg: er war vollständig und klar. Der unwiderstehlich hohe Zug des Augenblickes hatte dem Könige dieses Aeußerste aufgenöthigt. Hat er jetzt die volle Bedeutung des Antrages empfunden, oder versank ihm dieser einigermaßen in der überschäumenden Erregung des nahen Entscheidungskampfes? Ueber die Pläne, die er seit 1859 vertrat, ging dieser Reformplan weit hinaus; aber an die Prophezeiungen von 1849 und 50 knüpfte er wieder an. Die stolzen Hoffnungen des noch ungebundenen Prinzen von Preußen, zu denen wir den König mit seiner lastenden Verantwortlichkeit sich in langsamen Erfahrungen mühevoll und widerwillig zurückfinden sahen, werden, von Bismarcks Hand, in der Stunde der großen Abrechnung, wieder an das Licht gerissen; erst der Kriegsausbruch von 1866, so darf man rückblickend wiederholen, bringt für Wilhelm und für Preußen und Deutschland die Wandlung ganz zur Reife, die 1862 begonnen hat.

Der Minister hätte gewünscht, dem äußeren Kampfe den inneren Friedensschluß vorausgehen zu lassen; er verhandelte mit den Führern der Liberalen innerhalb wie außerhalb Preußens; er empfahl dem Könige, dem Gefühle des Volkes durch Erklärungen, vielleicht auch durch einen Wechsel innerhalb des Ministeriums entgegenzukommen. Da aber fand er seinen Herrn unerbittlich: vor dem Siege mindestens wollte Wilhelm keinen Fuß breit weichen. Und nun ging er in den Kampf. Seine beiden großen Gehülfen, der Staatsmann und der Feldherr, hatten zu klagen und zu treiben gehabt bis zuletzt, sie hatten ihre Ungeduld mühselig bemeistert. Um den 14. Juni herum aber wurde Alles klar. Von diesem Zeitpunkte ab, seit die Waffen heraus sind, wird König Wilhelm ganz ruhig und fest. Jetzt trat er auf das Feld seines eigenen Berufes.

~~~~

Vielleicht gewährt erst der Krieg von 1870/71 für Wilhelms I. Leistung als Oberfeldherr das rechte Maß; vielleicht ist überhaupt die Stunde noch nicht gekommen, wo es der Historiker wagen darf, über diese militärische Leistung und über das so schwer bestimmbare Verhältniß des Königs zu seinem Generalstabschef abwägend zu urtheilen. Den Versuch wird er, trotz manchen Vorbehaltes, auch hier nicht umgehen dürfen.

Man hat die Stellung Bismarcks zu seinem Könige derjenigen eines Stabschefs zu seinem Generale verglichen. Aber abgesehen davon, daß da das immerhin Deutlichere durch das Undeutlichere erläutert wird, so trifft der Vergleich, mindestens bis 1866, doch wol überhaupt nicht zu. Wir sahen den König in aller äußeren Politik seinem überlegenen fachmännischen Berather widerstreben, ihre Beziehungen haben die Form des Kampfes, und wenn Wilhelm auch die Entscheidung und die Verantwortung zuletzt immer selber auf sich nimmt, der Handelnde ist doch nicht eigentlich er. Auch in der Kriegführung ist dies ja nun im höchsten Sinne ganz gewiß Moltke gewesen. Aber hier war das Verhältniß des obersten Führers und seines nächsten Berathers, so überragend dieser blieb, doch offenbar ein anderes, ein völlig normales. Was er mit einem anderen Generalstabschef erreicht haben würde, wissen wir nicht; aber wir sehen, daß dieser, den er ausgewählt hatte, in seiner durchsichtig klaren und gleichzeitig unwiderstehlich vorwärtsdrängenden Kraft, genau die Richtung traf, die auch sein Herr zwar sicherlich nicht allein zu gehen vermocht hätte, aber von Grund seines Herzens billigte und wollte. Hier er-
~~~~

griff und ermaß er Alles mit unbeschränktem Verständniß; hier war er einheitlich und sicher; hier leistete er selber mit vollem Bewußtsein das Große. Er eignete sich, von jenem Augenblicke an, wo die Politik mit ihren Schwankungen von ihm abfiel und der Krieg in sein Recht trat, jede Kühnheit seines großen Rathgebers zu; er lähmte und hemmte so gut wie nie; und er setzte seine eigene Persönlichkeit ganz für diese Kriegführung mit ihrer stolzen Initiative ein. Er bildete hier den Vereinigungspunkt für alle Kräfte und wahrte deren Einheit und Ordnung, er gab Moltke, durch seinen lebendigen Willen, erst die Möglichkeit zu freier Wirkung; er füllte den Platz des Obercommandirenden ganz aus, indem er, in vollständiger Kenntniß der Bedeutung, Alles dazu that, das Richtige zu bestätigen und zu vollstrecken. Jener „activen Zustimmung" des Fürsten, die Bismarck für die Hauptentscheidungen der Politik unentbehrlich fand, war Moltke gewiß; ungleich schwerer noch als aus der politischen Geschichte dieser Jahre vermöchte man sich die Gestalt Wilhelms I. aus der Geschichte der zwei Kriege wegzudenken; seine Sachlichkeit und Thatkraft gehören da zu den ersten, positiven Bedingungen des Erfolgs. Und alles Beste, was sein preußisches Heer ererbt und aus den Kämpfen des Jahrhundertanfanges gelernt, was es sich in langer Friedenszeit denkend und übend erarbeitet hatte, alle hohen Ueberlieferungen Gneisenaus und Clausewitzens waren es, die in Wilhelms Persönlichkeit wirkten, ja in ihr sich verkörperten. Wie oft hatte er seinem Begleiter von 1814, seinem Lehrer Natzmer, herzlich und hingebend gedankt! Jetzt pflückte er die Früchte seiner frühen kriegerischen Erfahrungen und seines ganzen militärischen Lebens.

Er leitete, bis Ende Juni von Berlin her, im Verein mit Moltke, die Bewegungen in West und Süd; er freute sich der Siege seines Sohnes und dachte dabei mit leiser Wehmuth daran, wie lange er selber solchen Sonnenglanz entbehren gemußt. Er ging am 30. zum Heere ab, befahl unterwegs die Vereinigung seiner Armeen bei Königgrätz, nahm alsbald, in Böhmen eingetroffen, selbst das oberste Commando; er kam noch rechtzeitig, um für die Schlacht des 3. Juli die vorbereitenden Anordnungen zu treffen, und er hat dann in der Nacht vom 2. auf den 3. in Gitschin auf Moltkes Vortrag den Angriff für den folgenden Tag festgesetzt: er ist in der größten Schlacht des Jahrhunderts unmittelbar der oberste Führer und Sieger geworden. Und unmittelbar ist er am ganzen Verlaufe des Entscheidungstages betheiligt geblieben, immer seinen Truppen nahe, treibend, dankend, kaltblütig bis zu einer beinah allzu lässigen Verachtung der persönlichen Gefahr, nachher im Siege tief und fromm bewegt, voll herzlicher Trauer und demüthig hoher Freude. All seine schlichte, selbstverständliche Größe tritt überwältigend heraus, hier da der Heereskönig mit den Seinen Alles, die hellen wie die düsteren Stunden theilt und sein Herzschlag mit dem ihrigen so ganz zusammenklingt. Aber der Lauf ging weiter — selbst für einen Roon manchmal betäubend rasch, bis nah an die Thore Wiens; das Werk der Reorganisation und die Einheit der Führung bewährten sich bis zuletzt; aus schweren Seelennöthen, aus schmerzlicher Anfeindung stieg der 69jährige Herrscher auf die Höhen des strahlendsten Sieges empor. In der Heimath wurde die Anklage vom lauten Jubel des preußischen Stolzes übertönt; auch seine Nächsten, die Gemahlin und vollends der Sohn, waren zu ihm zurückgekehrt, überschwänglich sah er sein Ausharren und seine selbstüberwindende Tapferkeit belohnt.

Da trat noch einmal, in ganz veränderter Gestalt, die politische Sorge vor ihn hin. Längst hatten die kriegführenden Staaten mit Napoleon verhandelt, dessen Neutralität den Preußen eine wichtige Voraussetzung des Gelingens gebildet, dessen Begehren nach deutschem Gebiete mit steter Drohung

auf ihnen gelastet hatte. Unmittelbar nach Königgrätz rief Oesterreich, das schon im Juni in Paris dem Gegner den Rang abgelaufen hatte, die französische Vermittlung an und Napoleon griff, am 4. und 5. Juli, gebieterisch zu. Die Frage entstand, ob man den neuen Kampf mit Frankreich aufnehmen oder ob man die Vermittlung ertragen wolle und wie man es vermögen werde sie zu ertragen, vielleicht sie zu verwerthen.

Bismarck war in den Waffengang eingetreten, weil er Preußen von der alten, fesselnden und manchmal fast erdrückenden Nebenbuhlerschaft Oesterreichs befreien gewollt. Er hatte Preußens Obergewalt mindestens im Norden, womöglich doch wol immer über ganz Deutschland aufzurichten gewünscht; seinen alten Plänen gemäß, vom Augenblicke zugleich vorwärts gedrängt, hatte er zuletzt die Reform des Bundes im weitesten Sinne, die Errichtung des neuen kleindeutschen Bundesstaates, auf das preußische Banner geschrieben, das preußische Interesse und der Schwung des nationalen Gedankens sollten sich vermählen. Damals, am 10. Juni, hatte er Baiern noch eine große Stellung im Süden zugewiesen. Seitdem hatte Baiern den Krieg gegen Preußen geführt und ihn verloren; das Glück der Waffen, die europäischen Möglichkeiten konnten jetzt die preußischen Forderungen immerhin noch verwandeln, sie steigern oder auch herunterdrücken; aber an den Hauptinhalt seines Programms vom 10. Juni, soweit er ihn irgend zu verwirklichen vermöchte, an den deutschen Gedanken blieb Bismarcks Politik doch fürderhin äußerlich und innerlich gebunden. Im Augenblick freilich sah er den Süden tief feindselig; das eigentliche Lebensgebiet Preußens war der Norden; und jetzt griff Frankreich in die Entwicklung ein. Dem Minister wurde alsbald bestätigt, was er wol im Voraus wußte: Frankreich würde eine territoriale Vergrößerung Preußens im Norden eher zulassen als die Ausdehnung einer straffen Einheit über Nord und Süd, Annexionen eher als die kleindeutsche Bundesreform.

Der König seinerseits hatte sich zu dem radicalen Antrage vom 10. Juni so langsam entschlossen wie zum Kriege selbst. Seit er aber einmal im Kriege stand, wollte er ihn nur um stattlichen Gewinn führen: all die bösen Erinnerungen von 1814 und 1815, von dem „faulen Frieden", in dem die Diplomatie das Werk des Degens verdorben hatte, müssen ihm aufgetaucht sein, und es war ja seine Art, das endlich Aufgenommene dann auch ohne Rest bis an das Ende durchzuführen. Es war ihm eine Forderung der politischen Pflicht und offenbar der Ehre selbst, den Sieg voll auszunutzen. Er stand, als er zwei Tage nach Königgrätz seine Wünsche niederschrieb, ganz auf dem Boden des Antrages vom 10. Juni: er wolle die preußische Bundesreform, oder wie er es nannte und empfand, die „Suprematie über ganz Deutschland", an Erwerbungen außer Schleswig-Holstein nur etwa ein böhmisches Grenzstück, Ostfriesland, den Erbanspruch auf Braunschweig, dazu, außer den Kriegskosten, lediglich noch die persönliche Abdankung der Souveräne von Hannover, Kurhessen, Meiningen, Nassau zu Gunsten ihrer Thronfolger. Nennenswerthe neue Annexionen waren das nicht; daß Preußen nach solchen strebe, hatte der König ja auch jederzeit, zuletzt noch im März 1866, als Verläumdung zurückgewiesen. Da erfolgte die Einmischung Napoleons. Italien lehnte sie empört ab, Preußen nahm sie in höflichster Form an, hielt dabei zunächst an seinem Reformplan fest, aber die preußischen genau ebenso wie die italienischen Truppen rückten unaufgehalten weiter und weiter vor, alle die rücksichtslos angespannten Kriegsmittel, selbst die Verbindung mit den rebellischen Ungarn, zu der als dem Aeußersten sich König Wilhelm in diesem Kampfe verstanden hatte, blieben in Kraft. Napoleon mußte bald fürchten, wenn er nicht militärisch eingreifen wollte — und dazu war er weder recht Willens noch im Stande —,

vor Frankreich und Europa lächerlich zu werden. Ihm wurde vor seinem eigenen Vorgehen bange; er bat den preußischen Gesandten Grafen Goltz fast flehentlich, ihn aus dieser Lage zu befreien: er lieferte das vorschnell aufgenommene Spiel beinah ohne Vorbehalt an Preußen aus und nur die eine, freilich schwere Bedingung hielt er aufrecht, die Nichtaufnahme Süddeutschlands in Preußens neu zu begründenden Machtkreis. Ging Wilhelm auf diese Bedingung ein, so mochte er im übrigen dem französischen Kaiser die Forderungen vorschreiben, auf deren Grunde dieser den Frieden in Wien empfehlen wollte. Wir erfahren, daß die französische Intervention den König beunruhigt und angegriffen habe; er war im Laufe des Juli mehrmals körperlich leidend. In seiner Umgebung müssen sich sofort allerlei Gegensätze gezeigt haben; Bismarck und Roon haben in Briefen an ihre Gemahlinnen am 9. und 13. Juli ihr Herz ausgeschüttet: sie, die beiden Kämpfer, wollten die preußischen Ansprüche, soweit es nur anginge, ermäßigen, damit man eine größere Ausbreitung des Brandes vermiede. Die Ausdrücke namentlich Bismarcks verrathen, daß diese Meinung auf starken Widerstand stieß; er spricht von Leuten, die da glauben, die Welt erobert zu haben.

Die entscheidenden Hergänge sind uns fast nur aus den Angaben Sybels, aus seinen Mittheilungen zumal über den Schriftenwechsel Bismarcks mit Goltz bekannt. Daraus scheint sich das Folgende zu ergeben. Zuerst geht Bismarck selbständig auf die veränderte Lage ein; um dem Zusammenstoße mit Frankreich auszuweichen, wäre er bereit, sich auf Norddeutschland, einen Norddeutschen Bund, zu beschränken, dort aber die Autorität Preußens um so fester anzuziehen; er denkt auch an Abtretungen, am liebsten an volle Annexionen; darüber läßt er Napoleon sondiren. Der König muß diesen Plänen seines Ministers alsbald auch nahegetreten sein; er lebt sich in den Gedanken ein, die jetzt nicht zu erringende Suprematie über ganz Deutschland durch Annexionen zu ersetzen. Da jedoch bildet sich zwischen seinen Wünschen und denen Bismarcks wieder eine charakteristische Abweichung aus. Dem Könige mag nach seiner ganzen Vergangenheit der Verzicht auf die deutsche Einheit unter Preußen nicht gar so schwer gefallen sein; sicherlich bedeutete seinem Empfinden ein tüchtiger Landzuwachs von Hause aus mehr. Er hielt es jetzt für angemessen, von Oesterreich einige böhmische Stücke, von Sachsen die Kreise Leipzig und Bautzen, von Baiern Ansbach und Baireuth, von Hannover Ostfriesland und das Recht auf Braunschweig, von Hessen Verbindungsstrecken zwischen den preußischen Gebieten zu beanspruchen. Also im Ganzen vielerlei; und zwar einmal solche Länder, die früher preußisch gewesen waren; andererseits ist die Auswahl so, daß jeder der Hauptgegner betroffen wird; es ist eine Mischung von historisch-dynastischer Rücksicht und, man möchte sagen, von strafender Gerechtigkeit. Auch Oesterreich sollte etwas abtreten! Es geht aus Allem hervor, daß der König gerade diese Forderung für ein Gebot gewissermaßen der Selbstachtung des Siegers hielt. Seine militärische Umgebung, hören wir, wollte noch mehr; er wie sie, scheint es, forderten den Siegeseinzug in Wien: auch darin lag ein historisches Element, eine Erinnerung wieder an die Freiheitskriege. Bismarck hingegen wünschte Oesterreich nach Möglichkeit zu schonen; vergeblich bot er diesem damals, bei directer Verhandlung ohne Frankreich, die weitesten Vortheile an. Jedenfalls aber wollte er keine Annexion österreichischen Gebietes; dagegen in Norddeutschland, wo sein Herr nur einzelne Strecken und dazu den rein persönlichen Rücktritt feindlicher Fürsten forderte, gedachte er die gesammten Länder der wichtigsten Gegner zu nehmen: er redete von Sachsen, Hannover, Kurhessen, Oberhessen, Nassau. Das war also mehr und weniger als der Anspruch Wilhelms. Mehr im Princip, insofern hier die rücksichtslose Entsetzung

ganzer, legitimer Fürstengeschlechter in Betracht gezogen wurde, zu welcher der König nicht vorgeschritten war; mehr auch dem Werthe nach, insofern hier eine ganze, große, zusammenhängende Gebietsmasse preußisch werden, der preußische Staat erst zur vollen Einheit gestaltet, erst jetzt der alten Zerrissenheit, der „Magerkeit" seines Leibes gründlich abgeholfen werden sollte; und was für ein gefährlicher Gegner sollte mit Hannover beseitigt werden! Weniger war es, insofern es sich ganz auf den Norden beschränkte und die süddeutschen Hauptgegner völlig unberührt ließ. Man könnte sagen, daß in Wilhelms Plane die persönlichen Gefühle, auf die ich hinwies, überwogen, dynastische, etwa auch legitimistische, und der Siegerstolz, in Bismarcks der sachliche preußische Staatsgedanke. Der reichere und gesundere Gewinn lag zweifellos in Bismarcks Vorschlage; aber soweit wir die Besprechungen der beiden Männer kennen oder erschließen, ergibt sich aus ihnen, daß der von Wilhelm gestellte Preis beiden als der schwerer zu erlangende und wol deshalb als der höhere, die Beschränkung auf das Maß Bismarcks als ein Heruntergehen erschien. Der Minister hat seinen Plan zuletzt durchgesetzt. Als Napoleon die Angabe der preußischen Bedingungen erbeten hatte und Goltz sie ihm vorschrieb (Austritt Oesterreichs, norddeutscher Bund, Unabhängigkeit des Südens), da ließ der König die Annexionen nachdrücklich in das Programm hineinsetzen; diejenigen Annexionen aber, welche Bismarck dann in Paris, wie es scheint auf seine eigene Hand, thatsächlich vorschlug, waren nur die bismarckischen: 3—4 Millionen norddeutscher Einwohner. Napoleon nahm sie auf und ließ sich bewegen, sie für die Friedensverhandlungen nicht bloß zuzulassen, sondern seinerseits zu empfehlen. Mit der verwegensten Sicherheit hatte der preußische Staatsmann den bedrängten Störenfried an der Seine in seinen eigenen Dienst hineingezwungen und nach allen Seiten hin völlig ausgenutzt. In den Verhandlungen, die auf Grund jener Bedingungen am 22. und 23. Juli zu Nikolsburg zwischen Oesterreich und Preußen stattfanden, ist eine kleine österreichische Abtretung in Schlesien allerdings doch noch erörtert worden, indessen nur ganz secundär, als Gegenleistung für eine Verringerung der Kriegskostensumme; weit mehr im Vordergrunde stand das Schicksal Sachsens, für dessen unverletzten Bestand die Kaiserlichen mit ehrenwerther Entschiedenheit eintraten. Ein Ergebniß, das seinen Herrn befriedigte, konnte Bismarck weder in dem Einen noch dem Andern erringen.

Wie sonderbar hatten die beiden ihre Rollen vertauscht! Bis in den Juni hatte der Staatsmann vorwärtsgedrängt, der Herrscher sich gesträubt; jetzt, im Siege, war es der Staatsmann, der Selbstbeschränkung predigte und sie nicht erwirken zu können schien; und der Zusammenstoß war kaum weniger scharf als während der Krise des April. König und Minister waren erkrankt und hoch erregt. Arbeit und Spannung haben, so schildert es Roon am 25. Juli den Seinen, „die maaßgebenden Nervensysteme dermaßen überreizt, daß es bald hie, bald da lichterloh zum Dachstübchen hinausbrennt, und jeder Wohlmeinende mit dem Löscheimer herzueilen muß". Der König fürchtete, sich doch zu einem „faulen Frieden" vermögen zu lassen; er leistete den hartnäckigsten Widerstand. Man erwog den Krieg mit Frankreich und stellte fest, daß es möglich sei ihn zu führen. Aber eine Kleinigkeit war er nicht, und war er nothwendig? Ueberdies warnte die Cholera; wir verfolgen in Roons Briefen, wie sie im Heere um sich griff; wir hören Bismarck von dem entscheidenden Eindruck erzählen, den das auf ihn selber gemacht habe. In der That sprachen alle sachlichen Gründe, und nicht nur seine taktische Ueberlegenheit, für den Minister. Was zwischen ihm und Wilhelm bis zuletzt strittig war, ist nicht ganz genau bekannt; in der Hauptsache muß es sich fortdauernd

um die sächsischen und österreichischen Abtretungen, um die Höhe der Kriegsentschädigung und etwa den Einzug in Wien gehandelt haben. Er konnte, außer auf die Kriegslage und auf die Seuche, auch auf die Bundesgenossenschaft Roons, auf die sich anmeldende, eigene Begehrlichkeit Frankreichs, auf das Heraufziehen russischer Einmischung hinweisen, auf die Fülle des schon jetzt Erkämpften, das man nicht wieder in Frage stellen dürfe. Er faßte das alles in einer monumentalen Denkschrift zusammen; er bot den jetzt werthvollsten und vornehmsten Beistand auf, den des Kronprinzen, der aus seinem nahen Hauptquartier zu ausgleichender und überredender Wirksamkeit immer wieder nach Nikolsburg herübereilen mußte und gern das Seine that, um Maß und Frieden zu befördern. Erst nach leidenschaftlichen Auftritten hat König Wilhelm sich zuletzt gefügt, mit dem Gefühle der Schmach und der Vergewaltigung, die ihm angethan sei, mit einer Art Verwahrung gegen den Minister und den Sohn, mit dem Appell an das Urtheil der Nachwelt, und noch später hat er in einem Erinnerungskalender dem 24. Juli 1866 die Worte hinzugeschrieben: „schwerer Entschluß, die Integrität Oesterreichs und Sachsens zu bewilligen“. Die sachliche Nothwendigkeit hatte indeß auch hier wieder gesiegt; wieder war erst aus dem heißen Ringen der persönlichen Kräfte das Ergebniß hervorgegangen, eines der bedeutsamsten von Wilhelms I. Herrscherzeit, diese ungeahnte Ausdehnung seines Staats; und wieder stand das Sträuben des Monarchen mit seinen großen Eigenschaften, die ihn soeben befähigt hatten, im Kriege selber Alles an Alles zu setzen, im innigen Zusammenhange. Aber auch dieses Mal überwand er sich ganz. Alsbald nach den erschöpfenden seelischen Kämpfen dieser Tage hatte er, wie Herzog Ernst bezeugt, seine Ruhe und Freundlichkeit wiedergewonnen, und als er am 28. Juli die Ratification der Friedensbedingungen vollzogen hatte — noch gerade im rechten Augenblick, ehe Europa gefährlicher eingriff —, da, so schreibt Roon, „sprang der Herr auf, umarmte und küßte dankend und weinend, mit viel beweglichen Worten zuerst Bismarck, dann mich und Moltke“. Zwei Monate darnach ließ er die drei beim Berliner Einzuge dicht vor sich einherreiten: die Tage von sagenhaftem Glanze brachen an, in denen der alte Herrscher und seine Paladine seinem Volke in Eines verschmolzen sind. Daß der Gewaltigste von ihnen ihm kein bequemer Diener gewesen war und daß jener im Kampf mit ihm Recht gehabt und Recht behalten hatte, das ihm nachzutragen war Wilhelm I. zu königlich gesinnt.

Der Sieg von Nikolsburg war nicht der einzige, den er damals über sich selber davontrug. Es war die Vollendung dieses glorreichen Sommers, daß auch der preußische Verfassungsconflict von König Wilhelm begraben wurde. Ganz ohne innere Kämpfe ist auch das nicht abgegangen. Daß jetzt, gegenüber einem neugewählten Abgeordnetenhause von sehr veränderter Zusammensetzung, nach all den Siegen des Heeres und der Politik, die Nachbewilligung der seit 1862 geschehenen Ausgaben erbeten, die Verfassung anerkannt und ein neues Verhältniß zwischen Regierung und Landtag hergestellt werden müßte, ist Wilhelm doch wol von vornherein sicher gewesen; er hatte ja das budgetlose Regiment stets nur als Nothbehelf betrachtet und die Versöhnung gewollt, sobald sie mit vollen Ehren möglich wäre. Die Mehrheit seiner Minister, den Präsidenten voran, war seit langem dieser Lösung günstig. Freilich, wer wollte leugnen, daß nach all den betäubenden Erfolgen der letzten Wochen die wirkliche Ausführung des Vorsatzes denn doch nicht so leicht war? Das Gesuch um Indemnität schien immer einen Anschein von Schuldbekenntniß in sich zu tragen und eine sittliche That war es ganz gewiß, wenn der Sieger von Königgrätz seinen bekehrten Unterthanen als Erster die Hand hinstreckte. Es ist nicht genau zu ersehen, worum sich jetzt im Staatsministerium der Widerspruch ge-

dreht hat, den, wie es scheint, doch ein stattlicher Theil seiner Mitglieder gegen den Entwurf der Thronrede, in der zweiten Julihälfte, erhob, ob nur um die rechtliche Form des an den Landtag zu richtenden Gesuches, oder ob doch um das Gesuch überhaupt; es mag wol so gewesen sein, daß die Bedenken der großen Mehrheit nur das Maß des Entgegenkommens, die Form betrafen. Jedenfalls hat Bismarck bei seinem Herrn den „tiefen Eindruck“ dieser Widerstände erst persönlich in mindestens zweimaliger Besprechung überwinden müssen; erst Anfang August stellte er, nach Randbemerkungen Wilhelms, den fraglichen Satz der Thronrede selber fest und gewann seine endgültige Einwilligung; daß er seiner Frau damals lebhaft über „die Freunde“ geklagt hat, die „fast alle Scheuklappen tragen und nur einen Fleck von der Welt sehen“, ist ein untrügliches Zeichen für die Schwierigkeit dieses letzten Kampfes. Die Thronrede wahrte das Recht der Verfassung wie das Nothrecht der Regierung und verkündete, unter dem Jubel der Hörer, es war zu Berlin am 5. August 1866, den inneren Frieden. Auch der äußere fand im August oder bald darnach seine Bestätigung. Oesterreich erkannte zu Prag die Neuordnung der deutschen Verhältnisse an: neben dem Nordbunde darf sich ein Südbund bilden, der international unabhängig neben jenem stehen soll. Aber schon zeigte sich, daß dieser besondere Südbund nicht zu Stande käme, und die Südstaaten, jeder für sich, schlossen mit dem Sieger, der sie bereits jetzt gegen Frankreich deckte, geheime Schutz- und Trutzbündnisse ab. Gleichzeitig kamen die grundlegenden Verträge für den neuen norddeutschen Bund zu Stande, Preußen vollzog seine Annexionen, ging an die innere Einfügung der neuen Lande; der Winter brachte die Aufstellung der norddeutschen Bundesverfassung zwischen den Regierungen, das Frühjahr, im constituirenden Reichstage, ihre Durchberathung und Annahme durch das Parlament; im Juli 1867 trat sie in Wirksamkeit. Der Boden war gewonnen und geebnet, auf dem sich König Wilhelms künftiges Leben bewegen sollte, die maßgebenden Thaten waren gethan, auch die größten, die noch nachfolgten, dienten nur der Fortführung des jetzt in seinem Wesen festgestellten Werks; das nächste Jahrzehnt blieb dieser Fortführung, diesem Abschlusse geweiht. Nur wenig eigentliche Ereignisse hat die Biographie Wilhelms von da ab noch genau in das Auge zu fassen; von den Ereignissen, den Thaten, wendet sie sich immer ausschließlicher der zweiten ihrer früher bestimmten Aufgaben zu, der Betrachtung des allgemeineren Verhältnisses zwischen dem Neugeschaffenen und der Persönlichkeit des Königs.

Von allem Alten freilich wich das Neue, das 1866 und 67 in Deutschland emporstieg, weit ab. Oesterreichs Ausschluß aus dem deutschen Staate hatte sich, allen Versuchen mittlerer Lösungen zum Trotze, die auch die handelnden Männer erwogen hatten, als unvermeidlich erwiesen. Die Gedanken von 1848 hatten sich aufgezwungen und zu einem großen Theile durchgesetzt, sie beherrschten die Gestaltung Norddeutschlands, sie waren jetzt endlich in unaufhaltsamer Bethätigung, sie mußten auch, so fühlte man überall, die noch halb draußenstehenden Südstaaten nachziehen. Mit Einer starken Regierung an seiner Spitze, mit Einem Reichstage, nach allgemeinem gleichem Stimmrecht gewählt, erhob sich der neue Bund über allen Sondergewalten. Wie konnte König Wilhelm dieser Verfassung und den Idealen, die sie erfüllte, gegenüberstehen? Er hätte aus freien Stücken soviel sicherlich nicht gegeben, weder an Einheit noch an Freiheit; nur durch die Rücksichten der äußeren Politik war er zu diesem Ergebnisse gedrängt worden. Das waren ja nun freilich sein Lebelang die für ihn entscheidenden Rücksichten gewesen und seinem stärksten Bedürfnisse, dem Triebe nach preußischer Machtentwicklung, entsprach die neue

Ordnung der Dinge ganz. Den Wegen, die er in der heimischen Verfassungspolitik seit 1860/2 genommen hatte, entsprach sie nicht. Aber auch in dieser Hinsicht konnte er sie ertragen. Die Ueberspannung von Einheit und Freiheit, die er dereinst an den Entwürfen der Paulskirche bekämpft hatte, fand er in dem Werke von 1867 nicht wieder; er fand, persönlich gesprochen, hier gerade diejenigen Elemente in ihrer vollen Kraft bestätigt, die er selber darstellte, für die er von jeher und vollends in den letzten Jahren gerungen hatte: dies neue Werk, das sein Kanzler und nicht er geschaffen hatte, war dennoch von Seiner historischen Wirkung tief durchtränkt. Die Vertreter des alten Rechtes im deutschen Staatsleben, die Dynastien, waren, soweit es anging, eingefügt und nicht einfach vernichtet worden; wenn sich Preußen 1866, wie es einst Leopold Gerlach befürchtete, wider die Fürsten auf die Völker berufen hatte, so wahrte es jetzt nach dem Siege das, was dem Könige immer theuer war, die Stellung der Fürsten, der Einzelstaaten, es bot ihren freien Willen für den Gesammtstaat auf. Vor allem aber, der neue Reichstag fand sich nicht dem Schattenkaiserthume gegenüber, an dem Prinz Wilhelm 1849 so bittere Kritik übte: die Bundesverfassung ruhte doch auf der Grundlage des Sieges der preußischen Monarchie über den preußischen Parlamentarismus. Der Streit um das Heer übertrug sich allerdings auch in den neuen Reichstag und blieb für die Zukunft der stete Gradmesser für die Macht der beiden Gewalten. Aber gleich der constituirende Reichstag sicherte die Armee unmittelbar für eine Reihe von Jahren, mittelbar für immer, der nächste führte die gesetzliche Annahme der Neuerungen von 1860 zu ihrem vollen Ende; und diese militärischen Klammern insbesondere schlossen das ganze Gebilde des Bundes in sich zusammen. Das preußische Heerwesen war anerkannt worden, es durchdrang und beherrschte das neue Deutschland, König Wilhelm durfte sich des Sieges „nach 8jährigen schweren Kämpfen“ redlich freuen: in dem anscheinend seiner Persönlichkeit so fremden Aufbau dieser Verfassung lebte sein Eigenstes und Bestes bestimmend fort.

Was der „Conflict“ geleistet hatte und bedeutete, trat erst jetzt allmählich zu Tage. Wir sahen in ihm das preußische Bürgerthum nach der staatlichen Vorherrschaft greifen, die in der Reaction der Adel geübt; dem Versuche warf sich die Krone entgegen. Die historische Betrachtung wird dem tragischen Charakter dieses Kampfes immer gerecht werden; wer dürfte verkennen, wie unklar auch den Besten von vornherein diese Lage sein durfte und beinahe wol sein mußte, wie sie die Gewissen ergriff, wie wenig dem Mitlebenden anfangs Recht und Unrecht deutlich sein konnte! Auf beiden Seiten stand das Recht und standen die lebendigen Kräfte; erst der Fortgang hatte gezeigt, wo das Uebergewicht an Recht und Kraft war, und erst der Ausgang vermochte die erbitterte Menge davon zu überzeugen, die Gewissen und die Bestrebungen zu klären und zu reinigen. Den Gewalten, die Wilhelms Leben von früh auf begleiteten, ist erst durch diesen Ausgang auf weit hinaus ihr Platz bestimmt worden. Gesiegt hatte das Königthum. Sein Verbündeter war der Adel gewesen; in gewissem Sinne nahm dieser auch an den Erfolgen theil, denn die Durchführung der Heeresorganisation war ja zugleich ein Erfolg des aristokratisch-monarchischen Elementes, des preußischen Officierstandes, über die demokratischeren Ideale von 1808. Und auch die conservative Partei als solche errang durch 1866 eine stärkere Stellung. Dennoch gab sich die Krone jetzt nicht von neuem, wie sie es nach 1848 gethan hatte und nach 1858 hatte thun sollen, einer ihr verbündeten Partei, einer Classe anheim; vielmehr fügten sich die Dinge so, daß in dem großen Jahre, für das engere und für das weitere Vaterland, trotz der Niederlage im Conflict, neben dem preußischen

Staate und seinem Königthume gerade das deutsche Bürgerthum der zweite Sieger geworden ist. Seine Wünsche waren es, die durch die Bundesreform vollstreckt wurden, wirthschaftlich wie ideell war ja das Bürgerthum von jeher der eigentliche Träger der Einheit gewesen; sein Wohlstand war im vollen Zuge üppiger Entfaltung, sein Selbstgefühl freudig gesteigert: jetzt erst schnellte der Liberalismus überall zu seiner höchsten Höhe empor. Eine Regierung, die etwas schaffen wollte, mußte mit ihm zusammengehen. Er forderte und leitete die Gesetzgebung, welche die Einheit des neuen Staates erst vollends durchbilden sollte, in Recht und Einrichtungen; er bethätigte sich, mit der preußischen Krone im Verein, im Ausbau der Selbstverwaltung: hierin knüpften beide unmittelbar an die Gedanken der alten Reformzeit an, von deren militärischem Werke man, indem man es fortgeführt hatte, doch zugleich so weit abgewichen war. Der Liberalismus strebte zumal, alles noch Gebundene zu lösen, Duldung und Freiheit auszudehnen, soweit er könnte, Freiheit ganz besonders auf wirthschaftlichem Felde: Freiheit der Arbeit, der persönlichen Bewegung, des Gewerbes und Handels. Er förderte auch hier zugleich die Einheit des deutschen Lebens, erst diese Reihe von Gesetzen und Verträgen vollendete die Wirksamkeit des Zollvereins. Die Conservativen sträubten sich wol, aber noch lag die starke Reaction gegen diesen Strom der unbedingten Wirthschaftsfreiheit fernhinaus; noch hatte dieser Aufgaben genug zu erledigen, noch schwoll er weiter und befruchtete er ringsum; das deutsche Leben dehnte sich überall. Wol traten schon die Neubildungen zu Tage, welche die gewaltige Entwicklung des dritten Standes mit seiner Industrie und seinem Verkehre hervortrieb. Das anwachsende neue Proletariat erhob seine Stimme; der Bürgerstand selber begann sich schon deutlicher in zwei Gruppen zu theilen, das Steigen seiner reicheren Oberschicht, das Sinken des Kleinbürgerthumes zeichnete sich ab: bisher waren diese beiden Schichten gemeinsam emporgekommen und hatten ihre politischen Bestrebungen im ganzen gemeinsam verfolgt; die Niederlage im Conflict hatten sie gemeinsam erlitten und man darf ausdrücklich anmerken, daß diese Niederlage rein politischen Ursachen, nicht etwa jener beginnenden wirthschaftlichen Zersetzung entsprungen ist: vielmehr, der Conflict steigerte wol eher die Einheit des opponirenden Standes. Auch jetzt noch blieb die Wirkung des Standes völlig einheitlich; sie entfaltete sich, wie es zu geschehen pflegt, am siegreichsten und glänzendsten eben zu einer Zeit, wo sich die sie ablösenden oder doch einschränkenden Kräfte der Zukunft bereits sichtbar anmelden; sie beherrschte dies Jahrzehnt vollkommen, in ihrer auflösenden wie ihrer schaffenden Bethätigung. Gerade nun in der Wirthschaftspolitik bezeichnete die Allgewalt des Liberalismus nur den Gipfelpunkt einer Richtung, die ja bereits das altpreußische Beamtenthum Friedrich Wilhelms III. durchaus eingeschlagen hatte. Dieser Wirthschaftspolitik mochte sich Wilhelm I. um so leichter fügen können, obwol sie manchem in seinen Neigungen offenbar widersprach. Viel schwerer mußte es ihm sein, den allgemeinen politischen Inhalt des Liberalismus, der sich nun so unaufhaltsam in die Form der von ihm bestätigten neuen Verfassung ergoß, zu ertragen und sich mit diesem Parteileben, das er soeben noch bekämpft hatte und mit dem er jetzt zusammenarbeiten sollte, zu befreunden. Möglich wurde dem Könige das, weil gerade der Liberalismus von 1866 an nach außen hin, in Norddeutschland und auch im Süden, so unzweifelhaft mit Preußens Macht verbündet war; dann aber, weil der Liberalismus mit seiner Krone nunmehr die Verständigung suchte, nicht mehr darin aufging, sie zurückzudrängen oder zu beherrschen, sondern das Ergebniß des Conflictes im großen und ganzen seinerseits ausdrücklich annahm. Wenn man, vom Standpunkte der etwa 1885 erreichten Entwicklung aus, oft von

dem Erziehungsproceß gesprochen hat, den unser Bürgerthum durchmachen gemußt hat, ehe es sich in eine deutsche Art des Constitutionalismus hineingefunden hatte, so steht, neben den Männern des Wortes, den Dahlmann, Sybel, Gneist, Rochau, Baumgarten, Treitschke und so vielen sonst, neben dem größten „Zuchtmeister zur Freiheit“, seinem Kanzler, auch Wilhelms I. ehrwürdige Gestalt in der Reihe der Lehrer, und an deren Spitze. Die harte Lection des Conflictes und die gewaltige des Siegesjahres hatte gefruchtet. Es ist bekannt, wie unter diesen Eindrücken die deutschen Liberalen ihre Selbstkritik vollbrachten; wie jener Realismus, der seit den 30er und 40er Jahren immer wachsend das deutsche Leben ergriffen hatte, der, sich am wirthschaftlichen Leben nährend, längst das geistige, Litteratur und Wissenschaft, zu erobern trachtete, der Wilhelms Heeresreform geleitet hatte, nun auch, nach vielem Predigen und manchen Anläufen, den alten Geist der Ideologie aus der Parteipolitik wirklich zu vertreiben begann. Idealismus genug, und manche formalistische Einseitigkeit, blieb auch in Zukunft den gemäßigten Liberalen eigen; Macht erstrebte natürlich auch die nationalliberale Partei dieser neuen Zeit; aber dem nüchternen Wirklichkeitssinne des alten Königs stand dieses jüngere Geschlecht näher als das alte der ersten Jahrhunderthälfte, und besonders, die volle Stellung seiner Krone erkannte es forthin eben an. So ergab sich denn ein immerhin verändertes Verhältniß. Gewiß brachen auf beiden Seiten oft genug Reste alter Feindseligkeit und schroffere Ansprüche auf Unterwerfung des Andern hervor, und wenn Roon wol einmal meinte, die Frage „königliches oder parlamentarisches Regiment?“ sei nicht mehr brennend, so sah er die alten Flammen alsbald von neuem emporzüngeln. Und über den Gegensatz der Macht hinaus reichte der der Weltanschauung; an dem „Unglauben“ der Linken nahmen Roon und die Seinen und nahm sein königlicher Herr immer von neuem schmerzlichen Anstoß. Der König lebte doch so sehr im Alten, daß er nach seinem Siege pietätvoll das Verdienst an dem Errungenen seinem verstorbenen Bruder zuertheilen lassen wollte; sein ganzes Herz ging ihm in heller Rührung auf, wenn er — etwa bei freundlicher gegenseitiger Begrüßung mit seinem Neffen Alexander II. — seiner russischen Jugendbeziehungen dachte; und in der Neujahrsnacht 1867 schrieb er seinen Nachfolgern, in feierlich-ernstem Rückblicke auf den Conflict, das Mahnwort in die Seele, „nicht zu vergessen, daß Zeiten möglich waren wie die von 1861 bis 66!“ So blieb er innerlich conservativ; aber er vermochte es, von der scharfen Auseinandersetzung seiner Art nach wieder zur Mitte zurückkehrend, die liberale Welt ringsum, die er selber ja bereits beeinflußt hatte, hinzunehmen und mit ihr zu leben. Er gab nach, solange und soweit es die Zeit forderte, und hielt seine Besonderheit dennoch unberührt.

Kleinere Grenzstreitigkeiten hatte er von dieser Stellung aus nach beiden Seiten hin durchzufechten. Den Bevölkerungen kam er besonders da weit entgegen, wo es galt, die Sympathie seiner neuhinzugewonnenen Unterthanen für sein Preußen und seine Person zu erwerben; er verschaffte den Hessen, Hannoveranern, Frankfurtern Vertretung ihrer Wünsche und pecuniäre Vortheile, auch im Widerspruche mit seinen eifersüchtig grollenden altpreußischen Conservativen und mit seinen eigenen Ministern. Er erklärte diesen wie jenen — in seiner körperlich-geistigen Frische, seinem Selbstbewußtsein durch 1866 erhoben und verjüngt — mit scharfen Worten öffentlich, was sein persönlicher Wille bedeute; er sei gesonnen, ihn geltend zu machen und die Versehen Anderer auszugleichen. Schwerer indeß als diese gelegentliche Neigung zu populärem Nachgeben wog wol die dauerndere Abneigung gegen ein allzu liberales Regiment. Da stand ja nun sein Ministerpräsident schon auf der

Wacht und schlug oft genug den Ansturm Laskers oder gar Waldecks mit blutigen Hieben ab. Aber das System Bismarcks selber, der schon im Hinblick auf das Einheitswerk entschlossen die Hand der doch einmal unentbehrlichen Bundesgenossen ergriff, war dem Herrscher zu liberal. Der neue Finanzminister Camphausen hatte eine ihm bedenkliche politische Vergangenheit; Wilhelm sprach es Bismarck aus, daß er dergleichen strenger auffasse als der Kanzler. Freilich vollzog er die Ernennung trotzdem. Schließlich waren in diesen Jahren (1867—70) die sachlichen Gegensätze zwischen König und Kanzler nicht sehr groß; merkwürdig, daß die persönlichen gerade damals besonders scharf gewesen zu sein scheinen. Auch damals drang die Herzlichkeit hier und da auf beiden Seiten warm hindurch und die Größe seines Staatsmannes hat sich Wilhelm sicher nicht verhehlt. Dennoch meinte Bismarck, in seiner Gesundheit durch die Anstrengung der vergangenen Kampfeszeit, durch Unfall und schwere Krankheit hart bedrängt, überaus reizbar, oft und lange in seine Varziner Einsamkeit beurlaubt, über Vieles klagen zu müssen; achselzuckend wies ihn sein Jugendfreund Blanckenburg auf die Ehe hin, „die auch nicht ohne gegenseitige Duldung zu führen ist". Es kränkte ihn, daß der Herrscher zu Gunsten Frankfurts einen schon bestätigten Ministerialbeschluß wieder umstieß; daß er, in seiner Abneigung, sich von Dienern, die ihm einmal bekannt und gewohnt geworden, zu trennen, zum Schaden des Dienstes auch Unfähige im Amte belasse und so die Arbeitslast der wirklich Leistungsfähigen unnöthig erhöhe; er beschwerte sich über unverantwortliche Einflüsse, über die Ungnade hochstehender (d. h. besonders der Damen) und die Abneigung einflußreicher Personen: halte da nicht sein König ganz zu ihm, so verliere er Muth und Lust. „Ich bin mit meinen Kräften wieder fertig, ich kann die Kämpfe gegen den König gemüthlich nicht aushalten", klagte er 1869 zu Roon, der wieder und wieder half; dem Könige selber schüttete er gleichzeitig sein Herz in rückhaltloser, ja beinah schneidend scharfer Darlegung aus, die doch auch ein weicherer Klang von persönlicher Liebe und von wehmüthiger Müdigkeit durchzitterte, und erbat zum ersten Male seinen Abschied. Das Ergebniß war die Entlassung seines Gegners Usedom. Nicht lange darnach (April 1869) urtheilte der Fürst von Hohenzollern: „das Verhältniß zwischen König und Bismarck ist nicht gerade sehr glänzend, doch ist das Verbleiben Bismarcks im Amt eine eiserne Nothwendigkeit, deshalb wird es zu keiner Krise kommen". Auch Roon stellte diese sachlich unbedingte Unentbehrlichkeit des Ministers fest, der sie selber einsehe und seine liberale Politik deshalb wol bereits ein wenig auf den Kronprinzen zuschneide; Bismarck schalt einmal, nicht diese Rücksicht bloß, auch der alte Herr selbst zwinge zu populärer Politik, seit er, nach 1866, den Kelch der Popularität getrunken habe. Im Grunde war der Liberalere doch zweifellos er selbst; wieder war zu schrofferem Aufgeben alter Gewohnheit, zu rücksichtsloserem Vorgehen nur er geneigt. Die Hauptsache zwischen ihnen aber war damals, nach allem, was man erschließen kann, der ungewollte Kampf der Persönlichkeiten selbst. Eine jede will sich selber durchsetzen; beide sind sie durch den Erfolg der letzten Jahre gehoben, und die Gegenwart wird nicht ganz durch überwältigende, sachliche Probleme ausgefüllt.

Ein Problem allerdings blieb zu lösen. Mochte der König die neue Verfassung und die liberale Politik hinnehmen: aber würde er über das Errungene hinaus zu neuen Kämpfen, zur Vollendung der deutschen Einheit weiterschreiten? Für den Nachlebenden liegen diese Jahre schon ganz im Lichtbereiche des Erfüllungskampfes von 1870; ihm mag es erscheinen, als wenn sich in ihnen die Sehnsucht von Nord und Süd unwiderstehlich zu ein-

ander hindränge, als wenn die Einigung sich, wie ein Naturproceß beinahe, nothwendig vollziehe. Sind es doch die Zeiten, da es Frühling geworden war in Deutschland! Dem heutigen Geschlechte, das unter der Sorge neuer harter Lasten seufzt und sich mit einiger Wehmuth nach solchen Frühlingstagen sehnt, kann es tröstlich sein, sich zu vergegenwärtigen, daß auch jene großen Tage von schweren Stürmen und wechselndem Aprilwetter keineswegs frei gewesen sind: voll bitterer Zweifel und innerlicher Friedlosigkeit sind auch sie. Die Einheit erhoffte man und daß sie einmal kommen müßte, empfand man mit gutem Rechte als gewiß; die Dinge waren ja seit 1866 im Flusse. Aber wie sie käme und wie bald, das blieb noch schmerzlich dunkel. Bismarcks Art ist es gewesen, jedesmal den besonderen Kreis, in dem er gerade stand, ganz auszufüllen. Er war bisher mit ganzer Seele nur preußischer Minister gewesen; er war jetzt Kanzler des norddeutschen Bundes und vor allem dieses; ebendeshalb war er zugleich seines gesammtdeutschen Zieles sicher. Uebereilen wollte er den Anschluß des Südens nicht, ihn, sobald es anginge, durchzusetzen war er unzweifelhaft entschlossen. Was den König betrifft, so ist es klar, daß seine Persönlichkeit damals begann, durch ihr Dasein allein für das Reich zu wirken: der Glanz und die Ehrfurcht, die sie ausstrahlte, erhoben ihn für ganz Deutschland zu einer Macht; er wurde das natürliche Haupt für Alle. Was er seinestheils wollte, wage ich nicht so zuversichtlich zu bestimmen. Im November 1869 schrieb er, „durch badische Familiencorrespondenz gestachelt“, wie Bismarck an Roon mittheilt, seinem Kanzler Briefe, die doch nur auf die Aufnahme Badens in den Nordbund hinausgelaufen sein können. Wir wissen auch, daß er am 5. Juli 1866 die „Suprematie über ganz Deutschland“ gewollt hatte und in der Neujahrsaufzeichnung auf 1867 sprach er vom Heile „des engern und weiteren Vaterlandes“. Seinen widerspenstigen Conservativen zeigte er, daß er die Grenzen Altpreußens auch innerlich überschritt. Dabei blieb er aber im Wesen doch Preuße. Als Roon 1869 mit Bismarck die berühmte Auseinandersetzung über die „norddeutsche“ Flotte hatte, bei welcher der Kanzler dem alten Freunde, dem „Particularisten“, den Fortschritt vom Preußen- zum Deutschthume so machtvoll entgegenhielt, da meinte Roon den König für seine Auffassung ins Feld führen zu können. Nach alledem werden Wilhelms Sympathien vermuthlich über den gegenwärtigen Zustand hinausgegangen sein, aber vielleicht nicht eben mit drängender Kraft, und eine rasche Lösung hat er wol noch weniger erstrebt als Bismarck: seiner Art entsprach es ja nicht, die großen Entscheidungen seinerseits zu suchen. Seinem Sohne, so hat er später geschrieben, glaubte er die Einigung vorbehalten. Indessen auch hier zwang die Entscheidung sich ihm auf, und zwar von der europäischen Politik aus.

Die Lage ist bekannt. Der Prager Friede hat die Südstaaten selbständig neben den Nordbund gestellt, ihnen einen eigenen Bund gestattet, der mit dem andern nur nationale, nicht internationale Verbindungen haben sollte: Preußen hat sich verpflichtet, diesen Südbund nicht zu hindern. Es war eine Frage des diplomatischen Rechtsstreites, ob, wenn der Südbund nicht gelang, die einzelnen Staaten sich nicht dennoch, alle und gleichzeitig, dem Norden einfügen dürften; der Wortlaut und die preußische Auffassung des Prager Friedens ließen das zu. Natürlich besagte die Rechtsfrage nicht viel; schwerer wog, im Innern, die Frage nach der Nützlichkeit dieses Beitrittes: waren die Verhältnisse des neuen Bundes schon consolidirt, die Gesinnungen der Süddeutschen schon reif genug, um den Zusammenschluß möglich zu machen? Wenn das, so trat, als Drittes, die äußere Machtfrage in den Vordergrund:

Oesterreich und bald auch Frankreich wollten diesen Zusammenschluß nicht dulden; würde man ihn erkämpfen wollen? Die Dinge gingen so, daß die noch einmal versuchte Einigung des Südens in sich 1867 endgültig scheiterte; daß die immer engere Anlehnung an den Norden den so Vereinzelten zum ganz unausweichlichen Bedürfniß wurde, wie auch der Norden aus Gründen der militärischen Kraft, der wirthschaftlichen Gemeinschaft und des nationalen Ideales gar nicht anders konnte, als jene an sich heranziehen; ihrem Abfalle nach Osten oder nach Westen durfte er sich selber ja gar nicht aussetzen. Daß die Annäherung wol vorwärts rückte, aber erst noch äußerst langsam, lehrten die Zollparlamente, und Bismarck zog daraus seine Folgerungen; freilich entwarf daneben Moltke mit den süddeutschen Officieren gemeinsam für den Nothfall die Pläne des Krieges gegen Frankreich. Sich durch das Ausland die Einheit nicht verbieten zu lassen, dazu erklärte die Leitung Norddeutschlands sich völlig entschlossen, und solch ein Verbot von außen, vollends von Frankreich her hinzunehmen, war sicherlich Niemandem weniger nach dem Sinne als König Wilhelm. Indessen, war er darum bereit, den Krieg mit Frankreich wirklich zu wagen oder gar zu erstreben?

Die schwierigsten Räthsel der Vorgeschichte des Krieges von 1870 braucht die Biographie Wilhelms I. nicht eigentlich zu lösen. Seine Haltung ist völlig klar, und auch grundsätzlich hat diese Entscheidung für seine Geschichte nicht die tiefe Bedeutung wie die von 1864—66. Aber die Hauptlinien wollen auch hier gezogen sein.

Den Franzosen erschien die Einigung Deutschlands, die Stärkung des Jahrhunderte lang beherrschten Nachbarn unerträglich. Napoleon wollte sie nur dann zulassen, wenn dem Ehrgeize seines Volkes durch die Annexion Belgiens Genüge geschähe. Man darf sich fragen, ob Graf Bismarck, wenn er allein zu beschließen gehabt hätte, diese Annexion bewilligt haben würde. Deutschen Boden abzutreten hat er niemals gedacht; aber für jenes Zugeständniß und eine darauf zu erbauende Allianz sprach mancherlei; der Gesandte in Paris empfahl beides auf das dringlichste. Unter König Wilhelm jedoch war die Möglichkeit solchen Zusammengehens, wenn sie für Bismarck überhaupt bestand, wol völlig ausgeschlossen. Der französische Antrag wurde hingehalten, dann abgelehnt. Die Erwerbung Luxemburgs durch Frankreich hätte Bismarck offenbar zugelassen; die Ereignisse fügten es aber, daß er selber dabei handelnd mitwirken sollte, und da zog er sich zurück; das Unternehmen Napoleons ging fehl. Als damals (Frühjahr 1867) die Enttäuschung der Franzosen, die sich betrogen meinten, den Krieg heraufzuführen drohte, sind im Gegensatze zu Moltke und der Mehrzahl der Generäle Bismarck und Roon für den Frieden gewesen, und Wilhelm war es erst recht. Was Bismarck schon damals und von da ab bis 1870 eigentlich gewünscht und gethan hat, wissen wir noch nicht. Es scheint, daß er den Krieg nicht gesucht hat: noch erhöhte jedes neue Friedensjahr die militärische Macht seines Staates ganz erheblich. Den Feind hat er doch zweifellos in Frankreich gesehen und gewiß darnach gehandelt; ob er an Napoleons Mißerfolgen eigenen Antheil hatte, darüber wage ich nicht einmal eine Vermuthung; daß er sich dieser Mißerfolge gefreut hat, wird man mindestens annehmen dürfen. Da Frankreich die Einheit hindern wollte, so sprach alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß ein Krieg erforderlich würde; möglich blieb irgend eine Wendung, vielleicht Tod oder Sturz des Kaisers, die ihn überflüssig machen könnte; rechnen aber mußte Bismarck vor allem mit dem Kampfe. Auch sein Herr blickte mit bitterem Ernste auf die bedrohlichen Bewegungen Napoleons und wartete, was seine beiden kaiserlichen Gegner „zusammenbrauen“ würden. Denn neben den

Heeresreformversuchen Napoleons liefen (1867—9) seine Bestrebungen einher, sich mit Oesterreich und Italien eng gegen Norddeutschland zu verbünden, Versuche, die in Berlin nicht unentdeckt blieben und die zwar nicht zu fester Verständigung der drei Mächte, wol aber zu freundschaftlichen Annäherungen führten. Oesterreich, auf das es insbesondere ankam, war sicherlich von Herzen geneigt, in den Rachekrieg einzutreten, und hat sich keineswegs aus Friedensliebe zurückgehalten; seine innerliche und äußerliche Lage hinderte es zwar, sich irgendwie zu binden; daran jedoch, daß es im Falle eines günstigen Kriegsbeginnes den Franzosen zufallen würde, ließ es keinen Zweifel. Soweit, aber freilich auch nicht einen Zoll weiter, ging es noch in den letzten, an sich höchst feuergefährlichen Verhandlungen über einen gemeinsamen Feldzugsplan, die Erzherzog Albrecht Ende Winters 1870 in Paris anregte und Napoleon im Juni zu Wien durch seinen Vertrauten Lebrun wieder aufnehmen ließ. Eine „europäische Kriegsverschwörung" kam also nicht zu Stande und sicher war Frankreich keines seiner Genossen, aber ohne Rückhalt war es nicht; es war eine Spannung von Gegnerschaften und Freundschaften, aus welcher der Krieg jederzeit hervorgehen konnte; die Entwürfe des kampflustigen Erzherzogs setzen ihn offenbar in das nächste, spätestens das übernächste Frühjahr. Wieviel Bismarck von diesen letzten Anschlägen erfahren oder geahnt hat, ist nicht bekannt. Norddeutschland gelangte im Mai 1870 mit seiner inneren Organisation zu einem vorläufigen Abschlusse; auch militärisch hatte es den Kampf nicht zu fürchten. Als er im Juli ausbrach, kam er dann doch aller Welt und selbst den Nächstbetheiligten überraschend.

Die Spanier suchen einen König, verfallen nach manchem Mißerfolge auf den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, befragen ihn im Herbste 1869 und erhalten von ihm wie von seinem Vater, dem Fürsten Karl Anton, ein Nein. König Wilhelm ist Familienhaupt auch des Fürstenhauses, aber seine Stellung gibt ihm kein formales Recht, Leopolds Entschluß nach der einen oder andern Seite hin stärker zu beeinflussen; er hält diesen Rechtsstandpunkt rückhaltlos und ehrlich fest und trennt, wenn auch nicht in seinen Erwägungen — da ist es unmöglich — so doch in seinem Handeln das Familienhaupt ganz vom Staatsoberhaupte; er vermeidet überdies Gebot oder Verbot, ertheilt nur seinen Rath und gibt zuletzt nur dem vollendeten, freien Entschlusse des Andern die Bestätigung. Ihm tritt die Frage im Februar 1870 nahe, als die Spanier sie wiederholen. Er verhehlt den Verwandten nicht, daß ihm das Unternehmen bedenklich ist. Aber Bismarck, der nach Karl Antons Meldung „wieder an der Spitze der Geschäfte ist und sich wohl befindet", widerspricht; er hält es politisch und wirthschaftlich für angenehm, im Rücken Frankreichs einen befreundeten Fürsten zu haben; er veranlaßt neue eingehendere Erörterungen und treibt die Hohenzollern mit der ganzen Wucht seines Willens vorwärts. — Was hat er damit bezweckt? Daß Frankreich die Candidatur nicht wünsche, hatte er längst aus Benedettis Munde gehört. Wollte er die Franzosen — vielleicht weil er wußte, wie bald sie selber doch losschlagen könnten und wie eifrig sie gegen Deutschland Helfer würben — zum Kriege, zum übereilten Angriff reizen? Ich habe hier diese Möglichkeiten nicht des genaueren durchzusprechen; deduciren läßt sich bei dem unvollkommenen Stande unseres Wissens und dem heiklen Charakter der Fragen hier noch Alles, und zwar das Entgegengesetzte mit ungefähr gleicher Sicherheit. Man kann bezweifeln, ob gerade diese dynastische Angelegenheit, bei der doch das in die Ferne hinausgreifende Preußen immer als eigentlicher Störenfried erscheinen mußte, in dessen Sinne einen besonders geschickten Kriegsgrund abgegeben hätte, und auch bezweifeln, daß Bismarck zu so raschem Kriege wirklich entschlossen war. Er-

wiesen ist diese Absicht schlechterdings nicht; vielerlei spricht gegen sie. Daß er gegen Frankreich rücksichtslos gehandelt hat und rücksichtslos handeln wollte, scheint unleugbar; die französische Diplomatie hat mit der Wahl überrascht werden sollen. Hat er geglaubt, daß Napoleon, der überdies mit den Sigmaringern verwandt war, trotz seines Protestes vor der vollendeten Thatsache zurückweichen würde, und daß Deutschland alsdann den doppelten Vortheil eines diplomatischen Erfolges und einer dauernden Verbindung mit Spanien errungen haben werde? Auf gute Beziehungen zu Spanien hat der Kanzler ja auch in späteren Jahren, Alfons XII. gegenüber, entschiedenes Gewicht gelegt, sicherlich ohne für den Ernstfall die Zuverlässigkeit und Bedeutung dieser Beziehungen für Deutschland zu überschätzen. Wollte er jetzt diesen Gewinn ruhig einstreichen, der ja völlig legitim war, und den Franzosen damit, nach der Fülle ihrer Provocationen, zeigen, daß er ohne sie vorgehe, wie er wolle? Glaubte er, wenn dann doch — vielleicht wider die größere Wahrscheinlichkeit — die französische Erregung drohend überschäume, Mittel zu haben, um auch vor Süddeutschland und Europa das gute Recht seiner Handlungsweise zu erhärten, die Verantwortlichkeit Preußens hinter der Initiative Spaniens und der Unabhängigkeit des fürstlich hohenzollerischen Hauses verschwinden und den französischen Zorn gegenstandlos und herausfordernd erscheinen zu lassen? derart also, daß er den Krieg zwar nicht eigentlich bezweckt, vielleicht auch gar nicht erwartet, aber für den immerhin möglichen Fall seines Ausbruches ihn in gesicherter diplomatischer Stellung und überhaupt ohne Bedauern hingenommen hätte? Oder legte er das Gewicht darauf, dem längst erschütterten Throne Napoleons durch die Schlappe, die der Kaiser in Madrid erlitte und die er etwa doch nicht wagen würde mit den Waffen zu rächen, den letzten Stoß zu geben? Man hat wol gemeint, daß sich damit für Deutschland die Aussicht eröffnet haben würde, ungehindert von einem durch innerliche Bewegungen gelähmten Frankreich seine Einigung zu vollenden. Wie es sich nun auch verhalten oder welches unbekannte Moment noch hinter diesen Räthseln stehen möge: sicher ist, daß Bismarck in der spanischen Thronfrage mit voller Kraft gehandelt hat; und sicher ist, daß er in jeglichem Falle das Recht hatte, scharf vorzugehn. Daran — leider ist es ja noch immer nicht überflüssig, dieses Selbstverständliche zu wiederholen — ist doch kein Zweifel: der Angreifer war in dem Verhältniß Deutschlands und Frankreichs schlechterdings Frankreich. Deutschland hat Nichts von seinem Nachbarn gewollt und Nichts wider ihn beabsichtigt; es wollte seine Einheit, und konnte sich darin durch die noch so begreifliche Eifersucht des Andern nicht hemmen lassen. Der Kriegsgrund liegt einzig und allein in dem Willen Frankreichs, diese Einheit nicht zu gestatten. Die deutsche Politik hatte dem gegenüber Recht und Pflicht zu jeder Rücksichtslosigkeit. Wieweit, mit welcher Absicht sie solche diesmal geübt hat, steht, wie gesagt, noch dahin; ein hohes Spiel hat Bismarck gespielt. Der König hat dessen Gefährlichkeit wol nicht ganz ermessen, Alles zeigt, daß er sich, ganz aufrichtigerweise, durch die Hohenzollern vollkommen gedeckt fühlte. Er ließ diesen freie Hand, als sie, nach allerlei nicht geradezu officiellen, aber doch von Wilhelms entscheidenden Räthen getragenen Besprechungen zu Berlin, ihre Absage (Ende April) wiederholten: er selber war in diesen Besprechungen wol ein Stückchen aus seiner Reserve herausgetreten, hatte sich dem Einflusse seines Ministers nicht völlig entzogen, aber doch immer vermieden, die widerstrebenden Prinzen zu drängen; es spricht Alles dafür, daß auch diese zweite Absage ihm das Herz zuletzt nur erleichtert hat. Schon aber waren, während die preußische Regierung als solche sich formell nie mit der Sache befaßte, vertraute Abgesandte des Kanzlers in Spanien gewesen; sie brachten

„sehr zufriedenstellende Berichte" zurück, die auch ihren Einfluß geübt haben mögen, obgleich wir hören, daß gerade der König sich ziemlich skeptisch gegen sie verhalten hat. Vor allem hatte Bismarck inzwischen den Fürsten Karl Anton ganz für seine Wünsche gewonnen. Und Ende Mai gerieth die Angelegenheit somit doch wieder in Fluß; schwerlich kann man die Vermuthung abweisen, daß Bismarck es war, der die Hohenzollern damals von neuem gemahnt und dieses Mal wirklich in Bewegung gebracht hat. Am 29. wurde Wilhelm durch seinen Sohn von diesen frischen Ueberlegungen in Kenntniß gesetzt; er „war betroffen, die abgethane Sache wieder angeregt zu sehn", er besprach sich mit Bismarck, und als der Erbprinz ihm seine veränderte Absicht unmittelbar mittheilte, da hat, so scheint es, der König ihm seine Einwilligung ertheilt. Daraufhin wurde die Verhandlung wieder fester angezogen, der spanische Unterhändler, Salazar, kam noch einmal nach Deutschland, erhielt das Ja des Prinzen und dieser darauf, am 21. Juni, offenbar in einem zweiten königlichen Schreiben, die endgültige Zustimmung des Familienhauptes. Mit eigenem Handeln hatte Wilhelm sicherlich auch an diesem letzten Abschlusse nicht mitgewirkt, sein persönlicher Wille blieb immer unbetheiligt, und ebenso, das meinte er, auch seine Verantwortlichkeit als König. Daß die Candidatur bis zum Vollzuge der Wahl tief geheim bleiben sollte, wußte freilich auch er. Da bewirkte zunächst ein Mißverständniß eine weite Vertagung der Cortes: ein rascher Vollzug, der Gewinn einer vollendeten Thatsache wurde also unmöglich und der ursprüngliche Plan war damit gesprengt; dann fühlte sich Prim, vielleicht infolge einer Unvorsichtigkeit Salazars, gedrungen, dem französischen Gesandten die Wahlabsicht zu enthüllen: alsbald erhob sich in Frankreich ein leidenschaftlicher Zorn. Begreiflich genug, denn man hatte die Franzosen überrumpeln wollen, und in jener Scheidung zwischen Familien- und Staatsangelegenheit wollten sie lediglich Lüge erblicken: nach ihren, ganz modernen, politischen Anschauungen konnten sie kaum anders empfinden. Darum bleibt es nicht minder wahr, daß die französische Regierung den Zwischenfall mit voller Absicht zum Kriegsfalle gesteigert, daß sie, daß wenigstens ihr auswärtiger Minister Gramont von Anfang an den Krieg gewollt und die spanische Candidatur freudig zu diesem Zwecke ausgenutzt hat. Auch Gramont handelte dabei nicht bloß als Einzelner: hinter ihm stand der augenblickliche Ingrimm und der alte Haß der Nation oder doch ihrer politisch entscheidenden Kreise. Er aber wurde das persönliche Organ der großen nationalen Gegensätze, und er trieb, in persönlichster Plumpheit, in einer Weise, an die Bismarck freilich nicht hatte denken können, die Dinge zu überraschend jähem Bruche. Hätte er ihn nicht gewollt, so hatte er andere Wege genug, die beinah sicher zum diplomatischen Siege führten, zum deutlichen Siege mittelbar auch über das mitbetheiligte Preußen. Er aber richtete die Spitze ganz unmittelbar gegen dieses allein; er schleuderte ihm gleich am 6. Juli die öffentliche Herausforderung in der Kammer entgegen; er wollte Preußen (Norddeutschland) und nur dieses zum Rückzuge und zur Entschuldigung zwingen. Der unberechenbare Gang der letzten Wochen hatte die Lage höchst unangenehm gewendet; sollte Norddeutschland die Schlappe, die Beleidigung hinnehmen? es war eine verschärfte Wiederholung des Mißerfolgs von 1867, diesmal bei Napoleons Gegnern.

Diese Lage hätte nun Bismarck vermuthlich beherrschen, einen Ausweg aus ihr finden können, der die Ehre seines Staates unverletzt erhielt; er hätte wol sofort die ersten groben Ausfälle Gramonts verwerthet, um Frankreich in das Unrecht zu setzen. Aber er war fern in seinem pommerischen Varzin; sein Herr saß, leidend, in Ems, von dem französischen Kriegslärm peinlich be-

rührt, seinerseits friedfertig, am allerwenigsten geneigt, aus dieser ihm von jeher unerquicklichen spanischen Sache, in der er über seine Empfindung hinaus mitgegangen oder doch nachgefolgt war, einen großen Krieg entstehen zu lassen. An dieses Unbehagen, das nicht eben Schuldbewußtsein war — denn dazu fand er keinerlei Anlaß und bei seinem Standpunkte der Nichtbetheiligung Preußens verharrte er ganz —, an dieses getheilte und unzufriedene Gefühl seines Königs mag Bismarck doch wol gedacht haben, wenn er ihn, wie wir hören, am 5. Juli telegraphisch gebeten hat, „sich eine möglichst kühle Auffassung der Lage zu wahren". Nun aber thaten die Franzosen gerade den für den Frieden, aber auch für die norddeutsche Politik gefährlichsten Schritt: von der preußischen Regierung mit Achselzucken abgewiesen wandten sie sich an den Herrscher selbst, Benedetti erschien in Ems. Sein Auftrag ging dahin, den König aus der gedeckten Stellung des Familienhauptes herauszutreiben, von ihm als König den Widerruf der Candidatur zu erwirken, und so Frankreich die Genugthuung einer directen Niederlage des eigentlich gehaßten Gegners zu verschaffen; diese Niederlage, diese unzweideutige Demüthigung wollte Gramont, alles Andere reiche nicht aus. Die Gespräche, die in Ems vom 9.—13. Juli 1870 stattgefunden haben, die drängenden Befehle des französischen Ministers, deren Absicht überall ganz klar ist, verfolge ich hier nicht in das Einzelne hinein. Benedetti vollstreckte seinen Auftrag, Wilhelm hielt sich unbeirrt auf der ihm natürlichen Linie. Er wünscht den Verzicht der Hohenzollern innerlich von ganzer Seele, er macht ihnen deutlich genug, daß er ihn wünsche; er vermeidet dabei den Schein seiner positiven Mitwirkung durchaus: vor der Welt, vor Frankreich können lediglich die Sigmaringer handeln, er selber kann ihrem Entschlusse, dem Rücktritte genau ebenso wie früher der Annahme, nur seine nachträgliche Genehmigung hinzufügen. Kein Mahnen des französischen Botschafters bringt ihn von diesem Wege ab; mit voller Sicherheit erreicht er das Resultat, daß der Verzicht von Karl Anton ausgesprochen und in Paris früher als in Ems bekannt wird. Er selber setzt Benedetti im eigenen Namen erst dann davon in Kenntniß, als die formelle Anzeige des Vetters in seinen Händen ist. Dann allerdings geht er soweit, den Franzosen seine Billigung des Entschlusses direct und in aller Form zu erklären. Als er den Entscheid aus Sigmaringen erhalten hat, athmet er auf: „mir ist ein Stein vom Herzen!" schreibt er am Abend des 12. seiner Gemahlin. Für ihn ist damit die Sache zur Zufriedenheit erledigt. Im Laufe der Verhandlung, unter dem Hetzen Gramonts und den drohenden Nachrichten aus Paris hatte auch er die Möglichkeit des Krieges ernst erwogen und von Roon Vorschläge über eine zeitige Sicherung der Rheinprovinz eingefordert (11. Juli); Roon hatte, im Einvernehmen mit den in Berlin anwesenden Würdenträgern, von allen verfrühten Theilmaßregeln abgerathen. Nunmehr aber war jene Gefahr ja vorüber. Gewiß, der Friede war jetzt hergestellt, und Preußen, so schien es dem Könige, hatte es vermocht, sich dabei im Hintergrunde zu halten. Seine Verhandlungen mit Benedetti wollte er dabei nicht rechnen: nur als „Gespräche", die nichts bedeuten, ließ er sie gelten. Daß trotz dieser Formen der von ihm gebilligte Verzicht, nach Gramonts kriegerischer Kammerrede, ein offenbarer Rückzug Norddeutschlands war, verhehlte Wilhelm sich; er fand, daß erst die neuen Forderungen, die Gramont nunmehr erhob, „die Lage wieder sehr ernst" gestalteten. Bismarck, der jetzt nach Berlin zurückeilte, war mit dem Verlaufe der Ereignisse bis zum 12. weniger zufrieden, in Berlin nahm man überhaupt die Dinge überaus schwer und schon am 12. erhielt die badische Regierung von dort aufregende Nachricht. Dem Kanzler vollends brannte die Beleidigung, die man nicht von

sich abgestoßen hatte, auf dem Herzen, ihm bedeutete die Passivität, die sein Herr wol einerseits und mit Glück der hohenzollerischen Entscheidung, ebenso aber auch dem französischen Angriffe gegenüber bewahrt hatte, eine bittere Niederlage. Da halfen, wie alle Welt weiß, jene neuen Forderungen des französischen Ministers der deutschen Politik aus einer Bedrängniß heraus, die, an sich selber peinlich, durch die gewissenhafte Nachgiebigkeit des Herrschers in der That beinahe unerträglich geworden war. Gramont genügte der sachliche Erfolg nicht, er bestand schlechterdings auf ganz offener Demüthigung oder Krieg; er ließ (12. Juli) durch Benedetti und Werther, die beiderseitigen Gesandten, das doppelte Verlangen an den König ergehn: ein für alle Zukunft bindendes Versprechen, daß Wilhelm die hohenzollerische Candidatur nie wieder zulassen werde; einen Entschuldigungsbrief des Königs, eine wahre Abbitte für das was bisher geschehen war, für die Verletzung Frankreichs und seines Kaisers. Am Morgen des 13. Juli spricht Benedetti die erste Forderung aus, Wilhelm weist sie unbedingt, zuletzt nicht ohne Schärfe ab, will aber dem Botschafter von der Nachricht aus Sigmaringen, die er officiell noch nicht erhalten hat, Kunde geben, sobald sie eintrifft. Als sie eingetroffen ist, beschließt er, auf den Vortrag Abekens, des ihm beigegebenen Beamten aus dem Auswärtigen Amte, und des Ministers des Innern, „mit Rücksicht auf obige Zumuthung", Benedetti lediglich durch den Flügeladjutanten Fürsten Radziwill in Kenntniß zu setzen und ihn nicht persönlich mehr zu empfangen; Radziwill überbringt Benedetti zugleich die Erklärung, daß Wilhelm damit die Angelegenheit (d. h. die Besprechung dieser Frage) für abgeschlossen erachte; und als jener nach Gramonts Befehl dennoch um eine Audienz nachsucht, in der er das Versprechen für die Zukunft von neuem fordern wolle, wird ihm bedeutet, der König habe ihm in dieser Beziehung nichts Weiteres zu sagen. Noch einmal wiederholt Benedetti sein Gesüch, noch einmal erhält er das runde Nein: er wird, in Sachen jenes Versprechens, nicht wieder empfangen werden. Offenbar erst nach der Feststellung dieses Beschlusses, wenn auch während des Ablaufes der mehrmaligen Botengänge Radziwills, erfuhr der König aus Werthers Briefe, was man ihm außerdem noch ansann. Er war in heller Empörung; „es ist doch nothwendig, schrieb er Abeken, an Werther zu chiffriren, daß ich indignirt sei über die Gramont-Ollivier'sche Zumuthung und mir das Weitere vorbehalte". Aber schon vorher, allein auf Benedettis Botschaft hin, hatte er sich zu öffentlicher Abwehr entschlossen. Er ließ Bismarck durch Abeken von dem Vorgang des Morgens und von jenem Beschlusse unterrichten, daß er Benedetti nur durch den Adjutanten die Nachricht zustellen, ihn selber aber nicht mehr empfangen wollte. Er gab dem Kanzler anheim, die „neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowol unseren Gesandten als in der Presse mitzutheilen".

„Fast impertinent" hatte er den Franzosen gefunden; die Unterhaltung war in höflichen Formen verlaufen, aber die sachliche Beleidigung spürte der König gleich; höchstens daß er ihre volle Schärfe, ihre Absichtlichkeit wol erst allmählich, erst nach Werthers Schreiben ganz ermaß. Bereits hatte er seine eigene Würde vollkommen gewahrt, die Demüthigung vollkommen abgewiesen, und seine wie der Nation Ehre, das sprach er aus, wollte er um jeden Preis vertheidigen. Die befohlene Veröffentlichung redete darin völlig klar. Allein genügte diese Abwehr dem Augenblicke noch? war sie Sühne genug? mußte diese Handhabe nicht benutzt werden, um endlich für die Insulten der letzten Woche und für diese neueste, schwerste die volle Genugthuung zu fordern? Die Franzosen waren jetzt in jedem Sinne die Angreifer geworden; durfte man den Hieb nur pariren, anstatt selber endlich nachzuschlagen? Es ist bekannt,

wie unbefriedigt Moltke und Roon am Abend des 13. von der Langmuth ihres Herrn, von seinem neuesten Befehle an Bismarck waren. Sie erfaßten seine Absicht, wie sie, trotz der Kürze und Schärfe von Abekens Depesche, in der That aus dem gesammten Zusammenhange unwidersprechlich hervorgeht, ganz richtig. Der König war verletzt und wollte eine deutliche Zurückweisung: so war seine Stimmung bereits seit dem Ansinnen Benedettis, so war sie bei dem Auftrage an Abeken. Der Brief Werthers steigerte sie dann; seitdem dachte er an eine Frage in Paris, und eine solche konnte natürlich die weitesten Folgen haben. Indeß einen jähen Abbruch, einen unwiderruflichen Bruch wollte er selbst da noch nicht vollziehen; noch als er am 14. Benedetti zum Abschiede höflich empfing, sprach er ihm von weiteren Verhandlungen mit dem Berliner Ministerium: damals war die Spannung der Lage gewachsen; am 13. vollends aber hatte er dem Botschafter außer der Sigmaringer Meldung ja seine eigene Zustimmung zu dieser ausdrücklich übermittelt. Selbst noch für den 14. scheint es zu gelten und für den Frühnachmittag des 13. gilt es sicher, daß König Wilhelm zum scharfen Angriffe überzugehn noch nicht gewillt war. Und als er am 14. früh Bismarcks Emser Depesche erhielt, da hat er sie demgemäß, nach Eulenburgs Zeugnisse, zwei Mal gelesen, sie dann betroffen jenem hingereicht, mit dem Ausrufe: „das ist der Krieg!" Wiederum ist es bekannt, wie der Kanzler aus den Worten des Abekenschen Telegramms die neue Fassung zusammenpressend hergestellt hatte, eine Fassung, welche den Auftrag seines Fürsten nirgends verletzte, sich nach Buchstaben und Sinn völlig rechtfertigen ließ und Wilhelms eigentliche Absicht, die doch auch Bismarck wol ermaß, dennoch weit überschritt. „S. Maj. hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß S. Maj. dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe." Das hieß, für jeden Leser, den endgültigen schroffen Abbruch der gesammten Verhandlung, nicht etwa nur derjenigen über das Zukunftsversprechen, nicht etwa nur der ganz persönlichen zwischen König und Botschafter, unzweideutig erklären. Es veränderte die Farbe der Emser Vorgänge ganz; kein Austausch von Nachrichten und Erklärungen, wie ihn Radziwill vermittelt hatte, war hier erwähnt; nur eine schneidend kurze und allgemeine Absage. Der König dieser Depesche that, was Bismarck und seine beiden Genossen an Wilhelms Stelle gethan haben würden; er ging aus der Abwehr sofort in den rückhaltlosen, in den unwiderruflichen Angriff über. Ob die Franzosen „die bittere Pille schlucken oder ihre Drohungen zur That machen wollten", stand ja nun freilich bei ihnen; aber es war beinahe sicher, daß diese Depesche sie in den Krieg treiben mußte, und eben dies war deren Zweck. Sie war ein Schlag in Frankreichs Antlitz, und sie hat, in ihrer Fortwirkung, den Krieg erzwungen. Nach allem, was wir wissen, hat Napoleon ihn damals höchst widerwillig auf sich genommen: er hatte ihn längst tastend vorbereitet und wollte ihn, ob nun gern oder ungern, sicherlich führen, wenn die Stunde einmal günstig wäre; jetzt mußte er zugreifen, so sehr er sich sträubte, so unsicher er jetzt seiner Bundesgenossen und der eigenen Kräfte war. Bismarck nöthigte ihm diesen Augenblick auf und vollzog das nothwendig Gewordene zu einer Zeit, wo sein Vaterland stärker war als der Feind. Er hatte, so sahen wir, im höheren Sinne immer Recht gehabt, auch unter der Voraussetzung, daß er diesen Krieg von vornherein gewollt und angelegt haben sollte; in dieser Stunde aber hatte er unter allen Voraussetzungen Recht. Was er am 13. Juli that, war schlechthin unanfechtbares Gebot seiner staatsmännischen Pflicht. Man hat mit gutem Fug darauf hingewiesen, wie überaus glücklich in dieser großen Entscheidung der König und sein Kanzler

zusammengewirkt haben. Was der Erste versäumte, holte noch eben im richtigen Zeitpunkte der Zweite nach; behauptet hatte auch Wilhelm seinen Stand: er war dabei bis an die äußerste Grenze würdiger Nachgiebigkeit gegangen, nie über diese hinaus — da jetzt Bismarck die befreiende That vollbrachte, hatte er den hohen Vortheil, daß dank dem Verhalten seines Königs dieser selbst und nicht nur wie 1866 dieser, sondern sein ganzes Volk und die Welt Deutschland Recht geben und in Deutschland den maßlos Herausgeforderten, den zum Kampfe Gezwungenen erblicken mußten. Es war auf Wilhelms Seite ein halb passives Verdienst; aber es war doch sein ganzes Wesen, seine ehrwürdige Milde, seine reine und gerade Männlichkeit, die dabei zur Wirkung kamen. In seinem Bilde, als des Beleidigten und Hoheitsvollen, hat die Legende von Ems den Inhalt der Ereignisse und die großen nationalen Gegensätze verkörpert und dramatisirt: in ihr überfällt ja der rauflustige Franzose den friedfertigen Fürsten und jener wendet ihm schweigend den Rücken. Und so fügte es sich in Wahrheit, daß die persönlichen Eigenschaften des Herrschers den Hergängen den Charakter auch äußerlich wiedergaben, den diese im innerlicheren, historischen Sinne wirklich besaßen: den Charakter deutscher Nothwehr gegen einen frevelhaft in das Tiefste unseres Lebens hineingreifenden Feind.

Es ist nicht hier zu schildern, wodurch und wie sich nun der Krieg in Frankreich endgültig entzündete, wie ganz Deutschland aufflammte, der Süden sich dem Norden vereinte, wie gerade jetzt die Gestalt des greisen preußischen Königs der Nation zum Sammelzeichen und Wahrzeichen ward und all ihre stillen Kräfte ausströmte, wie die erschütternd großen Monate anbrachen, feierlich ernst und voll tiefen Jubels, deren Gedächtniß einem Jeden, in dessen Herz ein Strahl ihres Lichtes gefallen ist, unvergleichlich und unverlierbar bleibt. König Wilhelm trat in sie ein, ganz als er selbst, peinlich und beinah ängstlich gewissenhaft und bescheiden. Er war seit dem 13. und 14. Juli auf das Aeußerste gefaßt, aber dem letzten furchtbaren Entschlusse widerstrebte er auch dieses Mal solange es irgend ging; an die Unvermeidlichkeit des Krieges wollte er noch nicht glauben, das entscheidende Wort wollte Er nicht aussprechen. So nahm er, erhoben und doch mit innerlicher Zurückhaltung, jenen langen Triumphzug hin, den ihm (15. Juli) sein Volk auf der Fahrt bis in die Hauptstadt bereitete; in Brandenburg stiegen der Kronprinz, Bismarck, Roon und Moltke zu ihm in den Wagen, er entschied, trotz Bismarcks Vortrage, noch Nichts, setzte auf den folgenden Tag einen Kronrath an. Aber auf dem Potsdamer Bahnhof zu Berlin erwartete ihn am Abende die Nachricht des thatsächlichen Pariser Kriegsbeschlusses. Erst da gab er, nach kurzer Wechselrede, von der Bedeutung der französischen Maßregeln bald überzeugt, in herzlicher Bewegung, völlig nach. Sein Sohn, der auch in der spanischen Thronfolge von Anbeginn an wieder der Anwalt der Enthaltung und des Friedens gewesen war, war jetzt von der Nothwendigkeit des Kampfes durchdrungen; er war mit allem Feuer für die umfassende Mobilmachung, er verkündete sie der harrenden Menge. Die Würfel waren gefallen. Ein Kampf brach aus, der über alle Persönlichkeiten hinweg zugleich das große Ergebniß uralter, jetzt erneuerter Gegensätze war. Wilhelms I. Leben kehrte damit zu seinen Anfängen zurück: am Todestage seiner Mutter, an ihrem Grabe suchte er im Gebete den Segen der Vergangenheit. Am 31. Juli reiste er zum Heere ab: den Zeiten bitterschwerer und überschwänglich reicher Erfüllung entgegen.

Die militärische Aufgabe war diesmal umfassender als 1866 und das Verdienst des Königs konnte sich sichtbarer entfalten. Daß das große Hauptquartier mit seinen beinah tausend Köpfen allzugroß und mit mancherlei störenden Gästen überlastet war, daran war er vielleicht nicht ganz unschuldig; unzweifelhaft aber hat dieses Hauptquartier in seinen eigentlich maßgebenden Gruppen von Anfang an bis zum Ende des Krieges die Seele aller deutschen Unternehmungen gebildet. Und hier ist Alles um die Person des Herrschers geschart.

Wir können ihn bereits leidlich genau durch die stürmischen vier Wochen von Mainz bis Sedan hin verfolgen, in seiner menschlichen Güte und Pflichttreue und in seinem Antheile an den entscheidenden Thaten. Er ist rastlos, frühauf, unermüdlich, in allen kleinen Unbequemlichkeiten nachsichtsvoll und geduldig. Er ist auch diesmal furchtlos in der Schlacht wie inmitten der feindlichen Bevölkerung und verschmäht es, sich ängstlich zu decken: er stehe in Gottes Schutz und müsse sich dem anheim geben. Er beobachtet und rühmt die Tapferkeit auch des Feindes mit ritterlicher Theilnahme; das Herz geht ihm auf bei den Erfolgen seines Sohnes, wenn er ermißt, was sie für dessen ganze Zukunft bedeuten; das eigentlich Beherrschende aber in seinen persönlichen Gefühlsäußerungen ist die Liebe zu seinen Truppen und die bittere Trauer. Mit der tiefsten Erschütterung hört er von den entsetzlichen Verlusten, sieht er sie auf den Schlachtfeldern, in den Lazaretten, bei der Begrüßung der Ueberlebenden mit eigenem Auge. Da spürt er am unmittelbarsten den Tod so Vieler, die er selber gekannt hat, und zählt Namen um Namen klagend auf; am Herzen aber liegen ihm Alle, auch die Fremderen, nach jedem schweren Tage drängt es ihn, durch die Regimenter hinzureiten, mit ihnen zu trauern, ihnen zu danken, seine ganze Seele in einfachen ergreifenden Worten und in quellenden Thränen zu ihnen sprechen zu lassen; und wieder schwillt ihre Liebe der seinigen brausend entgegen. Währenddessen sind sich die mächtigen Schläge in dichter Reihe gefolgt: eine Kette starker Thaten, in denen der selbständige Entschluß der einzelnen Führer über die Pläne der höchsten Leitung hinausgreift und sie verschiebt; kein weithinaus vorbedachtes und ausgerechnetes System natürlich, aber Alles dann immer wieder straff von obenher zusammengefaßt und ausgenutzt; auch die Fehler der Feinde thun ihr reichliches Theil hinzu; aber die letzte Herrschaft über die Ereignisse, soweit man sie nur beherrschen kann, behält doch die deutsche Oberführung, und stets von neuem ergreift sie das Größte und Höchste, drängt sie rastlos weiter. Der König ist an Allem betheiligt: am 15. August hat er die Rückwärtsbewegung Steinmetzens unwillig aufgehalten, am 17. die kühnste Verwerthung aller Theilerfolge der letzten Tage, die große Schlacht des 18., gutgeheißen, am 18. selber hat er, wie bei Königgrätz, die Entscheidungsschlacht commandirt. Es soll hier nicht der Versuch gemacht werden, über die dornigen vielumstrittenen Fragen ein Urtheil zu fällen, die sich gerade an die Hergänge auf dem rechten Flügel der Deutschen und auch an die Stellung und Einwirkung des großen Hauptquartiers während des 17. und 18. Augusts angeknüpft haben: ganz günstig ist diese Stellung wol kaum, glücklich ist sie jedenfalls nicht gewesen. Der König hat an diesem schweren Tage unmittelbarer als wol irgendwo sonst in den Gang des Kampfes eingegriffen; er hat den Angriff der Steinmetzischen Armee, seit das Gefecht einmal entbrannt war, angestachelt, Steinmetzens Verfahren im einzelnen streng getadelt; er hat, als die Panik losbrach, die Weichenden persönlich zu ordnen gesucht und in den Kampf zurückgetrieben, und man hat Sorge tragen müssen, ihn selber aus der Gefahr zu entfernen. Er hat dann gegen den Rath seines Generalstabschefs

das anrückende zweite Corps noch Abends in die Schlacht geworfen: auch Moltke erfuhr, daß sein Herr im Zuge des Handelns wol einmal über die Grenzen hinausging, die seine großen Rathgeber einhalten wollten; und es ist doch wol nichts daran zu verhüllen, daß die Ereignisse nicht Wilhelm, sondern Moltke Recht gegeben haben, auch wenn man noch so bereitwillig zugesteht, daß es in der That der energische Wille zu siegen, die zähe und rücksichtslose Angriffslust, und somit die beste Triebkraft dieses Krieges gewesen ist, die den Monarchen hier die Abmahnungen seines wahrlich nicht ängstlichen Feldherrn überhören ließ. Der Sieg des linken Flügels hat ja dann auch diesen Tag für König Wilhelm entschieden — im großen und ganzen zuletzt doch so, wie Moltke es angelegt hatte; der rechte, auf dem sie beide gestanden hatten, war wenigstens nicht geschlagen worden. Der König ganz persönlich hatte am 18., gegen Roons Stimme, für die einmal beschlossene Schlacht entschieden; am Abend entschied wieder er dafür, daß, wenn es nöthig sei, am 19. weitergestritten werden solle: er setzte heldenhaft Alles an Alles, und seiner Festigkeit durfte sich Moltke freuen. Und unablässig ging es wiederum weiter; Wilhelm erlebte den leuchtendsten seiner Siege bei Sedan. Hier hat er nicht selber einzugreifen gebraucht; er sah, von überschauender Höhe her, das große Drama sich vollziehen und die Eigenschaften, die er am 1. und 2. September entfaltet hat, waren die hellsten seiner königlichen Seele: wieder war es die vornehme Gerechtigkeit, die sich vor dem Todesmuthe der feindlichen Reiter neigt, die Würde und die menschliche Dankbarkeit und gläubige Bescheidenheit im Augenblicke des ungeahnten Triumphes über den Kaiser, das großherzige Feingefühl, das dem besiegten Gegner in der Seele wohl thut — in jenem Eindruck einer „wunderbaren Erhabenheit", mit der sich vor des Kronprinzen Blicken die hehre Gestalt seines Vaters von Napoleons Erscheinung äußerlich abhob, dringt doch vor allem das Bewußtsein von der sittlichen Hoheit dieses Siegers durch. Und wie sicher und sachlich hat auch hier der König bei den Verhandlungen die strengen Ansprüche Moltkes und Bismarcks durch seinen Willen unterstützt; wie ergreifend die ausdauernde Güte, die den greisen Herrn in fünfstündigem Umritte am Nachmittage des 2. September, bis in die dunkle Regennacht hinein, zu all seinen Truppen hinführt, damit er ihnen wieder persönlich danke; wie groß am Tage der Nachfeier die öffentlichen Dankesworte an seine drei Helfer, den Schärfer und den Führer des Schwertes und den Staatsmann, der Preußens Politik so hoch gehoben habe! An demselben 3. September schon befahl er den Weitermarsch auf Paris.

Und wiederum blicken wir hier in das tägliche Treiben des großen Hauptquartiers zu Versailles, während der langen Wintermonate vom October bis zum Februar, tief hinein. Auch da bei Wilhelm selber die Fülle patriarchalisch warmer Züge: wie er sein Haus in der fremden Hofstadt aufgeschlagen hat und sich von Louis Schneider aus den französischen Geschichtswerken vorlesen läßt, kriegerische und bürgerliche Kämpfe alter und neuer Zeit; wie er würdig und herzlich seine und seiner Diener Feste begeht, und wie er so gerne heiter ist und Moltkes schlagfertigen Gehülfen Verdy mit harmlosen Scherzen überfällt; wie er sich unbefangen durch Park und Straßen bewegt, dem anderes gewöhnten Volke auch hier in seinem ruhigen Muthe ein Gegenstand des Staunens. Dazwischen die Ausfälle der Belagerten, die den König unter die Waffen rufen; am 21. October verfolgt er von der Plattform des hohen Thurmes der Wasserleitung von Marly das Gefecht: ein majestätischer Standpunkt, gegenüber der stolze Mont Valerien, unten das Seinethal, in der Ferne die endlosen Häusermassen der großen Stadt. Auch in Versailles empfand ein aus Paris kommender Unterhändler wie Graf Hérisson, als er den

König und Kaiser inmitten seines glänzenden siegesfrohen Gefolges schreiten sah, die tiefen Gegensätze von Sieg und Niederlage zu epischer Mächtigkeit gesteigert.

Dem Könige war der wesentliche Inhalt seiner Versailler Monate ein ganz anderer. Der epische Zug unablässig fortschreitender Schlachten war für ihn vorüber; aber die Ruhe, die ihn äußerlich der Regel nach umgab, war erst recht trügerisch. Es war eine Zeit gespannter und sorgenvoller Arbeit und innerer Kämpfe. Erst hier in Versailles hat Wilhelm das Größte gethan, das dieses Kriegsjahr ihm zuwies. Im Vordergrunde standen ihm dabei zunächst die militärischen Aufgaben.

Sehr merkwürdig ist da seine Würdigung des Volkskrieges. Unmittelbar nach Sedan hat er der allgemeinen Hoffnungsfreudigkeit das Wort entgegengesetzt: „warten Sie nur ab, jetzt fängt der Krieg erst an". Von da ab ist zwischen ihm und seinen hohen Officieren eine Abweichung, die oft genug in Wilhelms vertraulichen Gesprächen spürbar wird. Gewiß hat seine allgemeine Bedächtigkeit mitgesprochen, die den Tag nicht vor dem Abend loben wollte; indessen reicht der Gegensatz weiter. Die Erinnerungen an die bewaffneten Bauernscharen von 1814 tauchten in seiner Seele auf, er gedachte des „Massenaufgebotes" der Revolutionskriege und nahm das französische Volk sehr ernst. „Es fehlt ihnen, äußerte er am 30. September, bisher nur an den richtigen Männern, die dergleichen zu organisiren verstehen. Unsere Herren wollen noch gar nicht recht daran glauben .... Ich habe nur immer zur Vorsicht zu mahnen." Als dann die „richtigen Männer" kamen und Leon Gambetta sein riesenhaftes Werk vollbrachte, hat Wilhelm ihm und seinen Gehülfen seine hohe Achtung und seinen lebhaften Antheil nicht versagt. Er ist da offenbar unbefangener als seine Generäle wie Roon und insbesondere Podbielski und selbst dem Urtheile Moltkes überlegen gewesen, der sich ja niemals dazu entschlossen hat, die Größe dieser Bewegung und dieser Männer ganz rückhaltlos zu erkennen. Daß zwischen dem geschulten deutschen Volksheere von 1870 und den Massen Gambettas nicht der Unterschied obwaltete wie zwischen den Heeren der alten Monarchien und der französischen Revolution, das liegt freilich auf der Hand; ein Hauch von der Einseitigkeit des Berufssoldaten ist dennoch über jenes ablehnende Urtheil der hohen preußischen Militärs ausgebreitet, und es ist bedeutsam, daß gerade er, der strenge Schöpfer der preußischen Organisation, der von der Erziehung des Soldaten so unendlich viel hielt, die Kraft der französischen nationalen Leidenschaft so vorurtheilslos ermaß. Mit seinem Könige stimmte, wie wir erfahren, dabei Bismarck überein. Man möchte fast meinen, daß Wilhelm seine bessere Erkenntniß hätte minder bescheiden zur Geltung bringen sollen. Was dank der Unterschätzung, die er beklagte, etwa versäumt worden ist, wage ich nicht zu entscheiden; auch Moltke hat bei Roon im December scharf auf „die Nothwendigkeit weiterer Truppenformationen in der Heimath" gedrungen. Damals hatte der König bereits Anlaß gehabt festzustellen, wie sehr die Ereignisse seinen Warnungen Recht gegeben hätten. Die Loirekämpfe hat er mit gespannter Aufmerksamkeit handelnd begleitet; er selber schickte, aus eigenem Entschlusse, den Grafen Waldersee als Vertreter der Forderungen des Hauptquartiers zum Prinzen Friedrich Karl und schleunig, ohne den Generalstabschef gesprochen zu haben, mußte Waldersee auf seinen Posten eilen.

Gleichzeitig bewegte die Frage der Beschießung von Paris in Versailles die Leidenschaften, und in den Parteiungen, die sich darüber bildeten, treten natürliche, allgemeine Gegensätze der Personen und der Gruppen zu Tage. Unter diesem allgemeineren Gesichtspunkte muß der langwierige Streit auch

hier erwähnt werden. Aus Beweggründen und mit Modificationen rein militärischer Art, denen ich nicht nachgehe, widerstrebte der Generalstab — Moltke und die Seinen ebenso wie Blumenthal, dessen Ansicht der Kronprinz theilte — mindestens einem vorzeitigen Bombardement, im Grunde doch wol längere Zeit hindurch jedem Bombardement überhaupt; Maßnahmen dazu, die Anfang October schon beschlossen waren, wurden wieder rückgängig gemacht oder vertagt. Gefordert aber wurde jenes nicht nur von der öffentlichen Meinung daheim, sondern auch in Versailles von Roon, von Bismarck, vom Könige selbst; alle Briefe und Berichte sind dieses Zwistes voll. Roon fand in der Abneigung des Generalstabes Unthätigkeit und Verschleppung und sah, als man endlich im December, noch immer zögernd, auf seine Anträge und Angebote einging, in sich selber den Sieger über eine unbegründete Opposition; mit Moltke wechselte er Briefe, in denen ein Ton von Feindseligkeit unverkennbar ist. Moltke seinerseits hat die Anwesenheit des Kriegsministers im Großen Hauptquartiere stets mißbilligt. Die beiden Männer, und die Arbeitskreise die sie vertraten, stießen scharf aufeinander. Der Kriegsminister ertrug es schwer, während des Kampfes so ganz hinter den Generalstabschef zurücktreten zu sollen, dessen Maßnahmen ihm auch sachlich manchmal bedenklich waren. Mag er nun sachlich Recht oder Unrecht gehabt haben — nicht immer scheint er doch im Unrecht gewesen zu sein —, dieser Kampf der Ressorts lag, da sie beide in starken Männern verkörpert waren, allzu nahe. Im Generalsvortrage, den Moltke allmorgendlich zu halten pflegte und zu dem er selber, nach der Vorberathung mit seinen vertrauten Officieren, mit festem Programme kam, waren auch Andere, der Kronprinz, Roon, der Generalquartiermeister Podbielski und der Chef des Militärcabinets, zugegen; der König konnte sie befragen und that dies wol auch; die eigentlichen Operationen aber stellte er dabei, wie uns von Moltke versichert wird, lediglich in directer Auseinandersetzung mit Moltke fest. Freilich waren die Grenzen so haarscharf doch wol nicht zu ziehen. Es war unvermeidlich, daß Moltke, etwa indem er Nachschub aus Deutschland forderte, auf das kriegsministerielle Gebiet, und daß Roon, indem er als Kriegsminister, der für das Material im weitesten Sinne zu sorgen hat, etwa auf die Beschießung zu sprechen kam, auf das Gebiet der Operationen hinübergriff. Wir wissen, daß beide es gethan haben. Wie weit solche Auseinandersetzungen in jenem Hauptvortrage des Generals stattgefunden haben, wage ich nicht zu sagen; Roon schrieb ihm einmal, „er vermeide gern jede Controverse in S. Majestät Gegenwart". Sicher ist, daß der König gerade in Sachen der Beschießung außer Moltke auch den Kronprinzen und Roon zu schriftlichen Gutachten aufgefordert, daß er ebendabei die Vorstände der Artillerie und des Ingenieurcorps persönlich befragt hat und daß überdies Roons eigener Vortrag diesem Gelegenheit bot, Alles zu sagen was er für nöthig hielt. Die Ansichten drangen also auf den Monarchen ein und von einer ausschließlichen Anhörung des Feldherrn darf man im ganzen nicht reden. Freilich war es dem Könige nicht eben behaglich, so im Kreuzfeuer der Meinungen zu stehn; Roons scharfes Drängen beantwortete er Anfang December mit Unfreundlichkeit und Ungeduld, und der feurige und selbstbewußte Mann, überdies durch quälende Krankheit gereizt, dachte viel an seinen künftigen Rücktritt. — Nicht minder offenkundig war die Abweichung Bismarcks. Auch er verlangte, des politischen Eindrucks in Europa halber, trotz Moltke schleunige Beschießung, auch er brachte seinen Anspruch in einem Immediatberichte, dem er Beweisstücke und immer neue Mahnungen folgen ließ, vor das Auge des Herrschers. Auch hier war der Gegensatz breiter und tiefer: militärische und bürgerliche Oberbehörde

machten einander den Raum streitig. Bismarck war der Meinung, daß Kriegführung doch nur ein Theil der Politik sei und daß die zweite der ersteren sogar in ihre Operationen, vor allem aber in die Verhandlungen hineinzureden habe. So wich man bereits bei der Capitulation von Metz, später bei der von Paris und bei den Friedensverhandlungen offenbar von einander ab. Die Officiere empfanden den Einfluß, den der Staatsmann in militärischen Dingen üben wolle, äußerst unangenehm: man hört da Worte von „militärischer Unwissenheit“ und „grünem Tisch“, man sieht Moltke unmittelbar beim Könige die schädliche Betonung „politischer Momente“ verurtheilen; und in Bismarcks Herrscherseele leuchtet der Stoßseufzer, den Busch von ihm vernahm, blitzartig hinein: „ja, wenn man allein beschließen und befehlen könnte!“ Er klagte, vom Generalstab absichtlich ohne Nachrichten gelassen zu werden; er schrieb seiner Schwester von dem „erobernden Eindringen der Soldateska in die Zivilgeschäfte“ und gab jenen den Vorwurf des Dilettantismus kräftig zurück. Daß der König seine Mahnungen zum Bombardement gar nicht mit ihm erörtere, empfand er (30. Nov.) als einen Mangel an Vertrauen. Roon und Bismarck schoben einen Theil der Schuld an dem Aufschube den Einreden der königlichen Frauen zu; von keiner von diesen, weder der Königin noch der Kronprinzessin, ist es zweifelhaft, daß sie gegen die vermeintliche Barbarei, die man forderte, ihre Stimme erhoben haben, und diese weiblichen Einflüsse weisen wol auch über den Canal hinweg, auf die Presse und die Königin Englands. Seiner Gemahlin hat Wilhelm den ganzen Feldzug hindurch mit warmherziger und ritterlicher Rücksicht geschrieben als ihr „treuester Freund“, Briefe voll offenen Vertrauens, manchmal wahre Selbstgespräche, in denen sein ganzes Wesen zu Worte kommt; aber von Anfang an war er sich der Kluft, die das staatliche Empfinden der weichherzigen Frau von seinem eigenen trennte, wol bewußt und so begrenzt die Auswahl augenscheinlich ist, in der uns die Briefe vorgelegt worden sind, der Ton einer starken Abwehr gegen die von ihr immer wieder vorgetragene Kritik, und eines starkbewußten preußischen Stolzes schallt uns sehr deutlich entgegen. Man darf annehmen, daß die beiden erlauchten Gatten auch über das Bombardement eingehend verhandelt haben und daß auch darin der König den Ansturm einer falschgewendeten Humanität der Hauptsache nach zurückgewiesen haben wird. Wie schon gesagt, auch der König stand auf der Seite der „Schießer“. Er hat sich zeitweilig vor dem hinhaltenden Widerspruche, vor der Skepsis seiner Generäle zurückgezogen, aber mit unbehaglichem Gefühle. Wir besitzen sein eigenhändiges Schreiben vom 28. November, das von Moltke und Roon mit erstaunlicher Schärfe, „des Entschiedensten“, „die allergrößte Beschleunigung des Angriffs“ und umgehenden Bericht fordert; sein Cabinetsrath Wilmowski, dessen Feldbriefe aller persönlichen Parteinahme fremd sind, bezeugt, noch um Mitte December, genau ebenso wie die Uebrigen, daß Wilhelm verstimmt über den Aufschub klage, unausgesetzt treibe und ärgerlich werde, wenn man nur davon anfange. Man möchte gegenüber diesen Aeußerungen und gegenüber der Sicherheit, mit der später Roon und sein Anhang den Erfolg für sich angeführt haben, auch hier die Frage aufwerfen, ob der König ganz Recht gehabt hat, seinen Willen so lange zurückzudrängen. Ich wage eine kategorische Antwort darauf nicht zu geben. Das scheint auch mir sicher, daß der moralische Einfluß des Aufschubes auf Belagerer und Belagerte ungünstig gewesen ist und die Offensive, die dann in der endlich begonnenen Beschießung lag, moralisch heilsam gewirkt hat. Auf der andern Seite aber darf man ebensowol wiederholen, was Moltke über die Einheitlichkeit der dem Oberfeldherrn vorzulegenden Rathschläge und über die Einheitlichkeit von dessen Entschlüssen gesagt hat. „Möge auch das Angerathene nicht jedesmal das un-

bedingt Beste sein, sofern nur folgerecht und beständig in derselben Richtung gehandelt wird, kann die Sache immer noch einer gedeihlichen Entwicklung zugeführt werden."

Darin liegt offenbar das eigentlich Entscheidende. Dieser Einheitlichkeit zuliebe, die er bewußt und unbewußt immer erstrebte, überwand König Wilhelm auch ernsthafte Bedenken; sie war das Höchste, was er, nicht nur in die Operationen, sondern in das gesammte unübersehbar weite Getriebe der deutschen Kriegführung hineintragen konnte: er ganz allein. Es ist früher ausgesprochen worden, daß er im Kriege den lebendigen Vereinigungspunkt aller Kräfte bildete: was das bedeutete, zeigt jede neue Kunde zumal aus diesen Versailler Tagen; vor allem dafür ist die Frage des Bombardements so bezeichnend, eben weil sie die auseinanderstrebenden Kräfte in seiner Umgebung so deutlich enthüllt. Was ist das für eine falsche Pietät, die „die Reversseiten glänzender Zeiten" der Welt, und zwar nicht nur der Mitwelt, verbergen will; diese vermeintliche Pietät ist ebenso unhistorisch und so vergänglich wie die tendenziöse Ausnutzung, die diesen Kampf der neben einander wirkenden Männer nur zur Verkleinerung des Einen oder des Andern zu verwerthen wüßte. In heftigen Reibungen arbeiten diese starken Kräfte, in deren ureigner Gewalt und voller Bethätigung die Möglichkeit des Erfolges begründet war, jede von ihnen auf das äußerste angespannt, voll leidenschaftlichen Dranges zur That, zur Selbstentfaltung; sie sind zu mächtig, um einander nicht hart zu stoßen. Ein Anblick, für den der zu sehen versteht reich an menschlich großem Reize; und überdies, wären sie schwächer gewesen, was hätten sie dann gewirkt? Aber freilich, über ihnen mußte ein Herrscher stehen, der dafür sorgte, daß dem streitenden Wetteifer nicht die Unordnung entspränge, daß in dem unvermeidlichen Ineinandergreifen und Uebergreifen der einzelnen Thätigkeiten doch Jeder zuletzt seinen Kreis behielte und in diesem unbehindert bliebe; und dieser Herrscher bedurfte, um jene Großen zusammenzuhalten, eigener persönlicher Wucht und sicherer königlicher Weisheit. Diese Aufgabe, auszugleichen, zu reguliren, eine höchste Entscheidung zu wahren, dieses leitende Bestreben seiner ganzen Herrscherzeit, zu dem ihn, wir sahen es, die Ueberzeugung von der Weihe seines Berufes und die reinsten seiner Eigenschaften, gerechte und verständige Sachlichkeit und einfache, sich selbst überwindende Hoheit, befähigten: hier hat er sie am Sichtbarsten und Heilsamsten ausgefüllt; er hat es, über alle Schwierigkeiten und Aergernisse, über manchen wirklichen Anstoß hinweg doch erreicht, die Einheit der Leitung zu behaupten und mit dieser Einheit die nothwendige Freiheit jedes einzelnen unter den Mitwirkenden zu verbinden. So in Versailles selbst zwischen den drei Paladinen; so auf dem rein-militärischen Gebiete über ganz Frankreich hin.

Wie hatte man die deutschen Kräfte zertheilen müssen, beim Einmarsche bereits, vollends dann während der Belagerung von Paris! Vier fürstliche Führer standen an der Spitze eigener Heere, zwei von ihnen nicht immer bequem zu leiten: der König hat sich nicht gescheut, ihnen im Augenblicke der Gefahr die Anwesenheit und den bestimmenden Rath seiner Vertreter, Waldersees und Stoschs, aufzuerlegen. Bitter schwer war Steinmetz, nicht ganz leicht wol auch Manteuffel zu behandeln; wir sehen, wie Moltke diesem einen Tadel vorsichtig in der Form eines königlichen Glückwunsches darreicht; daß Steinmetz sein Amt bald lassen mußte, ist bekannt. Und neben den Persönlichkeiten die unendliche Vielfältigkeit der Aufgaben, die Aufklärung widersprechender Berichte, die Vereinigung abweichender Unternehmungen, jene Nothwendigkeit, den letzten Beschluß und die letzte Verantwortung immer auf das große Hauptquartier zu nehmen, Einheit und Vielheit in Allem immer von neuem zu

versöhnen! Man darf sicherlich sagen, daß Moltke all dieser gesteigerten Schwierigkeiten nur Herr werden konnte, weil die klare Sachkenntniß und die gebietende Autorität dieses Königs an seiner Seite war. Erst was wir im französischen Kriege erfahren, füllt die allgemeineren Linien von Wilhelms Bilde als Feldherr, wie sie bei 1866 entworfen worden sind, mit greifbarem Leben aus. Die Größe jedes Wagnisses überschaute Wilhelm stets; er arbeitete über den Karten, maß und rechnete, und war genau unterrichtet, wenn der General seine Vorschläge brachte; er prüfte diese als Fachmann, mit jenem Spürsinn für das Unsichere und Bedenkliche, den er in Allem besaß; er wollte mehr als einmal erst überwunden sein, davon besitzen wir kräftige Beispiele; zuletzt aber entschied er sich immer für die That; und dann stand hinter dem fertigen Entschlusse seine ganze, ihrer Verantwortlichkeit bewußte Kraft, die sich, wie am 18. August, die Einreden auch Nahestehender ernstlich verbat. Er war, das bleibt die Summe, auch hier nicht Selbstschöpfer: das ist er eben doch nur, wenn irgendwo, in der Organisation seines Heeres gewesen; aber daß er hier unersetzlich war, das predigt der französische Krieg überall. Unersetzlich und genau an der Stelle, wohin er gehörte: hier im Lager, jeden Augenblick erreichbar, Alles sehend und Alles heilsam überragend.

Es waren freilich schwere Lasten, die sich so auf die Schultern des 73jährigen gelegt hatten; und wenn sie und mit ihnen die lange Entbehrung an Ruhe und täglicher Behaglichkeit den Fürsten manchmal unwirsch machten, so ist das wahrlich nicht zu verwundern. Das schlimmste aber kam von anderer Seite: die Sorgen der Politik.

Schon das Verhältniß zu den Neutralen, deren Einmischung sich im August ankündigte, nachher das Vorgehen der Russen im schwarzen Meere bereiteten ihm peinliche Stunden und insbesondere über England und seine Königin enthalten seine Briefe mehr als ein bitteres Wort. Aber diese Wolken zogen vorbei. Dringender waren die Verhandlungen mit den Besiegten selbst; mit wem konnte man da verhandeln? und welches sollte der Preis sein? er forderte bereits im August Elsaß und Deutsch-Lothringen unbedingt. Auch den Druck dieser Aufgabe trug vornehmlich Bismarck. Das, was dem König in den Siegeskranz dieses Winters die schärfsten Dornen flocht, waren die deutschen Verhältnisse; was uns an dem großen Jahre das Freudigste und Höchste erscheint, das bedeutete ihm die schwersten innerlichen Nöthe und die schmerzlichste Entsagung: die Begründung des Reichs.

Einen Anschluß des Südens an den norddeutschen Bund wollte der König jetzt wie alle Welt Aber über Maß und Form gingen seine Absichten mit denen seiner nächsten Umgebung weit auseinander. Es sind die tiefsten Kräfte seines Wesens, die da widerstrebten; noch einmal wie vor 1866 enthüllen sich uns im Kampf der Persönlichkeiten die Gegensätze der Generationen und Ideale, in einem Kampfe, der innerlich weit bedeutsamer ist als jenes Ringen der drei Paladine in Versailles, aber gleich ihm von Grund aus begreiflich. Die Auseinandersetzung um Kaiser und Reich, die sich zwischen Wilhelm, dem Kronprinzen und Bismarck vollzog, besitzt die ganze allgemeine Größe des historisch Nothwendigen.

Der Kronprinz war jetzt ein 40jähriger Mann; in ihm gewannen die Gedanken und Gefühle seiner Altersgenossen Fleisch und Blut, die nationalen wie die liberalen, die Wünsche derer, die 1848 schon miterlebt, aber aus den Sturmjahren wesentlich nur die hellen Eindrücke bewahrt und diese dann unter der Reaction in heißer Sehnsucht durchgeglüht hatten. Seine liberalen Neigungen hatte der Einfluß seiner Gemahlin zu einer absoluten Weltanschauung gesteigert; sein Drang auf die Einheit wurde durch sein eigenstes Herrscher-

gefühl, durch einen starken Beisatz von dynastischem Stolze und von Lust an prächtiger Selbstdarstellung ganz persönlich gefärbt, ohne darum den idealistischen Grundzug zu verlieren. Es war seine Sache und die seiner Zeit, die er vertreten wollte. Daß er dabei die Abmahnungen nüchterner norddeutscher Politiker, die den verhängnißvollen Glanz der mittelalterlichen Kaiserkrone fürchteten, zur Seite schob, war sein gutes Recht; die deutsche Einheit bedurfte unzweifelhaft des Kaisernamens mit all seinem historisch-moralischen Inhalte, württembergische, bairische Officiere hatten ihn im Feuer der Kriegsbegeisterung bereits gefeiert, dem Süden ganz gewiß war er unentbehrlich. Das sahen auch die Verständigen unter den preußischen Conservativen, wie Moritz v. Blanckenburg, seit dem September völlig ein. Friedrich Wilhelm ging über sie hinaus; er wollte den nationalen Willen vollstrecken, griff aus dem Programm der Paulskirche auch das Weitgehende auf; er forderte verantwortliche Reichsminister, ein Oberhaus, in das die Fürsten selber eintreten sollten, und wollte die Südstaaten, wenn sie nicht freiwillig kämen, zum Eintritt zwingen, und sei es mit starken Mitteln, zu einem Eintritte ohne hindernde Vorbehalte und Sonderrechte. Der neue Staat sollte ganz einheitlich und fest sein.

Der Standpunkt seines Vaters war in jedem Belange anders. Nach dem Siege von Sedan sprach er zu seinen Officieren — insbesondere auch bairische waren dabei — von dem Bande, das dieses Blut um Nord und Süd geschlungen haben müsse; die gutgesinnten unter den süddeutschen Unterhändlern in Versailles ehrte er und über den bairischen Widerstand urtheilte er weiterhin mit Bitterkeit. Natürlich, der Machtzuwachs und auch die Einheit waren ihm erwünscht, ein deutsches Empfinden hatte er stets gehabt, aber stets auf dem Grunde seines preußischen Empfindens; der Enthusiasmus des 48er Frühlings hatte ja nicht lange in ihm angehalten und hatte diesem nur eben zurückgedrängten preußischen Empfinden bald wieder den Platz geräumt: es je wieder zu beschränken, unterzuordnen, sein Preußen in Deutschland aufgehen zu lassen, war er jetzt, nach den Erfahrungen dieser 22 Jahre und als ein 70er, ganz und gar nicht geneigt. Da aber war ihm der Kaisername fast das Anstößigste von Allem: preußischer König war er, das war ihm der ehrwürdigste Titel in der Welt, ihn aufzugeben oder zurücktreten zu lassen ein überaus hartes Opfer. Wenn er es aber bringen müßte, so weigerte er sich unbedingt, es den Gedanken der Paulskirche darzubringen. Die Souveränität der Fürsten hatte er sogar im Mai 1848 vertheidigt, seitdem immer nur schärfer betont; nur von den Fürsten konnte er die Kaiserkrone, wenn es denn sein müßte, jemals entgegennehmen, nicht vom Parlamente allein oder zunächst, und die Fürsten zwingen wollte er nicht, so wenig die preußischen Bundespläne von 1849 an es gewollt hatten. Von dem scharfen Einheitsstreben seines Sohnes wich er weit ab. Er ließ die Gründe für das Kaiserthum, die ihm früh entgegentraten, nun wol auf sich wirken, im Innersten aber blieb sein Widerwille lebendig. Sein Sohn beobachtete ihn, keineswegs ohne Liebe und schuldige Achtung, aber doch mit ziemlich starker Kritik und mit einem offenbaren Bewußtsein von Ueberlegenheit. Darin ging er sicherlich fehl; auf welcher Seite hier die größere Natur und auch der hellere Wirklichkeitssinn war, daran ist wol kein Zweifel. Wie weit König Wilhelm in der deutschen Frage von sich aus gegangen wäre, weiß Niemand; in seinen Bedenken war ein großes Theil guten Rechtes; die bestehenden Kräfte in Deutschland wollte er berücksichtigen. Sein Sohn vertrat dieses Mal im ganzen ihm gegenüber das Bessere und das Nothwendige, aber mit gefährlichen Uebertreibungen,

die das Bestehende und Hemmende unterschätzten. In ihnen beiden aber überwog, antreibend oder zurückhaltend, im Sinne des alten Preußenthumes hier, des jungen deutschen Liberalismus dort, das Gefühl. Zwischen ihnen beiden stand Bismarck, von der gefühlsmäßigen Einseitigkeit beider frei, mit beiderlei Empfindungen vertraut, so gut deutsch wie gut preußisch, von der Nothwendigkeit der Einigung und des Kaiserthumes völlig durchdrungen, vor allem aber der Mann der ganzen Wirklichkeit und des staatsmännischen Handelns. Daß etwa erst der Kronprinz ihm den Gedanken des Kaiserthumes nahegebracht hätte, ist völlig ausgeschlossen. Es mochte ihm eine Bestärkung und eine Waffe sein, daß sich der zukünftige Herrscher so warm für den Kaiser einsetzte, und er hat seine Bundesgenossenschaft beim Könige verwerthet; das eigentlich Charakteristische aber an Friedrich Wilhelms Bestrebungen, den Zwang auf die Süddeutschen und die unitarischere Gestaltung des Reiches, Reichsminister und Staatenhaus, lehnte er mit aller Schärfe ab. Er wollte dem Thronfolger überhaupt keine selbständige politische Betheiligung einräumen, ließ sich von ihm eher in den Widerspruch treiben und wies ihn — denn an der Thatsächlichkeit ihrer schroffen Auseinandersetzung vom 16. November kann man doch schwerlich zweifeln — noch zu einer Zeit heftig zurück, wo er selber bereits, wie etwa Jollys, des badischen Ministers, Versailler Briefe zeigen, sehr nachdrücklich an Kaiser und Reich arbeitete. Der wirkliche Wegfinder und Wegbahner war eben er. Der Strom der Ideen, der die Zeit ringsum erfüllte und der auch den Kronprinzen mitriß, ging auch durch Bismarcks Seele; in ihr traf er mit den politischen Bedürfnissen und Möglichkeiten des Augenblicks zusammen; erst hier entstand wieder die schöpferische That. Sie führte über den Standpunkt Wilhelms hinaus und machte lange vor dem des Prinzen Halt. Sie rechnete mit den Kräften der Königreiche und verschmähte jeden unmittelbaren Zwang; sie schuf ein ungleichmäßiges Gebilde, das den lebendigen Verhältnissen entsprach, auch wo es hinter den eigenen Wünschen des Bildners nothgedrungen zurückblieb; sie suchte, wie schon 1867, nun auch im weiteren Reiche Altes und Neues zu vereinigen und zu versöhnen. Der Kronprinz und zumal der Großherzog von Baden, sowie Delbrück, Roon, Suckow, Jolly, Holnstein und so Viele noch an Fürsten, Staatsmännern, Abgeordneten und Publicisten, haben dabei glorreich geholfen, Manche mit schwerem Herzen wie der Altpreuße Roon; daß Bismarck Allen voranschritt, war doch wol Jedem von ihnen klar. Auch König Wilhelm muß bereits in und vor dem November den Kaiserplänen in irgendwelchem Maße zugestimmt haben; wie weit er es positiv und schon für die allernächste Zukunft gethan hat, wissen wir wol noch nicht. Sein Kanzler hat längst vor der mühseligen Entscheidung mit den Baiern (23. Nov.) Alles auf den Kaiser hin angelegt; in der Verhandlung mit den bairischen Ministern hat er zugleich die Kaiserfrage erörtert und im wesentlichen erledigt, und zwar ist er dabei allen Anzeichen nach selbständig vorgegangen. Als er dann mit ihnen abgeschlossen hatte, da ging ihm, trotz aller Klauseln des Vertrages, das Herz im Kreise der Seinen freudig über: „die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch!“ Der Kronprinz wünschte später „zu dem kunstvoll gefertigten Chaos“ spöttisch Glück; Bismarck vertheidigte sein Werk im voraus und kühle Beurtheiler, die so scharf und so opferfreudig dachten und handelten wie Julius Jolly, pflichteten ihm bei. Er aber setzte, alsbald nach der Sicherung der Einheit, sein Werk fort und schritt jetzt geradeswegs auf die Kaiserkrone zu. Wieder hat dabei der König mitgewirkt; seinen älteren Vorsatz, die Fürsten alle nach Versailles zu laden, nahm er unmittelbar nach dem 23. November auf und entsendete Lynar mit eigenhändigen Briefen an die Könige. Eine so erlauchte Versammlung

aber mußte doch wol, fast unausweichlicher Weise, selbst wenn dieses Ziel etwa nicht ausdrücklich angegeben wurde, auf die Kaiserwahl hinauskommen. Wie stark überdies die Persönlichkeit, das bloße Dasein des greisen Siegers in diesen Tagen für das Kaiserthum stritt, liegt auf der Hand. Die Art, wie, und der Zeitpunkt, zu dem es dann errungen worden ist, sind indessen wieder durch Bismarck, und soweit wir sehen, ohne, ja gegen den Wunsch seines Herrn, bestimmt worden. Er war es, der den lange zurückhaltenden bairischen König vorwärtstrieb und ihm dann jenen Brief aufsetzte, den Ludwig II. sich zu eigen machte und allen deutschen Souveränen vorlegte, den Brief, der von Wilhelm die Annahme der deutschen Kaiserwürde forderte, weil erst sie den Fürsten die Vereinigung der Präsidialrechte in der Hand des preußischen Königs erträglich mache. Mit Anspannung aller Kräfte eilte Graf Holnstein, diesen Brief nach Versailles zu tragen; Wilhelm, mitten im Zuge der schweren Loirekämpfe, fand ihn „so unzeitig wie möglich“. Bismarcks Vertreter Delbrück legte das Schreiben dem norddeutschen Reichstage vor, zu seines Königs peinlicher Ueberraschung; gleichzeitig entschloß sich Weimar, wieder auf Bismarcks Anregung, Kaiser und Reich im Bundesrathe zu beantragen. Der Reichstag nahm wie den bairischen Vertrag so die Aenderung der Namen an, entsandte seine Deputation nach Versailles: König Wilhelm wollte die Kaiserkrone nicht aus diesen Händen nehmen; er wollte die Deputation nicht empfangen, ehe er nicht der einmüthigen Zustimmung der Fürsten durch Ludwig II. versichert wäre. Am 17. December traf diese Versicherung, noch nicht in amtlichen Formen freilich, ein, am 18. folgte der Empfang, durch die Vorkehrungen des Kronprinzen und die Wucht der Sache selber doch sehr viel feierlicher und endgültiger als es der König gedacht hatte. Er erwiderte auf Eduard Simsons ergreifende Rede mit der tiefsten Bewegung, stockend, von Thränen gehemmt; er sagte, wenn erst Alles ganz officiell geregelt sein werde, die Annahme der Kaiserkrone deutlich zu. Er sprach hernach zu seinen Generalen „über das Schwere des Moments“. Dann freilich drückte er Bismarck lange die Hand, und als er ihm zum Weihnachtstage das eiserne Kreuz erster Classe verlieh, schrieb er die Worte hinzu: „aus dankbarster Anerkennung des 18. December 1870“. Seinem Sohne erschien er nach jenem Empfange heiter und befriedigt: falsch wird auch dieser Eindruck nicht sein. In seiner Seele mischte sich noch das Widerstreben und die Anerkennung des Nothwendigen und vielleicht auch bereits ein Theil Freude über den Glanz dieses Erfolges; aber rein war seine Freude noch lange nicht. Da hatte es Friedrich Wilhelm besser; der ging in allen diesen Stunden der äußerlichen Entscheidung mit Bismarck zusammen, reichte ihm, als jener bairische Brief am 3. December gekommen war, mit bedeutungsvollem stillem Austausche die Hand, er bedankte sich am 18., in gehobener Stimmung, bei ihm und bei Roon „ausdrücklich für das Gewordene“, er entwarf in heller Ungeduld in den folgenden Wochen Proclamation, Insignien, und ersehnte den vollen Abschluß. Der alte König aber fuhr auf, als sich damals Schneider eine Anspielung auf den neuen Titel erlaubte, wollte am 1. Januar 1871, ehe von dem immer wieder zaudernden Baiern nicht die formelle Erklärung da sei, keine öffentliche Kundgebung dulden, obwol an diesem Tage die Reichsverfassung in Kraft trat. Als dann die bairische Sendung einlief, blieb es noch immer unmöglich auch das Ja der bairischen Kammern abzuwarten: auf den preußischen Krönungstag, den 18. Januar, wurde die Proclamation endlich angesetzt. Und auch jetzt noch verhehlte Wilhelm seinem Sohne nicht, wie schwer es ihm werde, wie sehr er wünsche, in seinem Titel den preußischen König doch noch vor den Kaiser zu stellen; als er am 17. Januar mit dem Kronprinzen, Bismarck

und Schleinitz als Minister des königlichen Hauses die letzte Berathung abhielt, drang all sein Widerwille noch einmal leidenschaftlich hervor. Man sprach vom Wortlaute des Titels und die Herren fügten sich ungern in Bismarcks Zugeständniß an die Baiern, die etwas magere Benennung als „deutscher Kaiser“ — dem Kanzler war diese Frage gleichgültig genug, der Kronprinz legte, folgerechter Weise, ein stärkeres Gewicht darauf, auch seinem Vater, so scheint es, wäre, wenn er einmal Kaiser heißen sollte, das vollere „Kaiser von Deutschland“ angenehmer gewesen. Man sprach von den Reichsfarben: Wilhelm konnte sie annehmen, „weil sie nicht (wie die 1848er) aus dem Straßenschmutz entstiegen seien“; von Heer und Flotte: wieder mochte er nur die zweite, niemals das erste „kaiserlich“ genannt sehn. Die neue Verfassung also war ihm, trotz ihrer 49er Anklänge, erträglich geworden, in sie hatte er sich seit Jahren eingelebt; unerträglich blieb ihm der Abschied vom preußischen Heeresstaate. Seine Erregung wallte über. „Ich kann Dir nicht sagen, berichtete er am 18. seiner Gemahlin, in welcher morosen Emotion ich in diesen letzten Tagen war, theils wegen der hohen Verantwortung, die ich nun zu übernehmen habe, theils und vor Allem über den Schmerz den preußischen Titel verdrängt zu sehen! In der Konferenz gestern war ich zuletzt so moros, daß ich drauf und dran war, zurückzutreten und Fritz Alles zu übertragen! Erst nachdem ich in inbrünstigem Gebeth mich an Gott gewendet habe, habe ich Fassung und Kraft gewonnen!“ Das ist die Weise, zu fühlen und zu reden, wie sie ihm im brieflichen Selbstgespräche aus dem Herzen floß; die klangvolleren Sätze, die sein Sohn nach jenem Gespräche aufzeichnete, sind darum nicht minder wilhelmisch, die Antwort, die er dem Kronprinzen gab, als dieser den gegenwärtigen Abschied von Altpreußen in den Zusammenhang der hohenzollerischen Geschichte mit ihrem großen Emporsteigen eingefügt hatte: „mein Sohn ist mit ganzer Seele bei dem neuen Stande der Dinge, während ich mir nicht ein Haar breit daraus mache und nur zu Preußen halte. Ich sage, er wie seine Nachkommen seien berufen, das gegenwärtig hergestellte Reich zur Wahrheit zu machen“.

Es war ein Abschied wie einst, da er vor einem Vierteljahrhundert dem Preußen des Absolutismus die Grabrede gehalten hatte. Da er jetzt, unter Schmerzen, den neuen Schritt vollzog, wünschte er auch hier wieder der Zukunft aufrichtig die volle Lebenskraft. „Der heute scheinbar leere Kaisertitel werde bald genug zur vollen Bedeutung gelangen“: diesem Worte seines badischen Schwiegersohnes stimmten seine Hoffnungen sicherlich zu. Daß Er diese Belebung der neuen Formen noch selber leisten würde, vermochte er nicht zu glauben, seine Nachfolger sollten es thun; ihm selber war todestraurig zu Sinne. Wir verstehen ihn doppelt gut, wenn wir aus seines getreuesten Dieners, des Kriegsministers, Munde eine ganz ähnliche Klage wie aus dem seinigen vernehmen. Ihr eigener Sieg schien die innere Welt dieser Sieger zu zertrümmern. Und sie überwanden sich beide, in die neue Welt überzutreten, die nicht die ihre sei. Das alte Preußen ging so mit herzerschütternden seelischen Kämpfen in das neue Deutschland ein. Wer dürfte diese innerlichen Siege, diese erneute schwere Selbstüberwindung, gering schätzen? es war wieder der Segen dieser zähen Treue, daß sie erwies, wie stark und sittlich lebensvoll das Alte war; weil es nicht leichthin sich selber darangab, eben darum blieb es in dem jetzt gegründeten, ehrlich von ihm ergriffenen neuen Reiche eine triebkräftige und leistungsfähige eigene Macht. Es behauptete sich, indem es sich einordnete, und wirkte fort. Niemals ist König Wilhelm ehrwürdiger gewesen, niemals hat sich sein ganzes historisches Wesen natürlicher entfaltet und seinen positiven, man darf trotz Allem gerade hier sagen: schöpferischen Kern deut-

licher bethätigt, als in diesen Monaten des scheinbar nutzlosen Widerstrebens und der Selbstbezwingung und Unterwerfung: nur dem oberflächlichen Blicke wird es als eine Niederlage veralteter Bildungen erscheinen.

Den Glanz, mit welchem am 18. Januar 1871 die Kaiserproclamation vollzogen worden ist, hatte sein Sohn, nicht er, angeordnet; seine Erzählungen des Herganges zeigen ihn selber auch auf diesem Höhepunkte ganz so wie er immer war und immer blieb: fromm, einfach, würdevoll; sie schildern im Uebrigen nicht den ideellen Gehalt der Feier, sondern deren militärische Einzelheiten. Was ihn im Spiegelsaale Ludwigs XIV. unwiderstehlich an sich zieht, das sind seine preußischen Fahnen; sie erblickt er, zu ihnen stellt er sich, sie stehn ihm zu Häupten, sie neigen sich vor ihm, als unter der brausenden Huldigung seiner Fürsten, seiner Krieger aus König Wilhelm der deutsche Kaiser geworden ist. —

Der Krieg ging zur Rüste, die letzten entscheidenden Siege erhellten dem Herrscher gerade die Umgebungstage der Proclamation, die Verhandlungen folgten nach, Bismarck führte sein Riesenwerk mit strahlender Ueberlegenheit zum Ziel. Wilhelm hielt sich, im Februar von schmerzhafter Krankheit gepackt, aufrecht bis an das Ende; er dachte am 27. an die Feuertaufe von Bar-sur-Aube: 56 Jahre lag sie zurück. Den Seinen hatte er gesagt, er bleibe ihnen ihr König, und die Bilder, die ihn im Krönungsornate, in mittelalterlichem Aufputz darstellten, wies er noch später ärgerlich zurück: er meine nicht auszusehen wie ein Baalspriester. Als Heereskönig zog er, zum dritten Male, in das besiegte Paris ein; seine großen Helfer hatte er beim Friedensabschlusse wieder dankbar umarmt und geküßt, wieder mußten die drei beim Siegesfeste in Berlin unmittelbar vor ihm her reiten. Seinem Empfinden, das wiederholte er, waren sie und sein Heer, wie er selber, Werkzeuge in Gottes Hand. Unverändert kehrte er heim, in eine verwandelte Welt.

---

6. 1871—1888.

Siebzehn Jahre standen dem Kaiser Wilhelm noch bevor, von seiner Regierungszeit die längere und nicht die ärmere Hälfte, reich an großer Entwicklung, die auch seinem Leben noch ein letztes Mal neue Kämpfe und wichtige Wandlungen zu bringen bestimmt war; dennoch für ihn Jahre des hohen Greisenalters, in denen seine handelnde Wirksamkeit allmählich immer geringer wurde und stets geringer war als in den vorhergegangenen Epochen; der historischen Kenntniß überdies bis jetzt in allen wichtigen Einzelheiten weniger aufgeschlossen als jene. Das Ganze dieser beiden letzten Jahrzehnte aber drängt sich der Anschauung eines Jeden schon heute in mächtigem und einheitlichem Bilde auf: Jeder mag es verschieden sehen und verschieden deuten, von sich abweisen kann es Niemand; und gerade die Gestalt und die Stellung des alten Kaisers wird weniger strittig sein als irgend ein anderes Hauptelement dieser Zeiten. —

Den Mitlebenden schon kam es zum Bewußtsein, wie die Jahreswoche von 1864 ab die Bahnen der älteren preußischen Geschichte schrittweise neu durchmessen und ihre Erbschaft eingezogen habe: der dänische Krieg diejenige des großen Kurfürsten, indem er an der Ostsee Preußen und Deutschland den langumkämpften festen Antheil sicherte und abschloß; der 66er Krieg mit seiner Lösung von Oesterreich die des großen Königs, der 70er in seiner Abrechnung mit Frankreich wie in seiner Vollstreckung des nationalen Ideales die Erbschaft von 1813. Nach Norden, Westen, Südosten hatte das neue Deutschland seine Grenzen erstritten und überall deckte seine bereite Macht die lange Vereinzelten und Schwachen, die es in sich zusammenfaßte. In sich selber aber gestaltete

es ein neues, ebenso gesteigertes wie erweitertes politisches Leben aus. Das Kunstwerk des neuen Reiches, einzigartig in jener Mischung des Bestehenden und des Werdenden, der Besonderheit und der Einheit, schwer oder gar nicht einzufangen in die Netze der herkömmlichen staatsrechtlichen Construction, unregelmäßig und unvollendet: es erwies doch jetzt, wie sehr es in Wahrheit das Ergebniß der lebendigen Kräfte und in sich selber organisch, lebensfähig und entwicklungsfähig war; seine Formen füllten sich mit frischer Wirklichkeit und wo die Linien des neuen Werkes nur erst angedeutet oder schwankend waren und erst die Bethätigung der inneren Kräfte das Wesen deutlich machen konnte, da wuchs die Wirklichkeit über die unsicheren Grenzen fröhlich hinaus. Es ist doch schließlich überraschend bald so geworden, daß wohl die Theorie, aber, in normalem Fortgange der Dinge, kaum die Praxis an dem Charakter des jungen Staates Zweifel offen läßt; daß über alle Unsicherheiten des Rechtes hinweg das Reich unzweideutig als eine, wie auch immer abgewandelte und ergänzte, Monarchie besteht, so aufgefaßt wird und so wirkt. Dahin hat das Schwergewicht der Dinge selber gedrängt; aber mit Händen greift man, wie überaus stark der Einfluß der leitenden Männer ihm nachgeholfen hat, wie er vermocht haben würde, zu hemmen und zu verderben, und wie er thatsächlich getrieben und geschaffen hat. Inmitten seiner Großen hat da Kaiser Wilhelm in immer steigendem Maße durch seine Persönlichkeit jenen Einfluß geübt, stetig und stark. Diese 17 Jahre haben die innerliche Fruchtbarkeit des langen Widerstrebens wirklich an den Tag gebracht, das Wilhelm dem Uebergange in das Reich entgegengesetzt hatte; mit ungebrochener charaktervoller Kraft fügten er und die Elemente, die er vertrat, sich jetzt in die neue Stelle; soviel Widerspruch es gefunden hat und findet, dieses Preußenthum hat doch dem Deutschen Reiche den Stempel aufgedrückt. Es wird reizvoll und weit über das Persönliche hinaus bezeichnend und bedeutsam sein, wenn man es dereinst an Kaiser Wilhelms vertrauten Aeußerungen verfolgen können wird, wie sich von da ab Preußenthum und Deutschthum in ihm selber mischten, vertrugen und vielleicht dann und wann noch immer stießen. In dem bisher Bekannten begegnet wol einmal ein Wort, das in die Tiefen seines eigensten Empfindens blicken läßt, wie der noch 1878 an Roon gerichtete Satz, die Wahl Berlins als des Congreßortes sei „sehr ehrenvoll für Deutschland und speciell Preußen“: was ihm zu allernächst am Herzen lag, kommt da in absichtslosem Ausdruck so deutlich zu Tage; und man wird erinnert, daß auch Roon in Wilhelm allezeit „seinen König“ sah, der Kaisername blieb dem alten Soldaten leer und fremd. Schwerlich war das bei seinem Herrn ebenso. Er hat sich doch wol in das Kaiserthum rasch und ganz hineingelebt und sich mit dem neuen, weiteren Inhalte durchdrungen, so sehr ihm sein Preußen die Grundlage blieb und so wenig er geneigt war, sein Recht nach der Seite der Einheit hin irgendwie zu überschreiten. Die Selbstverständlichkeit, mit der er jedesmal seine gegenwärtige Würde innegehabt und ausgefüllt hatte, übertrug sich bald auch auf diese höchste; war es nicht ganz natürlich, daß „der unbestreitbar erste Mann“ des deutschen Fürstenstandes „die Kaiserkrone trug“? Das war wirklich der Kaiser, wie Ehrfurcht und Glaube der Nation ihn träumen konnten. Mit der vollen Sicherheit, dem untrüglichen Takte, der schlichten Weisheit und Hoheit seines Wesens schritt er ihr jetzt voran; man vermöchte keine Persönlichkeit auszudenken, so geeignet wie die seine, um die oberste Spitze, die lebendige Darstellung der Einheit zu bilden, das Neugewordene ruhig gewähren und wachsen zu lassen, ohne störende Hast, im fraglosen Vertrauen Aller. Hier war ein fester Kern, ein unverrückbarer Mittelpunkt; mochte inzwischen das

streitende Leben der Parteien und die Macht des schöpferischen Staatsmannes im rastlosen Kampfe das Neue durch- und fortgestalten.

Es waren die gleichen Gewalten, wie seit 1867 und früher, die dabei hervortraten, und sie zogen zunächst in den gleichen Bahnen, zu den gleichen inneren Zielen weiter. Unwiderstehlich drang vor allem Anderen noch immer das Bürgerthum vorwärts. Die großen Zeiten des Nationalliberalismus brachen an; unter den Conservativen mußten die Entschiedenen vor den Gemäßigteren zurückweichen, wie unter den Liberalen die Fortschrittler; nur die neue katholische Partei stieg bereits ganz geschlossen und immer mächtiger empor. Mehr noch als vorher stand jetzt, da soeben die Begründung des Reiches die nationalen und liberalen Wünsche zum glänzendsten Siege geführt hatte, die innere Politik unter deren Zeichen. Dabei wiederholten sich nun im größeren Maßstabe alle die Bestrebungen und Gegensätze des norddeutschen Reichstages. Wieder griff die leitende Partei, zumal unter dem scharfen Antriebe ihres linken, Lasker'schen Flügels, nach einer festen Macht neben, womöglich doch auch über der Krone. Der Militäretat wurde, nach einer ersten dreijährigen Bewilligung, 1874 wieder zum Gegenstande des Streites. Der Kaiser beklagte sich bitter, daß man trotz aller Erfahrungen und Leistungen des letzten Jahrzehntes von Neuem, sei es gegen seine Mehrforderungen, sei es gegen seine Krongewalt über die Armee, anging. Er wollte durch das Aeternat den Grundbestand des Heeres für immer dem Machtkampfe der Parteien entziehen; „mit schwerem Herzen" fügte er sich dann in den Vermittlungsvorschlag des Septennates. „Die Frage", schrieb er Roon, „hatte sich so zugespitzt, daß (bei Ablehnung des Septennates) die Alternative stand: Conflict oder Herabminderung der Kopfzahl. Da zog ich die erste (erhöhte) Ziffer vor ... Aber freilich in unseren Tagen sind 7 Jahre fast ½ Jahrhundert! So haben wir für 7 Jahre die Armée-Organisation intakt". Er tröstete sich auch damit, daß späterhin das Wachsthum der Bevölkerung die Heeresziffer doch stetig weiter steigern müsse; er erkannte 1875 an: „Der Reichstag ist im Allgemeinen généreux für die Armée gewesen und hat, was ich anerkennen muß, Piétäts-Gefühle, wenn es ihm auch schwer wurde, gezeigt". Und während der vergangenen Krise hatte sich im Volke selber eine lebhafte Bewegung für das Heer erhoben; der Abstand gegen die 60er Jahre war in der That groß genug und der Herrscher durfte sich, wenn er auch den Gegensatz lebhaft und dauernd spürte, doch befriedigt fühlen. Im übrigen sah er die Gesetzgebung eifrig und glücklich am Ausbau des Reiches; allmählich wurden die Reichsämter durchgebildet; die Einheit des Maaßes, Gewichtes, Geldes, die Einheit der Gerichtsverfassung und des Verfahrens, des Rechtes selber wurde angelegt und Vieles vollendet. In Preußen wurde die Selbstverwaltung weitergefördert, im Kreise und in der Provinz, und zugleich in der evangelischen Kirche. Die Freihandelspolitik der 60er Jahre setzte sich in den 70ern fort, der wirthschaftlich-sociale Proceß lief weiter, durch die moralischen und finanziellen Nachwirkungen des Siegesjahres, durch die großen Verhältnisse und den gewaltigen Schwung des neuen Reiches bis zum Uebermaße beschleunigt und gesteigert, vorläufig durch Nichts geregelt oder gehemmt. Schon traten die Sünden des Gründungsschwindels, die Katastrophen von 1873 zu Tage; schon sonderten sich jetzt im Bürgerthume selbst immer sichtbarer die Schichten; schon organisirte sich jetzt immer breiter und immer drohender unter dem siegreichen Mittelstande das Erzeugniß der Entwicklung des letzten Menschenalters, das Arbeiterthum. Es verkündete, als eigne Partei, seine drängenden Ansprüche; es bewehrte sich mit den Lehren des Socialismus, in denen die Nöthe und Bedürfnisse des neuen Standes sich mit den alten, durch den revolutionären Liberalismus

in das neunzehnte Jahrhundert hinübergeleiteten Gedanken des achtzehnten zu einer neuen und machtvollen Einheit vermählt hatten. Eine geistige Bewegung kam ihm von oben her entgegen, zeichnete dem Staat veränderte Bahnen socialer Reformen vor; allmählich klangen Umkehr heischend die Mahnungen der Religiösen, bald auch mit eignen materiellen Beschwerden die Forderungen der Landwirthe hinein; unter den Herrschenden verbreitete sich ein Gefühl von Mißbehagen, von beginnendem Zweifel; aber noch blieb man in der alten liberalen Bahn einer ungefesselten wirthschaftlichen Freiheit.

Und liberal war insbesondere dasjenige politische Unternehmen, das in den Jahren nach 1871 den Vordergrund ausfüllte: der Kampf mit der katholischen Kirche. Woher er stammte und weshalb er ausbrach, das ist im Großen und Sachlichen ebenso klar, wie es im Einzelnen und Persönlichen noch zweifelhaft oder doch umstritten ist. In dem uralten Gegensatze des modernen Staates zur Weltkirche war der Staat Jahrhunderte hindurch der vordringende Theil gewesen; seit der französischen Revolution, die beide Gewalten gleichermaßen auf tiefere und breitere, demokratischere Grundlagen stellte und die innere Kraft beider so unendlich erhöhte, war es die Kirche. Die staatlichen Ansprüche, die der Absolutismus mit seinen Juristen ausgebildet und vertreten hatte, gingen seitdem in die Erbschaft und Pflege namentlich der Liberalen über, aber auch die Regierenden, woher sie selber immer kommen mochten, konnten jene Ansprüche nicht unvertheidigt lassen; der Zug der Nationalität kam den Einen wie den Anderen dabei zu Hülfe. Aber von ihrem internationalen Boden aus trat ihnen die Weltkirche, jetzt sie als die Angreiferin, als die Erobernde, entgegen, mit ihrem verstärkten Heerbanne, alle Mittel des neuen Jahrhunderts ausnützend, immer weiter und höher dringend: zwei Mächte, ihrem tiefsten Wesen nach, selbst da wo zu ihrer grundsätzlichen Abweichung nicht noch die confessionelle hinzutrat, einander fremd und bis zu einem gewissen Grade einander nothwendig feind, über ihr gegenseitiges Verhältniß und mindestens die Grenzen ihrer Machtkreise ein für alle Male auf den Kampf und die Verhandlung angewiesen. Als jetzt im gleichen Jahre hier das Deutsche Reich, national und zudem protestantisch, der Sieger über die dem Papstthume dienstbaren und auch von ultramontanen Kräften zum Kriege getriebenen katholischen Kaiserreiche, der natürliche Beschützer des schicksalsverwandten italienischen Einheitsstaates, sich erhoben hatte, dort das vatikanische Concil die internationale Kirche vollends absolutistisch geschlossen hatte, da stießen die beiden Gewalten, jetzt alle beide in stolzem Aufstiege, beinahe von selber zusammen. Nicht daß sie es thaten, war das Auffallende; man darf fragen, ob sie und wie sie es vermeiden konnten? Erst die Erfahrungen eines langen Streites haben sie gelehrt, sich, soweit sie es können, zu verständigen Wer nun den ersten Schuß gethan hat, braucht hier nicht erörtert zu werden; in jedem Falle hatte der Staat Anlaß genug, sich für den Herausgeforderten zu halten. Bismarck nahm den Kampf auf, von dem er meinte, daß dieser ihn erst, in Preußen und im Reich, zum Herrn im eignen Hause machen würde; und alle weitgehenden Hoffnungen und Bestrebungen, die liberalen, nationalen, protestantischen, schlossen sich ihm leidenschaftlich an. Daß man dabei die elementare Macht des Katholicismus in Glauben und Kirche unterschätzt hat und im Angriffe zu weit vorgegangen ist, das verkündet heute alle Welt; ein sicher begründetes Urtheil über die Nothwendigkeiten und Verantwortlichkeiten wird man schwerlich bereits fällen können. Gewiß hat an dem Irrthume auch Bismarck seinen Theil gehabt; wie weit dieser geht, wage ich nicht zu entscheiden. Das erkennen wir bereits, daß ihm, wol fast von Anfang an, in diesem Kriege, in den seine Kämpfernatur sich inzwischen immer wieder feurig stürzte und dem er im Ganzen nicht zu entgehen vermochte, doch nie recht

wohl gewesen ist. Er stritt um die reale Macht, die Macht seines Reiches und — denn das war ganz untrennbar davon — um seine eigne Macht; um die Sicherung seines Werkes gegen die katholischen, particularistischen, nationalen Feinde, die es von innen und außen her zugleich bedrohten; auch um die Herstellung einer festeren Selbständigkeit des weltlichen Staates, des schlechtgedeckten preußischen zumal, gegen die wachsenden Ansprüche des Papsttums. Er mußte dabei die Bundesgenossenschaft der Liberalen, der Juristen, suchen, die aber mit ganz anders principiellen Bestrebungen als er in den Streit eintraten. Sie dehnten die Staatshoheit weiter, als er es wol jemals auf die Dauer gewollt hat; weder ihre juristische Logik noch ihre einseitig zugespitzte weltliche Anschauung, ja Kirchenfeindschaft theilte er; Vieles, was sie im Grundsatz und für immer aufrichteten, war ihm nur Kampfmittel, ein Kampfgesetz, das er nach Möglichkeit behaupten, aber auch unbedenklich wieder opfern würde, wenn es seine Schuldigkeit gethan hätte oder nicht mehr haltbar wäre, und das er von dem weit engeren, eigentlich organischen Bestande einer immer unentbehrlichen Kirchengesetzgebung scharf unterschied. Die Wandlungen, die er selber dabei etwa durchgemacht hat, muß man noch feststellen; seinen Vertrauten klagte er schon ziemlich frühe über den Radicalismus seines Ministers Falk; aber der gemeinsame Krieg band sie noch zusammen. Dessen Getöse übertönte vorerst alles Andere; von beiden Seiten zog man in heller Leidenschaft in ihn hinein und wollte die Unumschränktheit der eigenen Forderungen noch nicht ermäßigen; den Conservativen überall wurde vor den Verbündeten der Regierung, vor den Folgen des „Culturkampfes" für das innere Leben, für die Parteimacht, den Glauben, auch für die evangelische Kirche angst.

Und mit dem Culturkampfe verknüpfte sich die auswärtige Politik. Wol ließ sich diese nach 1871 vorwiegend conservativ an, die drei Kaisermächte schlossen sich 1872 vor aller Welt zusammen. Aber Bismarck traute den österreichischen Freunden noch nicht und hielt eine feindselige, polnisch-katholische Wendung bei ihnen für möglich. In Frankreich vollends wandte er sein Wohlwollen und, so weit er sie leisten konnte, seine Unterstützung der Republik zu, wie sie Thiers begründet hatte; der Triumph der Monarchisten schien ihm, weil er das Land stärken, bündnißfähiger machen, zu dem Versuche einer ruhmvollen kriegerischen Bethätigung zwingen könnte, und auch weil er Frankreich ganz auf die katholische Seite hinüberführen würde, gefährlich. Der Botschafter in Paris, Graf Harry Arnim, trat im Gegentheile für die monarchischen Parteien ein, trug, in persönlicher Opposition gegen den Kanzler, seine Auffassung dem Kaiser dringend und oftmals vor; er hatte dabei die Kaiserin Augusta mit ihren starken und deutlich genug ausgedrückten katholischen Sympathien, die wie der Kirche so auch Frankreich zu gute kamen, und überdies wol die legitimistische Stimmung hoher conservativer Kreise in Berlin, am Hofe, für sich. Die Conservativen hatten seit 1867 über Bismarck zu klagen; nach der Begründung des Reiches sahen sie sich immer weiter zurückgeschoben, ihre Gegner immer unbedingter an der Seite der Regierung; Verwaltungsreform, Kirchenstreit, Wirthschaftspolitik: Alles erbitterte sie und aller Groll wandte sich gegen Bismarck.

Wie stand nun Kaiser Wilhelm zu diesem ganzen, in sich zusammenhängenden, so vorwiegend liberalen Regierungssystem?

Roon hat von 1871 ab so manche charakteristische und ergreifende Klage über die „neue Aera freiheitlicher Entwicklung" ausgestoßen, über das Verdorren der patriarchalischen conservativen Staatsidee, in der er wurzele, über die „Verdeutschung à tout prix", durch die Bismarck, „der verwegene Steuermann", ihm sein altes preußisches Programm unbrauchbar gemacht habe.

Roons Gesinnung giebt einen Maßstab für diejenige seines Herrn. Auch Wilhelms Empfinden blieb conservativ wie bisher, das ist uns aus seinem etwas widerwilligen Lobe des Reichstags entgegengeklungen und ergiebt sich aus Allem sonst; noch als man 1878 aus der liberalen Periode hinauslenkte, urtheilte er über diese Periode, beinah seltsam, wie ein Zuschauer, der sie eigentlich nicht selber mitgemacht hätte: „Der Fürst und Eulenburg bereuen ihren Anflug von Liberalität und sehen wie schwer es ist, den kleinen Finger wieder zurückzuziehen! ich selbst habe es ja seiner Zeit empfunden!“ Er hatte es in der That nicht nöthig, sich, wie nach 1859, aus dieser neuen Aera nochmals innerlich zu lösen. Sein Vertrauensmann war, soweit unsere Kenntniß heute reicht, in den 70er Jahren von Herzenswegen eben Roon; der stand seiner ganzen Empfindungsweise, persönlich und politisch, offenbar erheblich näher als Bismarcks unberechenbare Genialität; Alles, was den König und seinen Kriegsminister zu Versailles etwa getrennt hatte, fiel nach dem Friedensschlusse fort, Roon schüttete er seine innersten Gedanken aus. Und doch ging er, als der Höchstverantwortliche, der nun einmal regieren mußte, über den Standpunkt seines seelenverwandten Freundes auch hier hinaus: wie er rückhaltsloser deutsch wurde als Roon, so schloß er sich auch der inneren Wendung immerhin vollkommener an. Um der oben aufgestellten Reihe der politischen Aufgaben hier nochmals nachzufolgen: der Kaiser schaffte nach seiner Art, prüfend und dann unterstützend, an den Organisationsarbeiten im Reiche mit; er eignete sich die Selbstverwaltungsvorlagen, die ewig neue Erbschaft Steins, ganz an und bewilligte, wenngleich nicht ohne Unbehagen, sogar den Pairsschub, um sie im Herrenhause durchzusetzen; er drängte die Bedenken, die wol auch ihm wie Roon gegen die auflösende, „nihilistische“ Wirkung der einseitig freiheitlichen Gesetzgebung kamen, offenbar lange zurück. Und was den Culturkampf betrifft, so ist doch wohl der Kaiser freier und entschiedener als die meisten der ihm nahestehenden Conservativen in ihn hineingegangen. Allerdings auch Roon hat den Kampf als Ganzes gebilligt und selbst Edwin Manteuffel hat betheuert, er kämpfe ihn mit. Bei Wilhelm war das protestantische und staatliche Bewußtsein von jeher stark, „Religionskriege“ hatte er früher zwar ausdrücklich abgelehnt, aber die Kirchenpolitik seines Bruders nicht minder. Er muß doch auch hinter seinen beiden europäischen Kriegen, die gewiß nicht eigentlich confessionellen Ursachen entsprungen waren, jene unleugbare Einwirkung confessioneller Feindseligkeit gespürt haben: gern möchte man Näheres darüber erfahren. Und jetzt war er mit seinem Herrschergefühle zweifellos betheiligt. Jener Brief an Pius IX. vom September 1873, der den Versuch des Papstes, den Monarchen von seiner Regierung zu trennen, und zumal Pius' Anspruch auf Oberherrlichkeit über einen jeden Christen so entschieden zurückweist, jener Dank an Lord Russell vom Februar 1874, der die innere Gemeinschaft mit England in so großem Sinne, in so weiter historischer Auffassung ausdrückt, sie sind beide vielleicht nicht von Kaiser Wilhelm aufgesetzt, aber sie sind viel zu persönlich gefaßt, als daß sie seiner eigensten Meinung fremd sein könnten; und 1878 hat er nicht nur in dem officiellen Glückwunschschreiben an Leo XIII. die Gehorsamspflicht seiner katholischen Unterthanen betont, sondern auch in vertrautem Briefe an Roon es als „die Abhülfe“, auf die es ankomme, bezeichnet, „daß die Bischöfe und durch sie die Geistlichen sich dem Gesetze unterwerfen“. Schwer geworden ist ihm, nach seiner Art, die Entlassung Mühlers und schwer wurde ihm die Zustimmung zu denjenigen Vorlagen, die auch die evangelische Kirche und, wie er meinte, die allgemeine Stellung der Religion berührten, wie das Schulaufsichts- und vor Allem das Ehegesetz. Er hat dem Freunde 1874 von den schlimmen Tagen erzählt, die ihm die Civilehe bereitet

habe: aber auch Fürst Bismarck hatte sich dafür entschieden, „obgleich ich trotz meiner Hinfälligkeit noch 2mal dagegen schrieb und auf die facultative Ehe hinwies — vergeblich!" Dergleichen Empfindungen mochten ihn dann auch den allgemeineren Einwänden, die sich mit der Dauer des Culturkampfes überallher einstellten, zugänglicher machen. — In der auswärtigen Politik war ihm die Erneuerung der alten ostmächtlichen Allianz eine Herzensfreude; den französischen inneren Verhältnissen gegenüber ist es ihm offenbar nicht leicht geworden, den harten Realismus Bismarcks gewähren zu lassen, Arnims conservative Vorschläge und der Einfluß der Gemahlin, ihre demonstrative Begünstigung des vom Kanzler befehdeten, monarchistisch-klerikalen französischen Botschafters Gontaut-Biron, den er selber gern leiden mochte, blieben auch auf ihn nicht ohne Wirkung; aber zuletzt siegte Bismarck auch da.

In dem Verhältniß zu Bismarck sammelten sich jetzt wie stets für den Kaiser alle wichtigen Entscheidungen politischer und persönlicher Art. Noch vermögen wir die Krisen, die dieses Verhältniß von 1871—77 durchgemacht hat, nicht ganz zu erläutern. Wir sehen wol, daß der Reichskanzler ernstlich leidend war, die Briefe seiner Freunde wie seiner selbst, die Warnungen der Aerzte bezeugen das; er flüchtete sich immer länger auf seine Landsitze und ertrug es dann mit Ungeduld, die Staatsgeschäfte, die er nicht entbehren konnte und von denen er doch nicht hören wollte, nicht unmittelbar beeinflussen zu können. Auch daß die Gegnerschaft der Conservativen, die immer mächtiger emporschwoll, die Gegnerschaft der Hofparteien und der königlichen Familie ihn tief erregte und seine Schritte überaus erschwerte, ist offenbar; in den zornigsten Anklagen hat er damals die „Fahnenflucht" seiner alten Parteigenossen im Kampfe gegen Rom verdammt; und wie oft hat er später erzählt, daß die Feinde im Palais ihm mehr Noth gemacht hätten als alle draußen in der Welt. Aber auch des Königs selber hat er sich, seinen vertraulichen Gefühlsergüssen zufolge, lange nicht ganz sicher gefühlt. Im Juli 1871 fand ihn Roon „voll heiligen Eifers des Dienstes, ganz ‚kurbrandenburgischer Vasall', voll Hingebung und Verehrung". Im Februar 1872 aber schrieb der Fürst an Eulenburg, in einer erregten Auseinandersetzung, die bitteren Worte: „wir brauchen vier Ministerpräsidenten: für S. Majestät, wo ich fühle, daß mein Einfluß schwindet, für die Kollegen (denen er nur als Bittsteller und Mahner nahen könne), für das Parlament und für die auswärtigen Geschäfte". Und Roon schüttete er im December darauf sein Herz aus: „ich bin nachgerade in Ungnade bei allen Gliedern des kgl. Hauses, und das Vertrauen des Königs zu mir ist im Abnehmen. Jeder Intrigant findet sein Ohr"; es sei unwürdig, mit einem leichtfertigen Egoisten wie Harry Arnim beim Könige um Einfluß und Amtsbefugniß streiten zu sollen. — Es ist schwierig, zu bestimmen, wie weit diese Klagen beim Worte zu nehmen, wie ernst diese Mißstände wirklich gewesen sein mögen, und vor Allem, wie der König seinerseits das Verhältniß gefühlt und gewollt hat. Er läßt sich einmal (im Januar 1872) von Roon über den Ministercandidaten Falk Auskunft geben, Bismarcks Empfehlung hat ihm nicht genügt. Er wahrte also seine Selbständigkeit nach wie vor. Auch das innerliche, wenn auch noch so stille Widerstreben seines Herrn gegen die gegenwärtige Richtung überhaupt, und das laute gegen manche Einzelmaßnahmen mag der Reichskanzler stetig gespürt und sich an diesem Gefühle manchmal auch gegen den Kaiser selbst verbittert haben. All diese Verstimmung, durch jene körperlich-nervösen Schmerzen gesteigert, mag einen steten verborgenen Zufluß aus Bismarcks eigenster innerlicher Unbefriedigung erhalten haben. Denn auch er war im Grunde seiner Seele mit dem herrschenden Wesen nicht einverstanden, weder auf kirchlichem — wir sahen

es — noch auch auf wirthschaftlichem Felde; er empfand den Trieb, davon loszukommen, und besaß bislang weder die Kraft und Zeit noch die volle Entschlußreife zu einer großen Schwenkung; er fühlte sich nicht ganz in den richtigen, großen Aufgaben, die er eigentlich brauchte, und begann sich, inmitten so vieler Kämpfe und Erfolge, wie er einmal gesagt hat, „zu langweilen". Das war wol wirklich der geheime Stachel, der ihm die äußerlichen Nöthe dieser Jahre innerlich erst so verletzend machte. Denn daß das Ringen mit seinem Herrscher im Grunde so stark gewesen wäre, wie vor oder selbst nach 1866, möchte ich nicht glauben; im Persönlichen, im gegenseitigen Empfinden der zwei Männer sind, wenn der Eindruck nicht trügt, die Mißverständnisse dieser Jahre milder gewesen als die früheren; und sachlich haben sie doch wohl, trotz aller Krisen, nie eigentlich bis an eine wahrhaft ernste Gefahr von Bismarcks Rücktritte herangeführt. Ueber alle Abweichungen und Aergernisse hinweg blieben Kaiser und Kanzler einander nöthig und doch eigentlich wol einander auch lieb. Gerade im Jahre 1872, in dem das Befinden Bismarcks besonders schlecht und sein Mißvergnügen besonders lebhaft war, hat er „die herzliche Anhänglichkeit für Ew. Majestät Person" in wundervollen Worten, wie sie die Weihe des heiligen Abends ihm eingab, als dasjenige Gefühl bezeichnet, „welches in letzter Instanz allein die Diener ihrem Monarchen in rücksichtsloser Hingebung nachzieht. Meine Arbeitskraft entspricht nicht mehr meinem Willen, aber der Wille wird bis zum letztem Athem Ew. Majestät gehören". Und er rühmte es damals (1. August) als eine besonders glückliche Fügung, von Gott zum Dienste eines Herrn berufen zu sein, „dem ich freudig und mit Liebe diene, weil die angestammte Treue des Unterthanen unter Ew. Majestät Führung niemals zu befürchten hat, mit einem warmen Gefühl für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes in Widerstreit zu gerathen." Den stolzen Freimuth dieses Lobes, das zwischen Fürst und Land so aufrichtig unterscheidet und das vielleicht nicht Jeder ebensogut vertragen haben würde, nahm König Wilhelm in seiner großen Weise auf; er wünschte im April 1873 seinem Minister Gesundheit, „damit Sie Ihre hohen Eigenschaften noch lange zum Wohle des Vaterlandes bethätigen können", und unterschrieb den Brief herzlich: Ihr treu ergebener Wilhelm. Auch in Roon wird die Kritik an Bismarcks Verfahren stets von der Freude an dem Gewaltigen und von dem Gefühle seiner Unentbehrlichkeit übertönt. Er bestritt ihm (1875) das Recht, sich zurückzuziehen: er muß weiterkämpfen, mag er wollen oder nicht: „man nascht nicht ungestraft von dem Baume der Unsterblichkeit". „Hat Prometheus das Feuer geraubt, so muß er sich nun auch die Fesseln und den Geier gefallen lassen." In diesen mächtigen Bildern spiegelt sich ein wenig von dem Bewußtsein jener Tragik, die den historischen Helden verurtheilt, an den Folgen seiner eigenen Großthat zu verbluten. Bismarck hat sie dieses Mal überwunden: er hatte erst die eine Hälfte seines Werkes gethan. Gerade damals regten sich in ihm schon deutlicher die Entschlüsse zu einem neuen Beginn.

Es ist somit in mehr als einem Sinne doch das Positive, das trotz aller Schwierigkeiten auch während der Jahre bis 1877 in den Beziehungen Wilhelms und Bismarcks überwog oder immer wieder durchbrach. Den Thatsachen darf ich nur rasch nachgehen. Im December 1872, da Roon, durch den Pairsschub und durch die Art und den Umfang, wie seine Collegen ihn durchgesetzt hatten, erzürnt, dem Könige seinen Rücktritt ankündigte, schlug dieser ihn rundweg ab; er brauche seinen Kriegsminister noch, einmal des Heeres wegen, und dann in der gesammten innern Politik als „Gegenhalt" gegen die Liberalen im Cabinett. Da fand man denn einen überraschenden

Ausweg, der für den Augenblick die Wünsche der drei führenden Männer befriedigte: Bismarck zog sich auf die Thätigkeit als Reichskanzler zurück, Roon, der ihn längst im preußischen Staatsministerium vertreten hatte, ward dessen Präsident. So blieb es bis zum November 1873; inzwischen aber drängte Roon, der übergroßen Last nicht mehr gewachsen, der herrschenden Richtung, die er doch nicht zu ändern vermochte, abhold, von neuem auf seine Entlassung, und Bismarck, der während dieses Jahres auch in preußischen Dingen doch immer befragt worden war, trat wieder statt seiner ein. Roon blieb auch im Ruhestande, nach herzlichem und ungetrübtem Abschiede von seinem Herrn, nicht nur dessen Freund: er stellte sich noch manches Mal, fast wie einst im Jahre 1861, neben ihn als der Mahner, der Wilhelms eigene stille Wünsche vor ihm aussprach und sie so verstärkte. Er selber hat sich in melancholischem Scherze dem alten Fuhrmann verglichen, der nicht mehr fährt, sich aber noch gelegentlich mit dem Peitschenknallen erlustigt; für den König war sein Werth nicht gering. Bismarck aber erreichte im Februar 1874 die Abberufung des widerspänstigen Arnim und in den Jahren darnach seine Anklage und seine Verurtheilung. Er erschien Roon im December 74 vollkommen auf der Höhe seiner Stellung, mit Wilhelm ganz einig. Dennoch brach im Februar 1875 eine neue, langdauernde Krise aus, die wol mit dem Culturkampfe irgendwie zusammenhing; das Abschiedsgesuch, das der Kanzler im Februar entwarf und im Mai eingab, führte dieses Mal lediglich Gesundheitsgründe an; der Kaiser beantwortete es „tief erschüttert", schließlich lief die Sache in Urlaub und Vertretung aus; das Schreiben, das diese gewährte, ist unterzeichnet: Ihr treu ergebener Freund. Im Spätherbste hat dann Bismarcks alter Freund Blanckenburg, nach einem Besuche in Varzin, zum ersten Male den Sturz der „Liberal-Bürokraten" geweissagt; trotzdem gewann erst im Jahre 1876 die Feindseligkeit der Conservativen gegen den schon innerlich im Umschwunge begriffenen Staatsmann die höchste Höhe und die verletzendste Form. Das letzte seiner ernsthafteren Rücktrittsgesuche stammt aus dem April 1877. Persönliche Reibungen waren auch ihm vorausgegangen und die Erläuterungen der bismarckischen Presse deuteten sehr durchsichtig auf den Kreis der Kaiserin hin, in dem sich alles Gift zu sammeln pflege; aber der Hauptgrund war dieses Mal ganz positiver Art. Bismarck wollte die Wirthschaftspolitik jetzt wirklich in neue Bahnen lenken, seine Abschiedsforderung mußte ihm zeigen, ob er die Widerstände überwinden könnte, und das Niemals, das der Kaiser ihr sofort entgegensetzte, war zugleich der Entscheid über den Inhalt der Zukunft. Wilhelm war sich hierüber, mindestens im Grundsatze, durchaus klar, auch er wollte wichtige Aenderungen und klagte zu Roon, wie bitter es ihn getroffen habe, daß gerade „in solcher Zeit der Hauptthelfer ihn verlassen gewollt". Bismarck trat jenen langen, beinahe einjährigen, von folgenreicher stiller Arbeit ausgefüllten Urlaub an, in dem er die Gedanken und die Kräfte zum neuen Werke erst völlig gerüstet hat.

In der That, die Wendung, die sich jetzt, nach vielseitiger, aber wirrer Vorbereitung, im Leben des Zeitalters durchsetzen wollte und die auch für Wilhelms Leben noch tiefbedeutsam wurde, sie hat sich, ehe sie die politische Wirklichkeit ergriff, zuerst in der Seele des großen Staatsmannes, der die Zeit verkörperte, persönlich vollzogen. Auf allen Gebieten sah er die liberale Epoche dem Ende entgegenreisen; alle neuen Nothwendigkeiten faßte er in diesem Jahre der Ueberlegung zu einem einheitlichen, großen, ganz von seiner Persönlichkeit durchdrungenen Systeme zusammen. Da war der Culturkampf, der sich länger und länger dehnte; durfte er im Mittelpunkte des politischen Lebens bleiben? Schien er nicht störend und, inmitten der allgemeinen Zuchtlosigkeit, auch

religiös verwüstend zu wirken? Die Abneigung, ihn fortzuführen, wuchs; sogar der Kronprinz, der ihn einst lebhaft befördert hatte, wünschte ihn doch, so war der Eindruck eines nahestehenden Beobachters, nicht selber erben zu müssen. Auch Bismarck hatte ihn niemals verewigen wollen. Jetzt mußten, vor allem, die Kräfte für andere Aufgaben frei werden. Würden sich die Liberalen diesen Aufgaben zuwenden oder müßte man die Hülfe anderswo, auch beim Centrum, suchen? Die socialistische Gefahr stieg alljährlich und rief nach Maßregeln der Abwehr und der Reform. Die Freigabe aller Kräfte, die das nationale Leben so beflügelt und erweitert hatte, zeigte jetzt überall, im wirthschaftlichen, socialen, geistig-politischen Leben, zugleich die Fülle ihrer Nachtheile; nur das städtische Bürgerthum, und auch von diesem nur ein Theil, trug den Nutzen davon. Große Zweige der Industrie riefen nach dem Schutzzoll; die Landwirthschaft, ehedem freihändlerisch, wandte sich um die Mitte der 70er Jahre der gleichen Forderung zu. Die Gewalt des modernen Verkehrs, durch die neuen Transportmittel erst ins Grenzenlose gesteigert, führte bereits weit über die nationalen Gestaltungen hinaus; der volle Welthandel zog ein, und das Getreide erst aus den östlichen Nachbarländern, dann aus den überseeischen Gebieten, überströmte den deutschen Ackerbau. Wie sollte Deutschland in diesen neuen Fluthen seinen Bestand bewahren? sollte es seine nationale Production ertränken lassen? welche Folgerungen, in Abwehr und Betheiligung, konnte es aus dem großen Wandel der Verhältnisse ziehen? Bismarck empfand diesen Wandel, den Preissturz, die Gefährdung des Standes, dem er selbst angehörte und dessen Werth auch für den deutschen Staat er mit Händen griff, unmittelbar genug. Die Klagen und Angriffe auf das herrschende System kamen ihm von rechts und links, von den Fabrikarbeitern wie von den Gutsbesitzern und Fabrikanten; er selber war durch keinerlei Theorien gebunden, seine alten Neigungen und Ueberlieferungen wiesen ihn hier am allerwenigsten auf die liberale Seite. Es ist bekannt, wofür er sich entschied: die Zoll- und Steuerpolitik herumzuwerfen, der Industrie und Landwirthschaft den Schutz zu gewähren, der mindestens der Ueberschwemmung erst einmal die Wege versperren könnte; und daß er mit den umfassendsten wirthschaftspolitischen Absichten, in deren Hintergrunde sich ihm die sociale Reformarbeit erhob, die staatspolitische Absicht verband, durch die Verstärkung des gemeinsamen Zollgürtels die Einheit selber gewaltig zu befestigen, und insbesondere durch die Zölle und Verbrauchssteuern sein Werk, das Reich, finanziell erst selbständig zu machen, ihm eigene hohe Einkünfte, womöglich überdies einen eigenen reichen Besitz zu erobern. Das würde, so hatte er vor Jahren gesagt, ein neuer Lebensinhalt für ihn werden. Schon für den Mitlebenden ist es ein unvergleichlicher Anblick, wie sich von 1874, 75 ab die Anschauungen Bismarcks in stetiger Arbeit klären, ausweiten, festigen, wie sich der werdende Inhalt der Zeit in ihm sammelt und durchgährt, wie dann, um- und neugeschaffen, Gedanke und Wille mächtig von ihm in die Welt zurückströmen; ein Anblick, der immer noch größer werden muß, je schärfer die ungeheure Bedeutung des Umschwunges dieser Jahre sich allmählich abzeichnen wird; der um so packender und lehrreicher werden muß, je deutlicher und je feiner die Einwirkung der anderen, persönlichen und sachlichen Einflüsse, und die maßgebende Fortentwicklung in Bismarck selber an den Tag kommen werden. Schon 1876 trat Rud. Delbrück aus seiner leitenden Stelle im Reiche zurück, aber noch blieb vor allem Camphausen der Neuerung im Wege; noch aus seiner Varziner Zurückgezogenheit im August 1877 fand es der Kanzler nöthig, seinem Herrn unmittelbar und in ausdrücklichen Worten die Klage zu wiederholen, die er vorher im Reichstage und in der Presse angedeutet hatte: die Collegen,

die Geheimräthe, die Juristen hindern die nothwendige praktische Reform, Bismarck bleibt ohne Beistand und muß sich verzehren. „Die auswärtigen Geschäfte sind nicht die aufreibenden". Aber erst im März 1878 gelang ihm die Umgestaltung des Ministeriums, und erst 1879 und 80 konnte er sie vollenden: erst von diesen Zeiten ab hat er, wonach er so lange gestrebt hatte, ein ganz einheitliches, von seinem Willen ganz erfülltes Ministerium besessen. Er hatte zuvor den ernsten Versuch gemacht, die maßvolleren nationalliberalen Verbündeten in die neuen Bahnen herüberzuleiten und ihnen dafür die gewichtigste Mitwirkung zu gewähren; aber die Verhandlungen mit Bennigsen, in jenem Varziner Ruhejahre, waren gescheitert. Die wirthschaftlichen Wünsche Bismarcks gingen Bennigsen zu weit, und zudem erwachte bei seinen Genossen die alte Neigung zum parlamentarischen Regimente oder doch Mitregimente; die Partei wollte dem Kanzler ein entschiedener liberales Ministerium aufzwingen: weder dieser noch gar der Kaiser dachten daran, solche Bedingungen zu erfüllen, und der Kampf um die Reformen, der nun alsbald losbrechen mußte, war zugleich noch einmal ein Kampf um die Macht.

Es fehlt viel daran, daß wir den Antheil des Kaisers an diesem Umschwunge bereits genau bestimmen, auf dem eben angedeuteten Hintergrunde seine Bewegungen — auf die es hier ja vornehmlich ankäme — im Einzelnen klarer zeichnen könnten. Was wir wissen, läßt den Schluß zu, daß er es auch dieses Mal nicht ganz leicht über sich gewonnen hat, einen endgültigen Wechsel insbesondere der Persönlichkeiten vorzunehmen; daß sachlich dieses Mal von Anfang an seine Neigungen und schließlich auch sein Beistand durchaus auf der Seite Bismarcks gewesen sind; daß indessen die Pläne im vollsten Sinne dem Kanzler zugehört haben: jener hat sie in ihrer Allseitigkeit entworfen, sie bei seinem Herrn eingeführt, ihn nach manchen Anläufen völlig für sie gewonnen, und hat sie durchgeführt; Wilhelms Interesse begleitet sie alle, aber es kommt, soviel wir sehen, von Einer ganz bestimmten Seite her, es geht von der Empfindung aus und ist vornehmlich gerichtet auf Autorität. Ich weiß nichts Authentisches davon zu sagen, wer in dieser zweiten Hälfte der 70er Jahre, neben und jetzt vielleicht auch über Roon, besonders nahe auf den Kaiser eingewirkt haben kann, ob und wieweit Manteuffel dies gethan hat, wieweit der sicherlich nicht unerhebliche Einfluß der Kaiserin reichte. Gewiß ist, daß Roon seine Stimme immer von neuem erhob und daß die Antworten seines kaiserlichen Herrn und Freundes, Briefe, die kurz und lebhaft auf die verschiedenen Gebiete der Politik eingehn, dessen innerste Anschauungen wiedergeben. Roon treibt ihn vorwärts „gegen die von einer doctrinären Gesetzgebung großgezogene Hydra der unsere ganze Civilisation bedrohenden Partei der Verwilderung", er mahnt zur vorbauenden That (Ende 1875). „Alle Ihre Betrachtungen, schreibt Wilhelm (April 1877) sind auch die meinigen und an meinem Bestreben, den Uebeln der Zeit nach allen Richtungen zu begegnen, soll es wahrhaftig nicht fehlen." Was er dann künftig am ausdrücklichsten und mit dem persönlichsten Eifer erörterte, das waren die Verhältnisse seiner evangelischen Kirche und ihres Glaubens. Die Synodalverfassung hatte er, wenngleich mit einigem Bedenken, bewilligt; die Abweichung aber vom Dogma griff ihm an das Herz. Daß das Apostolicum von Dienern der Kirche befehdet würde, war ihm unerträglich; in dieser Beziehung war er vor Jahren mit seiner Warnung und seinem Willen hervorgetreten und jetzt, 1877, that er es in voller Schärfe und Oeffentlichkeit von neuem; in erregten Worten sprach er zu Roon davon. Gottesleugnung und Socialdemokratie sah er (März 1878) Hand in Hand gehen; ihm schauderte, daß er das dulden sollte. Wo da den Ausweg finden? „Auf den Himmel muß man trauen, nur er fügt das Ende!" In dieser

Stimmung trafen ihn die Attentate vom 11. Mai und 2. Juni 1878. Der wahnwitzigste Fanatismus erhob gegen das ehrwürdige Haupt des 81jährigen die Waffe. Nach dem mißlungenen Versuche Hödels schrieb Wilhelm seinem greisen Freunde zugleich von der Wunde, die seinem Herzen geschlagen sei, und von seinem Entschlusse, der Zuchtlosigkeit der Presse und der Versammlungen, socialistischer wie antireligiöser, nun endlich entgegenzutreten. Dann folgte der Schuß Nobilings; „mit zahllosen Wunden am Kopf, Gesicht, Hals, beiden Armen und Rücken bedeckt und vor Blut fast unkenntlich gemacht, sterbend, wie ich zuerst glaubte“: so fand Langenbeck den Kaiser, ohne Puls, ohne Bewußtsein; seine ersten Worte der Auftrag, seinen Sohn zu rufen, damit er die Geschäfte übernähme; seine nächste Frage die nach dem Schicksal seiner mitbetroffenen Bedienten. Aus freiem Entschlusse ordnete er jene Stellvertretung an — eine Stellvertretung, nicht, wie es der Kronprinz wünschte, eine Regentschaft; er bedang sich aus, daß er der Herr bleibe. Es geschah das Wunderbare, daß die schwere Erschütterung sein Leben, nachdem die ersten qualvollen Zeiten und die Monate der Erholung vorbeigegangen waren, eher erfrischt als gebrochen zu haben schien. Und er sah den tiefen, unermeßlichen Eindruck in seinem Volke; er erlebte nach der Auflösung des Reichstages günstige Neuwahlen, die Annahme des Socialistengesetzes und den Beginn einer neuen positiven Gesetzgebung; daß die Repression ihr vorangehen müsse, aber nicht allein bleiben dürfe, stand ihm wie Bismarck fest. Als er nach Berlin zurückkehrte, betonte er vor allem Andern die Nothwendigkeit religiöser Belebung. Es war ihm selbstverständlich, daß er, sobald er es vermochte, die Zügel wieder ergriff: gewiß, dies Leben durfte, wie Roon es aussprach, nicht in fluchwürdigen Attentaten sein politisches Ende finden und ein preußischer König konnte sich seinem Amte nicht entziehen, am wenigsten nach solcher Gefahr. Er machte sich Roons Wunsch zu eigen, daß sein vergossenes Blut für sein Land zum Segensquelle werden möchte: „wenn wir zum Bessern steuern, will ich gern geblutet haben. Aber nun muß noch der gelockerte Boden der Kirche befestigt werden!“ Er lebte in der Neujahrsnacht noch einmal den Schmerz durch, „daß preußische Landeskinder solche That vollbrachten“, und richtete sich auf an dem Danke für alle Liebe, die er doch wieder überraschend reich erfahren, für die Gnade Gottes, die sich von neuem so sichtbar bethätigt habe; die Schickung wies ihn an sein Gewissen, „mich zu prüfen, ehe ich vor dem Richterstuhle des Allmächtigen erscheinen soll“, sie bestärkte ihn in dem Glauben, „daß Er mich ausrüstete, seinen Willen hier auf Erden zu vollführen“. Demüthig und freudig blickte er in die ihm neu geschenkte Zukunft hinaus.

Bismarck hatte er bereits im November zu den beiden „weltgeschichtlichen“ Leistungen dieses Sommers, Berliner Congreß und Socialistengesetz, seinen Glückwunsch und Dank gesagt. Nun folgte im neuen Jahre, dicht nach der goldenen Hochzeit des Kaiserpaares, dicht vor der Einführung der einheitlichen Gerichtsverfassung, der Sieg in der Zollreform: für Kaiser Wilhelm nach den Prüfungen der letzten Vergangenheit eine Kette froher Tage. Er hat seine Genugthuung und hat sein Urtheil über das Verdienst an dem entscheidenden Erfolge damals (20. Juli 1879), seinem Minister gegenüber, in einfache, warme Worte voll leisen Humors gefaßt: „Sie unternahmen es, in ein Wespen-Nest zu stechen, wobei ich Ihnen aus Ueberzeugung beitrat, wenn auch mit Bangigkeit, ob der erste Wurf gelingen würde. Ein ähnlicher Umschwung der öffentlichen Meinung ist wohl selten in so kurzer Zeit errungen worden und man siehet, Sie trafen, nach ungeheurer Arbeit und Anstrengung den Nagel auf den Kopf, wenn derselbe auch Etwas beim Einschlagen brökelte

... Das Vaterland wird Sie dafür segnen — wenn auch nicht die Opposition!" In der That, die Bahn war gebrochen. —

1879 ist, für die Zeit und für den Kaiser, in jeglicher Hinsicht zu einem Epochenjahre geworden. Auch die auswärtige Politik kam an einen Wendepunkt. Es braucht hier nicht der heute noch allzu unsichere Versuch gemacht zu werden, ihr durch die Schwankungen der 70er Jahre hindurch erzählend oder ausdeutend zu folgen; die großen Richtungen der Ereignisse sowie die allgemeinen Kräfte, welche — in Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Rußland — hinter diesen standen, sind wol ungefähr erkennbar; die innere Verknüpfung und der genauere Verlauf der Hergänge wie der Antheil der einzelnen Gruppen und Personen an ihnen liegt noch so gut wie ganz im Dunkel. Man glaubt zu wissen, daß gegenüber den Rüstungen und der zweifellosen Feindseligkeit Frankreichs eine deutsche Militärpartei, der auch Moltke zugehörte, 1875 zum „rechtzeitigen Angriffe" getrieben und eine Kriegsgefahr ziemlich nahe herangeführt habe. Fürst Bismarck hat die Anschuldigung, als habe die deutsche Staatsleitung selber an diesen Plänen einen ernstlichen Antheil genommen, damals und stets, auch in schriftlicher Aussprache mit Kaiser Wilhelm, entschieden zurückgewiesen und die Urheberschaft des Kriegslärms wie der friedengebietenden russischen Intervention der Aengstlichkeit der französischen Diplomaten und der selbstgefälligen Gehässigkeit Fürst Gortschakoffs, seines alten Gegners, zugeschrieben. Wie sich diese Räthsel nun auch dereinst aufklären mögen: daß der Kaiser durchaus friedfertig dachte und dies zu nachdrücklicher Geltung gebracht hat, wird von Niemandem bezweifelt. Er blieb auch weiterhin in all seinen Neigungen russisch. Schwerlich hat doch auch Bismarck in den folgenden Jahren, in denen der orientalische Krieg sich vorbereitete und ausbrach, feindselig gegen Rußland gewirkt. Sein Herr sprach seine Sympathie während des Krieges sowol zu ihm als zu Roon unverhohlen aus; ein Antwortschreiben des Kanzlers (11. August 1877) scheint mit leiser Hand, aber nicht ganz absichtslos, auch die Grenzen zu bezeichnen, bis zu denen heran Deutschlands Freundschaft für den Zaren sich nur bethätigen dürfe; innerhalb dieser Grenzen aber will auch er dem Zaren behülflich sein, will ihm freie Hand wahren, ihm eine wohlwollende Neutralität halten, ja seine berechtigten Wünsche positiv unterstützen. Kaiser und Kanzler hoben dabei die Fortdauer des Dreikaiserbundes ausdrücklich hervor. Es ist doch wol unfraglich, daß Bismarck in diesen Zeiten Alles für den Bestand des gesammteuropäischen, d. h. des deutschen Friedens gethan hat; und nicht minder, daß die Russen eine Klage gegen ihn nur aus seiner Verweigerung des unbedingten Anschlusses an Rußland, nicht aber aus irgendwelchen Handlungen Bismarcks wider Rußland ableiten konnten. Er arbeitete für das Gleichgewicht der Mächte, für die Unabhängigkeit seines Landes; sein Monarch stimmte in all diesen Zielen wol restlos mit ihm überein. Gewisse Anzeichen weisen darauf hin, daß Rußland das neue Reich zu einer starken Angriffspolitik mit sich fortreißen gewollt hat. Ob das wahr ist, ist heute unentscheidbar, ob Wilhelm von solchen Plänen erfahren hat, nicht minder; sicherlich hätte er sie ebenso abgelehnt wie sein Kanzler. Denn auch Wilhelm und vollends er, der von jeher die Verantwortung kriegerischer Entschlüsse so überaus schwer genommen hatte, war „saturirt": jetzt zumal, da die unbedingte Nothwendigkeit eines Weitergreifens selbst von einem kriegslustigen Minister kaum hätte erwiesen werden können; diese Gesinnung seines Fürsten muß auch in Bismarcks Rechnungen einen der festen und gewichtigen Factoren gebildet haben, der um so schwerer gewogen haben mag, je älter der Kaiser und je älter sie

beide wurden. Im übrigen würde es eine müssige Speculation sein, heute der Zusammensetzung und der Berechtigung der Beweggründe nachspüren oder gar über sie aburtheilen zu wollen, welche Bismarck damals den russischen Mahnungen und Lockungen gegenüber zum engen Anschlusse an Oesterreich getrieben haben. Er hat ja später öffentlich erklärt, das Verschwinden dieses Staates von der Landkarte würde Deutschlands Stellung zwischen Frankreich und Rußland allzusehr gefährden; sein Vertreter Lothar Bucher hat schon im Mai 1877 einem ungarischen Politiker sehr nachdrücklich und bedeutungsvoll die Versicherung ertheilt, solange Bismarck und seine Tradition bestünden, werde Deutschland nie auf den Zerfall Oesterreich-Ungarns ausgehn; Bucher wies bereits auf die Rathsamkeit eines „engeren, festeren Verhältnisses, einer gegenseitigen Besitzgarantie" hin. Genug, nachdem man auf dem Berliner Congreß den Weltkrieg verhindert hatte, nahte das enttäuschte und dem für undankbar erachteten deutschen Freunde besonders bitter grollende Rußland 1879 mit neuen und scharfen Forderungen. Nach den Erzählungen Fürst Bismarcks richtete der Zar über die Haltung Deutschlands in bosnischen Fragen heftige briefliche Beschwerde an seinen kaiserlichen Oheim; der stellte sie dem Reichskanzler zu und wich auch dann noch nicht zurück, als Alexander bis zu Drohungen vorging. Bismarck aber that den Schritt, den die Entwicklung der letzten Jahre vorbereitet hatte: er verhandelte mit Andrassy und legte mit ihm, zu Gastein, Ende August 1879, die ersten Grundlagen des deutsch-österreichischen Bundes. Sein Kaiser versuchte, da die Dinge sich so scharf zuspitzten, nun doch, über die zwei feindseligen Kanzler hinweg und wie es scheint ohne und gegen den Wunsch des seinigen, die persönliche Verständigung von Fürst zu Fürst: vor allem den Krieg wollte er wol vermeiden; er sandte erst als seinen Boten den Feldmarschall Manteuffel nach Warschau, er suchte dann selber den Zaren am 3. September zu Alexandrowo, auf russischem Boden, auf: er setzte Alles für den Ausgleich ein. Das mochte die Spannung des Augenblicks beschwören, den Gegensatz der Mächte löste es nicht. Schon hatte Bismarck in Gastein den italienischen Ministerpräsidenten empfangen; bald erfuhr er, daß Rußland bei Frankreich, wenn auch vergeblich, um Beistand geworben habe; am 21. September war er selber in Wien und bald war der Entwurf des Schutzbündnisses aufgesetzt. Er hatte auf dem Siegesfelde von Königgrätz die internationale Wiederannäherung Oesterreichs an das neue Deutschland als Aufgabe bezeichnet; der Prinz von Preußen hatte einst, in den Tagen der Union, ganz ebenso von Nebeneinanderstellung und Bündniß der beiden, von Besitzgarantie gegenüber einem Angriffe Dritter gesprochen und war seit Jahren des guten Verhältnisses zur Hofburg froh gewesen. Jetzt, da sich das Bündniß, allem Anschein nach mit ausschließender, ja feindseliger Wirkung, gegen Rußland kehren sollte, widerstrebte er heftig: es ist der letzte Kampf zwischen Kaiser und Kanzler, in einer großen Lebensfrage, von dem wir wissen. Bismarck schickte den Vicepräsidenten des Ministeriums, den Grafen von Stolberg-Wernigerode, als Fürsprecher seines Plans nach Baden-Baden zu seinem Herrn. Er entwickelte in einer Denkschrift, wie das Reich nichts wider Rußland zu wünschen und zu thun habe, aber doch nicht von ihm abhängig werden dürfe; wie man gezwungen worden sei, sich zu decken; wie das neue Einverständniß der beiden alten Bundesgenossen jetzt so wenig wie zwischen 1815 und 1866 der Feindschaft gegen Rußland dienen solle: im Gegentheil, durch Oesterreich gestützt, „im Besitze dieser Bürgschaft", wird Deutschland nach wie vor seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem mächtigen östlichen Nachbarn pflegen können. Jedes Wort an diesem Programm war aufrichtig gemeint und war berechtigt: Fürst Bismarck hat späterhin, in vollem Einver-

ständniß mit dem alten Kaiser, den Spalt zwischen Berlin und Petersburg wieder zu überbrücken gestrebt und das österreichische Bündniß war ihm ein Mittel, um zwischen beiden Kaiserreichen seine selbständige und sichere Stellung wiederzugewinnen und zu verstärken, Deutschland so nach allen Seiten hin die Freiheit zu wahren. Auch Wilhelm I. hat, obwol er Jahre lang, insbesondere in den Anfängen Alexanders III., mit Mißtrauen und Mißbilligung auf die Strömungen am Petersburger Hofe sah, Alles gethan, um die Beziehungen zu verbessern, sich der allmählichen Lichtung des „russischen Chaos“ gefreut und sich zweifellos des Erfolges von 1884, der Festigung jener Zwischenstellung seines Reiches, des „Rückversicherungsvertrages“ mit Rußland, doppelt gefreut. Er war hier im Grunde mit Bismarck völlig einig; nur der erste Schritt auf der neuen Bahn wurde ihm überaus schwer, eben weil er noch fürchtete, sie führe zum Kampfe mit Rußland. All seine lebenslangen Neigungen, alle Gewohnheiten und Gefühle der letzten 16 Jahre, alle persönliche verwandtschaftliche Liebe zu Alexander II., müssen damals in ihm aufgewallt sein; Bismarck hat ein Jahr darauf dem Grafen von Stolberg für den hohen Dienst ausdrücklich gedankt, den er im October 1879 zu Baden dem Lande geleistet habe. Der Kaiser wurde überzeugt und gab nach; er hat während jener Wochen mit ganzer Seele in diesen ernsten Entscheidungen gelebt: auf einer Wagenfahrt jenes Herbstes legte der 82jährige einem seiner fürstlichen Verbündeten in dreiviertelstündigem Vortrage den Wandel und Stand der Angelegenheiten zusammenhängend dar. Einen absoluten Werth werden er und Bismarck, auch abgesehen von der Rücksicht auf Rußland, dem neuen Verhältnisse nicht zugemessen haben; wie jeder von ihnen künftighin der inneren Entwicklung Oesterreichs, die durch diesen schirmenden Vertrag ja wol stark und schwerlich im deutschen Sinne günstig beeinflußt worden ist, im Herzen gegenüberstand, weiß ich nicht. Louis Schneider hat 1871 die Worte seines Monarchen aufgezeichnet: „ich habe es dem Kaiser Franz Josef in Ischl (Sommer 1871) wohl gesagt, er möge seine deutschen Unterthanen gut behandeln, weil sie immer die treuesten gewesen sind, und er hatte es mir auch versprochen; aber kaum acht Tage nachher brach der Konflikt (in Böhmen) aus“. Man mag über diese Seite der Dinge urtheilen, wie man will, und erst die Zukunft wird dereinst durch das rückstrahlende Licht ihrer Entwicklungen die Bedeutung des 1879er Bundes nach Werth und Unwerth, nach den innern und äußern Folgen, allseitig aufhellen; sie erst wird zeigen, welche Dauer er besitzt: das aber scheint gewiß, daß er 1879 in jedem Belange unvermeidlich war, und fest steht, daß er seitdem bis heute für das europäische Dasein unseres Reiches die bleibende Grundlage gebildet hat. Es war eine Grundlage des Friedens und so auch des inneren Wohlstandes, dessen Pflege Bismarck damals ja soeben mit allem Eifer aufgenommen hatte; in beiderlei Hinsicht konnte Wilhelm sie freudig festhalten. Zwischen Frankreich und Rußland, dem zweiten sich nach Möglichkeit nähernd, aber vor allem auf sich selber angewiesen, nie unbedroht, aber stets in gesicherter Kraft, so stand Deutschland, standen die beiden und bald die drei Verbündeten im mittleren Europa da: Deutschland ihr eigentlicher Halt und Kern. Auch hierin also war Kaiser Wilhelms Leben in seine letzte, einheitliche Phase getreten.

Es ist wie ein Symbol, daß ihm am Eingange dieses großen Wendejahres der Abschied von dem Freunde stand, der Wilhelms bereits historische, frühere Vergangenheit am schärfsten vertrat und der in den vorangehenden unzufriedenen Zeiten mit ihm zusammen geklagt und gehofft hatte, der Abschied von Albrecht von Roon. Der todesmatte Mann kam im Februar 1879 nach Berlin, um seinen von den Folgen des Nobilingschen Schusses eben geheilten König noch

einmal zu begrüßen, der empfing ihn herzlich, umarmte und küßte ihn; als ihn dann eine Lungenentzündung auf das letzte Krankenlager warf, blickte er vom Bette seines Gasthofzimmers her gerade auf Wilhelms Fenster. Am 23. Februar, beinahe 76jährig, starb er: zwei Tage zuvor besuchte ihn der Kaiser. Die Wittwe hat es geschildert, wie er sich in den tiefen Lehnstuhl neben dem Bette setzt, so daß die Köpfe der beiden alten Herren dicht zusammen sind: „der König hielt die Rechte des Kranken in seiner Linken, die Rechte hing noch in der schmalen schwarzen Binde", und sie sprachen leise und bewegt mit einander. „Dann stand der geliebte Herr noch am Bett, hielt die eine Hand, und die andere aus der Binde nehmend, streckte er die Finger nach oben: ‚dort sehen wir uns wieder'. Drehte sich langsam um, sah noch einmal zurück und rief: ‚grüßen Sie die alten Kriegskameraden! Sie finden Viele!' Im andern Zimmer hielt er sich das Tuch vor die nassen Augen und schluchzte".

Zwei Jahre zuvor hatte Roon sehnsüchtig nach den neuen Bahnen ausgeschaut, die Bismarck einschlagen wolle. „Ob ich dies noch erleben werde, Gott weiß es, aber ruhiger sterben würde ich, wenn es geschähe." Nun war es geschehn. Welch eine eigenthümliche Größe aber waltet in Kaiser Wilhelms langem Dasein! Kurz vor seinem 81. Geburtstage schrieb er, an eine Aeußerung des Andern anknüpfend, dem um sechs Jahre jüngeren Feldmarschall: „glauben Sie nicht, daß Ihre Zeit verblaßt vor der Gegenwart . . ." Kurz nach Roons Eintritt in den Ruhestand wies er, selber leidend, dessen „verführerische Anspielung", die auch ihn zur Erholung in den Süden locken wollte, heiter ab: „wie kann ich darauf hören, wo wir in der Kammer der Reichstags-Schlacht entgegen gehen!" Er blieb im Dienst; die früheren Tage nennt er in einfacher Selbstverständlichkeit „Ihre Zeit"; er, der soviel Aeltere, mußte weiter und weiter ziehn. Nach jenem ergreifend großen Lebewohl an den treuesten seiner Diener schritt er, von der Hand seines Genius, den Roon einst neben ihn gestellt hatte, geleitet, in den neuen Abschnitt weiten und lebenschaffenden Wirkens hinüber.

Der Anstoß von 1879 ergriff alle Gebiete des staatlichen und socialen Daseins. Die wirthschaftliche Politik wurde fortgesetzt und unablässig ausgedehnt. Die sociale ging von dem Zwange, mit dem sie die Revolution niederhalten wollte und der bis 1890 nicht aufgehoben wurde, zu den Leistungen positiver Abhülfe weiter; von 1880 ab meldeten sich die Entwürfe an, 1881 faßte die kaiserliche Botschaft vom 17. November sie in erhabenen Zügen einheitlich zusammen, begründete sie auf das sittlich-religiöse und nationale Pflichtbewußtsein der Monarchie, rief Alle zur Mitarbeit auf; am 14. April 1883 wiederholte eine neue Botschaft die Mahnung. In großer Reihe folgten einander dann von 1883 bis 1889 die Gesetze: die Krankenversicherung, die Unfallversicherung, die Alters- und Invaliditätsversicherung. Roon hatte noch 1878 von Bismarcks neuer Politik nur diplomatische Klugheit erwartet; wie riesenhaft ergriff sie nun die Aufgaben und die Welt! Auch das neue Programm, die wegweisenden Erlasse hat Wilhelm 1882 zu seinem Kanzler als „allein Ihr Werk großer Voraussicht" bezeichnet; er wußte, woran er dachte, als er ihm zum 1. April 1881 Gesundheit und Ausdauer wünschte, „damit Sie mir und dem Vaterlande erhalten bleiben zur Aus- und Durchführung noch so vieler und großer Pläne, die Ihr Genius Ihrer schöpferischen Kraft eingiebt". Wie der Zollreform so schloß er sich der Socialreform mit freudiger Seele und vollster Hingabe an. Sie sagte seinem christlichen und seinem patriarchalisch-preußischen Gefühle zu; schon in den Zeiten, da Gedanken dieser Art nicht im Vordergrunde standen, als junger Prinz, als Prinz

von Preußen, als König während des Conflictes, hatte er gelegentlich die socialen Pflichten seiner Krone warm betont. Jetzt war es bedeutsam, daß er das ganze Gewicht seiner Würde und seines persönlichen Ansehens für die Reform einsetzte; in beiden Botschaften ließ er darauf hindeuten, daß es sich für ihn um einen Lebensabschluß nach langem Tagewerke handle: „Die dazu erforderliche Zeit ist eine lange für die Empfindungen, mit welchen Wir in Unserm Lebensalter auf die Größe der Aufgaben blicken, welche zu lösen sind"; er wolle darauf dringen, „so lange Gott Uns Frist giebt zu wirken".

Alle politischen Verhältnisse im engeren Sinne, alle Parteibeziehungen waren durch die Wendung zu jenen Aufgaben umgestaltet worden. Die große Mehrheit der Liberalen warf sich zunächst entweder der Gesammtheit oder dem überwiegenden Theile der neuen Bestrebungen in den Weg, man mußte mit den Conservativen, mit dem Centrum zusammengehen. Der Culturkampf mußte beendet werden: dahin drängte jetzt wirklich, außer all den Bedenken und Rücksichten, die früher aufgeführt worden sind, die taktische Nothwendigkeit. Es ist anzunehmen, daß Wilhelm dem Friedensschlusse, den man nunmehr suchte, dem Rückzuge, den man da nicht vermeiden konnte, ganz zugestimmt hat. Der Abbruch der Maigesetze begann. Wie mag sich das Herrscherbewußtsein und das protestantische Gefühl des Kaisers mit der schweren innerlichen Gefahr abgefunden haben, die in dieser allmählichen Abbröckelung, in diesem Handel um Zugeständnisse zwischen Curie und Centrum und Regierung, in dieser doch zum guten Theile diplomatischen und opportunistischen Anfassung so zarter und grundsätzlich so tief reichender Angelegenheiten, für den Staat und für den Protestantismus zweifellos begründet lag? Er mag sich mit dem gebieterischen Bedürfnisse der neuen Lage und ihrer doch auch tiefinnerlichen Forderungen, mit dem unläugbaren Zwange, die Schritte, die man zu weit vorgegangen war, nun auch wieder zurückzuthun, mit den Ansprüchen des religiösen Lebens bei seinen katholischen Unterthanen beruhigt haben. Daß man zurück mußte, wird kein Unbefangener bestreiten; wie man den Rückzug besser hätte ausführen sollen, das zu bestimmen ist lange nicht so leicht wie der Tadel des wirklich eingeschlagenen Verfahrens; in dem, was Bismarck — einmal von den unleugbaren innerlichen Schädigungen abgesehen — auf dem neuen Wege errungen hat, durfte Wilhelm wol auch eine Reihe nicht unbedeutender Erfolge erkennen. Gleich 1878, nach Leos XIII. Regierungsantritte, haben sich König und Papst ausgesprochen, und das Schlußwort war: ein principielle Einigung sei zwischen den beiden Gewalten ausgeschlossen, ein thatsächliches Verträgniß zu suchen sei man bereit. Halb in Verhandlungen, halb, und zwar zur größeren Hälfte, in selbständiger gesetzlicher Regelung hat dann der Staat den Uebergang in die anderen Positionen vollzogen; die Zugeständnisse, die er gewann, die Stücke seiner Kirchengesetzgebung, die er aufrecht erhielt, waren doch unendlich werthvoller, als der verbitterte Theil der öffentlichen Meinung in begreiflicher, aber auf die Dauer selbstmörderischer Schwarzseherei hat zugeben wollen. Es ist vollständig wahr: die kirchenpolitische Rüstung Preußens ist nach 1887 sehr viel stärker geblieben als sie vor. 1872 war. Dem Kanzler und dem Kaiser aber wird vor allem am Herzen gelegen haben, daß die katholische Partei am wirthschaftlich-socialen Werke mitschuf und daß sie — zum größten Theile und gerade in ihren ersten Führern ganz sicherlich wider Willen! — hundertfältig zur Stärkung der Einheitsmittel und der Wirkungskraft des Reiches mithelfen mußte, dessen Gründung sie einst auf den Kampfplatz gerufen hatte. Das Reich erfüllte sich in der That seit 1879, durch das Fortwirken der früheren und den Hinzutritt der neugebildeten Organe und Aufgaben, mit steigendem eigenem Leben, ohne daß das Sonderleben der Glieder und der

Landschaften schädlich beeinträchtigt ward; erst jetzt vermochte es die Hansestädte in seinen Zollverband hineinzuziehen. Die monarchische Gewalt, um die sich, im Reich und auch in den Staaten, die innere Arbeit und zugleich der Einheitsgedanke jetzt so vornehmlich schloß, wuchs hoch empor. Inneres und Aeußeres kamen einander dabei zu Hülfe: auch die europäische Lage that das Ihre, die Nation, trotz aller Opposition und allen ungeklärten Streites, in den entscheidenden Stunden um den kaiserlichen Thron zu sammeln, 1880 bewilligte der Reichstag unter Erhöhung der Mannschaftszahl das zweite Septennat. Es war ein stetiger, wenn auch noch so mühseliger Aufstieg des monarchischen Princips und der Gedanken von 1879. Wohl ergaben die Wahlen von 1881 noch einmal einen schweren Rückschlag: das Zollgesetz, die Kirchenpolitik, die in ihrer vollständigen Neuheit verblüffenden staatssocialistischen Pläne hatten gereizt und verwirrt, ein großer Theil des Mittelstandes fand zu den mächtigen Entwürfen des Kanzlers noch keine eigene Stellung. Die Folge war der hitzige Kampf des zornmüthigen Ministers mit diesem Reichstage, die schroffe Erklärung vom 4. Januar 1882 über Königsrecht und Beamtenpflicht, und im Sommer des Jahres fiel das Tabaksmonopol. Aber zugleich setzten die Gedanken der Socialreform sich allgemach durch, sie verloren ihr Ungeheuerliches, sie warben Jahr um Jahr, die Nationalliberalen kehrten sich ihnen zu, die Wahlen veränderten die Farbe, ein starker Zug positiver Begeisterung brach durch. Schon dem Reichstage von 1884 war Bismarck, trotz einer gegnerischen Mehrheit, thatsächlich überlegen, er war im Vordringen, ihm huldigte zum 70. Geburstage der Jubel von Millionen. „Es erwärmt Mir das Herz", so konnte ihm sein Herrscher in dem wunderschönen Glückwunschbriefe vom 1. April 1885 schreiben, „daß solche Gesinnungen sich in so großer Verbreitung kund thun; denn es ziert die Nation in der Gegenwart, und es stärkt die Hoffnung auf ihre Zukunft, wenn sie ihre Erkenntniß für das Wahre und Große zeigt und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt!". Dazu in der Welt eine ruhmreiche und machtvolle Politik, die Trägerin, jetzt ganz gewiß, des allgemeinen Friedens: der Dreibund im Januar 1883 geschlossen, das Verhältniß zu Rußland gebessert, Kaiser Wilhelm das unbestrittene Haupt des europäischen Fürstenstandes, der sich um ihn schart, bei seinen Festen oder in den Herbstmanövern seiner Truppen.

Bei weitem das Bedeutendste war der innerliche Wandel aller Anschauungen und Kräfte. Auf der Seite des Kaisers standen nun wieder die conservativen Gewalten, die Kirche, der ostdeutsche Adel. Dieser, dem das durch seine Waffen mitgeschaffene, weite Reich mit seiner immer wachsenden Industrie, seiner Verschiebung des wirthschaftlichen Schwerpunktes alle Lebensbedingungen so hart und so verhängnißvoll veränderte, trat jetzt wieder mitarbeitend in den Vordergrund des Staatswesens und erhielt seinen entschädigenden Antheil an der Macht; ihm suchte ja die Wirthschaftspolitik vornehmlich zu Hülfe zu kommen. Nicht ihm allein; die Monarchie gab sich auch jetzt keinem einzelnen Stande ausschließlich hin, sie hielt sich über allen: indem die bürgerlichen Erwerbsgruppen und Schichten sich nun auch im Parteileben ausdrücklich von einander trennten, fügte sich zumal das Gewerbe den Regierungsparteien ein, ein Bruch mit dem Bürgerthum überhaupt fand keineswegs statt. Aber freilich, dessen überwiegendes Vorrecht hörte auf, und conservativ wurde der Grundzug der Epoche. Conservativ im Gegensatze zu dem bisherigen Liberalismus: dabei aber bedeutete die Richtung, die man jetzt einschlug, in sich etwas Neues. Sie räumte mit der Staatsauffassung auf, die seit einem Jahrhundert emporgestiegen war oder geherrscht hatte, der einseitig liberalen; sie wies dem Staate und der Gesellschaft erweiterte Pflichten und Rechte zu, ungeheure Aufgaben

voll sittlichen Schwunges, eine Machtfülle, von der die letzten Generationen nichts wissen gewollt. Sie deutete, aus neuen Verhältnissen heraus, über die lange Lebenszeit des greisen Kaisers hinweg, in die alte Monarchie, in den vorrevolutionären, den mercantilistischen Staat und seine Ideale hinüber; man lernte jetzt Friedrich II. und Colbert wieder begreifen. Der große Führer auf diesem Wege war Bismarck: nicht nur insofern er die unerhörte staatsmännische Kunst besaß, die Opfer, die er den Besitzenden auferlegte, ihnen annehmbar zu machen und seine Politik zum praktischen Erfolge zu leiten, sondern zumal insofern er, natürlich nach seiner Art und in deren Schranken, aber als der Erste von Allen, die Reformgedanken in die handelnde Politik großen Stiles überhaupt einführte, sie der öffentlichen Meinung, den öffentlichen Gewalten aufzwang, deren innerliche Umbildung erkämpfte, und, wie es Dahlmann von der Regierung eines anderen Wilhelm und einer anderen Aufgabe gesagt hatte, die größte aller Staatsfragen der Zeit mit ihrer scharfen Ecke mächtig in den Welttheil hineinrückte. Er hatte die lange vorbereitete Einheit durchgeführt und war noch immer ihr leitender Vertreter; er ergriff jetzt die keimenden und unsicheren Gedanken einer neuen Epoche und gab ihnen die erste Wirklichkeit, die erste lebendige Gestalt. Rings um ihn entfaltete sich ein neues Deutschland und eine neue Welt. Die Generation von 1840 hatte ihr Werk vollbracht; die Vorherrschaft des älteren Bürgerthums, des Verfassungsidealismus, der Reichsgestaltung ging mit 1879 zu Ende; die Gegenwart drängte wirthschaftlich, social, mit materieller Wucht, im Inneren wie im Aeußeren über die Formen hinaus. Ihrer inneren Arbeit wies Bismarck die Bahnen und fesselte sie an sich. Indem man da die neue Staatsansicht durchfocht, den neuen realen Aufgaben dienen wollte, gab man sich jener Strömung des Realismus, deren Anwachsen wir begleitet haben, mit Wärme, ja mit eigenster Begeisterung, die sich bewußt war Hohes zu erstreben, hin; und man wandte sich, nach menschlicher Art, wol allzu weit von den Gütern der letzten Vergangenheit ab, schätzte ihre freiheitlichen Ideale, ihre Formen allzu gering, dachte einen Theil des Unvergänglichen, das sie sich erstritten hatte, leichthin zu opfern: auch gegen solche Uebertreibung hat sich später, als nicht mehr Wilhelm I. und Bismarck an der Spitze standen, ein Rückschlag wiederum eingestellt. Auch die äußeren Forderungen jener Bewegung hat Bismarck zum einen, weitesten Theile alsbald ergriffen. Das neue Deutschland war ganz von selber in den Weltverkehr, in den Weltwettbewerb eingetreten, es richtete jetzt die Blicke, nach Ausdehnung auch seiner Macht, seines Besitzes verlangend, allmählich nach außenhin. Den ersten Regungen oder Träumen von einem Weiterdringen in Europa selbst ist Bismarck wol ganz fremd geblieben; die Bestrebungen aber, welche Deutschland einen Antheil an der großen Welt, an afrikanischen Gebieten insbesondere, sichern wollten, nahm er auf. Er führte das Reich, wie dabei unvermeidlich war, in die politischen Gegensätze, die den Erdball umspannen, hinein; er gab ihm Sitz und Stimme in dem europäischen Ausschusse für das Schicksalsland Aegypten; er trat seit 1879 den colonialen Wünschen langsam näher, unter seinem wuchtigen Schutze, ja seinem Antriebe, gewann Deutschland die ersten Colonien. Auch diese Wege schritt Kaiser Wilhelm freudig mit; wie groß das Maß seiner Mitwirkung gewesen sein mag, wissen wir nicht; bekannt ist sein Wort, daß er jetzt erst dem großen Kurfürsten auf der langen Brücke wieder gerade ins Antlitz schauen könne. Auch in dieser überseeischen Politik, in der Dehnung und Wahrung des deutschen Welthandels, in der Begründung der deutschen Flotte schloß sich Alles an Namen und Gestalt des ersten Kaisers an, und ihm war es die Weiterführung der unfertig gebliebenen Ansätze seiner zwei großen Ahnen. Noch er selber hielt die Manöver seiner jungen Seemacht ab, er ließ es sich

nicht nehmen, als 90jähriger eigenhändig den Grundstein des Nordostseecanals zu weihen, des Unternehmens, das die Arbeit von 1864 erst vollendete und das er als seinen Gedanken für sich in Anspruch nahm.

So ließ er sich durch den Schwung der neuen Aufgaben, den Schwung der nationalen Idee, die mit ihnen unlösbar verknüpft war, bis an sein Ende hinan immer vorwärtstragen; er lebte in der neuen Zeit und blieb ihr Haupt. Gewiß, es war Vieles in ihr, das seinem Wesen eigentlich fremd und zuwider war. Nicht nur, daß die einmal im Gange befindlichen wirthschaftlichen und socialen Processe in Land und Stadt, einer noch unabsehbaren Zukunft entgegen, doch immer weiterliefen. Auch die unmittelbare Gegenwart bereits wogte breiter, flüssiger, mächtiger als das alte Preußen, mächtiger auch als das bürgerliche Deutschland der Jahrhundertmitte dahin; sie war voll starker demokratischer Elemente; die Reformgedanken selbst, die seit 1879 hervordrangen, hatten das Bestreben, noch weiter zu gehen und radicaler zu werden; das jüngere Deutschland der Epoche nach 1890 bereitete sich in dem Jahrzehnt vorher überall schon vor, auch unter denen, die damals unter Kaiser Wilhelms Banner fochten. Ueberdies, die Arbeitermassen zu beruhigen und zu bekehren gelang ihm nicht; wenn er es aussprach, daß er die materielle Lage des vierten Standes zu heben hoffe, so ist dieser Wunsch ihm nicht unerfüllt geblieben, der andere, daß jener Stand sich mit nationalem Empfinden und Gottesfurcht durchdringe (1884/85), blieb unerfüllt. In ihrer Weltanschauung und ihrem beherrschenden Triebe nach Selbstbestimmung verstanden sich diese gährenden Massen mit Kaiser und Kanzler nicht, und Wilhelm mußte sich auf die Bescheidung zurückziehen, die seine Botschaft von 1881 athmet: nach bestem Wissen seine Pflicht zu thun ohne Rücksicht auf den unmittelbaren Erfolg. Das aber bleibt darum doch völlig wahr: die Führung hat in Deutschland, die letzten 10 Jahre Wilhelms I. hindurch, in jedem Sinne die Monarchie, als die Kraft der Herrschaft, der Einigung, der Sicherung und der fortschreitenden Arbeit, die ihre Kreise mit ehrwürdiger Treue und schöpferischer Stärke lebendig ausfüllt; sie leistet im Sinne ihrer Tage, in den Grenzen ihrer Möglichkeit jenes Höchste, das der große preußische Geschichtschreiber an dem aufsteigenden französischen Königthume, der „Seele“ seines Staates, der die Nation zusammenfassenden, ihr Gleichgewicht erhaltenden, sie durch die Stürme hinsteuernden Macht, gepriesen hat: sie bringt die allgemeinen Bestrebungen, die den Menschen noch dunkel vorschweben, zum Bewußtsein, leitet sie in bestimmte Wege. „Die Geister zu führen, das heißt wahrhaft König sein.“ Freilich, nur ein großer Mensch vermag dem höchsten Amte solchen Inhalt zu verleihen und zu erhalten: den Kaiser selber hörten wir das, in rückhaltloser Dankbarkeit gegen seinen Minister, laut genug anerkennen. Aber hinter dem unvergleichlichen einen Manne steht doch, und mit ihm zusammen siegt, seinen Sieg ermöglicht erst die ganze Vergangenheit dieser Monarchie und die ganze Erbschaft dieser Menschenalter: die alten monarchischen Kräfte und Gesinnungen, die Leiden, Thaten, Erfolge von 1860 zumal und von 1866 und 1870, das ganze alte Preußen mit seiner Tüchtigkeit und seiner Autorität, seinem Schatze an sittlicher Energie und an fester Einheit seines Heeres, seines Staates, seines in Leistung und Stellung nun von neuem erhöhten und gestärkten Beamtenthums. Deutlicher und maßgebender als je zuvor bethätigt sich eben damals, unter all den neuartigen Antrieben, dieses alte Preußen im deutschen Dasein der neuen Zeit. Dieses alte Preußen aber war Kaiser Wilhelm.

Wenden wir, hier, da der eigenste Grundzug seines Wesens wieder so bedeutsam in die Welt hinauswirkt, zum letzten Male den Blick auf die menschliche Persönlichkeit selbst.

Die 30 Jahre des Herrscherthums seit 1857 haben sie wenig verwandelt. In einer Fülle farbiger Einzelheiten steht das Dasein Wilhelms während seiner Kaiserzeit vor unserm Auge. Geblieben war ihm die helle Freundlichkeit zu Allen, die ihm nahe traten; die strenge Einfachheit des täglichen Lebens, der Kleidung, der Lagerstatt; zugleich die Freude an der Welt, die noch der 90er rüstig durchreiste. In Berlin lief sein Tag unter Arbeit, Mahlzeiten, Ausfahrten ganz regelmäßig dahin; des Abends ging er gern in Schauspiel oder Oper und nahm darnach an der feinen geistigen Geselligkeit in den Zimmern seiner Gemahlin theil. Auch die große Repräsentation fuhr er fort zu üben, in königlicher Pracht und Würde, hier wie stets wo er aus der Stille heraustrat, voll untrüglichen Taktes, gütig und ritterlich; treu ist ihm auch die Freude an Frauenanmuth und -schönheit geblieben. Allsommerlich zog er in sein geliebtes Babelsberg hinüber, das er geschaffen hatte und bis in das Kleinste hinein kannte; und weiter in die Bäder, Ems, Gastein, Baden-Baden; in Koblenz traf er für ein Weilchen mit der Kaiserin zusammen. Die Arbeit folgte ihm überall hin, wenn er auch gern noch in Berlin das Wesentliche erledigte und sich dann harmlos freute, einmal einen Tag „frei" zu bekommen. Die letzten Jahrzehnte hindurch hielt er seine treuen Gehülfen, Albedyll und Wilmowski, an der Spitze des Militär- und des Civilcabinetts fest: überall trachtete er ja, an den Stellen, mit denen er persönliche Berührungen hatte, die Alten, ihm Bekannten zu belassen; er betrauerte den Rücktritt Delbrücks und nahm am Ergehen all seiner hohen Diener, eines Maybach etwa, einen innigen Antheil. Auch als Kaiser zeigte er in seiner täglichen Haltung immer in erster Reihe den Offizier. Die Uniform legte er „im Dienste" niemals ab, auch nicht am Schreibtisch und im Kreise der vertrautesten Räthe; wenn sich der Gutsherr von Babelsberg einmal die Bequemlichkeit einer andern Tracht erlaubte, so ließ er sich doch nie bewegen, in dieser Tracht irgend eines der Amtsgeschäfte zu vollziehn. Großes und Kleines an ihm war aus einem Guſſe. Er blickte mit den Augen des Kriegsherrn in die Welt: als er 1877 das neue Gebäude der Reichsbank einweihte, wandten sich die Worte seiner Ansprache ganz von selber auf den Werth der volkswirthschaftlichen Blüthe für die Armee. Er hat seine Truppen noch aufgesucht, als ihm die Anstrengung der Besichtigungen längst widerrathen wurde; das wäre kein König von Preußen mehr, der nicht mehr zu seinen Soldaten gehen könnte. Er hat seinen ältesten Enkel in feierlichem Ernste in den „Dienst" eingeführt; und wenn er jetzt eine Darstellung seines Lebens, wie die von Meding, die vor allem eine Chronik seiner äußerlichen Erlebnisse und seiner militärischen Fahrten, etwa eine erweiterte und populärere Fortsetzung von L. Schneiders älterer Biographie ist, gleich jener vor dem Drucke durchsah, so billigte er ihre Art völlig und ergänzte sie getreulich im Einzelnen: er fügte wol hier und da einen Zug hinzu, der sein Herrscherbewußtsein widerspiegelt — z. B. ein Wort über die Bedeutsamkeit jener Erklärung seiner königlichen Vollgewalt vom 4. Januar 1882; insbesondere aber hielt er darauf, daß alles Aeußerliche correct und etwa die Liste fürstlicher Theilnehmer an seinem Regierungsjubiläum vollzählig sei. Und er legte — Fürst Bismarck wußte es und handelte danach — auf die Aeußerlichkeit herkömmlicher Ehrerweisungen auch bei seinen hohen Dienern Gewicht. Als bei einer Hochzeit die Minister den Fackeltanz ausführen mußten, unterschied er genau, wer es mit feierlichem, wer mit unlustigem Gesicht gethan habe, und zog seine Schlüsse daraus: es gab für ihn auch in diesen Dingen, wie in den eigentlich soldatischen, bei aller Nachsicht doch im Grunde „nichts Kleines". Vor allem indessen nicht in der eigenen Pflicht-

erfüllung. Mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit nahm er sie auf sich; er trennte die leeren Blätter eines einlaufenden Schreibens ab und legte sie sparsam zurück; aber er prüfte auch mit ängstlichster Sorge jedes Todesurtheil, das er bestätigen sollte. Er entschied immer mit klarem gesundem Sinne, sachlich und gerecht, oft auch im Alltäglichsten völlig selbständig, derart, daß er niemals von seinem Rathe abhängig werden konnte. Er setzte Erklärungen oder Reden, hinter denen man die Feder seiner Gehülfen ahnen möchte, eigenhändig auf und corrigirte sie in allen Einzelheiten durch, wie den Entwurf der Rede, mit der er 1883 das Niederwalddenkmal weihte; es ist bezeichnend, daß diese ganz persönliche Kundgebung mit der Wiedergabe von Worten Friedrich Wilhelms III. schließt. Er selber brachte seinem Cabinettsrath, als dieser 1887 den 70. Geburtstag feierte — „einen Tag, der mir vorkommt, als wollten Sie mich einzuholen versuchen!" —, in einem Briefe von rührender Güte seinen Dank dar und nannte Wilmowskis Mitarbeit eine der vielen Gnaden-Erweisungen Gottes; er scherzte über sein Festgeschenk, zwei griffelhaltende Musen: „die eine schreibt, was Sie leisten, die andere unterschreibt nur, was Sie belieben!!": er durfte das sagen, weil Alle wußten, daß es nicht so war. Er hat noch in hohen Jahren die Mühe nicht gescheut, sich zum Anhalt für seine Entscheidungen über die Justizgesetze einen Cursus über Encyklopädie der Rechtswissenschaft vortragen zu lassen: er wolle doch ein Verständniß für die strittigen Dinge, einen Begriff von dem erwerben, was er unterzeichnen werde. Er hat dann die Entwürfe, die man ihm vorlegte, eigenhändig durchgearbeitet; man fand nach seinem Tode „zahlreiche engbeschriebene Bogen" mit Auszügen daraus. Er ließ sich von Werner Siemens eingehend über Wesen und Leistungen der Elektricität, von den Theilnehmern an jenen Abendunterhaltungen seiner Gemahlin über allerlei Fragen der Wissenschaften, der Künste belehren, von einem Helmholtz, Curtius, Grimm. Er verlangte da stets nach genauer Anschauung: „bitte, wiederholen Sie es noch einmal, ich möchte es gern behalten", und schloß dann wohl — er selber ein liebenswürdig lebendiger Erzähler — das Zusammensein mit herzlichem Danke: „ich habe wieder etwas gelernt". Gelernt hat er so bis über die Grenzen des menschlichen Alters hinaus. Auch das machte er sich zu eigen, was ihm ursprünglich am fernsten lag und was er auch später niemals beanspruchte zu beherrschen: die Kunst; und gerade ihr gegenüber trat die Gesundheit, die untrügliche Echtheit seines Wesens besonders charakteristisch hervor. Er wollte kein Kenner sein; er that das Seine für eine umfassende Bereicherung der Museen, für die Aufrichtung einer Fülle von Denkmälern, von Monumentalbauten, indem er mit ganz persönlichem Eintreten für die Mittel sorgte, die Lässigen trieb, den Streit der Ressorts oder der Personen abschnitt. Er brachte bei Bauplänen die Sicherheit seines praktischen Blickes zur Geltung, von den historischen Gemälden im Zeughause forderte er genaue Treue: er überwachte die Richtigkeit der dargestellten Hergänge, der Trachten, die Auswahl der Porträtfiguren. Er bethätigte dabei seine Pietät gegen seine Vorgänger wie gegen seine Mitkämpfer, und seine Bescheidenheit — die eigene Gestalt, den eigenen Namen drängte er überall zurück und ließ statt des Königs das Vaterland in die Weihinschrift setzen; er bethätigte zugleich seinen Sinn für das Einfache und Monumentale, ein natürliches Stilgefühl, das sich die Vermischung „von antikem Costüm und nackten Figuren mit der modernen Kriegertracht" verbat. Ein Denkmal vor allem hat auch er sich errichtet, welches das persönlichste Wesen des Stifters und den Grundton seiner Epoche nicht minder sprechend auf die Nachwelt bringen wird als es die charakteristischen Kunstschöpfungen eines Friedrich Wilhelms IV. oder Ludwigs von Baiern thun:

an der „Ruhmeshalle" seines Heeres hat er von 1876 bis 1888 unablässig in eigenster Arbeit, anregend, befehlend, verbessernd mitgeschaffen. Der Künstler hatte die Ruhmeshalle mit ihren Kriegsgemälden und Büsten von der Waffensammlung des Zeughauses durch feste Wände trennen wollen: der Kaiser strich diese und ersetzte sie durch aufschließbare Gitter. „Das Volk in Waffen sollte nicht von den Fürsten- und Feldherrnsälen geschieden sein." Eine Ruhmeshalle, so faßte er, die Vorlage ändernd, den Ausdruck, sollte es sein „für die Preußische Nation, aus der die Armee hervorgeht." Ganz gewiß, in diesen Räumen voll starker preußischer Erinnerungen, in der wuchtigen Schwere ihrer Architektur, ihrer großen Geselschap'schen Fresken, werden er und seine Zeit immerdar angeschaut werden, wie sonst nur etwa noch in den Bildern Adolf Menzels und Franz Lenbachs. Die Zukunft erst wird den Zusammenhang der geistigen Schöpfungen des Wilhelmischen Deutschlands mit den beherrschenden Zügen und Männern seines staatlich-nationalen Lebens ganz erkennen und sicherlich wird sich ihr, weit mehr als bereits uns, die Gesammtheit der Epoche um die hohen Gestalten ihrer Führer ordnen.

Was Kaiser Wilhelm in seinem letzten Jahrzehnte seinem Lande bedeutete, das empfindet man bereits heutzutage mit größerer Klarheit als damals selbst. Die Zuversicht, die uns damals erfüllte, wurzelte noch mehr als wir es wußten, in seiner Person: deren Wegfall hat es erwiesen. Fehlen freilich ließ man es an Dankbarkeit und an Liebe schon gegen den Lebenden nicht. Sie strömte dem greisen Herrscher in unübersehbaren Fluthen zu; er empfand es alle Tage, wenn beim Vorüberziehen der Wache der Jubel der Huldigungen an seinem Schlosse dahin rauschte und die Tausende einen Blick „der treuen Augen aus den altersgrauen, verwitterten Zügen" zu lebenslangem Gedächtnisse zu ergreifen trachteten. Ihm selber war der Gruß vom Eckfenster hinunter wie eine Pflicht, der er sich gar nicht entziehen dürfe; er sprach wol von den Zeiten, wo Niemand daran gedacht habe, so nach ihm zu schauen, und wie es dann langsam gekommen und immer gewachsen sei; er sprach von der Londoner Verbannung, die so weit hinter ihm lag, von den tröstenden Worten, mit denen ihn damals die Königin Victoria auf die Zukunft verwiesen hatte, und fügte mit mildem Lächeln hinzu: „es hat nur etwas lange gedauert!" Jetzt ging der Strom der innerlichsten Treue zwischen seinem Herzen und dem der Nation herüber und hinüber. Was er und sein Minister dem Fühlen gerade der Besten waren, das hat nach Wilhelms Tode Rudolf v. Ihering im Sinne Vieler classisch ausgedrückt. Er gedenkt des allgemeinen Niederganges der Monarchien um die Mitte des Jahrhunderts. „Nie hätte ich damals geglaubt, daß ich noch einmal die tiefste Verehrung und innigste Liebe für ein gekröntes Haupt empfinden und der begeistertste Anhänger der Monarchie werden würde. Diesen Umschwung, den gewaltigsten meines ganzen Lebens, verdanke ich Kaiser Wilhelm. Seine historische Bedeutung reicht so in meinen Augen über das, was er Deutschland geworden ist, weit hinaus." Der Kaiser erntete die Früchte, die er in Mühen gepflanzt, erst jetzt in ihrem ganzen Reichthum, an Macht wie an Liebe; das ganz Persönliche an ihm entfaltete erst jetzt, da die Kräfte des Greises langsam sanken, seine volle Wirkung über die Nation. Wie warb er, wenn ihn einmal die Herbstmanöver in ein ehedem lange widerstrebendes Bundesland führten, durch sein Erscheinen unwiderstehlich für das Reich! Mit einem Vertrauen, das etwas Selbstverständliches hatte, nahmen die Deutschen die glückliche Stetigkeit, die sichere Weltstellung, den nationalen Glanz hin, deren Träger er war. Niemand überschätzte ihn wol, Jeder schätzte ihn und fühlte sich ihm nahe. Die deutsche Arbeit, der deutsche Wohlstand hatten weiten Boden und sichern Schutz gefunden, daheim und in der

Welt; sie erhoben sich in den 80er Jahren zu stolzen Erfolgen. Der Wolken standen freilich genug am Himmel; aber zwischen den wegbahnenden, harten Kämpfen der früheren, der rastlosen Unsicherheit der nachfolgenden Epoche erscheinen auch diese letzten Jahre Wilhelms I. wie dereinst die stillen Zeiten nach dem Freiheitskriege, in ihrem Gleichgewichte, ihrer ruhigen Kraft und reichen Fülle dem rückschauenden Blicke als Tage des Glücks: trotz aller Verschiedenheiten halkyonische Tage auch sie.

Glücklich ist Wilhelm selber wol damals gewesen. Er empfand nicht nur, wie der Lohn seiner Saaten reifte; er konnte, vornehmlich, von Herzen billigen, was jetzt geschah, der Druck der liberalen Aera war seinem Bewußtsein und seinem Gewissen abgenommen. In freudiger Einheit klang sein hohes Alter mit seiner frühen Manneszeit zusammen; er sah sein eigenstes Wesen in dieser Gegenwart wieder siegreich vorwalten. Und auch seine Kirche war wieder in den Wegen, die er für sie ersehnt hatte. Auf dem geistlichen Boden ist wol die einzige stärkere Verschiebung seiner Gesinnungen vor sich gegangen: sein Glaube mochte sich nicht eigentlich verwandelt haben, aber schärfer, ja schroffer kirchlich war er geworden. Bigott wurde der Kaiser nicht; gehalten und harmonisch blieb sein Leben bis zuletzt. Am schönsten harmonisch in dem Verhältnisse, das nun so lange schon das wichtigste seines Daseins war: zu Bismarck.

Seit 1877 hat Bismarck nie wieder ernstlich um seine Entlassung nachgesucht. Er hat im August 78, nach den Attentaten, seinem Herrn versprochen, ihm den Dienst gegen dessen Willen nicht zu versagen, hat in den Mordversuchen „ein neues Band der Pflicht“ für sich anerkannt. Es ist erzählt worden, wie fest die innere Wendung dann Kaiser und Kanzler zusammenfügte und wie im Herbste 79 der Abschluß mit Oesterreich den letzten harten Conflict zwischen ihnen zur Ruhe brachte. Seitdem ist Bismarcks Stellung anscheinend ganz unerschüttert geblieben. Der Kaiser übt, wo wir einmal beobachten können, auch künftighin seine Aufsicht. Bismarck und Moltke sind gelegentlich nicht ganz einig, der Zweite fordert (1881—2) zur Deckung der Ostgrenze eine Mitwirkung des auswärtigen Amtes, die Bismarck verweigert; wieder zeigt es sich da, daß die verschiedenen Oberbehörden getrennte Kreise behielten und die oberste Einheit doch eben immer nur im Kaiser selber ruhte. Im übrigen aber muß Bismarck in diesem Jahrzehnt die Politik doch wol fast selbständig geleitet haben. Ernste Meinungsverschiedenheiten lagen unseres Wissens nirgend vor und der 80jährige Kaiser gab seinem vielbewährten großen Minister freien Raum. In ihre persönlichen Beziehungen gestatten uns gerade diese Jahre einen tieferen Einblick. Sie sind reich an zartsinnigen Aufmerksamkeiten und warmen Dankesworten des Monarchen. Neben den klangvollen öffentlichen Kundgebungen stehen vertrauliche Briefe, die auch dieses und jenes aus Wilhelms Erlebnissen berichten, von Familienereignissen, Jagd, Politik; wie glücklich blickt 1882 der Urgroßvater auf die Reihe der drei Nachfolger, die er — „ein mächtiger Gedanke!“ — lebend vor sich sieht. Da finden sich dann so weitgehende Aussprüche wie die früher angeführten von Bismarcks schöpferischem Genius, von seiner Urheberschaft an den großen neuen Entwürfen; nach der Feier auf dem Niederwald denkt Wilhelm des Kanzlers als des „Herbeiführers der mächtigen Ereignisse“, die man dort festlich begangen hat, und als „ihres Leiters zum grandiosen Frieden“. Als er ihm 1883 ein Osterei (einen Orden) bescheert, fügt er hinzu, daß es „den Adler trägt, den Sie neu geschaffen haben!“ An Bismarcks Geburtstage rühmt er die Weisheit und Gnade des Allmächtigen, die „Sie der Welt und — mir schenkte!!“ Insbesondere aber tritt in Bismarcks Schreiben an ihn eine neue Färbung hervor. Eigentliche

Herzenstöne sind auch früher schon manchmal von ihm angeschlagen worden: sie scheinen seit 1880 stärker zu werden. Der Kanzler spricht 1881 von Wilhelms „väterlicher" Leitung, er beklagt vier Jahre später die Todesfälle, die den Herrn getroffen haben: wir Ueberlebende müssen uns mühen, „die leer gewordenen Stellen derer auszufüllen, die Ew. Majestät Herzen nahe standen". Da ist der Verehrung — der Verehrung nicht bloß des Dieners, auch des Jüngeren — ein Klang von Liebe, beinahe von Freundschaft unbefangen beigemischt. Immer mehr aber, das ist das bemerkenswertheste, stellt Bismarck sich, ohne jemals die Ehrerbietung der Form und auch des Gefühles zu verletzen, recht eigentlich neben seinen Fürsten. Er redet vor ihm von seinen eigenen Fehlern die er sehr wol kenne; aber dabei verkleinert er sich nie, er schmeichelt nie, er hält sich stolz und gerade. Er weist über den irdischen Herrn hinweg auf den ewigen hin; und er nennt es (1883) den „Vorzug, den Gottes Segen Ew. Majestät vor anderen Monarchen, die Großes ausgeführt haben, gegeben hat, daß Allerhöchstdero Diener mit Dankbarkeit gegen Ew. Majestät auf ihre Dienstleistungen zurückblicken. Die Treue des Herrschers erzeugt und erhält die Treue seiner Diener". Bei so freier Aufrichtigkeit, die den Preisenden und den Gepriesenen sittlich ehrt, ist es dann doppelt inhaltsvoll, was Bismarck diesem Satze vorausschickt: „Ew. Majestät Zufriedenheit mit mir hat für mich höhern Werth als der Beifall aller Andern". Und fast noch weiter ist Fürst Bismarck gegangen. Mit mächtigem einfachem Selbstgefühle hat er dem Kaiser für die „Unwandelbarkeit" seines Vertrauens durch mehr als 20 Jahre, für „die Gnade und das Vertrauen" gedankt, die „mir stets ohne Wandel zur Seite gestanden haben". Er vergleicht sich (1884), nur halb scherzend, dem Centauren des Bildwerkes, das Wilhelm ihm geschenkt hat: der trägt ein riesiges Horn auf den Schultern und ein Weib hängt sich ihm mit ganzer Last in die Barthaare. „So macht es mit mir, während ich mit Ew. Majestät und des Landes Dienst alle Hände voll zu thun habe, die Opposition, auf die Gefahr hin, mich im Tragen der Geschäftslast zu stören . . .". Im September 1887, zum 25. Jahrestage seiner Ministerschaft, hat Bismarck den letzten und in all seiner Verehrung stolzesten dieser Huldigungs- und Dankesbriefe geschrieben: an den Monarchen, der ihn solange, „in bewegten Zeiten, wo nicht alles gelingt, mit unwandelbar gleich bleibender Gnade und Vertrauen gegen alle Feindschaften und Intriguen gehalten und gedeckt" hat. In solchen Briefen spricht die Größe zur Größe, man möchte sagen: der Souverän zum Souverän. Der große Minister zieht sich nicht in ängstlicher Bescheidenheit, die ihm unwahrhaftig sein würde, hinter seinen Herrn zurück, er denkt nicht daran, seinen eigenen Antheil dem Herrscher zuzuschreiben; man spürt, er erblickt, wie es die Größten immer thun, in der Sache seines Staates und seines Herrschers seine Sache und jener ist ihm sein Helfer — wie er selber der des Königs ist. Daß er sich, mit erhobenem Haupte, vor dem Angesichte des Monarchen so geben darf, ohne daß er fürchten dürfte, die vornehme Seele des greisen Herrn zu verletzen, das ist ein Bild von so hoher und absichtsloser Menschengröße, daß dieser friedlich-herzliche Einklang ihrer letzten Jahre genau so stolz und so mächtig wirkt wie einst der harte Kampf ihrer Anfangszeiten. Wie sie selbst, so ist auch ihr Empfinden zu einander bis an das Ende immer im Aufsteigen geblieben und hat die Reste stiller Abneigung in Wilhelms Herzen wol völlig besiegt. Sie haben sich beide innerlich behauptet, der Kanzler sein schöpferisches Werk vollbracht, der Kaiser in diesem Werk zuletzt sich selber wiedergefunden. Ein warmer Abendglanz, der beide Gestalten umfängt, hat allen Widerstreit, jede harte Farbe, jede scharfe Linie gelöst und versöhnt, ebenbürtig

und untrennbar gehen sie miteinander in das Gefühl der Mitlebenden, in das Gedächtniß der Geschichte ein. —

Nach der Mitte der 80er Jahre erst erreichte die letzte Epoche Kaiser Wilhelms ihren Gipfel. Das ganze System nationaler Politik, innerer und äußerer, war einheitlich durchgebildet und arbeitete unter Einer großen Anregung fort. Damals nahm, in diesem doppelten Zusammenhange, Preußen den Kampf gegen die Ueberwucherung seiner Ostlande durch das Polenthum kräftiger auf; die Verständigung mit der Curie kam zu ungefährem Abschlusse; Deutschland war stark genug, um den Conflict mit Spanien über die Carolineninseln durch würdige Nachgiebigkeit beizulegen. Da brachten gerade die auswärtigen Verhältnisse der Regierung des Neunzigers die letzte scharfe Gefahr und den letzten Sieg. Während der Zusammenstoß mit Frankreich unter Boulanger drohte, entfesselte die Militärvorlage im December 1886 noch einmal den Streit mit der Reichstagsmehrheit. Alle übrigen innerlichen Gegensätze schlossen sich an diesen einen, drängenden an, und als die Auflösung des Reichstags die Neuwahlen vom Februar 1887 heraufführte, schlugen in dem leidenschaftlich erregten Wahlkampfe an Bismarcks Seite alle die Kräfte, die er seit 10 Jahren geweckt, erzogen und geleitet hatte, in heller Begeisterung die Schlacht: das Ergebniß war der Triumph seiner Politik; es war die glänzende Höhe der seit 1881 unablässig emporgewachsenen Bewegung. Das dritte Septennat wurde angenommen, die Wehrverfassung immer weiter gewaltig ausgebaut, noch immer ganz auf den Grundlagen der 1860er Reorganisation. Die unmittelbare Kriegsgefahr trat zurück, kleinere Reibungen mit Frankreich wurden überwunden, Boulanger im Mai 1887 gestürzt; die große Rede Bismarcks vom 6. Februar 1888 zeichnet in majestätischen Zügen die andauernde Spannung der europäischen Lage, die Nothwendigkeit und die innere Sicherheit des Friedensbündnisses wie einer steten Bereitschaft der deutschen Kräfte. Mit unerhörter Einhelligkeit machte der Reichstag sich die Forderungen des neuesten Wehrgesetzes, die der Kanzler verfochten hatte, zu eigen. Kaiser Wilhelm war vollbereit gewesen, den Krieg, wenn es sein müßte, zu bestehen; er war froh, da das Gewitter sich verzog; er blickte jetzt in tiefer Befriedigung auf die Beschlüsse seines Parlaments. Ihm reihte sich in diesen Jahren Gedenkfeier an Gedenkfeier, die 25jährige seines Königthumes im Januar 1886, die 80jährige seiner Zugehörigkeit zum Heere im Januar 1887, im folgenden März der 90. Geburtstag: Feste, die der herzliche Antheil der Nation verklärte und die den Fürstenstand Europas, des Reiches wie seiner Nachbarn, noch einmal um ihn vereinigten; 85 von dessen Mitgliedern waren an jenem Geburtstage in Berlin. Mit überströmender Freude sagte der Kaiser, in Erlassen an Bismarck, seinem Volke den innigsten Dank; er äußerte wol, die schönste Festgabe seien ihm der neue Reichstag und dessen Abstimmungen gewesen, er redete freundlich und hoffnungsvoll zu den huldigenden Studenten, deren eifrige Liebe ihm eine Bürgschaft für die Zukunft erschien. Nach seinem Militärjubiläum richtete er die Ansprache für die Armee an seinen Sohn: ergreifende Worte im großen Stil, an denen jede Silbe wahr und in denen seine ganze Seele und sein ganzes Leben enthalten ist, Worte des Rückblickes auf all das, was er und was sein Heer seit den dunkeln Tagen von Memel gemeinsam erfahren haben; wahrlich, Großes hat Gott an ihm gethan! Und was sich auch in acht langen Jahrzehnten verwandelt habe, „innerlich in den Herzen und dem Empfinden der Armee gibt es keine Veränderungen!“ Das Band der Ehre, der Pflicht, der todesmuthigen Treue umschlingt jetzt alle deutschen Stämme. Welch Zeugniß ungebrochenen soldatischen Sinnes in den Ruhmesthaten der letzten Kriege! Welch Glück für den Kaiser, heute so sprechen zu dürfen, „über diese 80 Jahre sagen zu dürfen,

daß wir sicherlich, voll und ganz, fest zu einander gehört haben, Ich mit Meinem ganzen Herzen und Denken, die Armee mit vollster Treue, Hingebung und Pflichterfüllung, für welche Mein Dank und Meine Anerkennung die lebendigste Empfindung Meines Herzens bis zu Meinem letzten Athemzuge bleiben wird".

Es war ihm Alles gelungen. Vor zehn Jahren hatte ihm Roon gewünscht, „nie die Beschwerden und die demüthige Resignation persönlich kennen zu lernen, die mit einem siechen Alter unvermeidlich verbunden sind". Die Kräfte ebbten wol und an Leiden fehlte es nicht, allein der Wunsch Roons hat sich erfüllt. Auch einsam wurde Kaiser Wilhelm nicht. Viele aus seinem Kreise verließen ihn, E. Manteuffel, Vogel v. Falckenstein, Karl Anton von Hohenzollern, Prinz Friedrich Karl in dem einen Jahre 1885. Die Nächsten aber blieben: die Kaiserin, die dem Greise wol näher stand und unentbehrlicher geworden war als jemals ehedem dem Manne; die Genossen seines täglichen Lebens am Hofe und im Arbeitszimmer; die Großen, Moltke, unverwüstlich gleich seinem Herrn, und zumal Bismarck. Der Eine leitete, von Graf Waldersee gestützt, die militärischen Dinge in gleichem, festem Gange weiter, der Andere ermöglichte dem Herrscher, fortzuregieren, ohne daß er sich mit neuen Menschen einleben und die alsdann unausweichlichen neuen Schwierigkeiten und Entscheidungen noch durchkämpfen mußte. Da brach auch über Wilhelm das Unglück herein: wie anderen großen Fürsten erschütterte ihm der Tod, der ihn und seine Liebsten nicht zu kennen geschienen hatte, noch kurz vor seinem eigenen Ende das Haus bis in den Grund. Er hatte, als preußischer Herrscher und als ganzer Monarch, die Zügel der höchsten Macht stets in der eigenen Hand gehalten, sie niemals dauernd in die seines Sohnes zu legen, ihm auch nicht einen wichtigen Antheil an den Geschäften einzuräumen vermocht. Zwischen dem gütigen, aber gestrengen Vater und seinem Kronprinzen blieb der Unterschied der Generationen, der Anschauungen aufrecht; sie standen in bewußtem Gegensatze, aber doch wol in warmer Liebe neben einander. Niemand weiß, welcher Art die Regierung Kaiser Friedrichs das Werk seines Vorgängers fortgeführt und ergänzt, ob sie es wirklich gewandelt haben würde; das ist Allen bekannt, wie sich ihm nach trüben und bitteren Jahren erzwungener Thatlosigkeit sein tragisches Geschick erfüllte. Sein Vater hatte eben die Schwelle des zehnten Jahrzehntes überschritten, als der Kronprinz erkrankte; hülflos mußte Wilhelm das Wachsthum des Leidens, das Ringen um den Hinsterbenden mitansehn. Er selber mochte die politische Zukunft durch den Enkel, der sich ihm rückhaltlos angeschlossen hatte, in seinem Sinne gesichert glauben. Aber der Untergang des Sohnes griff ihm furchtbar an das Herz. Wie tieftraurig sah er in jenem Winter aus seinem Eckfenster auf die Volksmengen nieder, die ihn mittrauernd grüßten! Auch sein Leben zehrte sich auf. Im Februar traf ihn der jähe Tod seines jüngeren badischen Enkels. In den ersten Märztagen warf ihn selber die Krankheit nieder. Noch von seinem Lager aus mühte er sich, seine Pflichten zu erfüllen, zuletzt überwand ihn die Mattigkeit. Als Fürst Bismarck am 8. März zum letzten Male mit ihm redete, sprach noch der Sterbende von seiner Freude über die Einmüthigkeit jener neuesten Bewilligungen des Reichstages für das deutsche Heer; am Morgen des 9. März 1888 entschlief er, kurz vor der Vollendung seines 91. Jahres. In einer Todtenfeier sondergleichen, voll Weihe und Größe, unter der ernsten Theilnahme aller Nationen, hat ihn sein Volk zu Grabe geleitet: zur Ruhestätte seiner Eltern, im Mausoleum zu Charlottenburg. —

Die alte Zeit ist mit ihm geschieden; zwei Jahre nach seinem Tode trat sein großer Genosse in den Schatten zurück, und jenes neue Geschlecht, dessen Spuren schon die späteren Tage Kaiser Wilhelms gezeigt, hat lebhaft vor-

dringend neue Bahnen suchen wollen. Daß es sie noch nicht gefunden hat, ist allzu klar. Und überall wirkt die Epoche Bismarcks und Wilhelms I. in den gegenwärtigen Tag hinein; ihre Aufgaben sind noch nicht erfüllt, ihre Werke sind unser bestes Besitzthum. Sie hat unendliche Schätze hinterlassen, einen mühelosen Gewinn für die Erben, aber freilich schwer zu bewahren, in ihrer Dauer und ihrer Macht an die weiterbildende Arbeit, an die Persönlichkeiten der Nachfolger gebunden — Schätze der Liebe, der Empfindung und der Gesinnung, einer Gesinnung von Stetigkeit und Maß; Werke, die heute noch alles Leben überragend beherrschen: die Einheit, das Reich, das Heer, die Monarchie. Wo sind die Gewalten, fähig diese Monarchie zu ersetzen? Unwandelbar kann sie so wenig sein wie irgend eine andere Gestaltung, und wie hat sie sich die Menschenalter dieses Jahrhunderts hindurch gewandelt, bis sie unter jenen ihren beiden Neubegründern, erstarkend und immer wachsend, das ganze Dasein der Nation umschloß! Unentbehrlich aber ist sie heute wie jemals zuvor. Was uns bevorsteht und wie die Stellung des Wilhelmischen Zeitalters im weitesten Zusammenhange der deutschen Geschichte — der äußerlich und innerlich nationalen, der staatlichen, der gesellschaftlichen, der geistigen — sich einst bestimmen, was an ihm dauernd, was vorübergehend erscheinen wird: darüber sich in Ahnungen oder Schlüssen zu ergehen liegt nicht im Amte des Historikers; genug, wenn er sich müht, jenes an die bekannte Reihe der Entwicklung anzuschließen und diese Entwicklung in ihm selbst weiter zu verfolgen. Den Kaiser Wilhelm derart zu begreifen ist hier versucht worden. Und Eines wenigstens wird man da auch voraussagen können. Von Friedrich dem Großen hat der Kaiser 1886 gerühmt: „Alles, was wir Großes und Gutes heute in unserem Lande bewundern, ist auf dem Fundament aufgebaut, das er gelegt hat". An das Werk von 1807, das für seine Auffassung mit der Gestalt seines Vaters verwuchs, hat er im Handeln und in seinen Gedanken immer wieder angeknüpft. Beide zusammen, so verschieden sie sind, die alte Monarchie und die Reform, das darf man rückblickend sagen, haben, sich streitend und ineinandergreifend, seine eigne Geschichte erfüllt: das Alte in ihr wie in seiner Persönlichkeit immer durch das Neue befehdet, zurückgeschoben, ergänzt, und selber in jenes hineinreichend, sich wiederum durchsetzend, an jedem Ergebnisse seinerseits betheiligt. Solches natürliche Weiterwirken der historischen Gewalten darf auch die Zukunft, wie immer sie werden mag, für sich erwarten: sicherlich wird ihr Wilhelms I. Name einen guten Theil dieser historischen Gewalten vornehmlich bezeichnen und wird er ihr zugleich den leuchtenden Segen großer Vergangenheit bezeichnen, den Segen, der in den Stunden des Ernstes und der Nöthe wieder lebendig wird, haltend, erhebend, mit aller sittlichen Macht des Stolzes, des Vertrauens, der Hoffnung, der innerlichen Einkehr, erweckend wie Siegesgeschmetter, vorwärts zwingend wie das voraufgetragene Banner. So hatte es ja auch wiederum das Erbe des großen Königs im Jammer von Tilsit und im Sturme der Befreiungskriege gethan, so deren Gedächtniß in den trüben und hellen Tagen von der deutschen Revolution bis an die Schlachten von 1870. Wie könnte Wilhelms Zeit für solche Wirkung verloren sein? Mit jeglicher großen Vergangenheit, das wissen auch wir bereits, nimmt sie es reichlich auf. Und Kaiser Wilhelm selber füllt in ihr seinen Platz — nicht Wilhelm der Große, soviel Großes wahrlich an ihm ist; aber von der schlichten Echtheit seines Wesens fällt alles Fremde, alles Gesteigerte, das ihn erst schmücken soll, haltlos ab; die dämonisch hohe Größe, die seinen Tagen nicht mangelt, hat ihren Ausdruck nicht in ihm. Wohl aber jene einfältig edlen Kräfte, die sein Leben begleiteten, die er in sich und um sich immer von Neuem zum Durchbruch und

zum Siege geführt hat, die ihn zum lebenden Symbole der besten Güter seines Volkes gemacht haben, die Kräfte, vermöge deren er sammelte, ordnete und zusammenhielt, Kräfte der Einheit und der Zucht, der Weisheit und der Treue. Sie hat der vornehmste seiner Grabredner in Worten, unmittelbar und einfach groß wie der Verstorbene, mahnend als dessen unzerstörbares Erbtheil aufgezählt, als er am Todestage selbst, in seinen Tiefen erschüttert, dem Reichstage die Trauernachricht brachte: den Heldenmuth, das nationale Ehrgefühl, die Hingebung, die Arbeitsamkeit, die Pflichttreue im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande; sie nannte Fürst Bismarck in seinem dahingeschiedenen Herrn verkörpert.

Quellen und Bearbeitungen.

Allgemeines. Eine Geschichte hat die litterarische Behandlung von Wilhelms I. Leben bisher nicht gehabt. Die Biographien sind seit den 60er und 70er Jahren häufiger und immer wärmer geworden; auch das thatsächliche Wissen ist allmählich gestiegen; eine wirkliche Entwicklung aber, nach Forschung, Auffassung, Verständniß, Urtheil, dürfte die Reihe der populären Lebensbeschreibungen, soweit ich Kenntniß davon genommen habe, nicht darstellen. Ich nenne von ihnen nur die zwei, die er selber durchgesehen und vervollständigt hat: Louis Schneider, Der Prinz von Preußen (Der Soldatenfreund 24,6, Dec. 1856, Berlin bei Hayn; später: König Wilhelm, 2. Aufl. 1861, Soldatenfreund 28 Extraheft); dazu gleich: Aus dem Leben Kaiser Wilhelms 1849—73, 3 Bde. 1888; und Aus meinem Leben. Und Oskar Meding, 85 Jahre in Glaube, Kampf und Sieg 1882, zuletzt: 91 Jahre 1889, nebst den vorgedruckten Aenderungen des Kaisers. — Späteres: W. Oncken, Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm, 2 Bde. 1890—92. Unser Heldenkaiser 1897 (Festschrift zum 100j. Geburtstage; ihr Werth liegt in einigen Briefen W.s und einigen Einzelzügen aus der Erinnerung von Zeitgenossen, die O. mittheilt). Sonstige allgem. Jubiläumslitteratur: H. v. Petersdorff, Der erste Hohenzollernkaiser (von mir noch benutzt, während die ersten Theile meiner Darstellung schon im Druck waren); E. Berner, Wilhelm der Große (im Erscheinen, nicht benutzt); v. Goßler, W. der Große in seinen Beziehungen zur Kunst (Rede nebst Beilagen). Dazu Reden und Aufsätze; von denen, die mir bekannt geworden sind, nenne ich: 1888 E. Curtius, Gedächtnißrede (Berl. Univ.), H. v. Treitschke, Zwei Kaiser; ders. 1895: Zum Gedächtniß des großen Krieges. 1889 die Charakteristik in Heinrich von Sybels zweitem Bande (Die Begründung des Deutschen Reiches durch W. I., 7 Bde. 1889—94). 1897 M. Lenz (Berl. Akad., S.B. 17; 25. März), G. Schmoller (Tägl. Rundschau, 23. März), B. Erdmannsdörffer (Heidelb.), H. Delbrück (preuß. Jahrb. April Bd. 88; dazu seine werthvollen früheren Aufsätze in den preuß. Jahrb., besonders 1888, 89, 90), O. Lorenz (D. Rundschau, März: Heroisierung!).

Briefe und Acten. Militärische Schriften weiland Kaiser W.s d. Großen Maj., hrsg. v. königl. prß. Kriegsministerium, 2 Bde. (1821—47; 1848—1865) 1897 (hier erst v. 1857 ab benutzt; vgl. aber Sybels inhaltreichen Aufsatz: Die pr. Heeresreform v. 1860, Beil. z. Allg. Ztg. 1891, 21.—23. Dec.; ein Neudruck steht in Sybels nachgelassenen Kleineren Schriften zu erwarten). Briefe: vor Allem die an Oldwig von Natzmer (bis 1861): G. E. v. Natzmer, Aus dem Leben des Generals O. v. N., I. 1876; ders., Unter den Hohenzollern, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des G. O. v. N., 4 Bde., 1887—89; ders., Kaiser W. I., die Prinzeß Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta, 1890. Eine sehr vorläufige Zusammenstellung: Politische Corre-

spondenz Kaiser W.s I., 1890 (darin auch die berühmtesten Erlasse und die Neujahrsbetrachtungen). — Die großen Actensammlungen zur Zeitgeschichte, das Staatsarchiv &c.; Mancherlei in der Deutschen Revue; Mancherlei in Erinnerungen von Zeitgenossen (Varnhagen!) verstreut; nur das Wichtigste unten; die Bismarck-Publicationen; H. Kohl, Bismarck-Jahrbuch, seit 1894. —

Einzelne Zeiträume.

1797—1815. Außer den zwei Biographien und der bekannten Litteratur besonders über K. Luise: Ranke, Fr. Wilh. IV., WW. 51, Vaihinger, K. L. als Erzieherin, 1894. Wilhelm über den König und York bei Pertz, Gneisenau III 732 ff., Vorsicht! 1813 ff.: Natzmer, Oncken.

1815—40. Im Ganzen: Natzmer, Mil. Schriften, H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jh., II—IV, 1882—89. Fr. Meinecke, Boyen u. Roon, Hist. Ztschr. 77, 1896. Daneben noch zum militärischen Leben: v. Ollech, Reyher IV, 1879: zum persönlichen: Gräfin Elise Bernstorff. Aus ihren Aufzeichnungen, 2 Bde. 1896; zur Politik: Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold v. Gerlachs, 2 Bde. 1891—2, I, Ringhoffer, ein Dezennium preußischer Orientpolitik, 1897.

1840—48. Treitschke V, nebst Beilagen. Ranke, Fr. Wilh. IV. Natzmer, Mil. Schriften, vgl. Nippold Boyen III Vorwort, Sybel, Heeresreform, Gerlach I, Nippold, C. J. v. Bunsen, 3 Bde. 1868—71, II; Martin, Life of the Prince Consort. 1874 ff.

1848—49. Sybel, Begründung I; ders., aus den Berliner Märztagen, H. Z. 63, 1889; Perthes, pr. Jhb. 63, 1889; Natzmer, Gerlach; von hier ab: Denkwürdigkeiten a. d. Leben des G.-F.-M. Kriegsmin. Grafen v. Roon, 2 Bde. (ich habe die 3. Auflage 1892 benutzt und sie besonders aus dem Bismarck-Jahrbuch ergänzt); Schneiders beide Memoirenwerke. — Bunsen II. Springer, Dahlmann II. — Mil. Schriften; dazu die Broschüren: (v. Griesheim), Krit. Bemerkungen über d. Entwurf d. Wehrausschusses d. Reichs-Versammlung . . ., Berlin Okt. 1848; (ders.), die deutsche Centralgewalt und die pr. Armee, geschr. 23. 7. 48, Berlin; Gegenschriften; und Arnim-Boytzenburg, d. d. C.-G. u. Preußen, Aug. 1848. — Biedermann, Mein Leben I, 30 Jahre I (Volksausg. 1896), Beseler, Erlebtes und Erstrebtes.

1849—51. Mil. Schr. und Schneider; Denkschrift vom 19. Mai 1850, Sybel H. Z. 70, 1893; Gerlach I, Bunsen III; Ernst II. von Coburg-Gotha, Aus meinem Leben, 3 Bde. 1887—89, I, Natzmer, Sybel Begründung I.

1851—57. Roon Bunsen Natzmer, Gerlach I. II, Briefwechsel Gerlachs mit Bismarck, 1893, Bismarcks Briefe an G., hg. v. Kohl, 1896, Poschinger, Pr. im Bundestag, 4 Bde., 1882—85, und die Ergänzungen im B.-Jahrb.; Sybel, Begründung II; Ernst II., II; Aus dem polit. Briefw. des deutschen Kaisers m. d. Prinz-Gemahl v. England 1854—61, 1881 (aus Martin); aus dem Leben Theodor von Bernhardis, bisher 6 Bde., 1893 ff., II. — Mil. Schr., und Sybel Heeresreform.

1857—58. Sybel Begr. II, Bernhardi III, Gerlach II, G.-Bismarck.

1859—62. Auswärtiges und Deutsches: Sybel II; Ernst II., III; Bernhardi III. IV; vgl. V, 4 ff.; Bismarck-Jahrb. III; Suckow, D. Revue 1897; Bailleu, Der Prinzregent und die Reform der deutschen Kriegsverfassung, H. Z. 78, 1897; Baden-Baden: Haym, das Leben Max Denckers 1891; Oncken, Zeitalter I; Ranke WW. 53; Denkschrift von 1861: Bismarck-Jahrb. III.

1858—62. Inneres. Prß. Militärreform: Mil. Schr., Roon, Sybel II und Aufsatz, Schneider, Gerlach, Bernhardi; zu Roon Meinecke; zu den ersten Anfängen vgl. z. B. Petersdorff Thielmann, 1894, a. E. — Verfassungs-

frage: insbes. Roon, Bernhardi, Haym, Baumgarten, hist. u. pol. Auss. u. Reden 1894, Ernst, Schneider I; das Gespräch mit Max von Baiern: Oncken I, Heldenk., Sybel II. — 1862: Roon II und Bismarck-Jahrb. III; Bernhardi IV; Hegel, Erinnerungen aus m. Leben, 1891. — W. u. Bismarck: Busch B.-J. II, Ernst II, das babelsb. Gespräch abgedruckt bei Oncken II 752. Vielerlei Stoff stets bei Blum, F. Bism. u. s. Zeit, 6 Bde. 1894—95. Vgl. auch Kohl, Bismarckbriefe 1836—72, 1897.

1862—71, im Ganzen, abgesehen von den Sammelwerken, Kriegsgeschichten, allg. Darstellungen, Sybel II—VII; Roon II, Briefw. zwischen Roon u. Perthes 1864—67, 1896, Bism.-Jahrb. (Briefe Roons, Manteuffels u. A.), Moltke, Ges. Schriften u. Denkwürd., 7 Bde. 1891—92, ders., Milit. Korrespondenz 1864—71, 3 Bde. 1892 ff.; Schneider.

1862—64. Conflict: Schneider, Bernhardi IV—VI, Haym, M. Philippson Friedrich III, 1893 (nur noch nachträglich eingesehn), Ernst III, Mil. Schr.; Fürstentag: Sybel II, Ernst u. A.; Schleswig-Holstein: Sybel III, Jansen-Sammer, S.-H.s Befreiung, 1897, Henrici, Lebenserinner., 1897, Bernhardi u. s. w.; Bismarcks Wort, Jansen 495; „der erste Schüler," Lenz 12.

1864—66. Neben Sybel Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—66, I, 1897, Lettow-Vorbeck, Gesch. d. Kriegs v. 1866 in Deutschland, I, 1896; W. u. Bismarck 1866: auch Benedetti, ma mission en Prusse 1871, La Marmora, Etwas mehr Licht, Uebers. 1873, v. Unruh, Erinnerungen, 1895; vgl. Delbrück, Sybel u. A.

1866. Die französ. Verhandlungen: Sybel V; minder wichtig Benedetti sowie Rothan, la politique française en 1866. Indemnität: Sybel, Roon; Bismarckbriefe.

1866—70. Inneres: Roon, B.-Jahrb. I. III. IV, Aus d. Leben Karls v. Rumänien, 3 Bde. 1894—97 I; Ursprung d. franz. Kriegs: Sybel VI. VII, 1894, ders., Neue Mitt. u. Erläuterungen 1895, Rößler Pr. Jhb. Jan. 1895, Delbrück ebd. Dez. 1892, Febr. Okt. 1895, Brandenburg, Beil. z. Allg. Ztg. 11. 12. Febr. 1895, v. Petersdorff, Forsch. z. brand.-pr. Gesch. IX 1896; Luxemburg: u. A. Schneider; span. Frage und Ems: Karl v. Rumänien II, B.-Jhb. IV, Benedetti, Gramont, la France et la Prusse avant la guerre 1872, Lebrun, souvenirs militaires 1895, Beust, Aus drei Viertel-Jahrhunderten, 2 Bde. 1887 II, u. A., W.s. Briefe bei Oncken, Heldenkaiser; Mobilmachung: W. bei Oncken, Roon II, Tagebuch des Kronprinzen 1870—71 in der D. Rundschau, Okt. 1888, Bismarcks Immediatbericht darüber vom 23. Sept. 1888 (Reichsanzeiger).

1870/1. Militärisches Leben: König W. auf s. Kriegszuge in Frankreich 1870. Von Mainz bis Sedan. (Kriegsgesch. Einzelschriften hg. v. gr. Generalstabe XIX 1897), Moltke, Schriften III und Anhang, Briefe, und Mil. Korr. III, Roon II und Anhang, Hönig, 24 Stunden Moltkescher Strategie (Gravelotte), 1891, ders., d. Volkskrieg a. d. Loire im Herbst 1870, 4 Bde., besonders I, v. Verdy du Vernois, Im gr. Hauptquartier 1870/1, 1896, Graf Frankenberg, Kriegstagebücher, 1896, v. Wilmowski, Feldbriefe 1870/1, 1894, Schneider II. III, M. Busch, Graf Bismarck u. s. Leute währ. d. Kriegs m. Frankr., 2 Bde., 1878, Tageb. d. Kronpr., Briefe Wilhelms vornehmlich bei Oncken; Beschießung: dieselben Quellen, dazu Hönig III. — Die Reichsgründung: dieselben z. gr. Th., dazu G. Freytag, D. Kronprinz u. d. dtsch. Kaiserkrone, 1889, Baumgarten und Jolly, Staatsminister Jolly, 1897, Philippson. Zur Proclamation noch Toeche-Mittler, Die Kaiserprocl. in Versailles, 1896.

1871—88. Briefw. mit Bismarck, B.-J. I und bes. IV, Rücktrittsakten u. A. ebenda; dazu Bismarcks Reden, Gespräche, Briefe, volkswirthschaftliche Schriftstücke u. s. w.

1871—79. Vor Allem Roon II, dazu B.-J. I. III. Die drei Kriege u. Anderes bei Treitschke, Zwei Kaiser. Culturkampf: neben vielem Anderen Graue, B.-J. I. II. Die Flug- u. Proceßschriften in Sachen Arnims; vgl. Broglie, La mission de M. de Gontaut-Biron à Berlin, 1896, Manteuffel B.-J. IV. Zu den ausw. Krisen: u. A. Gontaut, B.-J. I. IV, die große Rede Bismarcks 6. 2. 1888 bei Kohl, Reden XII, Blum V 285 ff.; Briefw. Bism.-Andrassy. Die Attentate: Roon II (vgl. Philippson); Roons Tod ebd. Anhang.

1879—88. Ranke, Frz. Gesch.: WW. VIII 53, 92. Persönliche Züge: Oncken Heldenk., Sybel II, Curtius, Goßler, Wilmowski, Meding, Delbrück, Henrici u. A.; vgl. Treitschke; Treusch v. Buttlar, Berl. N. Nachr. März 1897. Ihering: Zukunft 1893, IV 340. Ueber Friedrich II.: Goßler 26. Bismarcks Worte: Kohl XII 481.

Erich Marcks.

Wilhelm, deutscher König, als Graf von Holland W. II., wurde um das Jahr 1228 als ältester Sohn des Grafen Florens IV. von Holland und Seeland (s. A. D. B. VII, 126) und der Mathilde von Brabant geboren. Früh verwaist blieb er unter der Obhut seiner Onkel, zuerst Wilhelm's, der als Tutor Hollandiae in Urkunden auftritt, nach dessen Tode Otto's, des Bischofs von Utrecht. 1240 übernahm er, der Sitte gemäß, selber die Regierung. Als Landesherr hat er namentlich durch die Verleihung von Stadtrechten, an Haarlem im J. 1245, an Delft und 's Gravezande im folgenden Jahre, also durch Anschluß an die das Aufblühen der Städte fördernde Bewegung der Zeit, sich hervorgethan, während er durch sein Versäumniß, der Gräfin von Flandern den Lehenseid für Seeland zu leisten, seinen trotzigen Unabhängigkeitssinn bezeugte. Denn dadurch mußte er bald mit der mächtigen Nachbarin in Streit gerathen. Indessen war das Concil von Lyon zusammengetreten; die Excommunication und Absetzung des Kaisers Friedrich II., die Wahl und der Tod des Gegenkönigs Heinrich von Thüringen folgten rasch. Die päpstliche Partei suchte im J. 1247 einen neuen Throncandidaten, und ihre Führer, namentlich der gewaltige Erzbischof von Köln, Konrad von Hochstaden, versuchten vergeblich, einen solchen unter den Niederdeutschen zu finden. Da soll der Herzog von Brabant, der selber die Krone ausgeschlagen hatte, seinen jungen Neffen vorgeschlagen haben, der, jung und ehrsüchtig, das Angebot annahm und auf einem ziemlich unregelmäßigen und dürftig besetzten Wahltage in Woeringen als König ausgerufen wurde. Wahrscheinlich hoffte der Kölner, an dem blutjungen, ziemlich mittellosen und darum ganz von seinen Anhängern abhängigen König ein geeignetes Werkzeug seiner eigenen hochfliegenden Pläne zu finden. Sonst läßt sich kaum ersehen, warum man an ihn gedacht hat. Denn sein Land lag nicht allein weit ab an der Nordsee, an der Westküste des Reichs, sondern war auch klein an Umfang und Mitteln, bei weitem noch nicht die mächtige Grafschaft von hundert Jahren später. Und er selber hatte nichts, was ihn empfehlen konnte, außer seinen Familienverbindungen, denn damals hatte er sich noch in keinerlei Weise hervorgethan. Und wie gering seine Macht war, das zeigt sowol der demüthigende Vertrag, durch welchen er die Anerkennung der Stadt Köln erkaufen mußte, wie der lange Widerstand, den Aachen ihm bot, das erst im folgenden Jahr 1248 nach langwieriger Belagerung durch die von den Kreuzpredigern zusammengebrachten niederrheinischen und friesischen Scharen seine Thore öffnete und ihm so die Gelegenheit bot zur gesetzmäßigen Krönung durch

den päpstlichen Legaten und die rheinischen Erzbischöfe. Auch scheint er es namentlich deren eifrigen Bemühungen verdankt zu haben, daß er auch in Westfalen, Lothringen und am Mittel- und Niederrhein keinen Widerstand fand und im Stande war, endlich auch der Pfalz Kaiserswerth Herr zu werden, wenn auch die günstigen Bedingungen, welche der Burggraf sich zu erwirken wußte, verhinderten, daß der Besitz ihm einen Ersatz für Nimwegen bot, das er dem Grafen von Geldern zu verpfänden gezwungen war, und seitdem auf immer dem Reiche verloren ging, als sei die erste Wahl eines Niederländers zum deutschen König zugleich das Zeichen des Verschwindens der deutschen Königsgewalt in den Niederlanden. Und freilich, nichts bezeugt stärker die Hülflosigkeit Wilhelm's, als die geringe Achtung, welche seine engeren Landsleute ihm bezeigten, seitdem er König geworden war. Und das lag keineswegs an seiner Persönlichkeit, denn so jung er war, W. erwies sich rührig und energisch genug. Aber er war vollständig auf die Unterstützung des Papstes und seiner Anhänger angewiesen und verpflichtet, stets die schon arg zusammengeschmolzenen Regalien aufs neue zu vergeben oder zu verpfänden. Der im nächsten Jahre am Mittelrhein unternommene Feldzug brachte ebensowenig eine Entscheidung, die Pfalz Ingelheim war die einzige Beute, welche W. davontrug. Daß dieser dagegen im Lager vor derselben dem Papste den Eid leistete, die Besitzungen, Ehren und Gerechtsame der römischen Kirche zu schützen und zu erhalten und ihr den ungestörten Besitz derselben zu überlassen, braucht keineswegs als eine Beeinträchtigung der königlichen Majestät angesehen zu werden. Zwar war W. ein bloßer Pfaffenkönig, doch hatten auch Otto von Braunschweig, ja Friedrich II. selber dasselbe geschworen. Für ihn steckte darin keine Erniedrigung, und allein der Papst konnte ihn gegen die Uebermacht seiner erzbischöflichen Gönner in Schutz nehmen. Das empfand er am wirksamsten, als derselbe den kühnen Plan Konrad's von Köln vereitelte, nach dem Tode Siegfried's von Mainz dessen Erzbisthum dem seinigen zuzufügen, was W. vollständig von ihm abhängig gemacht hätte. Doch auch der päpstliche Schutz sollte ihm theuer zu stehen kommen. Denn die päpstliche Vermittelung in dem Streit mit Flandern über Seeland, oder besser gesagt über die Insel Walcheren und die übrigen Länder in dem Scheldedelta, verschaffte ihm zwar im nächsten Jahre (1250) einen gewiß nothwendigen Frieden, allein unter äußerst ungünstigen Bedingungen, welchen er nicht umhin konnte, sich zu unterwerfen. Auch der persönliche Verkehr mit Innocenz, den er in Lyon besuchte, scheint ihm wenig Früchte getragen zu haben. Denn wenn er auch im Sommer dieses Jahres dem Gegner, dem Stauferkönig Konrad, mit ansehnlichen Streitkräften entgegentrat und bei Oppenheim gegenüberlag, es gelang nicht, ihn zur Schlacht zu zwingen oder zu vertreiben, und noch immer hielten Boppard, so oft er es schon belagert hatte, und Frankfurt an dessen Seite fest. Erst im nächsten Jahre fiel die letzte rheinische Festung der Stauferpartei, und erst als auf die Nachricht des Todes seines Vaters König Konrad sich vom Rhein abwendete und sich anschickte, zur Rettung seines italienischen Erbes über die Alpen zu gehen, trat ein Umschwung zu Wilhelm's Gunsten ein. Denselben hat er aber gewiß beschleunigt durch die Verbindung, in welche er Ende 1251 mit dem Welfenhause trat, als er sich mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs von Braunschweig verlobte und dieselbe im folgenden Januar heirathete. Die norddeutschen Fürsten, welche sich bis jetzt neutral gehalten hatten, traten jetzt auf seine Seite. In einer großen Versammlung in Braunschweig am Palmsonntag des Jahres wurde er von ihnen, unter Vortritt des Herzogs von Sachsen und der beiden Markgrafen von Braunschweig, förmlich als König anerkannt. Es ist hier nicht der Ort, über den Charakter dieses merkwürdigen Vorgangs, der von einigen Historikern als eine Art Nachwahl bezeichnet wird und dessen

Bedeutung für die staatsrechtliche Entwicklung des deutschen Reiches und namentlich für die des Kurfürstencollegs wol nicht gering gewesen ist, Betrachtungen anzustellen. Nur kann nicht verschwiegen werden, daß Wilhelm's Stellung von jetzt an eine andere war, er war nicht mehr der Pfaffenkönig, die Creatur der rheinischen Erzbischöfe, sondern der Erwählte der Mehrheit jener deutschen Fürsten, welche schon zwei Decennien früher als die „Ersten an der Kur" bezeichnet worden waren. Freilich im eigenen Lande reichte auch dies nicht aus, um ihm das Uebergewicht über Flandern zu verschaffen. Zwar hielt er im Juli zu Frankfurt einen stark besuchten Hoftag, auf welchem der Spruch fiel, Margarethe habe ihre Reichslehen nicht rechtzeitig von ihm aufgehoben und dieselben darum verloren, welche dann vom Könige ihrem Sohne, seinem Schwager Johann von Avesnes, zugewiesen wurden. Aber damit war freilich wol die Wiedereröffnung des Kampfes um Seeland und zugleich des Streites zwischen Margaretha und den Dampierres einerseits und den Avesnes andrerseits eingeleitet und die königliche Macht zur Hebung seiner Hausmacht angewendet, allein der Erfolg dieses Strebens keineswegs gesichert. Im Gegentheil, der Papst war in keiner Hinsicht mit dieser Aufhebung des durch seine Vermittelung durchgesetzten Vertrags von Brüssel zufrieden und scheint von jetzt an gewissermaßen gegen den Schützling der Kirche erkaltet, wenn er auch, wahrscheinlich weil derselbe jetzt von fast allen deutschen Bischöfen und Fürsten, mit Ausnahme Baierns und einiger süddeutscher Fürsten und vieler Städte, anerkannt war, nicht umhin konnte, den Frankfurter Spruch zu bestätigen. Aber gewiß ist es, daß weder der Papst, noch die rheinischen Erzbischöfe von jetzt an den König mehr als ihren Schützling betrachten konnten, und daß letztere dieses kaum verschmerzten. Ihre Haltung trieb unwillkürlich den König in neue Bahnen. Indessen hatte Margaretha, welche nach der päpstlichen Bestätigung des Frankfurter Spruches an einer friedlichen Schlichtung ihres Kampfes mit dem König und den Avesnes verzweifelte (die Letzteren hatten sich jetzt auch in Besitz des Hennegaus gesetzt), eine ansehnliche Macht zusammengebracht und damit einen entscheidenden Schlag gegen Walcheren versucht. Allein bei Westkappel wurde ihr Heer von Wilhelm's Bruder Florens (s. A. D. B. VII, 129) vollständig geschlagen (Juli 1253). Es folgten neue Unterhandlungen. W. bestand auf vollkommener Unabhängigkeit West-Seelands und Anerkennung des Frankfurter Spruchs. Daran scheiterte die Versöhnung. Margaretha warf sich in die Arme Frankreichs, ihres Lehnsherrn. König Ludwig weilte noch immer im Orient, doch sein Bruder Karl von Anjou und Provence, der nachherige König von Neapel und Sicilien, ergriff gleich die Gelegenheit, ließ sich von Margaretha den Hennegau abtreten und Theile von Reichsflandern, und eroberte fast die ganze erstgenannte Grafschaft. Diese Ereignisse hielten W. in den Niederlanden fest. Fast das ganze Jahr 1254 kämpfte er, nachdem er vorher den wol von Margaretha aufgestachelten Friesen eine schwere Niederlage beigebracht hatte, mit den Franzosen in dem Hennegau, bis er nach vergeblich angebotener Feldschlacht im Juli einen Waffenstillstand schloß, in welchem er seinem Gegner alle Vortheile überließ, welche derselbe im Hennegau errungen, aber seitdem W. dort erschienen, theilweise wieder verloren hatte. Es scheint, der Angriff, welchen der Erzbischof von Köln, als Bundesgenosse Margaretha's in Verbindung mit den Grafen von Jülich und anderen alten Widersachern Wilhelm's auf dessen Anhänger begonnen hatte, und die Kunde von des Erzbischofs Vorhaben, eine Bewegung zur Aufstellung eines Gegenkönigs einzuleiten, haben ihn hierzu veranlaßt. Es war dringend nöthig, sich aus diesen zwar für einen holländischen Grafen, aber nicht für einen deutschen König bedeutenden Kämpfen loszumachen, um nicht den Beistand der beiden Mächte zu verscherzen, welche ihn als Bundesgenossen aufforderten, sich den von ihnen ge-

stellten Aufgaben zu widmen. Denn einerseits wünschte der Papst sehnlichst, ihn nach Italien zu bringen und zugleich mit Karl von Anjou, dessen Beistand er ebenso und zwar gegen die Staufer in Italien anzurufen beabsichtigte, auszusöhnen, andererseits war im Reich eine neue Macht erstanden, welche ihn von der drohenden Abhängigkeit der Fürsten befreien konnte. Der Rheinische Bund war ins Leben getreten. Zu gleicher Zeit hatte ihn der Tod von seinem Nebenbuhler befreit. Konrad IV. war im Mai 1254 gestorben. Diese Ereignisse änderten Wilhelm's Lage vollständig. An der Spitze der Städte, denen sich die Fürsten, namentlich die Bischöfe, wenn auch nicht selten widerwillig, fürs erste anschließen mußten, wollten sie nicht von ihrer überlegenen Macht erdrückt werden, verfügte er über eine achtunggebietende Macht. Und die Städte brauchten seinen Anschluß, um ihrem sozusagen revolutionären Streben einen gesetzmäßigen Anstrich zu geben. Für den Augenblick waren König und Städte natürliche Bundesgenossen. Hatte schon der Schutz eines Theils derselben allein die staufische Macht in Deutschland aufrecht gehalten, um so mehr vermochte jetzt ihre in einem mächtigen Bündniß vereinigte Macht die königliche Autorität zu stützen. Für W. war das um so wichtiger, da die Städte bisher meistentheils auf Seiten der Gegner gestanden und auch die andern ihn mit wenigen Ausnahmen nur widerwillig anerkannt hatten. Jetzt näherten sich auch diejenigen, welche am treuesten an der staufen'schen Seite ausgeharrt hatten, dem König, der sich beeilte, die ihm dargebotene Hand zu fassen. Im Hochsommer und Herbst beurkundete derselbe den Frieden mit den alten Gegnern durch Bestätigung ihrer Privilegien. Dagegen wurde er im Bundesabschied vom 6. October des Jahres feierlich als Haupt des Reiches anerkannt.

Es war die höchste Zeit. Denn die Pläne Konrad's von Hochstaden, an Wilhelm's Statt dem mächtigen Böhmenkönig die Krone zu verschaffen, scheinen ihrer Verwirklichung nahe gewesen zu sein; selbst W. soll durch die drohende Gefahr eines Abfalls aller Derer, welche bis jetzt seine Stützen gewesen waren, während er sich kaum gegen Frankreich und Flandern aufrecht halten konnte, so weit eingeschüchtert gewesen sein, daß er Ottokar versprach, unter gewissen Umständen abdanken zu wollen. Innocenz aber und sein Legat Capoccio sollen sich entschieden widersetzt haben, was Ottokar, der nicht gesonnen war, sich mit dem römischen Stuhl zu entzweien, veranlaßte, fürs erste sich zurückzuziehen. Wir sind von diesen Vorgängen aber sehr mangelhaft unterrichtet, unsere Kenntniß derselben beruht auf sehr unsicherem Grunde, die Hauptquelle ist äußerst zweifelhafter Natur. Gewiß ist nur, daß W. im Winter der Jahre 1254/5 von Konrad von Köln geradezu feindselig behandelt wurde, ohne im Stande zu sein, dafür Rache zu nehmen, und daß er erst nach dem in Worms abgehaltenen Reichstage, wo er den rheinischen Bund erneuerte und sozusagen auf seine königliche Gewalt gründete (10. März 1255), als Herrscher auftrat. Der Bund war in gewisser Hinsicht ein Organ der königlichen Gewalt geworden. Auch das Elsaß und alle oberrheinischen, früher staufisch gesinnten Gebiete und Städte hatten sich ihm unterworfen, und er konnte sogar durch Aufstellung eines Reichsjustitiarius eine Aenderung der Reichsverfassung einleiten, welche der königlichen Macht gewiß zu Gute gekommen wäre, wenn sie Bestand gehabt hätte. Gewiß ist es, daß die königliche Autorität von jetzt an in den Städten wiederum mehr geachtet und daß ihr namentlich die Justiz unterstellt wurde. Auf einem rheinischen Bundestag zu Oppenheim im October wurde die richterliche wie überhaupt die Executivgewalt des Bundes völlig dem König als Haupt des Reiches und dessen Beamten übertragen. Wäre es so fortgegangen, von der Verbindung des Königthums mit den Städten hätte eine Verjüngung des Reichs ausgehen können, welche der Zerspaltung Deutschlands in fast unabhängige

Territorien und in zahllose, aber meistens machtlose Reichsglieder, geistliche und weltliche Fürstenthümer, Graf- und Herrschaften und Städte hätte Einhalt thun können. Jetzt hatten die neuen Ordnungen nur die Wirkung, daß Städte, Reichsministerialen und Grafen sich mit vereinter Macht erhoben, als nach Wilhelm's Abreise, der zur Vorbereitung seines Kriegszugs gegen die Friesen nach seinen Erbländern zurückgekehrt war, die Königin und der Reichsjustitiar Graf Adolf v. Waldeck vom Ritter Hermann v. Rietberg überfallen und gefangen wurden. Den Bruch des eben neu aufgerichteten Landfriedens büßte der freche Räuber mit Zerstörung seiner Burg. Die auf dem Bunde der Königsgewalt mit dem Städtebund beruhende Macht schien sich eben zu bewähren, als derselben auf einmal ein jähes Ende bereitet wurde. W. hatte beschlossen, die Westfriesen im heutigen Nordholland, denen im Sommer hinter den Seen und Sümpfen kaum beizukommen war, im Winter, als die Wasser zugefroren waren, anzugreifen, wahrscheinlich in der Hoffnung, sie für immer zu unterwerfen, so wie es später sein Sohn gethan hat. Doch im Kampf auf dem Eise zogen die schweren holländischen Ritter gegen die leicht bewaffneten Friesen entschieden den Kürzeren. Unter W. brach das Eis und er selber wurde erschlagen, sei es weil er nicht als der König erkannt wurde oder eben deshalb (28. Januar 1256). Der Leichnam wurde unter einem Baum verscharrt und erst nach 26 Jahren von seinem Sohn entdeckt und nach der Gruft der Middelburger Abtei übergeführt. So war das jähe, klägliche und unrühmliche Ende eines Fürsten, der, wenn er länger gelebt hätte, gewiß einen berühmteren Namen hinterlassen hätte, als jetzt, da er bis vor ein paar Jahrzehnten von den deutschen Historikern fast ganz übergangen wurde, während die niederländischen seinem Wirken im Reich kaum die gehörige Beachtung schenkten. Vielleicht ist die Bedeutung seiner Persönlichkeit von einigen seiner jüngsten Historiker übertrieben. Allein gewiß ist sie, wie gesagt, größer gewesen, als man früher gemeint hat; es ist kein Vergleich möglich zwischen ihm und den beiden Ausländern, die nach seinem Tode sich die deutsche Krone streitig zu machen suchten.

Auch als Landesherr hat W. einen guten Namen hinterlassen, namentlich als Beschützer der Städte und der unteren Stände auf dem Lande. Seine Keuren sind zahlreich, viele Städte schrieben ihre Freiheiten von ihm her. Das bezeugen auch die Urkunden, denn das Zeugniß des Stoke, des Hofchronisten seines Sohnes, verdient wol nicht unbedingtes Vertrauen, und die anderen älteren niederländischen Autoren stützen sich wol meistens auf denselben. Von Wilhelm's Charakter wird uns sonst wenig mitgetheilt, als daß er ein guter Ritter war, dem alle Eigenschaften eines solchen zugeschrieben werden. Daß er aber eine ebenso ehrsüchtige als energische Natur war, bezeugt die Kühnheit, mit welcher er die Krone annahm und behauptete, daß er als Politiker nicht unbedeutend war, das bezeugt die rasche Ausbeutung der Gelegenheit, welche ihm der rheinische Bund bot. Namentlich dadurch verdient er eine Stelle unter den besseren Fürsten, welche die deutsche Krone getragen. Nicht jeder hätte mit so geringen Mitteln noch so viel zu Stande gebracht, hätte unter solchen Schwierigkeiten eine so hohe Stellung erworben.

Außer den Urkunden, welche für Wilhelm's Wirken als König und Landesherr in erster Reihe in Betracht kommen, sind die Chronica Regia Coloniensis, das Chronicon Erphordiense, das Chronicon Moguntinum, die Annales Wormatienses und andere rheinische Annalen, die Annales Stadenses, die Chronica major von Matthaeus Parisiensis, Melis Stoke's Reimchronik, die Fortsetzung von Emo's Chronik durch Abt Menco, und, wo sie Stoke nicht folgt, auch Beka's Chronik die vornehmsten Quellen für Wilhelm's Geschichte. Vgl. außer den die allgemeine Reichsgeschichte behandelnden

Werken von Raumer, Lorenz u. s. w. die Dissertationen von Hasse und Uhlrich und in erster Reihe: O. Hintze, Das Königthum Wilhelm's von Holland, dessen Schlüssen sich Kempf, Geschichte des deutschen Reiches während des großen Interregnums, meistens anschließt; Schirrmacher, Der letzte Hohenstaufen; Cardauns, Konrad von Hochstaden; Sattler, Die flandrisch-holländischen Verwickelungen unter Wilhelm von Holland; das große, freilich einigermaßen veraltete holländische Werk von Meerman, Geschiedenis van Willem II. Roomschkoning, und die bekannte holländische Geschichtslitteratur über das Mittelalter, wie die Werke von Arend, Wenzelburger und Blok. Auch Sternfeld, Karl von Anjou; Warnkönig; Kluit, namentlich dessen bekannter Excursus septimus. Dazu die Litteratur über die Königswahl des Jahres 1247, in erster Reihe Lindner's Deutsche Königswahlen.

P. L. Müller.

Wilhelm, Markgraf von Baden (-Baden), wurde am 30. Juli 1593 in Baden als ältester Sohn des Markgrafen Eduard Fortunat geboren. Als er wenig über ein Jahr alt war, verlor sein Vater die Markgrafschaft Baden-Baden (auch oberbadische Markgrafschaft genannt) an Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach, welcher dieselbe im November 1594 mit Waffengewalt in Besitz nahm, um der von Kaiser Rudolf II. auf Drängen der Gläubiger Eduard Fortunat's verfügten Sequestration des Landes zuvorzukommen. Auch nach dem im Juni 1600 erfolgten Tode Eduard Fortunat's behielten die Markgrafen von Baden-Durlach, der genannte Ernst Friedrich und später sein Bruder und Nachfolger Georg Friedrich, die oberbadische Markgrafschaft im Besitze. Das Recht hierzu leiteten sie aus der von ihnen behaupteten Unebenbürtigkeit Wilhelm's und seiner aus der Ehe Eduard Fortunat's mit Maria von Eicken, der Tochter eines niederländischen Edelmanns, entsprossenen Geschwister her. Die Schritte, welche Graf Salentin von Isenburg und Freiherr Kuno von Winnenberg, die Vormünder Wilhelm's, und später dieser selbst zur Wiedererlangung des väterlichen Erbes bei Kaiser und Reich machten, blieben fürs erste ohne Erfolg. Erst nachdem Georg Friedrich am 6. Mai 1622 die bekannte Niederlage bei Wimpfen durch Tilly erlitten hatte, übergab Kaiser Ferdinand II. den langjährigen Rechtsstreit dem Reichshofrath zur Verabschiedung und dieser verfügte im August des gleichen Jahres, daß der Sohn und Nachfolger Georg Friedrich's, Markgraf Friedrich V., den Erben Eduard Fortunat's die obere Markgrafschaft herauszugeben und alle während der Occupation entstandenen Schäden und Unkosten zu ersetzen habe. Nicht ganz 10 Jahre blieb W. in dem ungestörten Besitze des wiedergewonnenen Landes. Schon Ende 1631 zwang ihn das Vordringen der Schweden nach der Schlacht von Breitenfeld die Markgrafschaft zu verlassen; er hielt sich in den nächsten Jahren theils im oberen Elsaß auf, wo er an den Kämpfen gegen die Schweden lebhaften, wenn auch nicht immer von Glück begünstigten Antheil nahm und um die Vertheidigung von Breisach sich verdient machte, theils in Innsbruck und Luxemburg. Der Sieg der Kaiserlichen bei Nördlingen im August 1634 führte ihn wieder zurück und brachte ihm zu seinen baden-badischen Landen auch noch die baden-durlachischen, welche M. Friedrich V. abgesprochen wurden. Erst durch den westfälischen Frieden erfolgte die Restitution des von den Schweden begünstigten Sohnes des letzteren Friedrich's VI., zugleich mit der endgültigen Auseinandersetzung der beiden badischen Linien. Der aus der Zeit der oberbadischen Besitzergreifung und theilweise sogar noch von den ersten Landestheilungen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts herrührende Rechtsstreit über den Bezug von Ausgleichs- und Entschädigungsgeldern wurde niedergeschlagen; ein dauernder Friede wurde geschlossen, die Beziehungen zwischen den beiden verwandten Häusern blieben fortan dauernd freundschaftliche. —

M. Wilhelm verdankte seine Einsetzung in die Markgrafschaft Baden-Baden in erster Linie, wenn nicht ausschließlich seinem Katholicismus. Der Erzbischof von Mainz und der Cardinal Caraffa hatten sie gleich nach der Schlacht von Wimpfen betrieben, hauptsächlich in der Hoffnung, auf diese Weise in den oberbadischen Landen den katholischen Glauben, welcher während der Occupation durch die protestantischen Markgrafen von Baden-Durlach allmählich verdrängt worden war, am rascheſten wieder hergestellt zu sehen. M. Wilhelm trog diese Hoffnung nicht. Mit Eifer und rücksichtsloser Energie unterzog er sich der Wiederherstellung des Katholicismus; binnen kurzer Zeit war eine vollständige Umgestaltung auf kirchlichem Gebiete durchgeführt, die Unterthanen zum alten Glauben zurückgekehrt oder aus dem Lande vertrieben. Auch die bisher protestantische Grafschaft Eberstein wurde dem Katholicismus wiedergewonnen und ebenso die Herrschaft Mahlberg, welche bei der Theilung der bis dahin von dem Grafen von Nassau und Wilhelm gemeinsam besessenen Herrschaften Lahr und Mahlberg 1629 dem letzteren zugefallen war. Wilhelm's Hauptthelfer bei diesem Werke waren die Jesuiten und die Kapuziner; jene hatte er schon 1622 ins Land gerufen, diesen baute er 1631 in seiner Residenzstadt Baden ein Kloster. Noch enger verband er sich die beiden Orden, als ihm, dem treuen Sohne seiner Kirche, das Mißgeschick widerfuhr von dem Ordinariat des Bischofs von Speyer mit dem Kirchenbanne belegt zu werden (1641), weil er entgegen den Bestimmungen des Restitutionsedicts seine Hoheitsrechte über die Dörfer des Klosters Frauenalb nicht aufgeben wollte. Zahlreiche Schenkungen an die Jesuiten folgten in den nächsten Jahren; 1642 gründete er ein reich ausgestattetes Collegium derselben in Baden, zwei Jahrzehnte später ein solches in Ettlingen. Der ganze Unterricht und die Erziehung der den höheren Studien sich widmenden männlichen Jugend seines Landes übertrug er den Vätern Jesu. Damit der Unterricht der weiblichen Jugend im gleichen Geiste geleitet werde, erbaute er den Nonnen vom Orden des hl. Grabes ebenfalls ein Kloster. — Hatten die baden-badischen Markgrafen des 16. Jahrhunderts vornehmlich im Anschlusse an Baiern in den unruhigen Zeitläuften den nöthigen Rückhalt gefunden, so suchte und fand M. Wilhelm, sobald er zur Regierung gelangt war, in enger Anlehnung an Oesterreich seine Stütze. Schon seine Erziehung am Hofe des Erzherzogs Albrecht, des Statthalters der Niederlande, in Brüssel führte ihn darauf hin. Nach seiner Vertreibung Ende 1631 kämpfte er, wie schon erwähnt, im kaiserlichen Heere. Schon 1630 hatte er ein kaiserliches Patent über ein Regiment hochdeutscher Knechte erhalten; bald darauf wurde er Generalwachtmeister, dann Obristfeldzeugmeister (1635); seit 1630 war er Geh. Rath des Kaisers und 1652 übertrug ihm dieser nach dem Tode des Kurfürsten von Trier und Bischofs von Speyer Philipp Christoph die von diesem bisher bekleidete Würde des Reichskammerrichters, welche er bis zu seinem Tode innehatte. W. starb am 22. Mai 1677 und wurde in der Stiftskirche zu Baden beigesetzt. Beinahe fünfundfünfzig Jahre hatte seine Regierung gedauert, während welcher er seine ganze Kraft einsetzte für das Wohl seines Landes, mit dem seit 1666 auch die badischen Besitzungen in Luxemburg vereinigt waren, und vor allem durch äußerste Sparsamkeit und eine geregelte Finanzwirthschaft die schweren Wunden, welche der große Krieg geschlagen hatte, mit Erfolg zu heilen bestrebt war. W. war zweimal verheirathet, das erste Mal mit Gräfin Katharina Ursula von Hohenzollern, das andere Mal mit Gräfin Maria Magdalena von Oettingen. Von neunzehn Kindern überlebten den Vater nur vier, darunter Markgraf Hermann, der spätere Präsident des kaiserlichen Hofkriegsraths (A. D. B. XII, 120). Von den vor dem Vater verstorbenen Söhnen sind zu nennen der älteste Ferdinand Maximilian (1625 bis 1669) und Leopold Wilhelm (1626—1671, A. D. B. XVIII, 369), der als

Reichsfeldmarschall an der Schlacht bei St. Gotthard a. d. Raab theilnahm (1664). In der Regierung des badischen Landes folgte W. sein Enkel Ludwig Wilhelm, der nachmals so berühmte Sieger von Nissa und Szlankement (A. D. B. XIX, 485).

Fr. v. Weech, Badische Geschichte, S. 162—199. — Briefe und Acten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, V. Band, S. 63—119 (die badischen Händel). — Ph. Ruppert, Die Kriegsereignisse im Breisgau von 1632—1635 und die erste Belagerung Breisachs, Zeitschrift der Gesellschaft für die Beförderung der Geschichtskunde von Freiburg, VI. Band (1887), S. 241—377.

Krieger.

Wilhelm Ludwig August, Prinz und Markgraf von Baden, in der Kriegsgeschichte „Graf Wilhelm von Hochberg" genannt, wurde am 8. April 1792 zu Karlsruhe als der zweite Sohn des nachmaligen Großherzogs Karl Friedrich aus dessen zweiter Ehe mit der zur Gräfin Hochberg erhobenen Freiin Louise Geyer von Geyersberg geboren und seinen Neigungen entsprechend von Kindheit an für den militärischen Beruf erzogen. Als im J. 1809 der Krieg gegen Oesterreich bevorstand, hatte er den sehnlichen Wunsch, denselben mitzumachen. Er war freilich noch sehr jung, aber körperlich kräftig und geistig reifer als sein Lebensalter voraussetzen ließ, daher erfüllte der Großherzog-Mitregent, der Sohn seines Halbbruders, seine Bitte und ließ ihn in der dienstlichen Stellung, welche er, 1805 zum Major, 1807 zum Oberstlieutenant, 1808 zum Oberst ernannt, damals bekleidete, in das Feld rücken. Es war die des 2. Oberst im Leib-Infanterieregimente. Aber schon beim Ausmarsche berief ihn Marschall Masséna, der Befehlshaber des IV. Armeecorps, zu welchem die von Generalmajor v. Harrant commandirten badischen Truppen gehörten, als Adjutanten zu sich und gebrauchte ihn als solchen, so daß er nicht als Fürstensohn in des Marschalls Umgebung den Ereignissen des Feldzuges beiwohnte, sondern wie jeder seiner Kameraden den seiner militärischen Stellung entsprechenden Dienst that und, da er besser beritten war als diese, häufig zu weiten Entsendungen gebraucht wurde, die ihm mancherlei Entbehrungen und Mühsal auferlegten, ihn aber auch dem Kaiser Napoleon bekannt machten, welcher ihm wiederholt sein Wohlwollen und seine Zufriedenheit zu erkennen gab. Er wohnte den Schlachten bei Abensberg am 20., bei Eckmühl am 22. April, bei Aspern und Eßlingen am 21. und 22. Mai, bei Wagram am 5. und 6. Juli und zahlreichen Gefechten bei; die von mehreren Seiten nach Beendigung des Feldzuges an ihn gerichtete Aufforderung in französische Dienste zu treten, lehnte er ab und kehrte nach Karlsruhe zurück.

Eine bedeutendere Thätigkeit, und die bedeutendste die er in einem der von ihm mitgemachten Kriege ausgeübt hat, brachte ihm der Feldzug vom Jahre 1812 gegen Rußland. Am 7. Februar erhielt er die Nachricht, daß er vom Großherzoge, dem früheren Mitregenten, jetzt Großherzog Karl, bestimmt sei den Oberbefehl der ausmarschirenden Truppen zu übernehmen, nach den Ausweisen sollten es 7666 Mann sein. Graf Hochberg meint selbst, daß ihm Vieles gefehlt habe um dem in ihn gesetzten Vertrauen entsprechen zu können, aber er brachte guten Willen und viele der für seine Stellung wünschenswerthen Eigenschaften mit, dazu war ihm in dem schließlich in der Gefangenschaft einer Wunde und den Aufregungen des Feldzuges erlegenen Oberstlieutenant v. Grolmann ein tüchtiger Chef des Generalstabes beigegeben und so ist ihm möglich gewesen die gestellte Aufgabe unter den schwierigsten Verhältnissen glänzend zu lösen. Vorläufig ging es indeß nicht gleich nach Rußland hinein. Die badischen Truppen wurden zunächst an der Ostsee zur Küstenbewachung verwendet, von hier rückten sie Ende Juni nach Danzig, wo ihr Commandeur einen vierwöchentlichen Aufenthalt benutzte um sie für die bevorstehenden Ereignisse auszurüsten,

indem er für Bekleidung und Schuhwerk sorgte, Wagen mit Kraftsuppenmehl und Schlafsäcken zum Biwakiren beladen ließ und sonstige Einrichtungen traf, die den Truppen später vorzüglich zu Statten kamen. Ende Juli stieß er zum IX. Armeecorps unter Marschall Victor, welches sich bei Tilsit sammelte; die von Graf Hochberg befehligte badische Infanteriebrigade, von welcher 5 Bataillone und 2 Batterien zu je 4 Geschützen zur Stelle waren, gehörte zur 26. Division unter General Daendels. Vier Wochen später rückte Marschall Victor nach Smolensk ab; er sollte die rückwärtigen Verbindungen der Großen Armee sichern und den Russen unter Wittgenstein entgegentreten, falls diese die Düna überschreiten würden. Der Fall trat bald ein und führte die Badener am 31. October bei Czaszniki zum ersten Male ins Feuer, Mitte November aber wurde Victor von hier ab- und an die Rückzugsstraße der Hauptarmee berufen, auf welcher diese in regelloser Flucht der Grenze zustrebte. An der Beresina hatte Graf Hochberg zum ersten und letzten Male ein ernstliches Gefecht zu bestehen. Er befand sich bereits auf dem rechten Ufer des Flusses, mußte aber, um den Uebergang der Heerestrümmer zu decken, auf das linke zurückkehren und nahm hier am 28. November an dem blutigen Treffen von Studianka den rühmlichsten Antheil; ihm und den ihm unterstellten Truppen, zu denen außer den eigenen auch bergische, polnische, französische und sächsische Abtheilungen gehörten, ist vornehmlich zu danken, daß an diesem Tage der Uebergang noch fortgesetzt werden konnte. Am folgenden kehrte er mit den schwachen Resten auf das rechte Flußufer zurück, am 6. December gelangte er auf dem unter steten Gefechten fortgesetzten Rückzuge in ein Biwak bei Ozmiana, noch zwei Tagemärsche von Wilna entfernt. Es war eine bitterkalte Nacht, welche die Kampffähigkeit der badischen Truppen vollständig lähmte. Am 7. mußte Graf Hochberg dem Marschall melden, daß diese nicht länger fechten könnten. Sie befanden sich in völliger Auflösung. Ihr Führer erreichte glücklich und zwar zu Pferde die rettende Grenze, aber von denen, die unter ihm den Feldzug mitgemacht hatten, konnte er am 30. Decbr. in Marienwerder, wo das IX. Armeecorps sich sammeln sollte, nur 145 Mann mustern. Seine Aufzeichnungen, welche unten als Quelle genannt sind, geben ein ergreifendes Bild von den Leiden und Entbehrungen des Winterfeldzuges, aber auch von dem Heldenmuthe und von der Standhaftigkeit, mit denen sie ertragen wurden.

Im Sommer des nächstfolgenden Jahres erschien Graf Hochberg von neuem im Felde. Napoleon's Machtgebot hatte den Großherzog genöthigt die zu Grunde gegangenen Truppen schleunigst durch neu aufgestellte zu ersetzen, den Oberbefehl erhielt wiederum der im russischen Feldzuge bewährte jugendliche Führer. Ein Theil der Truppen befand sich schon auf dem Kriegsschauplatze, mit den übrigen marschirte der Graf am 9. August nach Sachsen ab. Es war ihm jedoch nicht vergönnt sie unter seinem Commando zu vereinigen und das letztere thatsächlich auszuüben, er mußte sich daran genügen lassen ab und an einen ihm ertheilten Sonderauftrag mit den ihm zu solchem Zwecke überwiesenen Kräften auszuführen und fand keine Gelegenheit Bedeutendes zu leisten. Am 16. October ward ihm der Befehl über die schwache, aus Badenern, Italienern und Sachsen zusammengesetzte Besatzung von Leipzig übertragen, als am 19. die Verbündeten sich der Stadt bemächtigt hatten capitulirte er um seine Badener für den zu erwartenden Wechsel in der politischen Stellung des Großherzogthums bereit zu halten. Er sollte nun mit denselben nach Rußland abgeführt werden und war bereits bis nach Berlin gekommen als jener Umschwung eintrat und und ihn in die Heimath zurückführte. Am 9. December war er wieder in Karlsruhe.

Alsbald erhielt er von neuem den Oberbefehl über die zur Theilnahme am Kriege bestimmten Truppen, welche jetzt auf Seiten der Verbündeten standen.

Am 15. Januar 1814 rückte er aus, löste zunächst die russischen Truppen vor Kehl ab, übernahm bald auch das Commando über die Blokadecorps, welche Landau, Straßburg, Pfalzburg und einige kleine Plätze eingeschlossen hielten, konnte aber bei der Unzulänglichkeit der ihm zu Gebote stehenden Kräfte entscheidende Schläge nicht führen, so daß erst nach Herstellung des Königthums in Frankreich jene Festungen durch Capitulation in den Besitz der Verbündeten übergingen.

Als Napoleon von Elba zurückkehrte befand Graf Hochberg sich in Wien, wo Alles zusammengeströmt war, was darauf rechnen konnte in der dortigen glänzenden Versammlung einen Platz zu finden. Er hoffte von neuem mit dem Commando der badischen Feldtruppen betraut zu werden, sah sich aber in seinen Erwartungen getäuscht, da dieses dem General v. Schaeffer (s. A. D. B. XXX, 534) übertragen wurde. Die Beachtung, welche er bei den tonangebenden Monarchen gefunden hatte, und namentlich die Auszeichnung, mit welcher Kaiser Alexander ihn behandelte, machten die Empfindlichkeit und die Eifersucht des Großherzogs rege und veranlaßten, daß Graf Hochberg bei Seite geschoben wurde. Dieser ging nun die Kaiser von Rußland und von Oesterreich um eine Verwendung im Felde an und erreichte sie durch letzteren, welcher ihm das Commando einer zwei Brigaden starken Division in dem zur Belagerung von Belfort, Hüningen, Schlettstadt und Neu-Breisach bestimmten Heere des Erzherzogs Johann übertrug. Mit den von ihm befehligten Oesterreichern, Badenern, Württembergern und Hessen-Darmstädtern nahm er an den Unternehmungen gegen Neu-Breisach, Schlettstadt und Hüningen theil, die Plätze gingen aber, wie 1814 geschehen war, erst nach der Wiedereinsetzung der Bourbonenherrschaft an die Verbündeten über.

Damit endete im wesentlichen die militärische Thätigkeit des Grafen. Im Heerwesen Badens, wo höhere Truppenverbände nicht vorhanden waren, gab es zunächst keinen Platz für ihn, erst als am 15. Februar 1832 solche errichtet und ein Corpscommando geschaffen ward, wurde ihm dasselbe übertragen und als im Frühjahr 1848 der Bundestag die Aufstellung des VIII. Armeecorps anordnete erhielt er den Oberbefehl desselben, trat aber die Stellung nicht an, sondern erbat und erhielt schon am 6. April den Abschied. Er widmete sich nun ganz der Landwirthschaft, welche er auf dem ihm gehörigen Besitze Rothenfels, im Murgthale zwischen Rastatt und Gernsbach gelegen, selbst betrieb und für deren Interessen er außerdem als Begründer und langjähriger Vorsitzender der landwirthschaftlichen Gesellschaft wirkte. Auch am politischen Leben betheiligte er sich. Als im J. 1819 der Landtag zusammentrat, übernahm er das längere Zeit von ihm bekleidete Präsidium der 1. Kammer.

Markgraf Wilhelm — diesen Namen führte er seit 1817 — starb am 11. October 1859 zu Karlsruhe; aus seiner Ehe mit einer Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg sind drei Töchter hervorgegangen.

F. v. Weech, Badische Biographien II. Heidelberg 1875. — Denkwürdigkeiten des Generals der Infanterie Markgrafen Wilhelm von Baden aus den Feldzügen von 1809 bis 1815 von General Freiherrn Röder von Diersburg. Karlsruhe 1864. — Der Beresina-Uebergang des Kaiser Napoleon unter besonderer Berücksichtigung der Badischen Truppen von Major von Lindenau. Berlin 1896.

B. Poten.

Wilhelm (Ludwig Wilhelm August), Prinz von Baden, königlich preußischer General der Infanterie, am 18. December 1829 als der dritte Sohn des Großherzogs Leopold zu Karlsruhe geboren, ward 1847 zum Lieutenant, 1849 zum Oberlieutenant ernannt, diente aber nur kurze Zeit im badischen Bundescontingente, sondern trat schon am 22. November des letztgenannten

Jahres, als Premierlieutenant dem 1. Garderegiment zu Fuß aggregirt, in das preußische Heer, welchem er mit kurzen Unterbrechungen, als wirklich bei der Truppe dienstleistender Officier, angehörte bis er am 12. Mai 1863 unter Verleihung des Charakters als Generalmajor à la suite gestellt wurde. Er hatte sich am 11. Februar des nämlichen Jahres zu Petersburg mit der Prinzessin Maria Romanowska, einer Tochter des Herzogs Maximilian von Leuchtenberg, vermählt. Seit 1853, nachdem er bis dahin als Hauptmann beim 1. Garderegiment gestanden hatte, zur Gardeartillerie commandirt, verblieb er in dieser Waffe, zuletzt in der Stellung als Commandeur der Gardeartilleriebrigade, daneben auch als Mitglied der Artillerieprüfungscommission verwendet, bis zum Ende seiner Dienstzeit im preußischen Heere. Ein ausgedehnterer Wirkungskreis wurde ihm nicht lange nach dem Ausscheiden aus der Front in seiner Heimath angewiesen, indem ihm am 11. November 1865 der Oberbefehl der badischen Truppen übertragen wurde. An der Spitze der mobilen Felddivision zog er 1866 in den Krieg. Sie bildete in einer Stärke von 11 000 Mann mit 3200 Pferden die 2. Division des vom Prinzen Alexander von Hessen befehligten VIII. Bundesarmeecorps, dessen linke Flanke sie zunächst bei dem vom unteren Main durch den Vogelsberg unternommenen Vormarsche gegen Fulda zu decken hatte; zum Gefechte kam sie erst, als sie zur Vereinigung mit den am mittleren Main stehenden Baiern durch den Odenwald marschirte, bei Hundheim am 23., Werbach am 24. und Gerchsheim am 25. Juli. Alsdann kehrte sie nach Baden zurück. Das Verhalten der dortigen Regierung und ihrer Truppen, sowie das des Prinzen W. insbesondere, gaben Anlaß zu heftigen Vorwürfen und Anklagen seitens ihrer Verbündeten. Auf eine zu Stuttgart erschienene Schrift „Actenmäßige und interessante Enthüllungen über den badischen Verrath an den deutschen Bundestruppen“ antwortete der Prinz durch eine andere. welche (Stuttgart 1866) „Zur Beurtheilung des Verhaltens der Badischen Felddivision im Feldzuge des Jahres 1866“ (Darmstadt und Leipzig 1866) veröffentlicht wurde. Als nach Friedensschlusse die badische Division nach preußischem Muster umgestaltet wurde trat Prinz W. von seiner Stellung an der Spitze derselben zurück. Er hatte daher bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich kein Commando und mußte dem ersten Abschnitte des Feldzuges fernbleiben; sobald aber im October das Commando der 1. Infanteriebrigade durch Erkrankung des Generallieutenants v. La Roche erledigt war, erbat er es, um am Kampfe theilnehmen zu könnnen, ohne Rücksicht auf seine Rangverhältnisse und traf am 13. October so zeitig auf dem Kriegsschauplatze ein, daß er an den Kämpfen beim Uebergange über den Oignon am 22., an dem Gefechte bei St. Seine l'Eglise am 27. und an dem Angriffe auf Dijon am 30. October theilnehmen konnte. Nachdem er den Monat November und die größere Hälfte des December unter vielfachen Kämpfen in der Côte d'Or zugebracht hatte, machte im Gefechte von Nuits an des Prinzen Geburtstage eine schwere Verwundung im Gesichte seiner Thätigkeit im Felde ein Ende. Zur Erinnerung an diesen Tag verlieh ihm bei dessen Wiederkehr nach 25 Jahren Kaiser Wilhelm II. zum wohlerworbenen Eisernen Kreuze 1. Classe den Orden pour le mérite. Nach Friedensschlusse wurde er zum Chef des 4. Badischen Infanterieregiments Nr. 112 und am 22. März 1873 zum General der Infanterie ernannt.

Im Militärdienste hat Prinz W. späterhin keine Verwendung gefunden, dagegen ist er im parlamentarischen Leben mehrfach hervorgetreten. Schon in jungen Jahren nahm er seinen Sitz in der Ersten Kammer ein, in welcher er demnächst den Vorsitz führte und zum Scheitern der Concordatspläne vom Jahre 1860 beitrug; von 1871 bis 1873 war er Mitglied des deutschen Reichstages, in welchem er der Reichspartei angehörte. Damals hatten ihn Conservative

und Liberale gewählt; als er 1878 von neuem als Bewerber um ein Mandat im Wahlkreise Constanz auftrat, wo er die dem zweitgeborenen Prinzen des großherzoglichen Hauses gebührende Herrschaft Salem innehatte, unterlag er seinem liberalen Gegner und zog sich verstimmt und namentlich auch durch die Haltung der Regierungsorgane verletzt zunächst ganz vom politischen Leben zurück. Erst 1890, nachdem das Ministerium Turban zurückgetreten war, nahm er seinen Sitz in der Ersten Kammer wieder ein und 1893 übernahm er auch von neuem den Vorsitz derselben. Vertrauten klagte er wol, daß der Mangel einer akademischen Bildung ihm nicht immer gestatte in wichtige Fragen so tief einzudringen wie er wünsche.

Prinz W. starb am 27. April 1897 zu Karlsruhe, allgemein betrauert und hochgeschätzt wegen seiner mit Würde gepaarten Freundlichkeit im Verkehr, seines Wohlwollens gegen Jedermann und seiner treuen Pflichterfüllung in allen Lagen des Lebens. B. Poten.

Wilhelm III., Herzog von Baiern-München, geboren zu München 1375 als zweiter Sohn des Herzogs Johann von B.-M. und der Gräfin Katharina von Görz und Tirol, † in München am 12. September 1435. Vom 8. August 1397 bis zu seinem Tode regierte W. neben seinem älteren Bruder Ernst über Baiern-München. Dieses landesfürstliche Wirken der beiden Brüder fällt in eine der trübsten Zeiten der bairischen Geschichte, da die Familienstreitigkeiten der in vier Linien getheilten bairischen Wittelsbacher ihren Höhepunkt erreichten, und fällt so unterscheidungslos in eines zusammen, daß hierfür auf den Artikel über Ernst (A. D. B. VI, 246 f.) verwiesen werden muß. Dort findet man die Streitigkeiten des fürstlichen Bruderpaares mit ihrem Oheim Stephan und mit ihrer demokratisch verwalteten Hauptstadt München, deren Belagerung und Einnahme durch die Herzöge 1403, den erfolglosen Tiroler Feldzug von 1410, den 1421 und 1422 geführten Krieg gegen den streitsüchtigen Ingolstädter Vetter Ludwig den Gebarteten, die Besitzergreifung des Straubinger Ländchens 1427, die wiederholten Niederlagen in den Hussitenkriegen erzählt. Persönlich in die letzteren Kriege einzugreifen ward W. durch die inneren Wirren meist verhindert. Nachdem er im Sommer 1420 an dem unglücklichen Reichskriege theilgenommen hatte, faßte er erst im November 1429 wieder den Plan, gegen die Ketzer ins Feld zu ziehen, doch kam es damals nur zu einem Verwüstungszuge seiner Truppen über die Grenze und erst im Sommer 1431 finden wir den Herzog selbst wieder in dem großen Reichsheere, das aus Nürnberg gegen die Hussiten ausrückte und dessen Angriff mit der schmählichen Flucht bei Taus endete. Schon als neunzehnjähriger Jüngling hatte W. 1394 an dem Kriege seines Vaters gegen den Oheim Stephan von Ingolstadt theilgenommen.

Gegenüber der sprichwörtlichen wittelsbachischen Familienzwietracht, die in den Wirren zwischen den Linien München, Landshut und Ingolstadt die schlimmsten Früchte zeitigte, war das bis zur Freundschaft gesteigerte Einverständniß der Brüder Ernst und Wilhelm eine seltene, schon von Zeitgenossen angestaunte Erscheinung. In allen Regierungssachen handelten sie nach reiflicher Berathung in voller Eintracht und darf man nach der Geduld und Nachsicht urtheilen, die W. in einem näher bekannten Falle bewies, wird man ihm das Hauptverdienst dieses glücklichen Verhältnisses zuschreiben. Ein wichtiges Amt verdankte W. dem Vertrauen, das ihm König Sigmund schenkte. Bewogen „durch die Vernunft, Redlichkeit und Festigkeit“ des Herzogs, ernannte ihn der König am 11. October 1431 mit Zustimmung des in Basel versammelten Concils zu dessen Protector und zu seinem Statthalter bei demselben. Im Namen des Königs hatte er die Einladungen zur Versammlung zu erlassen, für

den Schutz der Theilnehmer und die Erhaltung des Friedens in der Nachbarschaft zu sorgen. Die letztere Aufgabe ward durch eine königliche Vollmacht vom 28. Juni 1432 auf den Schirm des Landfriedens im ganzen Reiche ausgedehnt. In dieser Richtung fehlte es W. nicht an Erfolgen. Bemühte er sich auch vergebens um Beilegung der geroldseckischen Familienfehde, so brachte er doch einen Waffenstillstand zwischen dem Herzoge von Burgund und Friedrich von Oesterreich zustande und eroberte (August 1432) das Raubschloß Jungholz bei Colmar. Gegen Ende Juni 1432 hatte W. auf einige Wochen das Concil verlassen, um nach Westfalen zu reisen, sich dort sammt einigen seiner Räthe als freier Schöffe des heimlichen Gerichts aufnehmen zu lassen und vor der Vehme Klage gegen Herzog Heinrich von Baiern-Landshut zu erheben. Auf dem Concil nahm W. besonders an den Verhandlungen, die mit der Gesandtschaft der Hussiten gepflogen wurden, hervorragenden Antheil. Mit den Führern des Concils war er einig in dem Verlangen nach inneren Reformen der Kirche und einig in der Opposition gegen Papst Eugen IV., der Reformen widerstrebte und das Concil von Basel nach Bologna verlegen wollte. Durch Leute Wilhelm's wurde einem päpstlichen Boten die Bulle, worin der Papst ein in seine Hände gelangtes Schreiben Sigmund's an den Protector verwerthete, um den König zu compromittiren, in der Nähe von Basel abgenommen. Da aber Sigmund doch des Papstes bedurfte, weil er aus dessen Hand die Kaiserkrone empfangen wollte, und da er Wilhelm's und des Concils Aufforderungen die Unterhandlungen mit dem Papste abzubrechen und nach Basel zu kommen lange zurückwies, gerieth W. in eine schwierige Stellung, die für weniger maßvolle Naturen bald unerträglich geworden wäre. Er mahnte nach beiden Seiten den offenen Bruch zu vermeiden und seiner eifrigen und geschickten Vermittlung war es zum guten Theil zu danken, wenn das Concil extreme Schritte gegen den Papst unterließ, doch seine Unabhängigkeit gegenüber diesem behauptete, während anderseits auch ein Zerwürfniß zwischen König und Concil vermieden wurde. Als Sigmund am 12. October 1433 endlich in Basel eintraf, umarmte er, aus dem Schiffe steigend, seinen getreuen Statthalter und verhieß ihm in gnädigen Worten Dank für seine Mühewaltung. Er versprach W. das Land des gewaltthätigen Ingolstädter Vetters Ludwig, über den das Concil den Kirchenbann verhängt hatte, zunächst — so lange er, der König, selbst lebe — in der Form zu überlassen, daß er dort als sein Statthalter wirken solle, und sprach (28. April 1434) die Acht über Ludwig aus. Doch hegte Wilhelm's Bruder Ernst selbst Bedenken gegen eine Execution und Ludwig verstand es durch Zugeständnisse, die er Sigmund machte, den wankelmüthigen Herrscher zur Aufhebung des Achturtheils (11. August) und zum Verzicht auf weiteres Einschreiten zu bewegen. Der ganze Lohn Wilhelm's für seine opfervolle Thätigkeit im Dienste Sigmund's und des Concils beschränkte sich auf eine kaiserliche Entscheidung (1. Januar 1434), die ihm und dem Bruder in den Streitigkeiten mit dem Landshuter Vetter Heinrich zu ihrem Rechte verhalf. Denn auch die kaiserliche Verschreibung der Landvogtei Schwaben an W. blieb wirkungslos, da W. starb, ehe er die zur Einlösung der verpfändeten Vogtei erforderliche Barsumme aufgebracht hatte. Im April 1435, einige Monate vor Wilhelm's Tode, kam noch eine Aussöhnung und ein Bündniß der Münchener Herzöge mit Heinrich von Landshut gegen die Ingolstädter Vettern zustande.

Inmitten einer politischen Welt, in der streitsüchtige, gewaltthätige, ja brutale Charaktere an der Tagesordnung waren, stach W. durch mildes und versöhnliches Wesen wohlthuend hervor. Wahre Religiosität prägte seinem Handeln den Stempel der Mäßigung, Friedensliebe und Achtung vor fremdem Rechte auf. Als einen Mann von großer Frömmigkeit, Reinheit und Recht-

schaffenheit priesen ihn die Väter des Baseler Concils, der Dominicaner Nider nennt ihn einen Vater der Armen, dessen Lob die von Wittwen und Waisen bei seinem Tode vergossenen Thränen verkündeten. Seine geistige Ausbildung war vernachlässigt worden: wie viel Geld, schrieb später ein bairischer Mönch, hätte Herzog W., der auf dem Concil stumm unter den Gelehrten saß, dafür gegeben, wenn er Lateinisch gekonnt hätte! Gleichwohl besaß er als ehrenwerther Charakter, bewährter Kriegsmann und gewandter Diplomat hohes Ansehen, ja der Chronist Veit von Ebersberg meint, bei längerem Leben wäre ihm die Königskrone nicht entgangen. Ein Freund der Jagd, ehrbarem Lebensgenusse nicht abhold, war er doch weit entfernt von der leichtfertigen Ausgelassenheit des Königs Sigmund. Er selbst schreibt, wie die Baseler Frauen über ihn urtheilten, als er auf das Drängen des Concils zur Fastnacht das Tanzen verbot: der König hätte das nie gethan; er aber, Herzog W., weil er selbst keine Freude habe und nicht zu ihnen gehen wolle, wolle ihnen auch keine gönnen. Indessen reichte diese Zurückhaltung doch nicht so weit, daß nicht auch W. nach der Sitte der Zeit in seiner Jugend ein, vielleicht auch mehrere uneheliche Verhältnisse gehabt hätte. Adelheid Schymlin von München gebar ihm einen Sohn, Konrad von Egenhofen, und eine natürliche Tochter Wilhelm's, Barbara, versprach Herzog Albrecht III. 1439 auszustatten, wenn sie sich vermählen würde. Erst in hohen Jahren hat sich W. eine Gemahlin erkoren. Während des Concils, am 11. Mai 1433, vermählte er sich zu Basel mit Margarethe, Tochter des Herzogs Adolf von Cleve, mit der er (17. September 1432) in Köln seine Verlobung gefeiert hatte. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Söhne, Adolf und Wilhelm, von denen der letztere bald nach der Geburt, Adolf im Alter von sieben Jahren starb.

Häutle, Genealogie des Hauses Wittelsbach. — Kluckhohn, H. W. III. v. B., der Protektor des Baseler Konzils (Forschungen zur deutschen Geschichte II). — Riezler, Gesch. Baierns III, bes. 299 f., dort auch Quellen- und weitere Litteraturangaben. Riezler.

Wilhelm IV., Herzog von Baiern (18. März 1508 bis 6. März 1550), geboren in München am 13. November 1493 als Sohn Herzog Albrecht's IV. und der Kunigunde von Oesterreich, Tochter Kaiser Friedrich's III. Der Tod seines Vaters berief zunächst ein vormundschaftliches Regiment, für welches noch dieser seinen Bruder Wolfgang und sechs Landstände bestimmt hatte. Mit dem Eintritt in sein 18. Lebensjahr übernahm W. die selbständige Regierung, entfesselte aber bald durch unreifes Gebahren und sein Zögern die Landschaft einzuberufen den heftigen Ansturm einer ständischen Opposition. Und nun ward durch die Verstimmung der Stände ermöglicht, daß Albrecht's IV. kostbare Hinterlassenschaft, das Primogeniturgesetz, gleich bei der ersten Probe seine Wirksamkeit versagte. Daß dieses Gesetz die jüngeren Söhne des Landesfürsten zu Grafen herabdrückte, empfanden nicht nur die Betroffenen, zunächst der zweite Sohn Ludwig, sondern auch die Mehrheit der Landstände, bei denen sich überdies Ludwig als der von Natur Gewandtere und Leutseligere der Prinzen höherer Beliebtheit erfreute, als unbillige Härte. Von der Mutter aufgestachelt, forderte Ludwig Mitregierung oder ein Drittel des Landes, während der kaiserliche Oheim forderte, daß wenigstens Herzog Wolfgang's Lande auf ihn übergehen sollten. Ueber W. ward geklagt, daß er, für treue Berather unzugänglich, die Aemter an einige Günstlinge vergebe und in unwürdiger Gesellschaft ein schwelgerisches Leben führe. So schlossen die Stände ein Bündniß zur Erhaltung ihrer Freiheiten, wählten einen Ausschuß, der Klagen gegen Herzog W. entgegennehmen sollte, und ertrotzten von diesem für sich das Recht der Aemterbesetzung und für

Ludwig Zulassung in die Regierung. Der Kaiser aber ließ die Landschaft seine Unzufriedenheit über ihr Vorgehen fühlen und bot W. den Rückhalt, sich der Abhängigkeit von dem eingesetzten Regentschaftsrathe und seinen Ständen zu entwinden. Als W. einige Räthe mit zornigen Drohworten anließ, schleuderte ihm der Ritter und Humanist, Doctor Dietrich v. Plieningen, ein von Albrecht IV. in den bairischen Dienst berufener Schwabe, als Wortführer der Stände bittere Wahrheiten ins Gesicht: jeder Fürst sei nur ein Administrator der Herrschaft und wie dem Würmlein, wenn es von einem gewaltigen Thier gedrückt werde, sei den Unterthanen vergönnt sich zu krümmen. W. suchte das kaiserliche Hoflager in Braunau auf, richtete sich, vom Oheim in seinem Widerstand gegen die Landschaft bestärkt, in Burghausen seinen Hofhalt ein und wies eine Botschaft der Stände ungnädig zurück. Schon drohte das Erbübel der Wittelsbacher, gräßlicher Bruderkrieg, als im September 1514 am kaiserlichen Hofe zu Innsbruck, doch, wie es scheint, gerade durch aufkeimendes Mißtrauen gegen des Kaisers Absichten begünstigt, eine Aussöhnung zwischen den zwei Brüdern zustande kam. Auf der Heimreise schlossen dieselben (14. October) zu Rattenberg einen Vertrag, wonach Ludwig ein Drittel des Landes mit der Residenz Landshut erhalten sollte. Aber schon am 20. November dieses Jahres einigten sie sich zu München zunächst für drei Jahre auf gemeinsame Regierung bei getrennter Verwaltung. W. übernahm die Rentämter München und Burghausen. An die Aussöhnung der Brüder knüpfte sich ein Hochverrathsproceß gegen den Hofmeister Hieronymus v. Stauf, der mit dessen Enthauptung endete (s. A. D. B. XXXV, 521). Dann überraschten zwar die Brüder (7. April 1516, beurkundet 15. Mai 1516) ihre Stände mit der Botschaft, daß sie sich entschlossen hätten die Trennung der Verwaltung aufzugeben, doch fand dieses neue Uebereinkommen keine Ausführung. Die Regierung des Herzogs blieb insofern gemeinsam, als ihre Politik eine einheitliche war und alle Erlasse unter den Namen beider Brüder ergingen, aber Ludwig führte nicht nur in Landshut besondere Hofhaltung, sondern hatte auch ein Drittel des Landes, niederbairisches Gebiet, in seiner besonderen Verwaltung. Daß nach solchen Stürmen die 31jährige gemeinsame Regierung der Brüder im wesentlichen einträchtig verlief und ihr den Ständen gegebenes Versprechen, fortan solle männiglich bei ihnen zwei Leiber und ein Herz finden, kein leeres Wort blieb, beruhte darauf, daß Ludwig und sein einflußreichster Rath Weißenfelder sich in allen wichtigen Fragen der Politik dem älteren Bruder und dessen leitendem Staatsmanne, dem genialen aber gewissenlosen Leonhard v. Eck unterordneten.

Das Bild des unreifen, schwelgerischen, im Umgang mit Menschen unbeholfenen Jünglings, wie es Wilhelm's Anfänge aufweisen, darf man nicht auf spätere Zeiten übertragen. Männer wie Held und Morone rühmen seine Klugheit, der erstere nennt ihn den beredtesten unter den deutschen Fürsten. Während von dem Gealterten hinwiederum der Venetianer Mocenigo ein wenig schmeichelhaftes Bild entwirft: dem Kriege abhold — diesen hat W. in der That nach den württembergischen Feldzügen stets dem jüngeren Bruder überlassen — habe er immer nur Lust an gutem Essen und Trinken, an Jagd und Vergnügungen gezeigt. Gleichwohl erhob sich seine sittliche Lebensführung zweifellos über den Durchschnitt der Zeit- und Standesgenossen. Was seine Bildung betrifft, die Magister Johannes Müller, genannt Landsberger, geleitet hatte, macht sich bemerklich, daß schon seit dem 15. Lebensjahre, da der Vater starb, von einem geregelten Studiengang keine Rede mehr war. Warme geistige Interessen kann man W. nicht nachrühmen. Daß man sich ihm weder auf Lateinisch noch Italienisch verständlich machen konnte, wird vom venetianischen Botschafter hervorgehoben. In seiner Jugend war er ein leidenschaftlicher Turnierer: ein-

unddreißigmal ist er in den Jahren 1510—18 zum festlichen Speerkampf in die Schranken gesprengt. Durch den Maler Ostendorfer ließ er diese Turniere in einem Buche bildlich darstellen. Dem Genusse der Jagd huldigte er bis in sein Alter mit täglich sich erneuerndem Vergnügen. Gewiß gab er sich ganz aufrichtig, wenn er einem hessischen Agenten einmal versicherte, daß sein Herz vor allem nach der Jagd stehe. Granvella tadelte die maßlose Jagdlust des Münchener Hofes. Die Künste pflegte W. mit Neigung und Verständniß, besonders der Malerei hat er große Aufgaben gestellt.

Daneben besaß er doch auch lebhaften politischen Ehrgeiz, der durch seinen mächtigen Einfluß anfangs im Schwäbischen Bunde, in den letzten Jahren besonders im Fürstenrathe nicht befriedigt ward. Die Vorstellung, daß Wittelsbacher, Karolinger und Agilolfinger ein und dasselbe Geschlecht seien, brachte es mit sich, daß er seine Familie als unvergleichlich älter und vornehmer betrachtete als die Habsburger. Durch den Ausblick auf diese glücklicheren Vettern wie anderseits auf die nach Herzensgelüste säcularisirenden protestantischen Fürsten erhielt sein im Familienstolz und im Andenken an Baierns jüngste Zerstückelung wurzelnder Ehrgeiz das Gepräge unruhiger Eifersucht. Sehnsüchtig sah er stets nach einer Gelegenheit aus, Baiern zur alten Höhe zu erheben und schon am 9. September 1515 schloß er mit seinem Bruder Ludwig eine geheime eidliche Uebereinkunft, auf Wiedereroberung alles dessen auszugehen, was Baiern entrissen worden war. Richtete sich dies vor allem gegen den Oheim, Kaiser Maximilian, so mochten doch die Brüder der kaiserlichen Hülfe zur Versorgung ihres jüngsten Bruders Ernst und Erzielung vortheilhafter Heirathen für sich selbst nicht entrathen. Zu Pfingsten 1509 hatte eine bairische Gesandtschaft in Prag für einen der Herzoge erfolglos um die Hand Anna's, der Tochter des Königs Wladislaus von Böhmen und Ungarn, geworben. Diese Prinzessin war insgeheim bereits König Maximilian's Enkel Ferdinand zugesagt, dem Fürsten, der W. auch in der Folge überall den Rang ablaufen sollte. Auch eine Reihe von glänzenden Ehebündnissen, die Maximilian für W. zu vermitteln suchte, scheiterte. Die am 5. October 1522 geschlossene Ehe Wilhelm's mit Jakobäa von Baden ward eine glückliche, blieb jedoch an Glanz und Reichthum hinter den vorher angestrebten Verbindungen zurück. Im Januar 1517 begleitete W. den kaiserlichen Oheim in die Niederlande. Die erste äußere Verwickelung erwuchs ihm aus der überaus unglücklichen Ehe seiner Schwester Sabine mit dem tyrannischen Herzog Ulrich von Württemberg. Von den Brüdern berathen und unterstützt, entfloh Sabine (24. November 1515) vor dem Gatten, an dessen Seite sie für ihr Leben fürchtete, nach der Heimath. Neue Greuelthaten Ulrich's und sein Ueberfall der Reichsstadt Reutlingen riefen wiederholt die Reichsacht auf sein Haupt und veranlaßten den Schwäbischen Bund gegen ihn loszuschlagen. W. war diesem zu Augsburg am 11. October 1512 erneuerten Bunde wieder beigetreten und ward nun trotz seiner Jugend mit dem Oberbefehl des Bundesheeres betraut. In raschem Siegeszuge eroberte er im Frühjahr 1519, da Ulrich von seinen Bundesgenossen und schweizerischen Reisläufern im Stiche gelassen ward, ganz Württemberg und als im August die unerwartete Rückkehr des vertriebenen Gegners das Bundesheer zu einem zweiten Feldzuge zwang, übernahm wieder W. den Oberbefehl und konnte am 18. October als Sieger in Stuttgart einziehen. Die Früchte dieser Anstrengungen und Erfolge aber fielen nur dem Kaiser zu, dem der Bund, in der Hoffnung bei ihm am ehesten Ersatz für die Kriegskosten zu finden, Württemberg überließ. W. hatte keinen Widerspruch dagegen erhoben, später aber warf auch die württembergische Frage ihre Schatten auf das bairisch-habsburgische Verhältniß, da sich die Bezahlung der Kriegskosten

verzögerte und noch mehr, als der Kaiser das Land als habsburgisches Eigenthum behandelte und seinem Bruder Ferdinand übertrug.

Weltgeschichtliche Bedeutung beansprucht die von W. gegenüber der Reformation Luther's eingenommene feindliche Stellung. W. war unzufrieden mit den päpstlichen Annaten, mit der willkürlichen Handhabung des Banns und anderen kirchlichen Mißbräuchen, besonders aber voll Entrüstung über das ärgerliche Leben der Geistlichen. Ohne daß man bei den bairischen Fürsten die tiefe religiöse Erregung suchen dürfte, die sich damals so vieler Gemüther bemächtigte, stießen doch aus den angedeuteten Gründen Luther's erste Kundgebungen bei W. wie seinen Brüdern auf Sympathie. Die Maßregeln, mit denen der gelehrte Theologe ihrer Landesuniversität, Johann Eck, im päpstlichen Auftrage gegen Luther's Lehre in Baiern vorging, wurden von den Herzögen nicht nur nicht gebilligt, sondern sogar durchkreuzt. Von dogmatischen Neuerungen aber wollte W. nichts wissen und der Gedanke einer Lossagung von der kirchlichen Einheit erschien ihm ungeheuerlich. Zu Contarini äußerte er im Frühjahr 1521 in Augsburg: von ganz Deutschland wäre Luther begünstigt, ja angebetet worden, hätte er sich auf seine ersten Aufstellungen beschränkt und nicht in offenbare Irrthümer verstrickt. Besonders hegte W. Widerwillen gegen das Princip der freien Glaubensforschung und die Befürchtung, daß die religiösen Neuerungen einen gefährlichen Rückschlag auf die sociale Gährung üben würden. So ließen die Herzoge nicht nur das Wormser Edict in Baiern verkünden, sondern veröffentlichten auch ein besonderes, strenges Mandat (5. März 1522) gegen die lutherische Lehre. Man ist nicht berechtigt, diese Wendung auf eigennützige Triebfedern zurückzuführen, wohl aber haben die Herzöge zum Danke für ihre entschiedene Haltung von der Curie eine Reihe von Vortheilen zu ernten gesucht und geerntet. Johann Eck, als Dolmetscher und Förderer ihrer Wünsche nach Rom gesandt, erwirkte ihnen die Erlaubniß zur Visitation und Reformation ihrer Klöster und die Uebertragung der Gerichtsbarkeit über ihren Klerus an eine nach herzoglichem Vorschlag zusammengesetzte, doch aus Geistlichen bestehende Commission für den Fall, daß die Bischöfe in ihrer Pflicht zu strafen sich säumig erwiesen. Nach dem Vorgang des Erzherzogs Ferdinand ward ferner die Erlaubniß erwirkt, auf ein Jahr ein Fünftel der geistlichen Einkünfte des Landes zu Rüstungen gegen die Feinde des Glaubens zu erheben. Ohne ausdrückliche Genehmigung ließ auch die Curie fortan die Herzoge, wie es scheint, das Präsentationsrecht auf die geistlichen Pfründen in den päpstlichen Monaten ausüben. Die Verfolgungen gegen lutherische Gesinnung wurden von W., während Ludwig in den ersten Jahren noch zögerte, mit Nachdruck und Strenge durchgeführt. Die gewöhnliche Strafe war Landesverweisung; noch mehrere trieb der religiöse Zwang zur Auswanderung. Auch der Landeshistoriograph Aventin, der wegen Uebertretung des Fastengebotes einige Tage eingesperrt ward, siedelte nach der Reichsstadt Regensburg über. Der Schongauer Hans Schlaucher, der wegen angeblich lutherischer Gesinnung gefoltert und des Landes verwiesen wurde, verklagte seine Landesfürsten beim Kammergericht. Zu Hinrichtungen kam es nur in wenigen Fällen, in denen besonders belastende Momente vorlagen, so gegen den Pfarrer Käser, der gegen sein freilich erzwungenes Gelöbniß nach Baiern zurückgekehrt war und dort die lutherische Agitation fortgesetzt hatte. Daneben bemühte sich W., dem nach seiner mehr äußerlichen Auffassung das ärgerliche Leben der Geistlichkeit geradezu als der Ausgangspunkt für Luther's Auftreten erschien, während seiner ganzen Regierung auf einer Reihe von Synoden und Conventen ernstlich um eine Reform des heruntergekommenen Clerus und es ist nicht seine Schuld, wenn dieses Streben an der Tiefe des Verfalles, dem Mißtrauen der geistlichen Oberen gegen die Staatsgewalt und der Lauheit der

bischöflichen Unterstützung scheiterte. Die Regensburger Versammlung im Juni 1524, der die Herzoge selbst einige Tage beiwohnten, brachte als Ergebnisse neue Vorschriften zur Verbesserung der klerikalen Sitten und einen Bund oberdeutscher Fürsten zur Bekämpfung und Fernhaltung des Lutherthums. Die Bestimmungen gegen dieses wurden von den Herzogen in ihrem zweiten Religionsmandat, vom 2. October 1524, bekannt gegeben. Ein Censurmandat vom 6. Januar 1540 sollte die ärgerlichen und verführerischen Bücher fernhalten. Gegen das Ende seiner Regierung sah sich schon W. durch die Ueberzeugung, daß der bairische Clerus in sich selbst die Kraft der Verjüngung nicht besitze, zur Berufung der Jesuiten veranlaßt. Auf seine Bitte sandte Loyola 1542 einige Genossen nach Baiern. Da aber der von Papst Paul III. für die Gründung eines Jesuitencollegs in Ingolstadt bewilligte dreijährige geistliche Zehnten von der Regierung in ihren Finanznöthen zu anderen Zwecken verwendet wurde, kam es unter W. noch nicht zu definitiver Niederlassung der Gesellschaft Jesu in Baiern.

Auch gegenüber der zweiten weltgeschichtlichen Bewegung seiner Zeit, der socialen, bewährte sich W. als der Hort einer starr conservativen Richtung. Die mißtrauische, harte und feindselige Gesinnung gegen die Bauern, die in den Kreisen der Fürsten und des Adels die Regel bildete, fand keinen rücksichtsloseren Vertreter als in Leonhard v. Eck, dem Rathe von überlegener Geisteskraft, dessen Leitung sich W. hier wie in allen politischen Fragen anvertraute. Wiewohl die bairischen Bauern nicht so allgemeine und nicht so reichliche Gründe zur Unzufriedenheit hatten wie ihre Nachbarn, hier auch infolge strenger Durchführung der Religionsedicte die aufreizenden Elemente der städtischen Prediger und Demagogen fehlten, ging es auch im Baierlande nicht ohne tiefe Gährung und kleinere Bewegungen ab, aber durch eine wachsame Polizei und eiserne Strenge ward alles im Keime erstickt. Zum Schutze der Grenze gegen die schwäbischen Bauern nahm Herzog Ludwig mit einem Heere, zu dessen Unterhaltung Prälaten und Klöster die Mittel aufbringen mußten, Stellung am Lech. Im Mai 1525 drangen die aufständischen Allgäuer zwar nördlich von Füssen in Baiern ein. Da aber die Bauern um den Peißenberg treu zu ihrer Herrschaft hielten, Nachricht von einem Siege des Truchsessen eintraf und Ludwig mit seinen Truppen heranrückte, zogen sie sich nach zwölftägigem Verweilen im Lande, während dessen Kloster Steingaden geplündert und niedergebrannt worden war, zurück. W. hatte durch einen von Eck geschickt abgefaßten Aufruf an seine Bauernschaft diese in ihrer Fürstentreue befestigt. In der Nachbarschaft halfen seine Truppen den Mässinger Haufen im Eichstättischen niederwerfen und den Aufstand im Ries dämpfen. Der verführerischen Lockung sich des Stiftes Eichstätt zu bemächtigen widerstand W., dagegen bewies er, von seinem beim Bundestage in Ulm weilenden Staatsmanne Eck getrennt, nicht die gleiche Festigkeit, als der von seinen Bauern bedrohte und zugleich von seiner Landschaft verlassene Erzbischof Matthäus Lang von Salzburg sich mit einem dringenden Hilfsgesuche an ihn wandte, zugleich aber Kundschaften einliefen, daß das salzburgische Landvolk bairisch gesinnt sei. Kurze Zeit dachte W. an ein Einverständniß mit den Bauern und an Besetzung der salzburgischen Enclave Mühldorf. Eck aber brachte seinen Herrn bald in das conservative Geleise zurück und bewog ihn wie den schwäbischen Bund, den Cardinal von Salzburg nachdrücklich gegen seine Bauern zu unterstützen. Am 16. August 1525 überschritt Herzog Ludwig, der den Oberbefehl übernahm, bei Burghausen die bairische Grenze. Am 31. bewilligte er den Aufständischen einen glimpflichen Vertrag und Tags darauf ritt er in Salzburg ein. Blutiger gestaltete sich 1526 das Nachspiel des zweiten Salzburger Aufstandes, an dessen Ausbruch nach Eck's Urtheil der Cardinal die Schuld trug. Wieder that Baiern auf Seite des Schwäbischen Bundes das

Beste für die Bezwingung der gefährlichen Empörung, die diesmal durch schwere Kämpfe errungen werden mußte. Wie an der glücklichen Niederschlagung der Bauernaufstände in Salzburg, Eichstätt, Schwaben, so hatte die bairische Regierung aber auch wesentlichen Antheil an dem schmachvollen Ausgang, an der grausamen Strenge der verhängten Strafen und an der Verweigerung aller Reformen.

Der Eindruck des Bauernkrieges trug dann dazu bei, daß W. gegen eine neue religiöse Bewegung, das Täuferthum, mit furchtbarer Grausamkeit einschritt. Nachdem er am 15. November 1527 ein Landgebot gegen die Wiedertäufer erlassen hatte, wurden in München, Landsberg, Auerburg und anderwärts im Fürstenthum zahlreiche Anhänger der Secte, wiewohl sie der friedlichen und hochidealen Richtung des bairischen Führers Hans Denk angehörten, nach schrecklichen Folterqualen hingerichtet. Wer widerrief, ward geköpft, wer nicht widerrief, verbrannt, die Weiber meistens ertränkt. Dann ließ man in einigen Fällen Gnade walten, aber da die Secte immer neue Anhänger gewann, erklärten die Herzoge in einem zweiten Mandat gegen die Wiedertäufer (27. April 1530), daß fortan keinem, auch wenn er abschwöre, das Leben geschenkt werden sollte.

Dem neuen Kaiser Karl V. hatte sich W. anfangs aus Interesse sowie unter dem Eindruck seiner bedeutenden Persönlichkeit eng angeschlossen, dem neu eingerichteten Reichsregiment aber war er nicht freundlich gesinnt, das Project eines Reichszolls stieß bei ihm auf directen Widerstand. Bald trat der natürliche habsburgisch-wittelsbachische Gegensatz wieder in seine Rechte, da der Kaiser es nicht der Mühe werth fand, durch ausreichende Gunstbeweise die Baiern rechtzeitig an sich zu fesseln. Auf dem Wormser Reichstag bewies des Kaisers Angebot eines jährlichen Dienstgeldes von 5000 fl. für W. und seine Brüder, in welcher Unkenntniß der deutschen Verhältnisse der Burgunder, der übrigens für W. wie die meisten Deutschen der „Spanier" hieß, lebte. Auf das rücksichtslose Vorgehen der Habsburger in Württemberg, wo W. die Rechte seines Neffen und Mündels Christoph für die Zukunft gewahrt sehen wollte, folgte eine lange Reihe von Verstimmungsgründen gegen die Habsburger, besonders Ferdinand: im Bauernkriege die zeitweise Annexion Füssens, die ungenügende Bekämpfung der Aufständischen von Seiten Ferdinand's, dessen Nachgiebigkeit gegen die Ansprüche der Bauern im Füssener Vertrag, die Durchkreuzung der bairischen Politik in Salzburg, im Juni 1525 die kaiserliche Mitbelehnung Ernst's, des jüngsten der drei Brüder, mit Baiern. Ernst hatte zwar bereits das Bisthum Passau inne, war aber ohne inneren Beruf in den geistlichen Stand getreten und quälte nun die Brüder durch unablässige Betreibung seiner Erbansprüche auf Baiern. Schon auf dem Nürnberger Reichstage 1524 war Aussöhnung und ein Erbvertrag zwischen den bairischen und pfälzischen Wittelsbachern zu Stande gekommen, und im Juni 1525 einigte sich W. zu München mit den drei pfälzischen Vettern auf eine gemeinsame Beschwerde an den Kaiser wegen der Art, wie Ferdinand sein Statthalteramt verwaltete. Die Unzufriedenheit stieg, als Ferdinand's Absicht, sich zum König wählen zu lassen, ruchbar ward. Die verbündeten Wittelsbacher setzten diesem Plane das Project einer wittelsbachischen Königswahl (W., Ludwig oder Pfalzgraf Friedrich) entgegen, und eine vielleicht von W. selbst verfaßte Denkschrift über die Königswahl, etwa aus dem Frühjahr 1526, brachte den Gegensatz des reichsfürstlichen und kaiserlichen Standpunktes, das Widerstreben der Fürsten gegen ein allzu mächtiges Oberhaupt, den Widerwillen gegen die in Spanien und Burgund der Nation fremd gewordenen Habsburger zum Ausdruck. Die zur Betreibung der Königswahl erforderlichen Mittel hoffte man von der Curie zu erlangen, wo der Agent Bonacorsi rührig die bairischen Interessen vertrat. Aber noch ehe der Wahl-

kampf um die römische Krone begann, stießen die Baiernherzoge auf einem andern Schauplatze auf den nämlichen Nebenbuhler. Als Gemahl der Schwester des bei Mohacs gefallenen Königs Ludwig erhob Ferdinand Erbansprüche auf die erledigte böhmische Krone. Die Böhmen aber hielten an ihrem Wahlrecht fest, und eine Partei ihres Adels ließ an die Baiernherzoge die Einladung ergehen, als Bewerber aufzutreten. Die bairische Sache schien sehr günstig zu stehen, noch am Abend des Wahltages (23. Oct. 1526) berichtete ein Agent, die geheim gehaltene Wahl sei auf einen der Herzoge gefallen. Um so schmerzlicher war Tags darauf die Enttäuschung, welche die Proclamation Ferdinand's brachte. Der Hauptgrund der Niederlage war doch wol, daß die geldlüsternen böhmischen Wahlherren den Habsburger für zahlungsfähiger hielten als die Baiern. Diese hatten große Geldsummen für Bestechungen vergebens aufgewendet und sahen sich nun von Habsburg, dem sie die Verkleinerung ihres Landes kurz vor ihrem Regierungsantritt nicht vergessen hatten, auch im Nordosten umklammert. Ihre Eifersucht gegen den glücklichen Nachbarn schlug in Haß und Erbitterung um, das Hauptziel ihrer Politik war seitdem das Streben, der neuen spanisch-deutsch-slavisch-magyarischen Großmacht Schwierigkeiten zu bereiten und Abbruch zu thun. Bei der erdrückenden Uebermacht des Gegners konnte sich dieser Widerstand nur insgeheim, unter häßlichen Ränken und einer ans Unglaubliche grenzenden Doppelzüngigkeit vollziehen und Eck verstand diese Staatskunst mit einer gewissen Genialität durchzuführen. Wie die Baiern mit den Gegnern des Kaisers, dem Papste und Frankreich, in enge Fühlung traten, so knüpften sie Verbindungen mit Ferdinand's gefährlichstem Feinde im Osten, seinem ungarischen Gegenkönige Zapolya. W. schickte wiederholt Gesandte, besonders den Hauptmann Kaspar Winzerer, an diesen und versicherte ihn seiner Unterstützung. Er schrak zwar zurück, diese zur That werden zu lassen, als Zapolya, von Ferdinand bedrängt, den Türken die Bruderhand reichte, doch bemühte er sich, daß nicht Ferdinand Reichshülfe zur gänzlichen Vertreibung Zapolya's zu theil würde. Als jedoch Reichstruppen zum Schutze des von Suleiman bedrohten Wien ausrückten, fehlten darunter nicht bairische Streitkräfte. 1528 wurde ein angeblicher Bundesvertrag verbreitet, den die Baiern zu Breslau mit Ferdinand und anderen Fürsten gegen die protestantischen Vormächte Sachsen und Hessen geschlossen haben sollten, wahrscheinlich eine Fälschung des Sachsen Otto v. Pack, der dafür später hingerichtet wurde. Der Herzog W. und Ludwig erklärten diese Angabe in einer vom 5. Juni 1528 datirten Druckschrift als Verleumdung. Im März 1529 ließ W. als Executor der Reichsacht gegen Laßla v. Frauenberg, Grafen zu Haag, dessen Schlösser Haag und Taufkirchen besetzen, doch verwandte sich dann der Herzog mit Erfolg für die Begnadigung und Wiedereinsetzung des Geächteten. Die Unterhandlungen mit den Kurfürsten wegen der Königswahl führten am weitesten bei Albrecht von Mainz, der sich durch glänzende Versprechungen zu einer bestimmten Zusage für W. gewinnen ließ. Als aber die Wahl herannahte, war die europäische Lage sehr zu Gunsten des Kaisers verändert, der mit Frankreich und dem Papste Frieden geschlossen hatte. Nach Deutschland zurückgekehrt, gewährte Karl den Herzogen auf drei Jahre den lange angestrebten Eingangszoll. Im Juni 1530 empfingen ihn diese in München mit prunkvollen Festlichkeiten. Auf dem folgenden Augsburger Reichstage vertraten sie, wenn es auch richtig sein wird, daß sie von einem Kriege gegen die Protestanten damals nichts wissen wollten, doch den katholischen Standpunkt mit größter Entschiedenheit. Dem Legaten Campeggi erschien W. als der unbestrittene Führer der katholischen Mehrheit. Das dritte Religionsmandat der Herzoge (Mai 1531) schärfte den Unterthanen Beobachtung des Augsburger Reichsabschiedes ein und bekämpfte alle Glaubensneuerungen im einzelnen. In Augsburg entschied sich

nun die Frage der Königswahl zu Gunsten Ferdinand's als des Meistbietenden. Trotz seiner bestimmten Zusicherung trat der Mainzer in das habsburgische Lager über, sogar die Pfälzer wurden durch das Versprechen von 160000 fl. für Ferdinand gewonnen. Eck aber hatte schon vor der Entscheidung ausgesprochen: wenn die Wahl auf Ferdinand falle, werde es Aufgabe der bairischen Politik sein, die Wahl umzustoßen und zu sorgen, daß Ferdinand im Reiche keine Gewalt erlange. In einer bitteren Auseinandersetzung zwischen dem Kaiser und W. in Augsburg sprach der Letztere offen aus, daß dies sein Streben sein werde, da es wider Freiheit und Gewohnheit des Reiches verstoße, daß ein Kaiser und König neben einander regieren. Nachdem Ferdinand's Wahl (5. Januar 1531) zu Köln erfolgt war, verlangten die Herzoge von ihren Ständen Mittel zu Rüstungen mit der Begründung, daß der Kaiser und sein Bruder die Fürsten zu Sklaven herabdrücken und das ganze Reich an sich ziehen wollten. Nun boten sich auch im Reiche unzufriedene Verbündete gegen Habsburg — aber sie boten sich in denselben Fürsten, die man auf religiösem Gebiete bekämpfte. Philipp von Hessen hatte schon im Mai 1529 mit den Baiern angeknüpft, dieselben für die Wiedereinsetzung seines Freundes Ulrich in Württemberg zu gewinnen versucht und dafür ihr Werben um die Königskrone zu unterstützen versprochen. Kurz vor Ferdinand's Wahl hatten zu Schmalkalden protestantische Fürsten und Städte einen Bund zum Schutze ihrer bedrohten Glaubensfreiheit geschlossen. Fortan lautet die Hauptfrage für die bairische Politik, ob der Kampf gegen Habsburgs Uebermacht oder der gegen den Protestantismus vordringlicher sei, und zunächst lautet die Antwort zu Gunsten der Protestanten. Zu Hause Verfolger des Lutherthums, verbinden sich die Herzoge am 23. October 1531 zu Saalfeld mit den Schmalkaldischen; als Motiv der Einigung wird ausschließlich die ungesetzliche Königswahl Ferdinand's bezeichnet, gegen welche die Verbündeten Protest einlegen. Irgend welche Zugeständnisse in der religiösen Frage zu machen war von den Baiern bei diesem Bündniß nicht beabsichtigt, gleichwol hat dasselbe sogleich einen Rückschlag in dieser Richtung geübt, indem es neben der Türkengefahr als Hauptgrund wirkte, daß der Augsburger Reichsbeschluß gegen die Protestanten nicht durchgeführt werden konnte. Auch mit Zapolya ward nun wieder angeknüpft, wobei ein polnischer Heirathsplan Ludwig's hereinspielte, doch wollten die Saalfelder Verbündeten nicht weiter als zur moralischen Unterstützung des türkischen Vasallen gehen; ein von Winzerer an die Herzoge geschickter Bundesentwurf, der auf Anlehnung an die Türken beruhte, fand keine Genehmigung. Dagegen schlossen am 26. Mai 1532 zu Scheiern Baiern, Sachsen und Hessen einen Bundesvertrag mit Frankreich, das zu Rüstungen gegen Ferdinand 100000 Kronen in München zu hinterlegen versprach. Dieses Bündniß leitet die — freilich mit langen Unterbrechungen — 280 Jahre währende Periode der bairischen Geschichte ein, deren Signatur die dynastisch ebenso wohlbegründete wie national verwerfliche Anlehnung an Frankreich zum Schutze gegen die österreichische Uebermacht bildet, eine Politik, die nur durch den Niedergang des Reichs ermöglicht war, aber auch dessen Fortschreiten mächtig beförderte.

Mit aufrichtigem Herzen auf Seite seiner schmalkaldischen Verbündeten zu stehen verbot W. seine religiöse Ueberzeugung. Ein günstiges Angebot der Habsburger konnte ihn jederzeit zum Parteiwechsel bestimmen. Schon im August 1531 unterhandelte im Auftrag des Kaisers der Cardinal von Salzburg in Braunau und Erding, im Februar 1532 in Rosenheim über einen Ausgleich mit den Baiern. Als dessen Preis ward vorgeschlagen, daß Wilhelm's ältester Sohn mit einer Tochter Ferdinand's verlobt werden sollte. Dies scheiterte zunächst daran, daß Ferdinand auf dem üblichen Erbverzicht der Braut bestand.

Auf dem Regensburger Reichstage im Frühjahr 1532, wo Eck sogar eine Ueberrumpelung des Kaisers vorgeschlagen hatte, schlossen sich die Saalfelder Verbündeten von der bewilligten Türkenhülfe aus, aber bei einer persönlichen Unterredung mit dem Kaiser zu Abbach (7. Juli) erklärte sich W. zur Hülfe bereit, während der Kaiser wahrscheinlich Sicherheit vor einem habsburgischen Angriffe verbürgte. Dem Ausgleich, den Karl zu Nürnberg (23. Juni) den Protestanten bewilligte, arbeitete Eck entgegen: die bairische Politik wollte Spannung zwischen dem Kaiser und den Protestanten, da sie in dieser gewitterschwülen Luft ihren Weizen blühen sah. Der Kaiser aber ließ mit unerschütterlicher Geduld, sowie die Türken abgeschlagen waren, durch Dietrich v. Pfirt, dann durch den Erzbischof Johann v. Lund die Unterhandlungen mit Baiern wieder aufnehmen. Ein Abschluß ward nicht erreicht, doch so weit vorbereitet, daß er beim ersten Wechsel der politischen Constellation zur That werden konnte. Noch auf der Coburger Versammlung der Saalfelder Verbündeten im Februar 1533 drängte der bairische Gesandte Weißenfelder zum Kriege gegen Ferdinand, der mit Hülfe auswärtiger Mächte geführt werden sollte. Erst im Frühjahr oder Sommersanfang 1534 erfolgte in München die Auszahlung der französischen Subsidien. Vorher hatte man in Baiern sogar an türkische Hülfsgelder gedacht und einen Vertrauensmann nach Konstantinopel geschickt. Da die Vereinigung des Schwäbischen Bundes ablief, hatte Eck noch im letzten Augenblick seine Erneuerung in einer für Baiern genehmen Form zu erreichen versucht, zuletzt entschied man sich doch für die Nichterneuerung, deren Schuld der Kaiser geradezu Eck zuschrieb. Die Baiern sannen jetzt auf einen neuen Bund, der vor allem den wittelsbacher Familieninteressen dienen sollte, und brachten (4. Mai 1534) zu Eichstätt ein Bündniß mit den Pfälzern, den brandenburgischen Markgrafen und Bamberg zu Stande. Als dann in Württemberg der Schlag gegen Ferdinand geführt ward, blieben die Baiern unthätig. Ihr Wunsch wäre gewesen, daß das Land für ihren Neffen Christoph erobert würde, der im October 1532 aus der habsburgischen Ueberwachung in Steiermark die Flucht zu ihnen ergriffen hatte, und für den sie in Würtemberg Stimmung machten. Da aber die von Frankreich unterstützte hessische Action in Württemberg darauf ausging, einen ihrer Gegner zu stürzen, um einen andern (Ulrich) zurückzuführen, entsprach nur Neutralität ihren Interessen. Frankreichs Drängen, daß sie nach der durch einen raschen Feldzug gelungenen Vertreibung Ferdinands aus Württemberg ihrerseits zum Angriff vorgehen, etwa Kufstein zurückerobern sollten, fand bei ihnen kein Gehör. Das württembergische Unternehmen aber brachte nun die Veränderung der politischen Lage, als deren Frucht der Ausgleich mit den Habsburgern zu erwarten war. Im Vertrage von Kaden (29. Juni 1534) erkaufte Ferdinand durch die Rückstellung Württembergs an Ulrich die Anerkennung seiner Königswürde von Seite Sachsens und Hessens. Damit war der Saalfelder Bund gesprengt, Baiern stand isolirt, und der Erzbischof v. Lund fand, als er die Unterhandlungen wieder aufnahm, den günstigsten Boden. Am 11. September 1534 ward zu Linz Frieden und Freundschaft zwischen Baiern und Oesterreich geschlossen. Der Preis, den Ferdinand Baiern für seine Anerkennung als König zahlte, war die Vereinbarung, daß der bairische Erbprinz Albrecht, der die Regierung allein übernehmen sollte, dereinst einer Tochter Ferdinand's die Hand reichen, diese nur einen bedingten Erbverzicht ausstellen und ein Heirathsgut von 50000 fl. erhalten sollte. Dem unzufriedenen Ernst hatte Ferdinand noch am 19. Juni 1533 Unterstützung seiner Ansprüche zugesagt, der Linzer Vertrag bedang jetzt, daß er sich dieser Sache fortan nicht mehr annehmen sollte, und am 16. Juni 1536 bequemte sich Ernst, der später (1540) das Erzstift Salzburg erlangte, gegen die Summe von 275000 fl. endlich zum Erbverzicht. Eine weitere Folge des Linzer

Friedens war der am 30. Januar 1535 zu Donauwörth abgeschlossene sogenannte kaiserliche neunjährige Bund, der im wesentlichen eine Erneuerung des Schwäbischen Bundes bedeutete, ohne freilich je dessen Wirksamkeit zu erlangen.

Auch in dem neuen Stadium der bairischen Politik, das durch das Abkommen von Linz bezeichnet wird, setzte Baiern die Verbindungen mit Ferdinand's Gegnern, Zapolya (dessen Aussöhnung mit Ferdinand ihnen übrigens bald einen Strich durch die Rechnung machte) und König Franz, fort und ließ nicht ab, den Habsburgern Schwierigkeiten zu bereiten. Die Aussöhnung blieb eine äußerliche, mochte der Nuntius Vergerio noch so eifrig auf Eintracht der beiden katholischen Vormächte im Reiche hinarbeiten. Wol mit Recht witterte der Nuntius hinter Wilhelm's und Eck's Vorschlag, daß der Kaiser die Beschlüsse des einzuberufenden Concils, wenn nöthig, mit Waffengewalt durchführen sollte, die Absicht, die Habsburger in gefährliche Händel zu verwickeln. Vorübergehend trieb die Hoffnung, daß Herzog Ludwig mit der Hand von Sforza's Wittwe das erledigte Herzogthum Mailand als kaiserliches Lehen erlangen könnte, die Baiern zu engerem Anschlusse an Karl V. Im Juli 1536 folgte Ludwig mit bairischen Truppen dem kaiserlichen Heere in den provençalischen Feldzug. Da er sich nicht genug geehrt fand, auch das Unternehmen kläglich scheiterte, begann aufs neue das Liebäugeln mit König Franz, ohne daß doch dessen Gesandter du Bellay den Abschluß eines Bündnisses zu erwirken vermochte. Gegen die Protestanten zeigte man damals nirgends größere Kriegslust als an den bairischen Höfen. Wäre es nach ihrem Willen gegangen, hätte Deutschland seinen ersten Religionskrieg schon zehn Jahre früher erlebt. Am deutlichsten stand ihnen dabei das Ziel vor Augen, ihren Neffen Christoph und mit ihm den Katholicismus nach Württemberg zurückzuführen, wobei infolge einer Zusage Christoph's neben Erbaussichten auch für sie ein kleiner Landgewinn (Heidenheim) abgefallen wäre. Schon im Februar 1536 ließen die Baiern dem Kaiser durch Weißenfelder den von Eck ausgearbeiteten Plan eines großen Angriffskriegs gegen die Protestanten vorlegen. Sie selbst rüsteten ernstlich, Wilhelm's Secretär Georg Stockhamer ward wiederholt (1538, 1539) nach Rom entsandt, um päpstliche Hülfe für den beabsichtigten Ketzerkrieg anzurufen. Doch widerstrebte besonders Ferdinand diesem Vorhaben und verhinderte, daß der kaiserliche Bund darauf einging. Auch gegenüber der reichen Nachbarstadt Augsburg, wo W. zu Gunsten des zurückgedrängten katholischen Cultus interveniren wollte, suchte er Ferdinand wie den Kaiser vergebens zu größerer Energie anzuspornen. Der heimischen Reichsstadt Regensburg sperrten die Herzoge Ende 1542 wegen ihres Uebertritts zum Lutherthum die Zufuhr und fügten ihr durch jahrelanges Stocken ihres Handels und Wandels empfindlichen Schaden bei. Am erfolgreichsten war Wilhelm's Eingreifen zu Gunsten des alten Glaubens in der Markgrafschaft Baden-Baden; hier brachte der Tod des Markgrafen Bernhard III. (29. Juni 1536) die Vormundschaft über dessen Sohn in seine und des Pfalzgrafen Johann v. Simmern Hände, worauf die beiden Fürsten nicht säumten, die Gegenreformation im Lande durchzuführen. Dagegen mußte W. den Uebertritt seines Schwagers Ottheinrich v. Pfalz-Neuburg, des pfälzischen Kurfürsten Ludwig und dessen Bruders Friedrich zum protestantischen Bekenntniß erleben. Von da an trat bei ihm die Absicht auf das 1504 von Baiern abgerissene Neuburg in den Vordergrund. Die Anlage der Festung Ingolstadt (1538, 1539) hängt mit diesem Plane und der Erwartung eines großen Protestantenkriegs zusammen. Unter Berufung auf den letzteren Zweck des Baus hat W. später (1549) den Papst um einen Beitrag zu dessen Kosten angegangen. Entschiedener als der kaiserliche Bund schien die im Juni 1538 durch den Vicekanzler Held in Nürnberg zu Stande gebrachte

„christliche Einung“, wenn auch die meisten Bischöfe aus Angst, einen Zusammenstoß heraufzubeschwören, sich fern hielten, den Gedanken eines gegen die Protestanten gerichteten Bündnisses zu verwirklichen. Während aber W. hier mit den Habsburgern Schulter an Schulter stand, versuchte er gleichzeitig, die Republik Venedig bei dem Anlaß, daß diese bairische Hülfstruppen gegen die Türken warb, zu einem Bunde gegen Habsburg zu gewinnen. Bonacorsi ging nach Venedig, doch führten seine Verhandlungen zu keinem Ergebniß. Selbst Vertretern der Curie erschien der kirchliche Eifer von Fürsten, die nicht abließen, gegen die erste katholische Macht zu wühlen, damals in zweifelhaftem Lichte. Auf dem Weg des gütlichen Entgegenkommens, den der Kaiser gegenüber den Protestanten mit den Religionsgesprächen von Hagenau, Worms und Regensburg einschlug, folgten die Baiern nur widerstrebend, ja sie thaten das Ihrige, einen Erfolg zu vereiteln. In Regensburg (1540) betonte W. in persönlichem Austausch mit dem Kaiser das Verfehlte dieser Versuche; das Richtige sei hier allein Anwendung der Gewalt. Daß der Kaiser in Regensburg ohne Zuziehung der Stände insgeheim eine den Protestanten günstige Declaration des Reichsabschieds gab, weckte in W. aufs neue den ganzen Unwillen über die „hispanische Tyrannei“. Diese Verstimmung, aber auch die sich allmählich kund gebende Hinneigung des Neffen Christoph zum Lutherthum zeitigte im October 1541 die Aussöhnung der Baiern mit Ulrich von Württemberg, mit dem nun sogar ein Freundschaftsvertrag geschlossen wurde.

Trotz Eck's zweideutiger Politik, die in der Doppelseitigkeit der bairischen Interessen begründet war, bewarben sich alle Parteien um W., der als das Zünglein an der Waage erscheinen konnte. Die Protestanten verstiegen sich zuweilen bis zu der Hoffnung, daß auch Baiern dem Lutherthum zufallen und dies den Uebertritt des ganzen übrigen Deutschland nach sich ziehen würde. Andererseits täuschte sich der Kaiser nicht darüber, daß ohne die bairische Unterstützung seine Macht im Reiche fast gelähmt war. Seit dem December 1539 suchte Philipp von Hessen durch den Augsburger Stadtarzt Dr. Gereon Sailer eine Annäherung an Baiern. Der leitende Gedanke war, daß gegenüber der habsburgischen Gier und Uebermacht und den reichsfeindlichen Absichten des Kaisers die Fürsten beider Bekenntnisse einträchtig zusammenstehen sollten. Dieses Ziel scheint Eck allmählich noch höher gestellt zu haben als das Interesse des Katholicismus. Vielleicht hat der kluge Realpolitiker ein friedliches, gegenseitig abgegrenztes Nebeneinanderbestehen der Confessionen, wie es später der Augsburger Religionsfrieden festsetzte, bereits als das unvermeidliche Ziel der Entwicklung erkannt. In dieser Periode scheint auch die Strenge des kirchlichen Polizeiregiments gegenüber dem Lutherthum in Baiern selbst etwas nachgelassen zu haben. War Herzog Ludwig von Eck anfangs der Lauheit in Bekämpfung der religiösen Neuerer geziehen worden, so hatten jetzt diese Beiden die Rollen getauscht. Im Sommer 1542 und wieder im März 1544 erhob Ludwig auf Weißenfelder's Vorschlag bei seinem Bruder Vorstellungen über Eck's Eigennutz und Eigenmächtigkeit, vermochte aber Wilhelm's Vertrauen in seinen bewährten Staatsmann nicht zu erschüttern. Gegenüber der Türkengefahr, die in den Jahren 1541—43 wieder in den Vordergrund trat, bewies W. patriotischen Eifer. Für den von Sachsen und Hessen 1542 vertriebenen Herzog Heinrich von Braunschweig, der am Landshuter Hofe eine Zuflucht suchte, ließ er sich nicht zu thätigem Eingreifen gewinnen. Am 21. April 1545 führte des unvermählten Herzogs Ludwig Tod ganz Baiern unter Wilhelm's Verwaltung zurück. Noch einmal brach ein häßlicher Familienconflict aus: W. ließ seine Schwester Sabine, die Ludwig gepflegt und nach dessen Tode einen großen Theil seiner Baarschaft an sich gezogen hatte, einige Monate gefangen setzen. Jetzt

hätte Eck freiere Hand zu seiner kaiserfeindlichen Politik und zu neuem Anschlusse an die Protestanten gewonnen, hätte nicht eben damals der nach langer Ueberlegung gereifte Entschluß des Kaisers, gegen die Protestanten loszuschlagen, die Lage gänzlich verändert und W. gezwungen, seine Schaukelpolitik aufzugeben. Im Juni 1545 hatte Baiern Hessen einen Bundesvorschlag überreicht, der Baiern, abgesehen von den gemeinsamen Interessen, Rückendeckung gegen Habsburg und festen Halt gegenüber den Pfälzern gewähren sollte. Auch hatte W. den Gedanken, mit Unterstützung der Protestanten im günstigen Augenblick die Königskrone zu gewinnen, wol noch nicht völlig aufgegeben. Wird doch berichtet, er habe noch anfangs 1547 dem Papste melden lassen, daß er mit vielen deutschen Fürsten auf die Absetzung des Kaisers hinarbeite! Aber eben um die Zeit des Bundesvorschlags an Hessen ließ der Kaiser durch Viglius van Zwichem die Stimmung des Münchener Hofes gegenüber einem Religionskriege sondiren. Im October 1545 führte der Cardinal Otto Truchseß von Waldburg, Bischof von Augsburg, die Verhandlungen in München weiter. W. hielt sich die Hände so lange frei, bis ihm von der einen oder anderen Seite der ausschlaggebende politische Vortheil entgegengereicht würde. Seit dem Uebertritt der Pfälzer zum Protestantismus war seinem Ehrgeiz in der pfälzischen Kur ein neues Ziel erstanden; schon nach dem Tode des Kurfürsten Ludwig (März 1544) hatte er die alten bairischen Ansprüche auf die Kur wieder hervorgeholt. Was Neuburg betrifft, hatte die tiefe Verschuldung Ottheinrich's bei W. zuerst den Plan gezeitigt, dessen Land durch Geld zu erwerben. Dies ward vereitelt durch die Uebernahme der Schulden und der Regierung seitens der neuburgischen Stände. Vergebens suchte W. den letzteren Schritt durch den Kaiser als ungesetzlich erklären zu lassen. In des Kaisers Hand schien es nun gelegen, W. als Preis seines Anschlusses diese beiden Erwerbungen, die Kur und Neuburg, zu verschaffen. Vor allem aber, dies stand am Münchener Hofe fest, mußte die österreichische Heirath den Preis des bairischen Bündnisses bilden.

Durch den mit seltenem Erfolg geheimgehaltenen Regensburger Vertrag vom 7. Juni 1546 ward nach langem Schwanken der antiprotestantischen Tendenz in der bairischen Politik das Uebergewicht über die antihabsburgische verschafft. W. ward Aussicht eröffnet auf Neuburg, sowie dies erobert würde, auf die Kur, wenn die Pfalzgrafen nicht anders als durch Gewalt zum Katholicismus zurückgeführt werden könnten. Und der Ehevertrag zwischen Albrecht und Anna wiederholte die Zusage des Linzer Abkommens, wonach die Erbfolge in Oesterreich und Ungarn nach dem Aussterben der männlichen Stämme Karl's V. und Ferdinand's Anna oder deren Erben zustehen sollte. Auch auf Böhmen sollte Anna nur gegenüber den Erben männlichen Stammes einen Erbverzicht ausstellen. Inmitten der Kriegsrüstungen wurde am 4. Juli in Regensburg mit großem Prunk die Vermählung gefeiert. Daß Baiern gegenüber den Schmalkaldenern möglichst lange die Maske der Neutralität trug, forderte auch das Interesse des Kaisers. Wirklich neutral aber hat sich W. vom Anfang bis zum Ende des Krieges nicht verhalten. Wie der Regensburger Vertrag bedungen hatte, stellte er nur Artillerie, kein Fußvolk und keine Reiterei zum Heere des Kaisers, aber durch die Landesfestung Ingolstadt und durch die dem Kaiser gebotene Möglichkeit zur Sammlung seiner Truppen und zum Angriff hat Baiern der kaiserlichen Sache erhebliche Dienste geleistet. Gleichwol sah sich W. um die Siegespreise, um Neuburg und die pfälzische Kur, betrogen. Daß sich überdies Ferdinand in einem Codicill vom 4. Februar 1547 einseitig und insgeheim von den Verpflichtungen lossagte, welche der Ehevertrag seiner Tochter bezüglich des Erbgangs festgestellt hatte, ward man in Baiern erst inne, als 1740 der Tod Kaiser Karl's VI die wittelsbacher Erbansprüche auf Oesterreich wachrief.

W. neuerdings gründlich gegen den Kaiser zu verstimmen, genügte schon das vertragswidrige Versagen der anderen Siegespreise, um deren Gewährung er den Kaiser in eindringlichen Bittschreiben umsonst bestürmte. Daß Wilhelm's ältestem Enkel der Name des Kaisers beigelegt wurde, darf nicht über die Thatsache täuschen, daß Wilhelm's Gesinnung und Politik gegenüber dem Kaiser nach dem schmalkaldischen Kriege wieder eine feindliche war. Der Herzog brachte das Project eines neuen, unter kaiserlicher Aegide stehenden Bundes zum Scheitern, er bewegte sich auf dem Augsburger Reichstage von 1548 wieder im alten Geleise der Opposition gegen kaiserliche Ausgleichsversuche, er verwarf die Zugeständnisse des Interims. Der Kaiser machte damals seinem Groll gegen Eck und die bairische Politik in einem heftigen Ergusse Luft.

W. und sein leitender Staatsmann Eck starben (W. in der Nacht vom 6. auf 7. März 1550 zwischen 11 und 12 Uhr) im Laufe weniger Wochen, als wollte der Tod besiegeln, daß von diesen beiden historischen Persönlichkeiten die eine ohne die andere nicht denkbar ist. Dem Sohn und Nachfolger hat W. noch in seinem letzten Willen treues Festhalten am katholischen Bekenntniß ans Herz gelegt. Wilhelm IV. zählt zu jenen Fürsten, die nicht durch die Macht ihrer Persönlichkeit, sondern weil sie das Geschick auf einen Posten stellte, wo den Entschlüssen des Einzelnen ungeheure Tragweite zukommt, auf Jahrhunderte hinaus über die Geschicke eines ganzen Volkes bestimmen. Ohne Uebertreibung darf man es hauptsächlich als sein Werk bezeichnen, daß Baiern bis heute katholisch ist. Auf politischem Gebiete aber erscheinen Karl Albrecht's wohlbegründete Ansprüche auf die österreichische Monarchie als die spät gereifte Frucht der zähen und gefährlichen Opposition, die der von den Habsburgern fort und fort beleidigte und übervortheilte Fürst gegen diese Macht vertrat und in der neben überwiegend selbstsüchtigen Triebfedern doch auch gemeinnützige mitspielten.

Aus der Masse der Quellen und Hülfsmittel seien hervorgehoben: Akten der Münchener Archive. — Krenner, Landtagshandlungen. — Lanz, Correspondenz Karl's V. — Muffat, Correspondenzen z. Gesch. d. politischen Verhältnisse der H. W. u. Ludw. v. B. zu K. Johann v. Ungarn (Quellen u. Erörterungen IV). — Albéri, Relazioni Venete. — Lämmer, Monumenta Vaticana. — Nuntiaturberichte aus Deutschland. — Lenz, Briefwechsel d. Landgrafen Philipp mit Bucer. — Venetianische Depeschen vom Kaiserhofe. — Winter, Gesch. d. Schicksale d. evangelischen Lehre in Baiern. 1809. — A. Stumpf, Baierns politische Geschichte. 1816. — Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode v. 1522—26. — Sugenheim, Baierns Kirchen- und Volkszustände im 16. Jahrhdt. — Wiedemann, Joh. Eck. — Muffat, Die Ansprüche des Herzogs Ernst. — Vogt, Die bairische Politik im Bauernkrieg. — Riezler, Die treuen bairischen Bauern am Peißenberg. — Derselbe, Der Hochverrathsproceß des Hier. v. Stauf. — v. Druffel, Die bairische Politik im Beginn der Reformationszeit, 1519—24. — Derselbe, Karl V. u. die römische Kurie. — Baumgarten, Karl V. — Riezler, Die bairische Politik im schmalkaldischen Kriege. — Derselbe, Gesch. Baierns, IV (Mspt.).

Riezler.

Wilhelm V., der Fromme, Herzog von Baiern, 24. Oct. 1579 bis 15. Oct. 1597 (Abdankung) oder bis 4. Febr. 1598 (Entlassung der Unterthanen aus der Eidespflicht), geboren am 29. September 1548 als Sohn Hz. Albrecht's V. von Baiern und der Anna von Oesterreich, † in Schleißheim am 7. Februar 1626. Seine Erziehung fiel in die Jahre, da der Einfluß der Jesuiten in Baiern zur Herrschaft gelangte, und ward in deren Geiste mit solchem Erfolg durchgeführt, daß der Jesuit Brunner sein Charakterbild Wilhelm's mit

den Worten eröffnen konnte: „dem Erdkreis als Vorbild vollkommener Tugend geschenkt.“ Auf der Hochschule Ingolstadt, die er mit 15 Jahren bezog, war Dr. Staphylus, einer der geistigen Führer der bairischen Gegenreformation, als oberster Berather für seine Bildung aufgestellt. Ein im Geiste des Jesuitensystems beschränkter, doch sorgfältiger Unterricht ward ihm zutheil, doch blieb seine Bildung wol hinter der des Vaters zurück, wie sie auch später von der seines Erstgeborenen übertroffen ward. Er verstand Latein, Französisch, Italienisch, die letztere Sprache, ohne sie völlig zu beherrschen. Wie er über die Classiker dachte, erhellt aus seinem in der Instruction für die Erziehung Maximilian's ausgesprochenen Wunsche, daß die heidnischen Schwätzer und Fabelhansen im Unterricht durch christliche Autoren ersetzt werden sollten. Immerhin achtete er die Wissenschaft so hoch, daß er aus seinem Erstgeborenen geradezu einen Gelehrten machen wollte, gelehrte Bestrebungen unterstützte und die von seinem Vater gegründete Büchersammlung mehrte; doch verwies nun ein Wink des Nuntius die mit besonderer Erlaubniß des Papstes gehaltenen ketzerischen Bücher in einen abgesonderten und verschlossenen Raum. Daß W. Verständniß und Freude an Kunst einsaugte, war schon durch die Atmosphäre des väterlichen Hofes bedingt. München blieb auch unter seiner Regierung ein glänzender Mittelpunkt sowol der bildenden Künste als der Musik. Orlando di Lasso war des Prinzen Vertrauter und konnte in seinen Briefen an ihn zuweilen lockere Töne anschlagen, die einen seltsamen Mißklang zu dem am Hofe herrschenden streng religiösen Geiste bilden. Wilhelm's Beichtväter waren Jesuiten: P. Mengin, dann P. Torentinus. Ihre Vorschriften und Rathschläge bildeten für sein Privatleben wie für die Gesammtrichtung seiner Politik die unverbrüchliche Richtschnur. In ersterer Beziehung übten sie die wohlthätige Wirkung, daß W. ebenso arbeitsam wie sein Vater träge war, doch vermochte der anerzogene Arbeitsgeist den Mangel an Energie, der in seiner Natur lag, und die Mittelmäßigkeit seiner geistigen Begabung nicht auszugleichen. An Gutmüthigkeit und Wohlwollen übertraf er Vater und Sohn. Doch fanden diese Eigenschaften ihre Schranke, wo religiöser Wahn grausame Verfolgungen befahl. W. der Fromme ist der erste systematische Hexenverfolger unter den bairischen Fürsten; ein Gutachten, das er sich 1589 von der ganz unter jesuitischem Einfluß stehenden theologischen und juristischen Facultät der Landesuniversität ausstellen ließ, gab das Signal zu ausgedehntem Auflodern der Scheiterhaufen; gleichwol sind die Processe unter ihm nicht mit der Beharrlichkeit immer aufs neue entzündet worden, wie später durch seinen Sohn geschah.

Seine innere Heiligung und strengste religiöse Pflichterfüllung waren ihm die höchsten Ziele. Jeden Mittag und Abend erforschte er sein Gewissen, täglich hörte er mehrere Messen und brachte vier Stunden in Gebet und geistlicher Betrachtung zu, wöchentlich ging er ein- oder zweimal zur Beicht und Communion. Er geißelte sich, trug härene Unterkleider, wallfahrtete häufig in einfacher Pilgertracht nach Altötting, Andechs, Tuntenhausen, 1585 nach Loreto und Rom. In Loreto hinterließ er königliche Weihegeschenke, in Rom spendete er die Mittel zur Wiederherstellung der verfallenen Sebastianskirche. Beglaubigte Reliquien zu erwerben ward keine Gelegenheit versäumt. Daß die Gesellschaft Jesu an ihrem fürstlichen Zögling den eifrigsten Freund und Förderer hatte, ist selbstverständlich. Er unterstützte ihre Missionsthätigkeit in China und Japan durch einen namhaften Jahresbeitrag, zu Hause aber kannte seine Freigebigkeit für den Orden kaum eine Grenze. Er gründete ihm ein neues Colleg in Altötting, überwies ihm die unter landesfürstlicher Verwaltung gestandenen Klöster Biburg und Mönchsmünster und vermittelte die päpstliche Entscheidung, durch welche die reiche Benedictinerabtei Ebersberg dem Orden überlassen ward. Insbesondere

aber erbaute er den Jesuiten in seiner Hauptstadt, taub gegen die Vorstellungen seiner Landstände und Räthe, die prachtvolle Kirche des hl. Michael und im Anschlusse daran ein weitläufiges, palastartiges Kloster. In politischen Dingen ward jedoch den Jesuiten über die Frage hinaus, ob ein beabsichtigter Entschluß nicht etwa zu einer Sünde führe, Einwirkung im einzelnen nicht vergönnt: genug, wenn der Geist des Ordens im allgemeinen der Politik des Fürsten die Ziele bestimmte. In dem am 5. September 1583 abgeschlossenen Concordat ward das Ziel des päpstlichen Nuntius Ninguarda das herzogliche Kirchenregiment zu beseitigen keineswegs erreicht: konnten die Landesherren auch nicht vollständig behaupten, was ihnen die Stürme der religiösen Bewegung in den Schoß geschüttelt hatten, so gelang es doch der Kirche noch weniger die anfangs erhobenen streng kanonistischen Forderungen durchzusetzen. Schon war das juristische Beamtenthum und in dessen Kreisen die Ansicht von der Selbständigkeit des Staates gegenüber der Kirche zu mächtig entwickelt. Lassen sich doch sogar unter der Regierung dieses streng kirchlich gesinnten Fürsten staatliche Eingriffe in die inneren Angelegenheiten der Kirche beobachten, wie sie heutzutage kaum möglich wären!

Nach wie vor sorgte strenge Ueberwachung dafür, daß nicht das Gift der Ketzerei im Lande eindringe. Diese Gefahr drohte besonders der Nachbarschaft der maxlrainischen Herrschaft Waldeck, einer Enclave, deren Bevölkerung gleich ihren Herren protestantisch geworden war. W. ließ die Herrschaft von Truppen besetzen und eine Grenzsperre durchführen, die allen Handel und Wandel lähmte. So gelang es ihm 1584 Miesbach, den Hauptort, und die ganze Herrschaft dem Katholicismus zurückzuerobern. Wer von den Einwohnern sich nicht fügen wollte, mußte zum Wanderstab greifen. Gegen die Wiedertäufer, die von Mähren aus Missionäre nach Baiern sandten und viele zur Auswanderung bewogen, ergingen 1584—87 strenge Mandate des Herzogs.

Daß W. die ererbten persönlichen Beziehungen zu einigen protestantischen Fürsten fort unterhielt, geschah in der Absicht der katholischen Sache zu nützen, zuweilen auch in der stillen Hoffnung Proselyten zu machen. In dieser Beziehung waltete beim Fürsten ein unverbesserlicher Optimismus. Beim Kurfürsten August von Sachsen wurden eine Zeit lang geradezu Bekehrungsversuche betrieben, 1582 wenigstens über eine Vereinigung der Katholiken und Lutheraner zur Ausrottung der Calvinisten verhandelt. Zu einem Besuche Hz. Ludwig's von Württemberg, des Enkels der bairischen Sabine, brachte W. im Sommer 1591 seinen berühmtesten Theologen, den Jesuiten Gregor v. Valentia, mit, der mit dem Stuttgarter Hofprediger Lucas Osiander disputirte. Selbst mit dem Calvinisten Pfalzgrafen Johann Kasimir dachte W. in der Verstimmung gegen Habsburg an ein Einverständniß, dessen Voraussetzung wol die Bekehrung dieses Fürsten bilden sollte, und wieder trug man sich eine Zeit lang mit der Hoffnung den jungen Friedrich von der Pfalz für den Katholicismus zu gewinnen. Auf dem Augsburger Reichstage von 1582, den W. persönlich besuchte, bewegte sich seine Politik im Einklang mit der des Cardinallegaten Madruzzo. Sein und der katholischen Restaurationspartei entschiedener Widerspruch bewirkte, daß der brandenburgische protestantische Administrator von Magdeburg den Reichstag verlassen mußte. Wie W. in der großen Streitfrage der Zeit, über die Freistellung der Bekenntnisse dachte, zeigt sein Verhalten gegenüber einer Schrift, welche damals das größte Aufsehen machte und die weltlichen Kurfürsten zu einer dem Kaiser überreichten Beschwerdeschrift veranlaßte, der Autonomia des Reichshofrathssecretärs Erstenberger. Darin war zwar die Verbindlichkeit des Augsburger Religionsfriedens anerkannt, aber ein dauernder Frieden zwischen den beiden Bekenntnissen als unmöglich, die Freistellung der Religion als teuflisch

und schlimmer denn Krieg erklärt. Auf Wilhelm's Veranstaltung ist diese Schrift, die er sich schon einige Jahre vorher hatte zusenden lassen, 1586 zu München unter dem Namen des verstorbenen Kanzlers Franz Burkhardt gedruckt worden.

So war es der schönste Triumph für W., daß er an einem hochwichtigen Punkte, im Kurfürstenthum Köln, den Fortschritten des Protestantismus in Deutschland Halt gebieten konnte. Hier beansprucht Wilhelm's erfolggekröntes Eingreifen geradezu weltgeschichtliche Bedeutung. Nachdem der Erzbischof Gebhard Truchseß von Köln zum Protestantismus übergetreten war, wurde am 23. Mai 1583 die einstimmige Wahl Ernst's, des Bruders Wilhelm's, der bereits eine Reihe von Bisthümern inne hatte, erzielt. Ihn in Besitz zu setzen blieb W. und dem Kölner Capitel überlassen. Rom sandte Geld, die spanisch-niederländische Regierung Hülfstruppen, der bairische Kreistag bewilligte zwei Römermonate. Aber die finanzielle und militärische Hauptlast des Unternehmens blieb doch auf Baiern ruhen. Man muß billig bekennen, schrieb der Kanzler von Trier, daß schier die ganze Erhaltung unseres katholischen Glaubens, das Heil vieler Seelen und des Reiches beste Wohlfahrt auf dem hochlöblichen christlich eifrigen bairischen Blut beruhe. Da Johann Kasimir von der Pfalz, des Truchsessen einziger Bundesgenosse, die Zeit mit Zaudern verlor und im entscheidenden Augenblick über die Geldmittel sein Heer zusammenzuhalten nicht mehr verfügte, gestaltete sich der Feldzug, in dem Wilhelm's jüngerer Bruder Ferdinand den Oberbefehl führte, zu einem verhältnißmäßig leichten Siegeszug. Damit war die Kraft des geistlichen Vorbehaltes nachdrücklich zur Geltung gebracht und die Gefahr beseitigt, daß der Protestantismus die Rheinlande und die Mehrheit im Kurfürstencollegium erobere. Zugleich errang W. durch diesen Sieg seinem Hause eine glänzende Machtstellung. Auf Jahrhunderte hinaus faßten die bairischen Wittelsbacher nun Fuß in den entlegenen geistlichen Stiftern des Nordwestens: in Köln, Hildesheim, Lüttich, Münster bildeten Bischöfe aus dem bairischen Hause fortan die Regel, während Paderborn und Osnabrück wenigstens vorübergehend von solchen besetzt wurden. Auch Ernst's Bewerbung um Münster ward von W. eifrig betrieben, und da sich der Baiernherzog durch den kölnischen Feldzug, auch durch die Befestigung des Katholicismus im schwankenden Jülich'schen Hause so große Verdienste um die Kirche erworben hatte, ließ Papst Gregor XIII. seine Bedenken fallen und unterstützte auch hier die Wahl des Wittelsbachers, die im Mai 1585 erfolgte und in Ernst's Hände das fünfte Bisthum legte.

Für die ganze äußere Politik Wilhelm's war der Kölner Krieg mit seinen zwei Zielen vorbildlich. Es galt die Ketzerei im Reiche zurückzudämmen, den Anspruch der Protestanten auf Aufhebung des geistlichen Vorbehalts und Freistellung der Bekenntnisse zu bekämpfen, dagegen überall, wo sich eine katholische Restaurationsbewegung regte, dieser hülfreiche Hand zu bieten. Und es galt, wie den Bruder Ernst so nun auch die jüngeren Söhne, an denen der Vater mit großer Zärtlichkeit hing, mit kirchlichen Pfründen zu versorgen. Nur ertrugen die bairischen Finanzen nach den für Köln übernommenen Opfern keine weitere Belastung durch die auswärtige Politik, auch war W. bei allem Eifer für die katholische Sache doch von dem aufrichtigen Streben geleitet keine ernsten Verwicklungen im Reiche heraufzubeschwören. Zwar hatte er 1583 in der Stille eines Starnberger Aufenthaltes selbst den Entwurf für einen Bund ausgearbeitet, der alle katholischen Mächte Europas zum Schutze gegen die Protestanten umschließen sollte. Dies blieb jedoch ein Luftschloß und später hat W. selbst die Gefahren, die ein rein katholischer Bund wecken würde, richtig gewürdigt. Da der confessionell gemischte, doch weit überwiegend katholische Landsberger Bund, besonders seit dem Austritte des Erzherzogs Ferdinand 1584, mehr und mehr

zur Bedeutungslosigkeit herabsank, tauchten immer wieder neue Bundesprojecte auf (so ein abenteuerliches, umfassendes 1590), ohne jedoch verwirklicht zu werden. Wilhelm's Scheu vor einem großen Kriege trat besonders deutlich in dem Straßburger Bisthumsstreit hervor, wo auch die Mahnungen des Papstes Clemens VIII. den Herzog nicht bewegen konnten, in den Krieg zwischen den beiden Erwählten, dem Cardinal Karl von Lothringen und dem protestantischen Markgrafen Johann Georg von Brandenburg (1592) einzugreifen.

Die beiden wohlgesitteten Söhne, die dem geistlichen Stande geweiht waren, den nach seinem königlichen Taufpathen in Spanien benannten Philipp und Ferdinand, hatte W. zur Erleichterung ihrer kirchlichen Laufbahn einen Aufenthalt in Rom nehmen lassen. Für ihre Versorgung hatte er vor allem deutsche Bisthümer im Auge, doch ließ er es sich nach anfänglichem Widerstreben gern gefallen, daß Philipp, nachdem er bereits das Bisthum Regensburg erlangt hatte, auch als Cardinal (Dec. 1596) proclamirt wurde. Nach dem Tode Philipp's, den die Schwindsucht früh (18. Mai 1598) dahinraffte, suchte der Vater dessen Pfründen seinem jüngsten Sohne Albrecht zuzuwenden, doch ward die Absicht auch diesen in den geistlichen Stand treten zu lassen bald aufgegeben. Für Ferdinand ward zuerst die Coadjutorie, dann (1594) die Propstei Berchtesgaden erlangt, deren Inhaber Jakob Pütrich an Wilhelm's Hofe Schutz gegen die Gewaltthätigkeiten des Salzburger Erzbischofs Wolf Dietrich gesucht hatte. 1595 wurde Ferdinand auch Coadjutor seines Oheims Ernst in Köln und 1601 auch in Lüttich. Mit seinem Bruder Ferdinand, der sich mit einer Münchner Beamtenstochter Marie Pettenpeck vermählen wollte, vereinbarte W. schweren Herzens (23. Sept. 1588) ein Abkommen, das ihm die Erlaubniß zu dieser Mißehe gab, der Nachkommenschaft aber nur den Adel- nicht den Fürstenstand zusprach.

Gegenüber der Türkengefahr erwies sich W. stets opferwillig und 1593 suchte er sogar unter Hinweis auf diese dem Erzherzog Mathias den Plan die Prädicanten aus Oberösterreich zu vertreiben auszureden. Auch auf dem Regensburger Reichstage von 1594 wünschte er alle religiösen Streitigkeiten ferngehalten, damit nicht die Abwehr der Türken darunter litte. Doch ging Baiern damals in der Höhe der Bewilligung nicht so weit wie Salzburg, dessen Vorschlag die Mehrheit gewann, und zog sich dadurch des Kaisers Unwillen zu. Das herzliche Verhältniß zu Habsburg war schon auf dem Reichstage von 1582 durch einen Präcedenzstreit zwischen den Erzherzogen und den bairischen Herzogen etwas getrübt worden. Nachdem dieser Streit 1590 aufs neue ausgebrochen war, nahm W. (Januar 1591) für sich und sein Haus den bisher nur von den Erzherzogen geführten Titel Durchlaucht an. Der Kaiser hielt mit seiner Unzufriedenheit darüber nicht zurück, dagegen trat ein neuer Verstimmungsgrund für Baiern hervor, als in Passau der von Papst und Kaiser unterstützte Erzherzog Leopold Wilhelm's Sohn Ferdinand in der Bewerbung um die Coadjutorie aus dem Felde schlug. Ungestörter blieb Wilhelm's gutes Verhältniß zu den spanischen Habsburgern. 1585 empfing er in Landshut im Auftrage K. Philipp's II. das goldene Vließ. Sein Bemühen um Jahrespensionen für seine jüngeren Söhne blieb jedoch am spanischen Hofe erfolglos.

In den fränkischen Bisthümern, in Jülich, Steiermark und Baden bot sich W. Gelegenheit, seinem höchsten politischen Ziele, dem Fortschritt der katholischen Sache, zu dienen. In Würzburg und Bamberg fand die von den Bischöfen Julius Echter von Mespelbrunn und Neithard von Thüngen rücksichtslos durchgeführte Gegenreformation an ihm einen Rückhalt. In Jülich, wo die Gefahr einer protestantischen Regierung drohte, unterstützte W. die katholischen Landstände gegenüber den protestantischen und der Herzogin Jakobe. In Steiermark

arbeitete er im Verein mit dem Nuntius Ninguarda darauf hin, daß sein Schwager, Erzherzog Karl, die seiner Ritterschaft gewährte Zusicherung religiöser Freiheit zurücknähme. W. und seine Schwester setzten es durch, daß Karl's Sohn Ferdinand, der spätere Kaiser, 1590 zu streng katholischer Erziehung nach Ingolstadt geschickt und dort fünf Jahre lang in jesuitischen Grundsätzen erzogen wurde. 1600 vermählte er mit Ferdinand seine Tochter Marie Anna. An der katholischen Restauration in Inneröſterreich, die Ferdinand durchführte, hat jedoch Baiern keinen directen Antheil genommen. In Baden konnten die bairischen Wittelsbacher, vertreten durch W., zum dritten Male in diesem Jahrhundert den Katholicismus fördern. Der unter Wilhelm's Vormundschaft stehende Markgraf Eduard Fortunatus trat 1584 in München zum katholischen Bekenntniß über. Dessen jüngere Brüder ahmten sein Beispiel nach. Auch Jakob von Baden-Hachberg, von W. angefeuert, schwor (15. Juli 1590) den Protestantismus ab. W. belohnte den Convertiten Pistorius, der diese Bekehrung vornehmlich bewirkt hatte, mit einem Jahresgehalt von 200 Ducaten. Als aber Jakob plötzlich starb und über die Erziehung der Kinder Streit ausbrach, machte das gewaltthätige Vorgehen des Oheims, des Markgrafen Friedrich Ernst von Baden-Durlach die bairischen Erfolge zunichte. Vergebens drang W. in den Kaiser einen Executionsbefehl zu erlassen. In dem durch Eduard's Fortunatus tolle Verschwendung tief verschuldeten Baden-Baden wurden W. und Ernst Friedrich vom Kaiser mit dem Sequester beauftragt, aber auch hier griff Ernst Friedrich gewaltthätig zu, ließ sich als Administrator huldigen und kümmerte sich nicht um die auf Wilhelm's Drängen erlassenen kaiserlichen Mandate.

Die Friedensliebe und Zurückhaltung, die W. in diesen badischen Händeln und sonst bewährte, waren nicht unbeeinflußt von dem Stande der bairischen Finanzen. Diese hatten sich unter seiner Regierung zu einem weiter und weiter um sich greifenden Krebsschaden gestaltet, denn in dem Mangel an haushälterischem Sinn und in der Unfähigkeit Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht zu halten war W. durchaus der Erbe seines Vaters. Schon als Prinz 1577 hatte er 300 000 fl. Schulden. Wiewol Albrecht V. wiederholt große Schulden auf seine Landschaft abgewälzt hatte, hatte er W. eine Schuldenlast von 616 000 fl. hinterlassen. Infolge der Klagen über den bei Hof herrschenden Luxus, die auf Wilhelm's erstem Landtage 1579 ertönten, wurden die Ausgaben für höfischen Prunk, für bildende Kunst, Musik und Sammlungen etwas eingeschränkt. Bald ward dies jedoch durch die kriegerische Politik im Kölner Streit und Wilhelm's schrankenlose Freigebigkeit für kirchliche Zwecke mehr als wettgemacht. Den gewaltigen Monumentalbauten der Michaelskirche, des Jesuitenklosters und des herzoglichen Palastes (jetzt Herzog Maxburg) in München waren die Kräfte des bairischen Staatshaushaltes nicht gewachsen. 1588 mußten die bekümmerten Landstände neue Schulden mit 1 900 000 fl. übernehmen. Auf dem Landtage von 1593 erreichten die Klagen der Stände über die Erschöpfung des Landes ihren Höhepunkt. Wieder waren anderthalb Millionen neue Schulden erwachsen. W. mußte einwilligen, daß acht Verordnete der Landschaft mit einer Beamtencommission zur Berathung über die Finanzlage zusammentraten. Während dessen unternahm der Herzog eine Wallfahrt nach Altötting und nach seiner Rückkehr überraschte er die Stände durch die Aufforderung seinem Sohne Maximilian als dem künftigen Landesherrn die Eventualhuldigung zu leisten, was am 11. Januar 1594 geschah. Bald zeigte sich, daß Wilhelm's Absicht dahin ging, die Hauptlast der Regierungsgeschäfte auf jüngere Schultern abzuwälzen. In den Anzeigen seines Entschlusses an Kaiser und Papst erklärt W. selbst als Gründe seiner Abdankung Kränklichkeit und den Wunsch sich noch mehr als bisher Werken der Frömmigkeit zu widmen. Doch dürfte die finanzielle Lage und die

ernste Sprache seiner Räthe und Landstände daneben auch auf seinen Entschluß eingewirkt haben. Durch die Doppelregierung von Vater und Sohn aber wurde die Zerrüttung nur gesteigert. In der Grafschaft Haag kam es 1596, wol aus Anlaß des harten Steuerdruckes, zu einem Bauernaufstand, der mit blutiger Strenge unterdrückt wurde. Das Gutachten einer Beamtencommission, die niedergesetzt ward, um Mittel zur Verhütung des Staatsbankerotts vorzuschlagen, sprach sich (19. Juni 1597) dahin aus, daß die Regierung einem Herrn allein überlassen und im Hofstaat Einschränkungen gemacht werden sollten. Um dieselbe Zeit (6. Juli 1597) ward mit der Weihe der Münchener Jesuitenkirche auch Wilhelm's Lieblingswerk vollendet, das er wahrscheinlich noch zu völligem Abschluß gebracht wünschte. So verstand er sich, 15. October 1597, zur Abdankung. Mit einem jährlichen Deputat von Geld und Naturalien zusammen im Werthe von 60 000 fl. ausgestattet, lebte er fortan in seinem neuen Münchener Schlosse neben dem Jesuitenkloster — im Schlosse selbst hausten zwei Karthäuser in einer Grotte — Buß- und Andachtsübungen, Werken der Wohlthätigkeit und dem beschaulichen Genusse seiner Kunst- und Curiositätensammlungen. In letzterer Eigenschaft zeigt ihn uns der anschauliche Reisebericht des Augsburgers Hainhofer, der ihn 1611 besuchte. Zuweilen zog er sich in die „egyptischen“ Einsiedeleien zurück, die er bei Schleißheim und bei seinem Ansitze Neideck in der Au angelegt hatte. Täglich speisten bei ihm zwölf arme alte Männer, an seiner Tafel sah man nur irdenes Geschirr, seine Kleidung war die eines Kanonikus. Doch ist es eine falsche Vorstellung, daß er in dieser fast mönchischen Zurückgezogenheit sich von den öffentlichen Angelegenheiten ferngehalten habe. Besonders in der ersten Hälfte seines Ruhestandes rief die Sorge für kirchliche Interessen oder für das Wohl seiner zärtlich geliebten Kinder, auch ein Aufflackern des Familienehrgeizes nicht selten die alte Vielgeschäftigkeit in ihm wach. Und zuweilen bedrückte es ihn doch, daß die Entscheidung nicht mehr in seinen Händen lag. Er sah noch die glänzenden Triumphe seines Erstgeborenen, unter dem grellen Rückschlag zu leiden ersparte ihm der Tod (7. Febr. 1626).

Des Jesuiten Brunner Excubiae tutelares (1637), p. 561 f., wo eine verschollene handschriftliche Biographie aus der Feder des Jesuiten Jakob Canisius benützt ist. — Adlzreiter, Annales Boior. — Schreiber, Wilhelm V. (1860). — Besonders: Stieve, Briefe u. Akten z. Gesch. d. 30jähr. Kriegs IV, 407 f., u. Wittelsbacher Briefe, I—VIII. — Lossen, Der kölnische Krieg, u. einige kleinere Abhandlungen. — Riezler, Gesch. d. Hexenprocesse in Baiern (1896); — Derselbe, Gesch. Baierns IV (Mspt.).

Riezler.

Wilhelm I., Herzog von Berg, Sohn des Grafen Gerhard von Berg und Ravensberg (aus dem Hause Jülich) und der Margarete von Berg (zweiten Tochter aus der Ehe des Grafen Otto's III. von Ravensberg mit Margarete von Berg), folgte seinem Vater nach dessen frühem Tode am 18. Mai 1360 zunächst mit der Mutter gemeinschaftlich in der Regierung der Grafschaften Berg und Ravensberg. Am 24. Mai 1363 verlobte er sich mit Anna, Tochter des Pfalzgrafen Ruprecht d. J. von Baiern und vermählte sich mit ihr am 28. September. Aus dieser Ehe entsprossen die Söhne Ruprecht, Gerhard, Adolf und Wilhelm, die Töchter Beatrix und Margarete.

In Ravensberg hatte sich anfangs die neue Regierung erst Anerkennung zu erkämpfen. Es bedurfte kräftigen Auftretens des Grafen W., um die Stände endlich 1362 willig zu machen, der Mutter zu huldigen, die nun W. zum Regenten einsetzte. Mit den benachbarten Bischöfen von Paderborn, Osnabrück und Münster schloß W. Freundschaftsbündnisse ab und sicherte dadurch in Ravensberg seine Autorität. In dem Bestreben, das Gebiet der Grafschaft Berg

zu erweitern, folgte W. den Traditionen seines Vaters. Es gelang ihm, durch Kauf in den Besitz einiger Kirchspiele an der Agger und Sieg zu kommen und bald das wichtige Land Blankenberg hinzuzugewinnen. Dagegen sah er sich allerdings genöthigt, die Herrschaft Hardenberg und das wegen seines Rheinzolles äußerst werthvolle Kaiserswerth (letzteres seinem Schwiegervater) zu verpfänden (1368). An dem Kampfe seines Oheims, des Herzogs Wilhelm von Jülich gegen Herzog Wenzel von Brabant, das Haupt des Landfriedens zwischen Maas und Rhein, betheiligte sich W. und hatte Theil am blutig erkämpften Siege bei Baesweiler vom 22. August 1371. Einige Jahre später sah er sich jedoch genöthigt, gegen denselben Oheim zu Felde zu ziehen, um gewisse Erbansprüche durchzusetzen. Die fast zweijährige Fehde endigte im März 1376 zu Wilhelm's Gunsten; Sinzig und Breisig wurden ihm vom Jülicher Herzog abgetreten. Zu dem in diesem Jahre gewählten König Wenzel trat W. in nahe Beziehung; er wurde von ihm in ein Freundschaftsbündniß nebst den Herzögen von Jülich und Geldern aufgenommen und vom Kaiser Karl im Jahre 1377 zum „Rath und Hausgenossen" ernannt. Zweifellos hat W. der Sache Wenzel's treu gedient und sich wol auch an dem 1379 auf dem Reichstag zu Frankfurt abgeschlossenen Bündniß Wenzel's zu Gunsten des Papstes Urban VI. betheiligt. Jedenfalls fühlte sich Wenzel veranlaßt, W. eine besondere Gnade zu erweisen. Am 24. Mai 1380 erhob er W. zu einem Fürsten und Herzog und verlieh ihm die Würde, bei Feldzügen das königliche Streitroß am Zügel zu führen und bei feierlichen Gastmählern dem Könige vorzuschneiden. Gleichzeitig wurde die Grafschaft Berg zu einem Herzogthum und Fahnenlehen erhoben.

Eine weitere Gunst Wenzel's konnte W. in der Billigung seiner Zollpolitik erblicken. W. hatte den Plan des Grafen Adolf von Berg vom Jahre 1324, Düsseldorf zur Zollstätte zu machen, wieder aufgenommen. Seit 1374 ist er mit dieser Idee beschäftigt, für deren Verwirklichung er 1377 den Kaiser Karl IV. zu erwärmen wußte. Allerdings nahm Wenzel zunächst bei seinem Regierungsantritt am 28. Februar 1379 die von seinem Vater ertheilte Bewilligung des Düsseldorfer Zolls wieder zurück, wie er denn überhaupt alle auf Widerruf verliehenen Rheinzölle aufhob. Aber schon im folgenden Jahre, als er W. zum Herzog erhob, ließ Wenzel sich bereit finden, den Düsseldorfer Zoll doch zu genehmigen, und seitdem blieb Düsseldorf Zollstätte.

W. kam durch seine Zollpolitik in ernsten Conflict mit Kurköln, das auf den ganzen Strom von Andernach bis Rees sammt dem Leinpfad Ansprüche machte. Die Beschwerden des Erzbischofs Friedrich hatte Kaiser Karl IV. allerdings an die Reichsstände gewiesen. Da nun Wenzel sich ebenfalls auf Wilhelm's Seite stellte, ließ sich der Erzbischof schließlich im J. 1386 dazu herbei, mit W. ein gütliches Abkommen zu treffen. Er veranlaßte ihn, den Düsseldorfer Zoll um ein Drittel und die Landzölle um die Hälfte herabzusetzen, die Bewohner der Stadt und des Erzstifts ganz frei zu erklären und die Fortdauer der Zölle einem Schiedsspruch zu unterwerfen. W. war also nicht ungeschwächt aus diesem Kampf hervorgegangen, an dem sich übrigens auch die Stadt Köln (seit 11. November 1385) auf Seiten des Erzbischofs betheiligt hatte. Ob ein Schiedsspruch über den Zoll wirklich erfolgt ist, steht dahin; jedenfalls nahm das Verhältniß zwischen beiden Fürsten im folgenden Jahre einen noch friedlicheren Charakter an. Ein Vertrag vom 30. Januar 1387 verbürgte auf sechs Jahre die Waffenruhe zwischen den Nachbarn. An demselben Tage trat W. dem vom Kaiser aufgerichteten Westfälischen Landfrieden bei. Kurköln machte in den nächsten Jahren allerdings nochmals den Versuch, sein alleiniges Recht auf den Strom und Leinpfad durch eine Denkschrift zu beweisen; allein ber-

gischerseits blieb man die Antwort nicht schuldig. Und so blieb es denn dabei, daß bis 1393 Waffenruhe herrschen sollte.

Wilhelm's ganzes Streben ging darauf, den mühsam errungenen und vertheidigten Düsseldorfer Zoll zu sichern. Wesentlich von diesem Gesichtspunkte aus ist wol seine Sorge für das Aufblühen und die Vergrößerung Düsseldorfs zu verstehen. Verschiedene in Düsseldorfs Nachbarschaft liegende Dorfbezirke gliederte er dem Stadtgebiet an und verlieh den Bauern, die sich in der Stadt anbauen würden, städtische Freiheiten. Seit 1386 residirte W. selbst in Düsseldorf und sorgte dafür, daß nicht nur sein Schloß, sondern auch die Kirche und die ganze Stadt bald dem Charakter einer fürstlichen Residenz entsprachen. Mit der Bethätigung seiner Frömmigkeit ging sein praktischer Sinn Hand in Hand. Die Beschaffung zahlreicher Reliquien für die Stiftskirche war eine Maßregel, die man ebensowol auf volkswirthschaftliche Absichten, als auf religiösen Eifer wird zurückführen können. Düsseldorf wurde auf diese Weise für die Theilnehmer an den Aachener Heilthumsfahrten zu einer beliebten und geschätzten Station. Auf Jahrhunderte hinaus blieb die Stadt in den Grenzen, die W. ihr angewiesen hatte. So darf sie ihn geradezu als zweiten Stadtgründer in Anspruch nehmen.

Mit dem Grafen Engelbert von der Mark, mit welchem er 1378 ein Freundschaftsbündniß abgeschlossen hatte, kam W. vorübergehend wegen des Duisburger Wildbanns und der Vogtei über Essen und Werden in Fehde, die jedoch 1389 beigelegt wurde. In demselben Jahre schloß W. mit Erzbischof Adolf von Mainz ein Freundschaftsbündniß und war auch in den folgenden Jahren bemüht, durch derartige Bündnisse sein Land vor Kriegswettern zu behüten. So verband er sich mit dem Grafen Diether von Katzenellenbogen (1392), trat 1393 dem Landfrieden bei, den Erzbischof Konrad von Mainz, Ruprecht von Berg, Elect von Paderborn, Herzog Otto von Braunschweig, Markgraf Balthasar von Meißen und Landgraf Hermann von Hessen aufgerichtet hatten, und schloß 1396 im Verein mit seinen drei Söhnen Gerhard (Kölner Dompropst), Adolf und Wilhelm (später Elect von Paderborn) ein Friedensbündniß auf Lebenszeit mit dem Kölner Erzbischof ab. Bald jedoch sollte W. in die Lage kommen, einen Krieg zu führen, der über ihn selbst und sein Land Kummer und Schande heraufführte. Eine Rente von 2400 Gulden aus dem Zoll zu Kaiserswerth wurde die Veranlassung zum Zwist. Sie war von Rikardis, der Tochter des Herzogs Wilhelm von Jülich, als Aussteuer dem Grafen Engelbert von der Mark in die Ehe mitgebracht worden und fiel nach dessen Tode (um 1390) rechtmäßig seinem einzigen Kind, der mit Philipp von Falkenstein vermählten Margarete zu. Indessen disponirte Wilhelm's Schwager Adolf von Cleve anders darüber; er beanspruchte sie als Erbtheil und trat sie nebst der Grafschaft Mark seinem jüngeren Sohne Dietrich ab, während sein älterer Sohn Adolf ihm in Cleve folgen sollte und thatsächlich am 4. Septbr. 1394 folgte.

W. erwarb 1395 die Rente durch Kauf von Philipp und Margarete von Falkenstein und machte nun Dietrich von der Mark gegenüber seine Forderung geltend. Allem Anschein nach bildete die Rente nur den Vorwand, während die schon zu Engelbert's Zeit zu Tage getretenen Verstimmungen gegen märkische Ansprüche vermuthlich die wahre Kriegsursache gewesen sein mögen. Adolf von Cleve hatte sofort mit seinem Bruder gemeinsame Sache gemacht. Mit einem stattlichen Heer fiel W. verwüstend ins Clevische ein, rückte siegreich vor bis in die Nähe von Cleve. Hier, auf dem zwischen einem Höhenzug und dem Rhein gelegenen tiefen Felde, Cleverhamm genannt, wurde er am 7. Juni 1397 auf eine bisher noch nicht genügend aufgeklärte Weise sammt seinem Heer gefangen genommen, wie es scheint, ohne daß auch nur ein Mann ums Leben gekommen wäre. Nun mußte er nicht nur sich selbst (für 74000 Goldschilde),

sondern auch alle seine Verbündeten und Vasallen loskaufen, was natürlich nur durch umfangreiche Verpfändungen ermöglicht werden konnte. Außerdem erhielten die Untersassen von Cleve, Mark, Essen und Werden durch den Sühnevertrag vom 3. August 1397 völlige Zollfreiheit im Bergischen.

Auf die Nachricht von Wilhelm's Niederlage waren seine drei vorhin erwähnten Söhne in Düsseldorf als die Herren aufgetreten, hatten Alles an sich genommen, Urkunden und Kostbarkeiten, und sich huldigen lassen. W. konnte jetzt nur wählen zwischen dauernder Gefangenschaft und Abfindung seiner ungetreuen Söhne. Er zog das letztere vor und trat seinen Söhnen Hückeswagen, Wippersürth, Steinbach, Lennep und Borneseld ab, ein umso größeres Opfer, als es ja galt, die Summen zur Lösung der gefangenen Ritterschaft jetzt aufzubringen. Man wird ohne Zweifel Wilhelm's Sohn Adolf als den Urheber des Gewaltstreichs gegen den Vater annehmen können, sowol in Anbetracht der späteren, gleich zu erzählenden Ereignisse, als deshalb, weil er schon 1392 nach Selbständigkeit gestrebt hatte, damals aber noch einmal durch eine Rentzahlung und das Versprechen eines geeigneten Burgsitzes, dann aber durch Ueberlassung der Grafschaft Ravensberg befriedigt worden war.

Schon im folgenden Jahre (1398) fiel Dietrich von der Mark in einer Fehde gegen Adolf von Berg und Eberhard von Limburg. Adolf von Cleve, der nun auch die Grafschaft Mark erbte, verlobte sich mit Agnes, Tochter des Pfalzgrafen Ruprecht, die ihm das Pfandrecht an Kaiserswerth mit in die Ehe brachte. Da er auf diese Weise in noch nähere verwandtschaftliche Beziehungen zu W. gekommen war, wurde am 3. Novbr. 1399 eine allseitige Aussöhnung zu Stande gebracht. Die Tilgung der Schulden, die W. durch die Niederlage vor Cleve auf sein Land geladen hatte, fristete König Wenzel 1398 auf fünf Jahre, also bis 1403. Um seiner Casse etwas aufzuhelfen, begab sich W. gegen Zahlung von 1000 Pfund Sterling in das Lehnsverhältniß zum König Richard von England. Als jene vom König Wenzel gesetzte Frist zur Zahlung der Schulden abgelaufen war, kam W. in neue Gefangenschaft. Sein Sohn Adolf, Graf von Ravensberg, hatte im J. 1400 mit Erfolg die Angriffe Johann's von Heinsberg und Gerhard's von Sayn gegen das bergische Land zurückgewiesen. Er erhielt daher im November 1403, als er dem Vater von neuen Fehdeplänen des Heinsbergers Meldung machte, von W. den Auftrag, zu rüsten. Gestützt auf die ihm zu Gebote stehende Macht, wagte es Adolf sich am 28. November 1403 des Vaters bei Monheim zu bemächtigen und ihn auf Schloß Burg gefangen zu setzen. Da Adolf hinterher „zum Besten des Landes“ gehandelt zu haben behauptete, ist die Vermuthung vielleicht gerechtfertigt, daß er auf diese Weise das Land vor weiteren Verpfändungen, wie sie zur Bezahlung jener Schulden nicht zu umgehen schienen, zu schützen hoffte. Indessen scheint man damals die That doch anders betrachtet zu haben. Adolf, der sich inzwischen des ganzen Landes bemächtigt hatte und völlig als Herr waltete, wurde am 15. Mai 1405 von König Ruprecht, seinem Oheim, in die Reichsacht erklärt und erhielt von vielen Seiten Fehdebriefe. W., der am 24. August 1404 aus dem Gefängniß entkam, in Zons vom Erzbischof Friedrich ehrenvoll empfangen wurde und sich dann lange in Köln aufhielt, verglich sich kurz darauf, am 2. Juli 1405, mit Adolf. Er überließ ihm den größten Theil des Landes und behielt für sich nur Düsseldorf mit einigen Aemtern. Wenige Jahre später, am 25. Juni 1408 starb W. und wurde in der Gruft am S. Peters-Altar der Düsseldorfer Lamberti-Kirche beigesetzt.

Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins III u. IV. — Lacomblet, Archiv für die Geschichte des Niederrheins IV, 90 ff. — Strauven, Die Gefangennahme Herzogs Wilhelm von Berg durch seinen

Sohn, den Grafen Adolf von Ravensberg am 28. Nov. 1403 (Zeitschr. d. Berg. Gesch.-Ver. XV, 227—240). Redlich.

Wilhelm von Lüneburg, der vierte Sohn Herzog Heinrich's des Löwen aus seiner zweiten Ehe mit Mathilde, der Tochter König Heinrich's von England, wurde um das Ende des Monats Juli 1184 zu Winchester in England geboren, wo Herzog Heinrich nach seinem Sturze (1181) damals die Zeit seiner ersten Verbannung zubrachte. Im October 1185 kehrte die Familie nach Deutschland zurück. Als Heinrich dann bei Antritt des Kreuzzuges Kaiser Friedrich's I. im Frühjahr 1189 abermals auf drei Jahre die Heimath meiden mußte und mit seinem ältesten Sohne Heinrich zu seinem Schwiegervater ging, scheint der kleine W. mit der Mutter, die die Landesverwaltung während der Abwesenheit ihres Gatten führte, aber schon am 28. Juni des ersten Jahres verstarb, in Braunschweig zurückgeblieben zu sein. Bei der endlichen Aussöhnung Kaiser Heinrich's mit dem alternden Löwen, die 1194 zu Tilleda erfolgte, wurden die beiden jüngeren Söhne des Herzogs, Otto und W., dem Kaiser als Geiseln für die Ausbezahlung der Geldsumme gegeben, die für die Freilassung ihres Oheims Richard Löwenherz von England ausbedungen worden war. Der Kaiser überlieferte W. dem Herzoge Leopold von Oesterreich, der ihn, im Turniere schwer mit dem Pferde gestürzt, dicht vor seinem Tode (31. Dec. 1194) dem Könige Andreas von Ungarn übergab, damit dieser ihn zu seinem Vater zurückgeleiten möchte. Als der Kaiser davon erfuhr, hintertrieb er die Ausführung dieser Absicht; bei dem Tode des Vaters († am 6. Aug. 1195) war W. noch in der Gewalt des Kaisers, aus der er erst nach dessen Abscheiden († am 28. Sept. 1197) frei geworden zu sein scheint. Die Verwaltung des Erbes des Vaters war anfangs von Seiten der drei Brüder eine gemeinschaftliche; doch trat W. natürlich gegen die beiden älteren, Heinrich und Otto, sehr in den Hintergrund. Im J. 1200 begleitete W. Heinrich nach England, um dort die Ansprüche ihres Bruders Otto auf die großen Summen geltend zu machen, die Richard diesem testamentarisch vermacht hatte, vielleicht auch um mit König Johann über den Frieden zu Goleton zu verhandeln, in dem er dem Könige Philipp August von Frankreich gelobt hatte, seinen Neffen Otto nicht weiter zu unterstützen. Auf diese Verpflichtung sich berufend verweigerte Johann die Auszahlung jenes Vermächtnisses, und die Brüder mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Um den Anfang des folgenden Jahres ertheilten sie ihre Zustimmung dazu, daß ihr Bruder König Otto am 3. Februar 1201 in Weißenburg die welfischen Besitzungen in Engern und Westfalen an den Erzbischof Philipp von Köln abtrat. Die guten Beziehungen, die die Welfen um diese Zeit zu dem dänischen Königshause gewannen, sollte eine doppelte Familienverbindung bekräftigen. Als Otto und Herzog Waldemar, der Bruder König Knud's, im Anfange des Jahres 1202 in Hamburg zusammen kamen, wurde die Verlobung Wilhelm's mit Helene, der Schwester Knud's, gefeiert und die Verheirathung Waldemar's mit der ältesten, damals aber erst siebenjährigen Tochter des Pfalzgrafen Heinrich in Aussicht genommen. Letztere Abrede blieb zwar ohne Folgen, W. aber führte schon im Frühjahr 1202 seine Braut heim, die eine überaus reiche Ausstattung mitbrachte. Diese hat in der Hauptsache wahrscheinlich in den Gütern in Schleswig und Jütland bestanden, die einer ihrer Nachkommen, Herzog Otto der Strenge, 1295 an den Grafen Gerhard von Holstein verkaufte. Weitergehende Hoffnungen auf Ländererwerb, die die welfischen Brüder an jene Familienverbindung knüpfen mochten, sollten nicht in Erfüllung gehn. Obwol die Welfen Ansprüche auf Nordalbingien besaßen, so gab Waldemar II., der inzwischen seinem Bruder auf dem Throne gefolgt war, nur sein eigenes, nicht auch das Interesse seiner Verwandten und Ver-

bündeten berücksichtigend, das von Dänemark unterworfene Holstein nicht an seinen Schwager W., sondern an einen Gegner der Welfen, den Grafen Albert von Orlamünde. Wahrscheinlich war jene Vermählung, der Wunsch oder gar die Verpflichtung, dem jüngsten Bruder eine feste Ausstattung zuzuweisen, auch die Veranlassung, daß die drei Brüder in Paderborn im Anfang Mai 1202 zusammenkamen, und das gesammte von ihrem Vater ererbte Ländergebiet unter sich theilten. W. bekam hier hauptsächlich, wol in Rücksicht auf seine dänischen Beziehungen, die nördlichen Landestheile, das alte billingische Erbe, Stadt und Land Lüneburg mit Dalenburg, Hitzacker, Dannenberg, Lüchow, Berge, Brome und Rienwalde, die überelbischen Lande mit Ausnahme von Ditmarschen, die Eigengüter in der Mark, Haldensleben und den nordöstlichen Theil des Harzes mit Lauenburg, Blankenburg, Regenstein und Heimburg. Scheint bei der Verwaltung der Gebiete der älteren Brüder die hier festgesetzte Trennung in der Folge nicht streng durchgeführt zu sein, so ist dies bei Wilhelm's Antheile im wesentlichen sicher der Fall gewesen. Er hat sein ihm zugefallenes Gebiet offenbar ganz selbständig regiert und an den Interessen der Brüder im ganzen nicht großen Antheil genommen. Von der großen Politik, die jene fast ganz in Anspruch nahm, hat er sich, so viel es sich verfolgen läßt, ziemlich fern gehalten. Nur vereinzelt, und auch da nicht ganz sicher, läßt sich seine Mitwirkung hier nachweisen. Die Magdeburger Schöppenchronik schreibt ihm im J. 1206 die Belagerung der Lichtenburg zu, eine Rolle, die Arnold von Lübeck wol mit mehr Recht dem Truchsessen Günzelin von Wolfenbüttel zutheilt. Sein Hauptbestreben scheint er auf die Förderung seiner Lande verwandt zu haben. An der Elbe gründete er an der Stelle, wo jetzt Bleckede liegt, zum Ersatze für das zerstörte Bardowik eine neue Stadt, die er Lewenstadt nannte, die aber nicht recht in Aufnahme kam. Unter den geistlichen Stiftungen erfreute sich besonders das Kloster St. Michaelis zu Lüneburg seiner Fürsorge, dessen Abte er von Papst Innocenz III. das Recht erwirkte, eine Insul an hohen Festtagen zu tragen. Den Herzogtitel hat W. niemals geführt; er nennt sich auf seinen Siegeln nach dem Mittelpunkte seiner Herrschaft, dem Schlosse und der Stadt Lüneburg, nur: Willehelmus de Luneburc filius ducis Saxonie. Er ist der einzige der Söhne Heinrich's des Löwen, der, da Heinrich's gleichnamiger Sohn schon im Frühling 1214 starb, das Geschlecht der Welfen im Mannesstamme fortführte. Er hatte nur einen Nachkommen, Herzog Otto das Kind, der, 1204 geboren, demnächst den ganzen Besitz des welfischen Hauses in seiner Hand vereinigte. Wenn dieser ohne hochfliegenden Ehrgeiz unter kluger Berücksichtigung der realen Verhältnisse sein Streben auf erreichbare Ziele richtete und dem Besitze seines Hauses als einem neuen Gliede des Reiches eine sichere Grundlage zu geben suchte, so haben wir in dieser weisen Beschränkung wol ein Erbtheil des Vaters zu erblicken, dessen Thätigkeit, so weit wir sehen können, sich in denselben Bahnen bewegte, der aber ein früher Tod schon am 12. December 1213 ein Ende bereitete. W. wurde im Michaeliskloster zu Lüneburg beigesetzt, wo seine Wittwe ihm eine Gedächtnißfeier stiftete und sein Grab bis zum Jahre 1532 alljährlich an seinem Todestage geschmückt wurde. Erst spätere Quellen geben W. den Beinamen des Dicken oder, wie die Magdeburger Schöppenchronik S. 130, des Fetten; „de so vet was, dat sek ver man in sin gordel gorden“, heißt es an letzterer Stelle; die aus dem Mittelalter überlieferten figürlichen Darstellungen Wilhelm's stehen mit dieser Angabe in Widerspruch. Wenn ferner Gervasius Tilberiensis ihn longaspata (Langschwert) nennt, so wird diese Bezeichnung auf einer Verwechslung mit seinem Oheim Wilhelm, dem natürlichen Sohne König Heinrich's II. und Rosamunda's beruhen. Wilhelm's Wittwe Helena, die sich später

auch Ducissa nannte, starb am 22. November 1233 und ist dann ebenfalls im Michaeliskloster bestattet worden.

Vgl. außer den Orig. Guelf. III, 376—386 die einschlagenden Darstellungen der deutschen Reichs- und der braunschweigischen Landesgeschichte.

P. Zimmermann.

Wilhelm, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, war der dritte Sohn Herzog Albrecht's des Großen aus seiner zweiten Ehe mit Adelheid (Alessina), der Tochter des Markgrafen Bonifacius von Montferrat, und wird im Anfange des Jahres 1270 geboren sein. Bei dem Tode des Vaters († am 15. Aug. 1279) scheinen die Kinder sämmtlich noch unmündig gewesen zu sein. Es waren sechs Söhne und eine Tochter; von jenen schlugen drei, Konrad, Lothar und Otto, die geistliche Laufbahn ein; für die übrigen führten die vormundschaftliche Regierung der Bruder des Vaters, Bischof Konrad von Verden, und die Mutter, die sich jedoch schon um 1180 mit dem Grafen Gerhard von Holstein aufs neue vermählte und am 6. Februar (22. Juni?) 1285 gestorben ist. Dann trat allmählich auch der älteste der Brüder, Heinrich der Wunderliche, in der Landesverwaltung hervor. Das väterliche Erbe blieb noch einige Jahre in gemeinschaftlichem Besitze, dann schritten die drei Brüder zu einer Theilung, die spätestens im J. 1286 vor sich ging. Wir haben darüber weder ein urkundliches Zeugniß noch einen gleichzeitigen Bericht, doch können wir die Gebietstheile, die ein jeder erhielt, in der Hauptsache feststellen. Heinrich bekam das Fürstenthum Grubenhagen, Albrecht der Feiste das Fürstenthum Göttingen und W. das alte Brunonische Erbgut, das Braunschweig als Mittelpunkt hatte und die Städte und Burgen Wolfenbüttel, Asseburg, Schöningen, Harzburg, Gebhardshagen, Gandersheim, Seesen und Staufenburg umfaßte; die geistlichen Lehen in der Stadt Braunschweig und die Bergwerke am Rammelsberge blieben gemeinsamer Besitz. Heinrich und Albrecht schlossen dann unterm 29. Juni noch einen weiteren Vertrag, in dem sie u. a. sich verpflichteten, die ihnen von ihren Frauen zugebrachten Güter als gemeinsamen Besitz zu betrachten. Von W. ist ein derartiges Abkommen aus der Zeit nicht vorhanden, wol deshalb, weil er damals noch unvermählt war und so wie so stark unter dem Einflusse der Brüder stand. Anfangs war es Heinrich, der ihn völlig beherrscht zu haben scheint, sich sehr viel in Braunschweig aufhielt und die Feste Wolfenbüttel wieder auferbaute. Gemeinsam nahmen die Brüder die Fehde ihres Vaters gegen den Bischof von Hildesheim wieder auf, und zwar mit gutem Erfolge; das Schloß Campen und eine große Zahl Hildesheimer Ritter fielen in ihre Hände. Doch dann brach Uneinigkeit unter ihnen aus in dem Maße, daß Albrecht und W. sich mit dem Bischofe Siegfried von Hildesheim gegen ihren Bruder Heinrich verbanden. Im J. 1288 kam es zu offenem Kampfe. Heinrich hatte die Stadt Helmstedt für sich gewonnen und ihr unterm 2. Juni einen Schutzbrief ausgestellt, während die Brüder vor ihren Mauern lagen. Bei den Verhandlungen, die angeknüpft wurden, suchte Abt Otto von Werden und Helmstedt zu vermitteln, als die Bürger am 5. Juni plötzlich zu den Waffen griffen und die Abgesandten der Fürsten sowie den Abt Otto in der Stadt erschlugen. Es ward die Reichsacht über die Stadt verhängt, von der sie erst im J. 1290 befreit wurde. Im folgenden Jahre sehen wir die drei Brüder zusammen bei König Rudolf in Erfurt, aber der alte Zwist bestand unvermindert fort. Albrecht hatte W. jetzt offenbar vollständig auf seine Seite gebracht. Am 25. März verschreibt er ihm für den Fall seines kinderlosen Todes sein Erbtheil; von W. ist zwar eine entsprechende Urkunde nicht bekannt, aber es ist als sicher anzunehmen, daß jener Schritt nur auf Grund der Gegenseitigkeit geschehen ist. Die Regierungshandlungen dieser Brüder sind vielfach gemeinsam;

für dieses enge Einvernehmen spricht auch der Umstand, daß sie Siegel mit beider Namen verwandten; es sind uns zwei verschiedene der Art überliefert, die beide die Legende: S. Alberti et Willehalmi ducum de Bruneswic tragen. Im Mai 1290 griff man wieder zu den Waffen. Heinrich hatte von der über Vienenburg gelegenen Herlingsburg aus durch unaufhörliche Raubzüge die ganze Umgegend in weitem Umkreise in Aufregung versetzt, so daß sich jetzt gegen ihn ein großes Bündniß von Fürsten und Städten bildete, dem auch Albrecht und W. angehörten. Im ersten Jahre gelang es allerdings noch nicht, der Burg Herr zu werden, doch im folgenden wurde sie erobert und geschleift. In diesen Kämpfen gerieth W. zeitweise in die Gefangenschaft der Leute Herzog Otto's des Strengen von Lüneburg, die ein eigenthümliches Spiel trieben, indem sie von beiden Seiten wol in Hoffnung auf gutes Lösegeld Gefangene machten. Mit den Steinen der zerstörten Herlingsburg ließ Bischof Siegfried von Hildesheim die Liebenburg erbauen, eine Feste, die den welfischen Brüdern in gleicher Weise gefährlich werden mußte und daher eine Einigung zwischen ihnen zuwege brachte. Sie suchten den Bau der Burg, jedoch ohne Erfolg, zu hindern. Auch mit der Errichtung der Oelsburg hatten sie kein Glück, der Bischof legte gegenüber die Papenburg an und zerstörte jene. Am 30. September 1292 starb W., indem er, wie die Chronik von St. Simonis und Judä in Goslar berichtet, sich selbst mit seinem Dolche tödtete. Er war seit 1290 (?) mit Elisabeth, der Tochter Landgraf Heinrich's von Hessen, vermählt gewesen, die dann in zweiter Ehe 1294 Graf Gebhard von Eppenstein heirathete und 1306 noch am Leben war. Da W. Nachkommen nicht hinterließ, so entbrannte zwischen den Brüdern Heinrich und Albrecht um seine Erbschaft der Kampf sogleich aufs neue.

P. Zimmermann.

Wilhelm, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, wurde wol als jüngster Sohn Herzog Otto's des Strengen und Mathilde's, der Tochter Herzog Ludwig's des Strengen von Baiern, um das Jahr 1300 geboren. Schon seit 1314 ließ der Vater den älteren Sohn Otto an den Regierungsgeschäften theilnehmen und am 28. November 1315 setzte er inbetreff der Erbfolge fest, daß nur Otto und W. im weltlichen Stande bleiben und ihm in der Regierung seiner Lande, die nach seinem Tode zu theilen wären, nachfolgen sollten. Die beiden andern Söhne, Johann und Ludwig, in der Altersfolge wol der erste und dritte, wurden der geistlichen Laufbahn zugewiesen. Als der Vater am 10. April 1330 gestorben war, ließen die Brüder ihr Ländergebiet trotz den Bestimmungen des Vaters ungetheilt und haben es in seltener Einmüthigkeit zusammen verwaltet. Die Hauptthätigkeit fiel hierbei Otto zu, der die Seele der Regierung war, und dem W. im wesentlichen sich nur anschloß. Großartige Ereignisse sind in die Zeit ihrer Herrschaft nicht hineingefallen, diese nahm im ganzen einen ruhigen und stetigen Verlauf, der aber für ihre Lande von segensreichen Folgen gewesen ist. Sie machten zumeist auf friedlichem Wege eine große Reihe kleinerer Erwerbungen, die den Bestand des Fürstenthums vergrößerten und in erwünschtester Weise abrundeten. So dehnten sie 1337 ff. in der Gegend von Gifhorn ihren Besitz sehr weit aus, indem sie das Dorf Fallersleben, das Gericht Grevenla, die Grafschaft über den Papenteich, Wettmarshagen, Schwülper u. a. an sich brachten. So kamen auch Hitzacker, Wittingen, Ricklingen, Knesebeck ꝛc. in ihren Besitz. Es geschah dies meist durch Kauf oder Einlösung verpfändeten Gutes; das Geld, dessen sie hierzu bedurften, erhielten sie großentheils durch die Versetzung ihrer Schlösser an untergebene Mannen. Dieses Verfahren, durch das sie ihren Machtbereich nicht unbedeutend erweiterten, übten sie in solchem Umfange, so systematisch aus, daß die Schloßinhaber, die ja immer an gewisse Bedingungen gebunden waren, recht eigentlich die Be-

amten ersetzten. Die Zahl der Dienstmannen, über die sie verfügen konnten, vermehrte sich dadurch beträchtlich. Außer auf diese suchten sie sich aber auch auf die Städte zu stützen, denen sie jede nur mögliche Förderung angedeihen ließen. Insbesondere war es die Stadt Lüneburg, die unter ihrem Walten einen großen Aufschwung nahm. Die wichtigste Einnahmequelle der Stadt waren die Salinen, deren Betrieb und Handel die Herzöge eifrig unterstützten, indem sie die Ausfuhr des Salzes, die Zufuhr von Holz durch Abkommen mit den benachbarten Herzögen von Sachsen-Lauenburg und andere Maßregeln, wie die Schiffbarmachung der Ilmenau zwischen Lüneburg und Uelzen erleichterten. Ebenso erfreute sich auch die Stadt Hannover, die 1348 den Wortzins und die Schule erhielt und von jedem erzwungenen Geleite befreit wurde, ihrer landesväterlichen Fürsorge. In ein eigenthümliches Verhältniß traten sie zu dem Bisthume Minden. Dieses war so verschuldet, daß ihnen Mitte des Jahres 1339 Bischof Ludwig, ihr Bruder, die Verwaltung des ganzen Landes übergab und ihnen seine Schlösser verpfändete, so daß sie nun im Bisthume wie in ihrem eigenen Lande schalten konnten. Erst nach Ludwig's Tode († am 18. Juli 1346) nahm dieses Verhältniß durch allmähliche Einlösung der Schlösser ein Ende. Da die Herzöge außerdem für Aufrechterhaltung des Landfriedens sorgten, selbst eine gute Verwaltung und sparsame Wirthschaft führten, so erfreute sich das Land zu dieser Zeit eines sehr guten Zustandes, der es begreiflich erscheinen läßt, wenn auch andere Herren bald begehrliche Blicke darauf warfen.

Nach dem Tode ihres Oheims, Kaiser Ludwig's, schlossen sich die Herzöge in der Reichspolitik der bairischen Partei an. Als sich aber König Karl mit dem Sohne Kaiser Ludwig's, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, ausgesöhnt hatte, erhielten sie unterm 10. Juni 1352 die königliche Belehnung mit ihren Landen. Kurz darauf, am 19. August 1352, ist Otto gestorben. Da sein einziger gleichnamiger Sohn schon als Kind in der Ilmenau ertrunken war, so führte nun W. die Regierung des Landes allein und im alten Geiste weiter. Von den Fehden, die er in dieser Zeit führte, ist namentlich die zu nennen, die er im Bunde mit Mecklenburg 1359 gegen Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg führte. Als Erich durch einen unglücklichen Sturz seinen Tod gefunden hatte, eroberte W. Riepenburg und andere Schlösser, machte dann aber am 15. December 1360 mit Erich d. J. Frieden und gab auch, als er sich am 24. Juni 1363 mit Erich's II. Tochter, Agnes, vermählte, jene Eroberungen mit Ausnahme von Riepenburg wieder heraus, das seine Gattin zur Leibzucht erhielt. Es war dies das vierte Ehebündniß, das Wilhelm einging. Zuerst hatte er sich mit Hedwig, einer Tochter Graf Otto's IV. von Ravensberg, vermählt, die am 5. December 1334 schon verstarb. Seine zweite Gemahlin Marie, deren Abstammung noch nicht aufgeklärt ist, starb spätestens 1340. Denn am 8. Februar 1341 verlobte sich W. aufs neue mit Sophie, der Tochter Graf Bernhard's III. von Anhalt, die er aber erst am 12. März 1346 heimführte. Sie war vorher mit dem Herzoge Ernst von Braunschweig verlobt gewesen und ist am 18. December 1362 verschieden. Keine von diesen vier Frauen hat ihm einen männlichen Erben geschenkt. Nur aus den beiden ersten Ehen war ihm je eine Tochter erwachsen, aus der ersten Elisabeth, die am 10. October 1339 dem Herzoge Otto von Sachsen-Wittenberg und nach dessen Tode († 1350) in zweiter Ehe 1354 dem Grafen Nicolaus von Holstein die Hand reichte. Aus der ersten Ehe Elisabeth's war ein Sohn, Herzog Albrecht von Sachsen-Wittenberg, entsprossen. Schon bei Lebzeiten seiner dritten Frau dachte daher W., an eigener männlicher Nachkommenschaft verzweifelnd, ernstlich daran, die Erbfolge in seinem Lande zu regeln. Anfangs wollte er sie seinem Enkel, jenem Albrecht von Sachsen zuwenden; er stellte sogar schon an König Karl die Bitte, diesem

eine Eventualbelehnung zu ertheilen. Bald aber kam er von jener Absicht wieder zurück; er fürchtete offenbar den Einfluß von Albrecht's Oheimen, Rudolf und Wenzel, mit denen er in einem nichts weniger als guten Einvernehmen stand, und die sogleich eine Mitbelehnung erstrebten. Im April 1354 setzte er daher fest, daß derjenige ihm als Herrscher folgen sollte, den die Städte Lüneburg und Hannover als Herrn anerkennen würden. Auch an der Rechtmäßigkeit dieser Bestimmung mußten ihm bald Bedenken kommen oder von seinen braunschweigischen Vettern ihm vorgestellt werden. Denn sie stand im offenen Widerspruche mit dem Investiturvertrage von 1235, der die historisch-rechtliche Grundlage für das Successionsrecht im welfischen Hause bildet und, so lange männliche Erben vorhanden sind, diesen den Vorzug vor der weiblichen Erbfolge sichert. So war auch die Theilung der welfischen Lande von 1267 keine Real- oder Tottheilung gewesen; am 16. Mai 1292 hatten Wilhelm's Vater und Herzog Albrecht der Fette eine Erbeinigung geschlossen und an der, die am 29. Mai 1322 zwischen den braunschweigischen und lüneburgischen Vettern abgeschlossen war, hatte W. selbst schon mit theil genommen. Das Gefühl der gemeinsamen Stammesverwandtschaft, des gleichen Namens kam hinzu. In den Verhandlungen, die nun mit dem Herzoge Magnus von Braunschweig geführt wurden, gelang es bald für die Thronfolge eine Form zu finden, die dem Rechte und dem Hausinteresse genüge leistete und doch dem Herzoge die Aussicht sicherte, daß seine eigene Nachkommenschaft dereinst die Herrschaft in seinem Lande antreten werde. Am 23. Juni 1355 wurde nämlich Ludwig, ein jüngerer Sohn Herzog Magnus', mit Mathilde, der Tochter Wilhelm's aus zweiter Ehe verlobt, und an demselben Tage errichteten die Väter der beiden Verlobten einen Vertrag, den ein jeder durch eine besondere Urkunde bekräftigte, daß Ludwig nicht nur, wenn W. ohne Hinterlassung von Söhnen verstürbe, in dessen Landen nachfolgen, sondern zugleich noch bei Lebzeiten des Vaters in die Herrschaft des braunschweiger Landes eingesetzt werden sollte, so daß er demnächst beide Gebiete ungetheilt unter sich vereinigen würde. Für den Fall, daß Ludwig vor ihm versterben sollte, behielt sich W. das Recht vor, unter den anderen Söhnen von Magnus sich einen Nachfolger auszusuchen. Damit dem Lande aber durch die Jugend des Regenten kein Schaden erwachsen könnte, bestimmte er ferner, daß Ludwig bis zu seinem dreißigsten Jahre bei allen für das Land wichtigeren Handlungen an den Rath und die Zustimmung eines Regentschaftsraths gebunden sein sollte, den er aus 13 Männern, erprobten Räthen des Ritterstandes, tüchtigen Beamten und Vertretern der Städte Lüneburg, Hannover und Uelzen zusammensetzte. Durch diese Maßregel, der er am 1. August 1356 zu Celle gesetzliche Form gab, hoffte er zugleich, das Interesse der Ritter und Städte für diese Regelung der Thronfolge und ihre Anhänglichkeit an seinen Nachfolger zu verstärken. Wenn er später, am 14. Februar 1357, die städtischen Vertreter aus dem Rathe wieder entließ, so geschah dies wol auf Anregung des Herzogs Magnus, der natürlich nicht gern sehen konnte, daß den lüneburgischen Städten solch überwiegender Einfluß auch auf die Gestaltung der Verhältnisse im Fürstenthume Braunschweig für die Zukunft eingeräumt wurde. Mit der Zeit gab W. seinem Neffen Ludwig, dem noch sogleich im J. 1355 gehuldigt worden war, immer größeren Antheil an der Regierung, wie denn auch sein Vater, Herzog Magnus, die Pfandbesitzer von Schlössern jetzt auch auf ihn verpflichtete. Die Hochzeit Ludwig's und Mathilde's wird, als unterm 20. Januar 1359 der päpstliche Ehedispens wegen ihrer Verwandtschaft ertheilt worden war, bald nachher gefeiert sein.

Inzwischen hatte unbekümmert um diese Vorgänge Kaiser Karl IV. dem Herzoge Albrecht von Sachsen-Wittenberg und seinen Oheimen Rudolf und Wenzel unterm 6. October 1355 in Prag die Eventualbelehnung mit dem

Fürstenthume Lüneburg ertheilt, indem er dieses ohne alle Berufung auf cognatische Erbrechte als ein dem Reiche heimgefallenes Lehen betrachtete und weiter verlieh. Auch Otto von Waldeck, der 1339 Mathilde, die einzige Tochter von Wilhelm's Bruder Otto, geheirathet hatte, machte jetzt Ansprüche geltend; das kaiserliche Hofgericht erkannte ihm eine Entschädigung von 100 000 Mark zu, eine ungeheure Summe, die etwa den Werth des halben Fürstenthums Lüneburg darstellen mochte. W. weigerte sich das Geld zu bezahlen. Da wurde wegen dieser Sache und wegen der sächsischen Klagen die Reichsacht über ihn ausgesprochen, die unterm 15. Juli 1363 der kaiserliche Hofrichter Johann von Hardeck in Spremberg verkündigte. Am 11. Mai 1364 entließ ihn dann der Kaiser wegen der Klage, die Herzog Rudolf erhoben hatte, aus der Acht und forderte ihn auf, jenem am 16. August gerecht zu werden. Auch dieser Schritt war ohne Erfolg. W. berief sich auf den kaiserlichen Lehnbrief von 1235, von dem er eine Abschrift dem Kaiser übersandte. Dieser schickte zu Ende des Jahres 1366 den Grafen Heinrich von Schwarzburg an ihn, damit er mit ihm über die Angelegenheit verhandelte. Auch das war vergeblich; eine Einigung wurde nicht erzielt. Die Reichsacht wegen der Waldecker Klage war bestehen geblieben; der kaiserliche Hofrichter forderte daher am 10. September 1366 den Bischof von Minden auf, W. in den Bann zu thun. Doch ist es zweifelhaft, ob dieser Aufforderung Folge gegeben worden ist. W. ließ sich von diesem allem jedenfalls nicht anfechten; er beharrte ruhig und fest auf seinem Standpunkte; auch die Aberacht des Kaisers machte ihn daran nicht irre. Als Ludwig im Herbste 1367 starb, ernannte er dessen Bruder Magnus zu seinem Nachfolger und setzte ihn Anfang oder Mitte October 1367 in die Herrschaft Lüneburg ein, wo ihm sogleich auch gehuldigt wurde. Da seine Kräfte aber allmählich immer mehr nachließen, so ernannte er Magnus unterm 19. April 1368 zum Amtmann über sein Land. Am 14. Septbr. 1368 machte er auch noch für den Todesfall dieses Nachfolgers Bestimmungen, die wieder seinen Mannen und den Städten Braunschweig, Lüneburg und Hannover weitgehende Befugnisse gaben. Am 23. November 1369 ist er dann zu Lüneburg verstorben. Hat auch seine zweite Tochter Mathilde, die 1368 zu neuer Ehe dem Grafen Otto I. von Schauenburg sich vermählt hatte, am Tage vor seinem Tode auf alle Ansprüche auf das Fürstenthum Lüneburg, denen schon ihr Gatte am 25. Juni 1368 entsagt hatte, nochmals verzichtet, so hielten die Sachsen-Wittenberger die alten Forderungen nach wie vor aufrecht. Es kam zum Lüneburger Erbfolgekriege, der traurige Zeiten über das Land heraufführen sollte. Mit Sehnsucht dachte man später an die glücklichen Zeiten der Regierung Herzog Wilhelm's zurück, besonders in der Stadt Lüneburg, deren blühenden Zustand in jenen Tagen eine spätere Chronik mit den Worten schildert: „de heit to der tit in dem Rosengarden". Der Fürst selbst heißt hier „de gude hertoge Willehelm", und das Stadtbuch von Lüneburg nennt ihn bei seinem Tode „den eddelen voersten, de een altegnedegh here wesen hadde der stad to Luneborgh". Wegen einer körperlichen Eigenthümlichkeit (he hadde ein grot beyn, vermeldet die Chronik) hat man ihm später den Beinamen Wilhelm mit dem großen Beine gegeben. Seine Wittwe hat ihn noch eine Reihe von Jahren überlebt; sie ist nicht vor dem Jahre 1387 gestorben. P. Zimmermann.

Wilhelm der Aeltere, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, ein Sohn Herzog Heinrich's des Milden aus seiner ersten Ehe mit Sophie, der Tochter Herzog Wratislaw's VI. von Pommern und ein Enkel des Herzogs Magnus Torquatus, wurde im J. 1400 geboren. Als der Vater am 14. October 1416 starb, hätte nach dem Erbvereine, den er selbst mit seinem Bruder Bernhard am 25. Juli 1415 abgeschlossen hatte, letzterer die Vormundschaft

über die beiden minderjährigen Kinder Heinrich's antreten müssen. Doch davon findet sich keine Spur; W. scheint sofort die Regierung seines Landes selbständig übernommen zu haben. Er war eine thatkräftige Persönlichkeit, die von Jugend auf lieber selbst bestimmen als von anderen sich leiten lassen wollte. Vor allem stand sein Sinn nach kriegerischen Abenteuern; sein Jugendmuth wollte austoben; es litt ihn nicht lange daheim in stiller Friedensarbeit; sein ungestümer Thatendurst trieb ihn bald nach verschiedenen Seiten in Kriege und Fehden, an denen weder er selbst noch sein Land zumeist ein Interesse hatten. So zog er schon im J. 1417 dem Herzoge Heinrich von Schleswig und dem Grafen Heinrich von Holstein gegen König Erich von Dänemark zu Hülfe. Schon damals hatte er sich solches Ansehen zu erringen gewußt, daß er zu einem Rechtstage, den jene Fürsten in einem Vertrage vom 12. November 1417 auf den 24. Juni 1418 nach Schleswig oder Gottorp ansetzten, von Seiten seiner Verbündeten zum Schiedsrichter bestimmt wurde. Im J. 1419 lag er mit dem Erzbischofe von Bremen in Fehde, dessen Vasallen ihn durch Raubzüge von Langwedel und Thedinghausen aus gereizt hatten. Am 30. Juni des folgenden Jahres verlobte er sich zu Tangermünde mit Cäcilie, der Tochter Kurfürst Friedrich's I. von Brandenburg, der an demselben Tage auch seine Tochter Magdalene dem Herzoge Friedrich, Bernhard's Sohne und Wilhelm's Vetter, verlobte. Doch wurde das Beilager wegen der Jugend der beiden Bräute erst viel später gefeiert, das Wilhelm's zu Berlin am 6. Juni 1423, das Friedrich's gar erst am 30. September 1430. Sogleich nach seiner Verlobung sehen wir W. an dem Kriege gegen das Stift Hildesheim theilnehmen. Lange Zeit lag er vor Grohnde, und als zu dessen Entsatze ein Heer heranrückte, trug er über dieses im Verein mit seinem Vetter Otto am 20. März 1421 einen völligen Sieg davon. Noch in demselben Jahre kämpfte er gegen die Hussiten und war er dabei, als ihnen Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen im August 1421 bei Brüx in Böhmen eine blutige Niederlage beibrachte. Dann finden wir ihn 1423 wieder im Streite gegen die Dänen mit Graf Adolf von Schauenburg vor Flensburg, darauf abermals in Fehde mit Bremen. Am 28. April 1426 schloß er mit der Stadt Braunschweig ein Bündniß gegen den Erzbischof von Bremen; da jedoch die Hansestädte von solchem Zwiste nicht mit Unrecht eine Beeinträchtigung der Unternehmungen gegen Dänemark besorgten, so vermittelten sie zwischen den Parteien, und W. zog die folgenden Jahre wieder vor Flensburg und nach Jütland hinein.

Daß die vielen Kriegszüge ihn allmählich in starke Geldverlegenheit gebracht haben, ersieht man deutlich daraus, daß er am 12. October 1426 sogar seinen Silberschatz an einen Braunschweiger Bürger, Werner Kalm, verpfändete. Diese Geldnoth, sowie der Wunsch, seine Lage zu verbessern wird ihn wol vor allem auf den Gedanken gebracht haben, sein Vater sei bei der Landestheilung von 1409, wo ihm das Fürstenthum Lüneburg zugefallen war, benachtheiligt worden; er forderte daher jetzt eine neue Theilung, und sein Oheim Bernhard gab, um das gute Einvernehmen der Familie nicht zu stören, seinem Wunsche nach. Unter Vermittlung des Landgrafen Ludwig von Hessen, des Bruders von Wilhelm's Stiefmutter, kam in Celle am 8. März 1428 eine Vereinbarung zu Stande, nach der W. eine neue Theilung vornehmen und Bernhard dann einen Theil wählen sollte. Am 25. Mai legte W. den Theilungsplan vor, am 22. August entschied sich Bernhard für das Fürstenthum Lüneburg. W. bekam Braunschweig, dem noch einige Theile des Landes zwischen Deister und Leine, sowie der kürzlich erst erworbenen Everseinschen und Homburgischen Besitzungen hinzugefügt wurden. Die Anrechte an die Städte Braunschweig, Lüneburg u. a. blieben gemeinsam. So wurde W., da sein Vater Heinrich, von dem die neue Linie

zunächst abzweigte, in Lüneburg regierte, der eigentliche Begründer des mittleren Hauses Braunschweig; der Mittelpunkt seiner Herrschaft und der Sitz seiner Hofhaltung war das Schloß Wolfenbüttel. Bald nach jener Theilung brach er wieder nach Norden auf, wo er 1429 Apenrade eroberte. Inzwischen war Otto von Lüneburg in sein Gebiet eingefallen; W. kehrte zurück, eroberte Pattensen und Hallermund. Es kam zu einem Vergleiche; aber gewisse Streitpunkte blieben bestehen; erst am 24. November 1431 einigten sich die beiden Linien über die vorgefundenen Schulden, noch später (1433) über Pattensen, das man Wilhelm auf zehn Jahre wiederverkäuflich überließ. In der Zwischenzeit soll dieser 1430 und 1431 gegen die Hussiten zu Felde gezogen sein, eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande unternommen und für Herzog Friedrich IV. von Oesterreich, der eine Tochter von Wilhelm's Oheime Friedrich zur Frau hatte, dem Könige Karl VII. von Frankreich gegen die Burgunder ein Hülfsheer zugeführt haben. Nach einer anderen Quelle soll er allerdings nur seine Begleitung an diesem Zuge haben theilnehmen lassen. Jedenfalls weilte W. in der Ferne, als sein jüngerer Bruder Heinrich, dessen Obhut er Land und Familie anvertraut hatte, sich plötzlich wider ihn erhob. Dieser bildete in jeder Beziehung einen Gegensatz zu dem Bruder, der die Tugenden und Fehler des Ritterthums der Zeit in glänzender Weise verkörperte. Seiner Lust am Kampf und Streit, seiner sorglosen Verschwendung, seiner unstäten Lebensführung gegenüber suchte er im Frieden still und zielbewußt, wenn auch oft auf Umwegen, seine Absichten zu erreichen; er war sparsam und haushälterisch und hatte klar erkannt, daß nicht auf ritterlichem Treiben, sondern auf sorgsamer Pflege der wirthschaftlichen Kräfte des Volkes, vor allem der Bürgerschaft in den Städten ein blühendes Staatswesen zu begründen sei. So konnte er denn mit der Art, wie sein Bruder die Regierung führte, nichts weniger als einverstanden sein, und um so mehr fühlte er sich beeinträchtigt, daß ihm keine Theilnahme an der Landesverwaltung gewährt wurde. W. hatte ein gutes Recht eine Landestheilung abzulehnen; war doch in dem Vertrage von 1415 den Ständen geradezu das Recht eingeräumt, die Huldigung zu verweigern, wenn ein jüngerer Bruder auf Landestheilung dringen sollte. W. hatte sich daher den Wünschen und Bitten des Bruders gegenüber, die darauf abzielten, ziemlich ablehnend verhalten. Was ihm in Güte nicht zugestanden wurde, suchte Heinrich nun auf dem Wege der List und Gewalt zu erreichen. Während der Bruder fern in Oesterreich weilt, nimmt er unter trügerischem Vorgeben, der Feind bedrohe die Burg, am 22. April 1432 die Veste Wolfenbüttel ein, die Wilhelm's Gemahlin zum Leibgedinge gegeben war, und treibt sie und ihre Kinder von dort fort, die dann in Schöningen Unterkunft finden. Es kommt darauf zwischen den Brüdern zum erbitterten Kriege; der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt, der Markgraf von Brandenburg, die Harzgrafen u. A. standen auf Wilhelm's Seite, während Heinrich bei Herzog Otto von Göttingen und den Städten Braunschweig und Magdeburg Hülfe fand; der ersteren Stadt, die im eigenen Interesse eine weitere Theilung der fürstlichen Macht nicht ungern sah, gab man sogar Schuld, daß sie das Bestreben Heinrich's geweckt und gefördert habe. Endlich kam es am 23. November 1432 in Schöningen zu einem Frieden, der auf Grund einer neuen Landestheilung hergestellt wurde. Heinrich erhielt Wolfenbüttel, W. das Calenberger Land und die Eversteinschen und Homburgischen Stücke, die der Braunschweiger Linie 1428 zugefallen waren. Da der Theil Heinrich's der werthvollere war, die Bürger von Braunschweig aber einer Theilung der wolfenbüttelschen Landschaft widerstrebten, so mußte er an W. noch 9000 Gulden zahlen. An demselben Tage wurde auch die Klage dieses Fürsten gegen die Stadt Braunschweig wegen Verrätherei beigelegt. Die später

beibehaltene Scheidung eines besonderen cellischen, wolfenbüttelschen und calenbergischen Gebiets wurde durch diese Theilung begründet. Trotz diesem für ihn günstigen Abkommen suchte Heinrich unbedenklich seine Macht auch auf Kosten der seines Bruders zu erweitern. Hinter seinem Rücken schloß er mit seinen Lüneburger Vettern am 1. März 1433 einen Vertrag, in dem sie unter der Form eines Scheinkaufes — Heinrich zahlte für das Lüneburger Land 200 000 Mark, die Lüneburger für das Wolfenbüttler 100 000 — bei Mangel männlicher Nachkommenschaft sich gegenseitig den Anfall ihrer Länder, ohne die Rechte Wilhelm's zu berücksichtigen, zusicherten. Ebenso handelten die Lüneburger Vettern gegen den Hausvertrag von 1428, als sie in demselben Jahre dem Bischofe von Hildesheim einen großen Theil ihrer Eversteinschen und Homburgischen Besitzungen ohne Zustimmung der Braunschweiger Vettern verpfändeten. W. beklagte sich darüber beim Kaiser und erwirkte noch in demselben Jahre von dem kaiserlichen Statthalter, dem Pfalzgrafen Wilhelm, ein Verbot, daß in jenen Gebietsstücken dem Bischofe gehuldigt würde. Dessen ungeachtet unterstützte W. die Vettern 1434 in der Fehde mit den Grafen von Spiegelberg, die wol wegen der Erbschaft der Grafen von Hallermund ausbrach, und in die W., der in das Hoyasche einfiel und das Schloß Barenburg eroberte, wirksam eingriff. Einige Jahre darauf erhielt W. auf friedliche Weise einen bedeutenden Machtzuwachs, indem ihm am 18. April 1437 Otto der Einäugige von Göttingen die Verwaltung seines Landes abtrat (s. A. D. B. XXIV, 686). Mit seinem Bruder Heinrich, dem er versprach, daß die Regierung in ihrer beider Namen geführt werden sollte, war bald (21. Juli 1437) eine Einigung gefunden. Viel später mit den Lüneburger Vettern. Mit diesen kam es, um so mehr da auch andere Streitigkeiten, wie die der Städte Lüneburg und Braunschweig u. a. hier noch hinein spielten, zu ernstlichen Zerwürfnissen, in denen Heinrich, der stets zwei Eisen im Feuer zu halten suchte, auf die Seite der Vettern trat. Am 12. Januar 1441 verpfändeten sie sich aufs neue ihre Länder und am 2. Sept. d. J. verbanden sie sich mit der Stadt Braunschweig gegen W. und die Stadt Hannover. Man griff aufs neue zu den Waffen; W. fiel in das Lüneburgische ein, Heinrich bemächtigte sich Seesens und der Staufenburg. Markgraf Friedrich von Brandenburg errichtete am 28. October 1441 eine Sühne zwischen den hadernden Parteien, der dann im nächsten Jahre der Friede folgte. Am 21. März 1442 zwischen W. und Heinrich, am 21. April in Celle mit den Lüneburger Vettern. Hier wurden die hinter Wilhelm's Rücken geschlossenen Scheinkäufe der Länder für null und nichtig erklärt, die Streitigkeiten wegen der versetzten Eversteinschen und Homburgschen Besitzungen geschlichtet und das Verhältniß wegen der Göttinger Erbschaft geregelt, das dann 1512 in einem Vertrage zu Minden endgültig geordnet wurde. Es ward ferner eine Gesammthuldigung und -folge in den beiderseitigen Landen festgesetzt. Etliche Jahre später erwarb W. die Grafschaft Wunstorf, die von dem Grafen Julius und seinem Sohne Ludolf 1446 an den Bischof von Hildesheim und von diesem im folgenden Jahre an W. verkauft wurde. Das Geld zu dieser Erwerbung wurde von den Calenberger Ständen hergegeben. Da die Grafschaft zum Theil von den Bischöfen von Minden zu Lehen ging, so traf W. 1447 mit dem Bischofe Albrecht das Abkommen, daß er die Städte Wunstorf und Blumenau als Eigenthum erhielt, für die andern Theile aber die Mindensche Lehnshoheit anerkannte. Später bekam er als heimgefallenes Lehen die Herrschaft Dorstadt, die ihm durch den Tod des letzten Edelherrn, Arnold von Dorstadt, der zwischen Juni 1453 und 1454 gestorben ist, zufiel.

Am 25. März 1447 sonderte W. seine beiden Söhne Wilhelm und Friedrich von seiner Hofhaltung ab und wies ihnen die beiden Schlösser Moringen und

Brunstein zum Unterhalte an; statt des letzteren wurden ihnen im Oct. d. J. Schloß Homburg und der Zehnte zu Lengelern eingeräumt und für die Zukunft die Grafschaft Wernigerode in Aussicht gestellt, auf die man sich seit der Verheirathung Wilhelm's d. J. Hoffnung machte. Einen guten Gebrauch haben die Söhne, insbesondere der jüngere von ihnen, Friedrich, der einen äußerst wilden, gewaltthätigen Sinn besaß und daher „der Unruhige“ genannt wurde, von ihrer Selbständigkeit nicht gemacht; auch den Vater haben ihre gewaltsamen Uebergriffe wiederholt in Ungelegenheiten und Streit verwickelt. Die Räubereien der jungen Fürsten zu rächen, eroberten die Hildesheimer 1447 die Homburg, Eschershausen und Stadtoldendorf und belagerten den Calenberg. Der Vater mußte eingreifen; er verband sich mit den Lüneburger Vettern, nahm Böhmen in seinen Sold, mit deren Hülfe er die Homburg zurückeroberte, und entsetzte Calenberg. Im folgenden Jahre kam es zu einem dreijährigen Waffenstillstande, aber dann brach die Fehde wieder aus. Dem Grafen Ludolf von Wunstorf, der die hildesheimische Winzenburg in Pfandbesitz hatte, glückte es, den jungen Herzog Wilhelm gefangen zu nehmen und in sichere Gewahrsam zu bringen. Das stimmte zum Frieden. Dem päpstlichen Legaten Nicolaus von Cusa gelang es schon 1451 in Hannover einen vorläufigen Vergleich zu erzielen, der dann am 10. März 1452 bei dem Friedensschlusse zu Halberstadt, welchen der Erzbischof von Magdeburg, der Bischof von Halberstadt, Kurfürst Friedrich von Brandenburg und Herzog Heinrich von Braunschweig vermittelten, anerkannt wurde. Danach durfte W. die Schlösser Greene, Lutharbessen und Hohenbüchen einlösen, mußte Graf Ludolf Wilhelm d. J. für ein Lösegeld von 2000 Gulden frei lassen. Durch eine spätere Urkunde (vom 27. Sept. 1452) erkannte schließlich das Stift Hildesheim auch die Einlösbarkeit der übrigen, so lange umstrittenen Everstein-homburgischen Pfandstücke von Seiten Wilhelm's an. Wenn dieser demnächst von diesem Rechte doch keinen Gebrauch machte, so hat das wol vor allem sein Geldmangel verursacht. Ein paar Jahre darauf gerieth Friedrich in Gefangenschaft, in dem unglücklichen Treffen bei Varlar am 18. Juli 1454, in dem er den Bürgern von Münster gegen den Erzbischof von Köln Hülfe leistete, der ihnen seinen Bruder zum Bischof aufzwingen wollte. Erst im Mai 1458 erhielt er die Freiheit wieder gegen ein Lösegeld von 8000 Gulden, das die Landschaften von Calenberg und Göttingen aufbrachten. Aber diese übelen Erfahrungen machten ihn nicht klüger. Von Moringen aus überfiel er 1461 wol aus Geldnoth vier nach Frankfurt bestimmte, reiche Kaufmannswagen. Der Gewaltstreich erregte große Aufregung, die sächsischen Städte, der Bischof von Hildesheim und Bernhard von Lüneburg traten zusammen; Friedrich mußte nachgeben, Schadenersatz versprechen und den Städten das Schloß Moringen einräumen, das an die drei Jahre in ihrem Besitze blieb. Nichtsdestoweniger hob er 1465 aufs neue bei Holzminden Göttinger Bürger auf, die er nach dem Everstein schleppte. Es entbrannte eine neue Fehde, in die auch der Vater hineingezogen wurde, der abermals Böhmen in seinen Sold nahm, und die erst am 29. Mai 1467 zu Quedlinburg durch einen Frieden beendigt wurde. Auch ohne eine Nöthigung, wie sie hier vorlag, hat W. in seinem Alter noch einige Male zum Schwerte gegriffen. In dem Streite der Grafen Gerhard und Moriz von Oldenburg um die Herrschaft Delmenhorst stellte er sich, während die Stadt Bremen und die Grafen von Hoya Moriz Hülfe leisteten, auf Gerhard's Seite und erfocht am 1. September 1462 auf der Vorstelheide bei Siburg (?) einen glänzenden Sieg, der auch die Grafen Otto und Friedrich von Hoya in seine Hände lieferte. Auch mit dem Stifte Hildesheim kam es noch öfter zu Händeln, die aber dann bei der zwiespältigen Bischofswahl 1472 zu einem für den Herzog günstigen Abschlusse kamen.

In der Nacht vom 7. zum 8. Decbr. 1473 starb Wilhelm's Bruder Heinrich. Da er keine männlichen Erben hinterließ, so fiel sein Land W. zu, der sofort davon Besitz ergriff. Er verlegte nun seinen Hauptsitz nach Wolfenbüttel und trat auch mit der Stadt Braunschweig, der er noch am 20. December 1473 den kleinen und am 17. Februar 1476 den großen Huldebrief ausstellte, in ein gutes Verhältniß. Seinen Söhnen, von denen Wilhelm bei dem Anwachsen seiner Familie 1469 in die Haushaltung des Vaters zurückgekehrt war, übergab er am 2. Mai 1474 die calenbergischen und göttingenschen Lande zu gemeinsamer Verwaltung, die sie in seinem Namen als Vögte ohne Rechnungsablage zu führen hatten. Die letzten Jahre seines Lebens hat er dann in Ruhe verbracht. Er starb am 25. Juli 1482 nach H. Bote's Chronik in Wolfenbüttel, nach Brandis' Diarium (S. 58) in Braunschweig. Seine letzte Ruhestätte hat er jedenfalls an letzterem Orte in dem Blasiusdome gefunden, dessen nördliches Seitenschiff, wol durch seinen Bruder Heinrich völlig umgebaut, unter seiner Regierung 1474 neu geweiht wurde. Er liegt hier neben seinen beiden Gemahlinnen. Von diesen starb Cäcilie schon am 4. Januar 1449. Erst im J. 1466 schritt er zur zweiten Ehe mit Mathilde, der Tochter Graf Otto's von Schauenburg und Wittwe Herzog Bernhard's von Lüneburg; sie starb im Kindbette schon am 22. Juli 1468; ihr Sohn Otto soll an demselben Tage des Jahres 1471 gestorben sein. Ihn überlebten nur die beiden Söhne erster Ehe, Wilhelm und Friedrich. Außerdem hatte der Herzog eine natürliche Tochter Sophie, die Nonne im Kloster Mariensee wurde und einen keineswegs einwandfreien Lebenswandel führte. Zum Unterschiede von seinem Sohne wird W. der „Aeltere“ genannt. Seinen Kriegsruhm anzudeuten gab man ihm auch den Namen des „Siegreichen“; schon seine Zeitgenossen unterschieden in seinem Leben „seven hovedstride“, die wir z. Th. jetzt nicht mehr erklären können. Von seinem Lieblingsschwure soll der Beiname „Gotteskuh“ herrühren, den schon Herm. Bote in seinem Schichtbuche ihm beilegt: „W. de olde genomet, geheten de goddeskô“. Er selbst führte seit 1473 nach seinen Besitzungen einen sehr umfangreichen Titel: „Wilhelm de elder to Bruuswig, ok des Brunswikeschen landes Overwolt, bi der Leyne unde to Luneburg hertoge, to Everstein, Wunstorpe, Hallermunt, tore Wolpe etc. graffe, unde here to Homburg“, ein Brauch, in dem keiner seiner Nachkommen ihm folgte. Neben seiner Lust an Krieg und Streit fehlte es W. doch nicht an religiösem Interesse; das beweisen der Antheil, den er an der Reformation der Klöster nahm, und das gute Verhältniß, in dem er zu dem Augustinerpropste Johannes Busch stand.

P. Zimmermann.

Wilhelm der Jüngere, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, Sohn Wilhelm's d. Ae. und seiner ersten Gemahlin Cäcilie, Tochter Kurfürst Friedrich's I. von Brandenburg, wurde um das Jahr 1425 geboren. Von Ereignissen, die in die Lebenszeit seines Vaters fielen — über die man sonst das bei diesem Gesagte vergleiche — ist hier noch nachzutragen, daß er sich mit Elisabeth, der Tochter Graf Botho's VII. von Stolberg, 1442 verlobte und vor dem 7. Mai 1444 verheirathete. Ferner die Fehde mit der Stadt Einbeck. Als W. mit hessischen Hülfstruppen gegen Hildesheim oder die Grubenhagener Herzöge an Einbeck vorüberzog, ohne daß er gegen die Stadt feindliche Absichten gehabt zu haben scheint, wurde er von deren Bürgern angegriffen; diese erlitten aber unweit ihrer Stadt bei Tackmann's Graben am 12. Mai 1479 eine vollständige Niederlage; die zahlreichen Gefangenen, die bei dieser Gelegenheit gemacht wurden, kamen erst im December des Jahres gegen ein hohes Lösegeld frei. Nach des Vaters Tode († am 25. Juli 1482) drang der jüngere Sohn, Friedrich, auf eine Landestheilung, obwol die Vornahme einer solchen durchaus

nicht in der Absicht des Vaters gelegen hatte. Diese gestand W. denn auch nicht zu, aber man einigte sich schließlich auf eine sogenannte Mutschirung, die in dem Vertrage vom 1. August 1483 festgesetzt wurde. Danach blieben die Landeshoheit und die vornehmsten Regalien gemeinschaftlicher Besitz, aber die Nutzungen aus den Aemtern und fürstlichen Häusern wurden getheilt. Friedrich erhielt als Hauptschloß den Calenberg, W. Neustadt am Rübenberge (so wird doch wol das „Rovenberg" der Urkunde gedeutet werden müssen), und dazu ein jeder gewisse Städte, Schlösser und Aemter aus den calenbergischen, homburgischen, göttingischen und wolfenbüttelschen Landesdistricten theils halb, theils ganz zugetheilt. Doch waren diese Bestimmungen nur von kurzer Dauer. Als es zwischen dem Bischofe Bertholb und der Stadt Hildesheim wegen der Steuern, die jener zur Tilgung der Schulden seiner Vorgänger von den Bürgern erheben wollte, zu ernstlichen Zerwürfnissen kam, schloß W. mit dem Bischofe ein Bündniß, während Friedrich sich von Seiten der Stadt gewinnen ließ. Ein Bruderkrieg schien unvermeidlich, als plötzlich am 10. Decbr. 1484 W. seinen Bruder auf dem Calenberge überfiel und gefangen erst nach Gandersheim, dann nach Hardegsen und schließlich nach Münden fortführte. Er ließ auf dem Calenberge Heinrich von Hardenberg zurück, der dort Friedrich's Gemahlin, Margarethe geborene Gräfin von Rittberg, die dieser in zweiter Ehe erst am 16. November 1483 heimgeführt hatte, bewachen mußte. W. begründete die Gefangenhaltung seines Bruders mit dessen Geistesschwäche, „nach deme", sagte er später, „syne leve mit swarer krankheit beladen, und wy syner leve natürlike vormünder syn". Thatsache ist, daß Friedrich aus Geldern, wohin er 1477 zur Verwaltung des Landes berufen worden war, 1479 wegen einer Schwachheit des Kopfes, die ihn zu weiterer Regierung untüchtig machte, in sein Land zurückgebracht worden war. Später sehen wir ihn allerdings Regierungshandlungen vornehmen, ja den Bruder selbst einen Vertrag mit ihm abschließen. Ob dann das alte Uebel wirklich wieder bei ihm ausbrach und die Maßregel des Bruders berechtigte, oder ob jene Behauptung diesem nur einen bequemen Vorwand für sein Einschreiten bot, müssen wir dahingestellt sein lassen. Die Feindseligkeiten gegen Hildesheim gingen weiter. Der Herzog verlegte der Stadt die Straßen und schnitt sie, so viel er konnte, von allem Verkehre ab. Am 21. Februar 1485 erklärte die Stadt dem Herzoge und dem Bischofe den Krieg. Sie gewann einen Bundesgenossen in dem Grafen Johann von Rittberg, dem Schwager des gefangenen Herzogs Friedrich, der aber von Heinrich, Wilhelm's jugendlichem Sohne, am 29. Juni 1485 bei Gehrden am Deister vollständig geschlagen und gefangen genommen wurde. Wirksame Hülfe leisteten der Stadt Hildesheim die befreundeten Städte, indem sie vor allem für die Verproviantirung der Bürgerschaft sorgten. Am 13. August 1485 kam dann zu ihren Gunsten ein großes Bündniß zu Stande, das von den Bischöfen von Osnabrück, Paderborn und Minden, den Grafen von Schauenburg und Hoya, den Edelherrn Bernhard zur Lippe und Rudolf von Diepholz, sowie von den Städten Goslar, Magdeburg, Braunschweig, Lüneburg, Hildesheim, Göttingen, Stendal und Hannover abgeschlossen wurde. Man eroberte und zerstörte am 23. September Sarstedt. Im folgenden Jahre wüthete der Krieg weiter; die Goslarer eroberten die Harzburg. Endlich wurde durch den Herzog Boguslaw von Pommern am 29. August 1486 zwischen den Fürsten ein Frieden vermittelt, nach dem u. a. der Graf von Rittberg gegen ein Lösegeld von 1400 Goldgulden frei gelassen, und der Gemahlin Friedrich's das Schloß Seesen als Leibzucht verschrieben wurde. Erst Ende des Jahres (20. December 1486) kam mit den Städten eine Einigung zu Stande. W. versprach, er wolle seinen Bruder „na rade siner prälaten, rede, manschop und stede siner Lande holden, wy geborlik is". Die Ansprüche Goslars auf die Harzburg soll

Herzog Albrecht von Sachsen entscheiden, der die Burg 1488 den Herzögen zusprach. Herzog Friedrich blieb in Haft bis zu seinem Tode, der am 5. März 1495 erfolgte. Er ist in Münden begraben worden. Seine Wittwe bekam nun Königslutter als Leibzucht angewiesen, später scheint sie Gandersheim und zuletzt Poppenburg besessen zu haben; sie lebte noch im J. 1519, wo ihr Luther bekanntlich seinen Sermon von der Buße widmete.

Die einzige Erwerbung, die W. während seiner Regierung gemacht hat, war die Stadt Helmstedt. Ueber diese besaßen die Landeshoheit die Aebte von Werden, die zugleich auch die Aebte des von dort aus gegründeten Ludgeriklosters bei Helmstedt waren. Die aufstrebende Stadt ertrug die geistliche Herrschaft ungern, .und es kam daher wiederholt zwischen ihr und dem Abte zu Zwistigkeiten, die schließlich diesen veranlaßten, den unbequemen Besitz aufzugeben. Abt Anton bot die Stadt dem Bischofe von Halberstadt an; aber dieser lehnte sie ab. Darauf dem Herzoge W., der auf seinen Vorschlag einging. Es wurde zwischen beiden am 26. Mai 1490 ein Vertrag geschlossen, nach dem der Herzog die Stadt und alle weltlichen Lehen der Abtei im Sachsenlande als erbliches Mannlehen erhielt; nur das Kloster Ludgeri, das reichsunmittelbar blieb, war mit seinen Gütern und Gerechtsamen von diesem Abkommen ausgeschlossen. Allmählich wurde W. seines Herrscheramtes immer mehr müde. Schon im Anfange des Jahres 1487 schied er seine Söhne Heinrich und Erich aus seiner Haushaltung aus und trat ihnen das Land zwischen Deister und Leine ab, das sie gemeinsam verwalten sollten. Am 22. Juni 1491 gab er ihnen dann auch noch das Land Braunschweig und die Herrschaften Everstein und Homburg. Er behielt sich hier nur den Hof in der Stadt Braunschweig, das Kloster Amelunxborn und die Obrigkeit über die Homburg vor und beschränkte sich im übrigen auf das Land Göttingen, von dem er auch noch einzelne Stücke an seine Söhne abtrat. Diese mußten ihm zur Einlösung verpfändeter Schlösser im Göttingenschen die Summe von 14 000 Gulden und jährlich „to büdelgelde“ 1000 Gulden zahlen und einige andere Verpflichtungen übernehmen. Da Erich meistens außer Landes war, so hat die eigentliche Landesverwaltung in den abgetretenen Gebieten Herzog Heinrich geführt, und es scheint, als wenn er hier als der alleinige Herr betrachtet worden wäre. So erklärt es sich wol, daß W. am 15. März 1495 an seinen Sohn Erich das Land Göttingen abtrat, indem er sich selbst nur für seine Person eine bestimmte Summe zum Lebensunterhalte ausbedang. Um dann aber für die Zukunft allen Zweifel und Zwist zwischen den Brüdern nach Möglichkeit auszuschließen, ordnete er noch am 2. Mai d. J. in Gandersheim eine förmliche Erbtheilung an. Heinrich fiel die Theilung, Erich die Wahl zu. Dieser entschied sich für den Theil, der im wesentlichen die Fürstenthümer Calenberg und Göttingen umfaßte, während Heinrich dann das Fürstenthum Wolfenbüttel bekam. Die Verpflichtungen gegen den Vater scheint Erich sehr lässig erfüllt zu haben; 1498 mußte Heinrich gar einen Streit zwischen den beiden vergleichen. Fern von weltlichen Geschäften verlebte W. die letzten Jahre in stiller Beschaulichkeit; er ist am 7. Juli 1503 auf der Burg Hardegsen gestorben und in der Blasiuskirche zu Münden begraben, wo er Grabstätte und Sarkophag sich schon Jahre vorher selbst hatte in Stand setzen lassen. Seine Wittwe Elisabeth, die Gandersheim als Leibgedinge erhielt, mit Vorliebe auf der Staufenburg weilte und sich um die Wiederaufnahme des Bergbaues Verdienste erworben hat, überlebte ihn noch viele Jahre; sie starb zwischen dem 12. Juni 1520 und 1522 und ist in dem Barfüßerkloster zu Gandersheim bestattet worden. Außer den beiden genannten Söhnen Heinrich (s. A. D. B. XI, 491 f.) und Erich (VI, 203), die beide später zum Unterschiede von ihren Söhnen die Aelteren hießen, hinterließ W.

noch eine Tochter Anna, die, 1460 geboren, 1467—81 mit dem Grafen Jobst von Hoya verlobt war, dann aber am 17. Februar 1488 den Landgrafen Wilhelm d. Ae. von Hessen heirathete und am 16. Mai 1520 gestorben ist.

P. Zimmermann.

Wagner *): Camillo W. von Freynsheim, Dichter, zumeist unter dem Pseudonym Karl Guntram, wurde am 22. Juni 1813 als Sohn eines herrschaftlichen Gerichtspflegers zu Frankenburg in Oberösterreich geboren. Bis 1822 von der trefflichen Mutter herangebildet, besuchte er die Gymnasien zu Linz und Salzburg und absolvirte dann bis 1830 die philosophischen Jahrgänge im Benedictinerconvict zu Kremsmünster, seitdem die juristischen und staatswissenschaftlichen zu Innsbruck, Prag und Wien und, nach Vielseitigkeit strebend, die berg- und forstwissenschaftlichen an der Akademie zu Schemnitz. In diesen Jahren ist seine früh regsame freisinnige Denkart fest eingewurzelt, gewiß genährt durch Erfahrungen im Kremsmünsterer Stift, besonders aber durch die Eindrücke, die er auf ausgedehnten Ferienwanderungen durch die meisten Landschaften des damaligen österreichischen Gesammtstaates, auch die Lombardie und Venetien, sowie die Schweiz sammelte. 1838 kam er zur Berg- und Salinendirection in Hall (Tirol), Februar 1840, definitiv angestellt, als Bergoberamtsactuar nach Joachimsthal, Ende des Jahres als Berggerichtsassessor nach Steyr. Diese Stadt wählte ihn, nachdem er sich 1847 länger in Paris und London, in den Niederlanden und Belgien, aber auch in Norddeutschland in mannichfacher Hinsicht umgeschaut hatte, 1848 ins Frankfurter Parlament, aus dem er, Mitglied des liberalen linken Centrums, im April 1849 mit den andern Oesterreichern austrat. Am 11. Januar hat er darin eine Principienrede gehalten; diese spiegelt uns ein dichterischer Mandatscollege hübsch wieder, obschon er den Standpunkt Wagner's verwirft, „der auch jetzt noch die Paragraphen Zwei und Drei (der staatsrechtlichen Neuordnung) für anwendbar hielt auf Oesterreich, der die Theorie unbekümmert um den nächsten Erfolg durchgeführt sehen wollte. Er gehörte zu den gebildetsten und talentvollsten Oesterreichern, und empfahl seinen Namen durch alle die liebenswürdigen Eigenschaften der Bescheidenheit, Innigkeit und Herzlichkeit, an welchen man in der Parteiwuth so leicht irre werden konnte“, und daran hängt er, obzwar Gegner, folgende Glosse zu der von W. erweckten Stimmung: „Ach, es war ein tragisches Schauspiel, solche gründlich deutsch gesinnte Männer (vorher hatte Arneth gesprochen) hoffnungslos ringen zu sehen gegen das Unvermeidliche! Volksstämme wie in Tirol, Salzburg, Ober- und Niederösterreich und Deutschböhmen aus der engen Gemeinschaft gewiesen zu sehn, weil ihr Staat ein Großstaat geworden und so große Ansprüche zu erheben, so viel weitere Aufgaben zu erfüllen hatte. All diese österreichischen Debatten waren eine endlose Pein“. Auch sein landsmännischer Gesinnungsgenosse Alfr. v. Arneth hebt das Aufsehen, das diese Rede erregte, hervor. Seit dieser Zeit hat W. nie mehr an der Praxis der Tagespolitik Antheil genommen, dessenungeachtet aber seine aufrichtig liberale und grunddeutsche Gesinnung keineswegs verleugnet. In innerpolitischen Fragen wie in der ganzen Weltanschauung stand er auf dem Boden der Josephinischen Tendenzen, zu denen sich fast das

*) Zu Bd. XL, S. 486.

ganze höhere Beamtenthum Oesterreichs bis ans letzte Viertel unseres Jahrhunderts heran bekannt hat. Daher konnte W. auch unbeschadet seiner Ueberzeugungen ohne Störung seine Laufbahn im Staatsdienste fortsetzen. 1850 wurde er Landgerichtsassessor zu Salzburg, 1852 Landgerichtsrath zu Hermannstadt, 1854 Oberlandesgerichtsrath und Vicepräsident am dortigen Landesgericht, mit der selbständigen Leitung der Abtheilung für Strafsachen betraut, aber infolge der schon durch das 1860er Octoberdiplom geänderten staatsrechtlichen Verhältnisse der Länder der ungarischen Krone Januar 1861 nach Wien versetzt, wo er zuerst, bis zur endgültigen Auflösung des siebenbürgischen Gerichtssenats beim Obersten Gerichtshofe als Aushilfsreferent Verwendung fand und mit sämmtlichen deutschen Beamten Transleithaniens in Disponibilität trat. Danach amtirte er drittehalb Jahre als Vorsitzender bei den Schlußverhandlungen der Criminalabtheilung des Wiener Landgerichts, endlich beförderte man ihn zum Rath am Oberlandesgericht ebendaselbst, und auf diesem Posten ist er dann bis in die achtziger Jahre hinein mit Titel und Charakter eines Hofraths verblieben, obzwar er aus dem Ressort, für das er sich Fachkenntnisse in ungewöhnlichem Umfange angeeignet hatte, ein für alle Male herausgerissen war. Nach mehr als vierzigjähriger Dienstzeit erfolgte seine Pensionirung, wobei ihn Kaiser Franz Josef mit dem Prädicat „von Freynsheim“ in den Adelstand erhob. Am 15. Februar 1896 ist er in Graz gestorben, wo er seinen Ruhestand verbracht hatte. Die körperliche Rüstigkeit verließ ihn erst spät, die geistige Frische und die regste Aufmerksamkeit für alle öffentlichen Vorgänge im Vaterlande, die nun in der Regel seinen Wünschen widersprachen, hielten bis zuletzt an.

Dies zeigt noch mit voller Deutlichkeit Wagner's im letzten Lebensjahre in den Druck gegebene Serie von Betrachtungen und Aphorismen, die als „Spreu im Winde! Gedanken eines Achtzigjährigen“ ‚Die Gesellschaft. Monatsschrift für Litteratur, Kunst und Socialpolitik‘, XI. Jahrg. (1895), S. 1073—1082 und 1207—1218 brachte; es sind dies nicht etwa gesammelte Journalartikel. Sie streifen die verschiedensten Streitfragen des modernen Lebens vom Standpunkte eines abgeklärten Urtheils, das in philosophischer Bildung und wohlverarbeiteten Lebenserfahrungen fußt, und bekunden, trotzdem er sich wiederholt für einen Menschen der vorigen Generation erklärt, ein unerschütterliches Festhalten an der idealen Humanität und dem edeln Freisinn, die uns schon aus Wagner's früheren Aeußerungen unverhüllt entgegenleuchten. Somit blieb er bis an den Rand des Grabes seinen Jugendidealen nicht bloß im Herzen, sondern auch mit der Feder unentwegt treu. Nicht in affectirt abgerissenen Sätzen, wie das so beliebt ist für derartige kleine Scheidemünze, sondern in straffer übersichtlicher Darlegung behandelt er Probleme wie Liebe und Ehe, praktischer Pessimismus, Religion und Confession: er bezeichnet als modern aufgeklärter Katholik die Reformation als ein Unglück, einen dreihundertjährigen Rückschritt, besonders weil seitdem Confession und Confessionalismus maßgebend seien. Die allgemeine Unvernunft in der Anschauung des Lebenszwecks u. s. w. und frische Lebensfreudigkeit, Herzensgüte, Humor, ernste Arbeit, ethische Erziehung, freiheitliche Gesinnung, logischere Rechtspflege (Unterdrückung von Duell, unbedingter Verbrecherverdammniß), gesunder Fortschritt, Selbstvertrauen, das sind so die Leitmotive seiner Auslassungen, die bei aller Fülle selbständiger Idee und poetischer Wärme ein sprachlich glattes Gewand tragen; so machen „eine Aschermittwoch-Phantasie“ und ein Gedicht von fünf Stanzen, die erstere mehr realistisch, die zweite mehr didaktisch-philosophisch gestimmt, den Schluß. Und gleich diesem aneinander gereihten Bodensatz seines rückschauenden Denkens über Welt und Zeit sind auch die „Gedichte“, 1894 in einem ziemlich starken Bändchen gesammelt, die, wie ein kundiger Verehrer in der „Neuen Freien Presse“ (s. u.) sagt, „Perlen

deutscher Lyrik enthalten". Von seinen Erzeugnissen auf diesem Felde waren früher wol nur kleine Proben in Chr. Schad's „Deutschem Musenalmanach" hervorgetreten: IX (1854), S. 294—296, V (1855), S. 77—80 (sechs Nummern „Am Tode meines Kindes") u. s. w.

Dagegen lag Wagner's schöngeistiges Schaffen in der Hauptsache auf erzählendem Gebiete. Ohne es zu weiterem Rufe oder zu entschiedener Anerkennung seitens der Kritiker zu bringen, ist W. mehrere Jahrzehnte hindurch als Epiker, in Prosa und Vers, auf geschichtlichem Boden wie auf dem der modernen Gesellschaft, thätig gewesen. Eines gewissen einschneidenderen Erfolges konnten sich jedoch die beiden in letzterer Sphäre spielenden Romane „Drei Geschwister" (3 Bde., 1847, 2., Titel-Aufl. 1851) und „Schattenspiele" (2 Bde., 1854), dieser humoristisch, rühmen, von denen insbesondere der erste, wol Wagner's Debut aus größerer schriftstellerischer Gattung, bis ins sechste Jahrzehnt des Jahrhunderts durch seine mannhafte Verfechtung liberaler Zeitideen viel Anklang und Verbreitung genoß. Außerdem veröffentlichte er folgende Novellen und Novellenbändchen: „Felicitas. Roman" (1873, „Neuestes belletristisches Lese-Cabinet" Nr. 1370—1374), „Aus den Bergen" im „Familienbuche des österreichischen Lloyd", preisgekrönt, in Hackländer's „Hausblättern" „Aus vergangenen Tagen" und „Die Araberin", im „Buch der Welt" „Störfranzl" und „Vom Senegal", im „Daheim" „Emmerenzia", in der Wiener „Neuen Illustrirten Zeitung" „Ein Hochzeitstag", ferner, zum Theile Sammeldrucke der vorstehenden: „Mit dunklem Hintergrunde" (1875, „Neuestes belletristisches Lese-Cabinet" Nr. 1526—1530), „Dorfgeschichten" (1889), Nr. 658—660 in Meyer's Volksbüchern, enthaltend „Ein Hochzeitstag. Störfranzl. Aus den Bergen. Emmerenzia. Onja der Zigeuner", endlich „Viola tricolor und andere Novellen" (1891).

In gebundener Form gab W. die epische Dichtung „Andreas Hofer, der Sandwirth" (1867) heraus, sowie seine Hauptleistung, das historisch-epische Poem „Kaiser Karl der Fünfte" (1865), „die Frucht mehrjähriger Arbeiten und Studien" (N. Fr. Pr.). Dazu bemerkt Wurzbach (s. u.) S. 92b: „Der Dichter unternahm es, einen großen Lebensgang mit treuer Festhaltung der historischen Wahrheit wie in einem poetischen theatrum mundi durchzuführen; der Standpunkt, welchen der Kaiser seiner Zeit gegenüber einnahm, ist auch der des Dichters. Er wählte zum Metrum den vierfüßigen amphibrachischen Jambus, in Strophen von sieben Zeilen, von denen sechs gereimt, die siebente aber zur leichteren Anknüpfung der ununterbrochen sich abrollenden, mitunter reimchronikartigen Erzählung ungereimt ist. Das Buch fand weniger Verbreitung, als es jedenfalls durch den Reichthum von Anschauungen, durch die Plastik seiner Schilderungen, die fleißige und verständige Behandlung und durch den über manche Scene ergossenen poetischen Duft und die durchgehends geschickte Ausführung verdient hatte. Mit zwei im sechzehnten Jahrhundert erschienenen Versuchen in spanischer Sprache, Sempare's „Carolea" und Luis Çapata's „Carlo famoso", hat das ganz originelle Werk Guntram's nichts zu schaffen".

Unter letztgenanntem Pseudonym — Karl Guntram — gehen Wagner's sämmtliche schöngeistige Arbeiten, auch die in früheren Jahren in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", insbesondere aber im ehemaligen Cotta'schen „Morgenblatt für gebildete Leser" veröffentlichten, sowie eine größere Anzahl von Feuilletons und politischen Aufsätzen, während er auf rechtswissenschaftlichem unter dem civilen Namen Wagner geschrieben hat, z. B. in dem von Dr. Franz Haimerl herausgegebenen „Magazin für Rechts- und Staatswissenschaften", dessen Band II, 409—416 eine Studie aus seiner Specialdisciplin, „Ueber den Umfang der berggerichtlichen Realgerichtsbarkeit", III, 246—252 einen Aufsatz

„Ueber die Nothwehr", VI, 97—102 einen „Ueber die Durchführung des Schadenersatzes (im weitesten Sinne) aus strafrechtlich verpönten Handlungen" aufnahm, wo W. überall fast nur in Anknüpfung an Gesetzeswortlaut, nicht mit Beihülfe der Fachlitteratur Ausschnitte aus juristischen Problemen unter die Lupe nimmt.

Die Compendien, litterargeschichtlichen Hand- und Nachschlagebücher u. s. w. schweigen über Wagner; zuerst und am eingehendsten behandeln ihn C. v. Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr., 52. Bd. (1885), S. 91 bis 93, danach Brümmer, Lex. d. dtsch. Dichter u. Prof. d. 19. Jhrhs.³ I, 291, viel kürzer und auch bibliographisch arg lückenhaft. Vgl. den anonymen Nekrolog von Bekanntenhand Neue Freie Presse v. 15. Febr. 1896, Abendbl. (Nr. 11311), Kleine Chronik, S. 2. In Kürschner's Litteraturkalender (da noch XVIII, 1341) weist ihn Wurzbach a. a. O. für Jahrg. VI (1884), S. 277 nach. Die Mittheilung über das Frankfurter Auftreten nach Heinrich Laube, Das erste deutsche Parlament III (1849), 207.

Ludwig Fränkel.

Welz *): Justinian Ernst v. W. (auch Weltz oder Wels), Baron von Eberstein, der erste bedeutende Vertreter des Missionsgedankens in der lutherischen Kirche Deutschlands, war 1621 auf dem Stammgute seiner Familie in Oesterreich geboren. Nachdem er sich in seiner Jugend einem weltlichen Leben ergeben hatte, brachte ihn die wachsende Noth seiner lutherischen Glaubensgenossen im Reiche zur Selbstbesinnung. Er veränderte seine Lebensweise von Grund aus, entsagte allen Vergnügungen und wandte sich ernsten Studien zu. Außer der Bibel beschäftigte ihn namentlich das Leben der Reformatoren, sowie die Geschichte der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten. Ergriffen von den Leiden der Märtyrer, sowie von dem Glaubenseifer der Einsiedler und der Missionare jener Zeiten, beschloß er ihnen ähnlich zu werden und wie sie für das Heil der Menschheit zu wirken. Da sich aber der Verwirklichung seiner Pläne in Deutschland und Oesterreich allzuviele Hindernisse entgegenstellten, begab er sich nach den Niederlanden, um unter dem Schutze der hier herrschenden bürgerlichen und religiösen Freiheit seine Ideen auszubreiten. In Leiden veröffentlichte er zwei kleine Schriften, die äußerst charakteristisch für seine Denkweise sind. Zuerst erschien der „Tractatus de tyrannide" (Lugd. Bat. 1641). Darin weist er mit kühnem Freimuth nach, daß die Grundursache des tiefen Verfalls der Christenheit die Tyrannei der herrschenden Classen, namentlich der Fürsten sei, zeigt dann die Ursachen, die Erscheinungsformen und die Folgen der Tyrannei und untersucht endlich die Frage, warum doch Gott trotz seiner Gerechtigkeit und Liebe die Tyrannei zulasse. Zwei Jahre später ließ er diesem Fürstenspiegel ein ganz ähnlich angelegtes Werk unter dem Titel „Hispanicae dominationis arcana" (Lugd. Bat. 1643) folgen. Während seines Aufenthaltes in den Niederlanden war es ihm klar geworden, daß die schlimmsten Tyrannen und Feinde des wahren Christenthums die Könige von Spanien seien. Unterstützt durch eine ausgebreitete Kenntniß der hervorragendsten Geschichtswerke seit der Reformation sammelte er deshalb eine außerordentliche Menge von Beispielen tyrannischer Gesinnung und Handlungsweise Philipp's II. und seiner Nachfolger und stellte daraus die eben erwähnte Schrift zusammen, die in meisterhafter höchst wirkungsvoller Sprache den Spaniern ihre Schandthaten vorhält und nicht nur damals in den Niederlanden großen Beifall fand, sondern auch jetzt noch als Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit schätzbar ist. Nach der Vollendung dieser Schrift scheint sich W. wieder nach Deutschland begeben

*) Zu Bd. XLI, S. 702.

zu haben. Seit 1663 verschwindet er für 20 Jahre völlig aus der Oeffentlichkeit. Aus einigen Andeutungen seiner späteren Schriften geht hervor, daß er sich während dieser Zeit mit Studien aller Art beschäftigte, die ihm mit Recht den Ruf ungewöhnlicher Bildung verschafften. Insbesondere aber ergab er sich Neigungen, die für sein ganzes späteres Leben von grundlegender Bedeutung wurden: einem Hange zur Einsamkeit, sowie dem lebhaften Wunsche, den Heiden das Evangelium zu predigen. Dieser Wunsch wurde in ihm allmählich so stark, daß er beschloß, aus seinem zurückgezogenen Leben hervorzutreten, um die gesammte lutherische Kirche Deutschlands für seine Ideen zu gewinnen. Zu diesem Zwecke gab er zunächst 1633 zu Ulm einen Tractat „Vom Einsiedlerleben, wie es nach Gottes Wort und nach Art der alten heiligen Einsiedler anzustellen sei" heraus, der in eindringlicher und wahrhaft volksthümlicher Sprache die Glaubensgenossen zur innern Einkehr und Selbstschau aufforderte. Im folgenden Jahre erschien er selbst in Regensburg, um die hier zum Reichstag versammelten Vertreter der evangelischen Stände für seine Missionsabsichten zu begeistern. Er übergab ihnen einen Plan zur Abstellung der kirchlichen Schäden und zur wirksamen Bekämpfung der während des Krieges eingerissenen Sittenlosigkeit, sowie verschiedene Gutachten namhafter Theologen, welche seine auf innere Reformation und äußere Ausbreitung des Lutherthums gerichteten Vorschläge warm befürworteten. Gleichzeitig ließ er, um auch weitere Volkskreise auf seine Ideen aufmerksam zu machen, unter dem Pseudonym Justinianus zwei gegenwärtig äußerst selten gewordene Mahnrufe erscheinen: „Eine christliche und treuherzige Ermahnung an alle rechtgläubigen Christen der Augsburgischen Confession, betreffend eine sonderbare Gesellschaft, durch welche nächst göttlicher Hülfe unsere evangelische Religion möchte ausgebreitet werden", sowie „Einladungstrieb zum herannahenden großen Abendmahl und Vorschlag zu einer christerbaulichen Jesusgesellschaft, behandelnd die Besserung des Christenthums und Bekehrung des Heidenthums". Beide Schriften sind dadurch wichtig, daß sie zum ersten Male die deutsch-evangelische Kirche nachdrücklich an ihre bisher ganz vernachlässigte Missionspflicht erinnerten. Die erste fordert die Glaubensgenossen zur Beantwortung folgender drei Fragen auf: 1. Ist es recht, daß wir evangelische Christen das Evangelium allein für uns behalten und dasselbe nirgends suchen auszubreiten? 2. Ist es recht, daß wir allerorten soviele Studenten der Theologie haben und geben ihnen doch nicht Anlaß, daß sie anderwärts in dem geistlichen Weinberge Jesu Christi arbeiten helfen? 3. Ist es recht, daß wir evangelische Christen auf allerlei Kleiderpracht, Wohlleben in Essen und Trinken und anderes soviel Unkosten wenden, aber zur Ausbreitung des Evangeliums bisher noch auf keine Mittel bedacht gewesen sind? In der andern Schrift machte W. offenbar im Hinblick auf die scheinbar so erfolgreiche Missionsarbeit des Jesuitenordens den Vorschlag, alle protestantischen Missionsfreunde möchten sich zu einer über ganz Deutschland ausgebreiteten Jesusgesellschaft zusammenschließen, welche den Zweck verfolgen sollte, Candidaten der Theologie in die Heidenländer auszusenden und sie dort durch fortlaufende Unterstützungen zu erhalten.

Beide Tractate überreichte W. dem Corpus evangelicorum. Dieses prüfte sie und besprach sie mit Anerkennung, vertröstete aber den Verfasser, als er um Beihülfe zu seinen Unternehmungen bat, auf bessere Zeiten. Unterdessen waren seine Pläne auch in theologischen Kreisen bekannt geworden. Sie fanden auch hier und da Anerkennung, bis sich plötzlich das Gerücht verbreitete, W. sei ein Schwarmgeist und ein Feind des kirchlichen Lehrstandes. Während seines Aufenthaltes in Regensburg war er nämlich mit dem bekannten Theosophen und Mystiker Johann Georg Gichtel, dem Herausgeber der Schriften Jakob Böhme's, in Verbindung getreten und hatte mit ihm gemeinsam allerlei Pläne zur

Besserung der kirchlichen Schäden entworfen. Durch diesen Verkehr wurde W. der orthodoxen lutherischen Geistlichkeit verdächtig. Der Regensburger Superintendent Johann Heinrich Ursinus ließ eine „Wohlgemeinte, treuherzige und ernsthafte Erinnerung an Justinianum" drucken, worin er ihm chiliastische Irrlehren, münzerischen und quäkerischen Geist, ja selbst die Absicht der Leutebetrügerei vorwarf und alle Rechtgläubigen nachdrücklich vor der Betheiligung an der geplanten Jesusgesellschaft warnte. W. antwortete durch eine „Wiederholte, treuherzige und ernsthafte Erinnerung und Ermahnung an alle evangelische Obrigkeiten, christliche und jesusliebende Herzen, die Bekehrung ungläubiger Völker vorzunehmen". Diese Gegenschrift führt eine weit schärfere Sprache als ihre Vorgänger. Sie macht die herrschenden Kreise, namentlich die Geistlichkeit, für alle Schäden der Kirche verantwortlich, weist darauf hin, wie wenig die evangelische Christenheit bisher den Missionsbefehl Christi Matthäi am letzten geachtet habe, wünscht die Wiedereinsetzung des predigend reisenden Apostelamtes nach dem Vorbilde des Paulus und fordert endlich alle lutherischen Obrigkeiten auf, an jeder Universität ein Collegium de propaganda fide einzurichten, in welchem Studenten der Theologie in allem unterrichtet werden sollten, was einem Heidenbekehrer zu wissen und zu können nöthig ist. Da aus Furcht vor der Geistlichkeit kein Regensburger Verleger diese Schrift herauszugeben wagte, mußte sie W. in Holland drucken lassen. Bald reiste er auch selbst dorthin, weil seine Missionsaufrufe in Deutschland so wenig Entgegenkommen fanden. Er beschloß deshalb, seinem Missionsworte wenigstens die eigene Missionsthat folgen zu lassen. Nachdem er seinen Genossen Gichtel beauftragt hatte, in der Heimath für die Heidenbekehrung zu wirken, begab er sich nach Zwoll zu dem ihm befreundeten Prediger der dortigen lutherischen Gemeinde, dem Schwärmer Friedrich Breckling, ließ sich von diesem zum Apostel der Heiden weihen, legte seinen Freiherrntitel ab und errichtete mit dem größten Theile seines Vermögens eine Stiftung zu Gunsten solcher Studenten, die sich dem Missionsdienste widmen wollten. Dann schiffte er sich von Amsterdam aus nach dem holländischen Guayana ein, um dort die Eingeborenen zu bekehren. Ueber seine Erfolge ist keine Kunde in die Heimath gelangt. Unter seinen deutschen Freunden verbreitete sich einige Jahre später das Gerücht, er sei am Rio Essequibo von wilden Thieren zerrissen worden.

Die Nachwelt hat seine Bestrebungen gerechter beurtheilt als die Zeitgenossen. Zwar haben ihn einige Kirchenhistoriker einen Schwärmer, andere einen Missionsfanatiker genannt, alle aber stimmen darin überein, daß er voll selbstloser Begeisterung seine Stellung, sein Vermögen und selbst sein Leben opferte, um sich an der Lösung der damals fast noch nirgends anerkannten Missionsaufgabe der evangelischen Kirche zu betheiligen.

Zedler, Universallex. — G. Arnold, Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie 2, 203. — Jöcher. — Herzog, Realencyklop. 10, 42 ff. — Wiggers, Geschichte d. evangelischen Mission 1, 29—30. — Plitt, Kurze Geschichte d. lutherischen Mission, S. 32 f. (neue Ausgabe von Hardeland 1, 22 f.). — Grössel, Justinianus von Welz (in Faber's Missionsbibliothek 1891). — Grössel, Missionsgedanken in der lutherischen Kirche Deutschlands im 17. Jahrhundert (Allgemeine Missionszeitschrift 1894, Heft 9).

Viktor Hantzsch.

Wendel *): Johann Andreas W., geboren zu Eisfeld in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts, gab in Nürnberg eine Zeit lang die Zeitschrift „Der Verkündiger" heraus, wurde 1809 Professor am Gymnasium in Coburg

*) Zu Bd. XLI, S. 714.

und 1819 Director desselben. Neben philologischen Schriften verfaßte er auch eine Reihe philosophischer, die von guter Kenntniß der Philosophie seiner Zeit und auch von selbständigem Urtheil zeugen, so: „Grundzüge und Kritik der Philosophie Kant's, Fichte's und Schelling's" (Cob. 1810, 2. Aufl. 1824); „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Deutschland überhaupt und über die Schelling'sche Philosophie" (Nürnb. 1813); „Ueber die Errichtung des Reichs der Schönheit. Eine vollst. Theorie der schönen Künste" (2. Aufl., Nürnb. 1807); „Anfangsgründe der Logik" (Cob. 1815); „Skeptische Logik oder Darstellung der vermeintlichen Wissenschaft der Logiker von ihrer schwachen Seite, vornehmlich in Hinsicht auf Begriff, Satz und Schluß" (Cob. u. Lpz. 1819); „Moralische Vorlesungen nach Gellert's Idee" (Jahrbuch der Moral, Cob. 1817).

Krug, Allg. Handwörterb. d. philos. Wissensch. —i—

Wendt*): Amadeus W., geboren zu Leipzig am 29. September 1783, besuchte die Thomasschule und später die Universität daselbst, widmete sich anstatt der Theologie, für die ihn die Seinigen bestimmt hatten, der Philologie und Philosophie, wandte sich aber auch bald der Musik unter Schicht, sowie dem Studium der Poesie zu. 1804 wurde er Doctor der Philosophie und fungirte ein Jahr als Hauslehrer in einer adeligen Familie bei Großenhain, kam dann mit seinem Zögling zurück nach Leipzig, wo er sich 1808 mit der Dissertation: „De fundamento et origine dominii" in der philosophischen Facultät habilitirte, nachdem er vorher noch eifrig Jurisprudenz getrieben hatte. 1811 schrieb er zum Antritt einer a. o. Professur der Philosophie, die ihm verliehen worden war, „De confinio poeseos epicae atque historiae". Im J. 1816 erschien eine Abhandlung von ihm über den Gebrauch der Psychologie bei der Bibelerklärung, die von Beschäftigung mit der Theologie zeugt. In demselben Jahr erlangte er eine ordentliche Professur der Philosophie, die er bis 1829 bekleidete, in welchem Jahre er einem Rufe als Professor der Philosophie nach Göttingen folgte, wo er am 15. October 1836 starb. Litterarisch war er auf den verschiedensten Gebieten sehr thätig. Er veröffentlichte als wissenschaftliche Arbeiten außer den erwähnten noch: „Grundzüge der philosophischen Rechtslehre" (Lpz. 1811); „Reden über Religion oder die Religion an sich und in ihrem Verhältniß zur Wissenschaft, Kunst" u. s. w. (Sulzbach 1813); „De rerum principiis secundum Pythagoreos" (Lpz. 1817); „Philosophie der Kunst" (Lpz. 1817). Später wandte er sich der Geschichte der Philosophie vornehmlich zu und gab den Grundriß der Geschichte der Philosophie von Tennemann in neuer Bearbeitung heraus, 3. Aufl. dieser Bearbeitung (Leipzig 1829), die heutigen Tages, besonders wegen der reichen litterarischen Angaben, noch nicht ganz veraltet und als Wendt's dauerndstes Verdienst auf philosophischem Gebiete anzusehen ist. Seine vielen kritischen und auf Kunst sich beziehenden Abhandlungen, die in Litteratur- und musikalischen Zeitungen erschienen, gehen darauf aus, „die ästhetische Kritik auf philosophische Weise zu begründen oder Epoche machende Erscheinungen im Gebiete der Kunst — zu beleuchten". Hierher gehören auch seine Schriften: „Rossini's Leben und Treiben" (Lpz. 1824); „Ueber die Hauptperioden der schönen Künste oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte dargestellt" (Lpz. 1831). Verdient machte er sich als Herausgeber des „Leipziger Kunstblatts" (1817 und 18), des „Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen" (1821—25), sowie des „Deutschen Musenalmanachs", zuerst in Leipzig, sodann in Göttingen. Als eifriger Freimaurer hat er veröffentlicht: „Ueber Zweck, Mittel, Gegenwart und Zukunft der Freimaurerei" (Lpz. 1828). In der Philo-

---

*) Zu Bd. XLI, S. 718.

sophie nahm er keinen entschiedenen Standpunkt ein, ist vielmehr als Eklektiker zu bezeichnen, indem er die Gegensätze auszugleichen suchte.

Krug, Allg. Handwörterb. d. philos. Wissensch., wo der Artikel auf Wendt's eigenen Angaben beruht. — Noack, Philosophie-geschichtl. Lexicon.

Heinze.

Wengen*): von W., schweizerischer Liederdichter aus einem ursprünglich edelfreien Geschlecht, das dann verarmte und erst den Grafen von Toggenburg, zuletzt dem Kloster St. Gallen dienstbar wurde; ihr Burgsitz stand „über dem rechten Murgufer in dem heutigen thurgauischen Dorfe Wängi oberhalb Frauenfeld". Der Dichter war ziemlich sicher Burkart v. W., 1258—73 zu belegen, 1296 bereits todt. Erhalten sind von ihm (nur in der Heidelberger Sammlung) sieben lehrhafte Strophen; eine achte, die sonst den Fahrenden Stolle und Hardegger zugewiesen wird, spricht ihm Roethe (gegen Bartsch's Zweifel) mit Recht ab. — Wir haben eine kräftige, in den localen Verhältnissen wurzelnde, dichterisch mäßig begabte Persönlichkeit vor uns. Wie der damalige Abt von St. Gallen ist W. — unter allen deutschen Spruchdichtern allein — eifriger Parteigänger des Papstes und Anhänger Heinrich's Raspe (1246); er preist in einem Schmeichelspruch den Dichter und Dichtergönner Walther von Klingen, ermahnt aber auch die Thurgauer an den bedrängten Grafen von Kiburg treulich festzuhalten. Ritterlichkeit steht ihm überhaupt vor weltlichem Ansehn und denen die reich sind, aber nicht ritterlich, will er von den rechten Rittern den Gruß verweigert wissen. Ein armer Ritter, der die Romantik an Artus' Hof und die archaistische Minnewelt Klingen's der realistischen Zeit gegenüber bevorzugt, den aber vor den Irrwegen der Ulrich von Liechtenstein oder Fouqué die schweizerische Nüchternheit bewahrt, erhofft er von dem neuen König, der wieder wie der Mond von der geistlichen Sonne sein Licht nimmt, eine neue Zeit; aber er verkündet sie in ziemlich trockenen, reim- und bilderarmen Strophen und kommt in seiner Technik in schlimme Nähe mittelmäßiger Fahrender.

Text: in Bartsch, Schweiz. Minnesinger, S. 84 f. — Litteratur: ebd. S. LXI; v. d. Hagen, MS. 4, 458; Bächtold, Gesch. d. d. Lit. in der Schweiz, S. 152; Roethe, Reinmar von Zweter, S. 180.

Richard M. Meyer.

Wenzel**) (der Heilige), böhmischer Herzog, angeblich Enkel Bořivoj's und der Ludmilla, des ersten Herzogspaares des Czechenstammes in Böhmen aus dem Hause der Přemysliden, war nach gewöhnlicher Annahme der älteste Sohn Herzog Wratislav's († 920?), der einst vereint mit seinem älteren Bruder Spitighniew Böhmens Unabhängigkeit gegen die Mährer (und Ungarn) geschützt hatte und nach Spitighniew († 912?) allein die Oberherrschaft über die slavischen Stämme in Böhmen führte. Wenzel's Mutter war Drahomira aus einem Fürstenhause der Liutizen. W. war unmittelbar nur Herr eines Theiles Böhmens. Davon lag ein kleines Gebiet auf dem rechten Moldauufer, wo später Wenzel's Bruder Boleslav das (Alt-)Bunzlauer Theilfürstenthum besaß. Ueberdies stand W. zu Beginn seiner Regierung unter der Vormundschaft seiner Mutter. Aber mit Klugheit und Festigkeit wußte sie die neue Machtstellung des Prager Herzogshauses gegen die bisher nahezu gleichberechtigten Gentilhäupter des alten Czechengau und die botmäßigen Fürsten im Lande zu sichern, was namentlich durch die Vermählung ihrer Töchter mit einigen derselben gelang. Auch Wenzel's Großmutter Ludmilla arbeitete angeblich durch eifrige Beförderung des Christenthums für den Thron ihres Enkels, den die Lehre vom

*) Zu Bd. XLI, S. 720.
**) Zu Bd. XLI, S. 732.

pflichtgemäßen Gehorsam der Unterthanen gegen die Obrigkeit nur fördern konnte. Sie zuerst unterlag dem Hasse der Gegner, und nicht ohne Erfolg wußten sie die Schuld an der Frevelthat zu Tetin, Ludmilla's Ermordung, der Herzogin Drahomira aufzubürden. Sie verließ das Land, als der mündig gewordene Sohn der Einflüsterung der Großen, die Mutter strebe nach ungesetzlicher Herrschaft, Glauben schenkte.

Bald erkannte W. seinen Irrthum. Er rief die Mutter zurück und trat durch Gebot und Beispiel als eifriger Förderer des Christenthums hervor. In der That gelang es ihm, die neue Heilslehre so fest Wurzel fassen zu lassen, daß sie von nun an alle heidnischen Gegenströmungen verhältnißmäßig leicht überwand. Dagegen erfahren wir nicht, daß Herzog W. die natürliche Politik seines Hauses, die noch im Lande vorhandenen fürstlichen Gewalten zu unterdrücken, weiter verfolgte. Vollends unmöglich fiel es ihm, dem unter K. Heinrich I. erstarkenden Deutschland gegenüber seine Unabhängigkeit zu behaupten. Nachdem schon Herzog Arnulf von Baiern 922 in Böhmen gekämpft, brachte K. Heinrich 929, unterstützt von Arnulf, den Böhmenherzog zur Unterwerfung und zur Zusage eines Jahrestributs. Vielleicht weil W. jede Erneuerung des Kampfes gegen das Reich zurückwies, bot endlich sein eigener Bruder Boleslav die Hand zu des Herzogs Beseitigung. W. wurde bei einem Besuche Boleslav's in Bunzlau, gelegentlich einer Kirchenweihe, ermordet (28. Sept. 935).

Palacky, Gesch. v. Böhmen, Bd. 1. — M. Büdinger, Oesterr. Gesch., Lpz. 1858. — A. Huber, Gesch. Oesterreichs, 1. Bd., Gotha 1885, S. 155 ff.

Bachmann.

Wenzel I.*), König von Böhmen 1230—1253, geboren 1205 als Sohn Přemysl Ottokar's I. und der Konstanze, Tochter König Bela's III. von Ungarn. Entgegen der im Lande geltenden Senioraterbfolge und ohne Rücksicht auf seinen älteren Bruder Wratislaw („Writzelaus“) wurde W. schon 1216 von den böhmischen Großen als Thronfolger angenommen und von Kaiser Friedrich II. bestätigt und belehnt (26. Juli). Damit war die Primogeniturerbfolge wenigstens angebahnt, wenn auch eine förmliche Neuordnung des Thronrechtes noch sehr lange auf sich warten ließ (Nachfolgegesetz Karl's IV. vom 7. April 1348 in Verbindung mit der Gold. Bulle v. Nürnberg u. Metz 1355—1356). Nachdem W. schon als zweijähriges Kind 1207 mit K. Philipp's von Deutschland Tochter Kunigunde versprochen worden war und 1224 das Beilager mit ihr wirklich vollzogen hatte, wies ihm, neunzehnjährig, sein Vater das Pilsner Gebiet zur Verwaltung zu, während Mähren dem jüngeren Wladislaw und nach dessen Tode 1227 dem jüngsten Bruder Přemysl übergeben wurde. Doch blieb da wie dort die Gewalt in den Händen des Königs. Und dies änderte sich auch nicht, als 1230 W. seinem Vater († am 13. Dec.) im Königthume nachfolgte. Die Lausitz behielten die Könige ohnehin in der eigenen Hand.

Dank der kraftvollen Herrschaft seines Vaters sah sich der neue König an der Spitze eines im Innern wohlgeordneten, nach außen angesehenen und mächtigen Reiches, dessen reiche natürliche Hülfsmittel in der Zeit langen Friedens zu allseitiger rascher Entwicklung gelangt waren. Böhmen war wol von Deutschland abhängig und der König deutscher Lehens- und Reichsfürst; aber die Verpflichtungen gegen Kaiser und Reich, die die Fridericiana vom 26. September 1212 bestimmte, kamen kaum noch in Betracht gegenüber Recht und Ansehen, die dem mächtigen Böhmenherrscher im Kreise der Reichsfürsten und am Hofe des Kaisers zustanden. Hatte doch ebendeshalb König Ottokar I. wiederholt sich des Vorrechtes entschlagen, den in größerer Entfernung von Böhmen oder

*) Zu Bd. XLI, S. 732.

auf bairischem Boden stattfindenden Reichstagen Kaiser Friedrichs fern bleiben zu dürfen.

Die Machtstellung Böhmens war groß genug, um in den Händeln der mitteleuropäischen Fürstenhäuser zu jenen Tagen, ja selbst in dem gewaltigen Ringen zwischen Kaiserthum und Papstthum eine wichtige Rolle zu spielen. W. war auch nicht der Mann, um Verwicklungen zu scheuen und stets in kühler Berechnung mit seinen Mitteln hauszuhalten. Dies verwickelte ihn in eine Reihe von Kämpfen, bei denen mehr das partei-politische und dynastische als das wahre Interesse seines Landes zur Geltung kam.

Den Krieg mit Oesterreich hatte jedoch schon Wenzel's Vater 1230 begonnen. Die Ursache liegt nicht klar. Kaum geschah es des mit dem Babenberger verfeindeten, mit Böhmen verwandten ungarischen Königshauses wegen, da eben die Ungarn damals mit Oesterreich Frieden hielten. Wahrscheinlicher sind alte Abneigung (seit 1226) und Grenzhändel. Der Krieg verlief übrigens ergebnißlos, obwol es dem Herzoge von Oesterreich auch sonst an Gegnern wahrlich nicht fehlte. Nachdem die Böhmen in Oesterreich großen Schaden gethan, sah König Wenzel den eigenen Bruder Přemysl von Mähren, der wol nach des Vaters Tode eine unabhängigere Herrschaft forderte, an der Seite der Oesterreicher und diese 1233 siegreich im eigenen Lande. Doch kam es bald zu einer kurzen Waffenruhe und der Böhmenkönig war am 1. Mai 1235 neben anderen Fürstlichkeiten in Stadlau bei Wien der Gast des Herzogs von Oesterreich. Aber noch im selben Jahre brach der Krieg zwischen Friedrich dem Streitbaren und Böhmen-Ungarn von neuem aus und 1236 übernahm König W. zugleich mit andern Fürsten die Vertreibung des unruhigen Herzogs von Oesterreich, den der Kaiser geächtet hatte. Die Böhmen bemächtigten sich der Hauptpunkte des Landes am linken Donauufer. Zu Beginn 1237 war der König in Wien, wo der Kaiser seinen jüngeren Sohn Konrad zum römischen König wählen ließ.

Aber eben jetzt oder doch bald darauf trat eine Wandlung ein. Ursache war vielleicht zunächst nur, daß der Kaiser seine Absicht deutlich zu erkennen gab, die babenbergischen Lande für sein Haus zu gewinnen. Die mit der Execution betrauten Fürsten sollten leer ausgehen. Des Königs Mißstimmung nutzte die Curie, die eben daran war, wegen ihres Streites mit dem Kaiser in Sachen der lombardischen Städte eine antikaiserliche Partei im Reiche zu schaffen. Ohnehin galt bei W. viel mehr als seine staufische Gemahlin das Wort seiner Schwester Agnes, die, seitdem sie der Kaiser 1226 als Schwiegertochter verschmäht hatte, zu den Gegnerinnen der Staufen zählen durfte. Schon 1238 zog sich W. von dem Kampfe um Oesterreich, den der geächtete Herzog je länger desto glücklicher führte, gänzlich zurück und 1239 erfolgte unter der Vermittlung des Baiernherzogs in Passau seine völlige Befriedung mit Oesterreich, zumal der Herzog sich dazu verstand, die schwersten Opfer zu bringen, um sich des gefährlichen Gegners zu entledigen: das linke Donauufer, soweit es österreichisch war, und die Hand seiner Nichte Gertrud, die damals bereits als die Erbin des söhnelosen Herzogs angesehen wurde, sagte Friedrich II. dem Böhmenkönig resp. dessen ältestem Sohne Wladislav, seit 1239 Markgraf von Mähren, zu.

Freilich war damit die Zusage noch lange nicht erfüllt. Es ist sehr fraglich, ob der Babenberger je im Ernste daran dachte, einen so großen, schönen und wichtigen Theil seiner Lande an Böhmen zu geben. Jedenfalls galt er ihm mehr als die Heiligkeit seines Wortes: er fügte sich wol nur dem Drange der Noth. Als er dieser entronnen war, ja der Kaiser selbst mit ihm Frieden gemacht und ihm seine Lande (ohne Ausscheidung des an Böhmen zugesagten Gebietes) neuerdings geliehen hatte, dachte Friedrich weder mehr an die Landabtretung an Böhmen noch an die Vermählung seiner Nichte mit dem mährischen

Markgrafen. Aber auch der Böhmenkönig trat 1240 auf die Seite des Kaisers über und — was noch wichtiger war — er griff das erschöpfte Oesterreich neuerdings mit Waffengewalt an. Doch begnügte er sich im Frieden mit dem neuerlichen Versprechen, daß die gewünschte Heirath vor sich gehen werde (Frühjahr 1241). Ein gleiches Ergebniß hatte im nächsten Jahre der Versuch des Herzogs, den König zur Aufgebung jener Verbindlichkeit mit Waffengewalt zu nöthigen; die österreichischen Ritter, die dem Herzoge nach Mähren ins Feld gefolgt waren, zogen sich vor dem heranrückenden böhmischen Heere zurück. Aber auch so war der Abschluß des Ehebundes zwischen Wladislav und Gertrud noch nicht gesichert. 1244—45 unterhandelte Kaiser Friedrich, damals zum vierten Male verwittwet, mit Herzog Friedrich über die engste Verbindung der Häuser Babenberg und Hohenstaufen: der Herzog sollte König, einer seiner Verwandten Herzog von Krain werden, der Kaiser selbst sich mit der jugendlichen Gertrud vermählen und so das neue Königreich Oesterreich dem Kaiserhause zufallen. Die Pläne der Přemysliden fielen mit der Ausführung solcher Absichten naturgemäß in sich zusammen. Kein Wunder, daß König W., als sich der Herzog im Juni 1245 selbst nach Italien zum Kaiser begab, um persönlich seine Sache zu führen, nun abermals zu rüsten begann und dann zu Beginn 1246 seine Truppen neuerdings in Oesterreich einbrechen ließ. Doch unterlagen sie am 26. Januar zwischen Laa und Staats vor den Oesterreichern. Weil sich aber inzwischen die Verhandlungen des Herzogs mit dem Kaiser zerschlagen hatten und auch die Ungarn Oesterreich bedrohten, willigte Friedrich nicht bloß in die Erneuerung des Heirathsversprechens, sondern auch in die sofortige Vermählung. Im siegreichen Kampfe gegen die Ungarn fand dann der österreichische Herzog einen jähen Tod (15. Juni 1246).

So rasch sich damit die Hoffnungen König Wenzel's auf die Erwerbung der babenbergischen Besitzungen zu verwirklichen schienen, so jähem Wechsel und schwerer Enttäuschung sah er sich bald wieder gegenüber. Auch Margarethe, des verstorbenen Herzogs Schwester und Schwiegertochter des Kaisers erhob auf die Lande Ansprüche, ebenso der Kaiser selbst als Lehnsherr und Haupt des Reiches, dem Oesterreich und Steier heimgefallen seien. Der Ungarkönig dachte an die Gewinnung von Steiermark und mehr. Zu alledem starb Wenzel's Aeltester, der Markgraf Wladislaw Heinrich von Mähren, schon am 3. Januar 1247, und sah sich der König bald in Zwiespalt mit seinem zweiten Sohne, dem ehrgeizigen Přemysl Ottokar, den er noch eben nach dem Bruder zum Markgrafen von Mähren erhoben hatte. Die Gründe, die Přemysl zur Empörung gegen den Vater brachten, die ihm im Lande so großen Anhang verschafften, daß er vorübergehend wirklich in Böhmen die Oberhand gewann und Wenzel's Ausschließung vom Thron naheschien, bis der Vater doch den Sohn mit Gewalt und List überwand, liegen im Dunkeln. War es Wenzel's Art, in der Weise Ottokar's I. seine Gewalt rücksichtslos auch den Nächsten gegenüber zu üben, ohne daß ihm des Vaters Würde und Festigkeit, unabhängiger Sinn und kriegerische Thatkraft eigneten, oder war es wirklich ein Schachzug der staufischen Politik gegen die päpstliche? Im letzteren Falle müßte sich Ottokar II. rasch und gründlich geändert haben.

Ottokar befand sich noch in der Haft seines Vaters, als (4. Dec. 1250) Hermann von Baden, der zugleich mit der Hand der Gertrud die Anwartschaft auf Oesterreich erlangt hatte, und bald nach ihm (13. Dec.) auch Kaiser Friedrich starb. Beide Přemysliden, Vater und Sohn, einigten sich nun zu einem neuen Versuche, die babenbergischen Lande für sich zu gewinnen, der gelang.

Die schweren Heimsuchungen, die Oesterreich seit 1246 getroffen, hatten

das Verlangen nach Ordnung und Frieden allseitig im Lande geweckt. Sie waren aber nur möglich, wenn ein kräftiger Fürst aus mächtigem Hause die Regierung übernahm. Anderseits wollte man die Ansprüche der babenbergischen Familie nicht völlig mißachten. So kam es auf dem Landtage zu Trübensee zu einem Compromiß: man wollte den Sohn des Böhmenkönigs als Herzog aufnehmen, wenn er sich entschlösse, die freilich viel ältere Margaretha von Oesterreich zu heirathen. Im Falle seiner Weigerung sollte einer der jungen Markgrafen von Meißen, Schwestersöhne Margaretha's, berufen werden. Aber die Böhmen nahmen an, und nun vollzog sich im Spätjahr 1251 die Besetzung der Lande ob der Enns und zu Beginn 1252 auch Niederösterreichs ohne Schwierigkeit. Ottokar heirathete Margaretha. Eingeladen von einem Theile des Adels und der alten Verbindung der Lande eingedenk griff er auch nach der Steiermark, die inzwischen zum größten Theil in ungarische Hände gekommen war. Ein schwerer Krieg mit Ungarn, dessen Schauplatz von der mittleren March bis an die Drau reichte, war die Folge. Da erhielt Ottokar die Meldung vom Hingange seines Vaters (22. Sept. 1253), der ihm Böhmen und Mähren hinterließ, nachdem er die Lausitz als Mitgift seiner Tochter an Brandenburg gegeben. Der Krieg wurde abgebrochen und Ottokar begnügte sich mit den Theilen Steiermarks, die nordwärts des Semmering und der nördlichen Kalkalpen lagen.

Außer im Ringen um Oesterreich und im kaiserlich-päpstlichen Conflicte, der zu Lebzeiten Wenzel's nicht mehr zur Ruhe kam, hat derselbe eine wichtigere militärisch-politische Rolle nur noch zur Zeit des großen Mongolensturms gespielt. Es steht nun fest, daß W., ohne es gerade an Thatkraft und Umsicht fehlen zu lassen, der Gefahr des Augenblicks nicht gewachsen war. Er hatte beim Herannahen der Mongolenscharen die Verbesserung und Neuanlage von Grenzwehren und die Befestigung geeigneter Orte im Innern befohlen, ohne sich dabei durch die Klagen des damit schwer bedrückten Landmanns und das Murren der Geistlichen, die trotz ihrer Privilegien zur Mitarbeit herangezogen werden mußten, beirren zu lassen. Aber für die Behütung Mährens, das zudem gegen Norden zum Theil der schirmenden Berge und Grenzwälder entbehrte, geschah offenbar zu wenig. Zur Entscheidungsschlacht bei Liegnitz (9. April 1241), zu der Herzog Heinrich von Breslau gezwungen wurde, als er sich aus dem umlagerten Liegnitz zum herannahenden böhmischen Heere zurückziehen wollte, kam W. um einen Tag zu spät. Die Schlesier unterlagen völlig. Klug und kräftig wehrte W. dann die Tataren vom Einfalle in Böhmen ab. Dann aber verleitete ihn der Vorstoß einer feindlichen Streifschar nach der Oberlausitz und wol auch die Kunde von den Rüstungen der norddeutschen Fürsten zu einem unbedachten Abmarsche an die Nordgrenze Böhmens und an die mittlere Elbe, den die klugen Gegner zur Ueberziehung Mährens zu benützen verstanden. Ihre Absicht war ohnehin nur, sich mit dem in Ungarn stehenden Hauptheere zu vereinigen. Während der König mit seinem Heere bei Königstein im heutigen Sachsen stand, ward Mähren von den Mongolen grauenhaft verwüstet. Die Gegner befanden sich bereits jenseits der ungarischen Grenze in der sichern Nähe der Ihren, als der König, nun auch von deutschen Truppen begleitet, zu ihrer Bekämpfung nach Mähren kam. Er begnügte sich, den Feind außer Landes zu wissen und dem Herzoge von Oesterreich bei der Vertheidigung seines Gebietes beizustehen. Im folgenden Jahre zogen die räuberischen Horden wieder nach dem fernen Osten zurück.

Bedeutsamer noch als die äußeren Vorkommnisse zur Zeit Wenzel's I. waren die gleichzeitigen Wandlungen im Innern Böhmens. Damals zuerst gewann Böhmen, obwol seit Jahrhunderten vom deutschen Reiche abhängig und ein

vielbesuchtes Arbeits- und Erwerbsgebiet deutscher Geistlicher und Kaufleute, in großer Masse deutsche Bürger- und Bauernbevölkerung, der König, Adel und Clerus in jeder Weise Vorschub leisteten. Sie erlangten gegen festen Zins freien Grund und Boden, sie blieben persönlich frei und erhielten die Erlaubniß nach eigenem althergebrachtem Rechte zu leben, deutsche Richter und Geistliche zu haben. Von der Gewalt der slavischen Zapenbeamten eximirt, schlossen sie selbst sich dafür um so enger zusammen. Die deutschen Landgemeinden, in rechtlicher Beziehung vielfach an die benachbarten deutschen Städte gewiesen, empfingen von hier aus auch ihre materiellen und ideellen Impulse. Die Städte ordneten ihre gemeinsamen Angelegenheiten bald auf Städtetagen unter dem Vorsitze des Landesunterkämmerers, der dabei den König vertrat. Die deutschen Städte, ausgezeichnet durch Gewerbsthätigkeit und regen Handel blühten rasch zu Wohlstand empor; die deutschen freien Bauerschaften wurden für ihre slavischen Nachbarn Anreiz und Muster, nach ähnlicher Rechtsstellung zu streben, was vielfach gelang. Von beiden aus verbreitete sich deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsche Bildung überall in Böhmen und Mähren, und dies um so leichter, als die deutschen Siedlungen zwar nur im Westen, Norden und Nordwesten des Landes in geschlossener Masse, aber auch sonst überall und zwar inmitten der slavischen Bevölkerungen sich fanden. Der böhmische Adel aber, der allein noch die Art der Vorfahren zu schützen und zu wahren vermocht hätte, lernte in eben jenen Tagen von dem benachbarten deutschen Ritterthum höfisches Wesen und ritterliche Lebensführung, die er nun in jeder Weise in der Heimath nachzuahmen und zu üben begann; in deutscher Art kleidete und vergnügte er sich, aß und wohnte er, benannte er seine neu erbauten Burgen und sich selbst. Nicht bloß die deutschen Adelsfamilien, die damals in Böhmen Eingang fanden, sondern auch altslavische Geschlechter gaben sich nun lediglich deutsch. Und König W. stellte sich „gleichsam an die Spitze derjenigen Richtung, welche in Böhmen der Zeitgeist den Umständen nach nothwendig nehmen mußte“. Bei ihm fanden die Minnesänger kaum minder gastliche Aufnahme, als an den Höfen von Oesterreich und Thüringen. Jahrelang war Reinmar von Zweter des Königs Gast; ihm selbst, nicht seinem Enkel Wenzel II. wird nun doch wieder das Lied: „Us hoher aventure ein suesse werdikeit“ u. s. w. zugeschrieben, dem freilich höherer Werth mangelt.

Weist solche Art, seine schwankende Politik, der Einfluß seiner Schwester Agnes auf eine gewisse Weichlichkeit seines Empfindens und Mangel an Festigkeit hin, so fehlte es W. andererseits nicht wie oben dargethan an Klugheit und Thatkraft. So nur auch konnte die Jagd sein Lieblingsvergnügen sein, das er einst mit dem Verlust eines Auges — er stieß sich im Wald an einen spitzen Ast — bezahlte („monoculus“). Wenzel's I. Bedeutung für die Geschicke Böhmens ist groß genug, so sehr auch die überragenden Persönlichkeiten des zähen, listvollen Vaters und des weitgebietenden, hochgesinnten Sohnes sie in den Schatten zu stellen geeignet sind.

Bachmann, Geschichte Böhmens, I. Gotha 1898. — Palacky, Gesch. v. Böhmen II, 75 ff. — A. Huber, Gesch. Oesterreichs, Bd. I. — Schirrmacher, Winkelmann, Gesch. K. Friedrich's II. — A. Ficker, Herzog Friedrich II., der letzte Babenberger. Innsbruck 1884. — G. Strakosch-Graßmann, Der Mongoleneinfall in Europa. Wien 1893. Bachmann.

Wenzel II.*), geboren 1271 als Sohn König Přemysl Ottokar's II. von Böhmen und seiner Gemahlin Kunigunde v. Halič-Machow, König von Böhmen 1278—1305. Schon als fünfjähriges Kind spielte W. in den politischen Ab-

*) Zu Bd. XLI, S. 732.

machungen jener Tage eine Rolle, da der deutsche König Rudolf I. (aus dem Hause Habsburg) 1276 den Frieden mit Böhmen durch eine Wechselheirath der beiderseitigen Kinder zu festigen strebte. Der junge Wenzel sollte mit Gutta (Judith) von Habsburg, Gutta's Bruder Hardmann mit Agnes von Böhmen vermählt werden, erstere eine Mitgift von 40 000 Mark Silber erhalten, wogegen Oesterreich nordwärts der Donau als Pfand eingesetzt wurde. Unter diesem Titel gedachte der Kaiser dem schwer gedemüthigten Gegner einen Theil Oesterreichs zu belassen. Bekanntlich wurde damit neuer Krieg nicht vermieden, der zur Niederlage und zum Tode Ottokar's II. in der Schlacht auf dem Marchfelde, zur Occupation Mährens und zum Einmarsche in Böhmen von Seiten König Rudolf's führte. Im Sedletzer Frieden (1278) überließ der deutsche König dem Haupte der Kriegspartei in Böhmen O. v. Brandenburg, dieses Land auf fünf Jahre mit der Vormundschaft über W.; er selbst behielt für ebensolange Mähren; die Vermählung Wenzel's mit des Königs Tochter wurde noch im selben Jahre vollzogen, doch war von einer Mitgift an Land und Leuten, die schon 1277 auf das Egerland herabgemindert worden war, keine Rede mehr.

Der Brandenburger suchte nun allerdings von Böhmen soviel als möglich Nutzen zu ziehen. Er und die Seinen schufen sich durch Habsucht und Gewaltthat rasch zahlreiche Gegner. Aber die Ursache der nachfolgenden Unruhen in Böhmen lag doch auch zum Theile anderswo. Der unruhige Adel wähnte nach des kraftvollen Ottokar II. Tode die Zeit gekommen, willkürlich Gewalt und Unrecht gegen Schwächere zu üben. Bisher an der Seite des Markgrafen, empfand er nun dessen Strenge in Handhabung von Gesetz und Ordnung doppelt streng. Daß Otto Ausländer war, ward zudem ein geschickter Vorwand, eine Reihe von Herren und Rittern gegen ihn zu vereinigen, die sich auch des Einverständnisses mit der Königin-Wittwe Kunigunde versicherten. Die Folge der Entdeckung war, daß sie mit ihren Kindern auf das feste Bösig gebracht und dort in Haft gehalten wurde. Als es ihr gelungen war, zu entkommen, und neue Bewegungen im Lande entstanden, übertrug der Markgraf die Verwaltung Böhmens dem Bischof Gebhard von Brandenburg; er selbst kehrte in die Mark zurück, wohin er aber sein Mündel mit sich führte, freilich mehr um sich seiner zu versichern, als um für Wenzel's Erziehung zu sorgen. Deswegen und zufolge der tyrannischen Härte des Bischof-Statthalters und der Seinen kam es schon 1280 zu einem neuen Adelsaufstand und solcher Verheerung des Landes, daß sich der deutsche König, Herbst 1280, bewogen fand, mit Waffengewalt einzuschreiten. Ohne schwere Kämpfe ward ein Abkommen erreicht, das dem Markgrafen von Brandenburg neuerdings die Vormundschaft bis 1282 zusprach, doch sollte er das Königreich durch böhmische Große — es waren der Bischof Thobias (von Bechin) und Herr Diepold von Riesenburg — verwalten lassen, auch den jungen König gegen eine Entschädigung, die er auf 20 000 Mark berechnete, bis 1. Mai 1281 nach Böhmen zurückschicken. Damit hörte zwar in Böhmen die Fremdherrschaft auf, keineswegs aber anderes Mißgeschick, Hungersnoth und Krankheit, welche damals die Bevölkerung heimsuchten. Da die bedungene Geldsumme wie es scheint nicht bezahlt wurde, entließ der Markgraf auch den jungen W. erst 1283 in die Heimath. Eine Zusage von 15 000 Mark, die ihm W. hatte machen müssen, wurde hinterher von Kaiser Rudolf für erzwungen und ungültig erklärt.

Auch bei sorgfältigerer Erziehung wäre W. 1283, also zwölfjährig, nicht im Stande gewesen, in so schwieriger Zeit die Regierung Böhmens selbständig zu führen. Um so weniger konnte es seinem Stiefvater Zavisch von Rosenberg und Falkenstein, der, ein trotziger hochstrebender Mann, trotz der einstigen Gegnerschaft zu Ottokar II., der Burggraf seiner Wittwe, der Königin Kuni-

gunde, in dem schlesischen Gräz, dann im geheimen ihr Gemahl geworden war, schwer fallen, am Prager Hofe Einfluß zu gewinnen, wohin er sich 1283, öffentlich als Kunigundens Gatte anerkannt, begeben hatte. Er nützte ihn für sich und sein Haus, aber auch für die Herstellung und Aufrechterhaltung von Ordnung und Friede im Lande. Ebendeshalb und zufolge Wenzel's Gutmüthigkeit blieb Zawisch auch nach Kunigundens Tode (1285) der mächtigste Mann im Königreiche. Natürlich hatte er seine Gegner und Neider, denen er im Wege war und die den König gegen ihn, der sich manche Blöße gab, zu gewinnen suchten. Doch wurde seine Stellung erst ernstlich bedroht, als auch die junge Königin Gutta, seit 1287 mit ihrem Gemahl vereint, gegen den herrischen selbstsüchtigen Mann lebhafte Abneigung faßte. Als Zawisch durch seine Verbindung mit der Schwester des Ungarkönigs Ladislaus IV. selbst die Eifersucht, ja Besorgniß Wenzel's erregt hatte und noch dazu gelegentlich der Taufe seines neugeborenen Sohnes dessen Eitelkeit empfindlich verletzte, erfolgte seine Gefangennahme. Nun erhoben sich die Rosenberge zur Befreiung des Gefangenen und ein Bürgerkrieg brach in Böhmen aus, in dem wieder der deutsche König seinen Schwiegersohn unterstützte. Dies beschleunigte Zawisch's Geschick. Im Angesichte seiner Brüder ließ ihn Wenzel's Halbbruder, Herzog Nicolaus von Troppau, der Anführer des königlichen Heeres, hinrichten (1290). Jene flohen nun aus dem Lande.

Uebrigens hatte W. bereits in den letzten Jahren (seit 1288) wenigstens die deutsche Politik selbständig geleitet, in seinen Plänen auf die Erwerbung meißnischer und schlesischer Gebiete auch da von König Rudolf gefördert. Ihm verdankte es auch der Böhmenkönig, daß trotz des Augsburger Reichstagsbeschlusses von 1275 am 26. September 1290 die siebente Kurwürde und das Schenkenamt des Reiches Böhmen zugesprochen wurde (Reichstag zu Erfurt). Die Erwerbung eines Theiles von Schlesien, wo die Herzoge von Teschen, Oppeln und Beuthen huldigten (1291), und die böhmische Herrschaft über Kleinpolen (Krakau und Sandomir, 1292) wurde wirklich angebahnt. Dagegen ließ sich die Abtretung von Dresden und Umgebung, dann der ganzen Mark Meißen und der Lausitz, die Heinrich's des Erlauchten jüngster Sohn, Herr von Dresden, 1289 Wenzel von Böhmen versprochen, nicht durchführen. Uebrigens blieben diese Pläne nicht aufgegeben.

Dem deutschen Könige ward für solche Freundschaft seitens des Böhmenkönigs schlechter Lohn. Zwar den jüngeren Sohn K. Rudolf's, seinen Schwager, war W. zum deutschen König zu wählen bereit. Aber für den älteren, Albrecht von Oesterreich, that er nichts bei des Kaisers Lebzeiten und als Rudolf 1291 gestorben, trat W. entschieden gegnerisch gegen Albrecht auf. Freilich mußte ihm der Gegencandidat, Graf Adolf von Nassau, betreffs der ledigen Mark Meißen versprechen, sie Niemandem zu leihen, so lange nicht W. Gelegenheit gehabt, sein Anrecht auf das Land zu erweisen, und im Streite Wenzel's mit den Herzögen von Oesterreich und Kärnten gütige Vermittlung, und falls diese bis 6. Januar 1293 erfolglos bleibe, einen günstigen Rechtsspruch zusichern. Adolf wurde denn auch am 5. Mai 1292 einstimmig gewählt.

Trotzdem konnte der mächtige, stolze Herzog von Oesterreich, weil auch sonst in vielfältig schwieriger Lage nicht daran denken, sich an W. zu rächen. Unter der Vermittlung seiner Schwester suchte er vielmehr eine Annäherung und Verständigung, worauf 1293 wirklich eine Aussöhnung zu Stande kam. Ein wirklich freundschaftliches Verhältniß trat aber zwischen den beiden Schwägern, dem ebenso begehrlichen wie mächtigen, dabei eiteln und kleinlichen König, und dem festen, weitstrebenden Habsburger, einer wahrhaft echten Herrschernatur, jetzt so wenig ein wie früher. Schon zur Zeit des österreichischen Adelsaufstandes nach Albrecht's schwerer Erkrankung war die Haltung des charakterschwachen W.

seinem Schwager gegenüber mehr als zweideutig. Als dann der Gegensatz zwischen Albrecht und König Adolf immer schärfer hervortrat, hielt sich W. zu letzterem, mit dessen Sohn er nun (wie 1292 vereinbart) seine Tochter Agnes vermählte (1296). Als aber dann Adolf's Vorgehen in Meißen und Thüringen wie anderswo so auch in Prag verletzte, und die jugendliche Agnes bald nach der Vermählung starb, da wandte sich W. von Adolf wieder ab und seinem Schwager Albrecht zu.

Gelegentlich seiner Königskrönung, Pfingsten 1297, zu Prag, wurden von W. und den zahlreich anwesenden Kurfürsten die Abmachungen getroffen, denen zufolge Adolf gestürzt und Albrecht von Oesterreich auf den deutschen Thron erhoben wurde. Wichtige Zusagen betreffs der staatsrechtlichen Stellung Böhmens zum Reiche, die Neubestätigung des Erzschenkenamtes und der Erwerbungen Wenzel's im Egerlande, in Thüringen und Meißen, die Verpfändung von Eger selbst, des Pleißner Landes, von Weiden, Floß und Parkstein in der späteren Oberpfalz, endlich die Reichsverweserschaft über das Pleißner Land und die Marken Lausitz und Meißen waren Wenzel's reicher Lohn. Schon am 2. September 1298 empfing er die Huldigung des meißnischen Adels.

Und schon winkten noch größere Erwerbungen im Osten und Südosten. Während jene Theile Polens, die sich seit 1291, 1292 bei Böhmen befanden, sich verhältnißmäßiger Ruhe erfreuten, dauerten in den anderen Landschaften des Reiches Wirren und Kämpfe fort. Die Consolidirung, die von Großpolen aus versucht wurde, mißlang mit dem frühen Tode König Přemysl's (1296). Noch weniger fand dann Wladislav (Lokietek) von Kleinpolen allgemeine Anerkennung. Da endlich trat W. von Böhmen ein, der schon seit 1295 den polnischen Dingen scheint es seine Aufmerksamkeit widmete. Von zahlreichen Fürsten und Edlen freudig begrüßt, kam er im Sommer 1300 nach Polen, heirathete, eben verwittwet, Richsa (Elisabet), König Přemysl's Tochter und wurde nun in Gnesen feierlich zum König von Polen gekrönt. Wladislav entwich über die Grenze.

Kurz darauf starb mit König Andreas III. das Haus der ungarischen Arpaden aus. Des letzten Königs einzige Tochter war schon seit 1298 mit dem Sohne Wenzel's von Böhmen verlobt. Zudem war Wenzel Enkel König Bela's IV. von Ungarn. Näher begründet als seine Anrechte waren freilich jene des neapolitanischen Prinzen Karl Albert, der von einer Tochter König Stephan's V. von Ungarn, Sohn Bela's IV., herstammte. Er wurde denn auch von der Curie (Bonifaz VIII.), die sich ein Verfügungsrecht über Ungarn zusprach, nachdrücklich unterstützt. Aber die Mehrheit der ungarischen Stände dachte an eine Anlehnung Ungarns an das große böhmisch-polnische Reich Wenzel's II. und bot daher diesem die ungarische Krone an (Juni 1301), die er zwar für sich ablehnte, für die er aber seinen (12jähr.) Sohn Wenzel, den Verlobten der Prinzessin Elisabet von Ungarn, empfahl. In der That wurde dieser nach Ungarn geführt und schon am 26. August 1301 zum König von Ungarn (als Ladislaus V.) gekrönt.

Aber die Erwerbung des ungarischen Reiches für das böhmische Königshaus war damit nicht vollzogen; vielmehr erwuchsen jetzt W. II. die größten Schwierigkeiten. Der Papst zog die Entscheidung des ungarischen Thronstreites vor seinen Richterstuhl, was für W. wenig aussichtsvoll, ja unannehmbar war, da Bonifaz längst der Gegenpartei angehörte. Unter einem sprach die Curie W. auch den rechtmäßigen Besitz von Polen ab. Durch zweideutige Haltung zur Zeit des Streites K. Albrecht's mit den rheinischen Kurfürsten (1301) hatte W. diesen neuerdings gegen sich aufgebracht. Er war dem Könige ohnehin zu mächtig. Deshalb bot Albrecht gern die Hand zur Minderung der böhmischen Macht, als sich diese zugleich mit der längst begehrten Aussöhnung mit dem

heil. Stuhle anbahnen ließ (1303). Weit entfernt, Böhmen staatsrechtlich Deutschland gegenüber noch selbständiger als bisher zu stellen, wie 1297/8 in Aussicht genommen war, erhob er nun Forderungen, wie sie bis nun ein deutscher König an den böhmischen Fürsten niemals gerichtet (Bergwerkszehnt oder Zahlung von 80 000 Mark Silbers) und drohte im Weigerungsfalle mit Krieg. W. suchte sich dagegen zwar durch ein Einvernehmen mit König Philipp von Frankreich und allen unzufriedenen Elementen im Reiche zu decken, aber für den Gang der ungarischen Dinge, die sein Söhnlein natürlich nicht zu leiten vermochte, war dies ohne Belang. Noch machte W. (Juni 1304) einen Versuch, durch einen Kriegszug nach Ungarn die Stellung seines Sohnes zu festigen. Aber er fand ihn in so trauriger Lage, daß kaum etwas anderes übrig blieb, als ihn mit sich nach Böhmen zu führen (August 1304), gerade zeitig genug, um hier dem Angriff des deutschen Reichsheeres zu begegnen, das König Albrecht und sein Sohn Rudolf von Oesterreich befehligten. Hinter den aus Ungarn heimziehenden Böhmen brachen dann auch ungarische Scharen, von Karl Robert selbst geführt, in Mähren und Böhmen ein. Doch gelang es W., der jede Hauptschlacht vermied, mit Hülfe der vorgerückten Jahreszeit die Gegner zur Aufgebung der Belagerung von Kuttenberg und zur Räumung des Landes zu bringen. Beendet war freilich der Krieg deswegen noch lange nicht. K. Albrecht blieb ein furchtbarer Gegner, wenn auch Verrath in den Reihen der deutschen Fürsten sich zeigte. Aber auch König W. war zur Fortführung des Kampfes entschlossen und zog selbst schlesische Scharen, die sein Schwiegersohn, Herzog Boleslav von Breslau, führte, an sich. Da starb er, am 21. Juni 1305, „noch nicht vierunddreißig Jahre alt an der Abzehrung, die wohl eine Folge der Erschöpfung seines schwächlichen Körpers durch Sinnengenuß“ war. Sein Sohn und Nachfolger Wenzel III. gewann von König Albrecht, seinem Oheim, einen billigen Frieden (5. August). Er regierte aber nur bis zum 4. August 1306, und mit ihm erlosch im Mannesstamme das alte Přemyslidische Herrscherhaus Böhmens.

Auch die Regierung K. Wenzel's II. ist für die innere Entwicklung Böhmens von nicht geringer Bedeutung. Zunächst erstarkte das deutsche Bürger- und Bauerthum in Böhmen, für das die Zeiten Ottokar's II. ungemein günstig gewesen, noch weiterhin, wenn man auch darin nicht direct den König auf den Pfaden seiner Vorfahren findet. Schon machte sich ja im Lande eine antideutsche Gegenströmung vor allem in den Reihen des Kleinadels geltend, deren Beweggründe freilich wesentlich nur Neid und Eifersucht waren, mit der aber der König — nach den Erfahrungen seines Vaters — immerhin rechnen mußte. So hatte auch die Ausgestaltung der städtischen Gerichtsbarkeit — (1287 befahl der König, daß von nun an für die böhmischen Städte fränkischen Rechts die Berufung an die Altstadt Prag, für jene mit sächsischem Recht die Appellation an die Schöffen von Leitmeritz zu erfolgen habe) —, die Nebenbedeutung, daß der König die allzu innige Verbindung des deutschen Bürgerthums in Böhmen mit den nord- und süddeutschen Gemeinwesen zu lösen suchte. Auch die Zeit Wenzel's als die Periode der Entwicklung ständischer Rechte für das Bürgerthum zu bezeichnen, geht nicht wohl an. Zwar wird um 1281 berichtet, daß bei den Berathungen über die Beseitigung der brandenburgischen Herrschaft auch die Städte beigezogen wurden, und im J. 1297 soll W. nach dem Berichte des Abtes von Königsaal neben den Baronen und Rittern auch die Bürger zu seinem Krönungsfeste geladen haben: aber weder die erstere noch und zwar viel weniger die Zusammenkunft von 1297 kann als ein „Landtag“, an dem das Bürgerthum Antheil hatte, bezeichnet werden. Zum Andenken an das glanzvolle Fest seiner Krönung stiftete W. (3. Juni 1297) in dem von ihm 1291 neu ge-

gründeten Cistercienserkloster Königsaal die neue Kirche. Jenes Kloster hat er mit Rechten und Einkünften reich ausgestattet, sowie er der Kirche und namentlich den Cisterciensern seine volle Gunst zuwendete. Daneben vergaß W. nicht seine weltlichen Pflichten. Gingen auch seine Pläne betreffs Errichtung einer böhmischen Universität und der systematischen Verbesserung des böhmischen Rechtes nicht in Erfüllung, so half er hier wenigstens im einzelnen mit klugen Vorschriften nach und hat er sich um die materielle Entwicklung seiner Landschaften namentlich durch die Ordnung des Münzwesens kein geringes Verdienst erworben. Die Klage über den frühen Heimgang des Königs war deshalb auch groß und nachhaltig.

Palacky, Gesch. v. Böhmen II, 290 ff. — Huber, Oesterr. Gesch. II, 28 ff. — O. Lorenz, Deutsche Gesch. im 13. u. 14. Jahrh., 2. Bd., Wien 1867. — A. Bachmann, Oesterr. Reichsgeschichte. Prag 1896.

Bachmann.

Werthes: Friedr. Aug. Clemens W. (s. oben S. 132). Zu diesem Artikel ist jetzt zu vergleichen: Theod. Herold, F. A. C. Werthes und die deutschen Zriny-Dramen. Litterar. Forschungen 1897.

Wesenbeck*): Matthaeus von W., kurbrandenburgischer Staatsmann, geboren 1600 in Westfalen(?), † am 24. April 1659 in Bremen. Die Familie W. stammt aus Brabant, ihr Stammhaus Wesenbeck liegt bei Brüssel, unweit von Vossem. Der Urgroßvater des M., Petrus, wußte sich als Rathsherr von Amsterdam in den Religionswirren klug zurückzuhalten, der Großvater, Matthaeus, aber wanderte wegen seiner Neigung zum Protestantismus, die er hauptsächlich in Paris gewonnen, nach Deutschland aus, trat in Jena zum reformirten Glauben über, wodurch er seines Vermögens verlustig ging, und wirkte von 1556 bis 1586 als Professor der Rechte in Jena und in Wittenberg; ihm confirmirte Kaiser Maximilian unter dem 16. April 1575 den „alten Adel" der Familie. Vom Vater des M., Anastasius, wird nur überliefert, daß er 1569 zu Jena geboren wurde und zu Verden bei Bremen starb; die Mutter war Margarethe von (??) Schnedermann aus dem Hause Strohm im Stifte Bremen.

Ueber das Jugendleben Wesenbeck's ist nichts bekannt; im Frühjahr 1622 wurde er auf der Universität zu Frankfurt a. d. O. immatriculirt, jedenfalls in der juristischen Facultät, als „Matthaeus Wesenbecius, Matthaei Juris Consulti nepos", und zwar kostenlos, wol um des berühmten Großvaters willen, nicht als „pauper", da er später einmal seiner „ins landt gebrachten Patrimonialgueter" erwähnt. Ob er dann in den Kriegsstürmen wirklich „eine Zeit lang als Doppelsöldner gedient" hat, wie Droysen (Preußische Politik III, 192) erzählt, dafür liegt mir keine urkundliche Quelle vor. Am 10. Mai 1630 wurde W. vom Kurfürsten Georg Wilhelm „zue unserm Rath und Diener in unserer Neumärkischen Regierung zue Cüstrin gnediglich angenommen und bestallt", obwol W. „ein frembder in dero Churfurstenthumb undt Landen" war, wie er selbst dankbar hervorhebt. Seine Dienste fanden bald Anerkennung: „umb Johannis 1634" wurde ihm „zu mehrer Ergetzlichkeit und Zuelage der Besoldung" noch die „Hoff Advocatura Fisci" übertragen, und 1639 ward er in den bis zum Mai 1641 bestehenden Kriegsrath (Kriegs-Cantzley) nach Berlin berufen, zugleich am 25. Juli 1639 zum „Hoff- und Cammergerichts-Raht zu Cöln an der Spree bestellt", — eine Berufung, die W. namentlich auch wegen der sehr unregelmäßig eingehenden Besoldung annehmen mußte, „wie ungern es (sein Scheiden) auch die Regierung und das gantze Land (Neumark) gesehen". Bereits nach Jahresfrist aber begann seine diplomatische Thätigkeit, die nun sein Leben

*) Zu S. 138.

mit geringen Unterbrechungen ausfüllen sollte. Kurfürst Georg Wilhelm betraute ihn im Sommer 1640 mit der Führung der pommerschen Stimme im Fürstenrathe auf dem Reichstage zu Regensburg, wo er sich bis zum October 1641 bethätigte, nicht immer zur Zufriedenheit der anderen brandenburgischen Abgesandten, namentlich nicht des J. F. v. Loeben, der ihm vorwarf „er wäre zu vorschnell in seinen consiliis, praecipitire sich sehr und gäbe gar schädliche consilia"; „er disputire gern, movirete viele dubia, vergesse aber die decisiones, und dies alles machete kein gutes Geblüte" (Loeben's Tagebuch). Auch seine Relationen waren weitschweifig und trocken, was seine Feinde, die ihm als Ausländer und vielleicht auch als Reformirten (Loeben z. B. war lutherisch) erwuchsen, benutzten „seinen Verrichtungen etwas anzumachen", wie der ihm wohlwollende Waldeck noch 1653 warnend schrieb. Doch müssen seine Verdienste weit überwogen haben: im Mai 1643 wurde W. allein auf den Reichsdeputationstag nach Frankfurt a. M. entsandt; hier führte er bis zum Mai 1645 im Kurfürstenrathe wie im Fürstenrathe die brandenburgische und pommersche Stimme, mit Unterstützung des Culmbachischen Kanzlers U. C. von Feilitsch, dann des Nürnbergischen Gesandten Dr. T. Oelhafen für die pommersche Stimme. Der von vornherein vom Großen Kurfürsten als nutzlos angesehene Deputationstag gab W. doch Gelegenheit zu energischem Auftreten: wie er sich keineswegs geneigt finden ließ, sich der Majorität der Kurfürsten einfach anzuschließen, wobei er gegen die Beschwerde jener (d. d. 20. Juli 1644) von seinem Kurfürsten durchaus gerechtfertigt wurde: „dem Gesandten sei nicht zu verdenken, daß er de novo emergente, so nicht instruiret, sorgfältig sei". Denn die Selbständigkeit des Gesandten fand allerdings ihre feste Schranke an den Beschlüssen des „Geheimen Raths" in Berlin, wenn auch nach dessen „Instructionen" nicht selten die Gesandten vergeblich ausschauten.

Als es sich um die Beschickung der „Generaltraktaten" zu Osnabrück und Münster handelte, wünschte W. selbst dringend, nunmehr „eine Zeit lang bei den Seinigen bleiben zu können, da in so langer Zeit manches im Hauswesen versäumt werden könne"; doch hielt der Geheime Rath dafür, W. „habe die Sachen am besten innen", ja W. wird selbst zum Geheimen Rath in Vorschlag gebracht „da er tam in publico quam privato jure wohl versiret und aus seinem Aufenthalte in Regensburg und Frankfurt das jus publicum imperii kenne". W. verlangte vor allem Aufbesserung seines Gehaltes, da er bei seiner „mühe Arbeit und dabei travaillien im Reysen" sein eignes Vermögen und seiner beiden Hausfrauen Ehegeld „gäntzlich einzehre und darüber noch schulden in- undt außerhalb Landes" habe machen müssen. Seine berechtigten Ansprüche wurden vom Kurfürsten bewilligt und als einer der fünf brandenburgischen Gesandten, Dr. Fritze, Ende August 1645 in Osnabrück vom Schlage getroffen wurde, trat W. an dessen Stelle, wiederum speciell für Pommern, und blieb vom September 1645 an bis zum Februar 1649 in Osnabrück wie auch in Münster in unausgesetzter Thätigkeit; seine Unterschrift steht mit unter der Ratificationsacte vom 18. Februar 1649. An dem Danke, den der Geheime Rath in Berlin den Gesandten spendete: „sie werden für ihre große Mühe, Arbeit, Sorge und Behutsamkeit, so dieselbe so Nachtes als Tages über die vier Jahre dabei unausgesetzt angewendet, nicht allein bei der itzo lebenden, sondern auch der Posterität ein unsterbliches Lob und guten Nachruhm zu erwarten haben", hat W. einen vollen Antheil.

Kaum war dieses große Geschäft beendet, wurde W. im April 1649 auf den Executionstag nach Nürnberg geschickt, wo es ihm aber nicht gelang, die von Schweden in den Restitutionsreceß hineingebrachte „hinterpommersche Clausel" — daß nämlich die Räumung erst erfolgen solle „wann zuvorderst . . durch

Entscheidung der Grenzen . . eine völlige Richtigkeit getroffen" sei — zu beseitigen, wenn er auch seine Unterschrift nicht gab. Doch gelang es Konrad von Burgsdorff, den W. im August 1650 zu Eger im Bade aufsuchte, die große Unzufriedenheit des Kurfürsten deswegen zu beschwichtigen. Erst Ende December 1650 konnte W. Nürnberg verlassen, zuletzt wieder durch Geldmangel aufgehalten. Zum Lohn seiner Dienste wurde W. Anfang 1651 zum Kanzler des Fürstenthums Minden bestellt und er hoffte nun nach seinen „fast 10 Jahre lang continue gewehrten legationibus publicis . . bei nunmehr herantrettenden Alter undt zuegenommenen grauen Haaren durch einige gnädigste Ergözlichkeitt wiederumb fruchtbarlich" zu werden.

Wol die Erfahrungen bei den westfälischen Friedensverhandlungen, wo sich namentlich die kaiserlichen Gesandten wiederholt gegen die „bürgerlichen" Gesandten ausgelassen, hatten W. veranlaßt, sich die kaiserliche Confirmation des Adels seines Großvaters zu erwirken, die am 5. Mai 1650 erfolgte „obwohl obbesagter sein Groß Vatter, Vatter und Er selbst solch Adenlichen Standt und herkommen sich allerdings nicht gebraucht, noch auch allewege mit von Geblueth Adelichen, jedoch aus gut alt familien und Geschlechtern gebornen Frawens Persohnen verheyrath". Das dem Großvater verliehene Wappen — lazurfarbener Schild mit goldenem Querbalken, 3 silbernen Lilien und 3 goldenen Kugeln — wurde ihm mit einer goldenen Königskrone auf dem Helme vermehrt, da er sich „zu Unserem, des Heiligen Römischen Reichs gemeinen Weesens, sonderlich auch Unsers Ertzhauss Oesterreich dienst, besten und Wohlfahrt, nutz und rühmblich zu seinem selbst eignen unsterblichen Lob gebrauchen lassen". Jene „Ergözlichkeit" der Ruhe währte für W. nicht lange; 1653 begannen wieder seine „Missionen", die ihn durch ganz Deutschland führten. Vom October bis December 1653 besuchte W., auf dem Wege nach Essen, wo er den Kreistag überwachen sollte, die drei braunschweigischen Höfe, um eine Annäherung an Brandenburg anzuknüpfen, worüber der Kreistag zu Ende ging. Von Januar 1654 ab reiste er nach Kassel, nach Paderborn, wieder nach Minden, zu der beabsichtigten evangelischen Präliminarzusammenkunft, und wiederholt nach Hamburg — zur Conferenz der niedersächsischen Kreisbeamten und wegen der Streitigkeiten zwischen Schweden und Bremen, die der Vertrag zu Stade endigte (25. Novbr. 1654). Im selben Jahre noch war W. wieder in Osnabrück zu der durch den Bischof von Münster berufenen „Präliminar-Versammlung" an Stelle des durch den Streit zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg behinderten westfälischen Kreistages. Im September 1655 wurde W. zum „wirklichen geheimen Raht in Unser Residenz zu Cölln an der Spree berufen", doch schon 1656 wieder zu den Verhandlungen mit Rußland und mit Schweden in Labiau und in Elbing verwendet, im April 1657 zu den Verhandlungen mit Dänemark in Berlin.

W. starb zu Bremen „wohin er sich ohnlengst einiger seiner privat angelegenheiten halber mit denen seinigen zu verreissen gemussiget worden", am 24. September 1659, einem Sonntage, „nachdeme er noch selbigen Tages aldae die Kirche besuchet undt dem Gottesdienste fleißig beygewohnet, auch sich sonst noch bey gesunden undt gutem verstande befunden, Abents zwischen 8 und 9 Uhren, an einem Schwindell und vermuthlich darauf erfolgten schlag, plötzlichen Todtes". Ein schönes Ende seines vielbewegten Lebens! In der Liebfrauenkirche zu Bremen ward er beigesetzt, und ihm ein „Grab- und Ehrenmonument" errichtet.

W. war zwei Mal verheirathet, mit der Magdalena Hübner zu Berlin, die schon 1630 zu Küstrin starb, und mit Maria Magdalene v. Hardesheim († 1686 zu Bremen). Von acht Kindern überlebten den Vater vier Söhne (die alle in Frankfurt a. O. studirten) und eine Tochter. Der zweite Sohn pflanzte den Namen Matthaeus fort, der noch in drei Generationen wiederkehrt. Die Familie

besaß die Güter Grimnitz und Balkow bei Frankfurt a. O., sodaß sich Wesenbeck's so oft bedrängten Geldverhältnisse wesentlich gebessert haben müssen; der Sohn Matthaeus konnte eine Staatsstellung verschmähen, um „in vita contemplativa sibi et musis relictus“ auf seinen Gütern zu leben.

W. gehört der „neuen staatsmännischen Schule“ an, die der Große Kurfürst sich heranzubilden wußte, deren Glieder bei allen gegenseitigen „Rivalitäten und Heftigkeiten“ in der Hingebung an ihren Herrn wetteiferten, der ihnen „das Selbstgefühl des Mitschaffens an einem großen und zukunftsreichen Werke zu geben verstand“ (Droysen a. a. O.). In der Geschichte der „Wiederherstellung der Brandenburgischen Staaten nach dem 30jährigen Kriege“ darf W. eine zwar keineswegs ausschlaggebende, aber doch nicht ganz unbedeutende Stelle eingeräumt werden.

Acten des Königl. Preuß. Geheimen Staats-Archives. — Matrikel der Universität Frankfurt a. O. ed. E. Friedlaender, Leipzig 1887 f. — Urkunden u. Actenstücke z. Gesch. des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg (Erdmannsdörffer), Berlin 1864 ff. — Protokolle u. Relationen d. Brandenburgischen Geheimen Rathes (O. Meinardus), Berlin 1889 ff. — Zeiz, Historische u. genealogische Nachrichten von dem . . . Geschlechte der von Wesenbeck, Frankfurt a. O. 1751. Herman Granier.

Wessel *): Johann W., vorreformatorischer Theolog und Humanist, mit dem Beinamen Gansfort oder Gösevort, nach dem westfälischen Dorfe, aus welchem seine Familie stammte, und Basilius, griechische Form für Wessel, geboren zu Gröningen 1400 oder, was wahrscheinlicher ist, 1419, † am 4. October 1489 ebenda. — Er war der Sohn eines Bäckers. Früh verwaist wurde er von einer Verwandten seiner Mutter, Namens Oda oder Odilia, zusammen mit ihrem Sohne erzogen und später auf die Schule nach Zwolle gethan. Diese, die die Verbindung mit den Brüdern des gemeinsamen Lebens auf dem in der Nähe gelegenen Agnetenberge von Anfang an bewahrt hatte, brachte W. in Berührung mit Thomas von Kempen, der damals als Mönch in jenem Kloster lebte. Wahrscheinlich haben diese Beziehungen auf seinen Geist wohlthätig eingewirkt, so daß W. frühzeitig sich derselben innerlichen Vertiefung und gläubigen Heilsverfassung zuwendete, welche wir bei Thomas wahrnehmen. Dennoch fehlte es ihm keineswegs an der Schärfe logischen Denkens und der Freude an dialektischen Kämpfen und Untersuchungen. — Obgleich er in Zwolle sehr bald ein Lehramt erhalten hatte, trieb ihn der Drang nach umfassenderer Bildung und der Wunsch sich in der Dialektik zu vervollkommnen, um durch sie an den Universitäten ruhmreiche Kämpfe zu bestehen, aus der Heimath zunächst nach Köln, wo er in der Bursa Laurentiana, die von einem seiner Landsleute gegründet worden war, Aufnahme fand. — Wieweit die damaligen Lehrer der Universität, die fast durchgängig dem Realismus huldigten, auf ihn eingewirkt haben, läßt sich mit Bestimmtheit nicht mehr nachweisen. Jedenfalls entschied sich W. für den Realismus und begann gleichzeitig die humanistischen Studien. Er betrieb Griechisch und Hebräisch, das letztere wahrscheinlich unter der Anleitung jüdischer Lehrer, und häufte aus Vorlesungen und Lectüre einen umfangreichen Wissensstoff auf, den er zu gelegentlichem Gebrauch bei Disputationen in einer Sammlung, die er mare magnum nannte, vereinigte. Bald erhielt er, von dem Beichtvater des Erzbischofs von Köln empfohlen, einen Ruf an die Universität Heidelberg. Er schlug ihn aber aus, weil er vorerst noch seine weitere wissenschaftliche Ausbildung vollenden wollte. Es zog ihn zu diesem Zwecke nach Paris, dem geistigen Mittelpunkte jener Zeit. Nach kurzem Aufenthalte in Löwen gelangte

*) Zu S. 142.

er in die Seinestadt, wo eben der Kampf des Nominalismus gegen den Realismus auf das heftigste entbrannt war. Es gelüstete ihn, da er schon in der Heimath manchen Sieg erfochten hatte, sich an dem Kampfe gegen die Vertreter des Realismus, Heinrich von Zomeren und Nikolaus von Utrecht, seine Landsleute, zu betheiligen. Aber, indem er sich darauf vorbereitete, wurde er selbst völlig unerwartet zum Nominalismus bekehrt. Freilich eine Umwandlung seiner bisherigen theologischen Ueberzeugung hat dies nicht bewirkt. Seine Stellung zu Plato, Augustinus und der Scholastik bleibt wie bisher, aber immerhin darf man annehmen, daß ein Wechsel seiner kirchenpolitischen Anschauungen damit verbunden war. Die Nominalisten waren fast durchgängig antipäpstlich gesinnt und auch W. hat sich, nachdem er dem Realismus entsagt hatte, allmählich dieser Gesinnung zugewendet. Obgleich er ungefähr 16 Jahre in Paris blieb (Hardenberg), so hat er während dieses langen Zeitraumes weder ein Lehramt bekleidet, noch eine öffentliche Stellung inne gehabt. Sein alleiniger Zweck waren die Studien, die er dort, wie nirgendwo zu pflegen im Stande war. Er trieb sie nach mehrfachem Zeugnisse auf das gewissenhafteste. Daß er mitunter auch in größeren oder kleineren Kreisen gelehrt habe, ist wahrscheinlich. — Im J. 1470 finden wir W. in Rom, wohin ihn seine Freundschaft mit Cardinal Bessarion gezogen hatte. Eine Pfründe oder päpstliche Gnade suchte er nicht. Er wollte sich nicht binden. Darum hat er auch nie ein kirchliches Amt bekleidet und scheint der Uebertragung eines solchen mit aller Absicht aus dem Wege gegangen zu sein. Dadurch gewinnt die von Hardenberg erzählte Anecdote sehr an Wahrscheinlichkeit, daß er, als der Papst Sixtus IV. ihm erlaubte, sich eine Gunst zu erbitten, nicht um ein Bisthum, sondern um eine Handschrift des griechischen oder hebräischen Bibeltextes aus dem Vatican gebeten habe. Sie kennzeichnet jedenfalls seinen freieren kirchlichen Standpunkt, den er auch sonst und selbst einmal an der Tafel eines päpstlichen Hofbeamten nicht verleugnete. — Als er nach Paris zurückgekehrt war, widmete er sich, als die Lehre des Nominalismus verboten und er selbst, obgleich als magister contradictionum verschrieen, der ewigen Disputationen und Streitigkeiten überdrüssig geworden war, hauptsächlich der Unterstützung des Humanismus. Um in Ruhe zu leben, verließ er zuletzt auch Paris und ging nach Basel. Dort traf er Johann Reuchlin und Rudolf Agricola. Er unterhielt mit ihnen eine lebhafte wissenschaftliche Verbindung. Dann ging er über Heidelberg nach Köln und von da endlich nach seiner Heimath, in der er mit Bewunderung als lux mundi empfangen wurde. — Seine Erfahrungen über das, was er auf den Universitäten gesehen und erfahren hatte, faßte er in dem Urtheil zusammen: odiosa Deo magis sunt, non studia sacrarum literarum sed studiorum commixtae corruptiones. — Seine letzten Jahre verlebte er theils in Gröningen, theils auf dem Agnetenberge bei Zwolle unter dem Schutze seines Gönners, des Bischofs David von Utrecht. Denn seitdem man Männer, wie Wesel verfolgte (A. D. B. XXIX, 439), fühlte auch er sich nicht mehr sicher. Aber er blieb unangefochten bis an seinen Tod. — Sein Bekenntniß, das er auf dem Sterbebette aussprach: „Ich kenne Niemand als Jesum den Gekreuzigten", kennzeichnet seine theologische Auffassung. Sein Glaube und seine Lehre, die sich wesentlich und immer ausgeprägter als biblische kundgaben, hat Luther mit Recht so bezeichnet: hic si mihi antea fuisset lectus, poterat hostibus meis videri Lutherus omnia ex Wesselo hausisse adeo spiritus utriusque conspirat in unum. Seine Freunde waren die gleichgesinnten Theologen und Humanisten Heinrich von Rees, Abt von Advert, Rudolf Lange, Johann Agricola, Hermann Busch u. A. m. Sein Leichnam wurde beigesetzt in der Kirche des Klosters zu Gröningen, in dem er so lange gelebt hatte.

Gegen seine Schriften wütheten nach seinem Tode die Bettelmönche. Sie

wurden zum Theil dem Feuer überliefert. Dennoch ist der größere Theil erhalten geblieben durch die Fürsorge des Rathsherrn Cornelius Hön (Honius) im Haag. Es sind Tractate über einzelne theologische Gegenstände. Luther, dem Hön die aufgefundenen Schriften zusandte, gab sie (eine Sammlung von Tractaten) mit einer Vorrede heraus 1522 als Farrago rerum theologicarum, bezw. als Farrago uberrima 1523. Eine Gesammtausgabe der Schriften erschien in Gröningen 1614. Vgl. hierzu Doedes in den Studien und Kritiken 1870, S. 407 ff.

Ueber sein Leben vgl. Muurling, Commentatio historico theologica de Wesseli Gansfortii cum vita tum meritis. Trajecti ad Rhenum 1831 und De Wesseli principiis atque virtutibus pars prior. Amstelod. 1830 und De Wesseli Gansfortii germani theologi principiis atque virtutibus. Amstelod. 1840. — Ullmann, Johann Wessel, ein Vorgänger Luther's. Hamburg 1834; in der zweiten Aufl. in den „Reformatoren vor der Reformation". Hamburg 1841/2. — Gegen Ullmann schrieb von katholischer Seite: Friedrich, Johann Wessel, ein Bild der Kirchengeschichte des 15. Jahrh. Regensburg 1862. — Zu vergl. ist H. Schmidt in Herzog's RE. XVI, 791—813. Brecher.

Weyprecht*): Karl W., Polarfahrer, geboren zu König im Odenwald am 8. September 1838, † am 29. März 1881 zu Michelstadt im Odenwald. Weyprecht's Vater, früher Hofgerichtsadvocat in Darmstadt, war aus Gesundheitsrücksichten nach König übergesiedelt, wo er die Erbach'schen Güter verwaltete. Der Knabe wuchs im schönen Odenwald auf, empfing den Unterricht im Elternhaus und trat 1852 in das Darmstädter Gymnasium ein. Als sein Plan reifte, zur See zu gehen, trat er in die Gewerbschule über, um eine bessere Ausbildung in den mathematischen Fächern zu gewinnen. 1856 ging er zur österreichischen Kriegsmarine. Als Cadett machte er die üblichen Fahrten, auch transatlantische, und wurde am 26. Februar 1861 Schiffsfähnrich. Daß er 1860/62 auf der Fregatte „Radetzky", unter dem Commando Tegetthoff's, eingeschifft war, wurde für seine Zukunft von großer Bedeutung. Tegetthoff lernte ihn schätzen und ist später mit Ueberzeugung für ihn eingetreten, als es sich um die Wahl des Führers einer österreichischen Polarexpedition handelte. Von 1863—1865 war W. Instructionsofficier an Bord des Schulschiffes „Hußar" und 1866 nahm er als Navigationsofficier an der Seeschlacht bei Lissa theil. Die ganze Schlacht stand er auf der Commandobrücke der Panzerfregatte „Drache", wo sein Platz neben dem Schiffsführer war. Als dieser tödtlich verwundet wurde, führte W. das Commando, bis der dazu berufene Officier die Commandobrücke erreichte. Er zeigte dabei Eigenschaften, die ihm den Orden der eisernen Krone brachten, eine in seiner Stellung seltene Auszeichnung. 1867 ging er mit der „Elisabeth" nach Mexiko, wurde 1868 Schiffslieutenant und nahm in den beiden folgenden Jahren hervorragenden Antheil an den Küstenaufnahmen unter Oesterreicher im Adriatischen Meer; 1870 war er einer Abtheilung zugewiesen, die mit den Astronomen Weiß und Oppolzer in Tunis Sonnenfinsternißbeobachtungen machte. In demselben Jahr lernte er den eben von der deutschen Polarexpedition zurückgekehrten Julius Payer kennen, der im Winter 1870/1 W. ein gemeinsames Unternehmen ö. von Spitzbergen vorschlug, worauf W. sogleich einging; er ergriff mit Leidenschaft den schon früher gehegten Wunsch, an einer deutschen oder österreichischen Polarexpedition theilzunehmen. Er hatte schon seit Jahren in seinen geographischen und erdmagnetischen Studien die so viele Geister bewegenden Polarprobleme kennen gelernt und eine nicht gewöhnliche Kenntniß der Litteratur darüber gewonnen. W. war unter den ersten Freiwilligen gewesen, die sich 1865 für die projectirte deutsche Nordpolexpedition meldeten, und entwickelte schon damals in einem Schreiben an Petermann (Mitth. 1866, S. 33), daß magnetische Beobachtungen

*) Zu S. 283.

ihn hauptsächlich beschäftigen würden. Indem er die Idee einer Nordpolexpedition Jahre mit sich herumtrug, befestigte sich immer mehr in verhängnißvoller Einseitigkeit ein ganz bestimmter Plan, der aber doch immer auf rein theoretische Erwägungen gegründet war. Nicht nördlich und nordwestlich von Grönland lag für ihn das offene Eismeer, wie für Petermann, Hayes u. v. A., sondern nördlich von Sibirien. Das Kap Tscheljuskin von Westen her zu umschiffen, also der alte, schon im 16. Jahrhundert mit so großen Opfern von den Niederländern gesuchten Weg der „nordöstlichen Durchfahrt“, war und blieb sein Ziel. Als es Nordenskiöld Jahre nach der Rückkehr der österreichischen Expedition unter ungewöhnlich glücklichen Verhältnissen gelang, diese Fahrt zu vollenden, tröstete sich W., daß das wenigstens ein Triumph seines Planes sei. Wesentlich ermunternd wirkte auf W. die Rückkehr des österreichischen Seeofficiers v. Becker, der eine englische Expedition auf der „Pandora“ begleitet hatte. An seinen fesselnden Erzählungen fing die polare Begeisterung des jungen Seeofficiers neue Flammen, wenn etwa seine Kameraden ihm seinen Plan auszureden versuchten. Tegetthoff, der W. seit Lissa freundlich geneigt war, bestärkte ihn nicht in seinen Ideen, widersprach ihm aber auch nicht.

Am 28. März 1866 schrieb der k. k. Schiffsfähnrich K. Weyprecht aus Pola an Petermann, daß er bereit sei im nächsten Sommer, den er wegen des vorausgegangenen heißen Sommers und gelinden Winters für besonders günstig hielt, eine Recognoscirungsfahrt auf einem norwegischen Lootsenboote von Tromsö oder Hammerfest aus zu unternehmen. Sein näher dargelegter Plan war: Mitte Juni mit einem Officier und vier Matrosen und Lebensmitteln für fünf Monate direct nach dem spitzbergischen Eisfjord gehen, dort die Kohlenlager auf ihre Geeignetheit prüfen, einer größeren Expedition zur Basis zu dienen, dann um das Südcap auf etwa 76° bis 40° ö. L. ostwärts und nun direct nach Norden vordringen, um die Strömungen und Eisverhältnisse in dem Gebiete zu untersuchen, wo die warmen und kalten Strömungen, aufeinandertreffend, ein verhältnißmäßig ruhiges, aber eisreiches Wasser zwischen sich lassen. Die Kosten der Expedition veranschlagte er auf 3000 Gulden. Er fürchtete nur, daß, wenn im Mai keine Entscheidung getroffen sei, das günstige Jahr ungenützt verfließen könne. Daß ihm dieses Jahr 1866 ganz andere Aufgaben stellen könnte, ahnte er damals noch nicht, wo er meinte, Urlaub zu dieser Fahrt zu erlangen, sei für ihn und einen anderen älteren Officier der österreichischen Kriegsmarine jedenfalls nicht schwer, wenn erst der Kriegslärm verstummt sein werde. Die politischen Verhältnisse wirkten noch über den Kriegslärm hinaus. W. konnte nicht daran denken, unmittelbar nach dem Krieg sich in ein deutsches Unternehmen einzureihen. Petermann bezeichnete zwar ausdrücklich Weyprecht's Plan als den besten, bot aber die Führung der Expedition im Frühling 1868 dem damaligen Obersteuermann Koldewey in Göttingen an, der sie dann im Sommer in das Meer zwischen Spitzbergen und Ostgrönland bis 81° 5′ n. B. führte. Ihr Führer selbst hat sie als unglücklich und mißlungen bezeichnet, was zuviel gesagt ist. Sicher hat sie den Weyprecht'schen Plan zu sehr erweitert, ihre kleinen Mittel allzusehr zersplittert und daher allerdings in keiner Richtung Bedeutendes erreicht.

Der Name des Schiffslieutenants K. Weyprecht taucht im Juniheft 1871 der Geographischen Mittheilungen neuerdings auf in Verbindung mit dem Julius Payer's. Beide sollen eine „Deutsche Expedition“ führen mit der besonderen Aufgabe König Karl-Land zu erreichen und näher zu erforschen. Die Aufgabe lag ganz in der von W. schon früher ins Auge gefaßten Richtung. Wahrscheinlich hat Payer zuerst, noch Ende 1870, dem Gedanken eine feste Gestalt gegeben. Und dann sind auch sofort in Oesterreich, „in ganz kurzer

Zeit und unter der Hand" die Mittel reichlich geflossen, an deren Zeichnung sich der Kaiser, einige Ministerien und die Akademie der Wissenschaften in hervorragender Weise betheiligten. Die Akademie stellte auch werthvolle Instrumente zur Verfügung. W. war am 21. April in Gotha, um mit Petermann die Vorbereitungen zu besprechen. Am 19. Mai hatte er in Tromsö das Schiff „Isbjörn" gechartert. Bei der Anwerbung der Mannschaften fand er Schwierigkeiten, da die besten Leute schon in See waren. Als Payer am 10. Juni nach Tromsö kam, hatte W. soviel Erkundigungen eingezogen als nur möglich und sich besonders mit allen Eis-Autoritäten in Verbindung gesetzt. In seinen Briefen an Petermann vertrat W. damals Ansichten über Strömungen und Eislagerungen des nördlichen Polarmeeres, die ganz unter der Herrschaft der vorwaltenden Theorien stehen. Er macht sich zwar gar keine Illusionen über die Unvollkommenheit unseres Wissens von der physikalischen Geographie dieser Gebiete. Betont er doch selbst die Fehlerhaftigkeit der bisherigen Tiefentemperaturmessungen, die ebensowol die Ansicht möglich erscheinen ließen, daß die Temperatur des Eismeeres nach der Tiefe zunehme, als daß sie abnehme. Aber auch er war noch 1871 vor der Abfahrt im Isbjörn der Meinung, daß das von Norden continuirlich südwärts treibende Eis — über die treibende Kraft spricht er sich nicht aus — beim Zusammentreffen mit dem Golfstrom aufgehalten und aufgestaut werde, wodurch sich eine schwer zu passirende Eisanhäufung bilde. In dieses „äußere schwere Eis" vermögen wol zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja die Arme des Golfstromes eine Bresche zu schlagen. Es komme darauf an, sie zu finden, um in das dahinter liegende, nicht offene, aber schiffbare Wasser zu gelangen. Petermann übertrieb diese ganz hypothetische Auffassung nach seiner Gewohnheit ins Phantastische, indem er aussprach, der Eisgürtel müsse um so schwerer sein, je weiter im Norden man auf ihn treffe, „weil er je höher desto mehr von dem aus Süden kommenden Strom zusammengepackt und zusammengeschoben sein wird". Die von ihm überschätzten Ergebnisse der Rosenthal'schen „Albert"-Expedition von 1869 mit Bessel's Temperaturmessungen zwischen Cap Nassau und dem Südcap schienen dafür zu sprechen. Die Petermann'sche Karte „Der Golfstrom im Sommer" in den Geographischen Mittheilungen von 1870, die mit raschen Generalisationen gefüllt ist, galt offenbar für W. damals noch als eine sichere Grundlage für die Beurtheilung der die Eislagerung bestimmenden Kräfte. Man sieht mit Erstaunen, wie der Gedanke ganz ausfällt, daß die vorherrschenden Winde die Eislagerung und die vermeintlich festen Strömungsverhältnisse bestimmen. Diese von Petermann am mächtigsten gestützte Hypothese von der Allmacht des Golfstroms, geht hinter Scoresby's viel natürlichere Ansichten (Scoresby, Voyage to the N. Wale Fishery 1823) zurück. Die sichere Kraft der Luftströmungen vernachlässigt, ersetzt durch eine mechanisch unmögliche und nie beobachtete Kraft des Golfstromes: das war der unsichere Boden, auf dem Petermann und Genossen ihre Polarpläne aufbauten. Entsprechend war denn auch Weyprecht's Plan ganz den Petermann'schen Ansichten angepaßt: Von Norwegen direct nach der Hope-Insel (25° ö. L.) und an der Eiskante hin bis 45° ö. L., um eine günstige Stelle zum Eindringen zu finden; wenn dies nicht gelänge, an der Westküste nordwärts, um Spitzbergen zu umfahren; im Falle des Verbleibens im Norden müßte die Aufsuchung im darauf folgenden Sommer sich nach der Tymenstraße zu richten haben. Die Erforschung des mehrfach gesehenen, jetzt in den Vordergrund des Interesses tretenden Gillis-Landes war im günstigen Falle in Aussicht genommen. Der Verlauf dieser kleinen Expedition schien zunächst nur geeignet, jene Hypothesen zu bekräftigen. Die Anfänge waren nicht gerade günstig. Bei Tromsö reichte Mitte Juni noch Schnee bis ans Meer. Widrige Winde hielten das Schiff, als es

den Hafen am 21. Juni verlassen hatte, noch fünf Tage in den Schären zurück. Am 30. Juni wurde schon in 73° 40′ n. B. das Eis erreicht, das nach der Theorie lockeres, umhertreibendes Eis sein sollte, sich aber beim Vordringen als so compact erwies, daß das Schiff vom 30. Juni an im festgepackten Eis festlag. Am 10. Juli kam es frei und nun wurde das mit dem fortschreitenden Sommer lockerere Eis nach Ostnordosten zu verfolgt. Am 29. Juli wurde die Hope-Insel erreicht. Da das Schiff voraussichtlich beim geplanten Vordringen nach Gillis-Land bald wieder vom Eis besetzt werden würde, sollte der Weg nach der durch Graf Zeil und Heuglin 1870 bekannter gewordenen Tymenstraße eingeschlagen und von dort der Versuch gemacht werden, im Boot nach Gillis-Land überzusetzen. Im Süden der Tausend Inseln wurde in 76° 10′ das erste schwere Packeis aus verkitteten Eisbergen getroffen, aber die Eisverhältnisse machten das Vordringen im Stor Fjord unmöglich. Damit war auch der Plan mit Gillis-Land aufgegeben. Ein Versuch von der Hope-Insel aus es zu erreichen, mußte bei 77° 17′ n. B. und 26° ö. L. aufgegeben werden. Dagegen wurde am 1. September in 42° 30′ ö. L. die höchste Breite dieser Expedition mit 78° 49′ erreicht. Treibholz, Algen, Eiderenten ließen die Nähe von Land vermuthen. Leider hinderte an einem energischen Vordringen nach Norden die knappe Ausrüstung und die Unlust der Mannschaft, auch die Schwäche des Segelschiffes, das im Eis zu schwer zu manövriren war. Der „Isbjörn" kreuzte aber unverdrossen südlich vor dem über den 78. Grad hinaus zusammengedrängten Eis und maß in Sicht von Cap Nassau am 8. Septbr. + 4,5° Wasserwärme. Am 14. September lag Matotschkin Schar vor den Reisenden, aber ein Schneesturm aus Nordost machte das Landen unmöglich und da an Bord Scorbut ausgebrochen war, wurde die Heimreise angetreten und am 4. October Tromsö erreicht. W. hat, auf die Ergebnisse der in dem nebelreichen Sommer mühseligen Fahrt zurückblickend, folgende Erfahrungen als die wichtigsten bezeichnet: Das kleine Segelschiff hat östlich von Spitzbergen fast den 79. Grad erreicht, eine Breite, die außer auf der Westseite Spitzbergens im ganzen arktischen Gebiete nicht zu Schiff erreicht worden war. Das Eis war lockerer als das classische Packeis, wie es ganz besonders nördlich von Spitzbergen zu liegen pflegt. Ueber die bestimmende Wirkung der Winde auf die Eislage und Eisbeschaffenheit war W. jetzt nicht mehr im Unklaren, zog aber noch nicht die daraus sich ergebenden Schlüsse. In seinem Berichte tritt das an mehreren Stellen deutlich hervor: „Großen Einfluß auf die Fahrbarkeit üben natürlich die Winde aus, die gerade vorherrschen. Bei Nordwind lag das Eis gut vertheilt, bei Südwinden setzte es dicht zusammen und bildete eine feste Eiskante". Und: „So oft der Wind gegen das Eis steht, liegt dasselbe gegen außen am dichtesten". Den Zusammenhang der in diesem Sommer 1871 vorherrschenden Nordwinde mit der günstigen Eisvertheilung hat er noch nicht klar eingesehen. Er ahnt vielmehr einen Zusammenhang dieses bis 79° offenen Meeres mit der halbmythischen sibirischen Polynia und nennt in seinem Bericht vom 7. Decbr. 1871 an die Wiener Akademie die Wasserströmungen die wahren Regulatoren der Eisverhältnisse in den Eismeeren. Für ein weiteres Vorgehen mit größeren Mitteln glaubte er den Schluß bestätigt gefunden zu haben, daß zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja ein leichteres Vordringen gegen Norden und bis an die sibirische Küste möglich sein werde als an der grönländischen Küste, die vor kurzem erst wieder die deutsche Expedition von der ungünstigsten Seite kennen gelernt hatte. Im Gegensatz zu deren Erfahrungen standen die damals neuen Beobachtungen der Norweger über das unerwartete Freiwerden des Meeres nördlich von Nowaja Semlja und der Karasee, sowie die Ergebnisse mehrerer kurzer Vorstöße östlich von Spitzbergen, wie die Bessels, v. Heuglin's u. A. Gerade wegen der

Strömungsverhältnisse mußten diese Meerestheile auch wissenschaftlich höchst interessant sein.

W. richtete aber sein Augenmerk in noch höherem Maße auf die noch östlicher gelegenen Theile des Eismeeres vor der sibirischen Küste. Mit diesen hatte er sich schon früher viel beschäftigt. Die sibirische „Polynia“ Leontiew's, Hedenström's u. A. war ihm sehr vertraut und gern sann er den „mystischen unbekannten Ländern im Norden von Sibirien“ nach. Seine Voraussetzung einer eisfreien Rinne in der Wirkungssphäre der großen sibirischen Ströme sah er durch die Ergebnisse der Fahrt des Norwegers Mack in unverhoffter Ausdehnung bestätigt, als dieser unter 81° ö. L. ganz offenes salzarmes Wasser mit nordöstlicher Bewegung traf. Cap Tscheljuskin zu umfahren und in das unerforschteste arktische Gebiet von hier bis zur Beringsstraße vorzudringen, wo noch nie ein Schiff einige Seemeilen über den Rand Sibiriens hinausgedrungen war, nie eine Winterstation bestanden hatte, wurde mehr und mehr sein Lieblingsgedanke; oder, wie er es im Frühling 1872 in einer Eingabe an die Triester Handelskammer aussprach: Die Verfolgung des im vorigen Sommer getroffenen Eismeeres gegen Ost und Nord und die weitere Erforschung des arktischen Meeres im Norden von Sibirien, der erste Winter auf Cap Tscheljuskin, der zweite Sommer im „centralen Polarmeer“, im dritten in den Stillen Ocean. So lautete der nähere Plan, den nun Payer in Bausch und Bogen annahm. Payer galt die Erforschung irgend einer hocharktischen Region als Ziel; gerade die Idee der n. ö. Durchfahrt war ihm nicht sympathisch. 1871 bestimmte Graf Wilczek 40 000 Gulden zu einer Polarexpedition und diese Summe wuchs durch Beisteuern des Kaisers, vieler Körperschaften, des Grafen Edmund Zichy, des Barons Todesco, des Bankiers Ladenburg u. v. A. in kurzer Zeit auf 200 000. Abzüglich der kleinen Summe für die Vorexpedition Payer's und Weyprecht's im Sommer 1871 auf dem „Isbjörn“ und der beträchtlicheren (8000 Guld.) für das Proviantdepot auf Nowaja Semlja, genügten die Mittel reichlich für eine Fahrt mit einem wohlausgerüsteten, für drei Jahre verproviantirten Schiff. Während Payer in Wien binnen drei Monaten das Geld zusammenbrachte, wurde in Bremen unter Weyprechts Aufsicht der „Tegetthoff“ gebaut, ein Holzschiff mit eisernem Vordersteven, 35 m lang und 8 m breit, mit einer Maschine von 25 Pferdekräften, in Hamburg der größte Theil der Vorräthe beschafft. Der Oesterreichische Nordpolverein stellte sich unter das Protectorat des Erzherzogs Rainer. Die Theilnahme der Akademie der Wissenschaften wurde besonders durch Ferdinand Hochstetter und den Commodore v. Wüllerstorf gewonnen; die Geographische Gesellschaft, der Alpenverein, die Handelskammern von Triest und Wien u. a. Körperschaften unterstützten das Unternehmen. Petermann konnte rühmen, daß noch nie „ein großes Unternehmen der Art so schnell zu Stande gekommen sei als die jetzige Expedition“. Alles Formale war leicht zu ordnen gewesen. W. und Payer theilten das Commando selbst in ein Commando zu Schiff und zu Land (bezw. Schlittenreise) und hatten sich schriftlich verpflichtet sich wechselseitig unterzuordnen. An Bord wurden beide „Commandant“ genannt.

Am 13. Juni verließ der „Tegetthoff“ Bremerhaven. Außer W. und Payer waren an Bord die österreichischen Marineofficiere Brosch und Orel, der Arzt Kepes, zwei Tiroler Bergführer aus dem Passeier und 16 Seeleute, zumeist Quarneroli. Die Wahl der Mannschaften rief lange Erörterungen hervor. Merkwürdigerweise wurde in Oesterreich selbst die Wahl von Dalmatinern und Italienern angefochten. Mit gelehrten Gründen wurde nachgewiesen, daß sie das Polarklima nicht aushalten würden, man müsse Nordländer nehmen. Dagegen machte W. geltend, daß man „Begeisterung für eine solche Expedition nicht

unter jenen Leuten finden wird, die die Mühseligkeiten jener Meere aus eigener Erfahrung und Erinnerungen kennen, die sie in schaudererregenden Erzählungen nur zu gerne mittheilen und dadurch entmuthigen, statt anzueifern". Für die Matrosen des Küstenlandes führte er ihre bekannte Ausdauer und Unerschrockenheit an und daß sie gesunde, kräftige, findige und, was das Kostbarste, heitere Menschen seien. „Sie werden ihren Humor auch in mißlicher Lage nicht verlieren, sie werden fluchen und beten, schimpfen und singen, aber sie werden arbeiten und die Flügel nicht hängen lassen." Weyprecht's Wahl hat sich glänzend bewährt. Gerade die im Blut liegende Elasticität hat die Bemannung des „Tegetthoff" leichter Mühe und Gefahren ertragen lassen, als so manche nordische Mannschaft. W. schrieb 1875: Als wir endlich nach sechsundneunzig Tagen unsern Retter, den russischen Schoner fanden, da kletterten nicht abgemattete, sieche Schiffbrüchige über die Bordwände, sondern eine abgehärtete, wohldisciplinirte Schiffsbemannung, und von Freudenthränen und ähnlichen nur in der Einbildung sentimentaler Naturen existirenden Ausbrüchen zurückgehaltener Verzweiflung war keine Spur zu sehen. Bei den Festtafeln, die in Bergen und Hamburg der Mannschaft gedeckt waren, die seit 2½ Jahren alle Genüsse der Civilisation entbehrt hatte, kam kein Fall von Trunkenheit vor. Mit der Mäßigkeit im Genuß geistiger Getränke hing die Widerstandskraft dieser Südländer gegen den Scorbut, den schlimmsten Feind der Polarreisenden, zusammen. Was ihr Ertragen der Kälte anbelangt, so hatte W. richtig vorhergesagt, daß Leute, die ohne Winterkleider Bora und Schneesturm aushalten, auch der arktischen Kälte gewachsen sein werden. Ertrugen die Quarneroli, aus denen die Mehrzahl der Matrosen bestand, die Kälte mit Leichtigkeit, so waren sie doch keine Eiskenner und gerade das machte sie lenksamer, daß sie der überlegenen Eiskenntniß ihrer Führer vertrauen mußten. Für die Schlittenreisen waren 7 Zughunde mitgenommen. In Tromsö, dessen Hafen am 17. Juli verlassen wurde, kam noch der Harpunirer und Lootse an Bord. Die Fahrt ging bei widrigen Winden langsam unter Segeln von statten. Der Kohlenvorrath wurde für die äußersten Fälle gespart. Schon unter 74° 15′ wurde am 25. Juli das Eis erreicht, also viel südlicher als man zu erwarten hatte, und zwar war das, wie der weitere Verlauf zeigte, der lockere Rand des zusammenhängenden arktischen Eisgebietes. Die Temperatur der Luft und des Wassers waren in den folgenden 14 Tagen anhaltend unter Null. In den letzten Julitagen konnte das Eis vor dem an 20 Seemeilen breiten Landwasser Nowaja Semljas nur mit Dampf durchbrochen werden. In der Nähe der Admiralitäts-Halbinsel am 6. August Schneefall. Als das Schiff am 8. August vor einer undurchbrechbaren Eisschranke an einer Scholle festgemacht war, schrieb Payer: „Allenthalben beginnt das Eis stärker zu werden, doch noch ist es weit entfernt, schwer zu sein". Aber am 10. entkamen sie nur durch eifriges Warpen der Gefahr des Besetztwerdens. An der Nordwestküste von Nowaja Semlja hinfahrend nahm W. durch Peilungen jene Kartenskizze auf, die dann Petermann in den Geographischen Mittheilungen von 1875 veröffentlicht hat. Am 12. August erschien unerwarteterweise der „Isbjörn" mit Wilczek, Sterneck und dem Geologen Höfer. Mit dem „Isbjörn", der sich am 20. August vom „Tegetthoff" trennte, gelangten dessen letzte Nachrichten nach Europa. Er konnte bereits von den ersten Proben der Eispressungen berichten, die seit dem 14. August bedrohlich wurden. Als die letzten Nachrichten an die Außenwelt durch den „Isbjörn" gegeben wurden, lag der „Tegethoff" bereits vom Packeis umschlossen. W. schreibt in seinem Tagebuch: Am 22. August um Mitternacht hatte uns das Eis erfaßt; vergeblich war jegliche Bemühung uns aus den Banden zu befreien, mit denen es uns umschlungen hielt; willenlos und machtlos waren

wir ihm von da anheimgegeben, unser Schiff war ein bloßer Klotz inmitten der treibenden Masse. Bei fallendem Wind hatten sich zuerst einfache Treibeisschollen um das Schiff zusammengedrängt, die der Frost und der Schnee dann bei fast völliger Windstille innerhalb 14 Tagen so zusammenkitteten, daß sie ein fast unbewegliches Feld bildeten, das von einem 70 Fuß hohen Standpunkt das Bild der größten Einförmigkeit gewährte. Von da an war das Schiff 425 Tage das Spiel der Wellen, bis das gewaltige, indessen viel veränderte Eisfeld bei Franz Josefs-Land strandete. Am 7. September traten die ersten großen Eissprünge und damit das später so oft und manchmal mit Schrecken gehörte Geräusch der Eispressungen auf. Am 5. October hatten Eispressungen das Feld bis 60 m vom Schiff zertrümmert. Die Eingeschlossenen glaubten den Rest des Eises zersägen und noch einen Winterhafen an der bereits dem Blick entschwundenen Küste von Nowaja Semlja finden zu können, als ein Südweststurm an der Eiskante solche Verwüstungen anrichtete, daß sie froh waren, im Eise eingeschlossen zu sein. Mit zunehmender Kälte verstärken sich aber die Pressungen und das Schiff war um die Zeit des Verschwindens der Sonne (28. Oct.) täglich vom Zerdrücktwerden bedroht, so daß wiederholt auf augenblicklich sicheren Schollen Häuser aus Kohlen gebaut und Proviant für den Fall des Verlassens des Schiffes herausgeschafft wurde. W. hat in den zwei Aufsätzen über Eispressungen in den Geographischen Mittheilungen von 1875 und 1876 diese Neubildungen von Eisüberschichtungen rings um das Schiff, das sie emporhoben, überragten und zu zertrümmern drohten, in ihrem ganzen Verlauf geschildert. Auf kurze Perioden der Ruhe folgen immer neue Brüche und Gefährdungen. „Am 20. December, als wir eben darüber berathen, wie wir das Kohlenhaus für die Weihnachtsfeier ausschmücken sollten, jagt uns ganz unerwartet das ominöse Krachen im Schiff auf Deck. Ein Sprung ist mitten durch das Kohlenhaus gegangen, wir müssen es abbrechen." Fast ununterbrochene Bewölkung hielt in dieser Zeit jede Spur von Licht ab. „Es ist ein häßlicher Anblick, dieses Aufthürmen des Eises so dicht beim Schiffe, bei stockfinsterem Tage, wo man im Schnee nicht unterscheiden kann, wohin man tritt, und jeden Augenblick bis zum halben Körper in eine Spalte stürzt." Erst Ende Januar brachte die Mittagsdämmerung Erleichterung und vom 11. Februar ab lag das Schiff in Eisklötze eingemauert regungslos. So trieb es nun den Frühling und Sommer hindurch vor-, rück- und seitwärts, aber endlich doch vorwiegend nach Norden, bis am 30. August aus einer zerreißenden Nebelwand rauhe Felszüge im Norden hervortauchten, die sich binnen wenig Minuten zu dem Anblick eines strahlenden Alpenlandes entwickelten. Zwar trieben Nordwinde das Schiff wieder nach Süden, aber Ende September wurde es wieder nach Nordost geführt und es erreichte am 30. September seine höchste Breite mit 79° 58′, etwa 12 Seemeilen von den Hochstetter-Inseln. Das Land konnte noch nicht erreicht werden. Unter beständiger Verkleinerung trieb die Scholle wieder nach Süden und Westen und kam endlich am 31. October dem Lande bei der Wilczek-Insel nahe, wo am 1. November die Reisenden zum ersten Mal wieder festen Boden unter den Füßen fühlten. Hier unter 79° 51′ n. B. hat das Schiff den Winter 1873/4 verbracht und hier wurde es im darauffolgenden Mai verlassen. Als am 24. Februar die Sonne wieder über den Horizont stieg, wurden Schlittenexpeditionen in nördlicher Richtung veranstaltet, die Payer führte. Die erste, vom 10. bis 14. März, die zweite, die eigentliche Entdeckungsreise, vom 26. März bis 23. April, die bis 82° 5′ n. B. führte und in der Ferne, etwa in 83° das Cap Wien zeigte, die dritte vom 29. April bis 3. Mai nach Westen. Es waren im ganzen 540 Meilen zurückgelegt. Das Eis war schon an vielen Stellen aufgegangen, die Rückkehr zum Schiff schon bei der zweiten Reise be-

droht, der „Tegetthoff“ lag unbefreibar im Eis und Proviant war nicht mehr für ein Jahr vorhanden. Von Mitte Mai an begannen die Vorbereitungen zum Verlassen des Schiffes, die Payer in seinem Buche „Die österreichisch-ungarische Nordpol-Expedition“ (1876) in dem Capitel: ‚Die letzten Tage auf dem Tegetthoff‘ ergreifend und erheiternd geschildert hat. W. ließ am 14. Mai alle meteorologischen und magnetischen Beobachtungen in eine Blechkiste löthen. Ebenso verfuhr Payer mit seinen Aufnahmen, Skizzen und Tagebüchern. Am 20. Mai wurde der Rückzug begonnen, auf dem Schlitten und Boote durch den zum Theil schon weichen Schnee geschleppt werden mußten. Die Lasten waren zu groß, um auf einmal fortgeschafft werden zu können, vielmehr mußte jede Wegstrecke drei Mal zurückgelegt werden und an manchem Tag wurde noch nicht eine halbe Meile gewonnen. In der ersten Woche kehrte Payer nach jeder Tagereise zum Schiff zurück, um den Proviant zu ergänzen. Am 28. Mai wurde die flache Lamont-Insel entdeckt und von ihr aus eine Wacke wahrgenommen, zu der aber der Zugang für die Boote durch Wälle von Eisträmmern verbaut war. Da eine Recognoscirung Weyprecht's auch die Unthunlichkeit weiteren Vordringens mit Schlitten ergeben hatte, wurde nun am 3. Juni ein Lager bezogen, von wo aus noch eine der Jollen des „Tegetthoff“ nachgeholt und der Proviant ergänzt wurde. Als am 3. Juni der erste Regen gefallen war, wurde der Schnee immer weicher und ungangbarer und da die offenen Stellen zu klein waren, mußte auf die Bildung größerer Wacken gewartet werden. Am 18. Juni wurden der erste Versuch einer Einschiffung gemacht, aber nach drei Meilen Fahrt schlossen sich die Schollen vor dem Südwind. An den folgenden Tagen wurden bald über Eis, bald im Wasser unbedeutende Strecken zurückgelegt. Am 30. Juni wurde zum ersten Mal Schmelzwasser in einer Grube gefunden. Vom 27. Juni bis 1. Juli betrug der Fortschritt genau 4 Breiteminuten. Erst vom 15. Juli an ging das Eis weiter auseinander und wurden die Fortschritte regelmäßiger. Die letzten Spuren von Franz Josefs-Land versanken am Horizont. Als am 27. Juli 78° 48′ erreicht waren, wurden die Eisfahrer am 29. wieder auf 78° 50′ zurückgetrieben. Nach der ersten Augustwoche nahm das Eis den Charakter des Treibeises an, am 8. August umschloß es noch einmal die Boote. Am 14. August endlich war bei 77° 49′ der letzte Eissaum erreicht. „Wie die Stimme des Lebens schlug das rhythmische Brausen der Meereswogen wieder an unser Ohr.“ Die beflaggten Boote stachen mit Hurrah ins Meer und zielten mit Süd zu West nach den Barents-Inseln. Am 16. August kam Nowaja Semlja in Sicht. Am 18. August wurde am Schwarzen Cap gelandet. Am 22. August war nur für 10 Tage Proviant vorhanden und noch keines der ersehnten Schiffe war in Sicht gekommen. Da endlich am 24. August tauchten Boote und ein russisches Schiff auf, auf dem die gastfreundlich aufgenommenen Reisenden am 3. September Vardö erreichten. Der Dampfer „Finmark“ brachte sie nach Tromsö. Vom 12. September 1874 ist Weyprecht's amtlicher Bericht an das Comité datirt, dem ein ausführlicherer Payer's folgte. — Für W. waren die rauschenden Empfänge und die enthusiastischen Reden und Zeitungsartikel eine Last. Schon die Reise durch Deutschland mit ihrer Reihe von Empfängen hatte ihn ermüdet. Er kam stimmlos in Wien an und mußte wegen eines Halsleidens seine Meldung beim Kaiser verschieben. Sobald als möglich zog er sich in die Einsamkeit des Odenwaldes zurück. Unangenehm berührten ihn die raschen Schlüsse, die aus den nur in den allgemeinsten Umrissen bekannt gewordenen Ergebnissen dieser Reise gezogen wurden. Er betonte besonders die Ungültigkeit aller Schlüsse auf ein offenes Polarmeer und auf die Wirkungen des Golfstromes im nördlichen Eismeer und betonte, daß durch den Verlauf der „Tegetthoff“-Expedition die Möglichkeit der

Umschiffung Sibiriens nicht im mindesten widerlegt sei. Vor der Verarbeitung der wissenschaftlichen Beobachtungen wollte er nur kleinere populäre Aufsätze und vielleicht eine billige, nichtillustrirte Reisebeschreibung veröffentlichen; dem Drängen auf größere Mittheilungen widerstand er entschieden.

Die enttäuschenden Erfahrungen von der Unberechenbarkeit der arktischen Eisjahre und der Schwierigkeit der Verbindung wissenschaftlicher Beobachtungen mit den Aufgaben der Führung einer Schiffsexpedition ließen jetzt in W. den Plan eines neuen Vorgehens reifen. Wenige Tage nach dem Verlassen Vardös schrieb er (am 16. September 1874) an H. v. Littrow: Meine Ansichten über Polarexpeditionen, besonders mit dem phantastischen Ziel den Pol zu erreichen, werde ich später öffentlich kundgeben und zu beweisen versuchen, daß die Polarexpeditionen in den Dienst der physikalischen Forschungen treten und wissenschaftlich behandelt werden müssen. Das allein betrachte ich als ein werthvolles Resultat unserer mühevollen Reise. Schon bald nach der Rückkehr hat er in den wenigen Vorträgen, die er über die Expedition hielt, und in einigen Zeitungsaufsätzen seine neuen Ansichten über Polarforschung deutlich ausgesprochen. Auch in dem von Payer herausgegebenen Werk „Die Oesterreichisch-ungarische Nordpol-Expedition in den Jahren 1872—74" klingt die Auffassung schon durch, daß die Erreichung des geographischen Poles nicht das Hauptziel der Polarforschung sein könne und solle. W. bezeichnet jetzt als die weit wichtigere Aufgabe die Pflege physikalischer, meteorologischer und erdmagnetischer Studien im hohen Norden. Dafür zu wirken, sah er jetzt als seine Lebensaufgabe an. Fernerstehende mochte die begeisterte Vertretung einer rein wissenschaftlichen Aufgabe durch den eben erst von der gefährlichsten Unternehmung Zurückgekehrten befremden. Im Grund brachte sie doch nur die eigenste begeisterte Forschernatur Weyprecht's zu Tage. W. verkleinerte absichtlich den Werth seiner Landentdeckung. „Das Glück, sagte er, ein neues Land entdeckt zu haben, wiegt das Mißgeschick, das Pech nicht auf, willenlos getrieben worden zu sein." Als Nordenskiöld von seiner Umschiffung Nordasiens zurückkehrte, traten ja allerdings die polaren Errungenschaften der Oesterreicher in den Schatten. W. gab öfters seinem Bedauern Ausdruck, daß er nicht den ursprünglich ins Auge gefaßten Weg durch die Karasee eingeschlagen hatte. Damals war eben der Bann noch nicht gebrochen, der über dem „Eiskeller des Nordpolarmeeres" lag. Am 13. April 1880 brachte die Neue Freie Presse einen Artikel aus seiner Feder über die Umschiffung Sibiriens, in dem die schwedischen Erfolge als eine Bestätigung der Voraussetzungen bezeichnet werden, unter denen die österreichische Expedition geplant worden war. W. hatte das Vorhandensein eines eisfreien Streifens vor der sibirischen Küste infolge der Erwärmung durch das Wasser der großen sibirischen Ströme immer vertreten. Möglicherweise, meint er, hätte der „Tegetthoff" auch in dem abnorm ungünstigen Eisjahr 1872 den Weg durch die Karasee offengefunden, ebenso wie 1879 Nordenskiöld bei dem abnorm günstigen Eisstand nördlich um Nowaja Semlja herum noch früher nach der Taimyr-Halbinsel gekommen wäre als an der nordasiatischen Küste hin. In seinem Wiener Vortrag vom 18. Januar 1875 „Ueber die von ihm geleiteten wissenschaftlichen Beobachtungen" sprach W. seine völlige Bekehrung von der Hypothese des bestimmenden Einflusses der Meeresströmungen auf die Eisbewegung in den Polarmeeren aus. Die 14monatliche Eistrift hatte ihm den unbedingt vorwaltenden Einfluß der Winde außer Zweifel gestellt. Der Golfstrom, der dort nur durch die Temperaturerhöhung des Meerwassers, nicht mehr als Strom nachzuweisen ist, regulirt nicht die Grenzen des Eises, sondern das durch die Winde in Bewegung gesetzte Eis regulirt vielmehr die Grenzen des warmen Golfstromwassers. „Gegenüber dem Einfluß der Winde verschwinden alle anderen Ein-

flüsse und sind höchstens noch in ihrer allerallgemeinsten Wirkung zu bemerken." W. hatte die vorwaltende Westbewegung des Eises aus den sibirischen Gewässern an Franz Josefs-Land vorbei genau studirt und war überzeugt, daß ohne das Stranden am Landeis der Wilczek-Inseln die Expedition im Norden von Spitzbergen herausgekommen oder vorbeigetrieben wäre. Er verneinte nicht die Möglichkeit, in einem günstigen Eisjahr zu Schiff bis Franz Josefs-Land vorzudringen. Die außerordentliche Unberechenbarkeit der nie ruhenden Eisausbreitung hatte er genügend kennen gelernt. Die Bewegung der großen und kleinen Eismassen im Winter und Sommer durch die Winde läßt selbst die Qualität des Eises von Jahr zu Jahr verschieden sein. Die Eisbildung und -umbildung, die Salzausscheidung, die Abschmelzung, die Eispressungen, das Eistreiben, die Wirkung der Schneedecke hat W. sorgsam wie kein Polarforscher vor ihm untersucht. Das Buch „Die Metamorphose des Polareises" (1879) ist aus Vorträgen und Aufsätzen entstanden, unter denen die Reihe der „Bilder aus dem hohen Norden" in den Jahrgängen 1875 und 1876 der „Geographischen Mittheilungen" besonders zu nennen ist. Daß W. dann die Absicht aufgab, seine Eisbeobachtungen in den Schriften der Wiener Akademie niederzulegen und dafür die Form eines gemeinverständlichen Buches wählte, zeigt, daß ihm an der Wachhaltung des allgemeinen Interesses an Polarsachen gelegen war. W. hat zahlreiche Nordlichtbeobachtungen angestellt und den Beweis geliefert, daß unabhängig von der Breite die Intensität der Nordlichter in der Arktis variirt. Sobald im November 1873 das Schiff festlag, ließ er drei Schneehütten bauen, in denen die Variationsinstrumente, der magnetische Theodolit und das Inclinatorium, endlich die astronomischen Instrumente aufgestellt wurden. Von den bisherigen Beobachtungsmethoden unbefriedigt, ließ W. alle 3 Tage von 4 zu 4 Stunden eine Stunde lang Minutenablesungen an allen drei Apparaten und zwei Mal im Monat alle 5 Minuten Beobachtungen durch 24 Stunden anstellen. Es sind auf diese Art 32 volle Tagesbeobachtungen gewonnen worden. Gleichzeitig fanden entsprechende Nordlichtbeobachtungen statt und die drei einander entsprechenden Beobachtungen der drei Konstanten — im ganzen 30 000 Lesungen an den verschiedenen magnetischen Instrumenten — hatte vorher nur eine schwedische Expedition in ungleich kleinerem Maßstab gebracht. Wenn W. auf der einen Seite enttäuscht war, daß das Lamont'sche Erdstrom-Galvanometer, auf welches er das größte Vertrauen gesetzt hatte, gar keine Resultate ergab, da es wegen der Eisumschließung des Schiffes nicht mit dem Lande unmittelbar in Verbindung gebracht werden konnte, wußte er durch einen eigens construirten Apparat die Deflectirung der Skalen über das Gesichtsfeld hinaus nachzumessen. Die meteorologischen Beobachtungen der Expedition haben nicht bloß ein vorher unbekanntes, zwischen dem spitzbergischen und dem des nordsibirischen Meeres in der Mitte stehendes Klimagebiet neu erschlossen, sondern besonders über Temperatur-, Wind- und Wolkenverhältnisse neue Aufschlüsse gebracht. Den Werth der Tiefenmessungen lernt man aus Weyprecht's Veröffentlichung (Geogr. Mittheil. 1878) kennen. In ihnen erscheint vor allem der Nachweis geringer Tiefe, die Zufuhr warmen Wassers von außen in schwankenden Mengen und die vorher nie eingehender behandelte Wirkung des sommerlichen Schmelzwassers. Am Schluß seines Berichtes entrollte W. zum ersten Mal das Programm seines neuen Planes systematischer wissenschaftlicher, d. h. besonders magnetischer und meteorologischer Erforschung der Polargebiete, vor der „die rein geographische Erforschung, die arktische Topographie", der er bisher gedient, nun zurücktreten müsse.

Die im Laufe des Jahres 1875 der Geographischen Gesellschaft zu Wien, der Grazer Naturforscher-Versammlung und gleichlautend dem 2. Internatio-

nalen Geographen-Congreß in Paris vorgelegten Ansichten über das weitere Vorgehen faßte W. selbst in folgende Sätze zusammen: 1. Die arktische Forschung ist für die Kenntniß der Naturgesetze von höchster Wichtigkeit. 2. Die geographische Entdeckung in jenen Gegenden ist nur insofern von höherem Werth, als durch sie das Feld für die wissenschaftliche Forschung im engeren Sinn vorbereitet wird. 3. Die arktische Detailgeographie ist nebensächlich. 4. Der geographische Pol besitzt für die Wissenschaft keinen höheren Werth als jeder andere in höherer Breite gelegene Punkt. 5. Die Beobachtungsstationen sind, abgesehen von der Breite, um so günstiger, je intensiver die Erscheinung, deren Studium angestrebt wird, auf ihnen eintritt. 6. Vereinzelte Beobachtungsreihen haben nur relativen Werth. Er gab ins Einzelne gehende Rathschläge für die Vertheilung und Anlage der Stationen und konnte bereits mittheilen, daß die Begründung einer österreichischen Station durch Privatmittel gesichert sei. Schon in der deutschen Polarconferenz (im September 1875 vom Bundesrath berufen) zeigten sich die Weyprecht'schen Anregungen. Die Forschung wurde im Gegensatz zur Entdeckung in den Vordergrund gestellt. Die früheren Polarexpeditionen wurden wie populäre Unternehmungen von geringem wissenschaftlichem Werth hingestellt. Noch schroffer wurde diese Auffassung auf der internationalen Meteorologenconferenz 1879 in Hamburg vertreten. In dem Bericht darüber sagte Capitän v. Schleinitz 1880 in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde: Geographische Entdeckungsfahrten haben heutzutage ja ohne Frage ihr Ziel verloren. (!) Die Hamburger Conferenz unterschied scharf zwischen der systematischen Beobachtung periodischer Erscheinungen und der Feststellung einfacher Thatsachen oder zwischen Beobachtung und Entdeckung. Der Einfluß des Oesterreich dabei vertretenden W. macht sich sowol darin als auch in der sehr starken Betonung der erdmagnetischen Beobachtungen geltend. W. und Graf Wilczek legten der Conferenz einen Plan zur Schaffung eines Gürtels von festen Beobachtungsstationen rings um den Nordpol vor und erklärten sich sofort bereit, eine Station auf Nowaja Semlja zu besetzen.

Das war der Anfang der Verwirklichung des Weyprecht'schen Planes, der 1880 auf einer zweiten Polarconferenz in Bern weiter berathen und 1881 durch eine internationale Vereinigung in St. Petersburg vollkommen gesichert wurde, an der außer Oesterreich und Deutschland auch England, Dänemark, Norwegen, Finland, Rußland und die Vereinigten Staaten von Amerika sich betheiligten. Daraus gingen die gleichzeitigen Beobachtungen auf circumpolaren Stationen hervor, die 1882 ihre Arbeit begannen. W. konnte nichts mehr dafür thun als in einem kleinen Schriftchen eine „Praktische Anleitung zur Beobachtung der Polarlichter" geben, die zu Wien in seinem Todesjahr erschienen ist. Es wird als ein Muster gemeinverständlicher Darstellung gerühmt. Als 1882 nicht weniger als 12 Polarstationen auf der Nord- und Südhalbkugel eingerichtet waren, konnten die Geographischen Mittheilungen mit Recht hervorheben, daß ein macht- und mittelloser Mann allein durch seine Begeisterung und seine Leistung soviel Mittel und Kräfte in Bewegung gesetzt habe. Der vorzeitige Tod Weyprecht's hielt die einmal in Gang gebrachten Unternehmungen nicht auf. Die österreichische Expedition ging mit am frühesten, schon im April 1882 in See, und gründete ihre Station in Jan Mayen. Graf Wilczek, der die Kosten allein trug, begleitete sie, Leiter der Beobachtungen wurde der Linienschiffslieutenant Wohlgemuth. Die am 1. August 1883 abgeschlossenen Beobachtungen haben nicht alle die Erwartungen erfüllt, die W. gehegt hatte. Es erhob sich denn schon bald nach Weyprecht's Hingang der Widerspruch gegen das Einseitige seines Planes, zuerst schon 1883 auf dem Frankfurter Geographentag. Auch hat die geographische Polarforschung besonders durch Nordenskiöld

seitdem viel mehr geleistet, als W. in seinen letzten pessimistischen Urtheilen ihr zutrauen wollte. Aber schwerlich wird noch einmal ein einzelner Mann eine so großartige Unternehmung wie diese Doppelkette von Beobachtungsstationen um den Nord- und Südpol ins Leben zu rufen vermögen. In der Geschichte der Polarforschung erhöht sich der dem Leiter der österreichisch-ungarischen Polarexpedition unter den großen Entdeckern gebührende Platz durch das Verdienst dieser merkwürdigen Schöpfung.

Für Weyprecht's Charakter ist ebenso bezeichnend das ruhige Zurücktreten nach gethaner Arbeit als die energische und ganz sachliche Aufnahme und Vertretung der neuen Aufgabe. Er war bescheiden, zurückhaltend, nach außen herb und einsilbig. Payer schreibt: W. war ein begeisterter Forscher und antiker Charakter. Hätte man ihn vor die Wahl gestellt, sich in ein Fauteuil zu setzen oder auf eine Bank, er hätte sich unzweifelhaft auf die Bank gesetzt. Seine Briefe an Freunde zeigen ihn von einer ganz anderen Seite; sie enthüllen eine wohlthuende Herzenswärme und einen kernigen Humor. Er sprach in der Oeffentlichkeit nicht gern, aber wenn er es that, gelang es ihm über Erwarten. Sein Verhältniß zur Mannschaft wird am besten durch die Thatsache illustrirt, daß er in den denkbar schwierigsten Verhältnissen, wie sie das Umhergetriebenwerden im Eis und ein Rückzug vom Schiffe mit sich bringt, die Disciplin aufrecht erhielt. Und wie auf der Reise sorgte er nachher für das Wohlergehen der früheren Untergebenen, die ihn trotz seiner Strenge verehrten. W. bezeugte 1875 (in einem Aufsatz in der N. F. Presse), daß kein einziger Fall ernstlicher Insubordination an Bord des „Tegetthoff" vorgekommen sei; über eine Androhung der Strafe sei es an Bord des „Tegetthoff" nicht hinausgekommen. Er wies viel davon der guten Natur seiner Leute zu, mit Recht hebt er aber auch sein System hervor, das Ehrgefühl der Mannschaft aufs höchste zu spannen. Weyprecht's Stil ist klar und sachlich. Seine wissenschaftlichen Berichte und Vorträge nach der großen Reise zeichnen sich durch Gedrängtheit und durch die Folgerichtigkeit aus, mit der wesentliche Gedanken entwickelt werden. Die früher ans Licht getretenen leiden an der Unklarheit der unerprobten theoretischen Anschauungen. Die Einseitigkeit, womit in den späteren die wissenschaftlichen Polarstationen den geographischen Polarexpeditionen entgegengestellt werden, ist begreiflich. Als naturschildernder Reisebeschreiber steht er weit hinter seinem Genossen Payer, dem geborenen Künstler, zurück. Doch hat er in den „Bildern aus dem hohen Norden", die seit 1875 in den Geographischen Mittheilungen erschienen, sehr schöne Schilderungen des Nordlichts, der Eisbildung, des Packeises u. s. w. gegeben. Der Aufsatz „Eispressungen" gehört mit seinen Ausschnitten aus Weyprecht's Tagebuch zu den lebendigsten Schilderungen aus der Polarwelt. Vielfach erweitert und bereichert sind die Abschnitte über Schnee und Eis, später gesammelt u. d. T. „Die Metamorphosen des Polareises" erschienen. Dieses Buch, ein Muster edler Popularisation, ist leider nicht nach Verdienst gewürdigt worden.

Die Schriften Weyprecht's und Payer's, vorzüglich das Werk über die österreichisch-ungarische Polarexpedition (1876) und die Beiträge Weyprecht's in den Geographischen Mittheilungen. — Weyprecht's und Payer's Berichte an das Comité. Mittheil. d. K. K. Geogr. Ges. Wien 1874. — Denkschriften der K. K. Akademie, Bd. XXXV. — Wilczek, Die österreichische Nordpol-Expedition. Mittheil. d. K. K. Geogr. Ges. Wien 1874. — H. v. Littrow, Karl Weyprecht. Mit Bild. 1884. — Persönliche Mittheilungen J. von Payers.

F. Ratzel.

Wichern *): Johann Hinrich W., verdient und berühmt als Begründer und erster Leiter des „Rauhen Hauses“ und der mit diesem Rettungshause verbundenen Brüderanstalt wie als Organisator der inneren Mission in der evangelischen Kirche Deutschlands überhaupt, wurde am 21. April 1808 in Hamburg geboren und starb in Horn bei Hamburg am 7. April 1881. Hinrich W. war das älteste von sieben Kindern des bürgerlichen Notars und beeidigten Translators Joh. Hinr. W. († 1823) und dessen Gattin Karoline geb. Wittstock (1784—1861). Der Vater, sieben lebender Sprachen kundig, bei schwacher Gesundheit mühsam arbeitend, dabei gemüthvoll, fromm, musikalisch, hinterließ die gleichgesinnte Frau in dürftiger Lage. Der älteste reichbegabte Sohn, der 1813 während der Belagerung mit den Eltern aufs Land hatte fliehen müssen, erlag in den Jahren nach des Vaters Tode fast der Last musikalischer und anderer Privatstunden, die er neben dem Besuche des von Gurlitt im streng vernunftgläubigen Sinne geleiteten Johanneums auf sich nahm, bis er (Januar 1826) die Anstalt vorzeitig verließ und bei dem Schul- und Institutsvorsteher Pluns in Pöseldorf als Gehülfe eintrat. Die im Elternhause eingesogene kirchliche Frömmigkeit steigerte sich bei W. unter dem unduldsamen Drucke des herrschenden Rationalismus und dem Einflusse der mit Macht emporstrebenden positiven Gläubigkeit früh zu glühendem Eifer für eigene Heiligung und Bau des Reiches Gottes in der geliebten Vaterstadt. Früh fand der lebhafte Jüngling vertrauten Verkehr und ehrende Beachtung im Kreise der angeseheneren geistlichen wie weltlichen Vertreter moderner Kirchlichkeit in Hamburg und Umgegend: der Pastoren Wolters, Strauch, Rautenberg, John, Mutzenbecher, Joh. Claudius zu Sambs, des Senators Hudtwalcker, Syndikus Sieveking, Professors Hartmann († 1826) u. A. Bei seinem Principal Pluns vernahm er zuerst von den Anstalten Joh. Daniel Falk's zu Weimar und des Grafen von der Recke-Volmerstein zu Overdyck-Düsselthal für Rettung verwahrloster Kinder und beschloß, diesen Vorbildern später zu folgen. Der Umgang mit edlen Frauen gleicher Richtung wie Louise Reichardt († 1826), der Componistin, und Amalie Sieveking (1794—1859) bestärkte ihn in solchen Ideen, die jedoch einstweilen in frohem jugendlichem Verkehre mit jungen Freunden, darunter auch den Künstlern Erwin und Otto Specter, Julius Milde u. A., sowie in ernsten, am akademischen Gymnasium wieder aufgenommenen philologischen Studien (Herbst 1827) ihr Gegengewicht fanden. October 1828 bezog er, mit Stipendien und Privatspenden auskömmlich, mit besten Empfehlungen reichlich versehen, die Universität Göttingen, wo er als Studiosus der Theologie in drei Semestern namentlich an Friedrich Lücke sich innig anschloß. Während der folgenden drei Semester in Berlin hörte er mit Achtung Hegel und Schleiermacher, mit besonderer Verehrung Neander, durch den er auch dem berühmten Prediger Johannes Goßner sowie den bekannten Menschenfreunden Dr. Julius und Baron v. Kottwitz näher trat. Außer den Hamburger Alters- und Studiengenossen — Behrmann, Ludwig Duncker, Ed. Huther, Köster, Krabbe, Mönckeberg, Pehmöller — seien unter Wichern's Freunden der Hannoveraner Friedrich Münchmeyer, später als strenger Lutheraner dem Freunde entfremdet, und der Lübecker Paul Curtius († 1838 als Pastor zu Alten Gamme in den Vierlanden) erwähnt. Am 2. September 1831 kehrte W. in seine Vaterstadt zurück und nahm sofort die frühere private Lehrthätigkeit wieder auf, daneben dem aufkeimenden christlichen Vereinsleben wie der Armen- und Krankenpflege eifrigst zugewandt. Nach rühmlich bestandenem Examen (April 1832) als „Candidat W.“ anerkannt, was er bis zu seiner Berufung nach Berlin blieb, unterschrieb er die symbolischen Bücher

*) Zu S. 309.

der lutherischen Kirche nicht ohne den Vorbehalt, sich nicht an deren Buchstaben binden zu können, wie er denn im Sinne Neander's Hengstenberg's vielbesprochene Anrufung der Staatsgewalt gegen die Hallenser Rationalisten Wegscheider und Gesenius entschieden verwarf und ebenso besonnen dem damals zuerst lauter erschallenden Rufe nach Trennung von Staat und Kirche trotz seines gespannten Verhältnisses zu dem in Hamburg noch ungebrochen herrschenden Rationalismus entgegentrat. Juni 1832 übernahm er die Stelle des Oberlehrers an der vom Pastor Rautenberg zu St. Georg (1825) begründeten Sonntagsschule und trat gleichzeitig dem Rautenberg'schen „Besuchsvereine" bei, als dessen Mitglied er tiefer in „Hamburgs wahres und geheimes Volksleben" (Titel eines im August 1832 begonnenen tagebuchartigen Heftes) und dessen Schäden einblickte. Aus dem Besuchsvereine drang mit neuem Nachdrucke der in Hamburg bereits öfter verhandelte Gedanke eines Rettungshauses oder — wie ihn W. schon damals kühn erweiterte — eines Rettungsdorfes in weitere Kreise. Zusammentreffen günstiger Umstände, besonders ein für diesen Zweck verwendbares Legat einfacher Bürgersleute, des Ehepaares Gerkens, und Beihülfe in Rath und That seitens des Senators Hudtwalcker wie des Syndikus Sieveking ermöglichten diesmal die Verwirklichung. Am 12. September 1833 ward die Anstalt im sog. Rauhen Hause (eigentlich: Ruges Hûse) zu Horn, das Sieveking dafür zunächst miethweise hergegeben, begründet. W. bezog mit Mutter und Schwester am 31. October das dürftige Haus, das am Jahresschlusse bereits zwölf Zöglinge zählte. Am 29. October 1835 konnte er in das inzwischen neu erbaute sog. Mutterhaus seine neuvermählte Gattin, Amanda Böhme, Tochter eines Brandversicherungsdirectors und Nachkommin Jakob Böhme's, des Görlitzer Philosophen, heimführen, während zu den vorhandenen drei im Schweizerhause untergebrachten Knabenfamilien nun auch eine Mädchengruppe im alten Hause trat. Frau Amanda W., mit ihrem späteren Gatten durch das Interesse an seinen Liebeswerken zuerst zusammengeführt, hat ihn darin treulich unterstützt, ihm vier Söhne und fünf Töchter geboren und ihn überlebt. Die Rettungsanstalt erweiterte sich durch den Bau neuer Wohnhäuser und Werkstätten, deren mehrere von W. mit seinen Gehülfen und Zöglingen ohne Mitwirkung zünftiger Bauhandwerker hergestellt wurden, in der That bald zu einem kleinen, im parkartigen Gelände zerstreuten Rettungsdorfe, das trotz alles Spottes und aller heftigen Angriffe nah und fern Achtung, Aufmerksamkeit und thätige Beihülfe erwarb. Unmittelbarer noch wirkte W. nach außen durch das der Vorsicht des Curatoriums abgerungene, allmählich erweiterte Gehülfeninstitut oder die Brüderanstalt. Im ersten Jahresberichte (1842) bezeichnete er diese Anstalt als „Seminar für die innere Mission unter den deutschen Protestanten". Damit war der Gesammtheit der Arbeiten zur Abhülfe leiblicher und geistlicher Noth im Sinne der evangelischen Kirche, auf welche Wichern's umfassender Plan berechnet war, der treffende Name und bleibende Stempel aufgedrückt. Schon seit Johannes Falk war der Vergleich solcher Werke suchender Christenliebe mit der Ausbreitung des Evangeliums jenseit der Grenzen der Christenheit üblich; auch in Hamburg. W. selbst faßte früh sein Lebensideal unter dem beide Thätigkeiten einschließenden Bilde des Menschenfischers (Luk. 5) auf. Als eigentliche, sozusagen gemünzte, termini technici aber waren die Namen „äußere und innere Mission" soeben zuerst von Wichern's verehrtem Lehrer Abt Lücke in Göttingen, wenn nicht ganz in Wichern's, doch in nah verwandtem Sinne gebraucht. Lücke hatte am 13. November 1842 einen Vortrag gehalten über „die zwiefache, innere und äußere Mission der evangelischen Kirche, ihre gleiche Nothwendigkeit und nothwendige Vereinigung" und ihn dem Schüler zur Veröffentlichung für seine neue, mit dem Rauhen

Hause verbundene Buchdruckerei überlassen. Die Druckerei des Rauhen Hauses war Februar 1842 eröffnet und ward 1844 mit eigenem förmlichem Verlagsgeschäfte („Agentur des Rauhen Hauses") verbunden. Als Erstling des später zu ansehnlichem Umfange herangewachsenen Verlages erschien seitdem die Zeitschrift „Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause". Stellt man sich alle diese vielverzweigten Unternehmen trotz einzelner Schwierigkeiten und Fehlschläge in schwellendem Aufblühen, Wichern's persönliche Verbindungen in lebendigster Zunahme, ihn selbst in gehobenster freudigster Zuversicht vor, so hat man ein Bild seiner ganzen Lage in der Zeit vor 1848. Nur muß noch nachgeholt werden, daß er in den vierziger Jahren besonders enge Bande mit den leitenden — staatlichen wie kirchlichen — Kreisen Berlins knüpfte, namentlich mit dem Cultusminister Eichhorn, dessen Mitarbeiter, Geheimem Rathe Stiehl, Oberhofprediger Snethlage, General v. Gerlach, Graf Eberhard Stolberg u. A. Schon 1846 hatte er auch beim Könige Friedrich Wilhelm IV. Audienz, den besonders Wichern's Bestrebungen, die Gefangenenpflege zu bessern, interessirten. Im März 1848 geleitete W. persönlich eine Anzahl seiner Brüder nach Pleß in Oberschlesien zur Pflege unter den Typhuswaisen. Auf der Rückreise für den 18. März war er zu abermaliger persönlicher Aussprache mit dem Könige ins Schloß bestellt. Der Berliner Aufstand vereitelte die Audienz. So kam es, daß W. in Berlin als Augenzeuge den Ausbruch der Krisis miterlebte, die auch in sein Leben und Lebenswerk mächtig eingreifen sollte.

Das gewaltsame Hervorbrechen zerstörender Kräfte in der Bewegung von 1848 erschütterte natürlich auch Wichern's lebhaft für Volkswohl empfindendes Gemüth. Im ganzen aber sah er darin den thatsächlichen Beweis für seine oft wiederholten Warnungen und damit eine Wendung der Dinge, die dem leitenden Gedanken seines Lebens zu gute kommen mußte. Unter dem frischen Eindrucke der Berliner Märztage schrieb er in den „Fliegenden Blättern" den Aufsatz: „Die Revolution und die innere Mission". Darin heißt es: „Die innere Mission hat mit dem, was seit dem 24. Februar 1848 in Europa geschehen, ein Unberechenbares gewonnen. Das seit jenem Ereigniß enthüllte Europa, Tausende von Thatsachen, die sich täglich überstürzen, — — — dictiren die Nothwendigkeit der inneren Mission; — oder wer vermag nunmehr noch ihre Nothwendigkeit oder ihr Recht zu bestreiten?" Unbeirrt durch den Lärm der Zeit setzte W. im besonderen amtlichen Auftrage sein Bemühen um verständige Ordnung der Waisenpflege in Oberschlesien fort, wobei er sich und seinen Brüdern volle Achtung auch in katholischer Umgebung und bei katholischen Mitarbeitern erwarb. Im September 1848 bereiste er zu diesem Zwecke als Mitglied einer Commission das Nothstandsgebiet. Schon zuvor — April d. J. — war der Beschluß gefaßt, den besonderen hamburgischen Charakter des Rauhen Hauses aufzugeben und die Anstalt, ihrer thatsächlichen Bedeutung gemäß, ausdrücklich dem gesammten Vaterlande zur rettenden Kinderpflege wie zur Bildung von Helfern für die innere Mission zu widmen. Von Oberschlesien reiste diesmal W. sofort nach Wittenberg zum ersten deutschen evangelischen Kirchentage, auf dem am 21. September er erst nicht mühelos den würdigen Platz in der Tagesordnung für die innere Mission erstritt, dann aber mit gewaltiger Stegreifrede alle Theilnehmer hinriß und es durchsetzte, daß Fürsorge für die gefährdeten, verirrten und bedrückten Mitglieder im Sinne der inneren Mission als heilige Pflicht der deutschen evangelischen Gesammtkirche anerkannt und die Niedersetzung eines Centralausschusses für innere Mission beschlossen wurde. Gewaltiger Aufschwung des Interesses für Wichern's Sache und infolge dessen Hochfluth von Anfragen und Ansprüchen an ihn war die nächste Folge davon. Am 10. November constituirte sich in Hamburg der erste der bald zahlreichen

Vereine für innere Mission, in den nächstfolgenden Tagen zu Berlin der Centralausschuß, in dem unter Vorsitz v. Bethmann-Hollweg's mit W. Männer wie Stahl und v. Mühler zusammentagten. Unmittelbar darauf ließ W. vom Verwaltungsrathe des Rauhen Hauses — unter Verzicht auf sein Gehalt, den eines hochherzigen Kaufmannes Spende ihm ermöglichte, — für ein Jahr und einen Monat zu der ihm jetzt aufgedrängten weiteren Thätigkeit sich ausdrücklich ermächtigen. In jenen Tagen sprach Friedrich Wilhelm IV. das prophetische Wort: „Wenn wir einmal alle nicht mehr sind, wird man erst sehen, was für ein Werk das ist. Gott würdigt uns Gärtner zu sein; die Schatten der Bäume werden über unsere Gräber fallen". Die zunächst vorläufig gewonnene und seit Beginn 1850 durch Bestellung eines Inspectors und ständigen Vertreters am Rauhen Hause — Th. Rhiem — dauernd gesicherte Freiheit der Bewegung nutzte W. sofort in den Jahren 1849 und 50 zu zahlreichen Reisen in alle Theile Deutschlands, auf denen überall das erwachte Streben für evangelische Liebesthätigkeit angeregt, berathen und organisirt ward. Freilich erwachte und erstarkte mit dieser Blüthe der inneren Mission zugleich der doppelte Gegensatz von der radical-liberalen wie von der reactionär-kirchlichen, namentlich der sog. streng lutherischen Seite. Besonders schmerzlich war es für W., daß sein Streben in den ernstkirchlichen Kreisen der sog. confessionellen Lutheraner Frankens, Mecklenburgs, der preußischen Landeskirche, vor allem Hannovers harter und — der Hauptsache nach gewiß — unbilliger Verkennung begegnete. Man fand dort den Werth, den W. und seine Freunde dem modernen christlichen Vereinsleben beilegten, unvereinbar mit den — ihrerseits sehr anfechtbaren, mindestens überspannten — „objectiven" Begriffen von Kirche und Pfarramt und nahm Anstoß an Wichern's offen bekannter Vorliebe für die Union oder mindestens das friedliche praktische Zusammenarbeiten der beiden evangelischen Confessionen. Das in Hannover vom Pastor D. Petri herausgegebene Zeitblatt für die Angelegenheiten der lutherischen Kirche ging in diesen Bedenken so weit zu erklären: „Diese innere Mission unter dem Scheine der Freundschaft für die Kirche ist doch der Ruin derselben; sie ist ein Schlinggewächs, welches Stamm und Aeste des Kirchenbaumes zu überziehen und ihm alle Lebenskraft auszusaugen droht; es steht so, daß eine von beiden, die Kirche oder die innere Mission, das Feld räumen muß". Schon den Namen: „Innere Mission" fand D. Petri unerträglich; er faßte ihn so auf, als wollte ein beliebiger Verein seine mit menschlicher Vollmacht ausgerüsteten Sendlinge neben die Boten stellen, die der Herr der Kirche selbst gesandt und bevollmächtigt hat. Freilich beruhte das nur auf willkürlicher Folgerung aus einzelnen, vielleicht reichlich enthusiastischen Aussprüchen Wichern's und seiner Freunde, denen im Zusammenhange das Gegengewicht nicht fehlte. Auch konnte dieser confessionelle Gegensatz im eigenen Lager sich nicht auf die Länge behaupten. In jenen Jahren hochgehender Reaction versperrte er der inneren Mission ganze Gebiete des protestantischen Deutschlands und bereitete ihrem sieggewohnten Verfechter manche bittere Stunde. Doch schritt das Werk im ganzen rüstig vorwärts. Im Jahre 1851 durfte W. seine Sache in England vor der Evangelical Alliance vertreten und dort ebenso werthvolle Bekanntschaften anknüpfen wie interessante Studien machen. Am 17. Juli 1851 legte Friedrich Wilhelm IV., der persönlich an Wichern's Erfolgen regsten Antheil nahm, den Staatspensionären des Rauhen Hauses die Anstellungsberechtigung für Gefängnißwärterstellen bei. Kurz zuvor hatte die theologische Facultät der Universität Halle den Candidaten W. ehrenhalber zum Doctor der Theologie ernannt. Das Jahr 1853 nannte W. selbst später das Königsjahr des Rauhen Hauses, da es außer andern Fürsten und Fürstinnen die Könige von Preußen und Baiern mit ihren Gemahlinnen zu dessen Besuche herbeiführte.

Im Auftrage der preußischen Regierung führte 1852 und 53 W. drei große Reisen zur Besichtigung der Gefängnisse aus, die zu mannichfachen Anträgen und bessernden Eingriffen anregten, mit denen sein besonders wirksamer Vortrag „über die Behandlung der Verbrecher in den Gefängnissen und der entlassenen Sträflinge“ auf dem fünften Kirchentage zu Bremen (1852) nahe zusammenhängt. Vor allem das Verhältniß Wichern's zum preußischen Gefängnißwesen, enger geschürzt noch durch seinen maßgebenden Antheil an der Reorganisation der großen Strafanstalt zu Moabit (1854—56) nach dem Grundsatze der Zellenhaft und die erweiterte Verwendung seiner Rauhhäusler-Brüder im preußischen Wärterdienste, führte endlich Januar 1857 zur förmlichen Berufung in den preußischen Staatsdienst. W. wurde als Oberconsistorialrath (Rath III. Cl.) im Oberkirchenrathe und gleichzeitig als vortragender Rath für Gefängnißwesen im Ministerium des Innern angestellt, ohne auf seinen Platz am Rauhen Hause verzichten zu müssen. Er verlebte fortan die Winter zumeist in Berlin, die Sommer in Horn. Die eigentliche Leitung im Rauhen Hause ging an den Inspector Rhiem über, während der zweite der nächstverbundenen Gehülfen, Wichern's späterer Biograph Friedrich Oldenberg, dem Meister nach Berlin folgte und ihm da als Inspector des neubegründeten Kinder- und Brüderhauses „Johannesstift“ wie als Geistlicher der Strafanstalt zu Moabit zur Seite stand. Verhängnißvoll für Wichern's Wirken im preußischen Staatsdienste war die bald nach seinem Uebertritt ausbrechende Krankheit seines königlichen Gönners, obwol auch der Prinzregent und spätere König Wilhelm ihm Achtung und Wohlwollen bewahrte. Heftig waren die Angriffe in Presse und Landtag, deren er sich wiederholt zu erwehren hatte. Sie gipfelten im J. 1861 in den Kammerdebatten wie in den Flugschriften des Professors v. Holtzendorff: „Gesetz oder Verwaltungsmaxime? Rechtliche Bedenken gegen die preußische Denkschrift, betreffend die Einzelhaft“ und: „Die Brüderschaft des Rauhen Hauses, ein protestantischer Orden im Staatsdienst“. Doch fand W. in diesen Kämpfen ermuthigenden Beistand vielfach auch bei solchen, die der Regierung gegenüber, die ihn berufen, in Opposition und in kirchlicher Hinsicht ihm selbst ferner standen. Zweifellos hat sein Einfluß im preußischen Gefängnißwesen gegenüber der bureaukratischen Schablone anregend und belebend gewirkt. Als einer der ersten drang er auf sorgfältige berufliche Vorbildung des Wärterpersonales; ein Verdienst, das kaum geschmälert wird, wenn man zugeben muß, daß der Geist seiner Brüderschaft von Einseitigkeit und Selbstzufriedenheit nicht immer frei war. Auch auf allen anderen Gebieten der inneren Mission durfte W. sich schöner Erfolge erfreuen. Seit 1858 leitete er als Vorsitzer die Congresse für innere Mission, deren bei seinen Lebzeiten 21 stattfanden. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Einrichtung der Felddiakonie zu Liebesdiensten aller Art bei den mobilen Truppen der Feldzüge von 1864, 66 und 70/71. Im französischen Feldzuge trugen zwei seiner Söhne Heinrich und Louis die Waffen, von denen dieser am 3. Januar 1871 an einer Wunde starb, die er vor Meung empfangen. Inzwischen hatten die privaten Lebensverhältnisse in Berlin für W. und sein Haus sich glücklich gestaltet. In einem Mittwochskränzchen, um nur dies zu erwähnen, traf W. sich mit Bethmann-Hollweg, Twesten, Dorner, Bruns, Hansen, Lepsius, Müllenhoff, Dove, Trendelenburg u. A. — eine erlesene Tafelrunde! — zu geistigem Austausch und geselliger Erfrischung. Dazwischen jedoch kreuzten seinen Weg die ersten Vorboten des Verfalles seiner Kräfte, der seit dem ersten Schlaganfalle am 19. April 1866 allmählich aber unaufhaltsam sich vollzog, während gleichzeitig die alten Hamburger Freunde einer nach dem anderen dahinstarben. Im J. 1873 entschloß W. sich, aus dem preußischen Staatsdienste zu scheiden und die Leitung des Rauhen Hauses, das bei bester äußerer Verwaltung ihm nicht ganz im

alten freudig-freien Geiste fortzuleben schien, unter Beihülfe seines ihm zugeordneten theologischen Sohnes Johannes wieder persönlich zu übernehmen, nachdem der Inspector Rhiem auf eigenen Antrag ausgeschieden war. Allein der Rücktritt kam zu spät, um dem ehrwürdigen Greise noch eine ihn selbst befriedigende Wirksamkeit zu gestatten. Noch ehe der Abschied aus dem Berliner Amte förmlich vollzogen war (9. Novbr. 1874), brach er in erneutem Schlaganfalle am 5. April 1874 zusammen. Die noch folgenden sieben Jahre waren bei zunehmender Lähmung der Gliedmaßen und der geistigen Kräfte wie beim Wechsel gedrückter und gereizter Stimmungen für ihn selbst und für die Seinen schwere Zeit. Er starb vierzehn Tage vor Vollendung seines 73. Lebensjahres. — W. war in seinen jungen Jahren, und selbst noch im früh erblichenen dichten Haare eine imponirende Gestalt und ein hervorragender Redner. Frühe Concentrirung alles Interesses auf ein zwar nicht enges, aber doch klar umgrenztes Gebiet der Thätigkeit, verbunden mit unbeugsamer Willenskraft erklären neben der Güte der von ihm vertretenen Sache das Geheimniß seiner großartigen Erfolge. Früh nahm er zum Wahlspruche Luther's Wort: „Cedo nulli! d. i. beseits aus, was im Wege ist. Hie fähret Er da her, der niemand weicht“. Kehrseite dieser heroischen Festigkeit war wie bei dem größeren Vorbilde auch bei W. eine gelegentlich ausbrechende Ungeduld und Heftigkeit, die von der Grundfarbe seines Wesens, der warmen, hingebenden Menschenliebe, oft seltsam abstach. Er beklagte und bekämpfte diesen Temperamentsfehler in frommer Demuth redlich, ohne ihn völlig zu überwinden. Der über manchen ernsten Bedenken und leichtfertigen Vorurtheilen gegen Wichern's „Pietismus“ von links und rechts oft verkannte hohe Werth seines Lebenswerkes ist schon in seinem Alter immer mehr und wird heute, wo die socialen Kämpfe der Gegenwart seinen prophetischen Vorausblick in das hellste Licht stellen, fast einstimmig anerkannt. Auch seine erste Schöpfung, das Rauhe Haus, gedeiht in des Stifters Sinne unter dessen Sohne bis heute ungestört weiter. Es ist volle Wahrheit, was Kaiser Wilhelm I. am 16. April 1881 den Hinterbliebenen schrieb: „Durch die Werke christlicher Liebe und Barmherzigkeit, für welche er als das unverrückbare Ziel seines unablässigen Strebens und Wirkens in wahrer Frömmigkeit seine ganze Kraft einsetzte, hat sich der Dahingeschiedene ein unvergeßliches Denkmal selbst geschaffen“.

Sicherste Quelle für Wichern's Lebensgeschichte bildet die Biographie: Johann Hinrich Wichern. Sein Leben und Wirken. Nach seinem schriftlichen Nachlaß und den Mittheilungen seiner Familie dargestellt von Friedrich Oldenberg. 2 Bde. Hamburg 1884 und 87. — Alles andere, was bisher über W. geschrieben ward, ist davon mehr oder weniger abhängig. Wichern's eigene Schriften, soweit sie besonders erschienen, findet man im Verlagskatalog der Agentur des Rauhen Hauses verzeichnet. Außerdem enthalten die „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause“ und die ersten 38 Berichte über die Anstalten des Rauhen Hauses (1833—72) vieles Eigene ihres Herausgebers. Wichern's bedeutendste, seines Wirkens und Lebens Höhepunkt bezeichnende Schrift: „Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Eine Denkschrift an die deutsche Nation“ (Hamburg 1849, 2 Auflagen im selben Jahre) hat der Centralausschuß für innere Mission 1889 neu herausgegeben. Desgleichen „Vorträge und Abhandlungen“ (zunächst Band I: Kongreßvorträge. 1891) durch J. Wichern und F. Oldenberg. Sander.

Wichmann*): W. (Wicmann, Wigmann), Dompropst von Halberstadt (1146—1149), Bischof von Naumburg-Zeitz (1149—1154), Erzbischof von

*) Zu S. 312.

Magdeburg (Mai 1152, bezw. Sommer 1154), † am 25. August 1192. — Mit ihm und seinem Neffen Konrad endet das Geschlecht der Grafen von Seeburg, der Zweig einer der vornehmsten Familien des Sachsenlandes. Des Vaters Urgroßvater war Burchard, ein Neffe des hl. Brun-Bonifatius, aus dem Hause der Querfurter Grafen. Burchard's Schwester Ida wurde die Stammmutter der Supplinburger, von seinen Söhnen pflanzte der ältere, Gebhard, die Querfurter Linie fort, welcher mehrere Magdeburger Burggrafen und auch ein Vorgänger Wichmann's auf dem erzbischöflichen Stuhle, Konrad (1134—1142), angehörten, der jüngere, Christian, aber erhielt Güter nördlich von dem Stammsitze. Er dürfte eine Person mit dem im J. 1039 erwähnten gleichnamigen Vogte des Klosters Gandersheim sein (Harenberg, Hist. Gandershem. p. 440, 669), welches schon im J. 980 den Burgbann in Seeburg, nach dem Christian's Nachkommen benannt wurden, erhalten hatte (Mon. Germ. DO. II. 214). Christian's Gemahlin ist unbekannt, seine Söhne waren Wichmann, Graf von Seeburg, und Wilhelm, Graf von Lutisburch, von dem wir nähere Kunde nicht besitzen. Als Wichmann's Gemahlin wird vom sächsischen Annalisten Gisela, die Tochter Otto's von Schweinfurt, angegeben, da aber Erzbischof W. seine Großmutter Bertha nennt und Otto's Tochter dieses Namens mit Friedrich von Habsberg vermählt war (Moritz in Abh. der hist. Classe der bair. Akademie I, 2b, 13, 104, 136), so wird man Gisela aus der Reihe der unmittelbaren Vorfahren des Erzbischofs auszuscheiden haben. Ueber Bertha's Herkunft fehlt es an sicherer Nachricht. Aus ihrer Ehe mit W. stammten Gero (Gerhard, Gert), Hadwig, Aebtissin von Gernrode, und Geva, deren Gemahl wir nicht kennen, die aber einen Sohn Dietrich hatte, im J. 1166 als verstorben angeführt wird und im Kloster Ichtershausen ihre letzte Ruhestätte gefunden hat. Gero vermählte sich mit Mathilde, der Tochter des Markgrafen Thiemo und Schwester Konrad's des Großen, der nach dem Tode Heinrich's II. (1123) die Mark Meißen erhielt. Als Söhne Gero's und der Mathilde sind sicher bezeugt Erzbischof W. und Graf Konrad, der im J. 1155 und nach 1161 urkundlich erwähnt wird, vor seinem Bruder starb und einen Sohn Konrad hinterließ, den wir im J. 1191 als Propst von Seeburg finden. Ob wir noch einen dritten Sohn Ekbert annehmen dürfen, ist vorläufig nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Erzbischof W. erscheint im Besitze umfangreichen Landgebietes in Niederösterreich, südöstlich von Gleiß an der Ybbs, welches nach seiner Aussage bereits seine Vorfahren innegehabt hatten. Wir wissen nicht, auf welche Weise die Seeburger zu diesen Gütern gekommen sind, und es wäre müßig, auf die zahlreichen und kühnen Hypothesen, welche diese Thatsache hervorgelockt hat, einzugehen, da diese Frage doch erst nach eingehender Untersuchung der Genealogie der Seeburger, sowie der verwickelten Besitzverhältnisse im Flußgebiete der Ybbs gelöst werden könnte. Es genüge hier darauf hinzuweisen, daß schon zu Zeiten des Bischofs Reginbert (1138—1148) Wichmannus, vir ingenue nobilitatis de Saxonia, zu Gunsten Passaus urkundet (Mon. Boica 28b, 104 Nr. 7), und daß Erzbischof W. selbst bezeugt, wie seine Vorfahren von Anfang an das im J. 1116 gegründete Kloster Seitenstetten als Nachbarn unterstützt haben. Da nun in einer Bulle Urban's III. für dieses Stift vom Jahre 1186 (Fontes rer. Austr. II, 33, 16, Nr. 12) unter anderem auch die Schenkungen eines Gero, comes de Cluze, und seines Sohnes, des Grafen Ekbert, bestätigt werden, so hat man ohne weiteres diesen Grafen von Gleiß mit des Erzbischofs gleichnamigem Vater für eine Person und Ekbert für einen Bruder Wichmann's erklärt. Auffallend bleibt allerdings, daß Gero nicht nach seinem sächsischen Sitze, der Erzbischof, dessen Schenkungen unmittelbar darauf angeführt sind, nicht als sein Sohn bezeichnet wird, daß W. selbst diese Schenkungen in seinen Urkunden nicht besonders anführt, und daß er im J. 1155

ausdrücklich sagt, neben ihm habe nur sein Bruder Konrad Anspruch auf das mütterliche Erbe gehabt (Mülverstedt Reg. 1310). Es ist nicht ausgeschlossen, daß bei der Ausfertigung der päpstlichen Bulle insofern ein Irrthum unterlaufen ist, als etwa die Seeburg'schen Ministerialen in Gleiß den Titel comes erhielten.

Nach Gero's Tode vermählte sich Mathilde mit dem Grafen Ludwig von Wippra, durch diese Ehe erhielt W. zwei Halbbrüder, den Grafen Ludwig und den Abt Ludwig von Merseburg. Andere Verwandte Wichmann's waren ein Wichmann, der schon im J. 1116 in das Johannesstift zu Halberstadt getreten war und daher kaum eine Person mit dem als Stifter von Kaltenborn bekannten Grafen Wichmann sein kann, ferner Udo II., Bischof von Naumburg (1161—1186), Dietrich, Propst von St. Peter und Nicolai in Magdeburg, und Aebtissin Adelheid von Quedlinburg, die Schwester des Pfalzgrafen Adalbert von Sommerschenburg.

W., der im J. 1116 noch nicht zu seinen Jahren gekommen war, also frühestens im J. 1105, spätestens im J. 1115 geboren sein kann, war wol von Anfang an für den geistlichen Stand bestimmt. Seine erste Ausbildung dürfte er vielleicht in dem Johanneskloster bei Halberstadt, dem seine Mutter im Jahre 1116 eine Schenkung machte, erhalten haben, worauf er dann in das Halberstädter Domcapitel eingetreten sein wird. Haltlos sind die Fabeleien über seine angeblich in Passau und Regensburg zugebrachte Schulzeit, während die ihm zugeschriebenen Studien in Paris durch leichtfertige Uebertragung einer auf seinen Nachfolger Ludolf bezüglichen Notiz entstanden sind. Zuerst wird er urkundlich im J. 1145 als Propst des Halberstädter St. Paulsstiftes erwähnt. Als ein Jahr später Dompropst Martin durch sein Verhalten die Abneigung der Kanoniker erregt und eine päpstliche Entscheidung seine Absetzung zur Folge hatte, trat W. an seine Stelle. In dieser Eigenschaft betheiligte er sich an mehreren Rechtshandlungen des Bischofs Rudolf, unter denen die Bestätigung des Klosters Marienzell bei Querfurt deshalb zu erwähnen ist, weil dasselbe vornehmlich der Freigebigkeit der Querfurter Grafen seine Entstehung verdankte. Im J. 1148 fand Bischof Udo I. von Naumburg auf der Heimfahrt aus dem heiligen Lande im Meeressturm sein Ende, da ward der vornehme Propst von Halberstadt sein Nachfolger. In dem neuen selbständigen Wirkungskreis entfaltete W. eine nachdrückliche und umsichtige Thätigkeit, im kleinen ein Vorbild dessen, was er später in größerem Maßstabe leisten sollte. Die Domkirche wurde in guten Stand gebracht, die Pfarrkirchen in Naumburg wurden vermehrt, die Klöster des Sprengels erfuhren mannigfache Förderung, mit allem Eifer achtete der Bischof auch auf die weltlichen Pflichten seines Amtes, wir sehen ihn in nahen Beziehungen zu dem staufischen Hause und zu Albrecht dem Bären. Bald wurde er zu Höherem berufen. Am 14. Januar 1152 war Erzbischof Friedrich von Magdeburg gestorben. Die Kanoniker versammelten sich im Mai zur Wahl eines Nachfolgers, konnten aber keine Einigung erzielen, da sich die Stimmen auf die beiden Vorstände der Domgeistlichkeit, den Propst Gerhard und den Decan Hazeko, theilten. Sie brachten die Angelegenheit vor den König, der sich damals zum ersten Male in Sachsen aufhielt und in Merseburg das Pfingstfest feierte. Nach der Bestimmung des Wormser Concordats hätte nun Friedrich im Einvernehmen mit den Bischöfen sich für den würdigeren Bewerber entscheiden sollen, aber nach einer damals bei Hofe gangbaren Auslegung dieses Vertrages verwarf er beide und veranlaßte, um die Form zu wahren, die Partei des Decans dazu, den Naumburger Bischof zu wählen, dem er alsbald die Regalien verlieh. Den König bewogen zu seinem Verhalten in erster Linie kirchenpolitische Absichten, die er selbst in seinem Briefe an Otto von Freising aufs schärfste betonte, es

handelte sich für ihn um eine Kraftprobe, er wollte die günstige Gelegenheit benützen, um von Anfang an seinen Einfluß und seine Macht auch in geistlichen Angelegenheiten durch die That zu beweisen. Man wird aber nicht verkennen dürfen, daß die Verhältnisse Sachsens nicht minder die Besetzung des Erzstuhles mit einem Manne von erprobter Treue und politischer Tüchtigkeit dringend erheischten. In dem Kampfe der von ausschließlich dynastischen Interessen geleiteten Mächte des welfischen und askanischen Hauses fiel die Vermittlerrolle, die Wahrung der Reichseinheit und die Aufrechthaltung der königlichen Gewalt naturgemäß dem Magdeburger Erzbischof zu. Solchen Anforderungen dürften weder Gerhard noch Hazeko genügt haben, aufs beste geeignet aber war dafür W., nicht allein wegen seiner persönlichen Eigenschaften, sondern auch infolge seiner nahen Verbindung mit der Familie der Wettiner. Unzweifelhaft war also eine jener Lagen vorhanden, in denen das politische Erforderniß mit den Satzungen des kanonischen Rechtes in Widerspruch gerathen mußte. Die streng kirchliche Partei, als deren Vertreter wir den Dompropst betrachten dürfen, war aber nicht geneigt, die vom Könige geschaffene Thatsache ohne weiteres hinzunehmen. Gerhard ging nach Rom und wandte sich an den Papst Eugen III. Mit großer Vorsicht verhielt sich W., er nahm zwar den Titel eines Erzbischofs an, übte aber das Amt nicht aus und behielt sein Bisthum vorläufig bei. Schon vor seiner Erhebung hatte er in einem Familienrathe zu Halle mit seinen beiden Tanten die Erbschaft nach seiner Großmutter Bertha geregelt und folgte nunmehr dem Könige nach Baiern. Man versuchte zunächst eine ihm günstige Entscheidung des Papstes zu erreichen und zu diesem Zwecke schickten die deutschen Bischöfe von Regensburg aus ein Schreiben an Eugen, das in voller Würdigung der Vorzüge Wichmann's und der politischen Lage selbst von gregorianisch gesinnten Männern unterfertigt wurde. Doch half diese Fürsprache wenig. Eugen III. beharrte auf den kirchenrechtlichen Forderungen und auf der richtigen Handhabung des Wormser Vertrages. Am 1. August erließ er in diesem Sinne eine Weisung an das Magdeburger Domcapitel, am 17. erfolgte seine tadelnde Antwort an die deutschen Bischöfe, in der er bei aller Anerkennung der Tüchtigkeit und der Verdienste Wichmann's Wahl und Investitur verwarf. Diesen schriftlichen Aeußerungen folgten die päpstlichen Legaten, welche neben anderen auch die Magdeburger Frage zum Austrag bringen sollten. Zu Ostern 1153 waren sie in Bamberg beim Könige und hier traf auch W. mit ihnen zusammen, wobei er sich wieder nur des Titels eines Zeitzer Bischofs bediente. Obwohl die beiden Cardinäle noch bis über Pfingsten sich im Gefolge Friedrich's befanden, war es ihnen doch unmöglich, eine Entscheidung im päpstlichen Sinne zu erlangen. W. nahm nach ihrer Abreise wieder den erzbischöflichen Titel an und weilte im September beim Könige in Regensburg. Inzwischen hatten sich seine Aussichten gebessert. Am 8. Juli war Eugen III. gestorben und ihm Anastasius IV. gefolgt, der eher zu Verhandlungen und zu einem Ausgleich geneigt schien. Zwar sandte auch er den Cardinal Gerhard als Legaten wegen der Magdeburger Sache ab, der aber ebenfalls die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes bei der Entschlossenheit Friedrich's erkennen mußte. Ende März hatte er sich zu W. nach Naumburg und von da zur Osterfeier nach Magdeburg begeben. Nach derselben trat W. seine Romfahrt an und in unmittelbarer Verhandlung mit dem Papste erhielt er dessen Anerkennung und das Pallium. Wohl noch vor seiner Abreise war in Zeitz-Naumburg der Dompropst Berthold zu seinem Nachfolger gewählt worden, dessen Wahl allerdings erst nach der päpstlichen Bestätigung Wichmann's als Erzbischofs in Kraft treten konnte. Damit war die schwierige und wichtige Sache erledigt zur nicht geringen Freude des Königs, dessen „Autorität von nun an nicht bloß in weltlichen, sondern

auch in geistlichen Angelegenheiten beträchtlich gewachsen war", zum Verdrusse der Gegenpartei, die ihrem Aerger in einer thörichten Erzählung über die Art, wie der Erzbischof das Pallium erhalten haben soll, Luft machte. Dompropst Gerhard scheint nur kurze Zeit gegrollt zu haben, schon seit dem Jahre 1156 begegnen wir ihm wieder in den Urkunden und er übte sein Amt, bei Kaiser und Papst in gutem Ansehen, bis zu seinem Tode am 13. April 1161 aus. Im Erzbisthum selbst scheint er an Einfluß hinter dem Abte Arnold vom Kloster Berge zurückgetreten zu sein, der sich ganz besondere Verdienste um die Wahl Wichmann's erworben hatte und sich auch fernerhin dessen Wünschen gefügig erwies. Decan Hazeko behielt ebenfalls seine Stelle bei und wurde mit der Propstei von St. Sebastian bedacht, sein Nachfolger im Decanat, Propst Siegfried von St. Nicolai, erscheint zuerst am 21. November 1161 in den Urkunden.

Am 19. September 1154 ist der neue Erzbischof in Halle nachweisbar und von da an beginnt erst sein Wirken an der Spitze der sächsischen Metropole. Eine lange Amtsdauer war ihm beschieden, durch volle 38 Jahre, welche mit einem der glänzendsten Abschnitte deutscher Geschichte zusammenfallen, sollte er an diesem hervorragenden Platze stehen. Dreifache Gewalt vereinigte er in seinen Händen, und wenn sich auch die verschiedenen Wirkungskreise vielfach durchschneiden, so werden wir doch einen klaren Ueberblick über seine Thätigkeit am ehesten gewinnen, wenn wir ihn in seinem Verhältnisse zum Reiche, zu seinem Lande und zu seinem Erzsprengel zu betrachten versuchen.

Um Wichmann's Thätigkeit als Reichsfürst zu beleuchten, müßte man fast die ganze deutsche Geschichte von 1152—1177 wiederholen. Jahr für Jahr finden wir den Magdeburger im Gefolge des Herrschers, an den wichtigsten Regierungshandlungen Friedrich's hatte er Theil als Berather oder Vollzieher, in steter Treue ist er seinen Verpflichtungen gegen das Reich nachgekommen, gleich tapfer kämpften seine Schaaren unter dem rauhen Himmel des wendischen Waldlandes, wie unter der heißen Sonne Italiens; war er selbst verhindert zu kommen, so fanden sich Dompropst oder Burggraf als seine Vertreter bei Hofe ein. Nur weniges kann hier hervorgehoben werden. Im Juni 1156 war er zu Würzburg Zeuge der Vermählung des Kaisers mit Beatrix, im August des nächsten Jahres nahm er an dem Zuge gegen Polen Theil, zu dem Friedrich das Heer in Halle versammelt hatte; rückkehrend von dem denkwürdigen Aufenthalte zu Besançon feierte dann der Kaiser Weihnachten in Gemeinschaft mit dem Freunde in Magdeburg. Dem italienischen Zuge des Jahres 1158 und der Belagerung Mailands dürfte er ebenso wenig wie sein angeblicher Bruder Ekbert, den man mit dem gleichnamigen Grafen von Pütten verwechselt hat, beigewohnt haben, in ausgiebigster Weise aber unterstützte er den Kaiser im J. 1160, er selbst weilte zu wiederholten Malen jenseits der Alpen, seine Sachsenkrieger blieben während seiner Abwesenheit und auch nach der Rückkehr Friedrich's in Italien. Im August 1162 finden wir ihn im Gefolge des Kaisers bei den ergebnißlosen Verhandlungen in St. Jean-de-Losne. Die nächsten Jahre war W. allerdings durch heimische Angelegenheiten und seine Palästinafahrt mehr in Anspruch genommen, doch nahmen seine Mannschaften an dem unglücklich endenden italienischen Zuge des Jahres 1167 theil. Im Juni 1169 war er bei der Wahl Heinrich's VI. in Bamberg, im Sommer 1171 verweilte er in Prag und übernahm hier die Vermittelung wegen der Besetzung des Salzburger Erzbisthums zu Gunsten des böhmischen Königssohnes Adalbert. Neuerdings finden wir ihn im Anfange des Jahres 1175 höchst wahrscheinlich im kaiserlichen Auftrage in der Moldaustadt, offenbar um hier gegen verschiedene Maßregeln des neuen Herzogs Sobieslav, welche des Kaisers Mißfallen erregt hatten, ein-

zuschreiten. Eine damit in Zusammenhang gebrachte Gesandtschaft Wichmann's nach Ungarn verdankt nur einer Mißdeutung des kaiserlichen Schreibens (Sudendorf, Registrum I, 80 Nr. 35) ihre Entstehung. Im April des nächsten Jahres führte W. in Gemeinschaft mit dem Erzbischof Philipp von Köln die deutschen Hülfstruppen nach Italien und war Zeuge der Schlacht bei Legnano (29. Mai 1176). Die nächsten Monate waren der Herstellung des Friedens zwischen Friedrich und Alexander III. gewidmet, es wird daher am Platze sein, die Stellung Wichmann's in dem Streite der kaiserlichen und päpstlichen Gewalt zu beleuchten. Der Magdeburger war in diesem Gegensatze emporgekommen, dem Kaiser treu ergeben, doch war er keine Kampfnatur, sein Bestreben war, wie wir sahen, von Anfang an darauf gerichtet, bei aller Ergebenheit gegen den Kaiser doch nicht in offenen Widerstand gegen den Papst zu gerathen. Er wird in diesem Verhalten durch den Dompropst Gerhard bestärkt worden sein, der einmal neben dem Bischof Eberhard von Bamberg als der geeignetste Vermittler in dem drohenden Streit gerühmt wurde. Doch war W., eine durchaus staatsmännische Natur, keineswegs für theoretische Erörterung und dialektisches Weiterspinnen der strittigen Fragen eingenommen und neigte jedenfalls mehr nach der kaiserlichen als nach der römischen Seite. Daher hat er auch das Schreiben der deutschen Bischöfe an Hadrian IV. (1158) mit gefertigt und nach dieses Papstes Tod (1. September 1159) den von der kaiserlichen Partei gewählten Victor IV. auf der Synode zu Pavia (Februar 1160) anerkannt, bei welcher Gelegenheit er von dem Kaiser eine Besitzbestätigung für das von ihm begünstigte Naumburgische Kloster Bosau, von dem Papste aber besondere Vorrechte für sich und seine Domherren, sowie die Unterstellung des Bisthums Pommern unter seine erzbischöfliche Gewalt erwirkte. Eine Aenderung trat mit dem Jahre 1164 ein. Der Tod Victor's IV. (April 1164), das gewaltthätige und willkürliche Vorgehen Reinald's von Dassel hatten die Rechtslage sehr zu Gunsten Alexander's III. verschoben, bei allen einsichtigen Männern mußten sich schwere Bedenken geltend machen, wenn sie den Schaden betrachteten, welchen die allgemeinen und besonderen Interessen der Kirche durch die Fortdauer eines aussichtslosen Kampfes erfuhren, für den Magdeburger Erzbischof aber mußten die Wirkungen des Schismas in Sachsen besonders deutlich werden, wo Heinrich der Löwe schonungslos die Unsicherheit der kirchlichen Lage für seine Zwecke auszunutzen verstand. Wie Konrad von Mainz von einer Fahrt nach Compostella, so kehrte W. von einem Besuche des heiligen Landes, den er im J. 1164 unternommen hatte, mit veränderter Gesinnung heim. Auf päpstlicher Seite hat man diese Wandlung als Folge eines in der Gefangenschaft, in die W. gerathen sein soll, gethanen Gelübdes erklärt, aber es bedurfte für ihn kaum einer solchen Nöthigung. Die Steigerung des religiösen Gefühles, die mit diesen Pilgerfahrten verbunden war, mußte nicht minder stark auf ihn einwirken als der Umstand, daß er, losgelöst von den persönlichen und politischen Einflüssen der Heimath, die Sachlage unbefangener und in ihrer Wesenheit beurtheilen lernte. Im Wandel an den heiligen Stätten, zu welchen die mächtigste Idee seines Zeitalters mit zauberhafter Gewalt Herz und Geist der Menschen hinlenkte, mußte es ihm klar werden, daß die vornehmsten Interessen des Christenthums, welche hier ihr sichtbares Ziel gefunden hatten, nicht durch den Kampf der beiden höchsten christlichen Gewalten gefördert werden konnten.

Kam W. als ein Anderer zurück, so war doch davon keine Rede, daß er nunmehr zur Gegenpartei übergetreten, sich von dem Kaiser losgesagt hätte. Dem bewahrte er auch weiterhin die Treue, sein Streben war auf einen Ausgleich zwischen Kaiser und Papst gerichtet. Begegnete er auf diesem Wege auch

einer Anzahl gleichgesinnter Männer, so war ihm doch schwere Prüfung nicht erspart, da alle Bemühungen für den Frieden an der Kampfeslust Reinald's von Dassel scheiterten. Offenkundig wurde der schwere Zwiespalt, in den W. gerathen mußte, in den leidenschaftlich erregten Auftritten des Würzburger Reichstags im Mai 1165, wo er gegen den Kölner Erzbischof seine warnende Stimme erhob, ohne jedoch dessen verhängnißvollen Einfluß auf den Kaiser brechen zu können. Etwas günstiger gestalteten sich die Friedensaussichten nach der unglücklichen Heerfahrt des Jahres 1167, auf der Reinald den Tod gefunden hatte. Da am 20. September 1168 auch Paschalis III. starb und sein Nachfolger Calixt III. so gut wie keinen Einfluß gewann, war thatsächlich das Schisma behoben. Doch hatten die in den nächsten Jahren wiederholten Versuche, eine Einigung herbeizuführen, keinen Erfolg. Dieser sollte erst im J. 1176 erzielt werden. Nach der Schlacht von Legnano wurde die Sache mit allem Ernste in Angriff genommen und endlich konnten im October Christian von Mainz, W. und Konrad, der Erwählte von Worms, als Friedensboten zu Alexander III. reisen, den sie am 21. October in Anagni trafen. Nach fünfzehntägigen Verhandlungen kam es zum Abschlusse eines Vertrages. Ihm folgte eine sehr angestrengte Thätigkeit der kaiserlichen Staatsmänner, welche endlich zu dem Frieden von Venedig (1. August 1177) führte. An allem und jedem hatte der Magdeburger Erzbischof den hervorragendsten Antheil gehabt, es war der größte und schönste Erfolg seines Lebens, in Reim und Prosa wurde er gefeiert und namentlich in Sachsen war man geneigt, ihm alles Verdienst ausschließlich zuzuschreiben. Froh eilte er aus der Lagunenstadt der Heimath zu, wo er schon am 4. October nachweisbar ist. Drei Jahre später schien W. neuerdings in Gegensatz gegen den Papst zu kommen, da Alexander III. ihm ernste Mahnungen wegen des die Abtei Nienburg betreffenden Tausches zugehen ließ, doch starb der Papst am 30. August 1181 und sein Nachfolger Lucius III. erwies sich dem Magdeburger günstig gesinnt, er bestätigte ihm den Besitz Nienburgs (1182 Juni 5) und dem Erzstifte den Besitz der von W. zugebrachten Güter und Ländereien (1184 October 25). Noch einmal hatte W. Anlaß, in dem Streite zwischen Kaiserthum und Papstthum Stellung zu nehmen, als er in einem mannhaften, kräftigen Schreiben die Ansprüche des den Deutschen feindlich gesinnten Urban III. zurückwies (December 1186).

Mit dem Frieden von Venedig hörte Wichmann's stete und unmittelbare Theilnahme an den Reichsangelegenheiten auf; zwar erschien er noch am Hofe, wenn der Kaiser nach Sachsen kam, mit zahlreichem Gefolge nahm er zu Pfingsten 1184 an dem Mainzer Feste Theil, auch dem jungen König Heinrich erwies er sich als treuer Berather und sandte ihm im J. 1185 seine Krieger unter dem Befehle des Burggrafen Gebhard, dessen Bruder Konrad Heinrich's Erzieher war, nach Italien, aber in der Hauptsache beschränkte sich der dem Greisenalter nahe Erzbischof auf die Angelegenheiten des Sachsenlandes und seines Erzsprengels.

Als Landesherr war W. vornehmlich durch den Streit Heinrich's des Löwen mit den sächsischen Fürsten und durch die Colonisation der überelbischen Lande in Anspruch genommen. Allerdings war W. von Anfang an in gutem Verhältniß zu Albrecht dem Bären, das er auch bis zu dessen am 18. November 1170 erfolgten Tode aufrecht erhielt, doch thäte man Unrecht, ihn von vornherein als einen Gegner des Welfen und als den Mittelpunkt aller gegen diesen gerichteten Bestrebungen zu betrachten, eher dürfte man ihm eine persönliche Vorliebe für den hochbegabten und bedeutenden Fürsten zusprechen. Oft erscheint er in kaiserlichen Urkunden als Intervenient für Heinrich, er nimmt auch an dessen wichtigeren Regierungshandlungen Theil und hat sich

während der langen Kämpfe stets zur Vermittelung geneigt erwiesen. Man wird sagen dürfen, daß er sich sein Verhalten nach dem des Welfen eingerichtet, dabei aber stets das Interesse des Reichs und seines Erzsprengels im Auge behalten hat. Indem er diese Linie einhielt, mußte er wiederholt im Gegensatz gegen den gewaltthätigen, von weitreichenden Herrschaftsplänen erfüllten Herzog gerathen. Heinrich hatte in territorialen und kirchlichen Fragen, die ihn mit Bremen, Halberstadt und Köln in steten Kampf verwickelten, mit Magdeburg nicht viel zu thun, es gab in dieser Hinsicht wenig Berührungs- und Streitpunkte, ein gutes Auskommen wäre möglich und auch im Interesse des Welfen gewesen, doch hat Heinrich dies nicht gewürdigt. Für das Erzstift lag eine große Gefahr darin, daß der unruhige Nachbar in Haldensleben festen Fuß gefaßt hatte und von hier aus das Vorland Magdeburgs, ja die Stadt selbst bedrohte. In den ersten Jahren herrschte allerdings Ruhe, da der Kaiser auf Seite des Welfen stand und auftauchende Streitigkeiten durch seine Vermittelung beseitigte. Als aber Heinrich auch gegen Köln in Widerstreit gerieth, trat Reinald in Verbindung mit den sächsischen Gegnern des Herzogs und nunmehr brach, während der Kaiser in Italien weilte, an allen Stellen der Kampf aus. Im Juli 1167 wurde ein feierliches Bündniß zwischen Magdeburg und Köln geschlossen, doch erwehrte sich der Welfe seiner Feinde und Friedrich vermittelte, als er aus Italien heimgekehrt war, einen Ausgleich. Dem Magdeburger war es nicht gelungen, Haldensleben zu erobern. Zunächst herrschte wiederum Friede und Heinrich konnte im J. 1172 seine Fahrt ins heilige Land unternehmen, nachdem er die Wahrnehmung der herzoglichen Gewalt für die Zeit seiner Abwesenheit an W. übertragen hatte. Die zweite Periode des Streites beginnt mit dem Jahre 1178. Nunmehr war der Kampf verschärft durch die Abwendung des Kaisers von dem Welfen und durch die Hereinziehung des kirchlichen Momentes, durch welches namentlich der Zwist zwischen Heinrich und dem in seine Rechte eingesetzten alexandrinischen Bischof Ulrich von Halberstadt hervorgerufen wurde. In diesen Kämpfen, welche erst mit der Verbannung des Welfen im J. 1182 endeten, wurde W. besonders durch die gräuliche Verwüstung Halberstadts am 23. September 1179, welche sein tiefstes Mitgefühl erregte, und durch die Kriegszüge gegen Haldensleben berührt. Nach einer vergeblichen Belagerung im Herbste 1179 war es endlich anfangs Februar 1181 gelungen, des Platzes Herr zu werden, und W. ließ, um die Gefahr ein für alle Mal zu beseitigen, den Ort zerstören. Das war nebst der Sicherung des durch Kauf erworbenen Sommerschenburger Erbgutes der einzige Gewinn dieser bewegten Jahre, welche des Erzbischofs Baarmittel so sehr erschöpft hatten, daß er mit Genehmigung des Kaisers eine Anleihe im Domschatze machen mußte. An den spätern Kämpfen gegen den heimgekehrten Welfen hat W. keinen besondern Antheil gehabt.

Ganz anders hatte sich sein Verhältniß zu Albrecht dem Bären gestaltet. Zu der Uebereinstimmung in politischer Beziehung gesellte sich die Gleichheit kirchlicher Anschauung. Das Zusammenwirken beider Männer trug die schönsten Früchte. Sie hatten als ihre wichtigste Aufgabe die Wiedergewinnung der von Otto dem Großen dem Reiche einverleibten, dann verlorenen überelbischen Gebiete erkannt, und es war ihnen klar geworden, daß dies Ziel nicht durch fruchtlose Raubzüge erreicht werden konnte, sondern daß der Kriegsthat die Arbeit des Friedens folgen müsse. Ihr erster Erfolg war die Eroberung Brandenburgs im J. 1157. In Verbindung damit stand die Erwerbung des Landes Jüterbogk für Magdeburg. Abrundung und Erweiterung erfuhr der überelbische Besitz des Erzbisthums dadurch, daß W. im J. 1166 dem Kaiser die rheinischen Güter Wesel, Jugenheim und Schönburg auf ließ und dafür die Abtei Nienburg erhielt. Durch diesen Tausch wurden weite Länderstrecken jenseits der Elbe, die

zu nutzen das Kloster außer Stande war, zur Verfügung des Erzbischofs gebracht, der dazu noch durch Tausch von seinen Wettin'schen Vettern das Land Dahme erwarb. In diesen Gebieten war er aufs eifrigste für die Verbreitung deutscher Cultur bemüht, vor allem durch Verleihung von Ländereien an deutsche, namentlich niederländische Ansiedler, welchem Beispiele auch die Klöster und reich begüterten Geistlichen nachfolgten. Bald genug konnte er selbst noch die Früchte seiner Arbeit ernten, es war ihm vergönnt, in dem neuem Lande das Kloster Zinna zu gründen, den rasch wachsenden Orten Magdeburger Recht zu verleihen und den erblühenden Handel durch Zollerleichterungen zu fördern. Ein weitausgedehntes Gebiet war dem Erzstifte und dem Reiche zugebracht, das sich lebhaften Gedeihens erfreute und im Stande war, die Folgen eines verheerenden Einfalles der Pommern (1179) trotz der Verwüstung Jüterbogks und Zinnas zu überwinden. Gegen Westen hatte W. sein Land durch die Erwerbung Freckelebens, Haldenslebens und des Sommerschenburger Erbguts gesichert, das er nach dem Ableben des Pfalzgrafen Adalbert (Anfang 1179) von der Quedlinburger Aebtissin Adelheid gekauft und gegen Heinrich den Löwen festzuhalten verstanden hatte. Aus seinem eigenen Besitze widmete er dem Erzstifte Seeburg, Löbejün und Baier-Naumburg.

Die Ausbreitung und günstige Entwickelung des Territoriums mußte vor allem auch der Hauptstadt zu Gute kommen. Der Erzbischof wahrte allerdings streng seine Rechte als Stadtherr und wehrte gleich anfangs nach längerem Streite den Versuch ab, das Schultheißenamt erblich zu machen, doch war seine Regierung auch in diesem engern Kreise von den günstigsten Folgen. Namentlich Handel und Marktverkehr müssen außerordentlich zugenommen haben, die Gewerbe schlossen sich, von ihm gefördert, zu Innungen zusammen und endlich verlieh er seiner Residenzstadt das erste Stadtrecht (1188) zur Vergütung des schweren Schadens, den sie durch den furchtbaren Brand vom 4. Juni 1188 erlitten hatte. In demselben Jahre betheiligte er sich an der Ertheilung des kaiserlichen Privilegs für Lübeck. So erschien er Zeitgenossen und Nachlebenden als einer der hervorragendsten Förderer deutschen Handels und Städtewesens, weit über die Grenzen der Heimath trugen die Magdeburger Kaufleute seinen Ruhm, auf den Korsun'schen Thüren der Nowgoroder Kathedrale brachten Magdeburger Künstler sein Bild an, und als man später Innungsurkunden und Stadtrechte fälschte, knüpfte man sie an seinen Namen.

Neben dieser Großes und Kleines mit gleichem Eifer und Geschick ergreifenden Thätigkeit wurde W. auch den geistlichen Pflichten seines hohen Amtes gerecht. Außerhalb seines Erzsprengels griff er nur selten in kirchliche Angelegenheiten ein, so etwa in dem Zehentstreit zwischen Corvey und Osnabrück, dessen Verhandlung ihn während der Jahre 1155—1157 infolge eines vom Papste erhaltenen Auftrages beschäftigte; sein besonderes Augenmerk war auch in diesem Betracht dem überelbischen Lande zugewendet. Unter seiner berathenden Theilnahme wurde die Neueinrichtung des Brandenburger Domcapitels vorgenommen, er konnte das Kloster Leitzkau, eine Stiftung der Ascanier, die Kirche zu Jerichow und den Dom zu Havelberg weihen, seine eigene Gründung ist das Kloster Zinna. Ganz besondere Fürsorge wandte er überhaupt den Klöstern zu, die von ihm eine große Anzahl von Urkunden erhielten. Selbstverständlich war er an der Einrichtung des Klosters Lauterberg, der Hauptstiftung des Wettin'schen Hauses, betheiligt, wo auch seine Mutter Mathilde neben ihrem Bruder Konrad ruhte. Daneben erfuhren reiche Gunst das Kloster U. L. Frauen in Magdeburg, Neuwerk bei Halle, Gottesgnade und Ichtershausen, die letzte Ruhestätte seiner Tante Geva. Mit allem Eifer war er auf die Ausbreitung der Prämonstratenserregel bedacht, wie er überhaupt das Andenken an seinen großen Vorgänger Norbert in aufrichtiger Verehrung stets erneuerte. Er selbst hat sein

väterliches Gut Seeburg zu einer Propstei umgewandelt (schon 1176 bestehend, im J. 1180 beurkundet) und das Morizkloster zu Halle (1184) gestiftet, seinen österreichischen Besitz zur Ausstattung des Benedictinerstiftes Seitenstetten (1184, 1185) verwendet. Selbstverständlich mußte auch das Kirchenwesen in der Metropole selbst sich hoher Blüthe erfreuen. Das Domcapitel, sowie die verschiedenen Klöster und Propsteien beherbergten eine große Anzahl vornehmer Geistlichen, die von hier aus zu höheren Würden gelangten, so z. B. Friedrich aus dem pfalzgräflichen Hause, der Bischof von Prag wurde, Siegfried, den Sohn Albrechts des Bären, der über Brandenburg auf den erzbischöflichen Stuhl von Bremen gelangte, dessen Bruder Heinrich u. a. Die Schulen scheinen sorgsam betrieben worden zu sein, wir finden während der Regierungszeit Wichmann's mehrere magistri sowohl beim Domcapitel als auch bei den städtischen Propsteien, so Albert (1168, 1178), Johannes (1171, 1173, 1180), Konrad (1178, 1183, 1185, 1191), Gevehard (1180), Heinrich (1185, 1191) und als den berühmtesten von allen den Magister Ludolphus (1178), der, ein Kroppenstedter Bauerssohn, seine Studien in Paris zurückgelegt hatte, im J. 1179 eine Propstei erhielt, um das Jahr 1184 Domdechant und endlich Wichmann's Nachfolger wurde (vgl. A. D. B. XIX, 385). Seine geistliche Gewalt gebrauchte W. auch, um den rohen Sitten, namentlich dem Unfug der Turniere, welche viele Menschenleben kosteten, zu steuern, seine eigenen Verwandten mußten seine Strenge fühlen und im J. 1175 hielt er eine besondere Provinzialsynode in dieser Angelegenheit ab. Unterstützt wurde W. in der Führung der kirchlichen Angelegenheiten von den Dompröpsten Gerhard († am 13. August 1161), Otto, Rokker (seit 1170 nachweisbar) und den Decanen Hazeko (bis 1161 nachweisbar), Siegfried (bis 1182 nachweisbar) und Ludolf.

Der Erzbischof, ein Mann von hoher Gestalt, von vornehmer und liebenswürdiger Art, liebte es, mit fürstlichem Glanze aufzutreten. Ein prächtiger Hofhalt umgab ihn, die hohen Verwandten von Wettin und Wippra weilten oft und gerne in seiner Nähe, zahlreiche Ministerialen bildeten ein stattliches Gefolge, das selbst in jener Zeit höchster Entfaltung ritterlichen Prunkes Aufsehen erregte. Die fürstlichen Hofbeamten, Kämmerer, Truchseß, Schenk und Marschall, ja selbst Falkner standen zu Diensten des hohen Herrn, der oft reiste und gerne auf seinen waldumgebenen Schlössern verweilte. Es mag ein ziemlich freies Leben an dem Magdeburger Hofe geherrscht haben, Dompropst Rokker hatte eine Tochter zu verheirathen, fahrende Sänger, Spielleute und Gaukler suchten die reiche Stadt und den freigebigen Fürsten auf, der an ihnen großen Gefallen fand, manch' fröhliches Lied, aber auch schaurige Klostergeschichten über die Folgen solches Wandels veranlaßt hat.

Am 25. August 1192 ist W., der schon im Juni erkrankt war, zu Könnern gestorben, die Eingeweide wurden hier beigesetzt, sein Leichnam aber wurde in Magdeburg von dem Bischof Dietrich von Halberstadt beerdigt. Mit ihm schied zwei Jahre nach Kaiser Friedrich's Tod sein getreuester Genosse aus dem Leben. Mögen Reinald von Dassel, Philipp von Heinsberg und Christian von Mainz glänzendere Thaten verrichtet haben, so hat doch keiner von ihnen die verschiedenen Aufgaben seines Amtes mit gleicher Umsicht behandelt und gelöst, keiner von ihnen das Interesse des Kaisers und des Reiches so treu und selbstlos gewahrt wie W., ihm darf man es nachrühmen, daß seine Friedensarbeit segen- und fruchtbringend gewirkt hat für viele Geschlechter des deutschen Volkes.

Ottonis Frisingensis Gesta Friderici ed. II. rec. G. Waitz. — Chronicon Montis Sereni in Mon. Germ. SS. 23, 139 ff. — Ann. Magdeburg. SS. 17, 193 ff. — Magdeburger Schöppenchronik in Chroniken der d. Städte 7, 117 ff. — Annalista Saxo ad 1036 in SS. 6, 679. — Genealogia

Wettinensis SS. 23, 227. — Heinrici de Antwerpe Tractatus de captione urbis Brandenb., SS. 25, 483. — Ann. Palidenses SS. 17, 84 ff. — Ann. Pegav. SS. 17, 258 ff. — Vincentii Pragensis Ann. SS. 17, 673. — Ann. S. Petri Erphesfurd. SS. 16, 22, 24. — Chronica principum Saxoniae SS. 25, 475, 477. — Chronica regia Colon. p. 90, 119. — Ann. Stederburg. SS. 17, 214. — Fundatio mon. Gratia Dei SS. 20, 690. — Romualdi Annales SS. 19, 442 ff. — Gesta ep. Halberstad. SS. 23, 108. — Relatio de pace Veneta SS. 19, 462. — Gotifredi Viterb. Gesta Friderici in SS. 22, 330, 333. — Carmina Burana ed. Schmeller p. 34, No. 29. — Ann. Marbacenses SS. 17, 162. — Helmoldi Chronica Slav. lib. II, cap. 7—9. — Chron. ep. Mersburg. SS. 10, 189. — Catalogus archiep. Magdeb. SS. 25, 486. — Jaffé Mon. Corbeiensia No. 343, 401, 402, 441, 444—447, 450—453, 455, 474, 475. — Opel, Eine Urk. des B. vom W. 1. April 1154 in Neue Mittheil. 10 (1863) b, 272 Nr. 3. — Winter, Eine Urkunde zur Gesch. des Eb. W. in Magdeb. Geschichtsbl. 5 (1870), 260. — UB. d. Hochstifts Halberstadt 1. Bd., Nr. (147, 148, 152, 169, 184), 210, 213, 221, 222, 287—289. — Janicke-Hoogeweg, Hildesheimer UB. 1. Bd. — Urkunden des Klosters Seitenstetten in Fontes rer. Austr. II, 33, Nr. 9—11, 13, 14, 24, 88. — Cod. dipl. Anhaltinus ed. v. Heinemann, 1. Bd. — Bouquet SS. 16, 239. — Sudendorf, Registrum I, No. 30, 35. — Hansisches UB. I, Nr. 15, 16, 21, 26, 32. — Lübecker UB. I, Nr. 7. — Schultes Directorium 2, Nr. 66—318. — v. Mülverstedt, Regesta archiepiscopatus Magdeb. 1. Bd. — Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit 5. und 6. Bd. — Zedler's Universal-Lexikon 55, 1667 mit Angabe der älteren Litteratur. — Fechner, Leben des Erzb. W. von Magdeburg in Forsch. zur d. Gesch. 5 (1865) 417 ff. — Winter, Erzb. W. von Magdeburg ebenda 13 (1873), 111 ff. — Theodor Mayer, Einige Bemerkungen über die Familie der Stifter von Seitenstetten im Archiv f. öst. Gesch. 21 (1859), 356 ff. — Raumer, Hist. Charten, Tafel 4, 7, 16. — Cohn, Wettin'sche Studien in Neue Mittheil. 11 (1867), 137 ff. — Posse, Markgrafen von Meißen p. 280 ff. — Lepsius, Gesch. der B. von Naumburg I, 47 ff., 153 ff. — Bernheim in Forsch. z. d. Gesch. 20, 370 ff. — Reuter, Geschichte Alexander's III., 3 Bde. — Ficker, Rainald von Dassel p. 71, 82. — Kehr, Der Vertrag von Anagni in Neues Archiv 13 (1887), 77 ff. — Scheffer-Boichorst, Kaiser Friedrich's I. letzter Streit mit der Kurie p. 85, 123 ff. — Harttung, Die Territorialpolitik Wichmann's in Magdeburg. Geschichtsbl. 21 (1886), 9 ff. — Ludw. Giesebrecht, Wendische Geschichten 3, 65 ff. — Winter, Zur Gesch. des Klosters Zinna in Magdeb. Geschichtsbl. 11 (1876), 291. — Kötzschke, Unternehmerthum in der ostdeutschen Kolonisation, S. 14 ff. — Gervais in Neue Mittheil. 6 a, 118. — Hoffmann-Hertel, Gesch. der Stadt Magdeburg I, 74 ff. — Specht, Gesch. des Unterrichtswesens p. 354, — Holstein, Die Magdeburger Domscholaster in Magdeb. Geschichtsbl. 22 (1887), 397 ff. — Wattenbach, Geschichtsqu. 2[6], 350. — Abbildung der Siegel Wichmann's in Neue Mittheil. 7 (1846) a, 129 ff.

K. Uhlirz.

Wiener *): Christian W., namhafter Mathematiker, geboren am 7. Decbr. 1826 zu Darmstadt, wo sein Vater Criminalrichter war, † am 31. Juli 1896 in Karlsruhe als Professor der darstellenden Geometrie und graphischen Statik an der dortigen technischen Hochschule. Mit 17 Jahren bezog er die Universität Gießen zum Studium des Baufachs, in dem er auch die Staatsprüfung ablegte. Doch drängten ihn Neigung und Begabung zur wissenschaftlichen und Lehr-

*) Zu S. 420.

thätigkeit hin, und so trat er unmittelbar nach Beendigung seines Studiums als Lehrer in die höhere Gewerbeschule in Darmstadt ein, deren Director Külp schon damals mit dem später verwirklichten Plane umging, diese Schule in ein Polytechnikum auszubauen. Doch war es Külp trotz aller Bemühungen nicht möglich, ihm eine bleibende Stelle an dieser Schule zu sichern, und so folgte W. dem Drängen seiner Gießener Lehrer, insbesondere Liebig's, sich an der Landesuniversität zu habilitiren. Vorher jedoch (im Herbst 1850) ging er auf ein Jahr nach Karlsruhe, um unter Redtenbacher weitere Studien zu betreiben. Zwischenhinein promovirte er in Gießen mit einer mathematischen Dissertation und erwarb sich dadurch die facultas docendi. Im Sommer 1851 begann W. seine Thätigkeit als Privatdocent und hielt als solcher Vorlesungen über darstellende Geometrie und technische Fächer. In diese Zeit fällt eine Reise zur Weltausstellung in London, auf der ihm eine Sammlung geometrischer Modelle nachhaltige Anregungen brachte. Schon in der Mitte des zweiten Semesters seiner Privatdocententhätigkeit erhielt er einen Ruf an das Polytechnikum in Karlsruhe, wo ihm an Stelle von Guido Schreiber die Professur für darstellende und praktische Geometrie übertragen wurde. Dort hat W. 44 Jahre hindurch eine Thätigkeit entfaltet, die sowohl der Wissenschaft, wie seiner Hochschule die reichsten Früchte gebracht hat. Da er von Anfang an das Vertrauen seiner Amtsgenossen und der Regierung in hohem Grade besaß, war es ihm vergönnt, planvoll in die Organisation der technischen Hochschule einzugreifen, dreimal an leitender Stelle als gewählter Director. In seiner Wissenschaft pflegte W. den Umgang mit hervorragenden Fachgenossen, und wie durch die Freundschaft mit Redtenbacher, so war ihm auch sonst in Karlsruhe reichliche Gelegenheit zum Gedankenaustausch gegeben. Mit Clebsch und Schell zusammen gründete er ein mathematisches Kränzchen, das sich in alter Form auch unter dem Wechsel der Theilnehmer erhielt. Mit Clebsch verband ihn noch nach dessen Weggang von Karlsruhe innige Freundschaft. Die Gelegenheit, die sich ihm auf den Naturforscherversammlungen bot, mit andern Mathematikern zusammenzutreffen, hat er oft benützt, jedoch nie, ohne sich dabei thätig zu zeigen durch Mittheilung einer seiner schönen Untersuchungen oder durch Vorzeigen eines seiner feindurchdachten geometrischen Modelle, von denen das einer Fläche dritter Ordnung mit 27 reellen Geraden Aufsehen erregte und Anlaß zu wichtigen anderen Untersuchungen gegeben hat. Gerade durch diesen mannigfachen persönlichen Verkehr ist eine Fülle von Anregungen von ihm ausgegangen. So auch im naturwissenschaftlichen Verein zu Karlsruhe, in welchem er einen Theil seiner mathematischen, viele philosophische, die meisten seiner physikalischen Untersuchungen zuerst bekannt gegeben hat. Er durfte dies, da er die Kunst besaß, strenge Wissenschaft einem weiteren Zuhörerkreis verständlich zu machen. Dadurch war auch seine Lehrthätigkeit in ganz hervorragendem Maaße ersprießlich; selbst mit einer Raumanschauung von seltener Kraft begabt, wußte er dieses Vermögen auch bei seinen Schülern zu wecken und zu stärken. Seine Erfolge als Lehrer und die geachtete Stellung unter seinen Collegen verdankte er aber am meisten den harmonischen Eigenschaften seines Wesens: der stets heiteren Liebenswürdigkeit und dem Wohlwollen gegen jedermann, der Gerechtigkeitsliebe und dem strengen Pflichtgefühl.

Wiener's wissenschaftliche Arbeiten beziehen sich auf Mathematik, Physik und Philosophie. Denn sein Streben, alle Erscheinungen auf den Grund zu verfolgen, hatte ihn frühzeitig von der Physik und Mechanik zur Philosophie geführt, und jenen drei Gebieten gehören auch seine drei Hauptwerke an. Jedes von diesen ist die Frucht langjähriger angestrengter Arbeit. Das erste „Die Grundzüge der Weltordnung" (Leipzig und Heidelberg 1863, neue Ausgabe in zwei Bänden 1869) enthält ein philosophisches System, das auf der Grundlage der

Naturwissenschaften aufgebaut ist, deren Methoden er für die Erforschung sowol der nichtgeistigen Welt (1. Band, Atomenlehre), wie auch der geistigen Welt (2. Band) in Anspruch nimmt. In späteren Abhandlungen hat er manche Stoffe dieses Werkes weiter ausgeführt, so in seiner „Begründung der Sittenlehre“ (Darmstadt 1879) seine Lehre von den von einander unabhängigen Grundvermögen und von der Zusammenwirkung der Triebe. Als ein Vorbild klarer philosophischer Darlegung wurde von Vertretern der verschiedensten philosophischen und religiösen Richtungen seine Directorrede über „Die Freiheit des Willens“ (Darmstadt 1894) anerkannt. In seinem zweiten Hauptwerk: „Lehrbuch der darstellenden Geometrie“ (2 Bände, Leipzig 1884 und 1887) hat er die Errungenschaften seiner langjährigen Lehrthätigkeit niedergelegt und eine Menge schöner in echt geometrischem Geiste geführter Untersuchungen hinein verwoben. Von seinem wichtigsten Werk physikalischen Inhalts „Die Helligkeit des klaren Himmels und die Beleuchtung durch Sonne, Himmel und Rückstrahlung“ hat er den Druck nicht mehr erlebt, es wird dieser in den „Nova acta“ der Leopoldinischen Akademie erfolgen. Die großen Schwierigkeiten, die sich hier der Behandlung des Stoffs entgegenstellten, hat er durch eine neue gemischte Methode überwunden, indem er bald rechnend, bald zeichnend verfährt. — Man vergleiche: „Zur Erinnerung an Dr. Christian Wiener“, Leopoldina 1896 Nr. 10 u. 11. Dort findet sich auch ein Verzeichniß sämmtlicher wissenschaftlichen Veröffentlichungen Wiener's.

Hermann Wiener.

Wilbrand*) (Hildebrand), Erzbischof von Magdeburg, war der Sohn des thüringischen Grafen Günther von Kefernburg, ein Bruder des Erzbischofs Albrecht II. von Magdeburg. Während der Regierungszeit seines Bruders finden wir ihn im Domcapitel in verschiedenen Würden, von 1225—1235 war er Dompropst. Als die Nachricht von dem Tode des in Constantinopel verstorbenen Erzbischofs Burchard nach Magdeburg gekommen war, wurde W. 1235 zum Erzbischof gewählt. Jetzt, wo die kaiserliche Gewalt im schnellen Sinken, die Macht der Territorialherren im Aufsteigen begriffen war, haben die Magdeburger Erzbischöfe keine Gelegenheit mehr gehabt, in die Angelegenheiten des Reiches thätig einzugreifen. Dagegen ist eine längere Zeit von Wilbrand's Regierungszeit ausgefüllt mit Kämpfen mit den thatkräftigen Ascaniern Otto und Johann von Brandenburg. Als nämlich der Markgraf Heinrich von Meißen Ansprüche erhob auf die Städte Köpenick und Mittenwalde, übertrugen die Markgrafen Otto und Johann die Vermittelung dem Erzbischof W. Dieser aber überlieferte die Städte dem Markgrafen Heinrich, wogegen die brandenburgischen Markgrafen nun die zum Erzstift Magdeburg gehörige Stadt Lebus wegnahmen. Darüber kam es zum Kriege (1239), in welchem die Markgrafen von W. und dem mit ihm verbündeten Bischof Ludolf von Halberstadt geschlagen wurden, als sie versuchten, die Grafschaft Hadmersleben, welche die beiden Kirchenfürsten sich getheilt hatten, ihnen wieder zu entreißen. Markgraf Otto selbst wurde gefangen und mußte sich mit einer großen Geldsumme lösen. Bald aber änderte sich die Lage. Bei einem Einfall in die Altmark erlitten die Bischöfe bei Gladigau an der Biese eine empfindliche Niederlage; Bischof Ludolf von Halberstadt wurde mit 60 Edelleuten gefangen und mußte sich mit derselben Summe lösen, welche früher Markgraf Otto bezahlt hatte, Erzbischof W. rettete sich schwer verwundet nach Calbe a. M. und von da nach Magdeburg. 1244 erneuerte W. den Krieg, verbrannte Wolmirstedt und verheerte das benachbarte brandenburgische Land, erlitt aber bei einem Einfall in das Havelland bei Plaue wieder eine schwere Niederlage durch die Markgrafen. Nachdem auch noch ein Einfall in die Altmark unglücklich geendet hatte, wurde endlich der Friede hergestellt.

*) Zu S. 474.

Mit der Stadt Magdeburg hat der Erzbischof im ganzen ein freundliches Verhältniß aufrecht erhalten und hat ihr manche Vortheile gewährt, wenn man auch die Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten nicht sicher erweisen kann, da die Urkunde jedenfalls eine spätere Fälschung ist. Im Domcapitel führte während seiner Regierungszeit die zwiespältige Wahl eines Dompropstes zu einem blutigen Auftritt, bei dem der eine Bewerber um diese Würde, Albrecht von Gleichen, getötet wurde. Aus dieser Angelegenheit entstand ein Streit zwischen dem Erzbischof und der Stadt, worin das Schloß und Dorf Biederitz von den Bürgern zerstört wurde. Genaues wissen wir aber darüber nicht, wie überhaupt manches aus Wilbrand's Geschichte noch der Aufklärung bedarf. W. starb 1253.

Hoffmann, Geschichte der Stadt Magdeburg I. — Magdeburger Geschichtsblätter V. — Magdeb. Regesten II. G. Hertel.

Verzeichniß

der im 42. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



